Ser. 18 ml
4°

1864 Unterhaltungsblatt

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

Jahrgang 1864.

Redigirt

von

Daniel Kranzbühler jun.

Neustadt a. d. Haardt.

Buchdruckerei von D. Kranzbühler jun.

252 - 71

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Gedichte.

	Nro.
Zum neuen Jahre	1
Deutscher Trost	4
Jetzt oder nie	7
Der Kampf mit dem Drachen	10
Zwei Engel	13
Das Salz der Ehe	14
Aus der Ferne	16
Die Dorfschmiede	19
Der letzte Postillon	22
Das Glück ein Traum	25
Kommen und Scheiden	28
Vor langen Jahren	31
Unserm großen Todten	32
Dem Todten und dem Lebenden	36
Ostergruß	37
Dienstmagds Leiden	40
Was noch fehlet	43
Die Veilchen	46
Der Durstige	49
Zur Shakespeare-Feier	50
Das Denkmal	52
Frühjahrsfeldzug	58
Soltwedel	61
Verzage nicht	64
Der Frohsinn	67
Myosotis palustris	70
Der Abendstern	73
Vor und nach der Hochzeit	76
Wechsel	79
An die Sonne	80
Sage der Kestenburg	82
Festgedicht an König Ludwig I.	86
An die Heimath	88
Eine Geisterstimme	91
Propemptikon der Lateinschüler	94
Liebe und Freundschaft	100
Ein Feldherr	103
Vaterland und Freiheit	106
Romanze	109
Selig	112
Lamey	115
Die 3 Küsse der Frauen	118
Das Traubenkurmädchen	118
Herbstabend	121
Vorwärts	124
Entschluß eines Mädchens	127
Der Invalide	130
Die Freude wollte sich vermählen	131
Die Pilzespore	136
Jungfernsprung	139
Das Lied vom Wein	142
Der Fichtenodelschnuppduwack	145
Herbst und Frühling	151
Weihnachten	154
In den letzten Stunden des Jahres	157
Mädchen-Andacht	157

Digitized by Google

Novellen, geschichtliche und naturwissenschaftliche Betrachtungen etc.

	Nro.
Zwei Kinder der Armuth	1
Unterstützungsverein für Fabrikarbeiter	2
Harmlose Betrachtungen	3
Ein Capitel für Eltern	5
Entstehung und Kraft des Dampfes	6
Coburger Lotterie	7
Ein Sturm in der Sandwüste	8
Geschichte der Stecknadel	11
Eine wahre Geschichte	15
Michel, seine Brüder ꝛc.	16
Brand einer Kirche	17
Ein Menschenleben unter dem Daumen	18
Häusliche Wunderthaten	19
Ein kleines Drama	20
Das Portrait	21
Ueber das Gähnen	23
Der erste Versuch	25
Ein Seitenstück zu König Lear	26
Ueber Trichinen	28
Die Bienen als Bundesgenossen	29
Eine Zeugen-Vernehmung	33
Das Kind versteht es noch nicht	34
Die Ehe	35
Praxis und Theorie	38
Letzte Worte Sterbender	40
Der Deichbauer	41
Neuestes über Japan	41
Ueber das Aprilschicken	44
Die Verkehrsanstalten bis heute	45
Napoleon III. in der Schweiz	47
Ueber Meyerbeer	58
Wie man mehr verschenken kann, als man besitzt	63
Ueber Electricität	65
Die Versuchung	70
Lebendige Perlen	73
Zum Capitel vom Schuldenmachen	74
Adam Riese	78
Der Hausarzt	79
Für Mädchen und Frauen	79
Der römische Bettelmönch	80
Alte Mode	82
Ein Heirathsversprechen	84
Der Proceß de Buck	85
Die Hauptprobe	93
Die Junggesellen und die Frauen unserer Zeit	99
De mortuis nil nisi bene	101
Kennzeichen der Hundswuth	102
Ein ergreifender Auftritt	103
Ein International-Institut	104
Geld	105
Erinnerungen an L. Uhland	105
Zwei neue Entdeckungen	106
Das Salz des Lebens	107
Eine amerikanische Weite	109
Abhandlung über den Hausschlüssel	110
Das ledige Fräulein	111
Nur keine Uebertreibung	113
Die Deutschen in Brasilien	116
Der Dürkheimer Wurstmarkt	118
Caspar Netscher's Brautwerbung	121
Luft, Lunge, Leben	123
Der Graf von Hallberg	126
Bad Schwalbach 1583 und 1864	127
Wie man einen Gläubiger los wird	128
Touristen-Poesie	129
Das kostbare Tischgebet	130
Wilhelm und Louise	131
Lauenburg	132
Neue Anwendung der electr. Telegraphie	133
Schönöhrchen	137
Die Geburt und Taufe des deutschen Michels	140
Mund und Magen	141
Marseillaise	143
Der Notär in der Falle	144
Hunger und Nahrung	146
Der Winter 1865	148
Eine wahre Geschichte	150
Er kommt aus dem Verein	153
Ueber den Tennessee-Fluß	155
Papst Pius der Neunte	155
Eine moderne Tragödie	157

Landwirthschaftliches und Gemeinnütziges.

Gegen die Klauenseuche	1
Oeltinte	3
Heizung der Zimmer	5
Gegen Keuchhusten	9

Digitized by Google

	Nro.
Wasserstandsgläser	12
Gegen das Ungeziefer der Schaafe	13
Populäre Bienenzeitung	14
Traubenkrankheit	14
Reinigen der Obstbäume	22
Bleiröhren zu Wasserleitungen	27
Gesundheitssohlen	29
Früchte aufzubewahren	30
Farrenkraut für Betten ꝛc.	31
Befleckte Zeuge wiederherzustellen	34
Stahlwaaren vor Rost zu schützen	37
Aufbewahrung von Fett	38
Präserviren der Karden	42
Geschnittene Rüben als Futter	43
Unfruchtbare Bäume	44
Gartenwege vom Grase rein zu halten	46
Die Kirschpflaume	47
Wichse für Pferdegeschirr	54
Künstliches Schmalz	55
Vergilbte Wäsche	56
Kleienfutter	58
Die Traubenkrankheit	60
Theebretter zu reinigen	62
Hühnerfutter	63
Der schwarze Kornwurm	64
Die Abfälle von Weißblech	66
Flüssiger Dünger	67
Mastschweinezucht	68
Raupenvertilgung	69
Eierlegen	74
Pelargonienvermehrung	75
Gegen Fliegen	78
Nettigzucht	79
Fässer zu reinigen	83
Ueber den Sauerwurm	84
Gegen die Hundswuth	86
Gegen Frostbeulen	90
Alabaster zu reinigen	91
Wohlfeiles Siegellack	92
Vergilbte Kupferstiche ꝛc. zu bleichen	93

	Nro.
Zur Butterbereitung	94
Hühnerfutter	95
Ausrottungsmittel für Nagethiere	96
Kaffee zu mahlen	100
Der Gaskalk	101
Feste Milch für Auswanderer	102
Gutes Rauchfleisch	103
Gegen den Bienenstich	104
Schlechten Kaffee zu verbessern	105
Weinbergspfähle von doppelter Dauer	106
Fleisch vor Maden zu bewahren	108
Waschen des Kaffee's	109
Gegen die Kartoffelkrankheit	116
Roßkastanien als Futter	118
Zwiebeln als Hühnerfutter	119
Beschlagen wilder Pferde	121
Waschen mit sehr wenig Seife	123
Vorzügliches Zahnpulver	125
Ratten und Mäuse zu vertreiben	126
Gegen entzündete Augen	127
Aufbewahrung des Winterobstes	128
Nutzen der Holzkohle	129
Gegen Zahnschmerz	131
Steinerne Weinfässer	135
Das Düngen der Obstbäume	137
Gegen den Pips der Hühner	138
Warzen zu vertreiben	139
Eisenwaaren silberglänzend zu machen	142
Ueber den Dünger	143
Baumkränklichkeit	144
Verwahrung der Pflanzen	145
Einfluß der Hörner auf die Milch	146
Gegen Zahnschmerz	147
Benützung des Unkrauts	148
Neues Waschmittel	153
Essigbereitung	154
Einfluß fein zerstoßener Kohlen auf die Vegetation	155
Verhütung des Schimmelns	157

Literarische Notizen, Denksprüche und Verschiedenes, Räthsel u. s. w.

in fast allen Nummern.

Digitized by Google

Königliche Staatsbibliothek MÜNCHEN

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 1. Samstag, den 2. Januar **1864.**

Zum neuen Jahre!

Seid mir gegrüßt, des Jahres erste Stunden,
Gegrüßt, du heides neues Jahr!
Dem neuen wandelt sich zur Lebenswiege
Des hingeschied'nen Todtenbahr.
Wer weilet nicht mit Ernst bei dem Gedanken:
Wie Zukunft und Vergangenheit
In stillen Augenblicken sich vereinen
Und wieder trennen? Wie die Zeit
In Jahren und Jahrhunderten entstiehet?
Ein Tropfen jeder Augenblick
Im nie gehemmten Strom vorübergleitet —
Und kehrt nun ewig nicht zurück?
Und wie im Strom der Zeit auch 's Menschenleben
So schnell und unbemerkt enteilt,
Wie selbst der Greis nur wen'ge kurze Jahre
Im Thal der Sterblichkeit verweilt?
Wie Vor- und Nachwelt sich umschlingt und trennet,
Und Tausende, geboren kaum,
Eh' sie mit Selbstbewußtsein noch erwachten,
Vollenden schon des Lebens Traum?

Wie? Traum! Nur solcher wäre 's Menschenleben?
Von Wieg' und Grab umgrenzt das Sein?
Geboren würden wir, zu sterben — blühten
Nur für den Staub? Nein, wahrlich nein!
Nein, Menschen, fegnet euer Loos! Unsterblich,
Unsterblich für die Ewigkeit
Seid ihr durch das Gesetz, das Geister adelt,
Schon hier auf Erden eingeweiht.
Gott leitet seine Sonnen, seine Sterne
Jahrtausende auf gleicher Bahn
Und führet durch den Wechsel aller Zeiten
Die Geisterwelt zum höhern Ziel hinan.
Erlöschen mögen Sonnen, mag zertrümmern
Der Welten Bau: ihr, mehr als sie,
Von Gott Beseelte und der höhern Geister
Verwandte, ihr vergehet nie!

Zwar jede Gegenwart eilt unaufhaltsam
Zu der Vergangenheit hinab;
Es sinken fliehend Stunden, Tage, Jahre
Und selbst Jahrhunderte ins Grab:
Doch Menschenkraft bezeichnet sie mit Thaten,
Die Vorwelt wird die Lehrerin
Der Nachwelt; und die Menschheit strebt und ringet
Nach einem höhern Ziele hin.
Und Gottes Reich wird immer näher kommen:
Die heil'ge Wahrheit macht uns frei —
Frei von des Wahns und Irrthums Sclavenbanden,
Frei von des Lasters Tyrannei.

Laß, Ewiger, das Jahr, das wir beginnen,
Der Menschenliebe heilig sein!
Laß Menschen sich dem himmlischen Berufe
Der Wahrheit und der Tugend weih'n!
Religion, so wie der Herr sie lehrte,
Erleucht' und heil'ge Herz und Sinn,
Stärk' uns zum Edlen und sei bis zum Grabe
Uns immer treue Führerin!
Heil allen Guten! Reu' und Besserung Jedem,
Der sclavisch noch dem Bösen fröhnt,
Und Jeder, der noch Haß und Feindschaft fühlet,
Sei mit dem Feinde ausgesöhnt!
Trost jedem Leidenden und Hilf' und Rettung!
Und wenn des Geistes Hülle fällt,
Der Todesschlaf das Auge schließet —
Ein sanfter Uebergang zur bessern Welt!

Zwei Kinder der Armuth.

1.

Es ist ein düsterer, trauriger Novemberabend. Klagend heult der Wind durch die entblätterten Aeste der alten Bäume, kein Stern ist sichtbar, und ein kalter Sprühregen erhöht noch das Trübselige der spätherbstlichen Scene.

Digitized by Google

Wir stehen vor einem stattlichen, neben den romantischen Ueberbleibseln einer verfallenen Abtei errichteten Herrenhause, dessen hintere, moderne Bauart seltsam mit der feierlichen Größe des verwitterten Steinhaufens contrastirt, während die einst massiven Mauern des letztern, deren phantastisch gestaltete Bruchstücke überall zwischen riesigen Baumstämmen, welche ihr kahles Gezweig gleich flehend zum Himmel erhobenen Armen emporstrecken, sichtbar werden, dem Blick des nächtlichen Beschauers ein unheimliches, gespensterhaftes Bild bieten.

In dem schönen Hause jedoch scheint Alles Wärme, Licht und Fröhlichkeit.

Alles, was der Luxus erheischt, ist darin angehäuft. Eines der Gemächer ist besonders hell beleuchtet, und in ihm hat der heitere junge Gebieter des glänzenden Haushalts einen kleinen Kreis erlesener Freunde um den gastlichen Tisch versammelt.

Lord Eswald gilt für den reichsten Mann in —shire. Auch ist er jeder Fessel frei.

Weder Vater noch Mutter ist am Leben, mit weisem, obschon unwillkommenem Rath seine Freuden zu beschränken, kein dienstwilliger Freund läßt sich als Warner hören, keine besorgte Gattin widerstrebt seinen Launen, — Alles um ihn her ist stumm, oder schmeichelnd und unterwürfig.

Wir wollen sein Porträt entwerfen, wie er dort so anmuthig im weichgepolsterten Sessel zurücklehnt.

Seine Stirne ist glatt und weiß; die hellbraunen Locken, welche sie umgeben, üppig und glänzend, und das strahlende blaue Auge, obschon fast zu sinnlich in seinem Ausdruck, für den oberflächlichen Beobachter voll Zauber und Güte. Der kühne Schnitt des Profils, die geschwungene Oberlippe und das vorspringende Kinn sprechen von Uebermuth und Stolz, aber der Eindruck mildert sich durch das gewinnende Lächeln, das seinen Mund umspielt. Ein leichtes Bärtchen kräuselt sich über demselben, die Wange ist aber noch glatt und zart.

Ist dies das Bild eines Edelmannes? In einer Bedeutung — ja; doch gehört diese Bedeutung fast nur dem Namen an.

Wir wenden uns wieder zu der Außenseite der vornehmen Behausung und suchen das Geheimniß jener dunkeln Gestalt zu ergründen, welche seit länger als einer Stunde das Fenster des hellerleuchteten Zimmers umschlichen hat.

Es ist eine weibliche Gestalt, — aber in solchem Wetter, zu solcher Stunde! Was kann sie herbeigezogen haben? Und warum blickt sie so scharf in das schimmernde Fenster?

Ein Theil der reichen Draperien ist leicht zurückgeschlagen, und die auf solche Weise gebildete Oeffnung gewährt eine Aussicht in das Innere des Gemachs, in welchem Lord Eswald und seine Freunde sich behaglicher Wärme und üppigen Genusses erfreuen und es nicht vermuthen, daß draußen ein bleiches, junges Antlitz sich gegen die kalten Scheiben drückt, daß die traurigen, dunkeln Augen schwere Thränen vergießen, und die zarten, leichtbekleideten Glieder in der Kälte der winterlichen Nacht erzittern.

Aber das unglückliche Geschöpf achtet nicht des eisigen Windes, der mit ihrem langen Haar sein Spiel treibt und ihrem leichten, halbtheatralischen Anzuge spottet. Sie harrt auf der Stelle, drückt das Gesicht gegen das Glas und läßt die traurigen Augen auf das lebensfrohe Bild im Innern haften.

O! — von welchem Uebermaß des Leidens sprechen diese Augen! Welch' jammervolle Geschichte des Elends und der Schmach enthüllt ihr düsterer Glanz! Und doch — welcher Reichthum unermeßlicher, sehnsüchtiger Zärtlichkeit verräth sich in ihrem leidenschaftlichen Blick!

Armes, junges Geschöpf! Was auch immer Dein Vergehen, die Strafe hat Dich schnell ereilt! Das Mädchen ist jung und schön, obwohl von Schmerz und Gram geknickt. Ein Fürstenkind möchte sie um ihre schlanke, anmuthige Gestalt beneiden; und diese langen, glänzenden Flechten, die ihr Haupt schmücken, wie dunkel und üppig sie sind! Die Hände und Füße sind klein und wohlgeformt, und ihre Haut ist so weich und fleckenlos, als die der Verwöhntesten ihres Geschlechts.

Sie ist jung, um das Opfer des Unglücks zu sein, kaum siebzehn, aber sie hat lange genug gelebt, das Dasein als eine Last zu fühlen und mit bittern Klagen sich gegen das Schicksal aufzulehnen.

Ein Diener betritt das Gemach, in dem

Digitized by Google

sich der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit befindet; er bemerkt den nachlässig zurückfallenden Vorhang und zieht ihn eiligst dichter zusammen.

Der Dienstfertige ist besorgt für seinen vornehmen Herrn, daß kein Zuglüftchen ihn erreiche und seiner Gesundheit Schaden zufüge.

Was kümmert es übrigens den Einen oder Anderen, daß außerhalb dieser seidenen Draperien ein armes verlassenes Kind, dessen Hoffnung und Leben durch das Gelüst eines Augenblicks in der Knospe erstickt ward, friert und weint?

Das Mädchen wendet sich langsam ab und verschwindet dann in der Dunkelheit.

Als sie die Ruinen der Abtei erreicht, blickt sie noch ein Mal zögernd und unentschlossen zurück, als ob sie einem geliebten Gegenstande Lebewohl sage.

„Er sitzt dort in Wärme und Fröhlichkeit," flüsterte sie und blickte durch ihre Thränen nach dem großen Fenster, das sie so eben verlassen, durch dessen rothe Draperien Lampenschein und Feuergluth einen brennenden Schimmer nach außen warfen.

„Er ist umgeben von jeder Bequemlichkeit, welche das Herz wünschen kann, und ich stehe hier im kalten, kalten Regen, mit der Schmach und dem Tode als Gefährten! O wie grausam! wie grausam! Vor nur drei Monaten traf er mich hier, fast auf dieser nämlichen Stelle; damals war ich ein fröhliches, harmloses Kind, — und jetzt!"

Das Wort erstarb in bitterem Schluchzen, sie lehnte sich an ein Stück des alten Gemäuers und gab sich einem Ausbruch leidenschaftlicher Verzweiflung hin.

Plötzlich vernahm sie den Ton sich nähernder Fußtritte. Er schien sie aus ihrem wilden Schmerze aufzustören, und ihr Schluchzen unterdrückend und die Thränen trocknend, ging sie schnell vorwärts.

Aber schon nach wenigen Secunden wurde das Mädchen von einem großen, zigeunerhaft aussehenden Manne eingeholt. Sie schien ihn zu kennen, denn sie stand still und ein Ausdruck der Furcht flog über ihre Züge.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kartenwerk.

In dem bekannten Verlage des Bibliographischen Instituts in Hildburghausen ist soeben unter anderen Kartenwerken ein solches von Bayern erschienen, auf das wir nicht verfehlen wollen, unsere Leser aufmerksam zu machen. Dasselbe ist nach den neuesten topographischen Aufnahmen von Major Radefeld in 4 Blättern bearbeitet, die sich durch Sauberkeit der Zeichnung und Reichthum an Ortsangaben gleichmäßig auszeichnen. Das erste Blatt begreift in sich Oberbayern, Schwaben und Neuburg und Mittelfranken nebst sehr klaren Plänen der Städte München und Augsburg, die dem Fremden ganz gut zu Führern dienen können; das zweite führt uns abermals nach Oberbayern, dann in die Kreise Niederbayern und Regensburg, denen ein Plan der Umgebungen von Passau beigegeben ist; das dritte Blatt behandelt wiederum Niederbayern und Regensburg, dann Oberfranken, dabei Stadtpläne von Würzburg und Regensburg; und im vierten finden wir die Kreise Unterfranken und Aschaffenburg, Mittelfranken, Oberfranken, Oberpfalz und Regensburg nebst Plänen von Bamberg, Nürnberg und Fürth. Der Preis dieser 4 Blätter ist nur 1 Thlr. — sehr gering im Verhältniß zu der exacten, minutiösen Arbeit.

Landwirthschaftliches.

Als Vorbeugungsmittel gegen die Klauenseuche ist in Frankreich und Belgien die Impfung versucht worden, und man hat dabei die Erfahrung gemacht, daß das Impfen die Krankheiten abkürzte.

Lesefrucht.

Wohl ist ein guter Spruch
Der: „Leben und leben lassen."
Und 's bringt eher Leben als Fluch,
Etwas zu scharf nicht fassen.

Blumauer.

Digitized by Google

Verschiedenes.

Während die stickstoffreiche Nahrung, insbesondere die Fleischkost, muthige, energische, entschlossene und widerstandskräftige Menschen schafft, sind die von stickstoffarmen, vegetabilischen Substanzen lebenden sanft, aber auch unentschieden und feig. Es bildet sich, um es in einem Vergleich auszudrücken, ein ähnlicher Unterschied aus, wie der in der Thierwelt zwischen Fleischfressern und Pflanzenfressern vorhanden ist, ein Unterschied, der am Naturell des Löwen und des Kaninchens seine Grenze findet. Mit diesen Worten stellt der geniale Statistiker Herr Dr. Engel in Berlin die wichtige Bedeutung der Fleischconsumtion für Leib und Seele des Menschen ins Licht. Es dürfte nicht uninteressant sein, an der Hand der Statistik die Fleischverzehrung einzelner Völker zu beleuchten. Nach glaubwürdigen Autoritäten consumirt der Engländer am meisten unter allen Völkern, nämlich jährlich pro Kopf 134 bis 136 Pfund. Daher ist er auch der Löwe unter allen Völkern, besonders unter den asiatischen, welche, wie die Hindus, durch eine fast ausschließliche Pflanzennahrung (Reis) entkräftet sind. In Frankreich kommen jährlich 106 Pfund auf die Bevölkerung, jedoch nur auf die der Städte, da auf dem platten Lande nur 12 Pfund auf den Kopf kommen, ein Resultat, welches die nicht wegzuläugnende allmählige Degeneration der französischen Race erklärt, die sich besonders in der fast ganz fehlenden Zunahme der Bevölkerung ausspricht. Die Bevölkerung Frankreichs würde es schwer empfinden, wenn sie in länger dauernden Kriegen ihre kräftigste Mannschaft in die Schlachte und Beinhäuser der von ihr so abgöttisch verehrten gloire schicken sollte. In der Schweiz verzehrt der Städter 180 Pfund pro Kopf, Städter und Landbewohner zusammengenommen aber nur 44 Pfund. In Preußen ist der Fleischconsum in den schlachtsteuerpflichtigen Städten 76 Pfund, während der Gesammtdurchschnitt noch nicht die Hälfte erreicht.

Ein junger reicher Engländer wurde in K... in ein ziemlich angesehenes Haus eingeführt, in welchem sich eine heirathsmäßige Tochter befindet. Man kann sich denken, wie man den jungen Sohn Albions zu umspinnen suchte. Durch vier Wochen kam er täglich in das erwähnte Haus und ward zur nicht geringen Freude der Familie der besagten Tochter so vertraut mit derselben, daß er sie um eine Locke ihres dunkelrothbraunen Haares bat. Im Innersten ihrer Seele entzückt, gewährt ihm die junge Dame diese Bitte. Nun ist natürlich die Sache auf dem besten Wege! Aber John Bull nimmt die Locke und — kommt niemals wieder!! — Nachträglich erst erfuhr man, daß der junge Engländer die Manie hat, sich eine Sammlung von Haaren der verschiedensten Farbenschattirungen anzulegen. In der Partie der rothen Haare schien ihm jene Schattirung zu fehlen, deren sich die Locken des bitter geräuschten Fräuleins zu erfreuen haben.

Ein vielleicht noch nicht dagewesenes Spiel-Curiosum ereignete sich kürzlich im Casino zu Neustadt, wo bei einer Whist-Partie jeder der vier Theilhaber alle 13 Karten von einer Farbe und Art erhielt, nachdem dieselben regelmäßig abgehoben und einsweise vertheilt worden waren.

Welche classische Mythe gilt noch heute bei allen Damen für eine ausgemachte Wahrheit? — Daß sich der Himmel auf den Atlas stützt.

Räthsel.

Wir sind's in vielen Dingen,
Im Leben sind wir's nicht.
Die sind's, die wir zu Grabe tragen,
Und gerade diese sind es nicht;
Und weil wir leben, sind wir's eben
Im Geist und Angesicht.
Und weil wir leben, sind wir's eben dennoch nicht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbäßler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 2. Dienstag, den 5. Januar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Wie kömmt dies, Cola?“ fragte er heftig und packte das erbebende Geschöpf bei der Schulter.

„Warum schleichst Du Dich hinweg, in einer solchen Nacht diesen unheimlichen Ort zu umspähen? Du hast auch geweint,“ setzte er hinzu, ihr scharf in's Gesicht sehend.

„O Ralph!“ rief sie aus und erhob flehend ihre gefalteten kleinen Hände; „o Ralph, schelte mich nicht. Ich — ich kam nur hieher, um einer Magd in jenem Hause wahrzusagen, und — und — ich weinte, weil sie nicht kam, wie sie versprochen, denn Du weißt, Ralph,“ — und sie suchte ihren Worten den Anschein der Wahrheit zu geben, — „Silber ist selten bei uns.“

„Du lügst, Cola!“ rief wild der Mann, der in der That dem Stamme der Zigeuner angehörte.

„Um solcher Ursache willen kamst Du nicht hieher. Du betrügst mich, — betrügst uns Alle, — denn was thatest Du dort an jenem Fenster? Ich habe Dich beobachtet, während Du so ängstlich hineinblicktest. Ah, Du zitterst! Versprach die Magd, Dich dort zu treffen?“

Komm, Ralph, Du bist in schlechter Laune,“ sagte das Mädchen und bestrebte sich in leichtem, gleichgültigem Tone zu sprechen, „Du willst mich nur immer quälen. Wen ich aus Neugierde einige Minuten nach jenen vornehmen Herren sah, so brauchst Du deßhalb nicht so böse zu sein.“

„Und geschah es auch aus Neugierde, daß Du sie ein Kind weintest und schluchztest, wie du eben thatest? Ich sage Dir, Cola, Du bist falsch gegen mich, in irgend einer Art.“

Der Zigeuner hielt inne, und ein halb trauriger, halb verdrossener Ausdruck überflog seine dunkeln Züge, als er auf das bebende Geschöpf an seiner Seite blickte; es schien, als erwarte er ein Ableugnen seiner Anschuldigung.

Aber sie sprach nicht.

„Was suchst Du,“ fuhr er dann fort, „Tag um Tag und Nacht um Nacht unter diesen Bäumen und Ruinen? Du bist auch so verändert, seit wir hieher kamen. O Cola! ich liebe Dich — Du weißt es. Aber wenn ich wüßte, daß Du mich täuschtest, ich würde Dich auf dieser Stelle tödten.“

Ein sonderbares Lächeln spielte einen Augenblick um die Lippen des Mädchens.

Vielleicht lag für sie nichts Erschreckendes in der Drohung, vielleicht wäre die Ausführung derselben ihr erwünscht gewesen.

„Ich täusche Dich nicht, Ralph,“ sagte sie endlich, „Du täuschest Dich selbst.“

„Wie?“

„Wenn Du glaubst, daß ich je Deine Frau werden kann.“

„Wie? Sind wir nicht mit einander verlobt? Versprachst Du nicht schon lange, mich zu heirathen?“

„Ich war ein Kind damals und versprach, was ich nicht verstand. Ich kannte die Liebe nicht, als ich gelobte, Dich zu lieben.“

„Du kennst sie also jetzt!“ rief der Zigeuner und packte rauh des jungen Mädchens Arm; „Gott sei Dem gnädig, der sie Dich lehrte, falls er je mir begegnet!“

Das Mädchen schwieg.

„Habe ich Recht?“ fuhr er fort, „hat ein Anderer Dich die Liebe kennen gelehrt? Ha

Digitized by Google

wenn es so ist, denn will ich furchtbare Rache nehmen."

Cola sprach noch nicht.

„Du schweigst!" knirschte er weiter, „also bist Du strafbar; wenn aber jener gleißnerische Wüstling mir Dein Herz gestohlen hat, so möge er sich hüten! In Stücke will ich ihn reißen und seine Glieder den Hunden vorwerfen! Sprich, Cola, was ist's mit ihm?"

Cola sah jetzt flehend zu dem Zürnenden auf.

„O Ralph!" bat sie, „sprich nicht so zu mir, Du erschreckst mich. Wirklich, wirklich, ich weiß nicht, was Du meinst. Ich weiß nichts von jenem Manne. Ich bin unschuldig, glaube mir."

Der Zigeuner sah ihr forschend in das bleiche Antlitz. Etwas in demselben schien sein Mitleid anzuregen, denn in sanfterem Tone entgegnete er:

„Gut, gut; ich will Dir glauben, wenigstens so lange, bis Deine Falschheit bewiesen ist; aber es ist auffallend, daß Du so oft hieher kommst. Wenn Dein Herz bei jenem gottlosen Lord weilt, so rathe ich Dir, es von ihm zurückzuziehen und Demjenigen zuzuwenden, der Dir mit treuer Liebe und nicht mit Schmach lohnen wird. Er ist reich und schön, und ich bin nur ein armer Mann, dazu oft rauh und hastig in Worten, aber Jener wird Dich, wie die unbeachtete Waldblume, zu seinen Füßen zertreten, während ich nur für Dein Glück sorgen will."

Ralph schwieg, von innerer Bewegung überwältigt. Die rauhe Außenseite barg ein treues Herz, dessen wilde Aufwallungen ein liebendes Weib leicht zur Sanftmuth gebändigt haben würde. Aber ach! das konnte nicht sein!

Cola begann von Neuem zu weinen. Ihres betrogenen Verlobten ehrliches Liebesgeständniß schnitt ihr in's Herz. Sie empfand die bitterste Qual, welche ein menschliches Wesen erdulden kann.

Sie wußte, wie gänzlich und unzertrennbar Ralph's ganzes Sein sich mit dem Gedanken an sie verkettet hatte, wie tief und unwandelbar seine Liebe war; sie dachte daran, wie er sie behütet, als sie noch ein hülfloses Kind gewesen, wie er sich immer bemüht hatte, ihr oft hartes Loos nach Kräften zu mildern.

Kein Wunder, daß ihre Seele sie mit bitterem Vorwurf schlug, wenn sie des Unrechts gedachte, das sie gegen ihn beganzen; aber ach! das Unrecht war nicht gutzumachen. Entsetzlicher Gedanke! Sie konnte sich die Augen blind weinen, und doch vermöchten ihre Thränen in dieser Welt ihre Schuld nicht wegzuwaschen!

„Weine nicht, Cola," sagte Ralph und zog sie sanft an seine Seite. „Komm, trockne Deine Thränen, ich will Dir glauben."

Seine Freundlichkeit vermehrte nur die Pein des unglücklichen Mädchens. Sie wußte, wie wenig sie sein Vertrauen verdiente.

„Laß uns nach Hause gehen, Ralph, ich bitte," entgegnete sie mit matter Stimme.

„Ja, liebes, armes Kind."

Er beugte sich und küßte ihre Wange.

Ein unwillkürlicher Schauer durchflog ihre Gestalt.

„Es ist die kalte Nachtluft," entschuldigte sie sich schnell. „Ich friere."

„Ich will dies um Dich wickeln," erwiederte der Zigeuner herzlich und nahm ein warmes Gewand von seinen eigenen Schultern, um die schlanke Gestalt des Mädchens sorgfältig einzuhüllen.

Sie konnte ihm nicht danken, ihr Herz war nahe am Zerspringen.

Schweigend legte sie die Hand auf seinen Arm und ließ sich von ihm weiter führen.

(Fortsetzung folgt.)

Unterstützungs-Verein für Fabrikarbeiter.

Der Fabrikrath für den Amtsbezirk Neustadt hat, in der Ueberzeugung, daß durch längere oder kürzere Dauer der Krankheit eines Fabrik-Arbeiters den Lebens-Unterhalt seiner eigenen Person so wie seiner Angehörigen stark bedroht wird, und nicht selten Noth und Elend in brave Familien bringt, und um solchen traurigen Vorkommnissen für die Zukunft vorzubeugen, auf den Antrag seines Vorstandes die Errichtung einer Unterstützungskasse beschlossen und hiefür nachfolgende Satzungen entworfen, welche die Genehmigung der königl. Regierung erhalten haben.

1. Es soll ein Unterstützungs-Verein geschaffen werden, der seine guten Wirkungen auf den ganzen Fabrik-Arbeiterstand des Amts-

Digitized by Google

Bezirks äußert und den Namen: Unterstützungs-Verein für erkrankte Fabrik-Arbeiter des Bezirks Neustadt-Dürkheim führt.

2. Jeder in einer Fabrik des genannten Bezirks beschäftigte Arbeiter ohne Unterschied des Alters und Geschlechts hat das Recht resp. ist verpflichtet, diesem Vereine beizutreten, nach Maßgabe der Art. 3, 4, 17—19.

3. Jeder dem Vereine beigetretene Arbeiter (Arbeiterin) hat wöchentlich einen Kreuzer von jedem Gulden seines verdienten Lohns als Beitrag an die Vereinskasse zu entrichten.

Nebenverdienste ebenso Bruchtheile von 30 kr. und darunter kommen nicht in Anrechnung, dagegen 31 kr. und mehr des Wochenlohns für einen vollen Gulden gerechnet werden.

4. Die Zahlung dieser Beiträge geschieht mittels Abzugs durch den betreffenden Fabrikherrn sogleich bei Auszahlung des Lohnes. Es dürfen und können sohin keine Abzugsrückstände vorkommen, weil der Fabrikherr für deren Eingang die Verantwortlichkeit übernimmt.

5. Den Fabrik-Vorständen werden zu diesem Behufe gedruckte Tabellen zugestellt, in welchen von diesen die Namen der Arbeiter und der wöchentlichen Abzüge zu verzeichnen sind. Am Ende eines jeden Monats werden diese Verzeichnisse nebst der Baarschaft dem Vereinsrechner übermacht und deren Empfang von ihm bescheinigt.

6. Jeder Fabrikherr, welcher für seine Arbeiter der Anstalt beitritt, d. h. dessen Arbeiter derselben beitreten, hat für jeden Arbeiter, welcher bereits 6 Monate und mehr bei ihm beschäftigt war, einen Jahresbeitrag von einem Gulden zu leisten und am Ende des Jahres an den Vereinsrechner abzuliefern.

7. Jeder bei Errichtung des Vereins demselben sogleich beitretende Fabrik-Arbeiter des Bezirks Neustadt-Dürkheim kann, wenn derselbe die bezüglichen Beiträge geleistet hat, nach Umfluß von 14 Tagen seit seinem Eintritte, bei Erkrankungsfällen die im Art. 11 bestimmte Unterstützung in Anspruch nehmen.

8. Neueintretende Arbeiter (Art. 19) haben zwar vom Tage ihres Arbeits-Antritts ihre Beiträge zu bezahlen, können jedoch erst dann die im Art. 11 festgestellte Unterstützung in Anspruch nehmen, wenn seit ihrem Eintritte bis zum Beginne der Krankheit resp. Arbeitsunfähigkeit bereits 28 Tage umflossen sind.

9. Jeder Arbeiter, der dem Verein beitreten will, aber zur Zeit seines Beitritts bereits mit einer Krankheit behaftet ist, kann so lange in den Verein nicht aufgenommen werden, als er von dieser Krankheit nicht wieder hergestellt ist. Dann erst erfolgt seine Aufnahme als Mitglied gemäß der Art. 2, 3 u. resp. 8.

10. Demselben Anstande unterliegen Arbeiter, welche an chronischen oder unheilbaren Krankheiten leiden, in deren Folge sie zeitweilig arbeitsunfähig sind. Dieselben können nie als Mitglieder aufgenommen werden.

11. Die zu reichende Unterstützung besteht für jenen erkrankten Arbeiter in dem Betrage von drei Viertheilen seines gewöhnlichen Arbeitslohnes.

Derselbe wird jedoch nur dann gegeben, wenn die Krankheit und dadurch hervorgerufene Arbeits-Unfähigkeit länger als vier Tage dauert; für Fälle aber, in welchen die Krankheit nur vier oder weniger Tage anhält, wird keine Unterstützung verabreicht.

12. Diese Unterstützung darf nicht länger als für drei Monate ununterbrochen zugestanden werden. Ueber Ausnahmsfälle entscheidet der Fabrikrath.

13. Zur Erlangung der Unterstützungs-Quote ist ein Zeugniß nothwendig, welches von zwei Mitgliedern des Vereins, d. h. von zwei Arbeitern auf Pflicht und Gewissen ausgestellt wird. Zu diesem Behufe werden in jedem Fabrikorte von den dem Vereine angehörenden Arbeitern zwei ihrer Collegen bezeichnet, welche diese Zeugnisse auszustellen haben. Dieselben werden von dem Fabrikherrn mitunterzeichnet und bei dem jedesmaligen Empfange des Unterstützungsbetrages vorgelegt. Die Fortdauer der Arbeitsunfähigkeit muß ebenfalls auf diese Art bescheinigt werden.

14. Wenn der Fall eintreten sollte, daß, zur bessern Pflege und Behandlung eines Kranken, dessen Aufnahme in eine Krankenanstalt erforderlich sei, dann wird der Vorstand des Fabrikrathes mit den betreffenden

Digitized by Google

Verwaltungen ins Benehmen treten. Die Kosten werden aus der Vereinskasse bezahlt.

15. Im Falle des Absterbens eines dem Vereine angehörenden Arbeiters wird eine Pauschsumme von zwölf Gulden als Beitrag zu den Beerdigungskosten aus der Kasse bezahlt.

16. Arbeiter, welche Mitglieder des Vereins waren und freiwillig oder durch Verweigerung der Abzüge aus demselben wieder ausgetreten sind, verlieren hiedurch das Recht auf fernere Unterstützung oder Zurückgabe der bezahlten Beiträge, welch Letzteres niemals stattfindet.

Sie können erst dann wieder in den Verein aufgenommen werden, wenn seit ihrem Austritte ein Zeitraum von 6 Wochen umflossen ist. Ihre Wiederaufnahme geschieht nach Art. 3, 8—10.

Diese Bestimmung findet jedoch keine Anwendung auf solche, welche ihre Arbeit verlassen und sich außerhalb des Bezirks Neustadt-Dürkheim beschäftigen. Diese werden bei ihrem Wiedereintritt nach Art. 2, 7 ff. behandelt.

17. Der Beitritt zum Vereine ist allen Arbeitern gegenüber, welche bei dessen Inslebentreten bereits in Fabriken beschäftigt waren, ein freiwilliger, und kann keiner zu diesem Beitritte gezwungen werden.

18. Beim Inslebentreten des Vereins wird eine Frist von 2 Monaten, im Hinblicke auf die Art. 7—10, zu diesem freiwilligen Beitritte eingeräumt; nach deren fruchtlosen Umlaufe müssen die Eintretenden nach Art. 8 ff. behandelt werden.

19. Die Fabrikherrn übernehmen die Verbindlichkeit, daß sie bei Aufnahme neuer, zur Zeit der Errichtung des Vereins noch nicht angestellter oder ausgetreten gewesener Arbeiter die Vorsorge treffen, daß dieselben dem Vereine unbedingt beitreten müssen.

20. Der Ausschluß eines Mitgliedes kann stattfinden wegen groben Vegehen, Lüderlichkeit oder in dem Falle, daß derselbe durch zu oft wiederkehrende Arbeits-Unfähigkeit die Kasse zu sehr in Anspruch nimmt, worüber dem Fabrikrath die Entscheidung vorbehalten ist. Eine Zurückgabe bezahlter Beiträge findet nicht statt.

21. Am Ende jedes Jahres soll über Einnahme und Ausgabe Rechnung gestellt und, nachdem sie vom Fabrikrathe geprüft ist, deren Resultat veröffentlicht werden.

22. Die Ueberwachung der Anstalt, der Ausführung und Beobachtung der Satzungen und der Rechnungsführung gehört ausschließlich in die Befugnisse des Fabrikrathes.

23. Nach Umlauf eines Jahres des Bestehens soll eine Durchsicht dieser Satzungen vorgenommen werden.

24. Die Genehmigung der königl. Kreisregierung ist einzuholen.

Also beschlossen in der Sitzung des Fabrikrathes zu Neustadt am 20. December 1862. Unterz.: Kempf. Ph. Knöckel. A. Neubauer. J. J. Marx. Schaaf.

Die Genehmigung wurde mittels Rescripts vom 29. Juli 1863 von hoher Regierung ertheilt.

Vorstehende Satzungen werden hiemit der Oeffentlichkeit übergeben, damit der Fabrikarbeiterstand sich mit deren Geist bekannt mache. Eine Einladung zum Beitritte und darauffolgende Inslebentreten der Anstalt wird sodann später stattfinden.

Neustadt, den 12. December 1863.

Für den Fabrikrath von Neustadt-Dürkheim
Dessen Vorstand, Kempf.

Verschiedenes.

Der Pfarrer Frege in Alt-Schöneberg hat den Titel des „Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein" chronogrammatisch also geschrieben und gelesen: FrIDerICVs AVgVstabVrgensIs (= 623) DeI gratIa et eX Voto gentIs (= 518) DVX (= 515) SLesVICoHoLsatIae (= 207); macht in der Hauptsumme 1863.

Auflösung des Räthsels in Nro. 1:

Verschieden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 3. Donnerstag, den 7. Januar 1864.

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

2.

Sie traten aus den Ruinen, und nachdem sie auf einem Fußpfade ein kleines Thal durchschnitten hatten, gelangten sie an eine lange, düstere, von ärmlichen Hütten und verfallenen Scheunen gebildete Gasse.

Halbwegs in derselben standen seitwärts zwei transportable Zigeunerwohnungen. Der Mann und das Mädchen gingen in eine derselben.

Eine alte Frau saß vor einem Feuer und rauchte aus ihrer Pfeife.

Ihr Aussehen war im höchsten Grade abstoßend. Ein altes rothes Tuch, das sie um den Kopf gewunden trug, machte sie noch wilder, fast hexenhaft erscheinen. Das Gesicht war gelb und eingefallen, und ihre kleinen, stechenden, unter buschigen Brauen hervorblitzenden Augen zeigten den Ausdruck der Härte zugleich und List. Die scharfgebogene Nase und das emporragende Kinn begegneten sich über schmalen, blutleeren Lippen.

Neben ihr saß, mit einem Säugling im Arm, eine junge Frau von etwa zwanzig Jahren, welche von der Aehnlichkeit zu schließen, Ralph's Schwester zu sein schien. Auch standen sie in diesem Verwandtschaftsgrade zu einander.

Gleich ihrem Bruder war sie groß, wohlgebaut und hübsch; nur war ihre Schönheit von ächter Zigeunerart. Dunklere Haare, Augen und Hautfarbe konnten schwerlich gefunden werden.

„So, hast Du die Nachtstreiferin gefunden, Ralph," sagte sie, als ihr Bruder mit seiner zitternden Gefährtin eintrat.

„Die Kälte hat ihre bleiche Farbe nicht verschönert," fügte sie spöttisch hinzu und blickte mit ihren glänzenden Augen forschend in Cola's Gesicht.

„Nun, Linda, sei einmal höflich, kannst Du nicht?" wies Ralph sie zurecht. „Cola soll nicht immer von Dir verhöhnt werden. Mach' Platz und laß sie sich wärmen."

Dabei führte er das junge Mädchen zum Feuer, wo sie sich auf dem Boden zwischen den beiden Frauen niedersetzte. Die Aeltere sah von Zeit zu Zeit mit verschmitztem Blinzeln nach ihr hin, das von geheimer Schadenfreude herzurühren schien, während die Jüngere mit dem Ausdruck des Neides und der Geringschätzung auf die gebeugte Gestalt blickte.

Cola hatte Mantel und Kopfbedeckung abgeworfen, und ihr rothes Kleid lag in weichen Falten auf dem Boden; sie hatte die Hände über den Knieen zusammengepreßt, und ihr langes Haar beschattete ihr Gesicht, wie sie vorwärts geneigt voll düsterer Trauer in die glühende Asche starrte.

„Du siehst ganz hübsch aus in Deinem rothen Rocke, Kleine," sagte die neidische Linda endlich, „aber ich rathe Dir, es für die nächste Messe in Croydon abzulegen und Dich passender zu kleiden. Der Winter ist vor der Thür, und tanzende Zigeunermädchen kommen aus der Mode. Wie viel hast Du denn heute mit Deinen zierlichen Füßen und Händen verdient? Keinen Pfennig, ich wette."

„Ich habe gar nicht getanzt," entgegnete Cola schüchtern.

„Nicht! Und was hast Du denn gethan? Ich erwartete, Du würdest mit geldgefüllter Tasche heimkommen, nachdem Du so lange ausgeblieben; Du rechnest jetzt wohl auf Abend-

Digitized by Google

brod, aber wer nicht arbeitet, darf nicht von dem Erwerb Anderer zehren."

„Ich bin nicht hungrig," entgegnete leise das arme junge Mädchen, während die hellen Thränentropfen auf ihre Hände niederzufallen begannen.

„Linda, diese Behandlung ist abscheulich!" fiel Ralph entrüstet ein. „Ich möchte doch wissen, wie es Dir gefallen würde, ohne Abendbrod zu Bett zu gehen! Und arbeitest denn Du? Müssen wir Dich oft nicht wochenlang erhalten, wenn es deinem Manne beliebt, fortzugehen, um für sich allein sein Spiel zu treiben?"

„Nun hört doch einmal mit Streiten auf," krächzte die Alte, zum ersten Male sprechend; „Cola, Kind," setzte sie hinzu, das Mädchen anredend, „hole Dir Etwas zu essen und geh' zu Bett."

Die Arme stand gehorsam auf, nahm ein Stück Brod und Käse aus einem kleinen Schrank und verschwand mit kaum hörbarem „Gute Nacht!" hinter dem Vorhange, der quer vor eine Ecke des Raumes gezogen war und die Schlafstube der Frauen abschloß.

Ralph verließ bald darauf die Zelthütte, und seine Mutter und Schwester blieben allein.

„Linda," zischelte die Alte, sobald er fort war, und beugte sich auf den Vorhang deutend zu ihrer Tochter, „ist sie Dir nicht in letzter Zeit sehr sonderbar vorgekommen?"

„Ja," antwortete Linda's leise Antwort, „und ich errathe die Ursache. Ich sagte es dem Narren Ralph immer, daß die glattwangige Kokette sich keinen Strohhalm werth um ihn kümmerte. Fürwahr: das zarte Dämchen ist zu sehr ein Reis vom alten Stamme, um tiefer zu blicken, als zu einem Lord oder Baron. Der Apfel fällt nicht weit vom Baume."

Dabei lachte die Sprechende verschmitzt und höhnisch.

„Denkst du wirklich, es ist so?" fragte die Aeltere.

„Ob ich es denke?" war die schnippige Antwort, „ich weiß es, denn meine Augen sehen so gut, als die anderer Leute."

„Hast Du sie mit ihm gesehen?"

„Nicht kürzlich. Aber ein Mal waren sie bei einander im Gehölz bei der Abtei, und unsere reizende Schöne war besser beschäftigt, als zu tanzen. Sie saßen auf einem alten Baumstamme, des feinen Püppchens Kopf ruhte an seiner Schulter, und des hochgebornen Herrchens Arm schlang sich um ihre Taille so zärtlich, als man's nur wünschen kann. Natürlich mußte sie immer ihren schönen rothen Rock tragen. Die Lügnerin! — tanzen —, das war eine gute Ausrede."

„Aber Du hättest mir dies sagen sollen, Linda."

„Nicht ich, fürwahr! Warum hätte ich ihr Spiel verderben sollen? Es war Ralph's Sache, seine Schöne zu hüten. Ich habe an Anderes zu denken, als an die Bewachung eines Zieräffchens."

„Es scheint mir, Linda, als ob des Mädchens Schmach Dir Freude macht."

Ein verächtliches Lächeln bewegte die Lippe des hübschen Zigeunerweibes. Hatte ihre Mutter mit dem eben gemachten Vorwurf Recht?

Nur zu wahrscheinlich; denn Ralph's Schwester haßte die arme Cola mit aller Macht eines eifersüchtigen, mißvergnügten Herzens.

„Und wenn es so wäre?" entgegnete sie. „Ich wollte niemals, daß Ralph sie heirathete, und ich hatte Recht."

„Aber sie ist eine große Hülfe für uns."

„Ja, — daran allein denkt Ihr Alle, an das Geld, das sie verdient. Und um ein paar elender Silberstücke willen möchtest Du Deinen Sohn mit der weggeworfenen Puppe eines adeligen Buben verheirathen."

„Nein, nein, Linda, das möchte ich jetzt nicht mehr, weder um seiner Liebe, noch um des Geldes willen. Aber wenn es nicht so gekommen wäre, so hätte ich sehr gewünscht, er möchte sie heirathen. Und bist Du auch der Sache ganz sicher?"

(Fortsetzung folgt.)

Harmlose Betrachtungen.

Haben oder Nichthaben, das ist die Frage. Haben und Behalten ist für uns von größerer Wichtigkeit, als Sein und Werden. Wer was hat, der ist was. Wer nichts hat, ist nichts. Sein oder Nichtsein hängt daher einfach ab von Haben oder Nichthaben. — Unser Leben bildet eine Reihe von Soll und Haben, bis wir schließlich liqui-

Digitized by Google

diren, die Reichen mit Hinterlassung aller Activa, die Armen ohne Saldirung der Passiva. Dann sind Alle nichts, die da hatten und die nichts gehabt!

Die menschliche Natur ist seit dem Sündenfall verdorben. Wie Wenige beunruhigen sich je mit dem Gedanken an das, was sie eigentlich sollen! Man denkt nur an das, was man gern haben möchte. Bei den Männern grassirt Habsucht, wie Gefallsucht bei Frauen. Vom Nordpol bis zum Südpol ist Geld das Losungswort.

Welche fabelhafte Zauberkraft liegt im Gelde! Es richtet und schlichtet, bindet und löset Alles, überwindet und verbindet Alles, macht Recht zu Unrecht, Wahrheit zur Lüge. Es verdeckt alle Mängel und verleiht selbst argen Sündern einen Heiligenschein. Parvenus erhebt es zu Baronen, Dummköpfe zu Doctoren. Im Mittelalter konnte man damit Ehrabschneider dingen, in neuerer Zeit mit Ehrabschneider ... Geld wird Waare betitelt. Es ist recht gut, daß die Besitzer kein Ursprungszeugniß aufweisen müssen. Manche, welche ihre Waare von überseeischen Ländern importirten, dürften sonst besonders in Verlegenheit gerathen, weil bedeutende Partien auf krummen Wegen ge—— schmuggelt wurden. Glücklicherweise kümmert sich Niemand darum, wie Geld gemacht wird. Hat auch noch so viel Schmutz daran geklebt, Jedermann wascht sich die Hände rein und man merkt nichts. Die Coursblätter zeigen, daß der Werth des Geldes beständig schwankt. Fällt der politische Barometer, so steigt es; steigt er, so fällt es. Geld ist der Kitt, welcher die baufälligsten staatlichen und socialen Einrichtungen noch zusammenhält.

Die frühere Eintheilung der Bevölkerung in Rangklassen verliert sich nach und nach. Am leichtesten unterscheidet man jetzt die Leute, wenn man sie sortirt in erstes und zweites Papier, in unbeschnittene und beschnittene Gold-, Silber-, Kupfer- und Nickelmünzen, — mit Ausschuß.

Die sociale Stellung eines Menschen wird bedingt durch die Höhe der Geldsäcke, auf welchen er fußet. Je höher das Postament, desto hochstehender erscheint die darauf befindliche Person. Darf es uns wundern, wenn diese Herren auf ihren schwindeligen Positionen ängstlich werden? Je höher man steht, desto tiefer kann man fallen, wenn ein revolutionäres Erdbeben die Fonds, das heißt die Fundamente, erschüttert. Wer auf dem Pflaster herumläuft, kann freilich sorgenlos dem Untergang des Bestehenden entgegen sehen.

Einem leeren Geldsack gleicht ein armer Mensch. Ohne inneren Halt beugt er sich und knickt zusammen. Niemand hebt ihn auf. Ein Mensch ohne Geld ist eine Null. Er zählt nichts, weil er nichts zahlt. Er besitzt nichts als die Hoffnung auf ein besseres Jenseits, ein schlechter Ersatz für ein erbärmliches Diesseits.

Der Mittelstand verfügt über Mittel und wird deßhalb geachtet. In vergangenen Zeiten war er reicher an Tugenden, als an Capitalien. Sparsamkeit regelte damals den Lebenswandel. Nun nimmt täglich der Luxus überhand. Man trägt zwar mehr Geld in der Tasche, aber weniger Tugend im Herzen. Die einst so genügsamen Frauen und so bescheidenen Mädchen möchten jetzt alle irgend eine Rolle spielen, romantisch, nicht bürgerlich. Die meisten Bourgeois vegetiren auf eine ebenso ruhige wie langweilige Weise; sie essen und trinken ziemlich gut, unterhalten sich so ziemlich in Vereinen aller Art und Wirthshäusern, arbeiten, heirathen, versorgen ihre Kinder und sterben.

Da geht es doch bei der privilegirten Klasse ganz anders her! Betrachten wir uns ein männliches Exemplar der Gattung „Financier." Wie glücklich scheint er! Warum nicht? So lange er viel Geld hat, lacht Alles in, an und um ihn. Ihm fehlt es nie an Freunden, welche mit ihm flaniren, herumfahren, spielen und zechen; auch nicht an Freundinen. Sein Zauberschlüssel öffnet Thüren und Herzen, woran Andere vergeblich klopfen. Alle irdischen Genüsse winken ihm zur Benützung entgegen. Durch seinen Magen passiren die köstlichsten Producte aller Welttheile. Körperliche Anstrengungen kennt er nicht; denn Pferde, Dienerschaft, Employés und Hausfreunde besorgen das Nöthige. Er sieht dienieden Alles rosenfarben. Er kann sich auch leicht die himmlische Seligkeit erwerben. Wann er wacht, erfreut er sich seines Daseins, schläft er, dann umgaukeln sein weiches Lager herrliche Träume von Austerndejeuners mit Château Lafitte. Diners à part mit „blanche", von brillanten

Digitized by Google

Medios und Ultimos, von liebäugelnden Ballettänzerinen in verführerischen Stellungen, von duftenden Billets-doux, Bouquets mit Bracelets, Ringen, Haarlocken und anderen Souvenirs, von Lustreisen, Reiterinen, Theatergeschichten und anderen schönen Sachen.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Oeltinte.) Ein der Pariser Stempelfarbe ganz ähnliches Product soll man durch Vermischen von 2 Theilen Berlinerblau und 3 Theilen Kienruß erhalten. Dieses Gemenge wird sodann mit so viel Ochsenklauenöl abgerieben, daß man eine etwas schwerflüssige schwarze Masse erhält, welche man leicht mit einem kleinen Pinsel auf das Tuch auftragen kann, welches zum Schwärzen des Stempels dient. Statt des Klauenfettes kann auch Olivenöl oder dgl. verwendet werden; das Klauenfett hat vor diesem nur den Vorzug, daß es nicht ranzig wird; die vorräthige fertige Tinte wird durch die Zeit wenig verändert.

Lesefrucht.

Nichts ist äuß're Größe!
Wohl dem, der dann, wenn diese falsche scheidet,
In seiner Brust die wahre Größe findet,
Die jedem Schicksal, die dem Tode trotzt!

Verschiedenes.

Die Wochenschrift Once a Week bringt eine Erklärung der häufigen Erscheinung, daß Seeleute so gerne eine Katze mit auf ihre Fahrten nehmen. Die Vertilgung der Ratten ist nur ein untergeordneter Zweck neben den beiden Hauptgründen. Die Seeversicherungen bieten für den Schaden, welchen Ratten dem Kargo anthun, keinen Ersatz; kann aber der Eigner der beschädigten Güter beweisen, daß das Schiff ohne Katze an Bord in See gestochen ist, so hat er das Recht, von dem Capitän Ersatz zu fordern. Zweitens wird ein Schiff, welches ohne eine lebende Creatur an Bord auf dem Meere angetroffen wird, als herrenloses Gut betrachtet und ist der Admiralität, den Findern oder der Krone verfallen. Häufig aber ist es vorgekommen, daß, nachdem ein Schiff von der Mannschaft verlassen worden, irgend ein Thier, ein Hund, Kanarienvogel und am öftesten eine Katze — weil diese vor dem Wasser einen so großen Abscheu hat — das Schiff vor dem Schicksal, als herrenloses Gut weggenommen zu werden, bewahrt und dem Eigenthümer sein Besitzrecht erhalten hat.

(Aus der Hinterlassenschaft eines Zeitungsgelehrten.) Der Mitarbeiter einer bayerischen Zeitschrift wünschte bei ihrem Eingehen folgende Gegenstände zu veräußern und gegen andere umzutauschen: die ersten Elemente der griechischen Sprache gegen ein Dutzend Battisthemden; Kenntnisse der lateinischen Classiker gegen einen completten schwarzen Sonntagsanzug; die französische Sprache für ein Dutzend Unterbeinkleider; etwas Provençalisch für ein Dutzend Fußsocken; die italienische Sprache für zwei Dutzend Taschentücher, die englische für einen Carbonarimantel; die Aesthetik für fünf Paar dauerhafte Stiefel; alle kritischen Ansichten der deutschen Bühnen für ein erträgliches Halstuch; das Talent zu Gelegenheitsgedichten für ein jährliches Sonntagsmittagessen; den Witz und die Satyre für ein lebenslängliches Frühstück; die lyrische Fähigkeit für ein Abendbutterbrod.

„Wie geht es Ihrem Bruder?“ fragte Jemand ein Mädchen, dessen Bruder sich in Amerika befand. „Recht gut,“ erwiderte dieses, „er konnte sich durch Unterricht nicht erhalten, lernte daher eine Profession, nämlich die Freimaurerei.“

Zweisilbige Charade.

Such' meine Erste nur im Alphabet,
Und wenn Dein Fuß auf Liebeswegen geht,
Wird meine Zweite dir willkommen sein,
Das Ohr des schönen Liebchens zu erfreuen.
Mein Ganzes ist ein Ort nur, den zu sehen,
Du nicht nach China brauchst zu gehn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 4. Samstag, den 9. Januar **1864.**

Deutscher Trost.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts:
Thue recht und fürchte nichts!

Baue nicht auf bunten Schein,
Lug und Trug ist dir zu fein,
Schlecht geräth dir List und Kunst,
Feinheit wird dir eitel Dunst.

Doch die Treue ehrenfest
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Demuth, Redlichkeit
Stehn dir wohl, o Sohn des Leut!

Wohl steht dir das grade Wort,
Wohl der Speer, der grade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht
Und von vorn die Brust durchsticht.

Laß den Welschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei!
Laß den Welschen Sklavenzier,
Schlichte Treue sei mit dir!

Deutsche Freiheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fechten Alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Deutsches Herz, verzage nicht,
Thu, was dein Gewissen spricht,
Redlich folge seiner Spur,
Redlich hält es seinen Schwur.

E. M. Arndt.

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Sicher? Gewiß. Sie denkt, sie sei ungeheuer klug, aber mir kann sie keinen Sand in die Augen streuen."

„Dann muß man Ralph sogleich Alles sagen, Linda!"

„Wozu? Er wird bald von selbst die Wahrheit entdecken."

„Ja, und einstweilen sie vielleicht heirathen. O nein; Ralph soll nicht mit dem Kopfe in's Feuer rennen, wenn seine Mutter es verhüten kann. Ich werde ihm Alles sagen, sobald ich ihn sehe."

„Und einen hübschen Lärm für die Nacht verursachen, nicht wahr? Du weißt, daß er sich wie ein Teufel geberden kann. In seiner Wuth möchte er hingehen und ihr den Hals abschneiden."

„Das wird er nicht thun, Linda. Ich verstehe ihn zu behandeln."

„Ja, Du bist außerordentlich klug, oder bildest Dir ein es zu sein."

Mit dieser höflichen Erwiderung stand die Tochter auf, um ihrem Kinde die fertig gewordene Speise zu reichen, und das Zwiegespräch endete.

Es war übrigens in einem so leisen Tone geführt worden, daß es nicht das Ohr des beklagenswerthen Gegenstandes desselben erreichte, welche müde und krank am Herzen, fröstelnd auf ihrem ärmlichen Lager ruhte.

Cola's Geschichte war, so weit sie selbst davon wußte, in ein Geheimniß gehüllt.

Sie hatte niemals gehört, wann und unter welchen Verhältnissen sie geboren worden.

Sie hatte, so lange sie denken konnte, bei

Digitized by Google

ihren gegenwärtigen Beschützern gelebt und kannte keine andern.

Aber sie wußte, daß keine Verwandtschaftsbande zwischen ihnen und ihr bestanden; das hatten sie ihr gesagt, über alles Uebrige aber hartnäckig geschwiegen.

Von Kindheit an war sie gewöhnt, der alten Zigeunerin zu gehorchen, und dazu und zwar beträchtlich beizutragen, daß die Taschen ihrer Genossen sich füllten.

Das junge Mädchen war von diesen allgemein geliebt, ausgenommen von Linda und ihrer Mutter.

Die Erstere, sei es aus Eifersucht oder einer unbekannten Ursache, behandelte sie mit Hohn und Härte; die Letztere war freundlicher, aber lediglich aus habsüchtigen Beweggründen; denn Cola's Verdienst war der alten Zigeunerin zu willkommen, als daß sie es hätte wagen mögen, durch schlechte Behandlung das Mädchen von sich zu scheuchen.

Wenn Linda der Waise Gefühle durch harte Worte verwundete, hatte die Mutter stets als Balsam ein freundliches Wort in Bereitschaft, so daß sich Cola zwischen den beiden Frauen in einem fortwährenden Zustande von Verdruß und Unentschlossenheit befand.

Selbst Ralph konnte ihre Lage wenig bessern, denn obschon er bei Streitigkeiten sie immer in Schutz nahm, schüchterte er sie doch sonst durch die Heftigkeit seines Charakters mehr ein, als daß er ihr Vertrauen gewann.

Dessenungeachtet hatte sie sich willenlos zu einer Art Verlöbniß mit ihm verleiten lassen, sie galt bei dem ganzen Stamme für seine zukünftige Frau, und sogar der Tag der Verbindung war festgesetzt worden.

Cola hatte diesen Tag gefürchtet, jetzt aber that sie es nicht mehr, da sie wußte, daß er nie zubrechen konnte.

Schlimmeres jedoch war ihr noch vorbehalten.

Das unglückliche Mädchen war kaum in einen leichten Schlummer gefallen, als ein schweres Stöhnen, das durch den Vorhang zu ihr drang, sie wieder in's Bewußtsein rief. Sie hob horchend den Kopf und vernahm darauf die Stimme der Alten, welche sagte:

„Still, Ralph; sei kein Thor. Du wirst sie aufwecken."

Die einzige Antwort war ein abermaliges Stöhnen, noch lauter und tiefer, als das erste.

Cola horchte in athemlosem Schweigen.

Endlich hörte sie Ralph Leighton's tiefe Stimme.

„Es kann nicht sein, Mutter," sagte er, „ich kann und will es nicht glauben."

„Ralph, Du bist ein mattherziger Thor, und ein größerer, als ich für möglich gehalten," ließ sich darauf Linda sarkastisch vernehmen.

„Ich sagte Dir schon lange, daß sie nichts nach Dir frugte. Sie gleicht ihrer Mutter in mehr als einer Art. Aber wenn Du mir nicht glauben willst, so kannst Du ja warten und für Dich selbst urtheilen."

„Linda, Linda, das ist entsetzlich! Du bist gefühllos und kannst nicht meine Liebe für sie verstehen."

„Nein, auch sonst Niemand, für das eitle Ding. Ich sagte immer, wohin es kommen würde. In kurzen Röcken vor jedem reichen Schurken zu tanzen, der ihr in den Weg kommt! Das mag in Spanien schicklich sein, aber nicht hier. Und wohin gelangte ihre feine Mutter mit ihren rothen Röcken und Castagnetten?"

„Weil ihre Mutter Unrecht that, braucht man noch nicht das Gleiche von Cola zu glauben. Du hassest das Mädchen, Linda, und bist bitter gegen sie."

„Wie Dir's beliebt. Thu' nach Deinem Willen. Heirathe sie auf jeden Fall, es wird eine lustige Hochzeit sein."

„Linda, es ist jetzt nicht Zeit zum Scherzen. Sage mir offen, was Du argwöhnst."

„Mutter sagte es Dir. Es ist Alles wahr, ich kann es beschwören. Ich las es in seinem Auge, als die Thörin das erste Mal in den alten Ruinen ihn mit ihren Sprüngen belustigte, daß er sie zu seinem nächsten Spielzeug auserlas."

„Und warum hast Du es nicht verhindert, Linda? Es war gewiß nicht weiblich oder als Schwester gehandelt, Deines Bruders verlobte Braut dem Abgrunde zueilen zu sehen, ohne die Hand zu ihrer Rettung auszustrecken."

„Ich bin nicht Cola's Hüterin," lautete die herzlose Antwort.

Digitized by Google

Seufzend und voll Verachtung wandte sich Ralph von ihr ab.

Dann folgte eine lange Pause, während welcher die entsetzte Lauscherin deutlich das halb unterdrückte Aechzen hörte, das sich der belasteten Brust ihres beleidigten Verlobten entrang.

Endlich sprang er auf. Die Heftigkeit seines Temperaments gewann allgemach den Sieg über seinen Schmerz, und Wuth, Eifersucht und verwundeter Stolz verjagten die zärtlicheren, weichern Regungen seines Herzens.

„O, dafür will ich Rache haben!" rief er und schritt, als ob zu verzweifelten Maßregeln entschlossen, hastig durch den Raum.

Cola hörte dann, wie eine der Frauen sich ihm in den Weg warf; es folgten Reden und Gegenreden, Drohungen und Bitten, bis sich das Weinen des aus seinem Schlummer aufgestörten unschuldigen Kindes in den Lärm mischte.

Cola schauderte und ihre Zähne klapperten aus Angst. Jedes Wort hatte sie wie ein Dolchstoß getroffen, dennoch mußte sie sich still verhalten, als ob kein Laut sie erreicht hätte, um sich nicht der leidenschaftlichen Rachsucht Ralph Leighton's sogleich preiszugeben.

Endlich trat Ruhe ein.

Das Kind ward in Schlaf gewiegt, und der erzürnte Ralph durch die vereinten Bemühungen von Mutter und Schwester zu einstweiliger Ruhe gebracht.

„Das Mädchen muß zu den Siebenschläfern gehören, bei solchem Lärm nicht aufzuwachen," sagte plötzlich Linda. „Wahrscheinlich verstellt sie sich nur."

Die Mutter stand auf, um nachzusehen, und als Cola ihren schlürfenden Gang sich nähern hörte, steckte sie den Kopf unter die Decke und bezwang mit äußerster Anstrengung das Beben ihrer Glieder. Die Alte beugte sich über sie und lauschte.

„Sie schläft wirklich," murmelte sie, sich wegwendend, und nahm dann ihren Platz am Feuer wieder ein.

„Ihr heutiges Tagewerk wird sie ermüdet haben," bemerkte Linda höhnisch.

Die Mutter gab ihr einen warnenden Wink, indem sie auf Ralph deutete, welcher, das Gesicht in den Händen verborgen, in einer Ecke saß.

„Such' ihn los zu werden," flüsterte Linda.

„Ich bin müde, Ralph," sagte die alte Zigeunerin, die Hand auf des Sohnes Schulter legend, „und es ist spät. Linda und ihre kleine Zerny sind schläfrig; willst Du nicht auch zu Bett gehen?"

Er sah auf. „Ihr habt mir einen guten Schlaftrunk gegeben," sagte er ironisch. „Aber ich will Euch nicht stören. Morgen will ich von Cola's meineidigem Herzen die Wahrheit ringen. Gute Nacht!" Darauf verließ er das Zelt. Seine Mutter und Schwester gingen zur Ruhe. Die Letztere und das Kind theilten Cola's Lager, die Alte kauerte auf einer Matratze am Boden nieder.

In der Stille der späten Nacht, als ihre Gefährten im festen Schlafe lagen, erhob sich Cola leise, kleidete sich lautlos an, verließ die Zelthütte, und ohne nur einen Blick zurück auf ihr einstiges Obdach zu werfen, eilte sie vorwärts durch die lange, düstere Gasse, ohne zu wissen, wohin ihre Schritte sie tragen möchten.

(Fortsetzung folgt.)

Harmlose Betrachtungen.

(Schluß.)

Schade, daß man doch nicht Alles mit Geld erkaufen kann, weder gediegene Kenntnisse noch Schönheit, weder Geist noch ein gutes Gewissen, weder Seelenruhe noch einen tüchtigen Magen, weder ewige Jugend noch innige, aufrichtige Liebe, weder unverwüstlichen Humor noch wirklich feine Manieren ...

Was helfen prachtvoll eingebundene Werke, Seifen und Parfumerien, Schneider, Advocaten, Stunden der Andacht, Boonekamp, Wasserkuren, Complimentirbücher, Geheimrecepte? Gar nichts. Es ist eben nicht Alles feil. Doch was liegt daran?

Braucht man etwa Kenntnisse, um an der Börse zu reussiren? Nein. Die Ungebildetsten und Dümmsten werden dort vom Glück begünstigt. Kluge Speculanten haben gewöhnlich Malheur, weil eben so Vieles in der Welt contre raison geht. Was man nicht kaufen kann, ist entbehrlich. Ehren, Orden, Titel, Aemter entschädigen für das Mangelhafte, das Fehlende. Mit und ohne

Digitized by Google

Talent gewinnt man politischen Einfluß. In gesetzgebenden Körpern genügt stummes Abstimmen. Großer Besitz verschafft auswärts sogar Sitz und Stimme in Kammern.

Zwischen den Inhabern von Staatseffecten und den Regierungen herrscht ein eigenthümliches Solidarverhältniß. Wenn dem Gouvernement in Wien von irgend einer Seite ein Stoß versetzt wird, spürt man es in Frankfurt in allen Gliedern. Spricht der Kaiser Napoleon in Paris ein drohendes Wort, so weichen alle Course, und Tausende sind ärmer. Man befürchtet den Fall des schlechtesten Ministeriums, weil die Papiere alsdann fallen könnten. Daher kommt es, daß nur Leute, die nichts zu verlieren haben als das Leben, Revolutionen machen und Barrikaden besteigen. Die freien Principien der neuen Aera verdankt man den Sansculottes, welche halbnackt marschirten, hungerten und froren und ihr Herzblut versprützten für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!

Capital kämpft mit Arbeit von jeher. Nun tauchen überall Arbeiterfragen auf. Aber was helfen der ungeheuren Majorität der Proletarier die neuen Doctrinen von Schulze und Lassalle und anderen bekannten Persönlichkeiten? Läßt sich überhaupt durch Arbeit Besitz erwerben? Gewöhnlich fristet man damit nur das Leben.

Geld läßt sich auf bequeme Weise nur gewinnen an der Börse, am grünen Tisch oder durch andere Glücksspiele und Speculationen. Ich gratulire allen Denen, welche nicht nöthig haben zu versuchen, auf diesem Wege reich zu werden. Diejenigen aber, welche Eins oder das Andere probirten und Verlust erlitten, mögen sich mit dem Gedanken trösten, daß es für die Menschheit ein wahres Glück ist, wenn die überwiegende Mehrheit keine Reichthümer besitzt. Geldnoth ist der wunderbare Hebel, welcher Alle vorwärts schiebt, die Triebkraft, welche Millionen Hände, Füße und Köpfe in beständiger Thätigkeit hält, Amerika und Australien bevölkert. Wären wir Alle reich, so wären wir lauter Tagediebe. Die kolossale Maschine des socialen Lebens mit ihren unzähligen Rädchen müßte aber stocken und aus den Fugen gehen... Wer würde uns die Stiefel wichsen? fragt Kladderadatsch.

Lesefrüchte.

Wo Eitelkeit und Prunksucht anfängt, hört der innere Werth auf.

Manche Menschen machen sich so groß und breit, wie der Mond, wenn er einen Hof hat; und es ist doch nichts als Regenwetter.

Verschiedenes.

Eine Kosakenpatrouille stieß in der Nähe von Kowno auf einen herumziehenden Photographen. Nachdem er seine Legitimationspapiere vorgezeigt, wird sein Reisekoffer geöffnet, und die Blicke der Steppensöhne entdecken mit lüsternem Grinsen mehrere gefüllte Flaschen. Die erste wird auf gut Glück geöffnet, und den aus einem Haarwalde herausstarrenden Nasen duftet lieblich 80grädiger Spiritus entgegen, der sogleich bis auf die Nagelprobe geleert wird. Dasselbe Schicksal hat eine Flasche Aether und Collodium. Als sie endlich auch eine Flasche mit blausaurem Kali, einem starken Gift, hinuntergießen wollten, schlug der geängstete Photograph, der vergeblich ihnen hatte bemerklich machen wollen, daß Gift darin sei, ihnen die Flasche vor dem Munde entzwei. Eine tüchtige Tracht Prügel belohnte seine edle That, und die Lanzenreiter sprengten davon.

Dreizehn bei Tische werden von Manchem als eine Unglückszahl angesehen. Bei einer Gelegenheit dieser Art bemerkte Jemand: „Es gibt allerdings einen Fall, wo es ein Unglück gibt, wenn Dreizehn bei Tische sitzen." — „Was ist das für ein Fall?" fragten seine Tischgenossen. — „Wenn blos für 12 gekocht worden ist."

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 3:

Oschatz.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 5. Dienstag, den 12. Januar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

3.

Groß war die Ueberraschung und der Verdruß der kaltherzigen Linda und ihrer Mutter, als sie beim Erwachen Eola's Flucht gewahrten.

Beide kamen indeß darin überein, daß das junge Mädchen in der Nacht gelauscht und aus Angst vor Ralph's Zorn das Weite gesucht hatte.

Es dauerte lange, ehe sie sich entschließen konnten, dem gefürchteten Sohn und Bruder die Unheilsbotschaft zu bringen.

Endlich entschloß sich Linda, kühner als ihre Mutter, zu der unangenehmen Aufgabe und entledigte sich derselben in ihrer gewohnten gefühllosen Weise.

Eine Weile wankte der unglückliche Mann wie zu Tode getroffen unter dem Schlage.

Dann stürzte er, die Lippen zusammengepreßt und das Auge Blitze sprühend, in der Richtung des Herrenhauses von dannen.

Als er jedoch bei Lord Eswald's glänzendem Wohnsitz anlangte, ward ihm der Eintritt entschieden verweigert. Der Thürsteher bedeutete ihm unverschämt und vornehmthuerisch, daß sein Herr im ersten Schlafe läge und nicht durch müßige Landstreicher gestört werden dürfe, für welche Mittheilung die bebänderte Livreepuppe von Ralph's kräftiger Hand einen Schlag hinter die Ohren empfing und es in ihrer Betäubung nicht hindern konnte, daß der Eindringling an ihm vorbei und auf die Treppe zurannte, dort einen andern der Diener am Kragen packte und gebieterisch verlangte, Seine Lordschaft zu sprechen.

„Gott im Himmel!" keuchte der unglückliche Diener und bestrebte sich vergebens, sein Genick aus der Klammer der Eisenfaust zu befreien, „wollt Ihr mich denn erwürgen, Bursche? Holla! holla! hieher!" begann er zu schreien, „zu Hülfe! Diebe im Hause! Feuer! Mord —"

Ein noch festerer Griff am Kragen schnitt ihm die fernere Rede ab.

„Du keifender Schurke!" rief der Zigeuner, „ich bin weder ein Dieb noch Mörder; ich verlange nur deinen Herrn zu sprechen."

„Was bedeutet der Lärm da unten?" fragte jetzt eine weiche, jugendliche Stimme in einem der oberen Gänge.

Im nächsten Augenblick erschien ein schlanker, hübscher, für sein Alter männlich aussehender Jüngling von fünfzehn Jahren oben an der Treppe.

Die beiden Diener, sichtlich ermuthigt durch den unerwartet sich ihnen bietenden Schutz, begannen jetzt eine übertriebene Schilderung des Vorgefallenen, nach welcher Ralph mindestens als ein Räuberhauptmann erschien, und sie selbst die tapfersten Kämpfer für Leben und Gut ihres Herrn gewesen waren.

Aber der Jüngling, der ohne Zweifel aus Erfahrung die Wahrhaftigkeit solcher Schilderungen kannte, fiel ihnen gebieterisch in die Rede.

„Laßt mich selbst die Sache untersuchen," sagte er.

Er winkte dabei mit der schmalen, zarten Hand, wandte sein edel gebildetes Antlitz dem Zigeuner zu und blickte ihn mit den glänzenden blauen Augen forschend an.

„Ich habe mit Lord Eswald zu sprechen," sagte Ralph in Erwiderung des fragenden Blicks.

Digitized by Google

„Seine Lordschaft schläft, guter Mann,“ entgegnete der Jüngling, „aber Ihr könnt mir Euer Anliegen mittheilen.“

„Ich kann, aber ich will nicht,“ gab der Zigeuner mürrisch zurück.

Der Jüngling erröthete über das unverschämte Wort, und einen Augenblick ballte sich seine Hand; dann aber mit einer für seine Jugend wunderbaren Anstrengung bezwang er sich und sagte ruhig:

„Ich versichere Euch, daß Lord Eswald erst vor Kurzem zur Ruhe gegangen ist und Euch jetzt unmöglich sprechen kann.“

„Aber er muß und soll mich sprechen, und wenn ich ihn bis in seinem Bette aufsuchen sollte,“ entgegnete unerschrocken der Zigeuner. „Deßhalb geht zur Seite, Knabe, und laßt mich vorbei, wenn Ihr nicht die Kraft meines Armes erproben wollt.“

„Unverschämter!“ rief jetzt zornglühend der Jüngling; „wenn ich nicht sähe, daß Ihr aus irgend einer unglücklichen Ursache halb wahnwitzig seid, so würde ich Euch lehren, mit Vornehmern zu reden.“

„Ha! ha!“ lachte Ralph höhnisch. „Ihr mögt wohl vornehm sein, aber bedenkt, daß Ihr einen Mann vor Euch habt. Ich bin nicht gewohnt, mit bartlosen Knaben zu fechten.“

Ein Murmeln des Entsetzens und Erstaunens lief durch die jetzt zahlreiche Gruppe der Diener am Fuße der Treppe, auf welcher die Gegner sich bedrohten; und dies Erstaunen wuchs wo möglich noch, als der Jüngling unerschrocken mit seinen schlanken Fingern den Zigeuner an der Schulter packte und ihn einige Stufen abwärts stieß. Da erschien plötzlich ein anderer Charakter auf der Scene. Lord Eswald, den der ungewohnte Lärm erweckt und der einige Mal vergebens gerufen hatte, die Ursache zu erfahren, kam aus seinem Schlafgemach, sich selbst von der Art des Vorganges zu unterrichten.

„Was gibt's, Elwyn!“ rief er, den Jüngling in drohender Stellung gewahrend.

„Es ist ein wahnwitziger Landstreicher, Percy, welcher Dich durchaus bis in Dein Schlafgemach aufsuchen will,“ entgegnete der Gefragte.

Lord Eswald wechselte die Farbe, als er Ralph gewahrte.

„Ah!“ sagte er, „Einer von diesem Zigeunergesindel!“

„Ja,“ entgegnete Ralph spöttisch, „wirklich Einer von ihnen. Euere Lordschaft irrt sich nicht.“

„Was meinst Du, Bursche? Und was willst Du hier? Denkst Du, eines Edelmannes Haus ist da, daß Du darin sprechen darfst? Bah: dort ist der Hof!“

Und der junge Lord deutete mit der berüchtigten Hand auf die Thür.

Ralph wich keinen Schritt.

„Ich will hier sprechen!“ rief er stolz und laut.

„Gut, so sprich und —.“

Ein Fluch, den wir nicht wiederholen wollen, beendigte den Satz.

„Eile dich,“ fügte Percy Eswald hinzu, „ich bin schläfrig. Was begehrst Du?“

„Cola. Was habt Ihr mit ihr gethan?

„Mit wem?“

„Mit Cola.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel für Eltern.

Das gegenwärtige System der Kindererziehung hat einen großen Mangel. Nicht, daß es dabei nur einen Mangel gäbe; aber ich wünsche, hiermit die Aufmerksamkeit auf die Gewohnheit zu richten, nach welcher die Mädchen in einer Familie fast immer, wenn es sich um Selbstverleugnung handelt, sich den Knaben unterordnen müssen. „Bedenke, es ist Dein Bruder,“ ist der Anruf an zarte kleine Herzen, welche, obschon schwer die Ungerechtigkeit empfindend, doch natürlich diesem Anruf Folge geben. Das Alles wäre ganz gut, wenn man die Knaben Gegenseitigkeit in dieser Hinsicht lehrte; aber da dies unglücklicher Weise nicht oft der Fall ist, so wird ein kleines tyrannisches Ungeheuer auferzogen, dessen Hochmuth, Anmaßung und Selbstsucht man nur mit Bedauern betrachten kann. Wie der kleine Haustyrann größer wird, werden auf einen halben Augenwink Seiner Herrlichkeit seine Taschentücher auf der Stelle gesäumt, und ihm sein Frühstück bereit gehalten, obschon er seine Frühstücksstunde verändert, so oft es ihm beliebt; während seiner Schwe-

Digitized by Google

ster schwächste Andeutung eines Wunsches, sie einmal Abends in Gesellschaft zu begleiten, mit einem Gähnen und einer Anspielung auf die „Kameraden" beantwortet wird, welche ihn beständig „erwarten".

Es ist deßhalb leicht zu sehen, welche seltsamen Ideen von Gegenseitigkeit in freundlichen Diensten der junge Mann, der meinetwegen August heißen soll, in den Ehestand mitbringt, wenn er je heirathet. Seine junge Frau entdeckt dies bald zu ihrer Betrübniß; und ein halbes Dutzend Kinder und schlaflose Nächte und mühevolle Tage sind keine Entschuldigung für sie, wenn sie nicht immer zu gehöriger Zeit sein frisches Weißzeug auf einen Stuhl neben seinem Bette legt, um ihm die Mühe zu sparen, selbst seine Schubladen aufmachen zu müssen. „Als er noch ledig war," wurden ihm seine Taschentücher immer in einen Stoß auf die Nordostseite seiner Schublade gelegt, gehörig parfümirt und mit dem Wort „August" zierlich in die Ecke gestickt. Und jetzt! „Als er noch ledig war," befragte man ihn immer um die Anzahl von Rosinen in seinem Lieblingspudding. Und jetzt! „Als er noch ledig war," wurde er niemals gequält, eine Frau in Gesellschaft zu begleiten, wenn er nicht gerade wollte. Und jetzt! „Als er noch ledig war," konnte er sein Frühstück zu jeder Zeit haben, zwischen sieben Uhr Morgens und drei Uhr Nachmittags. Und jetzt!

Und so hört die arme, arbeitsmüde Frau immer und immer das Lob der neuentdeckten Tugenden und Vollkommenheiten seiner Familie, bis sie herzlich wünscht, er hätte dieselbe nie verlassen. Dabei fällt es diesem Nero des Hauses nie ein, die Frage von der anderen Seite zu betrachten. Wie sollte er, da sein ganzes früheres Leben nichts als ein Hätscheln seiner Eitelkeit und Selbstsucht gewesen? „Der liebe August konnte niemals Widerspruch ertragen;" deßhalb durfte man ihm nicht widersprechen. Seine Angehörigen mußten entweder mit ihm übereinstimmen oder stillschweigen, „weil das Gegentheil ihn immer ärgerte."

Jetzt bitte ich alle Mütter, welche auf diese Weise einen Haustyrannen in ihrer Kinderstube erziehen, einige Rücksicht auf das arme Wesen zu nehmen, das er einst seine Gattin nennen wird, und welche, gänzlich unbewußt ihres Schicksals, ihn irgendwo erwartet; — selbst wenn sie auf seine Schwestern keine Rücksicht haben wollen.

Die interessanteste Geschichte, welche ich je las, war eine, welche nicht, wie gewöhnlich, mit der Heirath der Kinder der Familie endigte, sondern ihnen in die eigene Häuslichkeit folgte, wo die Wirkungen einer liebevollen und zu gleicher Zeit vernünftigen häuslichen Erziehung sich in ihrem schönen, unselbstsüchtigen Dasein offenbarte. Es würde gar nichts schaden, wenn Mütter, indem sie auf ihre Knaben blicken, sich zuweilen fragen möchten, welche Art von Gatte erziehe ich für irgend Jemanden? Es ist sehr gewöhnlich zu denken, welche Art von Frau wird eine Tochter sein. Gewiß ist die erstere Frage, obschon so selten hervortretend, nicht weniger wichtig.

Gemeinnütziges.

(Etwas über die Heizung der Zimmer.) Ich habe den so oft wiederholten Ausspruch, Kälte sei leichter zu ertragen als Hitze, da man sich gegen die erstere weit besser als gegen die letztere schützen könne, als einen Gemeinplatz stets mit einer gewissen vornehmen Geringschätzung behandelt, heute jedoch ertappe ich mich selbst in Gedanken darauf. Die Sonne scheint ihre stärkste Kraft für die letzten Augusttage aufgespart zu haben, ihre glühendheißen Strahlen verbreiten eine wahrhaft afrikanische Temperatur und ich sehe kein anderes Hilfsmittel, den Qualen der erschlaffenden Hitze zu entrinnen, als das Flügelroß der Phantasie. Durch sie versetze ich mich plötzlich nach einem schönen klaren Wintertage; blendend weiß sind die Straßen, der festgefrorene Schnee knistert unter meinen Schritten, Pelz, Muff und Schleier sind gar nothwendige Kleidungsstücke, nichts aber geht über ein traulich erwärmtes und erleuchtetes Zimmer. Ja, der Winter ist noch ein Mal so angenehm als der Sommer, man kann ja der Kälte entrinnen, indem man tüchtig einheizt. Doch halt! gerade durch das Heizen wird gar oft gegen die Gesundheit gesündigt. Ueber das Heizen der Zimmer möchte ich denn hier einige Worte sagen und auf diese Weise meine

Digitized by Google

Sommertagsphantasie nutzbar für meine Leserinnen machen und ihnen darbieten in jenen Tagen, wo der Sommer längst Abschied genommen.

Unser Blut besitzt eine Wärme von 30° R. und verträgt weder einen höheren, noch einen niederern Grad der Erwärmung. Die Annahme liegt hiernach nahe, daß man in einem Zimmer, wo der erwähnte Wärmegrad herrscht, am behaglichsten fühlen müsse, die Erfahrung belehrt uns jedoch eines Andern. Unsere ganze Constitution bedingt, daß wir stets einen bedeutenden Theil Wärme verlieren müssen, in einem Zimmer, wo 30° R. herrschen, würden wir also, wenn ich mich so ausdrücken darf, gewissermaßen in unserer eigenen Wärme ersticken. Wir fühlen uns nur wohl in einem Zimmer, dessen Luft bedeutend kälter ist, als unser Körper, wo wir mithin derselben einen Theil unserer eigenen Wärme abgeben können.

Ein gesunder Mensch fühlt sich am wohlsten bei einer Luftwärme von 15° R. Wer in dieser Temperatur fröstelt, ist entweder krank oder hat sich durch Unthätigkeit oder Reizbarkeit in einen krankhaften Zustand versetzt. Es bedarf, wo dies der Fall, meist nur einiger Leibesbewegung oder einer leichten Thätigkeit, um das richtige Gleichgewicht wieder herzustellen. Mehr, als dies gewöhnlich geschieht, sollte deßhalb darauf geachtet werden, die Familienzimmer und ganz besonders die Zimmer der Kinder nie höher als bis zu 15° R. zu erwärmen. Einige Grad Wärme weniger schadet den Kindern durchaus nicht, mehr aber ist nicht nur der Gesundheit nicht zuträglich, sondern macht sie schläfrig und träge. Jüngere Leute erzeugen, selbst wenn sie nur mit leichter Handarbeit beschäftigt sind, mehr Wärme, als sie bei 15° Wärme im Zimmer verlieren. Es ist ihnen daher nicht zu verdenken, wenn sie sich in einer Temperatur behaglich fühlen, wo ältere Leute frösteln. Der Jugend ist unter allen Umständen die durch Bewegung erzeugte Wärme zuträglicher, als die durch Heizung im Zimmer hervorgebrachte.

Bei bejahrten Personen, welche naturgemäß nicht mehr so viel Wärme hervorbringen, wie man bei 15° R. verliert, stellt sich das Verhältniß allerdings etwas anders. Sie frösteln in einer Zimmerwärme von 15° R. und dürfen dieselbe wohl um einige Grade erhöhen. Mehr als 18° R. ist aber auch für das Alter nicht rathsam, da eine zu hohe Luftwärme eine große Trockenheit erzeugt und dem Blute beim Ausathmen zu viel Feuchtigkeit entzieht, ein Beweis dafür ist, daß wir im heißen Zimmer stärkern Durst haben, als im kühlen. Eine wärmere Kleidung, welche die Körperwärme nicht so leicht fortströmen läßt, ist älteren Leuten daher weit zuträglicher, als ein zu warmes Zimmer. Ganz dasselbe gilt von Personen, welche ein leichtes Lungenleiden haben und deßhalb in mäßiger Wärme ein Frösteln empfinden, da sie durch die Athmung nicht die volle Wärme erzeugen können, welche sie bei 15° R. verlieren. Sie glauben sich Wohlbehagen durch ein im höheren Maße erwärmtes Zimmer zu bereiten, während sie sich durch die auf diese Weise hervorgerufene Trockenheit der Luft schaden, indem die Lungen beim Ausathmen stark angegriffen und dadurch oft ein recht ernstliches Uebel hervorgerufen ward.

Im mittleren Lebensalter richtet sich das Wohlbehagen der Zimmerwärme außerordentlich nach den Beschäftigungen. Am Schreib- und Nähtisch brennt bei 15° R. zuweilen der Kopf, während die Füße eiskalt sind, dagegen ermöglicht eine zu rüstiger Thätigkeit nöthigende Beschäftigung den Aufenthalt in einem weit kälteren Raume.

Fassen wir nun den Grad der Heizung als für die Gesundheit zuträglich in einer Durchschnittsangabe zusammen, so ist je nach den verschiedenen Altersstufen und Beschäftigungen 12° R. bis 18° R. die angemessenste Temperatur, die kein Wohnzimmer übersteigen sollte. Schlafzimmer sollten gar nicht, und wo dies geschieht, doch nur sehr mäßig geheizt werden.

Recept-Charade.

Nimm den Kopf einer Furie und den Schweif eines Esels, so hast du Das, was eines Kakadus und eines Wiesels Schwanz zusammengibt und eines Kakadus Kopf im Bunde mit einer Fee wieder vertreibt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 6. Donnerstag, den 14. Januar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Des Edelmannes Keckheit reichte einen Moment nicht aus; verrätherisch stieg das Blut in seine Wangen. Doch das dauerte nicht lange.

„Und wer in aller Welt ist Cola?" fragte er mit wiedergewonnener Dreistigkeit.

„Eine von jenem Zigeunergesindel," entgegnete Ralph höhnisch, „welche Euere Lordschaft mit einiger Beachtung zu ehren geruhten, als sie vor einiger Zeit dort in den Ruinen der Abtei zur Belustigung Euerer Lordschaft tanzte."

„Ah!" bemerkte der junge Wüstling nachlässig, „das hübsche schwarzlockige Mädchen, das die Castagnetten schlug?"

„Dieselbe. Es war Cola."

„Nun, und was ist's mit ihr?"

„O, eine Kleinigkeit, wie Ihr es nennen würdet. Sie wurde von irgend einem ehrlosen Schurken verlockt, und da sie in letzter Nacht geheimnißvoll verschwand, und ihre Angehörigen ängstlich sind, — und —"

„Und was?" fragte Lord Eswald heftig, als Ralph zögerte.

„Und, kurz, mein Lord, da man Euch stark beargwöhnt, das Mädchen verlockt zu haben, so ist es wahrscheinlich, daß sie zu Euch geflohen ist. Die Wahrheit zu sagen, ich glaube, sie ist irgendwo bei Euch versteckt."

„Bei mir, Bursche, bei mir?" rief der junge Lord mit aufgeheuchelter Entrüstung. „Hüte Dich, Elender," fügte er herrisch hinzu, „es ist gefährlich, mit Edelleuten zu spielen, hüte Dich, sie zu beleidigen, — es geschieht niemals straflos."

„So sollen sie auch nicht die Kinder unseres Volkes straflos entehren!" rief Ralph dagegen, seine dunkeln Augen in zorniger Verachtung blitzend.

Der junge Elwyn, der sich bis dahin schweigend verhalten, warf jetzt einen mitleidigen Blick auf seinen früheren Angreifer und sagte:

„Nein, Vetter, gehe nicht zu hart mit dem armen Manne um. Er scheint schweres Leiden erduldet zu haben, und obschon er in seiner Anschuldigung irrt, so sei nachsichtig und vermehre nicht seine Noth. Wir wollen lieber suchen, sie ihm zu erleichtern, und ihm Rath und Beistand gewähren."

Der Zigeuner sah dankbar auf den Jüngling. Er fühlte in dessen kunstlosen Worten die Sprache der Wahrheit und war überzeugt, daß, falls Lord Eswald wirklich Cola's Verderben, sein junger Vetter nichts von der Unheilsthat wußte.

„Ist das Mädchen, von dem Ihr sprecht, Euere Schwester?" fuhr Elwyn fort, während Percy verdrossen und zögernd dastand.

„Nein," antwortete Ralph traurig, „sie ist meine Braut."

„Armer Mann!" entgegnete Elwyn mitleidig, „Ihr dauert mich in tiefster Seele. Aber warum klagt Ihr Lord Eswald des Unrechts an?"

„Ja, warum, Bursche?" fiel der Letztere ein, denn er fühlte die Nothwendigkeit, Etwas zu sagen.

„Weil," sprach Ralph, „es bekannt ist, daß Lord Eswald sie mehr bewunderte, als ein Edelmann ein armes Zigeunermädchen bewundern soll; auch hat man sie oft belauscht, wie sie in der Nähe seiner Behausung umherschlich."

„Ach, armer Mann," sagte Elwyn, „ich fürchte, Euer Kummer verleitet Euch, Kleinig-

Digitized by Google

keiten zu übertreiben und bloße Einbildungen in Thatsachen zu verwandeln. Was ist natürlicher, als daß ein junger Edelmann ein hübsches Mädchen gern tanzen sieht, und was ist natürlicher, als daß ihr diese Bewunderung gefällt? Wer weiß auch, ob sie wirklich entflohen; vielleicht will sie Euch nur necken, junge Mädchen necken gern ihre Liebhaber, wie ich höre."

Der junge Logiker führte seines Vetters Vertheidigung so geschickt, daß dieser nicht umhin konnte zu lächeln.

Ralph wußte nicht, was er beginnen sollte. Er konnte keine Beweise für des Lords Schuld liefern und glaubte doch hartnäckig an dieselbe.

„Ihr schweigt, mein Lord," sagte er endlich, „und Schweigen, so sagt man, ist eine Anerkennung des Unrechts."

„In meinem Falle," entgegnete der Aristokrat gähnend, „ist es eine Anerkennung der Müdigkeit. Wenn Ihr Euch überzeugt habt, daß Euere flüchtige Schöne nicht in diesem Hause verborgen ist, so laßt mich in mein Bett zurückkehren; wenn Ihr aber noch zweifelt, nun, so gehe ich doch zu Bette, und Ihr könnt die Sache mit Master Elwyn ausmachen. Er liebt dergleichen Zwiegespräch, ich hasse es."

Und nachdem Percy Eswald diese höfliche Rede gehalten, wandte er sich zum Gehen.

Aber Ralph sprang auf ihn zu und packte seinen Arm.

„Sie ist also, bei Euerem Wort, wirklich nicht hier?" schrie er wild, fast wahnwitzig.

„Nein, Mann! Genügt Dir keine Antwort?" brüllte Eswald außer sich; und heftig seinen Arm losmachend, eilte er zurück in sein Zimmer.

„Glaubt meinem Vetter!" bat der sanfte Elwyn.

Ralph antwortete nicht, sondern verließ, tief aufseufzend, die Brust von Schmerz und Zorn erfüllt, die Halle des Herrenhauses.

„Ich will dem gleißnerischen Verräther nicht glauben!" rief er leidenschaftlich aus, „aber wie kann ich sein Unrecht beweisen?"

Wie, in der That! Und wenn er es auch vermocht hätte, es würde ihm wenig genützt haben. Das Gesetz hat nur Strafen für Verbrechen, nicht für Laster, und dem hochgebornen Reichen werden von der Welt die letzteren vergeben.

4.

„Du hast des armen Burschen Braut ihm nicht entwendet, Percy?" fragte Elwyn Eswald, als er einige Stunden nach Ralph's Besuch im Herrenhause mit seinem Vetter beim späten Frühstück saß.

Der Edelmann lächelte geringschätzig.

„Und wenn ich hätte?" sagte er.

„Wie! Das wäre ein schmachvolles Unrecht!" rief der freimüthige Knabe mit dem Erröthen der Entrüstung. „Aber Du würdest dergleichen nicht thun, Percy!"

„Ach, Elwyn, Du hättest ein Methodistenpfarrer werden sollen," war die spöttische Antwort. „Du bist ein zimperliches Schulgänschen, und ich sehe, ich werde nie einen Mann aus Dir machen. In Deinem Alter kannte ich die Welt schon besser."

„Das glaube ich, Vetter, nach der Art, wie Du Dich schon damals mit ihr bekannt machtest," entgegnete Elwyn in fast scharfem Tone.

„Ja, ich hatte meine Art," sagte Lord Eswald bestimmt, „und ich meine, sie ist für Jeden, der ein Mann werden will, die beste."

„Das ist Deine Ansicht von der Sache, Percy; aber ich sehe nicht ein, daß Du Recht hast."

„Nein, mein kostbares Milchsüppchen, und Du wirst es nie einsehen. Je früher Du zu Ball und Kreisel und zur lateinischen Grammatik zurückkehrst, je besser. Ich wiederhole es, ich werde nie einen Mann aus Dir machen."

Der Jüngling beugte sich über seine Tasse, damit Eswald nicht das leichte Lächeln sähe, das seinen Mund umspielte.

„Du siehst, Percy," sagte er nach einer kleinen Pause, „ich bin nicht so früh klug, als Du warst."

„Nein; aber Du bist verteufelt mehr unverschämt, Master Elwyn, und wenn Du mich nicht mit mehr Respect behandeln willst, so werde ich Dich fortschicken, und Du kannst Deine Ferien mit Deinem alten gichtkranken Vormund in der alten baufälligen Scheuer in Sussex beendigen."

„O, der Ort ist ganz hübsch, Percy, wenn

die jungen Baxters zu Hause sind, mir Gesellschaft zu leisten. Immerhin ist es nicht so schön dort, als hier. Hier könnte ich Jahre lang leben, ohne mich zu langweilen. Wie entzückend muß es hier um die Osterzeit sein."

„Eine feine Anspielung, daß Du gern auch die Osterferien hier zubringen möchtest, eh, Elwyn?"

„Nein, es ist nicht meine Art, auf Etwas anzuspielen. Wenn ich kommen wollte, so würde ich Dich in einfachen Worten bitten, mich einzuladen."

„Du kannst kommen, wenn Du willst, und die Aufsicht hier übernehmen, denn auf meine Gesellschaft kannst Du nicht rechnen. Ich gehe zu Ostern nach London. Mir wird es hier langweilig."

„Ich denke nicht, daß der Vormund mich so bald schon wieder fortlassen wird. Auch möchte ich nicht ohne Dich hier sein. Wie aber kannst Du der Abtei schon überdrüssig sein?"

„Du scheinst den Ort wunderschön zu finden?"

„Gewiß; ich wollte, er wäre mein."

Ein unangenehmes Lächeln umspielte Lord Oswald's hübschen Mund und er dachte:

„Sicherlich, und der Titel auch; aber ich will Deine Rechnung durchkreuzen, mein junges Herrchen." (Fortsetzung folgt.)

Entstehung und Kraft des Dampfes.

Die Anwendung der Dampfkraft ist bereits eine so allgemeine geworden, daß es unsern Lesern gewiß erwünscht erscheint, über den Dampf etwas Näheres zu erfahren. — Jedermann weiß, daß Wasser in einem offenen Gefäße um so schneller verdunstet, je stärker man es erhitzt, und daß die Verdunstung am schnellsten vor sich geht bei einer Temperatur von 80° Hitze nach Reaumur, wobei das Wasser in wallende Bewegung übergeht. Die Ursache der wallenden Bewegung aber ist keine andere, als daß die auf dem Boden und an den Wandungen des erhitzten Gefäßes anliegenden Wassertheilchen Wärme empfangen, sich dadurch in Dampf verwandeln und als solcher mit großer Schnelligkeit durch das heiße Wasser in die Höhe steigen, um dann in die Luft zu entweichen. Damit entsteht Dampf, wenn Wasser Wärme in sich aufnimmt, welche letztere sich zwischen die Wassertheilchen hineindrängt und diese auseinanderschiebt und dadurch dem Wasser die luftförmige Gestalt gibt. Man kann aber dem Dampf durch Abkühlung seine Wärme auch wieder entziehen; dann treten die Wassertheilchen wieder zusammen, sie erscheinen nun nicht mehr als Dampf, sondern als tropfbar flüssiges Wasser, was sie vorher waren. Der wässerige Beschlag an kühlen Fenstern ist zu tropfbarflüssigem Wasser abgekühlter Wasserdampf, der im warmen Zimmer in unsichtbarem Zustand enthalten war.

Wenn wir nun an dem Dampfe, der in offenen Gefäßen sich entwickelt, keinerlei Kraft bemerken, so kommt dies daher, daß er in der Luft frei und ungehindert sich ausdehnen kann; wir wollen ihn aber in einen festgeschlossenen Raum einsperren und stärker erhitzen, und gleich werden wir finden, daß er Kraft äußert, denn sein Streben sich auszudehnen, sein Streben nach Freiheit ist dann außerordentlich groß, und er drängt mit unwiderstehlicher Macht auf Alles, was ihn einengt. Es wird dies uns einleuchten, wenn wir folgende Betrachtung anstellen:

Erhitzen wir einen Kubikzoll Wasser bis zum Sieden, so verwandelt er sich, wie wir also wissen, in Dampf; allein dieser Dampf, wenn wir ihn auffangen, nimmt nicht etwa ebenfalls den Raum eines Kubikzolles ein, sondern er bedarf zu seiner Aufnahme eines Raumes von 1700 Kubikzoll, einen um so viel größeren Umfang hat also das Wasser in Gestalt von Dampf eingenommen; man sagt daher kurz: beim Uebergang des Wassers in Dampf dehnt es sich um das 1700-fache aus. Hat der Raum die bezeichnete Größe, so drückt der Dampf auf jeden Quadratzoll der Wandungen desselben mit einem Gewicht von 15 Pfund; das ist aber dasselbe Gewicht, mit welchem die Atmosphäre auf jeden Körper und folglich auch auf obige Wandungen und zwar von Außen drückt. Von solchem Dampf pflegt man zu sagen, er übe den Druck einer Atmosphäre auf seine Umgebung aus, der aber thatsächlich von ihr

Digitized by Google

nicht empfunden wird, weil auf sie durch die Atmosphäre von Außen der Gegendruck von 15 Pfund ausgeübt wird.

Ganz anders aber ist das Verhalten des Dampfes in einem zu seiner Ausdehnung unverhältnißmäßig kleinen, abgesperrten Raum, z. B. in einem Dampfkessel; — denken wir uns z. B., daß derselbe zu zwei Drittheilen mit Wasser angefüllt ist, so kann selbstverständlich der übrige Raum nicht im Entferntesten zureichen, den vielen, in Dampf verwandelten Wassertheilchen den nothwendigen Platz zu gewähren; die Folge davon ist, daß der Ueberschuß nicht bestehen kann, und folglich nur so viel Dampf bleibt, der der Wärme von 80 Grad entspricht. Der Druck dieses Dampfes auf das Wasser ist aber die Ursache, daß nicht mehr 80° R., sondern eine höhere Temperatur, z. B. 90° R., angewandt werden muß, um weiteres Wasser in Dampf zu verwandeln. Der Heizer legt neue Kohlen nach, und 90 Grad heißer Dampf steigt aus dem Wasser in die Höhe und nimmt über demselben die Stelle des vorherigen 80 Grad heißen ein — denn der Dampf hat immer diejenige Temperatur des Wassers, bei der er aus demselben entstanden ist. Da aber der 90° heiße Dampf mehr Wärme als der 80° heiße enthält und die Wärme die Ursache der Ausdehnung des Dampfes ist, so ist es auch klar, daß der erstere ein energischeres Bestreben, sich auszudehnen, äußern und demgemäß auch einen intensiveren Druck und zwar in diesem Falle von ca. $1\frac{1}{2}$ Atmosphäre, d. i. von etwa 22 Pfd. auf den Quadratzoll innere Wandfläche, ausüben muß. Es liegt nun auf der Hand, daß man durch fortgesetztes Zulegen von Feuermaterial Dampf auch noch von höherem Druck erzeugen kann, denn 90 Grad heißer Dampf macht zur weiteren Bildung von Dampf aus dem Wasser die höhere Erhitzung desselben z. B. bis zu 100 Grad nothwendig, so daß nun 100 Grad heißer Dampf, der einen Druck von ca. $2\frac{1}{4}$ Atmosphäre (= 34 Pfd. auf den Quadratzoll) ausübt, den Raum über dem Wasser ausfüllt. So steigt in dem Maße, als man Feuermaterial zulegt, die Temperatur des Wassers und mit ihr die weitere Entwickelung von neuen und heißeren Dämpfen, oder, was dasselbe sagen will, die Spannkraft des Dampfes bis zu 10 Atmosphärendruck und darüber; denn was sich ausdehnen will, aber nicht kann, befindet sich im Zustand der Spannung und drückt auf die Umgebung. Bei der Bezeichnung des Druckes irgend eines Dampfes legt man den Druck der Atmosphäre als Maßstab zu Grunde und bezeichnet z. B. die Spannkräfte der oben erwähnten Dämpfe als solche von 1, $1\frac{1}{2}$ und $2\frac{1}{4}$ Atmosphärendruck. Werden derartig gespannte Dämpfe aus dem Dampfkessel in eine Dampfmaschine geleitet, so setzen sie dieselbe, nach Verhältniß ihrer Kraft, in Bewegung und gleichzeitig die Arbeitsmaschine, die mit der ersteren in Verbindung gebracht ist.

Verschiedenes.

Nicht was man ißt, sondern was man verdaut, macht stark! Nicht was man gewinnt, sondern was man erspart, macht reich! Nicht was man liest, sondern was man im Gedächtniß behält, macht gelehrt! Nicht was man glaubt, sondern wie man handelt, macht rechtschaffen! Würden die Leute hübsch darauf achten, so würde es keine Vielfraße, keine Verschwender, keine Bücherwürmer und keine Heuchler geben.

Wo?

Wo ist der Feind? „In Dänemark!“
Antwortet jedes Kind,
Sie sprechen ihren Müttern nach,
So wie halt Kinder sind.
Die Männer aber wissen wohl,
Der Feind ist in Berlin,
In Frankfurt nistet Deutschlands Feind,
Der Feind der sitzt in Wien.
Mit dieser Hyder um den Fuß,
Um Brust, um Hals, um Arm,
Wird Deutschland jedem fremden Knirps
Zum Hohn — daß Gott erbarm!

Theobald Kerner.

Auflösung des Recept-Räthsels in Nr. 5:

Dusel, Fusel, Kaffee.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 7. Samstag, den 16. Januar **1864**

Jetzt oder nie!

Jetzt oder nie! Die Nation, sie hat gesprochen!
Von Gau zu Gau, von Mark zu Mark,
Vom Rheinstrom bis zum gelben Weichselstrand,
Vom Golf, der Istriens braune Fluren wäscht,
Bis wo die heil'ge Nord- und Ostsee blaut,
Durchdringt ein Ruf das weite deutsche Land,
Der Zornruf: Sprengt, o deutsches Volk, die Kette,
Wahrt deutsches Recht und rettet, rettet
Dir Schleswig-Holstein, sprach- und stammverwandt!
Genug der Worte sind seitdem geflossen,
Genug des Pulvers ward seitdem verschossen
Zu Deutschlands Ehre, Deutschlands Ruhm,
Genug gesungen ward seitdem, geträumt:
Nun gilt's, zu handeln, rasch und ungesäumt;
Einmüthig folg', wie Wetterstrahl, die That!
Kein Groß-, kein Klein-, Ein Deutschland sei,
Ein Ganzes, unser Feldgeschrei,
Die wir beseelt von gleichem Pflichtgebot,
Von gleichem Männermuth, der ungescheut
Dem Dänentrotz die freie Stirne beut.
Wer mag der Donau Riesenstrudel hemmen?
Den jungen Rhein in stolzem Lauf und Fall?
Wer mag, o Deutschland, Deine Volkkraft dämmen,
Stehst Du nur All' für Eins und Eins für All'?

Jetzt oder nie! Auf! Freunde, frisch gewagt,
Ihr Fürsten deutschen Stamms, ihr Völkerhirten,
Die ihr von eurer Völker Geist entflammt,
Wascht ab den wunden, den verjährten Flecken,
Der uns're Ehre allzu'ang verklagt, —
Daß nicht die Schmach, die alte, sich erneue,
Und wir vereinst am Rhein, so nun am Belt,
In Trümmer sinke deutsches klares Recht,
Zum Spottlied werde deutsche Ehr' und Treue.

Was auch das Herz mit heil'ger Gluth entflamme,
Was auch von Recht und Freiheit wir geträumt —
Verließen wir das edle Nordlandsreis,
Verließen wir es jetzo in dem Stamme,
Der sein Gewand mit Blut und Thränen säumt:
Dem Dränger dann, dem nächsten, besten,
Käm' er aus Osten oder Westen,
Magst Du, o meiner Väter Land,
Verfallen einst zu schnödem Raub!
Ein Thon, nicht werth, daß man ihn trete,
Ein Wurm, werth, daß man ihn zertrete,
Du selbst, ein Namen nur, klanglos und Staub!

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Es war ersichtlich, daß, welches auch die Umstände sein mochten, welche die Vettern zusammengeführt, die Freundschaft nur auf einer Seite bestand.

Elwyn war jedoch so sehr an die gefühlose Gleichgültigkeit Percy's gegen Andere gewöhnt, daß er dieselbe nicht besonders in Bezug auf sich beachtete und nicht sah, was jede dritte Person bemerkt haben würde, daß Lord Eswald ihm entschieden abgeneigt war.

Elwyn besaß keine andern Verwandten, er war vater- und mutterlos, und dies Alles bildete vielleicht die Ursache, warum er sich zu seinem Vetter hingezogen fühlte. Ihre Väter waren Brüder gewesen.

Elwyn war der Sohn des jüngern Bruders.

Der Letztere hatte gegen seiner Familie Willen eine Heirath aus Liebe mit einem schönen und tugendhaften, aber ihm nicht ebenbürtigen Mädchen geschlossen. Die Folge davon war seine Ausstoßung aus dem Vaterhause.

Jahre lang lebte er als Verbannter in fremdem Lande, mit Mißgeschick kämpfend, unverdrossen sich mühend, bis sein schönes,

Digitized by Google

junges Weib ihm durch den Tod geraubt ward. Des nunmehr lebensmüden, verzweifelnden Mannes Stolz war gebrochen, er gedachte nur noch der Zukunft seines einzigen Kindes, und sein eigenes Ende nahe fühlend, kehrte er Versöhnung suchend zur Heimath und unter das väterliche Dach zurück.

Dort hatte die Zeit ebenfalls große Veränderungen vollbracht.

Der stolze Grundherr, Elwyn's und Percy's Großvater, lag bekümmert, gedemüthigt und bereuend auf dem Krankenbette.

Schon lange war er von Gewissensbissen über die Verstoßung seines jüngern Sohnes gefoltert worden, und freudig begrüßte er nun dessen Rückkehr.

Er lebte noch, um gut zu machen, was möglich, so daß, nachdem er dahingeschieden und auch Elwyn's Vater ihm bald gefolgt war, des Knaben Zukunft sich gesichert fand. Der Frühverwaiste kam unter die Obhut eines Freundes seines verstorbenen Vaters, der ihm zugleich zum Vormund erwählt worden war.

Bis zu seinem zwölften Jahre sah er niemals seinen Vetter Percy, welcher in Deutschland erzogen wurde, und wenn er je nach England kam, bei seinen den Weltfreuden nachlebenden Eltern in London weilte.

Diese Zustände dauerten, bis ein trauriges Ereigniß eine Veränderung bewirkte.

Percy's Vater kam bei einem Unfalle auf der Jagd um's Leben, und die Wittwe zog sich, den Sohn zu sich berufend, für die Trauerzeit nach Eswald Abtei zurück.

Gleich allen thörichten Müttern, welche ihre Kinder in früher Jugend verzärteln, fand Lady Eswald bei ihrem Sohne weder Gehorsam noch Liebe; er ließ es sie sofort fühlen, daß er jetzt Herr und sie nur eine Null sei; und erst nachdem sie sich willig gezeigt, für seine Unterhaltung auf dem Landsitze zu sorgen, bequemte er sich, seinen Aufenthalt dort für einige Zeit zu nehmen.

Elwyn, welcher nach Knabenart lange ein großes Verlangen gehegt hatte, seinen Vetter zu sehen, war der kleinen Zahl der Gäste, welche dem neuen Lord zum Zeitvertreib behülflich sein sollten, eingereiht worden.

Er wußte, daß Percy mehrere Jahre älter als er war, erwartete aber keineswegs, die modisch gekleidete, selbstgefällige Persönlichkeit anzutreffen, welche ihm bei der Ankunft im Herrenhause der Abtei als Lord Eswald vorgestellt ward. Die Wirklichkeit war so ungleich dem Bilde seiner Phantasie! Statt des fröhlichen, gutmüthigen, ihm mit herzlichem Willkomm entgegenspringenden Jünglings, trat ihm an der Schwelle ein schöner, hochmüthiger Elegant entgegen, beäugelte ihn mit weltgeübtem Aplomb, reichte ihm die Fingerspitzen dar und lispelte:

„Daß er verteufelt froh wäre, ihn zu sehen, denn das Leben auf dem Lande sei verdammt langweilig."

Dies war Beider erstes Zusammentreffen. Obschon sich während dieses Besuchs nichts ereignete, das Percy in günstigerem Lichte hätte erscheinen lassen können, so konnte sich Elwyn doch nicht von der Zuneigung, die er so voreilig für seinen Vetter gefaßt, losmachen. Eine Trennung von drei Jahren, welche darauf eintrat, diente dazu, dem alten Phantasiebilde, das er sich früh von Percy entworfen, wieder zu neuem Rechte zu verhelfen; er besuchte denselben nicht eher wieder, als bis, nicht lange vor dem Beginne unserer Erzählung, Lady Eswald gestorben, und Percy alleiniger Herr über sich selbst und den unermeßlichen Reichthum der Eswald's geworden war.

Obschon Elwyn für seines Verwandten augenfällige Fehler nicht gänzlich blind sein konnte, bestrebte er sich doch, ihn in dem bestmöglichen Lichte zu betrachten, und bewahrte sich so seine Anhänglichkeit an ihn.

Vielleicht ließ sich diese Neigung auch dem Zauber zuschreiben, den Percy, wenn er wollte, auf seine Umgebung auszuüben verstand, und welcher später so manches Opfer dem Untergange zulockte.

Percy seinerseits empfand nur Geringschätzung für seines Vetters Nachsicht und Ergebenheit. Er ging sogar so weit, ihn als einen überlästigen Eindringling zu betrachten, der als Sohn einer bürgerlichen Mutter es nicht verdiente, auf auch nur den geringsten Theil der Familiengüter ein Recht zu haben und vielleicht gar noch weiter zu streben.

Elwyn war der nächste Erbe des Titels und der Güter, falls Percy ohne männliche

Nachkommen stürbe; und nach seiner eigenen Sinnesart die Empfindungen des Andern beurtheilend, deutete er Glwyn's Freundlichkeit als List und Heuchelei und freute sich, einst dessen vermeintliche Hoffnungen mit einem Schlage vernichten zu können.

Er äußerte oft, daß er nie heirathen würde, lediglich um Glwyn's Erwartungen zu steigern, während er im Stillen darüber nachsann, wie er auf die überraschendste Weise zu seiner Vermählung schreiten könne.

Er hätte sich die Mühe dieser Berechnungen sparen können, denn Glwyn gedachte nie auch nur im Traum der Möglichkeit, einst selbst der Gebieter dieser weiten Ländereien zu werden, und kein Herz konnte aufrichtiger und ehrlicher sein, als das seine.

(Fortsetzung folgt.)

Coburger Lotterie.

Auszug aus der Gartenlaube Nr. 52 1863.

„An den Herausgeber der Gartenlaube. Die Nummer 46 der Gartenlaube bringt einen Artikel gegen die hier unternommene Verloosung für die nothleidenden Schleswig-Holsteiner, gegen den ein Wort der Berichtigung im Interesse der Sache Noth thut und von dem Patriotismus der Gartenlaube nicht versagt werden wird. Der Artikel, dessen patriotischer Gesinnung und Motiven hier nicht zu nahe getreten werden soll, der aber von unrichtigen Voraussetzungen ausgeht, findet seine Erledigung in den folgenden Erwägungen, welche die Veranlassung zu dem erwähnten Unternehmen geworden sind.

Seit Jahr und Tag ergeht der Nothruf aller schleswig-holsteinischen Hilfscomité's, daß die Mittel längst schon nicht mehr zureichen, auch nur die bitterste Noth zu lindern. Einzelne Hilfscomité's haben bereits mit bedeutenden Deficits abgeschlossen. Alle Aufforderungen haben bisher nicht bewirkt, daß die Gaben endlich in hinreichendem Maße fließen.

Im Hinblick darauf war es nicht nur nicht zu tadeln, sondern nur zu billigen, daß man auf den Vorschlag der Veranstaltung des jetzt vorliegenden Unternehmens eingegangen ist. Nicht als ob dadurch irgend Jemand in seiner patriotischen Opferfreudigkeit beschränkt und bestimmt werden sollte, nunmehr mit dem unbedeutenden Betrag für ein Loos zu diesem Unternehmen für größere Opfer zu den freiwilligen Sammlungen sich loszukaufen. Nicht im Entferntesten! Aber die Ergebnisse der letzteren haben die Ueberflüssigkeit dieses weiteren Versuchs der Beschaffung von ausreichenderen Mitteln für den nothwendigen Zweck durchaus nicht constatirt. Es ist nicht bekannt, daß in den letzten Jahren sämmtliche Hilfscomité's zusammen, geschweige denn eines derselben, eine Summe von 100,000 fl. in einem Jahr für den „verlassenen Bruderstamm" zusammen gebracht hätten. Dieses Unternehmen aber wird so viel und darüber in Jahresfrist, und je nach dem es rasch gefördert wird, noch viel früher zusammen bringen. Und wer kann voraussehen, wie viel Noth in dem unglücklichen Lande die unberechenbaren Ereignisse noch mehr als bisher im Laufe des bevorstehenden Jahres uns zu lindern geben werden? unter Verhältnissen zu lindern geben werden, unter welchen die Ergebnisse der freiwilligen Sammlungen in ganz anderer Weise für die schleswig-holsteinische Sache Verwendung werden finden müssen!

Wir brauchen mehr Hilfsmittel, als aus den anderen Hilfsquellen bis jetzt herbeizuschaffen waren, wir müssen gewärtigen, daß diese anderen Hilfsquellen im Drang der Ereignisse demnächst eine andere Richtung werden erhalten müssen, während die zu lindernde Noth bis zum vollständigen Siege der guten Sache nicht nur fortbestehen, sondern voraussichtlich sich steigern wird. Warum sollen wir nun die nur zu wohl zu verwendenden Mittel, die auch auf dem hier versuchten Wege geschafft werden können, unbenützt lassen? Nicht darauf kommt es an, daß das Mittel einer Verloosung gewählt ist, auch nicht darauf, wo und bei wem die erst noch zu fertigenden Gegenstände der Verloosung verfertigt werden, und ob die Verfertiger dabei aus reinem Patriotismus handeln, oder ob dieselben, was viel natürlicher und begreiflicher, und im Interesse der Sache sogar viel besser scheint, — lediglich, oder vorzugsweise ihren eigenen geschäftlichen Vortheil, ihre geschäftliche Empfehlung durch die Güte ihrer Leistungen dabei im Auge haben, — Alles das ist für das Unternehmen ganz gleichgültig.

Digitized by Google

Praktisch wie principiell entscheidend ist nur einerseits: daß auf diesem Wege Viele mittelbar zur Beisteuer angeregt werden, die für den patriotischen Zweck allein bis jetzt nicht in Bewegung zu setzen waren, und anderseits: daß die Bedingungen der Verloosung solid, daß insbesondere die zur Verloosung kommenden Gegenstände wirklich dem planmäßigen Werth entsprechend sind. Ueber diese allein entscheidenden Gesichtspunkte gibt aber der von dem hiesigen Staatsministerium geprüfte und genehmigte Verloosungsplan vollkommen befriedigenden Aufschluß. Zwei Artikel desselben sind hierfür entscheidend. Art. 7 lautet:

„Ein aus achtbaren Bürgern Coburgs bestehendes Comité überwacht die planmäßige Ausführung der Ausspielung und den Loosverkauf und steht dem Staatsministerium gegenüber für die gewissenhafte Durchführung des Spielplans ein."

Und nach Art. 8 hat dieses Comité „sowohl, unter Zuziehung von Sachverständigen, darüber zu wachen, daß die Gegenstände der Verloosung wirklich den planmäßigen Kaufwerth haben, als dahin Fürsorge zu treffen, daß die für den Loosverkauf eingehenden Gelder sicher deponirt werden, streng planmäßig verwendet, insbesondere daraus nur die nachgewiesenen Kosten und Ausspielungen und die festgesetzten Anschaffungspreise für die Verloosungsgegenstände gezahlt und alle Ueberschüsse und Ersparnisse an den planmäßigen Voranschlägen zum Besten der Schleswig-Holsteiner reservirt und abgewährt werden und die geschehene Abgewährung ihrer Zeit bekannt gemacht werde." — Der ganze Reingewinn überhaupt wird nach Schluß der Verloosung einem aus Schleswig-Holsteinern bestehenden Comité zur bestimmungsgemäßen Verwendung ausgezahlt. Das Control-Comité wurde nach Genehmigung des Planes sofort aus nachgenannten hiesigen Bürgern gebildet: dem Bürgermeister und Landtagspräsidenten Oberländer und den Magistratsräthen: Kaufm. Franz Appel, Banquier Joh. Beyer, Rechtsanwalt Friedr. Köhler und Director von Schauroth.

Unter allen diesen Umständen und durch eigene Wahrnehmung von der Nothwendigkeit und Dringlichkeit der Hülfe überzeugt, hat auch Einsender dieses nicht das mindeste Bedenken getragen, dem Control-Comité seine Mitwirkung zuzusagen und dasselbe zu ersuchen, auch seinen Namen denen der anderen Comitémitglieder beizufügen.

Gegenüber dem in der Gartenlaube enthaltenen Angriff hat Unterzeichneter diese öffentliche Darlegung und Erklärung im Interesse der Sache, zu deren Gunsten es sich handelt, um so mehr für Pflicht gehalten, je länger derselbe bereits für diese Sache thätig ist, und je mehr er Gelegenheit gehabt hat, sich zu überzeugen, daß mit noch so heißen Thränen des Mitgefühls und mit noch so strengen Principien allein keine einzige Thräne des Elends getrocknet wird.

Coburg, den 30. November 1863.

F. Streit,
Mitglied des schleswig-holsteinischen Ausschusses des deutschen Nationalvereins."

Verschiedenes.

(Schriftstellerei, Bücher, Gelehrte.) Die Schriftstellerei ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Taglöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Wissenschaft, eine Tugend. Die Vorrede mancher Bücher könnte man Fliegenwedel, die Dedication Klingelbeutel nennen, manches Buch für ein großes Futteral halten. Viele Gelehrte gleichen den Kanarienvögeln: beide gedeihen nur in der Stube; kommen sie heraus, so wissen sie sich nicht zu helfen. Ein Dichterling nannte seine Schreibfeder die Geburtshelferin des Genies, und, setzte ein Spötter hinzu, die Mutter von Maculatur.

Homonyme.

Schmelzend klingt's im Reich der Töne,
Voller bald in dem Gesang;
Faßt der Maler rein das Schöne,
Harmonirt's im Farbenklang;
Willst Etwas du zum Handel bringen,
Mußt du's zuerst als Schluß bedingen.

B. K.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 8. Dienstag, den 19. Januar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

5.

An einem schwülen Tage des nächstfolgenden Sommers schritt eine schlanke, zarte Frauengestalt, mit einem Kinde in den Armen, langsam auf der Landstraße von Mitcham einher. Oft fand sie still und setzte sich am Rande des staubigen Weges nieder, als ob ihr das Weitergehen unmöglich wäre; dann wieder erhob sie sich mit verzweifelter Anstrengung, drückte das Kind fester an die Brust und schleppte sich noch eine Strecke, bis sie, mit erlöschendem Auge die sich hindehnende, in der Sonne glühende Straße abwärts blickend, von Neuem in gänzlicher Erschöpfung zur Erde sank.

Endlich erhob das Kind ein leises, klägliches Weinen, das die zartesten Saiten des Herzens der armen Mutter berührte. Noch ein Mal raffte sie sich auf und versuchte, einige Schritte zu machen, dann aber lehnte sie sich an eine Umfriedigung der Wegleite und stöhnte:

„Es ist umsonst — umsonst! Ich kann nicht weiter. O Gott! und soll ich denn hier sterben und mein armes Kind hülflos auf der Landstraße umkommen lassen!"

Die Unglückliche brach in heftige Thränen aus, welche gleich einem Regenstrom auf des kleinen Säuglings zarte Wange fielen.

„Du bist hungrig, armes Würmchen," seufzte die junge Mutter weiter, als das Kind, wie in Mitgefühl mit ihrem Leide, noch kläglicher wimmerte, „und ich kann Dir nichts geben!"

Und als ob sie die Wahrheit dieses traurigen Ausspruchs beweisen wollte, legte sie das Kind an die Brust, von der es jetzt aber mit seinem kleinen Rosenmunde vergeblich die gewohnte Nahrung zu gewinnen sich abmühte.

In diesem Augenblick kam ein stämmiger Pächter des Weges. Die Klagetöne hatten seine Aufmerksamkeit erregt und er gewahrte nun mit Erstaunen die beiden verlassenen Wesen.

Die außergewöhnliche Schönheit der jungen Mutter, welche ungeachtet der Zerstörungen, die Armuth und Kummer vollbracht, noch immer der Bewunderung gebieten konnte, überraschte ihn sichtlich und erhöhte sein Mitleid.

Sein gutmüthiges Antlitz rief die Hoffnung im Herzen der Unglücklichen wach.

Sie sprang mit der Energie der Verzweiflung auf ihn zu, hielt ihr Kind in die Höhe und sprach:

„O, Sir, um Gotteswillen; laßt uns nicht umkommen, — gebt mir Etwas für mein Kind, — seht, es stirbt!"

Und sie wendete dem Manne das kleine Antlitz zu, das in der That sich mit erschreckender Blässe überzog.

Der Pächter blickte von der Bittenden zu dem Kinde und von diesem wieder zu jener, als ob er etwas Wichtiges in seinem ehrlichen Sinn erwäge, und sagte dann:

„Seid Ihr des Kindes Mutter?"

„Ja, ja," rief das junge Geschöpf mit einer Geberde der Ungeduld.

„Und sein Vater?" war die nächste Frage.

Das junge Wesen erröthete tief, dann trat sie mit vorwurfsvollem Blick einen Schritt zurück und rief aus:

„O, Sir! Ich bitte um Nahrung, das Leben meines Kindes zu retten, und Ihr

richtet Fragen an mich, während es in meinen Armen verendet. O Gott! Sind alle Männer herzlos?"

Mit diesem bittern Ausruf wandte sich die Unglückliche langsam ab, aber der alte Mann legte die Hand auf ihre Schulter.

„Verzeih' mir, Kind, — verzeih' mir!" sagte er freundlich. „Ich bedachte nicht, wie dringend die Noth war. Ich glaube, Du selbst bist sterbend. Wie blaß Du bist! Mein Haus ist nahe, und Du sollst bald zu essen haben, glaube mir. Gib mir das Kleine, armes Kind, und stütze Dich auf meinen Arm. Ich will mich Deiner annehmen."

Und der gute Alte nahm zärtlich das Kind von der Mutter sinkenden Armen und geleitete sie zu einem hübschen Hause, das landeinwärts in kleiner Entfernung von der Wegstraße stand und mit Feldern und Obstgärten umgeben war.

Eine hübsche junge Frauensperson, welche der Pächter als seine Tochter anredete, empfing sie am Eingange. Sie zeigte großes Erstaunen, als sie ihres Vaters kleine Bürde gewahrte und die wankende Gestalt, die an seinem Arm hing; aber er unterbrach ihren Ausruf, indem er ihr gebot, eine Tasse warme Milch für das Kind und einige Erfrischungen für die verschmachtende Mutter herbeizuholen, welchen Auftrag sie sogleich vollzog. Inzwischen legte der Mann den Säugling auf ein nahestehendes Sopha und setzte die zitternde Mutter daneben.

Diese drückte in stummer Dankbarkeit seine braune Hand an ihre Lippen, und als er sie wieder zurückzog, war sie feucht von Thränen.

„Armes, armes Kind!" dachte der gutmüthige Mann, indem er besorgt in ihr bleiches Gesicht blickte, „wie jung das Opfer solchen Kummers zu sein!"

Seine Tochter erschien jetzt mit den erforderlichen Nahrungsmitteln.

Die junge Mutter streckte begierig die Hand nach der für ihr Kind bestimmten Milch aus, es ihm zu reichen, aber auf einen Wink des Pächters nahm die Tochter das Kleine in ihre Arme, und die Mutter bedeutend, selbst erst Speise zu sich zu nehmen, begann sie das hülflose Wesen mit einer Sorgfalt und Zärtlichkeit zu füttern, die ihrem mitleidigen Herzen Ehre machten.

Das halbverhungerte Kind sog begierig die gebotene Nahrung ein, aber seine Mutter konnte nur einen Bissen Brod und etwas Wein genießen.

Ihre zu völlig erschöpfte Natur konnte nicht sogleich die ursprünglichen Fähigkeiten wieder erlangen, und die Bitten der gutmüthigen Leute, daß sie noch mehr essen und trinken möge, konnten nicht erfüllt werden.

Als das Kind gesättigt eingeschlummert war, sagte die Mutter:

„Ich habe nicht mehr weit zu gehen, und ich möchte um des Kindes willen bald bei meinen Freunden sein."

Umsonst redete ihr der Pächter zu, sich noch länger auszuruhen; sie schien so begierig, ihren Weg fortzusetzen, daß er endlich mit Bitten nachließ.

„Segen, — Segen über Euch!" sprach sie innig. „O, Ihr wißt nicht, wie eine mitleidige That sich dem unglücklichen Herzen einprägt, wie lange der Elende sich ihrer erinnert! Möge Gott sie Euch in reichem Maße vergelten!"

Mit diesen Worten verließ sie das gastliche Dach und setzte ihren Weg fort.

Auf der Straße von Mitcham, ungefähr eine Meile von Croydon, trennen sich vier Wege, die Kreuzpfade genannt.

Einen dieser Pfade ging das junge Geschöpf abwärts, und nachdem sie eine Strecke vorwärts gewandert war, wandte sie sich links zu einer Wiese, die sie überschritt, worauf sie zu einem Gebüsch gelangte.

Neben demselben waren mehrere Zelten aufgeschlagen, und außerhalb derselben lagerten verschiedene Gruppen Zigeuner beiderlei Geschlechts.

Einige waren beschäftigt, über einem Feuer zu kochen, Andere, meistens Männer, lagen im Grase und rauchten, und eine starke Anzahl zerlumpter Kinder balgte sich im Sonnenschein.

Als die Wandernde sich den Zelten näherte, ging sie langsamer und eine jähe Röthe überflog ihr blasses Gesicht. Ein oder zwei Mal stand sie still und sah zurück, als ob sie sich wieder wegwenden wollte; dann aber schien ein Blick auf ihr Kind sie mit neuem Muth zu erfüllen, so daß sie den eingeschlagenen Weg weiter verfolgte.

Digitized by Google

Plötzlich fuhr ein anderer Gedanke ihr durch den Sinn. Sie hielt an, blickte sich um, und kroch durch eine seitwärts befindliche Oeffnung in das Innere des Zeltes.

Dann ging sie auf einem Nebenpfade weiter, und gelangte auf demselben an die Rückseite, der Zelte, auf der es verhältnißmäßig einsam war.

Als sie sich einem der Zelte näherte, kam ein großer Mann ihr in den Weg.

Sie schrie laut auf und fiel gebrochen zu seinen Füßen nieder.

Er wich, als wie in Entsetzen, einen Schritt zurück, dann sprang er näher und hob sie auf.

„Cola!“ rief er, hielt sie auf Armeslänge von sich und blickte mit Grausen in ihr todtblasses Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sturm in der Sandwüste.

In den ausgedehnten Ebenen des nordwestlichen Asiens, wo sich weder Baum noch Strauch findet und nur selten eine geringe Erhöhung dem in die unendliche Ferne sich verlierenden Blick einen Ruhepunkt bietet, so wie in den dortigen Sandwüsten werden die Reisenden oft von Stürmen heimgesucht, die, besonders im Herbst und Winter, bisweilen eine so furchtbare Gewalt erlangen, daß sie Menschen und Thiere niederwerfen und sie unaufhaltsam über die Fläche hinschleifen. Noch schlimmer aber, wenn die Betroffenen vom Sturm emporgehoben werden. Ihr Loos ist unfehlbar zerschmettert zu werden.

Zum Glück verkünden sich die heftigsten Stürme vorher und lassen den Bewohnern gewöhnlich noch Zeit, sich in Sicherheit zu bringen. Dann zeigt sich unter Menschen und Thieren erst eine wachsame Aufmerksamkeit und eine ängstliche Stille, die dann von dem wildesten Treiben und Drängen unterbrochen wird, sobald die Zeichen der hereinbrechenden Naturerscheinung als untrüglich erkannt werden. Aus der Nähe und Ferne eilen die Heerden und die zerstreut weidenden Thiere herbei, legen sich nieder und schließen sich so fest wie möglich zusammen, ohne Unterschied: Kameele und Schafe, Pferde und Rindvieh, so zahlreich sie immer vorhanden. Die Menschen beeilen sich, ihre Hütten niederzureißen und die Stäbe, Matten und Hausgeräthe so fest als möglich zusammenzubinden; Andere haben während der Zeit Gruben gegraben, worin sich die Familien verbergen, wenn auf der Oberfläche der Widerstand nicht mehr möglich wird. So vorbereitet kann man den furchtbaren Druck noch ertragen. Wo aber im rasenden Sturme eine Windsbraut aufwirbelt, da reißt sie ihre Opfer in Masse vom Boden empor und führt sie mit zerbrochenen und zerstückten Gliedern auf ihrer tosenden Säule meilenweit in die Ferne hinaus.

Im Winter, bei eisiger Kälte und heftigem Schneegestöber, worunter sich die Augen krankhaft schließen, finden sich die zerstreuten Heerden nicht immer zusammen. Manche Hütte wird dann vom Sturme entführt, noch ehe es gelang, dieselbe niederzureißen. Die Menschen in ihren Vertiefungen und Gruben werden vom Schnee bedeckt, worunter sie, von der Kälte betäubt, in einen festen Schlaf versinken, aus welchem sie oft nie wieder erwachen. Doch findet hier in der Regel noch Rettung statt. Aber wem das Unwetter ohne Vorbereitung auf der Sandwüste überkommt, den begräbt es unter schwerem Sand, und Tod ist die unvermeidliche Folge.

Auf den Ebenen, wo vor Jahrtausenden die Wogen des kaspischen Meeres sich weithin nach Norden erstreckten und die bis jetzt zum Theil den zahlreichen Heerden der mohamedanischen Hirtenvölker, der Kirgisen, üppige Gras- und Kräuterweiden bieten, häufte sich an verschiedenen Stellen durch die Kraft des Sturmes auf den ausgedehnten Flächen der sandige Meeresgrund so hoch, daß auch ein mildes Klima nicht mehr im Stande ist, diese Dünen mit Gras zu bekleiden. Die Kirgisen müssen die Strecken oft durchwandern, um die jenseits derselben liegenden Weideplätze zu erreichen. Während meines Aufenthaltes unter ihnen, erzählt Herr Kieselwetter in seinem Tagebuch, wohnte ich selbst einige Zeit in der Nähe einer solchen Sandfläche in einer aus Lehm und unbehauenen Steinen erbauten Hütte. In der Umgegend befanden sich mehre Hirtenfamilien, zum Theil in ähnlichen Lehmhäuschen, größtentheils aber unter

Digitized by Google

transportablen Zelten von rothen, künstlich aneinandergefügten Stäben unter baumwollenen Decken. Ich ritt öfters einige Stunden in die Sandwüste hinein und fand ein seltsames Vergnügen darin, mich von den vom Sturme gebildeten wellenförmigen Bergen und Hügeln des zarten Sandes rings umgeben zu sehen, wie von einem Meere, welches im Augenblick der größten Erregung seine Gewalt ruhen läßt und es dem Wanderer erlaubt, einige Zeit trockenen Fußes über seine aufgethürmten Wellen dahinzueilen. Auf dem Sande sah ich oft eine Art Eidechsen mit blitzesschnelle dahingleiten und vermittelst einer eigenen zitternden Bewegung ihres Körpers in den Sand versinken, um spurlos darunter zu verschwinden. Eines Tages, als ich mich von einem weiteren Ausflug heimkehrend auf dem Wege nach meiner Wohnung befand, bemerkte ich die Kinder eines meiner Nachbarn, einen Knaben und ein Mädchen, welche im Sande spielten. Der Knabe belustigte sich damit, auf die Eidechsen Jagd zu machen. Wo er wußte, daß sich eine unter dem Sande verborgen hielt, berührte er sie mit einem Stäbchen, welches er in den Sand steckte, worauf das Thier sogleich hervorkam, schnell entfloh, in einiger Entfernung aber immer wieder unter der Oberfläche verschwand. Eines von diesen Thieren, welches der Knabe verscheuchte, entfloh nicht sogleich, sondern lief der Gefahr entgegen, tauchte in den Sand, um einem dort verborgenen Gefährten, vielleicht einem Weibchen, ein Zeichen zu geben, worauf denn auch sogleich eine zweite Eidechse hervorkam und nun beide davoneilten. Ich ermahnte die Kinder, diese treuen Thierchen nicht ferner zu verfolgen, und setzte den Weg nach meiner Wohnung fort. Hier angekommen traf ich meine Nachbarn, wie sie in ängstlicher Hast ihre Wohnzelte niederrissen, und erfuhr auf mein Befragen, daß wir einen Sturm zu erwarten hätten, welcher sich nach ihrer Meinung am äußersten Horizont in einer dünklen Streifwolke verkündete. Für mein steinernes Häuschen hatte ich nichts zu besorgen. Ich eilte nach dem Zelte, wo die Eltern der Kinder wohnten, welche ich vor etwa einer Stunde in der Sandwüste verlassen hatte. Aber sie befanden sich auf den entfernten Weideplätzen ihrer Heerden, und weil alle Nachbarn mit der Bergung ihrer eignen Familien und ihrer Habe beschäftigt waren, so ritt ich selbst in die Steppe zurück, um den Kindern zu Hülfe zu kommen.

(Schluß folgt.)

Lesefrucht.

Es gibt keinen Menschen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert sie für Alle, der Ungerechte nur für sich allein.

Börne.

Alle Hoheit und aller Glanz des Lebens ist nur in würdiger Freiheit möglich; in ihr ist nur die wahre Veredelung und Größe der Menschheit zu hoffen.

Schiller.

Verschiedenes.

Ein Vater geht mit seinem Söhnchen spazieren und begegnet einem Manne mit einem Höcker. Das Söhnchen fragt den Vater, was der Mann auf dem Buckel habe, worauf ihm die Antwort wird: er sei eben buckelig. Andern Tages geht das Söhnchen wieder mit seinem Vater spazieren und sieht einen Mann vor seiner Thüre stehen, dem Gott Speise und Trank reichlich gesegnet hat, so daß sein rundes Bäuchlein einen weit hervorragenden Theil seines Leibes bildet. „Vater," sagt der Knabe, „ist der Mann dort leiblich?"

Lehrer. Was macht Oestreich im Sommer?
Schüler. Isolirt Preußen.
Lehrer. Und was macht Preußen im Winter?
Schüler. Isolirt Oestreich.
Lehrer. Und was macht Deutschland im Sommer und Winter?
Schüler. Sich lustig darüber.

Auflösung der Homonyme in Nr. 7:
Accord

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Löhrer jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 9. Donnerstag, den 21. Januar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Sie sah ihn mit ihren dunkeln Augen flehend und demüthig an, ein krampfhafter Schauer flog durch ihre abgezehrte Gestalt, und eine fürchterliche Veränderung ging in ihren Zügen vor.

„Ich bin zurückgekehrt, um zu sterben," flüsterte sie heiser. „O Ralph!" — und sie ächzte aus Scham und bitterer Qual, — „willst Du in ihrer letzten Stunde mit der Verlorenen Mitleid haben?"

„Ich will — ich will — von Herzen!" sprach der Zigeuner in erregtem Tone und mit einem zärtlich-trauigen Blick in das noch immer reizende Antlitz. „O Cola! Cola! wenn Du mich nicht verlassen, mich nicht getäuscht hättest, dahin wäre es nicht gekommen!"

„Ralph! Die Vergangenheit kann nicht geändert werden; aber ach! habe Mitleid mit meinem armen Kinde! Ich habe keinen Freund, als Dich auf Erden!"

Mit flehender Geberde deutete sie auf das kleine Geschöpf, das im weichen Grase zu ihren Füßen lag; dann flog es wie eine Purpurwolke über ihr Gesicht, und schaudernd schloß sie die Augen.

„O Gott! sie stirbt!" schrie Ralph wild und beugte sich jammernd über ihre ohnmächtige Gestalt; „Cola, Cola! — ein Wort, aus Mitleid! — Wer, — wer war es?"

Er hielt sein Ohr dicht an ihre Lippen, den Laut zu erhaschen.

Ein krampfhaftes Zucken des Mundes, ein schwaches Zittern der Augenlieder, und wie ein leiser Seufzer tönte der verfluchte Name; „Eswald!"

Es war die letzte Anstrengung der erschöpften Natur. Noch ein Mal fuhr es gleich einem elektrischen Beben durch die Glieder, dann war das Leben für immer entflohen.

Ralph hielt sie noch immer in seinen Armen. Seine Thränen fielen brennend und unaufhaltsam auf die erstarrenden Züge, und Erinnerungen ohne Zahl drängten sich seinem Geiste auf.

Die ungewöhnlichen Töne hatten mehrere Glieder des Stammes herbeigezogen. Ihnen voran schritt eine alte Frau und eine Jüngere, welche ein kleines Kind zwischen sich führten.

Die alte Frau nahm den Säugling, welcher nun zu schreien begann, auf und näherte sich ihrem bei der Todten knieenden Sohne.

Ralph sagte ihr, daß es Cola sei, und ließ das Haupt der von fernerer Qual Erlösten sanft auf den Rasen nieder.

Die Alte blickte mitleidslos auf die Leiche und wandte sich dann zu der Jüngern.

„Sie hat es geschickt eingerichtet, den Balg herzubringen," sagte sie; „es ist nur Schade, daß sie nicht lange genug gelebt, ihn wieder wegzutragen, denn fort muß er. Wir haben genug zu thun, unsere eigenen Kinder zu erhalten, und können uns nicht auch noch einen fremden Bastard auf den Hals laden."

Ralph fuhr von der Leiche in die Höhe und sah der Sprecherin streng in's Gesicht.

„Was sagtest Du eben, Mutter?" fragte er in vorwurfsvollem Tone.

„O," entgegnete die Tochter, auf das Kind deutend, „wir überlegten nur, ob es nicht besser sei, das kostbare Kleinod Lord Eswald zu senden, oder die Sache kürzer zu machen und es seiner Mutter nachzuschicken."

„Schmach über Dich, Linda!" rief der Zigeuner; „bist Du selbst eine Mutter und sprichst in dieser herzlosen Art? Gib mir

Digitized by Google

das Kleine," fuhr er fort, das Kind den dürren Armen der Alten entreißend, „ich will Euch Euere Pflicht lehren. Sie hat Unrecht gethan, und sie hat gebüßt; aber das unschuldige Kind soll nicht um seiner Eltern Sünde willen leiden. Ich werde es beschützen."

„Einfältiger Thor!" rief Linda, sich verächtlich abwendend, „ich hoffe nur, er wird auch im Stande sein, es zu füttern.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

6.

Zwölf lange Jahre haben ihren Lauf vollendet, seit die im letzten Kapitel erzählten Ereignisse sich zutrugen. Unter den Bewohnern der Zigeunerzelte sind wenige Veränderungen sichtbar, ausgenommen die, welche die Zeit in ihrem unaufhaltsamen Fliehen unausbleiblich mit sich bringt.

Es war ein heiterer Septembertag.

Zwei Kinder sammeln Brombeeren in einem lieblichen Waldgehege an der Grenze von —shire.

Eines ist eine dunkeläugige, schwarzlockige kleine Schöne von etwa dreizehn Jahren, das Andere ein reizendes blauäugiges Geschöpfchen von vielleicht zwölf, mit Haaren gleich gesponnenem Golde.

Obgleich ihrer Kleidung nach derselben Familie angehörend, und Beide demselben Geschäft nachgehend, scheinen sie doch nicht auf freundschaftlichem Fuße mit einander zu stehen. Sie füllen ihre kleinen Körbe unter fortwährendem Hader. Wenn die Eine einen reich mit Beeren bedeckten Zweig erblickt, so ist die Andere gleich daran, sich die Crudte anzueignen, oder die schon gesammelten Früchte Jener wegzunehmen, während diese sie pflückt. Dann erhebt sich der Streit und tobt einige Minuten mit aller Heftigkeit. Doch in jedem Sturm ist die Dunkeläugige die, welche zuerst anfängt und zuletzt aufhört.

Der Anzug der beiden Kinder, obschon beschmutzt und schadhaft, kleidet deren anmuthige Gestalten ausnehmend gut. Jede trägt einen feuerrothen, nur bis zum Knie reichenden Rock, ein schwarzes Sammtjäckchen und einen kleinen mit rothen Bändern gezierten Strohhut, unter dem die langen, glänzenden Locken bis zur Taille herabfallen.

Plötzlich wirft die Dunkle ihren Korb weg und klettert mit der Behendigkeit einer Katze auf eine hohe Zaunthür, welche zu einem nahen Felde führt.

„Ich höre Pferde kommen," ruft sie, den Weg entlang blickend. „Ja, hier kommen zwei vornehme Reiter. Stell' den Korb hin, Olly, und laß uns sehen, ob wir nicht Etwas von ihnen herausbringen."

„Nein, ich thu's nicht," entgegnete die Blonde, „ich soll Brombeeren pflücken, und ich will Brombeeren pflücken und nichts Anderes thun."

„Das werde ich der Großmutter sagen," spricht die Aeltere mit drohender Geberde.

„Und ich werde ihr sagen, wer die Aepfel gestohlen hat," antwortete die Jüngere.

Die Dunkle schüttelte die Faust, die Blonde blickt trotzig drein, — eine Herausforderung, welche, obschon stumm, doch Beiden vollkommen verständlich ist.

Jetzt aber nähern sich die beiden Reiter und der Streit bleibt schwebend.

Das ältere Kind stellt sich aufrecht auf die Zaunspitze und ruft, in die Hände klatschend: „Meine gnädigen Herren, ich will Euch für einen Sixpence ein schönes Lied singen."

Dieses freimüthige Anerbieten schien die beiden Gentleman höchlich zu belustigen.

Sie hielten an, und als das Kind sich wiederholt zum Singen erbot, sagte der Eine, indem er sich verneigte und ihr auf die sonnengebräunte Wange klopfte:

„Deiner Stellung nach meine ich, Du müßtest auch tanzen können."

„Das kann ich auch. Ich will Euch einen Dudelsackpfeifer auf Eueres Pferdes Rücken tanzen."

Und das Wort zur That machend, sprang das verwegene Kind vom Zaun auf des Pferdes Hals, während der erstaunte Reiter sie an ihrem kurzen Rocke packte, um sie am Fallen zu verhindern.

Die Vorsicht erwies sich jedoch als unnöthig, denn die leichte Gestalt wiegte sich auf dem unsichern Standpunkte graziös wie ein Schmetterling.

„Du bist behend wie ein kleiner Affe," sagte der Reiter.

Digitized by Google

„O, Ihr könntet wohl etwas höflicher sein und sagen, wie eine Fee," entgegnete schmollend das Kind und sprang wie im Aerger zur Erde.

Der andere Reiter, welcher auf die Scene mit dem gleichgültigen Auge eines Mannes geblickt hatte, für den Nichts auf Erden mehr der Beachtung werth scheint, sagte jetzt:

„O, sie ist Eine von dem herumziehenden Jahrmarktsvolk; die können Alles, nur nicht beten, Elwyn."

Die Schwarze warf ihm einen zürnenden Blick zu.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sturm in der Sandwüste.

(Schluß.)

Die grasbedeckte Ebene hatte ich bald zurückgelegt, allein im Sande konnte ich meinem Pferde keinen raschen Schritt abgewinnen. Doch sah ich die Kinder bald: sie kamen mir weinend entgegen, denn sie hatten die herannahende Gefahr bemerkt und waren im Begriff, ihrer Heimath zuzueilen. Mir schien die Gefahr noch gar nicht so nahe, auch hatte ich nur einen unvollständigen Begriff von der Größe derselben. Ich nahm bis jetzt nur eine beängstigende Schwüle wahr und einen besondern Druck von oben herab. Plötzlich aber wurde mein Pferd unruhig und meiner ferneren Leitung ungehorsam; es lief mir um einen Sandhügel herum und legte sich hinter demselben nieder. In einer Entfernung von einigen tausend Schritten aber rückte eine wandelnde Mauer von Sand und Schutt, wie sie der tosende Sturm auf seinem Weg durch die Wüste aufgethürmt hatte, in furchtbarer Hast auf mein Versteck heran. Noch fühlte ich erst einige leise Rundbewegungen der Luft. Die Kinder waren höchstens hundert Schritte von mir entfernt, allein sie konnten mich nicht mehr erreichen. Ich selbst warf mich neben meinem Pferde zur Erde und wurde bald darauf unter dem furchtbaren Druck des Sturmes mit Sand und Steinen förmlich überschüttet.

Nach einiger Zeit war der erste Windstoß vorüber, mein Pferd schüttelte sich aus dem Sand hervor. Allein der Sturm war noch heftig genug und die Luft dermaßen mit feinem Sand gefüllt, daß das Athmen kaum noch fortzusetzen blieb. Von den Kindern glaubte ich, sie müßten in meiner Nähe begraben liegen. Ich klopfte meinen Gaul, der auf der Kalmückensteppe in seiner Heimath an ähnliche Erfahrungen gewöhnt schien, auf den Hals, rückte einige Mal am Zügel und das treue Thier erhob sich. Wir drangen, mit dem Sturm kämpfend, vorwärts, um die Kinder in ihrer Noth zu unterstützen. Bei einem Versuch jedoch, meine Augen zu öffnen, waren dieselben sogleich mit Sand gefüllt. Ich versuchte also den durchdringenden Schrei nachzuahmen, den der Sohn der Steppe gellend in die weite Ferne zu schicken versteht, allein der heulende Sturm verschlang den Ton vor meinem Mund. Unter solchem Unwetter könnte auch eine Mutter ihr Kind nicht retten, und wenn es zu ihren Füßen mit dem Tod der Erstickung ränge.

An mein Pferd angeklammert, tappte ich noch eine Weile umher, nachgerade an meiner eigenen Erhaltung verzweifelnd. Da fühlte ich mich plötzlich von den zitternden Händen des Mädchens erfaßt, und als ich mit der Hand umhertastete, fand ich auch den Knaben auf, welcher seine Schwester fest umschlungen hielt. Ich ließ die Zügel meines Pferdes los, hielt mich an den Riemen des Steigbügels und überließ unser Geschick der Leitung des Thieres, denn ein Mensch ist nicht im Stand, sich aus der sturmerregten Sandwüste herauszuhelfen.

Nach langem Kampf, von dem fliegenden Sand und Steinen an Gesicht und Händen zerpeitscht, erreichten wir endlich die grasbewachsenen Ebenen, wo wir etwas freier athmen konnten, und bald darauf meine Wohnung. Die Kinder, welche ich für heute beherbergte, versanken, todesmüde, bald in einen festen Schlaf, und unser Retter, der Kalmückengaul, gab durch ein munteres Wiehern und Nicken mit dem Kopf sein Selbstbewußtsein zu erkennen, als ich ihn nach seiner Anstrengung so reichlich und kostbar bewirthete, als es meinen Vorräthen nach irgend thunlich war.

Am andern Morgen hatte sich der Sturm etwas gelegt, und die Eltern der beiden Ge-

Digitized by Google

schwister waren in Todesängsten zurückgekehrt. Ihr Wohnzelt und Hausgeräthe hatte ihnen der Sturmwind allerdings entführt, aber sie trösteten sich gern über den Verlust, denn ihre Kinder fanden sie wohlbehalten in meiner Hütte.

Gemeinnütziges.

In Utrecht hat man gefunden, daß Kinder, die am Keuchhusten leiden, dadurch rasch und sicher geheilt werden, wenn man sie in dem Reinigungslocale der Gasfabrik Gas durch einige Augenblicke einathmen läßt; in keinem Falle mißlang der Versuch.

Verschiedenes.

(Das Lachen.) Lache, und du wirst gedeihn! ist ein altes Sprichwort, und Sterne meint: jedes Mal, so oft ein Mensch lache, lege er seinem Leben Etwas zu. Ein excentrischer Kopf des 18. Jahrhunderts pflegte zu sagen: es freue ihn nicht sowohl selbst zu lachen, als Andere zu sehen, zu hören und zu machen. Lachen ist der Gesundheit zuträglich, ein Reizmittel für den Appetit und ein treffliches Beförderungsmittel für die Verdauung. Dr. Sydenham sagte: die Ankunft eines Hanswurfs sei wohlthätiger für das Wohlbefinden einer Stadt, als die von 20 mit Arzneien beladenen Eseln; und ein berühmter deutscher Arzt, Peter Frank, verordnete seinen Patienten, die an Unterleibsleiden litten, buchstäblich den Besuch der Komödie, besonders bei Possen, komischen Opern ꝛc. und die Lectüre von Abraham a Santa Clara, Fischart, Carl Julius Weber (Verf. des „Demokrit"), Sterne, Hippel, Jean Paul, Rabelais und Smollet. Er sagte: so oft er den „Nochns Pnuppernickel" oder einen Puppenkasten auf der Straße gesehen, habe er stets acht Tage lang ein gesteigertes Gemeinwohlbefinden verspürt.

Ein Engländer kam vor Kurzem nach Winterthur und verlangte, trotz der Einladung zur Table d'hote, nur Suppe. Man gab sie ihm und sie kostete zwei und einen halben Franken. „Die Suppe war gut, aber theuer," bemerkte der Gast und reiste ab. Anderen Tages erhielt der Wirth ein Schreiben von Winterthur mit der Bemerkung: „Die Suppe war gut, aber theuer." Ebenso einige Zeit darauf von Chur und desgleichen von Mailand und Florenz, alle natürlich unfrankirt. Der letzte Brief soll aus London sein und melden, daß Schreiber nach einiger Rast eine größere Reise anzutreten gedenkt.

Zufriedenheit.

Zufriedenheit allein ist wahrer Himmel,
So hoch die Welt auch ihre Güter schätzt.
Der Weise, der in Tand sein Glück nicht setzt,
Schleicht ruhig unter dem Getümmel
Von Menschen aller Art dahin;
Und kommt er auch zuweilen in's Gedränge,
Mit fortgerissen von der Menge,
So bleibt ihm doch sein stets zufriedner Sinn.

Allein, ist denn Zufriedenheit
Reelles Gut? — Wie kann man es erringen?
Wodurch sich diese Seligkeit
In's Herz bei jedem Zufall bringen? —
Hier, da nur allein liegt der Stein!
Und tausendfältig ist die Antwort dieser Fragen.

Das Erste zwar räumt fast ein Jeder ein;
Wer wollt' es auch zu leugnen wagen?
Doch bei dem Andern sieht man ein,
So viele Füße, so viel Straßen!
Der größte Haufen, wie es scheint,
Folgt unbedingt nur seinen Nasen.
So gäb' es denn der Wege mancherlei?
Doch alle führen nicht zum Ziele.
Nein, sicher nicht! Vielleicht nicht einmal zwei?
Und welchen geh'n denn wir und Viele?
Der Nase nach, wie jene? — Ei!
Den wähle sich die tolle Jugend;
Hingegen uns, ihr Leser, sei
Der wahre Weg — der Weg der Tugend.

Schreckt Jemand diese Felsenhöh' zurück,
Der hoffe Nichts durch Wollust, Reichthum, Ehre;
Denn ohne Tugend bleibt das höchste Glück,
Zufriedenheit, Chimäre.

Diedesfeld. W.....r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Frankbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 10 Samstag, den 23. Januar **1864.**

Der Kampf mit dem Drachen.
(Legende.)

Noch war das Licht in Finsterniß gehüllt,
Und nur verborgen drang die neue Lehre,
Die mit Verwund'rung alle Welt erfüllt,
Durch Asiens Länder an dem schwarzen Meere.
Nur Aja, jener Gegend schönste Blüte,
Blieb ihrem Glauben stets begeistert treu,
Und was lebendig längst ihr Herz durchglühte,
Trug sie zu zeigen ferner keine Scheu.

Doch lange blieb's der Welt nicht unbekannt,
Man schleppte sie vor heidnische Gerichte,
Und ihre Kläger baten wuthentbrannt,
Daß man sofort die Schuldige vernichte.
„Kehrst du zurück zum heimischen Altare
„Und bringst den Göttern deine Opfer dar,
„So streichen sie die Schuld der jungen Jahre,
„Die nur der Abschaum deines Herzens war."

Doch ob der Richter ihr auch endlich droht —
Nichts kann des Sinnes Frömmigkeit bekehren,
Und lieber geht sie freudig in den Tod,
Als die verhaßten Götzen zu verehren;
Denn um den nahen Himmel zu erwerben,
Der so entzückt ihr Innerstes entflammt,
Dünn muthig sie für ihren Glauben sterben,
Wenn auch der rohe Pöbel sie verdammt.

Nichts dämmt jetzt mehr des Haufens starre Wuth,
Und von der Tollheit wildem Rausch gerissen,
Verlangt er laut des armen Opfers Blut,
Um in der Huld der Götter sich zu wissen.
Beschlossen war ihr schreckenvolles Ende,
Und zitternd fiel schon das erwählte Loos,
Und triumphirend warfen tausend Hände
Der Zeit den schweren Würfel in den Schoos.

Der Blick der Unschuld stieß sie ungerührt,
Der treue Spiegel ihrer reinen Seele,
Und von der Richter stummer Schaar geführt,
Kam sie zu einer enggekeilten Höhle.
Ein Drache sollte giftig sie durchhausen,
Der längst der Schrecken aller Hirten war,
Und jedes Herz bewegte sich mit Grausen,
Erinnert an die tödtliche Gefahr.

Dort banden schnell die Duldende sie fest
Und retteten dann eilig selbst das Leben,
Wie bang der Mörder jenen Ort verläßt,
Den Träume rächend stets in's Herz verweben.
Sie aber legte hoffend die Gedanken
Dem ew'gen Vater im Gebete vor,
Nichts macht des Herzens stillen Frieden wanken,
Nichts ruft die Furcht, die nüchterne, hervor.

Da kroch aus dem verdeckten Hinterhalt,
Aus dem vom gift'gen Hauch belebten Sitze,
Das eklen Wurmes scheußliche Gestalt,
Und seine Augen sprühten wilde Blitze;
Sein Körper dehnte sich in mächt'ge Reife,
Die er gewaltig durch die Lüfte schlug,
Die Erde peitschend mit dem langen Schweife,
Die noch kein größ'res Ungeheuer trug.

Im zarten Opfer fand der Abscheu Raum,
Die Stunde seines Todes graute bitter,
Da sprengte aus des Waldes nahem Saum
Auf hohem Roß ein kampfgeübter Ritter;
Georg, bekannt durch glänzende Turniere,
Der Sieger mancher heißgeführten Schlacht,
Er nahte schnell dem dichtgeschützten Thiere
Und stürzte sich in des Verderbens Nacht.

Kaum hatte er den neuen Feind erkannt,
Ergriff die Wuth begierig nun den Drachen;
Doch von des Helden sichrer Hand gesandt,
Grub schnell der Speer sich in den offnen Rachen.
Das Blut, es floß in dunkelrothen Strömen,
Im vollen Schmerze bäumte sich das Thier,

Digitized by Google

Die Waffe kann die zähe Kraft nicht nehmen,
Doch hemmt betäubend sie die blinde Gier.

Jetzt sprang der tapfre Jüngling nun gewandt
Von seines Rosses stolzem Sattelrücken,
Der Wurm, der vor ihm sich im Staube wand,
Droht mit des Leibes Wucht ihn zu erdrücken.
Da faßt das blanke Schwert er im Triumphe
Mit der durch manchen Kampf gestählten Faust
Und trennt den Kopf mit einem Hieb vom Rumpfe,
Daß es gewaltig durch die Lüfte saust.

Gewonnen war der ungetheilte Sieg,
Als sich der Kämpfer zur Bedrängten wandte,
Die zwischen Furcht und banger Hoffnung stieg
Und noch zum Himmel ihre Bitten sandte:
„Durch meine schwache Hand sind nun die Länder
„Von ihres Friedens größtem Feind befreit,
„Mich grüßt der Hirt als seines Glückes Sender,
„Was meinem Stolze neuen Schwung verleiht.

„Doch was noch mehr mein Innerstes entzückt,
„Ist, dich aus den gefahrumschwebten Ketten
„Und aus dem Tod, der schon das Schwert gezückt,
„Aus jenes Drachens grimmer Wuth zu retten
„Fielst du auch der empörten Welt zum Raube,
„Die nie den Abfall des Gefühls verzieh,
„Es ist gewiß ein segensreicher Glaube,
„Der dir so hohe Freudigkeit verlieh."

Und nun ergriff begeistert sie das Wort,
In dessen Sylben fromme Weihe ruhte,
Und trug im Geist ihn zu dem heil'gen Ort
Gesalbt von Gott und seines Sohnes Blute.
Und von des Herzens tiefem Drang getrieben,
Der so bestimmt in seinem Innern kreist,
Lernt er des Glaubens wahre Deutung lieben,
In neue Welten tauchte sich sein Geist.

Und er verließ die ihm geweihte Flur
Und ließ sich taufen auf die neue Lehre
Und folgte treu dem wahrheitsvollen Schwur
Bei seines Sinnes ächter Ritterehre.
Er war der Fels in jedes Kampfes Hitze
Und bot den Anker der bewegten Zeit
Und war die starke, war die sichre Stütze
Der hartbedrängten, jungen Christenheit.

B. K.*)

*) Ihrer Bitte wird mit Vergnügen entsprochen.
D. Red.

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Das kann ich auch, wenn ich will," sprach sie. „Aber, Sir," und sie ging in einen schmeichelnden Ton über, „ich möchte Euch lieber Etwas singen oder vortanzen."

„Nun, so beginn'."

„Was zuerst?"

„Beides."

„Auf ein Mal?"

„Ja, zusammen."

„Ihr treibt Scherz mit mir."

„Ich? Durchaus nicht."

„Nun, wenn ich tanzte?"

„Hm! Wo sind Deine Musikanten?"

„Hier!"

Und sie hielt ein Paar Castagnetten in die Höhe.

„Eile Dich."

„Soll ich auf Eueres Pferdes Rücken tanzen?"

„Auf seinem Kopf, wenn Du willst."

„Ihr seid sehr gütig."

„Ohne Zweifel."

„So steigt ab und laßt mich anfangen."

Der Reiter schickte sich an, des Kindes Willen zu thun, als der Andere ausrief:

„Wie, Percy, Du wirst es doch nicht dulden, daß die Kleine sich in Gefahr bringt, den Hals zu brechen?"

Aber das Mädchen sprang an seine Seite und flüsterte:

„Laßt mich nur machen, ich werde nicht tanzen; ich will ihm nur einen Streich spielen."

Der Andere, welcher ihr Flüstern nicht beachtet hatte, stieg ab, und im Nu war die Kleine auf des Pferdes Rücken; anstatt aber eine Tanzstellung anzunehmen, ließ sie sich zum Sitzen niedergleiten, ergriff die Zügel mit geübter Hand, drückte dem Thiere die kleinen Füße in die Flanken und war in der nächsten Minute im Galopp auf und davon.

Zu gleicher Zeit schlug ein silbernes Lachen an das Ohr der erstaunten Gentleman, und sie gewahrten die liebliche blauäugige Olly (oder Eole, wie ihr eigentlicher Name war,) oben auf dem Zaun, wo ihre Gefährtin zuerst gestanden hatte.

„Ha! ha!" lachte das hübsche Kind, mit dem Finger der wilden Reiterin nachdeutend,

Digitized by Google

„Ihr hättet Zerny Euer Pferd nicht anvertrauen sollen. Seht, sie ist schon am Ende des Weges. Ich wußte, Zerny würde Euch mit allen ihren schönen Versprechungen einen Streich spielen."

„Verteufelt!" rief Lord Eswald, denn er war es, „von dem Gesindel ist Eines so schlimm als das Andere."

„Still!" sagte das Kind sanft. „Werdet nicht böse. Zerny wird Euch Euer Pferd gleich wieder zurückbringen. Sie treibt nur Scherz. Sie macht es oft so."

Dabei stieg die kleine Cola vom Zaun und erbot sich ihrerseits, zu tanzen, bis ihre Gefährtin wiederkäme.

Als sie so dastand, den schönen Kopf zurückgeworfen und das Füßchen wie zum Beginn des versprochenen Tanzes erhoben, erschien sie Elwyn wie das entzückendste Bild kindlicher Grazie, das er je gesehen.

Eswald jedoch fuhr fort, mit der achtlosen Gleichgültigkeit eines Mannes auf sie zu blicken, dessen Phantasie durch jede Art weiblichen Liebreizes übersättigt wurde, und welcher längst aufgehört hat, einen Unterschied darin zu bemerken.

„Ist sie nicht ein schönes, engelhaftes kleines Geschöpf?" flüsterte Elwyn begeistert.

„Bah, Elwyn;" entgegnete kühl der Roué, „Du siehst, wie Goethe sagt, eine Helena in jedem Weibe. Mir gefiele eigentlich die Dunkle besser."

„Willst Du jetzt tanzen?" fragte Elwyn die Kleine.

„Ja, für Euch. Ihr gefallt mir!" entgegnete sie unschuldsvoll.

„Wahrhaftig!" lachte Lord Eswald, „Du hast Glück, Elwyn. Die Knospe kann einst eine Blume werden. Es ist Schade, daß sie nicht jetzt schon ein paar Jahre älter."

Das Kind zog verdrießlich die Brauen zusammen, aber ein Blick Elwyn's beruhigte sie wieder, und sie schickte sich an, ihren Tanz zu beginnen, als Zerny auf einer nahen kleinen Anhöhe sichtbar wurde und im nächsten Augenblicke dicht bei ihnen das Roß zum Stehen brachte.

„Da ist Euer Pferd," rief sie, und mit neidischem Blick auf Cola fügte sie hinzu:

„Olly hat Euch unterhalten?"

„Sie hat noch nicht angefangen," sagte Elwyn.

„Sie ist schüchtern. Ich will sie aufführen. Nun, — Olly!"

Die kecke Zerny lief zu ihrer scheuen Gefährtin, warf die Arme empor, schlug die Castagnetten und wirbelte in einem phantastischen, aber anmuthvollen Tanze herum, in welchen das jüngere Kind sogleich einfiel. Der Liebreiz Beider, der Blonden und der Braunen, war so verschieden, und die Art ihres Tanzes so charakteristisch und doch so harmonisch zusammenstimmend, daß sogar Eswald mit einem Schimmer von Interesse der Scene zusah.

7.

Als der Tanz beendet, lief die Aeltere zu Lord Eswald, nahm ihren Hut ab und hielt ihn ihm, ihre Belohnung erbittend, mit theatralischer Geberde hin.

Er warf ein Goldstück hinein und wandte sich wie gelangweilt ab. Der Reiz der Scene war für ihn schon vorüber.

Elwyn erwartete, daß die Jüngere sich ihm in gleicher Absicht nähern würde, allein sie stand regungslos, und ihre blauen Augen blickten beschämt und fast bemitleidend auf ihre Gefährtin.

„Nun, Kleine," sagte Elwyn endlich, „warum holst Du Dir nicht auch Deinen Lohn?"

„Ich kann nicht betteln," entgegnete sie mit Erröthen.

„O, das ist nicht gebettelt. Du hast eine Belohnung verdient. Da, nimm das!"

„Komm, komm," rief Lord Eswald ungeduldig aus, „willst Du mit der kleinen Zigeunerin den ganzen Morgen vertändeln?"

„Sogleich, Vetter," entgegnete Elwyn.

Dennoch redete er das Kind abermals an:

„Wie heißt Du?" fragte er sie.

„Cola, Sir."

Lord Eswald fuhr auf, und sein Vetter sah überrascht aus.

„Ich meine, wir haben diesen Namen schon irgendwo gehört, Percy," sagte er: „war es nicht einmal vor langen Jahren, als ein Zigeuner Dich so ungestüm zu sprechen verlangte?"

„Ich glaube, ich entsinne mich," erwiederte Eswald gleichgültig," blickte jedoch dabei mit besonderem Interesse, das seinen ruhigen

Digitized by Google

Ton Lügen strafte, in des Kindes Antlitz. Dann fragte er seinerseits, als ob er sich über irgend eine Vermuthung Gewißheit verschaffen wollte:

„Und Dein anderer Name, hübsche Kleine?"

„Leighton."

Der Edelmann sah beruhigt aus.

„Hast Du einen Vater?" lautete seine nächste Frage.

„Ja."

Der Edelmann sah noch mehr beruhigt aus.

„Und Deine Mutter?"

„Sie ist todt," antwortete traurig die kleine Eola.

„Du scheinst Dich ja auf Einmal wunderbar für das Zigeunerkind zu interessiren!" rief Elwyn aus.

„O, es geschieht nur aus Neugierde, um zu wissen, warum ihr Benehmen von dem der Andern so verschieden ist," erwiederte der Weltmann kaltblütig. „Der Name Eola scheint bei diesen Abkömmlingen Ismaels sehr beliebt zu sein."

Herzloser Mann! Er konnte diesen Namen ohne Erbeben, ohne einen Schatten von Reue aussprechen. Keine Regung des Bedauerns, des Mitleids machte sich in seiner Brust von Erz fühlbar.

Dieser Name erinnerte ihn nur dunkel, fern im Hintergrunde seines Gedächtnisses, an eine schöne Blume, die er unter die Füße getreten, an eines der vielen Spielzeuge, welche er zerbrochen und von sich geworfen.

„Jetzt ist's genug, Elwyn," sagte er, sich zu seinem Pferde wendend; „lebt wohl, kleine Engel der Wildniß, auf Nimmerwiedersehen, wahrscheinlich."

In diesem Augenblick knallte ein Pistolenschuß, und eine Kugel pfiff durch die Luft, dicht über Eola's Kopf auf Eswald zu.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrucht.

Der wahrhaft freie Mann ist derjenige, der nicht nöthig hat, die Hände Anderer an's Ende seiner Arme zu fügen. Rousseau.

Verschiedenes.

An dem Weihnachtsbaum des Kindes von Frankreich prangte ein feuerstrahlender Adler und ein Schwarm von funkensprühenden Bienen. Unter dem Baum stand als Geschenk des klugen kaiserlichen Vaters eine Weltkugel, getragen von einem feingeschnittenen elfenbeinernen Atlas, umspannt von goldenen Meridianen; der Aequator bildet einen Kreis von funkelnden Diamanten, die Pole sind feurige Rubine von seltener Größe. Frankreich spielt auf der östlichen Kugelseite die Hauptrolle, prächtige Saphire bezeichnen seine Grenzen, Polen ist schwarz berändert, England ist so groß wie eine Nußschale, Oestreich trägt die sieben Farben des Regenbogens. Der Atlas, der die Weltkugel trägt, sieht aus wie Napoleon. Um den Tisch war ein kleines Kriegsarsenal aufgebaut: eine kleine Armstrongkanone, ein silberner Bombenkessel, Bergkanonen, Haubitzen, Pistolen und wie die Werkzeuge des ewigen Friedens alle heißen, Alles genau nach den Gesetzen der Kunst berechnet, gewogen und gegliedert. Die mexikanische Armee hatte Puebla in Trümmern, nach der Natur aus Kork geschnitzt, geschenkt. Papst Pius spendete ein Legendenbuch mit kunstvollen Heiligenbildern und schrieb eigenhändig hinein: „Höre, mein Sohn, die Lehren des Vaters und setze nicht hintan die Lehren der Mutter! (was dem guten Sohne manchmal Kopfzerbrechen kosten wird, da Vater und Mutter nicht immer einerlei Meinung sind.) Victor Emanuels Geschenk stellt Napoleons Stammhaus in Ajaccio dar und war kunstvoll aus Stroh geflochten. Prinz Napoleon spendete eine Drehorgel, welche die Nationalmelodien sämmtlicher der Erlösung harrenden Völker Europas prächtig herleiert. Wenn der Prinz die Register zieht, hört er alle Schmerzensschreie, nur die Marseillaise, das französische Sturmlied, fehlt.

Rossini ist am 29. Februar 1792 zu Pesaro geboren. Da er somit nur alle Schaltjahre seinen Geburtstag hat wiederkehren sehen, so feiert er in diesem Jahre denselben auch erst zum 18. Male. In Paris bereitet man dazu ein großartiges Fest vor.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 11. Dienstag, den 26. Januar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Die Kugel fuhr durch den Aermel seines Rockes und hätte, wenn er nicht in demselben Moment seine Stellung verändert, sein Herz durchbohrt.

„Großer Gott, Percy, bist Du verwundet?" rief Elwyn, an seine Seite springend.

„Nein, nur etwas erschreckt," entgegnete der Lord.

„Aber wer kann uns den Streich gespielt haben? Das muß ich entdecken!"

Und Oswald schickte sich zum Durchsuchen des Gehölzes an.

Elwyn hielt ihn zurück.

„Es ist nutzlos, ganz nutzlos," sagte er. „Wenn der Schuß in mörderischer Absicht gethan wurde, so hatte der Uebelthäter schon Zeit zu entfliehen; und wenn, wie ich eher vermuthe, irgend ein Bauerntölpel aus Uebermuth schoß, so ist es kaum der Mühe werth, das Gehölz zu durchstreifen, um den Stiel Deiner neuen Peitsche auf seinem dicken Schädel zu probiren."

„Du hast Recht; so laß uns heimreiten und nach einem guten Frühstück sehen."

Die Vettern ritten davon.

Zerny rief ihnen einen heitern Abschiedsgruß nach, Gola winkte schweigend mit der Hand.

„Nun, welcher gefiel Dir besser, Olly?" fragte Zerny, als sie wieder des Weges entlang gingen.

„O, der mit den klaren braunen Augen, der mir das Geld gab."

„Und mir gefällt der mit den blauen Augen, der mir mein Geld gab."

„Mir nicht. Er sieht böse aus und spricht auch so."

„Aber er sagte, daß ich die Hübscheste sei, und deßhalb gefällt er mir," gestand Zerny.

„Ja, weil Du ein eitles Mädchen bist," erwiederte Gola. „Und der Andere, der mit den braunen Augen, sagte, ich sei einem Engel gleich."

„Ich bin also noch schöner, als ein Engel," beharrte Zerny, „nun weißt Du, wie es ist."

Gola schien nicht geneigt, den Streit fortzusetzen, so daß die Kinder schweigend den Rest des Heimweges zurücklegten. Bald befanden sie sich in der Nähe einer Anzahl weißer Zelte. Vor einem derselben stand ein Mann, mit düsterer Miene seine Pfeife rauchend; und im Innern, in das man durch die Eingangsöffnung einen Blick werfen konnte, war eine alte Frau mit dem Bereiten des Mittagsmahles beschäftigt.

Die Kinder liefen auf die Letztere zu und hielten jubelnd die Goldstücke in die Höhe.

„Sieh, sieh, Großmutter!" riefen Beide zugleich, „was wir verdient haben."

Die Alte streckte gierig ihre knochigen Finger aus, die Münzen zu packen, aber der Mann schlug sie den Kindern aus den kleinen erhobenen Händen und warf sie zornig auf den Boden des Zeltes.

„Verflucht sei ihr Gold!" knirschte er zwischen den Zähnen.

„O Vater!" sagte Gola vorwurfsvoll.

„O, Onkel, wie dumm Du bist," sagte ihrerseits Zerny in dem ihrer Mutter Linda eigenen, verächtlichen Tone.

Die Letztere trat eben ein.

„Es ist nur billig," rief sie aus, „daß er ein elendes Goldstück zum Unterhalt seines eigenen Kindes hinwirft, und —"

„Still, Linda!" fiel die Alte ein und sah ängstlich auf die Kinder, welche mit aller

Digitized by Google

Neugierde ihres Alters auf jedes Wort lauschten; „wirst Du niemals lernen, Deine Zunge im Zaum zu halten, wenn Du sollst? Hebt das Gold auf, Kinder; gelbes Metall ist stets willkommen."

Die Kinder gehorchten bereitwillig, und der Mann schlich sich mürrisch aus dem Zelte.

„Wie sonderbar, daß der Vater heute das Geld nicht nahm!" flüsterte das jüngere Mädchen ihrer Gefährtin zu.

„Ja, sonst nehmen sie doch Alle, was sie nur immer bekommen können," meinte die Andere. „Ich werde heute nicht klug daraus."

„Hörtest Du, was die Tante sagte? War es nicht drollig?"

„Ja, aber sie ist heute wieder mit dem Onkel im Zank, und dann weiß sie nie, was sie spricht."

„Ja, das ist wahr; aber drollig war's doch."

„Zum Mittagessen!" rief die Großmutter, und die kleinen Zungen waren, für eine Weile wenigstens, zum Schweigen gebracht.

8.

Die nächste Woche fand die beiden kleinen Mädchen mit ihren Angehörigen auf dem Jahrmarkt in Croydon.

Das schlechte Wetter machte einen Strich durch manche Rechnung, war aber auch die Ursache, daß Zerny und Cola nicht so oft zum Seiltanzen angetrieben wurden und sich größerer Freiheit als sonst erfreuen konnten.

Sie durften sich mit andern Kindern des Ortes in den Straßen und Alleen herumtummeln, und wenn sie müde waren, die Ruhe ihres ärmlichen Lagers aufsuchen.

Wie einst ihre Mutter, als man sie schlafend glaubte, aus einem ähnlichen Versteck eine Unterredung belauschte, welche ihr ferneres, kurzes Dasein verhängnißvoll beeinflußte, so war es nun des verwaisten Zigeunerkindes, der lieblichen blonden Cola Geschick, Worte zu hören, welche ihrem harmlosen Sinn die Reife fast des Weibes verliehen.

„Ich hoffe, die Kinder werden uns, wenn nur das Wetter sich bessert, eine gute Einnahme bringen," sprach Ralph's tiefe, gedämpfte Stimme.

„Das hoffe ich auch," entgegnete Linda. „Dank dem Goldregen, der ihnen neulich widerfuhr, können wir sie prächtig kleiden, und ein blitzender Anzug ist überall die Hauptsache."

„Es war doch sonderbar, daß sie dem Eswald begegnen mußten," fuhr Ralph wie nachsinnend fort, „und ich konnte mich kaum bezwingen, als ich sah, wie des Schurken Vetter so freundlich mit Cola war."

Die vermeintliche Schläferin hinter dem Vorhang in der Zeltecke öffnete ihre wachen Augen immer weiter.

„Die kleine Närrin dachte sicher nicht, wer er war," sagte Linda, „und ich möchte wissen, wie ihr wohl zu Sinn sein würde, wenn sie erführe, daß der feingeputzte Lord mit dem gekräuselten Schnurrbart, den Brillanten an den Fingern und dem duftenden Schnupftuch ihr Vater sei!"

„Du meine Güte!" dachte Cola, „was kann sie meinen?"

„Wirst Du ihr je sagen, Ralph, wer ihr wirklicher Vater ist?" sprach Linda weiter.

„Wie, — und das arme kleine Ding antreiben, daß sie zu ihm geht und es ihm sagt, und wie ein Hund mit dem Fuße von ihm fortgestoßen wird? Nein, — nimmer! Ich liebte ihre Mutter zu sehr, um das Kind elend zu machen."

„Aber sie wird Dir's doch nicht besser lohnen, als ihre Mutter. Es liegt im Blute. Sie ist außer sich vor Vergnügen, wenn ein vornehmer Herr sie ansieht; sobald aber Einer von unseren Leuten ihr die Wange streichelt, fährt sie beleidigt auf wie eine Prinzessin."

„Weil sie zu rauh mit ihr umgehen. Sie ist ein zartes Geschöpf, obschon nicht so hübsch, als ihre Mutter war. Ich kann sie deßhalb auch nicht so lieben, wie ich gern möchte; sie gleicht dem Schurken, der mich elend gemacht."

„Nun, wie dem sei," meinte Linda, „so bin ich doch froh, daß Du sie aufgezogen, denn sie ist ein wahres Kleinod von Tänzerin und paßt vortrefflich zu Zerny. Wenn sie nur nicht ihrer Mutter nachartet!"

„Nun, laß' die Todte in Frieden. Ich weiß überhaupt nicht, warum Du immer in dem Tone sprechen mußt; es bringt mich auf, ich sagte Dir's schon mehr als ein Mal."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte der Stecknadel.

Im wissenschaftlichen Verein in Berlin hielt Generallieutnant v. Prittwitz über den obigen, anscheinend unbedeutenden Gegenstand vom Standpunkt der Industrie und Volkswirthschaft aus einen interessanten Vortrag. Rückblickend auf das Alterthum, bemerkte er, daß vor der Erfindung der Nadeln Dornen, Fischgräten, zugespitzte Knochen die Stelle derselben ersetzen mußten. Doch haben schon die Babylonier Nadeln, wenn auch nur Nähnadeln, gekannt, da bei ihnen gestickte Kleider vorkommen. Fabriken dieser nützlichen Gegenstände findet man in Nürnberg uns Jahr 1370, in Augsburg 1406. 1543 bekümmerte sich Heinrich der Achte von England genau um die Nadelverfertigung, indem er befahl, daß auf doppelte Köpfe, geglättete und feine Spitzen ꝛc. zu achten sei. Die jetzigen Stecknadeln bestehen aus Messingdraht, der mit Zinn überzogen ist, und ihre Herstellung bildet einen besonderen und interessanten Zweig der Industrie. Bei aller Fabrikation sind zwei Factoren nöthig: Material und Arbeit. Ersteres liefert die Natur als Rohstoff, diesen erfaßt der kunstfertige Mensch und macht ihn sich unterthan. Messing und Zinn sind die Metalle, deren es zur Anfertigung einer Stecknadel bedarf; ersteres besteht aus Kupfer und Zink, wovon wiederum das Kupfer nach Angabe der Geologen etwa neun Millionen Jahre vor dem Dasein der ersten Menschen in der Steinkohlenformation, Zink ein paar Millionen Jahre später sich vorfand. Jahrtausende vergingen, ehe, wie die Bibel erzählt, Tubalkain, dessen Name an Vulkan erinnert, zuerst Erz bearbeitete. Kupfermischungen, Erz, Bronce kannte man früher als Eisen, das die Aegypter 1400 Jahre v. Chr. gehabt haben sollen. Hundert Jahre vor Christus waren in Gallien und Germanien eiserne Schwerter noch selten. In Sammlungen von Alterthümern finden sich daher auch broncene Nadeln, die einfach gearbeitet sind, während die jetzigen mannigfacher chemischer und mechanischer Operationen bedürfen.

Denn nicht gering sind die Anforderungen, die man an eine Stecknadel stellt. Der Kopf soll rund und glatt sein, die Nadel selber steif, die Spitze ohne Unebenheiten, d. h. ein jeder der drei Theile, aus denen sie besteht, ganz seinem Zweck entsprechend. Die Fabrikation zerfällt nun in folgende Operationen: 1) Anfertigung der Drahtstifte, 2) der Köpfe, 3) Befestigung derselben auf den Stift, 4) Vollendung der Nadel. Ein Zieheisen gibt dem Drahte die nöthige Dicke und Steifigkeit und macht in einer Stunde 3600 Fuß Draht fertig. Dieser wird zweihundertfach zusammengelegt und geschnitten und auf einem durch den Fuß des Arbeiters bewegten Schleifsteine gespitzt, wobei 30,000 bis 50,000 in einer Stunde fertig werden. Diese Arbeit ist der Gesundheit nachtheilig; das Kupfer dringt so in den Organismus des Schleifers ein, daß seine Haare grün werden und er frühe dahinsticht. Zu den Köpfen der Nadeln wird ein feinerer Draht genommen, der spiralförmig gesponnen ist; er wird vermittelst einer Scheere zerschnitten, und in einer Stunde werden 40,000 Köpfe fertig, von denen jeder zwei Windungen hat. Auf einem kleinen Ambos mit halbrunder Aushöhlung werden die Köpfe vermittelst eines Stempels auf den Draht gesetzt und hier vollenden sich in einer Stunde 1000 bis 1500 Nadeln. Doch weil der Lohn gerade dieser Arbeit ein so niedriger ist und die kleinen Köpfe zarter Hände bedürfen, so wird sie meist von Knaben gemacht. Man sehe aber diese armen Kinder, wie sie bei dem mechanischen Geschäfte geistig und körperlich verkommen. — Die letzte Operation ist die des Weißsiedens, wobei die Nadel mit Zinn überzogen wird, und endlich stecken Kinder und Frauen sie auf Papier (Briefe), wobei sie einen Schutz über den Daum ziehen, um sich nicht allzu oft zu stechen. Ein Klammerwerk weist jeder Nadel ihren Platz an und in einer Minute werden 60 eingesteckt. In die Hände des Krämers übergegangen, verkaufen sich die Stecknadeln à Loth 1 Sgr., das Loth zu 150 Stück gerechnet, das Stück zu $^1/_{12}$ Pfennig. Betrachtet man, wie viele Arbeitskräfte thätig waren, die Nadeln zu verfertigen, so erkennt man aus diesem Beispiel, wie aus so manchen anderen, daß der Tauschverkehr das feste Band der menschlichen Gesellschaft ist. Alle Erzeugnisse fremder Hände werden zuletzt eingetauscht für Geld,

Digitized by Google

doch diese Erzeugnisse sind der mannichfachsten Art. Sie hervorzubringen, bedient sich der Mensch animalischer und elementarer Kräfte, die ihm helfen müssen; wo die Arbeit zu mechanisch und geisttödtend für den denkenden Menschen ist, da erfindet er helfende Maschinen.

(Schluß folgt.)

Lesefrüchte.

Für die Freiheit bluten, ja erliegen, heißt nur: sie haben, so wiederbringen, und aus dem Schädelherge wird ein Tabor der Verklärung. J. P.

Die Freiheit gleicht einer schönen Rahel, um die man länger als zwei Mal sieben Jahre dienen und selbst Ketten tragen muß.

Verschiedenes.

Berlioz erzählt folgende Anekdote von Liszt und Rubini. Beide vereinigten sich einst zu einem musikalischen Angriff auf die Städte des nördlichen Frankreich. Sie kommen in ein modernes Athen und kündigen dort ihr erstes Concert an. Sie ließen es weder an staunenerregenden Reclamen, noch an mannigfaltigem Programm fehlen, aber — Nichts wollte ziehen! Die Stunde des Concerts ist da, unsere beiden Löwen treten in den Saal . . . er ist leer! Kaum fünfzig Personen sitzen darin! Rubini ist darüber so wüthend, daß er nicht singen will, weil der Aerger ihm die Kehle zuschnüre. „Im Gegentheil!“ erwiderte Liszt; „Du mußt heute Dein Bestes geben! Dies Atom von Publikum ist offenbar die Elite der Musikliebhaber der ganzen Provinz; man muß es auch dem entsprechend „practiren“. Erweisen wir ihnen die Ehre!“ Er geht mit gutem Beispiel voran, spielt zuerst und zwar prachtvoll. Dann singt Rubini, so verächtlich als möglich, nur durch die Fistel. Hierauf spielt Liszt noch mals, tritt aber sodann an die Lampen, grüßt das Publikum auf das Verbindlichste und redet es folgendermaßen an: „Meine Herren und meine Dame!“ — es war nämlich nur eine da — „ich vermuthe, daß Sie jetzt genug Musik gehört haben. Darf ich Sie nun einladen, unsere Gäste zu sein und mit uns zu soupiren?“ — Im ersten Moment waren die fünfzig Festgäste doch unentschieden, was sie thun sollten. Aber da der liebenswürdige Vorschlag, genau betrachtet, doch sehr viel Verlockendes hatte, so — lehnte schließlich Niemand ab. Das Souper kostete Liszt 1200 Franken. Die beiden Künstler haben dieses Experiment nicht wiederholt — aber mit Unrecht. Denn zum zweiten Concert hätte das Publikum sich unzweifelhaft gedrängt . . . in der Hoffnung auf das Souper! . . . Ein nachahmenswerthes Hauptzugmittel, das leider nur Millionären empfohlen werden kann!

Aus dem Kladderadatsch.

Duett zweier Großmägde.

(Frei nach Heine.)

A. Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch.
B. Als in — Holstein wir uns fanden — —
Beide. Da verstanden wir uns gleich.

* * *

Arithmetische Aufgabe.

Wenn, wie die Vossische Zeitung (Nr. 7., p. 2) berichtet, täglich zwanzig Mann Dänen nach Holstein übertreten: wie stark muß das dänische Kriegsheer sein, um noch zu bestehen, wann der deutsche Bund die schleswig-holsteinische Erbfolgefrage entschieden haben wird?

Einer, der sich nicht gern verrechnen möchte.

Buchstabenräthsel.

Mit K werd' ich gesteckt,
Doch nicht in kühle Erde.
Mit L werd' ich erschreckt
Ganz leicht — selbst in der Heerde.
Mit D oft starke Wellen
An mir machtlos zerschellen.
Mit St schmück' im Walde
Ich jedes Berges Halde.

Dürtheim. . . r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Krauzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 12. Donnerstag, den 28. Januar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Dich bringt Alles auf, Ralph; und mit Alledem wirst Du noch ein Mal mit dem Hitzkopf in eine Schlinge gerathen. Welcher Einfall war's von Dir, den feinen Lord erschießen zu wollen. Du mußt ganz verrückt gewesen sein!"

„Ich wollte, ich hätte es gethan. Meine rechte Hand gäbe ich für eine zweite Gelegenheit zur Rache!"

„Rache! bah! Um solcher Kleinigkeit willen brächte ich meinen Hals nicht in Gefahr. Aber, Ralph, Cola wird es doch eines Tages entdecken, daß Du nicht ihr Vater bist. Erst letzte Woche zankte sie sich mit Dich's Kindern, und der Junge rief ihr zu, sie sei doch nur ein Bastard, wie stolz sie sich auch geberden möge."

„That er das? Nun, bei meinem Leben! das will ich ihm gedenken, sobald ich ihn sehe."

„Das ist Alles umsonst; es kommt doch an den Tag."

„Nicht, wenn ich es verhüten kann. Wenn es aber je geschehen muß, so werde ich es selbst dem Kinde sagen. Aber jetzt fort und zur Ruhe, wenn ich sie finden kann."

Diese Nacht schlief Cola nicht, obgleich sie sich nicht regte, um keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ihr kleiner Kopf faßte kaum die Fülle neuer, durch Ralph's und Linda's Zwiesprach hervorgerufener Gedanken; sie hatte vollauf zu thun, darüber zu brüten und sie zu ordnen.

Zuerst kam die bewältigende Gewißheit, daß sie, das kleine Zigeunermädchen, das wandernde Kind der Jahrmärkte und Schaubuden, nicht Ralph's Tochter, sondern die eines vornehmen Edelmannes sei. Diesen stolzen Gedanken folgte die demüthigende Vorstellung von etwas Schmachvollem, das damit verbunden sei, und dem durch den Vorwurf, daß sie ein Bastard, Ausdruck gegeben war.

Und dann ihre todte Mutter! Darin lag das Hauptgeheimniß. Was konnten ihrer Mutter Verbrechen gewesen sein, daß Linda so erbittert über sie sprechen mußte! Und Ralph so erbittert über Lord Oswald? Was hatte dieser gethan und was die Verstorbene? Und warum sollte Lord Oswald sich weigern, sie als sein Kind anzuerkennen?

So fügte der schnell reifende Sinn des Kindes Glied an Glied in der Kette bitterer Ueberzeugung.

„Ja, ich sehe, wie es ist," dachte Cola weiter; „Ralph sagte, daß er sie geliebt. Wenn sie des vornehmen Mannes Frau war, so war es Unrecht von ihm, und wenn sie Ralph wieder liebte, so sündigte sie ebenfalls, und der Lord schickte sie fort, unter den Zigeunern zu sterben. Er muß mich hassen, weil ich zu ihr gehörte, und es ist ihm gewiß ganz gleichgültig, ob ich noch lebe oder nicht; es könnte wohl sein, daß er mich fortjagte, wenn ich zu ihm käme und sagte ihm, ich sei sein Kind. Wie schrecklich! Er ist doch recht hartherzig und dennoch — ist er mein Vater!"

Ihre Gedanken wurden immer trüber. Das Bewußtsein der Schmach, welche auf die eine oder andere Art mit ihrem Dasein verbunden war, drang wie ein scharfes Eisen in ihre Seele, und das stolze Gefühl, das sich einen Augenblick ihrer bemächtigt hatte, als sie vernommen, daß sie eines Lords Tochter

Digitized by Google

sei, wandelte sich zu der demüthigenden Ueberzeugung, daß sie darum nur noch mehr zu den Ausgestoßenen zähle.

9.

Der nächste Tag war abermals verhängnißvoll für Cola.

Das Wetter hatte sich aufgeheitert, und beide Kinder waren für die Nachmittagsvorstellung angekleidet.

Cola sah entzückend aus in ihrem kurzen, weitgebauschten Röckchen von rosa Gaze, ihre sonnig schimmernden Locken von einem glänzenden Reif zusammengehalten.

Die dunkle Zerny, im Costüm eines Knaben, Grün und Gold, bildete einen nicht minder anziehenden Gegensatz zu ihrer sanfteren Gefährtin.

Die Kinder hatten zuerst einige Scenen auf dem Seil auszuführen und dann auf der Bühne einen spanischen Tanz zum Besten zu geben, bei welchem sie sich so sehr des Beifalls der Zuschauer zu erfreuen hatten, daß die letzteren, ohne Rücksicht auf die zunehmende Ermüdung der kleinen Künstlerinnen, immer und immer eine Wiederholung verlangten.

Die Folge davon war, daß Cola und Zerny bei der nur ein paar Stunden später stattfindenden Abendvorstellung gänzlich außer Stande waren, ihre Aufgabe mit der gewohnten Virtuosität auszuführen, und daß dies Mal die Versammlung, anstatt in einen Beifallssturm, mit rohem Wankelmuth, der keine Nachsicht kannte, in lautes Zischen und Pfeifen ausbrach.

Demüthigend, wie diese Mißfallensäußerung für die armen Mädchen war, fürchteten sie doch noch weit mehr die Züchtigung, welche ihrer von Linda's Hand wartete, und welche, wie sie aus Erfahrung wußten, desto unbarmherziger ausfiel, je länger sie sich derselben zu entziehen suchten. Sie krochen deßhalb widerstandslos in eine Ecke ihres traurigen Zeltobdaches und erwarteten geduldig ihr Schicksal.

Cola legte ihr lockiges Köpfchen in Zerny's Schooß und weinte leise.

„Ich wollte, sie käme, wenn sie mich doch schlagen muß. Ich kann mich dann doch niederlegen, ich bin so müde," schluchzte sie.

„Ich auch," entgegnete das ältere Mädchen, „aber ich möchte lieber die ganze Nacht hier sitzen, als eine Tracht von Mutter's Schlägen bekommen. Ich habe gar keine Eile, sie zu sehen."

„Aber vielleicht, wenn wir sie recht bitten —" meinte die geängstigte Cola.

„Schlägt sie uns doch," lautete die entmuthigende Antwort. „Sie hat es uns versprochen und in dem Falle hält sie immer Wort."

(Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte der Stecknadel.

(Schluß.)

Wo bei der Anfertigung von Drahtstiften der Nagelschmied verdummte, wirkt jetzt für ihn die Maschine mit weit größerer Schnelligkeit. Die ganze Fabrikation der Stecknadeln durch mechanische Kräfte in vollkommener Güte darzustellen, ist jedoch bisher noch nicht gelungen. Man machte die Nadeln aus Eisendraht, goß die Köpfe an oder bildete sie durch Aufstauchen, doch der Draht rostete und die Köpfe blieben rauh. Auf der Londoner Industrie-Ausstellung des Jahres 1854 waren viele Stecknadelmaschinen, doch genügten sie so wenig, wie die für Nähnadeln, bei denen das Einschlagen der Oehre allein durch zarte Kinderhände zu machen ist. Woher kommt es nun aber, daß bei einer so complicirten Fabrikation der Preis der Nadeln ein so geringer ist? Der Grundbesitzer, der Bergwerksunternehmer, der Fabrikant, der Kaufmann und Spediteur, der Krämer endlich — Alle wollen sie entschädigt sein für ihr Capital, für die Zinsen desselben, und noch einen Profit beziehen. Um diese Frage zu beantworten, gehe man auf den Werth des Rohstoffes zurück, wenngleich der Ausdruck Rohstoff ein unbestimmter ist. Das Rohkupfer kauft man das Pfund für 9 Sgr. und die Nadeln für das Vierfache. Und dieser Preis ist überall derselbe; denn natürlich bezieht ein Jeder seine Waare aus der billigsten Werkstatt, mit der dann die Concurrenten gleichen Schritt halten müssen. So bildet sich, was man Marktpreis, mittleren Preis nennt. Die Concurrenz ist allezeit bemüht, den Wünschen der Menschen zuvorzukommen, ihnen das Billigste und Beste zu bieten, auch ohne daß eine

Digitized by Google

Bestellung oder Nachfrage dazu aufforderte. Hierbei bedarf es keines Schutzes der Behörden, der nur schädlich wirken kann, wie in einer Stadt, wo der Bürgermeister (oder die Frau Bürgermeisterin) den Preis der Milch bestimmen wollte, am nächsten Morgen kein Tropfen davon zu bekommen war, weil ein Jeder neue Absatzquellen suchte und fand. Der Händler fordert von dem Käufer einen Ersatz für Auslagen und Mühen, dieser ist nicht denkbar ohne Geld, ohne Silber und Gold, dem das Gepräge seinen bestimmten Werth verleiht, und für Geld geht nach so vielfachen Operationen die Stecknadel in die Hände Derer über, die sie benutzen. Es ist die elegante Dame, die sie zum Putze braucht, der Commis, der Etiquetten damit an Waaren befestigt, der Gymnasiast, der Schmetterlinge damit aufspießt, der Tapezierer, der Gardinen aufsteckt, der Feldherr, der seine Schlachtlinien damit bezeichnet. Auch modeln sich die Stecknadeln je nach dem Bedürfniß. Sie nehmen schwarze Aranceafarbe an, zieren sich mit Glasknöpfen, verwandeln sich endlich in die kostbare Brosche. Wer weiß zu sagen, ob damit der Luxus steigt, wer kann den Unterschied zwischen Aufwand, Sparsamkeit und Geiz ermessen? Wer allen Luxus verbannen will, macht uns zu Eskimos. Der Verbrauch der Stecknadeln, deren jährlich unzählige verloren gehen, ist kaum annähernd zu bestimmen. In Köln liefert eine Fabrik täglich eine Million, Neuß und Aachen 3000 Centner im Jahre, in England werden per Maschine in einer Fabrik 1000 Millionen jährlich verfertigt. Wo bleiben sie? Man findet bisweilen welche im Straßenkoth, doch verhältnißmäßig nur selten; sie verrosten und gehen in den Dünger über, der neue nutzbare Stoffe hervorruft. Man verbraucht eine Flasche Wein bei einem Frühstück, eine Stecknadel mag bei aller Vorsicht ein Jahr halten, eine Brosche vererbt sich vielleicht auf Kindeskinder. Die Aufgabe der Volkswirthschaft ist es, im großen Haushalte der Menschen auch dem Kleinsten seinen Werth zu geben.

Gemeinnütziges.

Um dem häufigen Brechen der Wasserstandsgläser bei Dampfkesseln zu begegnen, als dessen Ursache hauptsächlich die ungleiche Abkühlung der Röhren bei der Fabrikation und die daraus entspringende ungleiche Spannung der inneren und äußeren Theile zu betrachten ist, ritzt man mit entschieden günstigem Erfolge die innere Rohrfläche mit einem Diamante. In England soll dieses Verfahren ziemlich allgemein Anwendung finden. Solche Röhren liefert uns auch Hermann Findeisen in Chemnitz, und zwar von 12—20 Zoll Länge zum Preise von 3½ bis 5 Thlr. per Dutzend.

Lesefrucht.

Wohlthun ist das schönste Mittel gegen die Trauer, und die Natur ist einem reinen schuldlosen Herzen die beste Trösterin. Wirf Dich in die Arme derselben, und jeder Kummer wird verschwinden.

Verschiedenes.

(Zur Statistik der Juden.) Nach den in neuester Zeit von Judenmissionären angestellten Berechnungen beträgt die Zahl der gegenwärtig auf der Erde lebenden Juden ungefähr sieben Millionen, wovon die Hälfte allein in Europa wohnt, und zwar die meisten in Rußland, man zählt daselbst 1,220,000 Israeliten, die Zahl der in Oestreich wohnenden Juden beträgt 853,000, in Preußen 284,500, im übrigen Deutschland 192,000. Während bei der Bevölkerung in Frankfurt a. M. auf 16 Christen 1 Jude gerechnet wird, kommt in Preußen erst auf 73 Christen 1 Jude. In Sachsen wohnen im Ganzen nur etwa 1600 Juden, und zwar zumeist in den beiden Städten Leipzig und Dresden. Am unbedeutendsten ist die Zahl der jüdischen Einwohner in Schweden und Norwegen, man rechnet daselbst auf 6000 Christen nur 1 Juden. In Frankreich wohnen ungefähr 800,000, in der Schweiz 3200, in Großbritannien 42,000.

(Execution gegen Thiere.) Die Zeiten ändern sich. Heute finden wir Vereine gegen Thierquälerei; man hat die Thiere

Digitized by Google

als dem Menschen befreundete Geschöpfe unter den Schutz des Gesetzes und der Humanität gestellt. Früher wurden sie nicht selten in gesetzlicher Weise verfolgt und verurtheilt. Im Jahre 1120 excommunicirte der Bischof von Leon die Fledermäuse und Raupen, 1338 wurde auf richterliches Urtheil ein Schwein an den Galgen gehängt, weil es ein Kind zerrissen hatte. 1474 condemnirte der hochweise Magistrat von Basel einen Hahn als Hexenkünstler zum Feuertod, weil er unzweifelhaft ein Ei gelegt hatte! 1499 wurde nach Ausspruch eines hochnothpeinlichen Halsgerichtes zu Beauvais ein Ochse, der einen Burschen gespießt hatte, gehängt. 1699 machte das Parlament von Auvergne den Raupen den Proceß, citirte sie wegen Verletzung fremden Eigenthums vor Gericht, gab ihnen einen Vertheidiger und verurtheilte sie zuletzt, sich an einen bestimmten Ort zurückzuziehen und sich daselbst vernichten zu lassen. 1454 excommunicirte der Bischof von Lausanne die Blutegel, weil sie die Fische tödteten, welche den Gläubigen in der Fastenzeit zur Speise dienten. In der gleichen Zeit wurden in Wallis die Maikäfer in den Kirchenbann gethan. 1394 erwürgte zu Mertian der Henker ein Schwein, weil es eine geweihte Hostie gefressen hatte.

(Die Leistungen der Maschinen.) Als man anfing, die Kohlengruben von New-Castle auszubeuten, transportirte man die Kohle auf dem Rücken von Pferden. Ein Pferd trug ungefähr 329 Pfd. Dann baute man Wege und bediente sich zweirädriger Karren, von denen jeder ungefähr 1900 Pfd. fortschaffte. Ein wenig später (1649) belegte man die Wege mit Holzschienen, und darauf fuhren vierrädrige Wagen, von denen jeder 4700 Pfd. faßte. Da aber die Holzschienen sich sehr rasch abnutzten, beschlug man sie mit Eisenblech und dann ersetzte man sie durch gegossene Schienen, die mit einer Fuge zur Aufnahme den Räder versehen waren, um das Entgleisen zu verhindern. Später brachte man diese Fuge an den Rädern an und endlich 1820, also ungefähr 200 Jahre nach der ersten Einführung der Holzgeleise, fertigte man schmiedeiserne Schienen an, wie sie heute noch im Gebrauch sind. Endlich ersetzte man auch das Pferd durch die Locomotive, und nun kostet der Transport von 440,000 Pfd. Kohlen nicht mehr, als anfangs der von 320 Pfd. auf dem Rücken eines Pferdes.

Eine Riesenorgel, über 60 Fuß hoch, 48 Fuß breit und 24 Fuß tief, mit 5474 Pfeifen, deren größte 32 Fuß lang ist und einen erwachsenen Mann bequem durchschlüpfen läßt, wurde am 25. v. M. in der Musikhalle zu Boston zum ersten Male gespielt. Der Effect dieser Musik soll großartig sein.

In der ganzen Gemeinde P. traf man vor Zeiten keinen Kalender, deßhalb es dem Meßner oblag, jeden Sonntag 7 Kübel voll Wasser in der Kirche aufzustellen und jeden Morgen einen davon auszuleeren, um so den Sonntag bestimmen zu können. Eines Tages geschah es, daß die Kuh eines in der Nähe der Kirche wohnenden Bauern durch die offene Kirchthüre zu dem wässerigen Kalender gelangte und ihren Durst mit einem Kübel voll Wasser stillte. Dieses brachte nun die Confusion, daß die Gemeinde P. den Sonntag am Samstag feierte und am Sonntag den gewöhnlichen Geschäften nachging; bis einige Bewohner, die den Wochenmarkt in J. besuchen wollten, die Nachricht brachten, daß andere Christen erst heute Sonntag haben. Von dort an kaufte sich Jeder einen eigenen Kalender.

Ballmann, der bekannte beliebte Komiker des Leipziger Theaters, kehrte einst spät in der Nacht aus einer Gesellschaft zurück. Lustig, wie immer krähterte er ziemlich laut einige der neuesten Opern-Arien vor sich hin. Plötzlich trat einer der mit langen Spießen bewaffneten Nachtwächter auf ihn zu: „Herr, wissen Sie nicht, daß man in Leipzig, wenn man nach Hause geht, nicht singen darf?“ Ruhig legte Ballmann seine Hand auf die Schulter des Bespießten und sagte: „Ja lieber Freund, ich gehe aber noch nicht nach Hause.“

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 11:
Lamm, Lamm, Damm, Stamm.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 13. Samstag, den 30. Januar **1864.**

Zwei Engel.

Kennst du die Engel, die für dieses Leben,
Wenn bitt'rer Schmerz das arme Herz bewegt,
Der güt'ge Gott dem Menschen mitgegeben,
Bis man ihn starr in's kühle Grab gelegt?
Kennst du die Engel, die uns freundlich winken,
Wenn uns das Unglück zu erdrücken droht;
Die uns begleiten, bis wir sterbend sinken?
Die beiden Engel heißen — Schlaf und Tod!

Hier kniet ein Kind — aus seinem Auge weichen
Will nicht des Schmerzes bittre Thränenfluth;
Es kniet ja bei des Vaters, bei der Mutter Leichen,
An deren Brust noch gestern es geruht.
Heut' steht's allein! Was es geliebt auf Erden,
Der eine Engel hat es ihm geraubt.
„Herr!" — betet es — „o laß bald Abend werden,
Denn meines Glückes Baum ward früh entlaubt!"

Dort steht verkannt ein Jüngling und betrogen
Um seines Lebens höchstes, schönstes Gut —
Die Lieb', die Freundschaft haben ihn belogen,
Der Freiheit floß umsonst sein edles Blut.
Nun weilt er fern vom lieben Heimathlande,
Und finst'rer Schmerz durchfurcht sein Angesicht.
„Zurück!" — ruft's laut in ihm. — Ach, der Verbannte,
Er hört den Ruf, doch — folgen darf er nicht.

Die Jungfrau hier, in ihren goldnen Locken
Den schönsten Schmuck, den grünen Myrthenkranz;
Das Herz voll Glück, denn schon hört sie die Glocken
Ihr leise rufen zu dem Hochzeitstanz.
Da sieht sie plötzlich, wie mit diesen Blüthen
Treuloses Spiel ein list'ger Frevler treibt,
Und es entflieht — Glück, Hoffnung, Ehre, Frieden,
Indeß der Schmerz ihr — mit der Liebe bleibt.

Und dort das Antlitz gramentstellt zerrissen,
In das kein Eitz'ger ohne Grauen blickt? —
Das ist die Schuld! Die Züge, die's Gewissen
In des Gefall'nen edel Antlitz drückt.
„Ist denn des Mitleids Born, o Gott! versieget?"
So stöhnt der Mensch. „Bin ich verflucht?
Ist's nicht genug, daß hier im Staube lieget
Dies elend Ding, das jeden Schmerz versucht?"

Da schweben sanft die beiden Engel nieder;
Hier kehrt der Schlaf, der Tod kehrt dorten ein.
Der Schlaf — bringt Trost, der Tod bringt Ruhe wieder, —
Nach kurzer Trübe beide Sonnenschein.
Ein lichter Traum, von Engelshand geboren,
Gibt Kind und Jungfrau wiederum zurück,
Der Tod dem Jüngling und dem Mann, was sie verloren —
Die Eltern, Liebe, Vaterland und Glück.

Digitized by Google

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Zerny hatte Recht.

Sobald Linda ihre Geschäfte in der Schaubude beendet hatte, beeilte sie sich, ihre Angelegenheit mit den Kindern in Ordnung zu bringen, das heißt, sie riß sie aus ihrer Ecke, schlug sie, ungeachtet aller Thränen, Bitten und Versprechungen, auf das Unbarmherzigste und schickte sie dann ohne Nachtessen auf ihr elendes Lager.

Dort setzten sie sich auf ihre kleinen, harten Matratzen, bargen die thränenfeuchten Gesichter in die kalten Hände, brüteten über das erlebte Unrecht und nährten ihren kindischen Kummer.

So verging eine halbe Stunde. Düster mußten ihre Gedanken gewesen sein, daß sie die kleinen, sonst so mittheilsamen Zungen in Schweigen banden.

„Warum muß ich all das Elend erdulden?“ grollte es in Cola's Herzen. „Sie hat kein Recht, mich zu schlagen, denn ich gehöre nicht zu ihr und den Ihrigen. Sie kann Zerny prügeln, denn Zerny ist ihr Kind, aber ich will's nicht länger tragen. Ich will fortlaufen, das will ich. London, so habe ich gehört, ist ein schöner Ort. Ich will nach London gehen. Zerny's Mutter sagt, daß es leicht sei, dort Geld zu verdienen. Dort gäbe es Theater, Gärten und derlei Plätze. Man wird Tänzerinnen dabei brauchen, und ich will sehen, ob sie mich aufnehmen. Dann wäre ich frei, und Niemand dürfte mich schlagen. Und vielleicht sähe ich meinen Vater in London wieder. Reiche Leute gehen doch gewiß oft nach der großen Stadt. Vielleicht wohnt er dort. Ich möchte ihn wohl wiedersehen. Wenn ich ihm auch nicht sagen soll, daß ich sein Kind bin, so ist mir's doch nicht verboten, ihn zu sehen. Ich weiß doch, ich könnte ihn lieben, wenn er auch hartherzig ist. Und den Vater soll man auch lieben.

„Gut, — ich werde nach London gehen. Aber Zerny muß nichts davon hören, sie möchte es ausplaudern, und dann würde ich geprügelt und eingesperrt. Wie ruhig sie ist. Ich glaube, sie ist eingeschlafen.“

Das Mädchen rückte dichter zu ihrer ältern Gefährtin.

„Zerny,“ flüsterte sie, „Zerny, schläfst Du?“

„Nein, ich denke nach,“ war die Antwort.

„Worüber?“

„Ueber Weglaufen.“

„Wohin?“

„Nach London.“

Cola fuhr auf.

„Nun, wahrhaftig!“ rief es in ihr. „Wie seltsam, daß sie an ganz dasselbe denkt, als ich.“

Es war in der That ein seltsames Zusammentreffen.

Cola wurde es leichter um's Herz. Zerny wollte ja mit ihr gehen. Obschon sie oft in Streit geriethen, so war ihre Gesellschaft doch immer besser, als keine. Sie beugte sich daher ganz dicht zu ihr hin und flüsterte:

„Zerny, ich will auch fortlaufen. Wir gehen zusammen.“

„Das ist recht, — thu's!“ entgegnete Zerny freudig.

„Aber willst Du wirklich Deine Mutter verlassen?“ fragte Cola.

„Meine Mutter! Ja; warum nicht?“

Armes Kind! Sie konnte wohl sagen: warum nicht? Kein zärtliches Band vereinte ihre Herzen. Sie galt nur für ein schätzbares Erwerbsmittel, und Alle betrachteten sie als solches, ausgenommen ihr Onkel Ralph, welcher allein menschlichere Gefühle zu hegen schien. Ihren Vater, welcher im Lande herumzuwandern liebte, kannte sie kaum.

„Wann sollen wir gehen?“ fragte Cola nach einer Weile.

„Die nächste Nacht,“ entgegnete Zerny entschlossen.

„Aber wir müssen Geld haben.“

„Wir müssen und werden haben.“

„Aber wo willst Du es hernehmen?“

„Aus Nunk's Lederbeutel natürlich.“

„Deine Angehörigen bestehlen?“

„Bestehlen, — einfältiges Ding! Wir haben unsern Antheil daran verdient, warum sollten wir ihn nicht wieder nehmen?“

„Ich weiß nicht; aber es scheint mir Unrecht. Weil Du aber älter bist, als ich, und daher klüger, so muß ich Dir wohl glauben. Wie aber willst Du es anfangen, zu dem Gelde zu gelangen?“

„Das will ich Dir sagen. Du stellst Dich krank und ohnmächtig, — es ist ganz natürlich bei solcher Behandlung, — und dann

Digitized by Google

hole ich Mutter's Riechsalz. Bei dieser Gelegenheit kann ich den Beutel erwischen. Wir nehmen heraus, was wir brauchen, und das Uebrige legen wir unter unser Kissen. Mutter wird's schon finden, wenn sie uns aufwecken kommt."

„Aber wenn sie selbst mit dem Riechsalz kommt?"

„Nun?"

„Nun, Jerny, ich war noch nie ohnmächtig und weiß nicht, wie mich dabei anstellen. Willst Du nicht lieber ohnmächtig werden und mich das Geld holen lassen?"

Die Wahrheit war, daß Cola weder zu dem Einen noch Andern Lust hatte, weil es ihr Unrecht schien, und deßhalb Schwierigkeiten machte.

„Nein, nein, Olly," entgegnete Jerny in scharfem Tone, „Du bist zu ungeschickt für Das. Du mußt ohnmächtig werden. Ich will Dir's zeigen, wie man's macht."

Zur nämlichen Stunde in nächster Nacht hatte Jerny ihren Plan, den sie klug ausgedacht, mit großer Gewandtheit und zu ihrer vollkommenen Zufriedenheit ausgeführt.

Ralph, welcher Cola mehr liebte, als er sich eingestehen mochte, hatte zwar bei der Nachricht von des Kindes Ohnmacht eine gewisse Unruhe empfunden und erklärt, selbst zu ihr gehen zu wollen, allein Jerny hatte dies verhindert, indem sie ihre Meinung äußerte, daß Cola sich nur verstelle und die vornehme Dame spiele.

Als sie mit dem Riechsalz und dem Beutel bei der vermeintlichen Kranken angelangt war, nahm sie aus dem letztern, ohne sich mit Zählen aufzuhalten, eine Handvoll Münze, steckte sie in ein Arbeitssäckchen und befestigte dieses unter ihren Röcken.

Es war ein Uhr Morgens, als die beiden Kinder in ihren rothen Anzügen, welche ein Paar alte warme Shwals bedeckten, sich aus ihrem elenden Schlafraume stahlen und auf den wohlbekannten Wegen von Croydon, das sie immer zur Jahrmarktzeit besucht hatten, die nach London führende Landstraße erreichten. Fort gingen sie, entlang den endlosen, öden Pfad, Hand in Hand, die kleinen Gesichter weiß vor Kälte, ihre Schultern noch schmerzend von den schweren Schlägen, die sie aus ihrem bisherigen Obdach in die Dunkelheit hinausgetrieben.

Stunde um Stunde wanderten sie weiter, bald auf dem feuchten Boden ausruhend, bald mit neuem Muth sich wieder aufraffend, bis sie gegen vier Uhr bei Kennington Gate ankamen.

Die Policemen, welche ihnen in den Straßen der Vorstadt begegneten, sahen erstaunt auf das malerische Costüm und in die hübschen Gesichter; da aber weder Eines noch das Andere vom Gesetz verboten ist, so ließen sie die Fremdlinge unbehelligt weiter ziehen.

Als die Letzteren Kennington Gate passirt hatten, standen sie, des Weges ungewiß, still.

„Geh' über die Straße und frage den Policeman," sagte Jerny zu ihrer jüngern Gefährtin.

„Welche von diesen Straßen führt nach London?" fragte Cola schüchtern, ohne die blauen Augen aufzuschlagen.

„Beide, mein Kind," entgegnete der Mann freundlich. „Aber was willst Du denn so früh in London?"

Jerny hörte die Frage und sprang über den Weg, um eine ungeschickte Antwort ihrer weniger schlauen Begleiterin zu verhindern.

„Wir sind mit einem Auftrag zu unserer Tante geschickt worden, und wir sollen bis zur Frühstückszeit wieder zurück sein. Wir sind aus Brixton."

„So, — aus welchem Theil von Brixton?" fragte der Policeman.

„Die Retreat," antwortete Jerny schnell.

Sie hatte den Namen zufällig gehört, wenn von Brixton die Rede gewesen.

Cola sah staunend zu ihr auf.

„So, — Ihr geht zu Euerer Tante?" forschte der Mann weiter. „Ihr müßt doch wissen, in welchem Theile von London sie wohnt? London ist groß."

Dies Mal half Cola mit dem rechten Worte aus.

„Westminster, Sir," sagte sie leise.

„Ah, dann müßt Ihr dort hinunter gehen," und der Policeman deutete auf Westminster Road.

„Dank, Sir, jetzt können wir nicht mehr irren," sagte Jerny. „Komm', Olly, es ist spät. Guten Morgen, Sir, und nochmals Dank!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

In Voorburg bei dem Haag hat man mit dem besten Erfolge Petroleum zur Vertilgung des Ungeziefers der Schafe angewandt. Das leidende Thier wird mit Petroleum betropft und dieses eingerieben.

Lesefrüchte.

Der Scherz ist eine Larve, in welcher die Wahrheit zuweilen erscheinen darf.

Wer nicht zuweilen ruhen will, den bringt die Arbeit zur Ruhe. Wer aber stets ruhet, ist aller Arbeit unfähig.

Verschiedenes.

Man erzählt sich folgende Anecdote von dem berühmten Tenoristen Giuglini: Derselbe besuchte kürzlich sein Geburtsstädtchen Fano. Der Director der dortigen Operntruppe dachte sich, wie glücklich er werden könnte, wenn der berühmte Tenor in seinem Theater singen wollte, zumal gerade die Marktzeit eintrat. Allein, was könnte er diesem Künstler anbieten, der gewohnt ist, sich fünfzehntausend Franken per Monat zahlen zu lassen! Es scheint, daß der Director diesem utopischen Gedanken einer zweiten Person gegenüber Worte geliehen habe, denn bald darauf erschien Giuglini in eigener Person beim erstaunten Director. „Ich höre eben, Sie hegen den Wunsch, daß ich in Ihrem Theater singe, das will ich gern thun, weil ich es meiner Vaterstadt schuldig bin. Ich werde also an drei Abenden singen. Da es aber mein Princip ist, nie umsonst zu singen, so werden Sie mir für jede Vorstellung zehn — Centimes zahlen." Der Director traute Anfangs seinen Sinnen nicht, glaubte zu träumen oder das Ganze für einen Scherz halten zu sollen. Als ihm aber Giuglini wiederholt das Wort gab, es völlig ernst gemeint zu haben, fing der Mann an Freudenthränen zu weinen. Das Ereigniß ging wie ein Lauffeuer durch's Städtchen. Selbstverständlich drängte sich Alles in's Theater, und Giuglini wurde nicht nur fortwährend mit Blumen beworfen, sondern auch nach jeder Vorstellung vom gesammten Publicum mit Fackeln und Musik nach Hause begleitet.

Ein in Boston gebautes Dampfkabriolet erregte in New-York bei einer Probefahrt durch die Hauptstraßen großes Aufsehen. Das Vortheil des Wagens ist ein gewöhnliches Cabriolet ohne Deichsel, während die Dampfmaschine auf der hinteren Achse ruht. Das Fuhrwerk, in dem sich zwei Personen befanden, bewegte sich ruhig und leicht. Man kann es leicht lenken und damit Curven beschreiben, so wie Steigungen überwinden.

An Sie.

Du himmlisches Wesen, du köstliche Zier,
Mein Herz ist das deine, du bist sein Panier.
Du bist sein Panier, dich liebt es allein,
Mein Herz ist nicht hier, — bei dir muß es sein! —

Mein Auge einst trunken in seliger Schau,
O blickt' es noch ein Mal dein Auge so blau;
O blickt' es noch ein Mal, welch' herrlicher Fund!
Die goldenen Locken, den rosigen Mund,

Die Grübchen der Wangen, und wär's nur von fern,
Es schlösse sich glücklich, zufrieden und gern.
Und würd'st du erst sagen: Ich dachte an dich!
Wer wäre dann reicher, dann reicher, als ich? —

Besäß' ich dann Kronen und Perlen und Stein,
Du müßtest von allen Besitzerin sein.
Du müßtest dann strotzen in Purpur und Gold,
Du Schönste der Schönen, so lieblich, so hold! —

Du himmlisches Wesen, du köstliche Zier,
Mein Herz ist das deine, du bist sein Panier.
Du bist sein Panier, dich liebt es allein,
Mein Herz ist nicht hier, bei dir muß es sein! —

Dürkheim. A. H. v. Alvensleben.

Charade.

Die ersten zwei Sylben sind eine heilige Zahl;
Mit letzten zwei kriegst du wohl Geld überall;
Schaust du dich nach dem Ganzen um,
So findest ein Großfürstenthum.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 14. Dienstag den 2. Februar **1864.**

Das Salz der Ehe.

Am Tische saß ein junges Ehepaar;
Es war bereits seit vierundzwanzig Stunden
Durch Priesterhand an dem Altar verbunden,
Kein Wunder, daß er überglücklich war,
Daß ihre Blicke sel'ge Wonne zeigen —
Der Himmel hängt bei ihnen noch voll Geigen,
Die Liebesgötter singen Melodie'n
So süß, daß Gram und Unmuth schnell entflieh'n!
„Nie soll aus unsrem Haus die Eintracht weichen,
Mein holdes Jettchen," spricht der junge Mann,
„Nie soll ein Zwist Dir je die Wangen bleichen,"
Und sieht dabei sein Weibchen schmachtend an.
„Mein guter Fritz," was ich Dir an den Blicken
Absehen kann, das wird sogleich geschehn,"
Ruft Jettchen zärtlich, sinkt dann vor Entzücken
An seine Brust — — kann man was Schön'res seh'n?
Doch bei dem Sinken faßt sie mit dem Arme
Das erste vollgefüllte Salzfaß an,
Und hastig spricht sie: „Daß sich Gott erbarme!
Das war von mir wahrhaftig mehr als dumm!"
„Was ist geschehn, lieb Jettchen?" — „Süßes Leben,
Das Salzfaß — sieh doch nur das Salzfaß an!
Da liegt's — nun wird es Zank ganz sicher geben."
„Ei, Gott bewahre! Denk' doch nicht daran,
Wie kann ein Salzfaß unsre Eintracht stören?" —
„Und doch ist's so, mein Fritz, — ich werde krank!
Von meiner Mutter mußt' ich immer hören:
Wenn's Salzfaß fällt, dann gibt es sicher Zank."
„Ei, Deine Mutter scherzte, liebes Weibchen." —
„Mit ernsten Sachen scherzte Mutter nie." —
„Du bist so fromm und sanft ja wie ein Täubchen,
Wie könte da je Zank zu uns wohl, wie?" —
„Ja freilich bin ich sanft," spricht Jettchen kläglich, —
„Allein, wenn's Salzfaß fällt" — „Mein Engel, laß
Das Salzfaß ruh'n, ich lieb' Dich ja unsäglich,
Und zanken werd' ich nie," so brummt im Baß
Der junge Mann, — „nun laß uns ruhig essen!"
Frau Jettchen nimmt zwei Löffel Suppe ein,
Dann spricht sie seufzend: „Fritz — es geht nicht, — nein!
Ich kann das böse Salzfaß nicht vergessen!
Es wär' doch arg, wenn gleich am ersten Tage
Ein Streit sich zwischen uns entspänne, Fritz!"
„Mein Engel, mach' Dir deßhalb keine Plage,
Das mit dem Salzfaß, Kind, ist nur ein Witz."
„Mein lieber Mann, es ist kein Witz, — seit Jahren
Hat meine gute Mutter es erfahren:
Wenn's Salzfaß fiel, da gab es Zank sogleich." —
„So schweig' doch nur mit solchem dummen Zeug!"
Ruft Fritz verstimmt. — „Was sagst Du da, mein Lieber?
Du sprichst von dummem Zeuge, theurer Schatz?
Ich glaube, süßer Fritz, Du hast das Fieber!
Der Ausdruck war hier nicht an seinem Platz!"
„Platz hin, Platz her, lieb' Jettchen! Deine Klagen —
Um so ein Salzfaß — ich sag's ungenirt —
Die kann, wahrhaft'ger Gott, kein Mensch ertragen!"
So spricht der sanfte Fritz etwas piquirt. —
„Ei, bin ich Dir schon lästig, Fritz? Gebrechen
Bemerkst Du an mir? Ei, das geht ja schnell."
„Wie kannst Du, Kind, so unvernünftig sprechen?
Ich meinte" — „Was Du meintest, wird mir hell:
Erst dummes Zeug — dann unvernünftig — freilich
Ich bin ein Gänschen, — bin zu dumm für Dich." —
„Nein, Jettchen, Du bist wirklich recht abscheulich —!"
„Nun auch abscheulich? ich bedanke mich!
Das Salzfaß — ja, das Salzfaß!" „Du sollst schweigen
Von Deinem Salzfaß." — „Nein, das brauch' ich nicht!
Ich werde nie mich unterthänig zeigen,
Wenn man so diktatorisch mit mir spricht."
Wirft man ein Salzfaß um, sagt meine Mutter —"
„Ach, Deine Mutter ist 'ne Frau vom Land!"
Ruft Fritz ergrimmt und schmeißt, wie Martin Luther
Das Dintenfaß, den Löffel an die Wand. —
Das Zeichen zu der Schlacht war nun gegeben,
Die Eintracht gab der Zwietracht ihren Platz;
Man hörte nicht mehr: „Engel — süßes Leben,"

Digitized by Google

Nicht mehr: „Mein trautes Liebchen — holder Schatz!“
„Tyrann — Barbar!“ erscholl's aus Jettchens Munde —
„Angehende Xantippe!“ schrie Herr Fritz in Wuth,
Und so bekam ein Jedes seine Wunde. —
Was doch nicht Alles so ein Salzfaß thut! —
Nachdem sich nun die feindlichen Parteien
Rein ausgesprochen hatten, zog Herr Fritz
Sich in den Lehnstuhl, um sich zu zerstreuen,
Und Jettchen nahm am Fenster ihren Sitz.
Aus ihren Augen flossen sanfte Thränen,
Aus ihrem Munde drang ein „O!“ und „Ach!“
Und unser Fritz fing herzhaft an zu stöhnen
Und stöhnte jedes „Ach!“ ein paar Mal nach.
Zuletzt begegneten sich ihre Blicke,
Zuerst ganz flüchtig, später länger dann —
Ihr war's, als ob er mit dem Kopfe nicke,
Er las in ihrem Auge: „Lieber Mann!“
Da konnte sich der Gute nicht mehr halten,
Schnell sprang er auf, umarmte herzlich sie
Und sprach gerührt: „Es bleibt mit uns beim Alten,
Zank, liebes Jettchen, gibt es nie mehr, nie!“
„Nie mehr,“ spricht Jettchen, „Du mein süßes Leben!
Ertragen will ich Alles mit Geduld —
Auch bin ich an dem heut'gen Streit nicht Schuld:
Das Salzfaß fiel, — da mußt' es Zank ja geben.“

Jetzt die Moral! Fest könnt ihr darauf bauen,
Stellt in der Eh' sich Zank und Hader ein,
So sind unschuldig stets die guten Frauen,
Das Salzfaß trägt die Schuld dann ganz allein.

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Befürchtend, daß noch weitere Fragen an sie gerichtet werden möchten, ergriff Zerny Cola's Hand und zog sie auf der angegebenen Straße von dannen.

Dies Beginnen, welches anfänglich eine Maßregel der Vorsicht war, wurde bald eine Nothwendigkeit, denn Cola, schwächlicher als Zerny, fühlte sich aus Hunger und Müdigkeit schon in der nächsten Viertelstunde außer Stande, weiterzugehen.

„O, Zerny,“ bat sie, „laß uns jetzt ausruhen! Sieh den schönen Fluß und die großen Häuser und diese Brücke, es muß London sein.“

„Ja, ja,“ entgegnete die Andere, „aber nur ein Theil davon. Ich habe Leute sagen hören, daß das eigentliche London auf der andern Seite des Wassers liegt. Sieh hinüber, — jene Häuser und die riesige Kirche! Komm' nur noch bis über die Brücke und dann wollen wir ausruhen.“

Wie sehr jedoch die muthige Zerny auch bitten, überreden und antreiben mochte, sie brachte Cola nicht weiter, als bis an den Fuß von Westminster Bridge. Dort setzte sich das Kind erschöpft auf den Steinstufen nieder.

Es war ein glückliches Ereigniß für sie, daß in diesem Augenblick eine jener wandelnden Maschinen, — halb Karren, halb Büffet, — welche Handwerker und Taglöhner mit zubereitetem, warmem Frühstück versehen und schon mit dem Morgengrauen ihre Runde beginnen, in ihre Nähe kam.

Zerny suchte in ihrer Tasche nach einem Sixpence und erhielt dafür für sich und ihre Gefährtin warmen Kaffee und Butterbrod, Beides in viel besserer Qualität, als sie es unter den Zigeunern gewöhnt gewesen waren.

Nachdem das Bedürfniß des Hungers gestillt war, überschritten die beiden Mädchen, ihrer Müdigkeit nicht weiter gedenkend, Westminster Bridge, und auf's Gerathewohl die nächste große Straße einschlagend, setzten sie ihren Weg bis Charing Croß, den Strand und Fleet-Street fort.

Wir wollen nicht versuchen, ihr kindisches Entzücken, ihre lebhafte Neugierde, ihr maßloses Erstaunen zu beschreiben, als immer neue Bilder des ewig wechselnden Getriebes der Straßen London's sich ihren Blicken darboten.

Wir wollen nur noch berichten, wie die große Glocke der St. Paul's Kathedrale gerade neun Uhr schlug, als sie fast erschreckt an dem ungeheueren Bau hinaufschauten.

Sie setzten sich, abermals von Müdigkeit übermannt, auf den breiten Treppenstufen des Domes nieder und betrachteten mit gleichgültiger werdendem Auge die Vorübergehenden und die ohne Unterbrechung vorbeirasselnden Omnibusse.

„Ich bin so schläfrig! Welch' große Wagen das sind!“ murmelte Cola, zwischen Erschöpfung und Neugierde kämpfend.

Aber schon in der nächsten Secunde siegte die erstere. Der kleine, blonde Kopf sank

Digitized by Google

seitwärts auf eine höhere Stufe, die blauen Augen schlossen sich, des armen, verlassenen Kindes Seele entschwebte für eine glückliche Stunde in's Land der Träume; und während ihren zarten Gliedern der harte Stein als Lagerstätte diente, hielt ihr der Gott des Schlafes das Bild ihres hochgeborenen Vaters vor, der auf weichen Kissen, hinter seidenen Vorhängen, die behagliche, gesicherte Ruhe des Reichthums genoß.

10.

Unsere Leser mögen uns wiederum erlauben, einen längern Zeitraum zu übergehen, — dies Mal von drei Jahren.

In einem schönen Zimmer seines Stadtwohnsitzes in B*** Square sitzt Lord Percy Eswald bei seinem einsamen, späten Mittagessen.

Er ist nicht mehr der Mann von vor sechszehn Jahren. Thorheit und Modeleben haben, seit der frostigen Novembernacht, in welcher wir ihn zuerst in diese Erzählung einführten, eine große Veränderung in seinem Ansehen bewirkt. Allerdings ist er immer noch hübsch und möchte mancher verderbten Geschmacksrichtung jetzt noch anziehender erscheinen, als in den Tagen seiner frischen, kräftigen Jugend; aber Ausschweifung hat das einst so klare Auge wie mit Nebeln umschleiert, und die einst vollgerundete Wange, obschon mit dunkelm Bartwuchs dicht bedeckt, ist jetzt eingefallen und farblos. Nächte wilder Zerstreuungen und Tage voll Unbehagen und Ruhelosigkeit zogen ihrerseits über die breite, weiße Stirn manche Linie, die eher dem Fünfziger, als dem Manne von Siebenunddreißig hätte angehören sollen.

Dennoch ist Lord Eswald immer noch ein schönes Muster seiner Standesklasse; und der eigenthümliche Zauber, den er von jeher besessen, ist ihm auch jetzt nicht untreu geworden.

Nachdem er sein Mahl beendet, stand er auf und begab sich mit müdem Schritt in sein Ankleidezimmer. Sein Kammerdiener erwartete ihn dort.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue populäre Bienenzeitung.

Vom 1. Februar an erscheint bei B. Müller in Meppen (Hannover) eine „Dorfzeitung für practische Bienenzucht", unter Mitwirkung der bewährtesten Bienen-Meister, Apisten und Bienenzüchter. Redacteur derselben ist J. X. Burr, Pfarrer in Schlier bei Ravensburg, Präsident des schwäbischen Bienenzuchtvereins, der seit 30 Jahren die Bienenzucht im Großen, mit spezieller Würdigung der Dzierzon'schen und Berlep'schen Grundsätze betreibt und von hoher k. landw. Centralstelle Württemberg's längst um Veröffentlichung seiner Erfahrungen aufgefordert wurde. Unter den Mitarbeitern werden genannt: Pfarrer J. N. Oettl, Präsident des Böhmischen Bienenzüchter-Vereins, Verfasser des berühmten Buches: „Klaus der Bienenvater". Die Redaction wird, wie es im Prospect heißt, in ihrem Blatte nur ganz Practisches und zuverlässig Erprobtes, sowohl über die italienische wie deutsche Bienenzucht, in populärer, Jedermann verständlicher Fassung bringen; es handelt sich hier allein um Wahrheit und Belehrung auf die allerumeigennützigste Weise. Ohne das Blatt zum Tummelplatz verworrener und gehässiger Ansichten zu machen, werden auf eine freundliche, Allen zugängliche Weise nur die Früchte gereifter Erfahrung darin niedergelegt. Unter der Ueberschrift: „Anfragen und Auskunft" wird die Redaction jede Auskunft über Bienenzucht unentgeldlich ertheilen, was für Anfänger u. s. w. von besonderem Werthe sein dürfte. Die Zeitung stellt sich somit auf einen vorzugsweise practischen Standpunkt. Sie erscheint monatlich, kostet jährlich 20 Ngr. = 1 fl. 12 kr. und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten Deutschlands und der Schweiz zu beziehen. Bei Anmeldung von 6 Abonnenten 1 Freiexemplar.

Landwirthschaftliches.

In neuester Zeit wird, besonders in württembergischen Blättern, vielfach ein Geheimmittel zur Heilung der Traubenkrankheit angepriesen. Sein Verfertiger, ein Hr. Al. Morpurgo in Triest, scheut wie Goldberger und andere Industrielle der Art keine Kosten, diesem „Anti-Kryptogam" — so heißt das Mittel — durch marktschreierische öffentliche Anzeigen die weiteste Verbreitung zu verschaffen. In Stuttgart hat der erfahrene Weingärtner Ch. Single mit diesem Mittel sorgfältige Versuche angestellt und dabei ge-

Digitized by Google

funden, daß bei der vorgeschriebenen Verdünnung eines Fläschchens mit 20 Maas Wasser das „Antikryptogam“ nur von geringer Wirkung geblieben ist, daß dagegen bei einer Verdünnung von 10 Maas Wasser die Wirksamkeit des Mittels vollständig den Erwartungen entsprochen hat. Hr. Single hat das Mittel hierauf chemisch untersuchen lassen und hierbei gefunden, daß dasselbe lediglich aus einer Auflösung von Schwefelleber besteht, welcher etwas Zucker beigemischt ist. Hiernach ist dies Geheimmittel (20 kr. das Fläschchen) viel zu theuer, da es höchstens zum Gebrauch von 60 Weinstöcken ausreicht. Verdünnt man ein Pfund Schwefelblüthe, die etwa 8—9 Fr. kostet, so kann man mit dieser Auflösung etwa 100 Weinstöcke vor der Krankheit bewahren. Hr. Single hat seine Erfahrungen in dem Württembergischen Staatsanzeiger mit dem Beifügen veröffentlicht, daß die durch die einfache Schwefelung geheilten Traubenbeeren sich von ihrer Heilung an bis zur Zeitigung so vollkommen entwickelten wie die Traubenbeeren, welche vom Oidium gar nicht befallen waren, während die durch das Antikryptogam geheilten Beeren sich nicht mehr so frei entwickeln konnten und um ein Merkliches kleiner blieben, vermuthlich weil das leimartige Wasser die Poren der Beerenhaut verschloß.

Lesefrüchte.

Wozu glatte Worte? Gute redliche Gesinnungen brauchen keine Zierde. Nur schlechten Metallen sucht man durch Kunst den Glanz des Goldes zu geben.

Ihr wollt recht stark geliebt sein, Weiber, und recht lange und bis in den Tod: nun, so seid Mütter eurer Kinder.

Verschiedenes.

(Triftiger Grund.) Die Berliner Gerichtszig. erzählt: Ein Hausdiener war in den Verdacht einer strafbaren Handlung gerathen, die jedoch nicht so stark war, daß sich seine Verhaftung gerechtfertigt hätte. Er wurde daher zu seiner Vernehmung vor einen Criminal-Commissär geladen, erschien zum Termin aber nicht, sendete vielmehr die Vorladung mit dem eigenhändig geschriebenen sonderbaren Vermerk zurück: „Ich bedauere, zum Termin nicht erscheinen zu können, da ich mir aufgehängt habe.“ Man sendete in die Wohnung des Mannes und fand ihn richtig hinter der Thür hängend todt.

(Wie Einer zur Unzeit Temperament zeigte.) Ein Brautpaar auf einem Dorfe ging zur Kirche, um sich trauen zu lassen. Der Geistliche, durch Amtsgeschäfte verspätet, kam lange nicht, und die gelangweilte Braut fragte ihren künftigen Ehegespons, wie viel Uhr es sei. — „Was geht das Dich an?!“ brummte der Bräutigam barsch und ziemlich laut. — „Ja, Du hast Recht,“ sagte die Braut; „ich weiß jetzt schon ungefähr, was die Uhrge schlagen hat!“ Dabei stand sie auf und verließ die Kirche; unter dem Thore des Kirchhofs begegnete sie dem Pfarrer, den sie nun nur immerhin umzukehren bat, da es ihr noch zu frühe sei, um sich zu verheirathen.

(Wie ein bestimmter Tag in dem Leben berühmter Leute eine Rolle spielt.) Am 6. April war Alexander der Große geboren, besiegte den Darius und starb an diesem Tage. Am 30. September war Pompejus geboren, hielt seinen Triumphzug nach den asiatischen Eroberungen und starb am 30. September. An einem Donnerstage, 28. Januar, starb Heinrich VIII. von England, Donnerstag den 6. Januar Eduard VI., Donnerstag den 17. November Maria, Donnerstag den 24. März Elisabeth. Am 14. Juni 1800 gewann Napoleon die Schlacht von Marengo; am 14. October 1805 die bei Ulm; am 14. October 1806 die bei Jena; am 14. Juni 1807 die bei Friedland.

Auflösung der Charade in Nr. 13:

Siebenbürgen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Bühler Jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 15. Donnerstag, den 4. Februar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Nun, Miller," sagte der Edelmann und ließ sich auf weiche Kissen niederfallen, „ich glaube wirklich, es ist Zeit, sich für dies neue Vorhaben anzukleiden. Ist sonst Alles bereit?"

„Ja, mein Lord," entgegnete der Diener, „alles Nöthige ist in Lord Sackville's Zimmern in Bereitschaft."

„Ich denke, wir brauchen nicht zu befürchten, daß er uns überrascht, ehe Alles verüber ist. Was denkst Du? Es wäre verteufelt, wenn er käme."

„Allerdings, mein Lord; aber ich denke es nicht wahrscheinlich."

„Wer weiß? Sackville ist nicht wählerisch in seinen Späßen. Er möchte es für einen Hauptwitz halten, sich die Geschichte anzusehen."

„Aber sein Kammerdiener sagte mir heute früh, daß er für den Abend einer Whistpartie bei Sir Sidney Morphal anwohnen müsse und schwerlich vor Tagesanbruch nach Hause kommen werde."

„Ah, das ändert die Sache; aber ich wollte doch, ich wäre nicht genöthigt, eines Andern Wohnung für solche lichtscheue Angelegenheiten zu borgen. Ich denke wirklich in allem Ernst daran, eine Zimmerreihe im Albany zu miethen. Verdammt seien diese großen, schwerfälligen Häuser! Wenn man irgend Etwas in aller Ordnung ausführen will, sind Junggesellenzimmer das Beste; eh, Miller?"

„Sie sind sehr bequem, mein Lord, obschon nicht so geräumig."

„Verdammte Geräumigkeit! Von welchem Nutzen ist denn in aller Welt dies ungeheuere elende Gebäude für einen ledigen Mann? Er kann darin nicht thun, was ihm beliebt. Ich glaube, die alte Närrin, Mrs. Hardy, dies vorsündflutbliche Inventarienstück der Familie, würde völlig den Verstand verlieren, wenn mit ihrem Wissen ein weibliches Gesicht sich hier blicken ließe. Sie ist die schlimmste von allen alten Haushälterinnen. Mein hochachtbarer seliger Herr Papa hätte auch etwas Besseres thun können, als mir die Verpflichtung aufzuerlegen, die dürre Hexe als Wächterin meiner Moralität mit hundert Pfund per Jahr lebenslang im Dienst zu behalten."

„Der selige Lord war doch sonst nicht übermäßig geneigt, Wohlthaten zu üben oder Moralität zu ermuthigen," schaltete Miller ein.

„Ganz recht, Miller; aber wer weiß, — sie war vielleicht einmal hübsch und nicht immer so streng —"

Der Edelmann und sein Vertrauter tauschten ein Lächeln. Dann versank der Erstere in Nachdenken, und der Letztere beschäftigte sich mit dienstlichen Obliegenheiten.

Plötzlich brach Lord Eswald das Schweigen.

„Ich bin ganz entschlossen, Miller, Zimmer im Albany zu nehmen. Nr. 14 ist eine Reihe frei."

„Und dies Haus aufgeben, mein Lord?"

„Wie kann ich das? Jetzt gerade brauche ich es. Wenn ich heirathe, brauche ich eine Stadtwohnung für die hochgeborene Lady Eswald, wer sie auch sein möge, und es wäre Thorheit, gerade während ich daran denke, in den heiligen Ehestand zu treten, dies Haus aufzugeben."

Der Diener lächelte.

Seit fünfzehn Jahren hatte sein Gebieter davon gesprochen, in den „heiligen Stand"

Digitized by Google

zu treten, ohne es zu thun. Vom Tage seiner Mündigkeit ab war das prächtige Haus in London lediglich für die künftige Lady Eswald in Stand erhalten worden.

Ihm selbst nützte es wenig, denn Seine Lordschaft pflegte vom Morgen bis zur Dämmerung, und von der Dämmerung bis zum Morgen abwesend zu sein. Sein Klubb, das Kasino, Haymarket und Oper, Spielpartheien und Trinkgelage im Albany nahmen seine ganze Zeit, wenn er in London war, in Anspruch.

Aber ungeachtet seines Wunsches, eine ebenbürtige Lady Eswald in die Welt zu führen, verschob er es, aus allerlei Gründen, mit besonderer Scheu von Jahr zu Jahr.

„Es wird mir allerdings schwer, den Gedanken einer Heirath auszuführen," fuhr Lord Eswald fort. „Wie lästig ist es doch, daß ein Mann keine Erben haben kann, ohne eine Frau zu nehmen. Findest Du nicht auch, Miller?"

„Ja, mein Lord; besonders wenn er sich vom Ehestande kein großes Glück verspricht."

„Und einen Erben muß ich haben, das ist gewiß. Aber wie langweilig ist es, an eine einzige Frau gebunden zu sein! Und sie behalten zu müssen, wenn man sie satt hat, und sie alt und häßlich geworden! Ich meinestheils, ich denke, daß alle Frauen das Zeitliche segnen sollten, wenn sie zu vier- oder fünfunddreißig Jahren gekommen sind."

„Das denke ich auch, mein Lord."

„Es ist wirklich ganz unbarmherzig von ihnen, länger zu leben. Sie sollten einsichtsvoller sein. Ach! wenn ich die Welt bilden könnte, wie ich wollte, — wie gut würden es die armen Männer haben!"

Und Eswald lachte behaglich bei diesem Gedanken.

„Jetzt klingeln nach Ulrich," sagte er dann, während Miller die letzte Hand an seine Toilette legte, „ich will ihm meine Befehle geben."

Der Diener folgte dem Geheiß, und einen Augenblick nachher trat ein hübscher, blondlockiger Knabe, von fast kindischem Aussehen und mädchenhafter Schüchternheit, in's Zimmer.

Er blieb in angemessener Entfernung vor dem Edelmanne stehen und erwartete dessen Befehle.

„Nun, Ulrich, ich will Dir eine wichtige Sache anvertrauen; ich weiß, Du bist verschwiegen und plauderst nicht zu viel mit Mrs. Hardy. Was ich Dir sage, soll ein Geheimniß bleiben."

„Ganz wohl, mein Lord," entgegnete der Knabe mit leiser, süßer Stimme.

„Und betrage Dich nicht wie ein Dummkopf."

„Mein Lord!" rief der Page, bis zu den Schläfen erröthend.

Der hochmüthige Edelmann ließ sich nicht herab, von der Beschämung eines Dieners Notiz zu nehmen.

„Du mußt sogleich nach S. gehen," fuhr er fort, „und Sarah sagen, daß ich auf jeden Fall heute Abend eintreffen werde. Du erinnerst Dich des Hauses?"

„Ja, mein Lord; ich begleitete Sie vergangene Woche dorthin."

„Ja, und wohin Du die Tapezierer schicktest. Also frage dort nach Sarah, richte meine Botschaft aus und warte bis auf Weiteres. Nimm einen Mantelsack mit Dir, da Du vielleicht einige Tage bleiben mußt. Natürlich gehst Du mit der Eisenbahn. Hier ist Geld. Nimm einen Fiaker, Waterloo Bridge Station, wie Du weißt. So, das ist Alles, was ich Dir zu sagen hatte."

Und Lord Eswald nahm wie zum Ausgehen Hut und Handschuhe.

Etwa zwanzig Minuten später eilte er durch einen einsamen Corridor des Albany nach den Zimmern des Lord Sackville, eines jungen Adeligen, mit dem er seit einiger Zeit auf vertrautem Fuße gestanden.

Wir wollen vor ihm einen Blick in diese Zimmer werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine wahre Geschichte.

Mitgetheilt von . r.

Ein junger Mann, der in Rothschild'schen Diensten zu Paris stand, wurde in Geldgeschäften an das Haus Rothschild in London gesandt. Unterwegs machte derselbe die Bekanntschaft eines Engländers und ließ sich, von Langeweile auf der Ueberfahrt geplagt, nach wiederholter Aufforderung in eine Parthie Pharao mit jenem ein. Der junge Mann,

Digitized by Google

vom Glücke begünstigt, ließ den im Pech sitzenden Engländer die Einsatzsummen immer verdoppeln und gewann auf diese Art 40,000 Pfund Sterling. Hocherfreut über dies unerwartete Glück, entledigte sich derselbe sogleich bei seiner Ankunft der ihm gewordenen Aufträge, gab seine Stelle in Paris auf und privatisirte in London. Eines Tages, als er im Britisch-Museum die endlosen Säle der Alterthümer durchwanderte, traf er seinen Spielgenossen, begleitet von einer wunderschönen Dame. Derselbe kam sogleich auf Mr. Blome, dies ist der Name unseres Glückshelden, zu, stellte ihm in der schönen Dame seine Frau vor und lud ihn schließlich zum öftern Besuch in seinem Hause ein. Blome, der an der reizenden Frau seines Bekannten großen Gefallen fand, machte auch bald von der erhaltenen Einladung Gebrauch, und selten verging eine Woche, wo er nicht Gast in Lord Dudley's Hause war. Eines Tages wieder zum Spiele aufgefordert und vom selben Glücke begünstigt, gewann Blome seinem Gönner abermals 40,000 Pfund ab. Dudley, der, ein Engländer von ächtem Schrot und Korn, nicht zur Verzweiflung zu bringen war und schon lange merkte, daß Blome für seine Gemahlin heiße Liebe hege, machte seinem glücklichen Gegner folgenden Vorschlag: „Mein Haus, in dem ich wohne, nebst der Einrichtung ist gerade so viel werth, als Sie von mir gewonnen; entweder ich gewinne nun mein Geld wieder, oder Sie mein Haus, und würde ich in letzterm Falle mich von meiner Gemahlin trennen, dieselbe nebst Allem Ihnen überlassen und nach Ostindien gehen." Blome, dem der Besitz der von ihm angebeteten Frau in Aussicht gestellt war, zögerte keinen Augenblick, spielte von Neuem und verlor seinen Gewinn bis auf 5000 L. Jetzt änderte sich das Glück. Blome gewann und gewann, bis er wieder im Besitze des früheren Kapitals war. Dudley machte ihm nun den Vorschlag, Alles auf eine Karte zu setzen. Der junge Mann, dem die Gedanken an Glück und Unglück den Kopf durchschwirrten, gab seine Einwilligung. Die Karten wurden gemischt, abgehoben und gelegt. Der Engländer setzte. Man denke sich diesen Moment! Vermögen, Haus und Frau, Alles auf einer Karte! — Dies ist die Leidenschaft des Spiels. — Frau und Kind werden vergessen, der einzige Gedanke ist: Gewinn! Und Lord Dudley wurde in diesem Augenblick ein Bettler, er — verlor. Der Lord, ruhig wie vorher, drückte seinem Ueberwinder die Hand, erklärte ihn als Besitzer alles Dessen, was er selbst bis jetzt inne hatte, und machte ihm das Anerbieten, sogleich Einsicht von seinem neuen Besitzthum zu nehmen. Blome, der Glückliche, berauscht von dem Gedanken an den nunmehrigen Besitz des ihm so theuern Weibes, ging leichtsinniger Weise auf diesen Vorschlag ein. Dudley führte ihn von Gemach zu Gemach, jedes Zimmer war mit zollhohen Teppichen belegt, die Wände mit Sammttapeten überzogen und strotzten von den kostbarsten Oelgemälden in fußbreiten Goldrahmen. Der Salon, eines Fürsten würdig, barg einen Kronleuchter von getriebenem Silber und hatte wandhohe Spiegel. Als man mit dem obern Stockwerke zu Ende war, gingen Beide in das Parterre und von da in die untern Räume des Hauses. Der Keller, gefüllt mit den feinsten ausländischen Weinen, wurde durchgangen und bald gelangte man an einen zweiten Eingang. Lord Dudley nöthigte seinen Begleiter vorzugehen, dieser öffnete die Thüre, that einen Schritt vorwärts und stürzte mehrere Treppen tief hinunter. Als er wieder zur Besinnung kam, sah er seinen Begleiter verschwunden und sich eingeschlossen. Jetzt erst wurde ihm klar, in welch gräßlicher Lage er sich befand. Zwei Tage vergingen, ohne daß ihm ein Bissen gereicht wurde. Er, der vor Kurzem sich noch im Besitze eines fürstlichen Vermögens, einer angebeteten Frau sah, war nun dem Anscheine nach verdammt, Hungers zu sterben. Wie viel lieber wäre ihm gewesen, hätte er, statt Alles zu gewinnen, Alles verloren! Am dritten Tage, als Hunger und Durst sich in noch größerem Maße einstellten, fing er an zu toben und zu rasen. Aber Alles vergebens. Der vierte Tag kam und mit ihm noch größere Pein. Zu den Entbehrungen gesellten sich Wuthanfälle, und in einem dieser Anfälle biß sich der Unglückliche in die Hand, um mit seinem eigenen Fleische sein Leben zu fristen. Doch auch das herbe Geschick hat Mitleid mit seinen Kindern. Ein minder gräßlicher Tod,

Digitized by Google

als der Hungers zu sterben, war ihm vorbehalten. Sein Kerker öffnete sich, zwei verkappte Männer stiegen zu dem Unglücklichen herab und schleppten ihn in ein Gemach des obern Hofraumes. In der Mitte dieses mit schwarzem Sammt ausgeschlagenen Raumes befand sich ein Block, auf diesem lag ein Beil, der Boden war mit Sägemehl bedeckt. Es war offenbar eine Kammer, eingerichtet zum Kopfabhauen Derer, die gleich unserm Opfer so unglücklich waren, in die Hände dieses Blutmenschen Dudley zu fallen, und daß ihre Anzahl keine geringe sein mußte, bewiesen die blutbespritzten Wände. Blome, dem die Rettung immer noch vor Augen schwebte, wehrte sich bei dem Anblicke der so fürchterlichen Geräthe wie verzweifelt. Doch schwach durch das viertägige Entbehren jeglicher Nahrung, war er bald überwältigt. Eine schwarze Mütze wurde ihm über den Kopf gezogen, die Haare am Halse abgeschnitten und ihm bedeutet, er möge seinen Kopf auf den Block legen, indem sein letzter Augenblick gekommen sei. Blome, dem bei solchen Zurüstungen jede Hoffnung verschwunden, ließ willfährig sein Haupt auf den Block legen und erwartete halb leblos den Todesstreich. Da plötzlich gab es Lärm im Hause. Polizeistimmen hörte man ihr „in the name of the law“ schreien, aber für den zum Tode Bestimmten kam die Rettung zu spät. Das Entsetzliche war geschehen, er war — — — — — — erwacht und das Ganze ein Traum.

Lesefrüchte.

Laß deine Zunge nicht schneller sein, als deine Gedanken!

Die Begierde, vor Andern groß und gut zu erscheinen, hat schon Manche klein gemacht und entlarvt.

Verschiedenes.

Eine Aufforderung eines Schweizer Witzblattes an die Sprachforscher, eine passende deutsche Benennung für das Fremdwort „Crinoline“ vorzuschlagen, hat solchen Anklang gefunden, daß über drei Dutzend Vorschläge einliefen, wovon das Blatt folgende Bezeichnungen des vielgebrauchten Gerathes mittheilt: Wadenzeiger, Marschierglocke, Tragweite, reifliche Ueberlegung, Schanzkorb, Luftschiff, Schmugglerkorb, Selbstverbrenner u. s. w.

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

Mit sieben bin ich in dem Pfälzerland
In schwarz, roth, weiß gar wohl bekannt.

2. 3. 4. 5. 6. 7.

Wer mit mir erringt sein Brod,
Dem droht Gefängniß, ja oft der Tod.

5. 2. 3. 4. 1.

Den Jünglingen zum Ehestand
Sind diese fünf ein schres Band.

5. 2. 3. 4. 6. 2.

Wer auch sei zu diesem erkoren,
Bei Vielen ist Hopfen und Malz verloren.

2. 3. 5. 6.

Unter einem Fluge Krähen
Wirst Du nie mich fliegen sehen.

1. 3. 4. 5. 6.

Eh' man die Eisenbahnen erfand,
War oft ich unter dem Briefträgerstand.

1. 3. 4. 5.

Es möge donnern und stürmen ohn' End',
Der achtet's nicht, der mich sein eigen nennt.

7. 6. 5. 6. 7.

Ich bin weder vornen noch hinten,
Und doch noch bei Dir zu finden.

2. 4. 5. 6. 7.

Wie das alte Testament uns lehrt,
Wurden mir elf Brüder und eine Schwester beschеert.

5. 3. 3. 2.

Bei jedem Handel in der Welt
Mir dieses Wort am besten g'fällt.

. r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 16 Samstag, den 6. Februar **1864.**

Aus der Ferne.

Sonett.

I.

Nur ein Mal noch im öden Weltgewühle
Möcht' ich dich, traute Heimath, wieder sehen,
Möcht' ich auf deinen stillen Fluren gehen,
Daß sind des Herzens innigste Gefühle.

Vergeblich ist mein Ringen nach dem Ziele;
Der süßen Hoffnung muß ich frei entsagen,
Und wem soll ich die herbe Schickung klagen?
Ich wand're einsam in des Lebens Schwüle.

Einst sog ich aus der Mutter Liebesblicken
Bei jedem Leid im zarten Kindesherzen
Trost, Mitgefühl und Anklang gleicher Regung;

Und nun, was will dem Manne jetzo glücken?
Den süßen Tugendtraum muß er verschmerzen,
Ihn faßt die wilde brausende Bewegung. —

II.

Sie wirbelt ihn hinein in's bunte Leben:
Wie da die Menschen durcheinander rennen!
Er lernt Verräther, Heuchler, Schmeichler kennen
In ihrem falschen, hinterlist'gen Streben.

Da faßt sein Herz Verdruß und wirres Beben:
Dem Freunde hat er redlich zugeschworen
Und Treue zum Paniere sich erkoren,
Er ist getäuscht! — Was kann Ersatz ihm geben?

Doch mannhaft, wie der Fels im Ungewitter,
Stemmt er der Wucht des Sturmes sich entgegen,
Vertrauend dem Geschick und seinem Sterne.

Nach mancher Täuschung, oft so herb und bitter,
Muß das empörte Element sich legen,
Dann winkt der Kindheit Friede aus der Ferne!

Rohrdorf. H. Raquet.

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Ungefähr eine Viertelstunde vor Oswald's Eintreffen hatten zwei Damen dort Einlaß begehrt und waren von einer ältlichen Dienerin in ein großes, hellerleuchtetes und mit allem Luxus ausgestattetes Gemach geführt worden.

Nachdem die Letztere sich schweigend entfernt hatte, begann eine der Damen Hut und Shawl abzulegen; die andere dagegen warf sich, ohne nur den ihr Gesicht dicht verhüllenden Schleier zurückzuschlagen, in einen Lehnstuhl und schien sich tiefem Nachsinnen zu überlassen.

Ihre Begleiterin zeigte sich als eine zwar nicht mehr jugendliche, aber doch noch hübsche Frau und konnte in ihrer eleganten Kleidung und Haltung für ein Mitglied der bessern Classen gelten. Nur lag in ihren Zügen ein Ausdruck, der den schärfern Beobachter abwehren und zu Zweifeln an der Dame Achtbarkeit geneigt machen mochte.

Die Andere dagegen schien der Gestalt und dem Anzuge nach ein junges Mädchen; sie war von mittlerer Größe und schlank gebaut.

„Nun, liebes Kind," sagte die Aeltere, „hören Sie auf zu träumen und legen Sie den häßlichen Schleier ab. Seine Lordschaft wird in wenigen Minuten hier sein, und Sie sitzen noch immer unvorbereitet da."

Bei der Nennung des Erwarteten fuhr das Mädchen rasch in die Höhe.

„O," sagte sie mit reiner, melodischer Stimme, „ich vergaß meinen Anzug. Mein Herz ist so voll von wichtigeren Gedanken."

Dennoch legte schon ihre nächste Bewegung Zeugniß ab, daß sie ganz bereit war, das

Digitized by Google

augenblickliche Vergessen aller weiblichen Eitelkeit wieder gut zu machen.

Hastig zog sie die Handschuhe ab, entfernte Mantel und Hut und trat vor einen der deckenhohen Spiegel, um jeder etwaigen Unordnung des reichen Haares abzuhelfen.

Aber welches Antlitz strahlt die schimmernde Spiegelfläche zurück? Wessen dunkle, feurige Augensterne funkeln so stolz dem eigenen schönen Bilde entgegen?

Zerny's!

Ja, Zerny's — des kleinen, unwissenden, verachteten Zigeunermädchens der vorhergehenden Kapitel.

Aber ist es möglich, daß das ungeschulte Kind, welches aus einer Schaubude nach London entlaufen, sich in die elegante junge Dame, die jetzt vor uns steht, und die ihr Leben in einer Atmosphäre feiner Bildung und vornehmen Luxus verbracht zu haben scheint, verwandeln konnte?

Sehr möglich. Die oberflächliche Glätte der feineren Welt ist nur zu schnell erlangt, wenn Leidenschaft und Eitelkeit die Lehrmeister sind.

Nachdem sie ihr dunkles, glänzendes Haar und kleidsames Abendgewand geordnet hatte, setzte sich das schöne Mädchen wieder nieder.

„Wie viel Uhr ist es, Mrs. Maurice?" fragte sie und warf einen sehnsuchtsvollen Blick nach der Thür.

Die Dame nannte die Stunde und fügte hinzu:

„Es ist Zeit, er wäre hier. Ich hoffe, er wird vor dem Geistlichen kommen, es möchte sonst sonderbar erscheinen. Aber Sie sehen so erhitzt und aufgeregt aus, Zerlina; Sie müssen sich zu fassen suchen, liebes Kind, Sie könnten krank werden."

„Wie kann ich mich fassen?" entgegnete das Mädchen, während ein noch tieferes Roth ihre hübschen Züge überflog; „wer könnte in solchem Augenblicke ruhig sein? Wer möchte — ah!"

Die Unterbrechung und der Ausruf waren durch das plötzliche Oeffnen der Thür veranlaßt worden. Lord Eswald trat ein.

Zerny, — oder Zerlina, wie seitdem ihr Name umgewandelt worden, — stand auf, als er sich ihr mit dem Lächeln der Liebe näherte. Der Edelmann aber schloß sie mit einer Zärtlichkeit in seine Arme, die einer reinern Neigung würdig gewesen wäre.

11.

„Mein süßes Lieb!" flüsterte Lord Eswald, indem er einen langen, glühenden Kuß auf die rosigen Lippen des jungen Mädchens drückte, welche mit kindlicher Innigkeit in seiner Umarmung weilte. Alles Feuer seiner stürmischen Jugend schien durch die Gegenwart dieses neuen, zauberischen Spielzeuges ihm wiedergegeben zu sein.

Die ältere Dame, welche sich inzwischen taktvoll mit einigen am andern Ende des Zimmers aufgelegten Kupferstichen beschäftigt hatte, trat näher, als der Edelmann, sich ihr mit ausgestreckter Hand zuwendend, zu ihr sagte:

„Wie befinden Sie sich, Mrs. Maurice?"

„Ganz wohl, ich danke, mein Lord," entgegnete sie.

Dann folgte eine verlegene Pause. Ohne Zweifel waren die Drei für einen Zweck zusammengekommen, der sie gleich lebhaft beschäftigte, von welchem jedoch Keines sprechen mochte.

Endlich gab Seine Lordschaft, von Zerlina unbeachtet, Mrs. Maurice ein Zeichen.

Diese verschwand sogleich hinter einer Flügelthüre an der einen Seite des Zimmers, welche durch Vorhänge von reichem blauen Damast verborgen war.

Dann nahm der Edelmann seinen Platz auf dem Sopha neben Zerlina.

„Du bebst, Geliebte," sagte er, indem er ihre kleine Hand faßte und mit aufrichtiger Bewunderung in ihre schönen Züge blickte. „Bin ich denn so fürchterlich in Deinen Augen geworden, daß ich Dir Unruhe einflöße?"

„O Percy! — nein," flüsterte das Mädchen mit einem schüchternen Liebesblick auf den bezaubernden Mann. „Wie könnte ich Dich je fürchterlich finden? Ich bebe nicht aus Furcht, sondern, — sondern, — o Percy, ich bin so glücklich!"

Und als wie beschämt über ihr Geständniß, barg sie ihr erröthendes Antlitz an seiner Schulter.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Michel, seine Brüder, der Bund und der Strick.

Ein wunderschönes, neues Volksmärlein für Jung und Alt.

Zwei Brüderlein, genannt Schleswig und Holstein, waren in einen Brunnen gefallen. Denn sie waren von ihrem Vater, dem Bundestag, auf dänische Versprechungen gestellt worden, und das waren gar dünne, faule und schlechte Bretter, und die waren gebrochen, und die Brüder waren in den Brunnen gefallen.

Nachdem sie nun eine Weile unten gesteckt, riefen sie ihren großen Bruder, Namens Michel, zu Hülfe. Michel sah hinab, überzeugte sich von ihrer Noth und sagte: Ich muß erst zum Vater Bundestag gehen, damit er mir einen Strick gibt, daß ich Euch raufziehe.

Und Michel ging zum Bundestag und sagte: Gib mir einen Strick, damit ich meine Brüder heraufziehe. Der Bundestag aber ging zu den Fürsten und sagte: Gebt uns die nöthigen Instructionen, daß wir dem Michel den Strick geben können, damit er seine Brüder heraufziehe. Die Fürsten aber wandten sich an die deutschen Großmächte und sagten: Gebt uns Eure Zustimmung, daß wir unsern Ministern den Befehl geben, daß sie den Bundestagsgesandten die Instruction geben, daß der Bundestag dem Michel den Strick gebe, damit dieser seine Brüder heraufziehe.

Die deutschen Großmächte aber fragten Europa und sagten: Gib uns einen Rath, ob wir den Fürsten unsere Zustimmung geben sollen, daß sie dem Bundestag die Instruction geben, daß er dem Michel einen Strick gebe, daß er seine Brüder heraufziehe. — Europa aber fragte seine Interessen, ob sie wohl erlauben würden, daß es den deutschen Großmächten den Rath gebe, daß diese den Fürsten ihre Einwilligung geben, daß sie dem Bundestag die Instruction geben, daß er dem Michel den Strick gebe, daß dieser seine Brüder heraufziehe.

Die sog. höhern Interessen aber erlaubten es nicht, und Europa gab den Rath nicht, und die deutschen Großmächte gaben die Zustimmung nicht. Einige deutsche Fürsten aber gaben demungeachtet ihren Ministern den Befehl, daß sie den Bundestagsgesandten die Instruction geben, daß der Bund dem Michel den Strick gebe, daß ihn dieser seinen Brüdern gebe. Bis aber diese Verfügung auf der untersten Stufe ankam, waren die Brüder bereits im Brunnen erstickt.

Michel weinte und kratzte sich hinter den Ohren und sagte: Die armen Kerle! Wenn ich mich nur gleich selbst um einen Strick umgesehen hätte, dann wären sie wohl jetzt heroben! So aber sind sie gestorben.

Literatur.

Schulen sind Lichtpunkte eines Landes; Schulgebäude ehrwürdige Bildungsorte einer aufblühenden Generation. Deßhalb sollen sie ihrem hohen Zwecke gemäß unter den übrigen Wohnungen einer Gemeinde in Hinsicht auf Lage, Umgebung, Bau, Einrichtung sich auszeichnen. Wie Worte der Belehrung, Zurechtweisung tiefer zu Kopf und Herzen des jungen Wesens dringen, wenn sie aus liebevollem, gemüthlichem Herzen zu ihm sprechen, als wenn sie in mürrischer, trockener Lehrart erfolgen: so wirkt auf gleiche Weise eine trauliche, heitere Umgebung, ein bequemlicher, ansprechender Aufenthalt folgreich und wohlthuend auf das Gemüth; das Kind wird empfänglicher für den Werth der Unterweisung und nimmt sie fester und ernstlicher auf. Da nun überdies eine freundliche, trockene Lage des Schulgebäudes, worin das Kind einen großen Theil des Tages verbringt, einen bedeutsamen Einfluß auf körperliche Gesundheit übt, so hängt auch in dieser Beziehung ein Großes davon ab, daß die Schulgebäude helle, reinliche, geräumige Häuser und nicht ärmliche, lichtarme, dumpfige Hütten sind, worin die Kinder ihre Jugend verträumen. — Solche Wahrheiten in solch' wichtiger Sache machen es uns geradezu zur Pflicht, Gemeinde-, Schul- und Bauvorstände auf ein uns vorliegendes, kürzlich erschienenes, vorzügliches Werk: Entwürfe von Schulhäusern für Stadt und Land. Von Architect Bacquer und Bauinspector Hertel. Mit 33 Royal-Quarttafeln 2 Thlr. Weimar, Voigt", aufmerksam

Digitized by Google

zu machen, welches überaus geeignet ist, den oben angedeuteten Zwecken zum Segen der kommenden Generationen den besten Vorschub zu leisten. Es bietet in Text und Zeichnungen eine große Auswahl der verschiedenen Schulen, von der kleinsten Dorfschule aufwärts bis zu den höhern Unterrichtsanstalten, je nach der Schülerzahl, der Größe der Ortschaft und nach den pecuniären Verhältnissen einer Gemeinde motivirt. — Jeder Bauverständige versteht es, ein jedes solches Muster den Umständen gemäß durch geringe Abänderungen den Localverhältnissen enger anzupassen. —

Lesefrüchte.

Freundschaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechselseitigem Genusse immer wechselseitige Duldsamkeit und leises Nachgeben, immer Sanftheit des Betragens gegen jede Verstimmung der Seele, immer Zartheit gegen Schärfe.

Das erste sichere Kennzeichen einer gesunden Seele ist die Ruhe des Herzens und ein inwendig gefühltes Vergnügen.

Verschiedenes.

Der Eigenthümer eines großen Seidengeschäfts in Paris beging seit geraumer Zeit allerhand Dinge, die auf eine Geisteszerrüttung schließen ließen. Er schickte z. B. schon bezahlte Rechnungen noch ein Mal zur Bezahlung aus, gab seinem Commis die verkehrtesten Aufträge und unterhielt seine Kunden nicht selten mit den wunderbarsten Geschichten. Der Zustand seines Verstandes konnte kaum noch verborgen bleiben; indeß, da der Kranke im Ganzen äußerst still war und sich nirgends schädlich zeigte, so ließ seine Frau die Sache hingehen, ohne etwas Entscheidendes dagegen vorzunehmen. Sie meinte, daß er entweder zur Besinnung kommen oder in seinem harmlosen Benehmen beharren würde. Wie sehr erstaunt war sie aber, als sie sich kürzlich in einer Nacht durch einen sehr verdächtigen Schmerz am Halse erweckt und ihren Mann im Begriff sah, sie in aller Ruhe zu erdrosseln. „Was willst Du thun?“ fragte sie entsetzt. — „Sei nur ganz still,“ sagte der Mann. „Es ist eine Ueberraschung, die ich Dir bereiten will. Ich bekam neulich eine Einladung aus dem Monde, mich mit Dir auf 14 Tage zum Besuch dahin zu begeben. Da wir aber mit unsern Leibern natürlich dahinauf nicht gelangen können, so bin ich eben dabei, Dir die Seele aus dem Deinigen herauszuziehen. Nur auf 14 Tage, wie gesagt; dann kehren wir zurück und nehmen von unsern irdischen Hüllen wieder Besitz. Also sei ruhig und laß mich gewähren!“ . . . Was thun? Schreien oder Widerstand leisten würde nichts genutzt haben; der Mann war stark und begeistert für seine fixe Idee. Also noch ein Mal: was thun? Es galt, einen guten Einfall zu haben; das Leben der Frau hing an einem Gedanken. Glücklicher Weise kam ihr ein solcher. „Ich bin ganz zufrieden mit Deinem Plan,“ sagte sie, „laß uns nur reisen. Ich bin neugierig auf den Mond.“ — „Nun gut,“ antwortete der Mann, indem er die Schnur, die er um den Hals der Frau geschlungen hatte, anzog, „nun gut, laß uns zur Sache kommen.“ — „Noch Eins,“ entgegnete die Frau mit aller Besonnenheit, deren sie in diesem kritischen Augenblicke fähig war, „hast Du denn schon die Abmeldung für den Herrn Maire geschrieben, damit wir nicht in sechs Francs Strafe verfallen und man unsere Leiber nicht begräbt, weil die Menschen sonst nicht wissen würden, wo wir geblieben sind, und daß wir wiederkommen werden? Denke Dir, wenn wir zurückkommen und fänden uns um unsere Körper geprellt!“ — „Du hast Recht,“ sagte der Mann und ging ins Nebenzimmer, um die Zettel zu schreiben. Kaum war er zur Schlafstube hinaus, als die Frau aufsprang, die Thür verschloß und um Hülfe rief. Als diese endlich kam, war es die höchste Zeit, denn der Wahnsinnige stand im Begriff, die Thür zu sprengen. Nur mit Mühe konnte er überwältigt und ins Irrenhaus gebracht werden.

Auflösung des Logogryphs in No. 15:
Trauben, rauben, Braut, Brauer, Rabe, Taube, taub, neben, Ruben, baar.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 17. Dienstag, den 9. Februar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Meine holde Zerlina," sprach Eswald zärtlich und fuhr liebkosend mit der Hand über ihre klare Stirn, „Du bereust also Deinen Entschluß nicht?"

„Ihn bereuen! O Percy!"

Ein vorwurfsvoller Blick schoß unter den seidenen Wimpern aus den herrlichen dunkeln Augen.

„Dann bist Du ganz bereit, ihn auszuführen?" fragte der Liebhaber zärtlich.

Aber jede andere als eine innig ergebene Frau hätte in der Frage eine leichte Ungeduld herausgefühlt, welche deutlich bewies, daß lange Bewerbungen durchaus nicht nach Seiner Lordschaft Geschmack waren.

Lord Eswald konnte lieben, d. h. er war einer Leidenschaft fähig, welcher häufig die Benennung „Liebe" beigelegt wird, — niemals jedoch war er unter ihrem Einfluß sehr geduldig.

„Ich bin bereit zu sterben, Percy, wenn Du es willst," war Zerlina's Antwort.

„Das verlange ich nicht von Dir," erwiederte er lächelnd, betonte jedoch das erste Wort, als ob er unwillkürlich fühlte, daß ein Opfer von Seiten des Mädchens erforderlich war.

Zerlina hörte indeß nur die Stimme ihrer eigenen tiefen Leidenschaft und erkannte in der Lord Eswald's nichts als die Sprache der Wahrheit und Liebe.

Jetzt trat Mrs. Maurice wieder in's Zimmer.

„Alles ist bereit," sagte sie, „und Euere Lordschaft wird mich entschuldigen, wenn ich daran erinnere, daß es spät wird. Zerlina, Theure, darf ich Sie in das nächste Zimmer geleiten?"

„Noch einen Augenblick," sagte er, „fast hätte ich Etwas vergessen. Meine süße Braut soll nicht aller bei solchen Gelegenheiten üblichen Ehren ledig bleiben. Mrs. Maurice, wollen Sie so gefällig sein, statt meiner jenes Packet zu öffnen? Ich bin nicht gewöhnt, mit solch zierlichen Dingen umzugehen."

Schnell that die Dame, wie ihr geheißen. Der fragliche Gegenstand war eine leichte Cartonschachtel und barg einen reizenden Brautschleier und Kranz.

Zerlina's Augen funkelten in stolzer Befriedigung und richteten sich dann dankbar auf den Geber.

„Laß mich dies Mal Toilettendienste — Dir thun, Geliebte," bat Eswald in dem leisen, einschmeichelnden Ton, den er so wohl anzunehmen verstand, „und Dich für die Stunde unseres Glückes schmücken."

Und dabei legte er mit leichter Hand Kranz und Schleier auf ihr sich neigendes Haupt.

Das Mädchen blickte mit nicht zu verhehlender Freude auf ihr Bild, das die zahlreichen Spiegel von allen Seiten wiedergaben.

Selbst in dieser ernsten Stunde konnte sie sich nicht enthalten, ihrem bösen Dämon, Eitelkeit, Gehör zu geben.

Eswald sah ihr eine Weile mit Entzücken zu; dann schritt er gegen die schon erwähnte Thür mit den blauen Damastvorhängen und schlug diese zurück.

In der Mitte des auf diese Weise enthüllten Nebengemachs stand vor einem holzgeschnitzten Pult, auf welchem ein offenes Buch lag, ein Mann im Gewande eines Geistlichen, augenscheinlich bereit, eine Trauung zu vollziehen. Vor dem Pult lagen zwei Sammtkissen.

Digitized by Google

Mrs. Maurice nahm Zerlina's Hand, sie vorwärts zu führen, und als sie bemerkte, daß das Mädchen erblaßte und heftig zu zittern begann, legte sie den Arm um ihre Taille und geleitete sie fast mit Zwang an Lord Eswald's Seite.

Der Geistliche begann sogleich die Ceremonie, aber Zerlina's Hirn schwindelte und brannte; sie vernahm eine Reihenfolge unverständlicher Worte, antwortete mechanisch auf einige ihr fast eben so unverständliche Fragen, fühlte, wie ein Ring an ihren Finger gesteckt ward, und sank ohnmächtig zusammen.

Als ihre Sinne wiederkehrten, fand sie sich wieder auf dem Sopha des ersten Zimmers liegend.

Mrs. Maurice stand, Hülfe spendend, an ihrer Seite, der Edelmann saß zu ihren Füßen.

„Du wurdest ohnmächtig, Geliebte," flüsterte er, sanft ihr gelöstes Haar ordnend.

Ihr Blick glitt von dem Sprecher auf den Goldreif an ihrer linken Hand und richtete sich dann wieder mit zärtlichem, vertrauensvollem Lächeln auf Jenen.

Lord Eswald richtete sie dann auf, bewog sie, wenigstens etwas Wein als Erfrischung zu nehmen, und geleitete sie, nachdem sie mit Mrs. Maurice's Hülfe Hut und Shawl wieder angelegt, zu einer unten am Eingange wartenden Reisekalesche, welche das Paar seinem nächsten Bestimmungsorte zuführen sollte.

Mrs. Maurice verabschiedete sich, indem sie die Braut zärtlich umarmte, welche von Eswald in den Wagen gehoben wurde.

Der Letztere stieg nicht sogleich ein, sondern benutzte den Vorwand, für Mrs. Maurice einen Fiaker herbeizurufen, um mit dieser Dame eine kurze, obschon sichtlich ernste Unterredung zu führen.

„Sie werden also ganz gewiß in einigen Tagen nachfragen?" waren seine letzten Worte, als er ihr in den Fiaker steigen half.

„Sie können sich auf mich verlassen, mein Lord; guten Abend."

Der Edelmann zog mit verstellter Höflichkeit den Hut vor der sich verneigenden Dame und nahm dann seinen Platz neben seiner lieblichen jungen Braut ein.

Das Haus, in welches er diese führte, und dessen schon, als in der Vorstadt S. liegend, Erwähnung geschah, war eine hübsche, geräumige Villa in der Nähe des Flußufers und von wohlgehegten Gärten umgeben. Als die Kalesche über den glatten Kiesweg, der auf das Gebäude zuließ, rollte, konnte Zerlina sich nicht enthalten, laut die elegante Heimath zu bewundern, welche ihr angebeter Percy ihr zum ersten Aufenthalt bereitet hatte. Ein Gefühl namenloser Seligkeit durchbebte ihr Herz, als sie bedachte, daß der stattliche Mann mit den edlen Zügen an ihrer Seite, künftighin der Herr ihres Schicksals, so voll liebender Sorgfalt für sie war!

Als sie am Eingange abstiegen, stand eine junge Zofe in Bereitschaft, die Neuvermählte in ihr Ankleidezimmer zu führen.

Eswald küßte mit leidenschaftlicher Innigkeit ihre Hand, als sie seine Seite verließ, und blickte ihrer anmuthigen Gestalt, wie sie sich über die reich mit Teppichen belegte Treppe entfernte, mit einem so unverkennbaren Ausdruck sehnsüchtiger Liebe nach, daß kaum Jemand, der ihn gesehen, an der Wahrheit und Beständigkeit seiner Liebe hatte zweifeln können.

(Fortsetzung folgt.)

Brand der Kirche „Compania" in Santiago, Chile, Süd-Amerika.

(Auszug aus einem Briefe.)

Am 8. des vergangenen Decembers wurde, wie bereits kurz gemeldet, Santiago von einem Unglück heimgesucht, wie die Annalen der Geschichte kein ähnliches je verzeichnet haben.

Dieser Tag ist nämlich ein großer Festtag, Maria Empfängniß, und hatte man schon acht Tage hintereinander Abends große Festlichkeiten, mit über alle Maßen brillanter Beleuchtung, in dieser Kirche gehalten, welche an diesem Schluß-Abend bis zum Wahnsinn gesteigert wurde, so daß gegen 20,000 Wachslichter und Gasflammen dem Innern der Kirche das Ansehen eines Feuermeers gaben.

Um 7 Uhr Abends, lange vor dem Anfange der Festlichkeiten, war die Kirche bereits bis zum Erdrücken voll Menschen mit

Digitized by Google

wenig Ausnahmen Frauen und Mädchen — so daß der Platz vor der Kirche sogar angefüllt war, und Viele, ohne die Herrlichkeit gesehen zu haben, umkehrten, als durch das unvorsichtige Aufdrehen einer Parafin-Lampe die Flamme ein Heiligenbild ergriff, von da einige Guirlanden, die von der Kuppel herunter hingen, faßte und in weniger als 15 Minuten das Ganze in ein Flammenmeer verwandelte.

Die Scene, welche nun folgte, ist zu großartig schrecklich, als daß man sie beschreiben könnte, und kein Dichter in seinen kühnsten Ideen kann sich einen Begriff davon machen. Die Unglücklichen, welche dem Feuer am nächsten waren, drängten nun in ihrer Todesangst nach den Thüren, fielen über die da Knieenden, die Nachdrängenden über die Gefallenen und bildeten auf diese Weise vor jedem Ausgang mit ihren Körpern eine Barricade, die, sechs- und siebenfach übereinander, durch Kleider und Crinolinen eine Masse bildete, die kein Mensch von Außen sondern konnte, und somit die Möglichkeit, dem Feuertod zu entrinnen, verschwand.

Das Feuer schlug nun zu allen Thüren heraus und verwehrte Hülfe zu leisten, während im Innern der Kirche Hunderte von Frauen den von der Decke fallenden brennenden Brettern abwehrten. Durch die Hitze zersprangen die an der Decke hängenden Parafin-Lampen und gossen ihren brennenden Inhalt auf die Unglücklichen, deren Kleider und Haare in Brand geriethen und sich buchstäblich in einem Feuermeer befanden. Man kann sagen, glücklicher Weise erfolgte bald der Einsturz des Daches, denn die zwei Thürme nebst Glocken folgten in einer sehr kurzen Zeit, welches das Innere der Kirche zu einer Masse von todten Körpern und brennendem Gebälke machte, aus welcher das Geprassel des Feuers, ohne einen anderen Laut, schrecklich das Ohr der Umstehenden berührte.

Man hatte in der kurzen Zeit alles Erdenkliche versucht, um so Viele als möglich zu retten, aber mit sehr wenigem Erfolg. Einige heroische Männer stürzten hinein, wurden aber sogleich von so vielen Händen erfaßt, daß es unmöglich wurde, etwas für sie zu thun, wobei einigen die Kleider vom Leibe gerissen wurden, andere festgehalten wurden und mitverbrannten. Man machte Versuch, mit dem Lazo (Schlinge) zu werfen, welche mehrerentheils dadurch mißglückten, daß, wenn Jemand davon umschlungen wurde, sich zehn Andere in der Todesangst daran hängten, und dadurch Mehreren Arme oder Beine, ja Einem sogar der Kopf abgerissen wurde.

Man fällte alle Bäume, die auf dem Platze vor der Kirche standen, schob sie über die Körperhaufen weg nach dem Innern, um die daran sich Klammernden heraus zu ziehen; auch dieses erzielte kein anderes Resultat, als daß der Platz seiner Zierde beraubt wurde, ohne eine einzige Person gerettet zu haben, da sich so Viele daran hingen, daß es nicht möglich war, sie über die Haufen Leichname wegzuziehen, und sie bald in der allgemeinen Gluth verschwanden.

Einige wenige Damen retteten sich dadurch, daß sie ihre Kleider in den Händen ihrer Leidensgefährten ließen und, fast gänzlich entblößt, entkamen.

Eine Dame, in solchem Zustande, noch mit einem feinen Kopfputz versehen, stand kaum fünf Schritte vom Eingang auf einer anderen Gefallenen und bat flehentlich um Hülfe; sie versuchte die ihr gereichten Hülfsmittel zu ergreifen, fiel, und wahrscheinlich von Anderen gehalten, vermochte sie es nicht, sich zu erheben, und wurde mit den Uebrigen ein Opfer der Flammen, und so gab es eine Menge herzzerreißender Episoden, schauerlich anzusehen.

Den nächsten Tag besuchte ich die Brandstätte, wo man bereits einige hundert Körper unter dem Schutt hervorgezogen hatte. Man konnte in der Kirche keinen Schritt thun, ohne auf einen schrecklich verstümmelten Körper zu treten. Vor den Thüren in den Kirchen lagen ganze Haufen Leichname, sowie in der Mitte der Kirche, wo die Körper fünf- und sechsfach über einander lagen, deren theilweise verbrannte Schädel dicht aufeinander, mit einigen dazwischen herausragenden verkohlten Armen, gleich aufgehäuften Kanonenkugeln zu sehen waren.

Ein Herr wurde, halb verkohlt, an einem Pfeiler gelehnt gefunden, mit der Klinge eines Stockdegens in der Hand, während

Digitized by Google

das Holz verbrannt war. Diejenigen, welche in der Mitte der Kirche gekniet oder gesessen hatten, fand man mit dem Kopf und Hals verkohlt, die Meisten ohne Kopf, während der untere Theil noch die von dem Fett des Oberkörpers getränkten Kleider bewahrt hatte, welche durch das dichte Zusammendrängen das Feuer verhindert hatte, zu verzehren.

Die Körper bildeten eine dichte durch Kleider verwickelte Masse, aus der man nur mit großer Mühe und Kraftaufwand und mit Zurücklassung der Kleider Einen herausziehen konnte. Der Geruch nach verbranntem Menschenfett war so stark, daß ich mich bald entfernen mußte.

Da die Körper mit einzelnen Ausnahmen so unkenntlich verstümmelt waren, wurden dieselben insgesammt nach dem Kirchhof geschickt, und hatte man in 24 Stunden 170 Karren voll befördert. Die Gesammtzahl der Erstickten, Erdrückten und Verbrannten ist etwas über 2000 — ! sage zweitausend — ! worunter 7 bis 800 Töchter und Frauen der (besten) ersten Familien sind.

In 7 Häusern fanden sich keine Einwohner mehr, und mußte die Polizei die Inventur aufnehmen, und Familien gibt es, die an 5—10 Personen zu betrauern haben. Ricard Ovalle verlor seine Frau, fünf Töchter und 2 Dienstmädchen, aus dem Institut der Mme. Cabezan fehlen alle Schülerinnen, 17 an der Zahl.

Wie viele Familien dadurch in Trauer versetzt wurden, mögen Sie aus obiger Zahl schließen, und trotzdem ich Augenzeuge dieses nie erhörten Unglückes war und hier einen Versuch mache, solches Ihnen zu beschreiben, kommt mir doch der ganze Vorfall wie ein Traum, eine Phantasie vor, als etwas Unmögliches; doch da stehen die Ruinen so nahe an meinem Hause, als schreckenerregende Zeugen für die Wahrheit des Gesagten, und Hunderte von Familien sind untröstlich über den Verlust ihrer Anverwandten, deren Reste sie vergeblich in der allgemeinen Verstümmelung suchten.

Ich habe schon manches Unglück erlebt oder davon gelesen, aber dieses übertrifft alles je Geschehene an Schrecklichkeit und steht in der Geschichte einzig da; möge es das einzige für alle Generationen bleiben.

Am 14. December wandte sich eine Commission an den Präsidenten für Niederreißung der Kirche, welches trotz aller Opposition der Geistlichkeit genehmigt wurde, und den darauf folgenden Tag waren hundert Mann beschäftigt, Alles der Straße gleich und zu einem öffentlichen Platz mit Garten und Denkmal zu machen.

Literatur.

Die Grundlehren der Uhrmacherkunst von Jürgen Meyer (½ Thlr.) und **Thon's Uhrenfreund**, zweite Auflage von Georg Leist (⅓ Thlr.), sind die Titel zweier uns soeben zu Händen gekommener, in Weimar erschienenen Schriften. Die erstere, verfaßt von einem practischen Uhrmacher in Holstein, veranschaulicht unter Beihülfe von vorzüglich ausgeführten Abbildungen in allgemein verständlicher Sprache, aber in kürzester Form die Uhrmacherkunst, wie sie dermalen ausgebildet ist. — Die zweite Schrift, obgleich mehr für den Dilettanten bestimmt, wird aber ebenso auch dem Schüler oder Lehrling gute Dienste leisten, indem sie ihm seine Arbeiten erklärt und gleichzeitig sein Nachdenken weckt und fördert.

Verschiedenes.

Auf der Eisenbahn im Elsaß saßen jüngst in einem Coupe erster Klasse zwei Herren und unterhielten sich, bis der eine dem andern eine Prise Tabak anbot, die letzteren sofort in Betäubung und tiefen Schlaf versetzte. Als der Schläfer nach geraumer Zeit erwachte, fand er sich allein und — vollständig ausgeplündert. Nicht nur Uhr, Kette und Siegelring, sondern auch die Börse mit 3000 Fr. und das Portefeuille mit 15,000 Fr. Banknoten hatte der artige Reisegefährte mitgenommen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzstühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

— 97 —

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 18. Donnerstag, den 11. Februar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Zerlina's freudiges Erstaunen über den ihr bestimmten reizenden Aufenthalt wuchs, als sie ihr Schlafzimmer und Ankleidecabinet betrat.

Das erstere war ganz in Rosa mit weißen Musselindraperien und Spitzen decorirt; Tapeten, Teppiche, Möbelbekleidungen und Kissen, Alles trug den zarten Farbenhauch in dem jedem Theile eigenthümlichen, aber stets kostbaren Material.

Das Gemach war nur mit Wachskerzen erhellt, deren reines, sanftes Licht vortrefflich zu der weichen Schönheit des Ganzen paßte.

Wie das Schlafgemach rosa; so war das Ankleidegemach mit hellblauer Seide und gesticktem Musselin geschmückt, blaue Sammtkissen bedeckten die phantastisch geformten Sessel, und silberne Armleuchter trugen die durchsichtigen Kerzen.

Das junge Mädchen betrachtete Alles mit der staunenden Bewunderung eines Kindes.

Aber dies Gefühl verstärkte sich noch, als die Zofe einen Theil der seidenen Draperien zurückzog und einen großen, eleganten Kleiderschrank enthüllte, welcher Alles enthielt, was die eitelste Schöne hätte wünschen können, ihre Reize zu schmücken oder zu erhöhen.

Das Zigeunermädchen war jedoch bereits zu sehr in den Formen der Welt geübt, um vor einer Dienerin ihr ganzes Entzücken über diese kostbaren Putzgegenstände zu verrathen. Sie sah nur leicht darauf hin, genauere Untersuchung für eine Stunde des Alleinseins aufsparend, und begab sich mit stattlichem Schritt an den Toilettentisch.

Die Harmonie des Entzückens, in welche das Kind des Wanderstammes versetzt worden, war jedoch nicht ganz ohne Mißklang. Die Zofe schien nicht recht von der Würde ihrer neuen Herrin durchdrungen. Anstatt die Neuvermählte als „Mylady" anzureden, nannte sie dieselbe einfach „Madame." Auch sonst fehlte ihrem Benehmen jene Ehrerbietung, welche die Gattin eines vornehmen Mannes von ihrer Dienerin zu erwarten das Recht hatte.

Sie dachte, mit Lord Eswald sogleich darüber zu sprechen; bei besserer Ueberlegung aber sagte sie sich, daß es unklug sein würde, die ersten Stunden ihres ehelichen Glückes durch Verdrießlichkeit über eines einfältigen Mädchens Verabsäumung zu trüben.

Und als sie ihre eigene schöne Gestalt in der reizenden Umhüllung eines Abendnegligées erblickte, schwand bald jeder Schatten aus ihrer Seele, und Empfindungen liebenden, freudigen Stolzes traten an deren Stelle.

12.

Während Lord Eswald's neues Opfer, nicht ahnend, daß sie ein solches war, sich mit dem ganzen Feuer ihrer jungen Seele an ihrer glänzenden Lage erfreut, wollen wir kurz die Umstände mittheilen, welche sie von den Steinstufen der Kathedrale von St. Paul in die elegante Villa eines der ersten Adeligen Englands geführt.

Wir verließen Zerlina neben der kleinen eingeschlafenen Cola. Eine Weile blieb sie, obschon selbst mit Müdigkeit kämpfend, neben der Schläferin sitzen, dann siegte ihre rastlose, thatendurstige Natur.

Sie begann, als ächtes Tanzgenie, allerlei Stellungen und Evolutionen auf den Treppen zu machen, und als sie bald darauf gewahrte,

Digitized by Google

wie eine dichte Menschengruppe sich in einer benachbarten Straße zusammenzog, ließ Neugierde sie vollends Sorge und Müdigkeit vergessen und lockte sie, für einen Augenblick, wie sie wähnte, in das Getümmel.

Ein Taschenspieler, zugleich Wahrsager und Straßencharlatan, zeigte seine Künste und pries seine Arzeneien, aber das Zigeunermädchen konnte nur hören, nicht sehen, wie sehr sie sich auch auf den Fußspitzen in die Höhe reckte. Cola hatte ja so fest geschlafen, sie konnte wohl noch eine Weile ausbleiben.

Der Mann war gerade am Ende seiner Vorstellung und wanderte in die nächste Straße, von Neuem zu beginnen.

Zerlina folgte, und um dies Mal nichts von dem Schauspiel zu verlieren, schwang sie sich auf ein Eisengitter an der Seite der Straße und zog bald durch die kühne Anmuth ihrer Stellung und das Malerische ihrer ganzen Erscheinung die Blicke mehrerer Umstehenden auf sich.

Unter den letzteren war ein kleiner, fremdländisch aussehender Mann, der, während er dem Straßenkünstler eine nur vorübergehende Aufmerksamkeit zuwandte, mit unverhohlener Bewunderung auf das reizende, in allem Glanze ihrer originellen Schönheit und wahrhaft künstlerischen Haltung dastehende Mädchen hinsah.

Der Mann war ein französischer Balletmeister, dessen Hauptgewerbe darin bestand, talentvolle Kinder für das Ballet der Oper heranzubilden, und wenn diese zu Ruhm und gutem Einkommen gelangt, von dem letzteren wenigstens einen ansehnlichen Tribut einzustecken. Er hielt es für den glücklichsten Zufall von der Welt, das kleine Zigeunermädchen erblickt zu haben, in dem sein Kennerauge schon den Stern erster Größe am künftigen Himmel der Tanzkunst gewahrte.

Während er überlegte, wie er am leichtesten Näheres über die bisherigen Verhältnisse des Mädchens von ihr herauslocken könnte, war des Charlatans Vorstellung auch an dieser Straßenecke zu Ende.

Zerlina klatschte vergnügt in die Hände; der kleine Mann trat zu ihr heran, als ob er ihr beim Herabsteigen vom Eisengitter behülflich sein wollte, sie aber war mit einem leichten, graziösen Sprunge unten.

„Du bist sehr hübsch, Kleine, und sehr geschickt," redete sie der Tanzmeister an.

„Bin ich es?" antwortete Zerlina rasch und sichtlich geschmeichelt, denn Eitelkeit war der Hauptzug ihres Characters.

„Ja; wie alt bist Du?"

„Dreizehn vorbei."

„Hast Du eine Mutter?"

„Nein!" war die dreiste Antwort.

„Einen Vater?"

„Nein."

„Himmel! Gar keine Verwandten?"

„Nur eine Cousine."

„Ah — also diese sorgt wohl für Dich?"

„Durchaus nicht; sie ist ein Jahr jünger als ich."

„Aber wer sorgt denn für euch Beide?"

„Niemand. Wir sorgen für uns allein."

„Und wovon lebt ihr denn?"

Zerlina hatte keine Lust, den Fremden mit der Wahrheit bekannt zu machen, sie antwortete daher mit unerschütterlicher Kühnheit:

„O, wir tanzen und singen und verkaufen Blumen."

„Aber wo ist Deine Cousine?"

„Olly — Cola? Sehen Sie, Sir, wir waren heute schon sehr beschäftigt und sie ist nicht so stark als ich. Sie hat sich dort auf die Treppe der großen Kirche gesetzt und schläft. Aber ich muß jetzt nach ihr sehen," fügte Zerlina besorgt hinzu.

„Du bist ein gutes Mädchen, ich will mit Dir gehen," sagte der Tanzmeister, welcher doch sehen wollte, ob er die Cousine nicht etwa auch brauchen könne.

Cola aber war verschwunden!

Es wäre ungerecht zu verschweigen, daß Zerlina in eine ganz verzweifelte Angst um ihre zarte, blonde Gefährtin gerieth.

Mit dem ihr eigenen practischen Sinn fiel es ihr sogleich ein, daß Cola keinen Penny bei sich hatte, da sie, als die Aeltere, ihren Geldvorrath in Verwahrung genommen. Das schüchterne Kind allein, wildfremd in der großen Stadt!

Sie lief, der Franzose immer hinter ihr her, von Straße zu Straße, forschte in jeden Laden, in jeden Omnibus, lugte in alle Fenster, — vergebens! Sie fand Cola nicht wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Menschenleben unter dem Daumen.

Dem Briefe eines im Unionsheere dienenden Landsmannes entnimmt der „N. K." die nachstehende rührende Scene: „Schon seit längerer Zeit ist meine Wunde so weit hergestellt, daß ich zwar das Bett, aber nicht das Hospital habe verlassen können. Ich versehe seitdem den Dienst eines Wärters, leiste Beistand, wenn Glieder abgenommen und Wunden verbunden werden, und Du magst es mir glauben, ich könnte Bände schreiben von den herzbrechenden Geschichten, die ich hier gesehen und erlebt habe. Doch bestand das schwerste Stück Arbeit, welches ich habe verrichten müssen, darin, daß ich meinen Daumen von dem Oberschenkel eines Verwundeten zurückzog. Du wirst nicht begreifen, aber höre und beurtheile. Unter einer Menge von Verwundeten wurde ein junger Mann in das Krankenhaus gebracht. Die Kugel war durch den Obenschenkel gegangen und es mußte zur Amputation geschritten werden. Das Bein wurde dicht am Leibe weggeschnitten, die Arterien wurden unterbunden. Der Kranke befand sich erträglich und man glaubte gewiß, ihn am Leben erhalten zu können. Nach einigen Tagen sprang eine der kleinen Arterien. Es wurde ein Einschnitt gemacht und dieselbe wieder unterbunden. Der Wundarzt sagte, es sei ein Glück gewesen, daß nicht die Hauptarterie gesprungen, sonst wäre der Mann todtgeblutet, ehe ihm hätte Beistand geleistet werden können. Es besserte sich dann erheblich mit Charley und wir freuten uns Alle über ihn. Eines Nachts, wo ich im Krankensaale zu thun hatte, sagte er plötzlich, als ich an seinem Bette vorbeikam, zu mir: „Heinrich, mein Bein blutet wieder!" Ich warf die Betten zurück und das Blut spritzte in die Luft. Der Schurf der Hauptarterie hatte sich abgetrennt. Glücklicher Weise wußte ich, was zu thun war, im nächsten Augenblicke drückte ich meinen Daumen auf die Stelle und stopfte die Blutung. Es war so dicht am Leibe, daß kaum Raum für meinen Daumen blieb, aber es gelang mir, ihn daselbst festzuhalten. Ich weckte einen der Reconvalescenten und sandte denselben zum Wundarzt, der in der nächsten Minute erschien. „Ich danke Ihnen, A—", sagte er zu mir, als er mich sah, „daß Sie zur Stelle gewesen sind, und wüßten, was zu thun sei, denn außerdem wäre er verblutet, bevor ich hier sein konnte." Als er aber die Stelle untersucht hatte, nahm sein Gesicht einen sehr ernsthaften Ausdruck an, und er sandte zu den anderen Wundärzten, mit der Bitte, sie möchten sogleich kommen. Es erschienen alle, die im Hause waren, und sie gingen zu Rathe über den armen Burschen. Ihre Entscheidung war einstimmig. Es war kein Raum da, wo sie operiren konnten, außer der Stelle, auf welcher mein Daumen lag; unter dem Daumen konnten sie nicht arbeiten, nahm ich denselben fort, so würde er zu Tode geblutet sein, bevor die Arterie unterbunden werden konnte. Es gab keinen Weg, sein Leben zu retten. Armer Charley! Er war sehr ruhig und gefaßt, als ihm sein nahe bevorstehendes Ende verkündigt wurde, und bat, daß sein Bruder, der gleichfalls im Hospital lag, geweckt und zu ihm gerufen wurde. Dieser kam, setzte sich an der Bettseite nieder, ich stand drei Stunden, hielt durch den Druck meines Daumens das Leben von Charley auf, während die Brüder zum letzten Male auf Erden mit einander sprachen. Gewiß, es war eine ganz eigenthümliche Lage, in der ich mich befand, zu fühlen, daß ich das Leben eines Mitmenschen in der Hand hielt, und noch sonderbarer das Gefühl, daß eine geringe Bewegung meinerseits dessen Tod nothwendig zur Folge haben werde. Der Gedanke war für mich ein schmerzlicher und drückender, um so mehr, da ich den armen Burschen lieb gewonnen hatte, aber es gab keinen Ausweg. Die letzten Worte waren gesprochen, Charley hatte seine Angelegenheit mit seinem Bruder geordnet und gab demselben zärtliche Bestellungen an seine Lieben in der Ferne, die wohl wenig ahnten, wie nahe am Rand des Grabes ihr theurer Freund und Verwandter stand. Thränen füllten meine Augen, als ich diese Abschiedsworte vernahm. Als er damit geendet hatte, wandte er sich an mich und sagte: „Jetzt, Heinrich, denke ich, wäre es am Besten, Du nähmest den Daumen fort." — „Ach, Charley", entgegnete ich, „wie kann ich das?" — „Es muß sein", erwiderte er freundlich. „Ich

Digitized by Google

danke Dir für Deine große Gefälligkeit, und nun lebe wohl!" Er wandte sein Haupt ab, ich hob den Daumen, noch ein Mal floß der Strom des Lebens und in drei Minuten war Charley eine Leiche."

Literatur.

Es verdient die vollste Anerkennung, daß das in Weimar erscheinende große technische Sammelwerk: „Schauplatz der Künste und Handwerke" — bis jetzt 264 Bände — unermüdlich darauf bedacht ist, in seinen neuen Bänden neue, bisher noch nicht cultivirte Gebiete zu betreten, wie sich in seinen frühern Bestandtheilen, vermöge der häufig erscheinenden neuen Auflagen, stets frisch, auf der Höhe der Zeit und den heutigen Anforderungen entsprechend zu erhalten. — Diese große Reihenfolge von Hand-, Lehr- und Musterbüchern bietet somit eine überaus schätzbare Quelle wichtiger gewerblicher Belehrungen nach allen Richtungen hin und in sämmtlichen Branchen der Technik. Jeder Gewerbsmann, gleichviel welchen Fachs, findet hier in ebenso faßlich dargestellten, als handlichen und wohlfeilen Compendiums eben das, was ihm noth thut und was er wissen muß, um gleichen Schritt mit seinen Berufsgenossen zu halten. Wir glauben darum eine Pflicht sowohl gegen das gewerbliche Publicum, wie gegen das genannte verdienstliche Werk zu erfüllen, wenn wir ersteres von Zeit zu Zeit auf dasselbe hinweisen. — So liegen der Redaction jetzt wieder drei neuerdings erschienene Bände vor. Dieselben führen folgende Specialtitel:

1) Das Drechseln in Holz, Elfenbein, Perlmutter u. s. w., sowie Belehrungen über das bei diesen Arbeiten erforderliche Drechseln in Metall. Nebst einem Anhange über ornamentales Drehen und der Beschreibung mehrerer neuen Drehbänke. Von F. Campin und S. Appenzeller. Mit 202 Figuren. 1 Thlr. 15 Sgr.
2) Beschreibung und Zeichnungen der practisch bewährten, einfachsten Backöfen für Steinkohlenfeuerung und Teigknetmaschinen. Von W. Jeep. Mit 23 Abbildungen. 18 Sgr.
3) Die besten Wäschmangen, Rollmangen oder Mangeln, nebst Walzenmangen, Cylindermangen oder Calandern, sowie die allgemein als äußerst brauchbar anerkannten hauswirthschaftlichen Waschmaschinen, als auch die bewährtesten Vorrichtungen für die Fabrikwäsche in Bleichereien, Färbereien, Zeugdruckereien u. s. w. Von C. Falk. Mit 137 Abbildungen. 1 Thlr.

Lesefrüchte.

Der Mensch darf nicht gleichgültig sein gegen das Urtheil des Volks. Wer sich über das Lob der Menge erhaben glaubt, der verdient schon den sanften Tadel nicht mehr, und wer sich an keinen Tadel mehr kehrt, hat alle Ansprüche an gerechtes Lob verloren.

Weibliche Unschuld und Reinheit im höchsten Sinne ist das Höchste und Heiligste auf Erden. Hier ist die Stufe, über welche das Göttliche zum Menschen herabsteigt.

Verschiedenes.

„Sie glauben gar nicht," sagte eine Dame zu einem großen Pferdeliebhaber, „wie ungemein wenig meine Töchter zu sich nehmen!" — „Dieselben werden wohl, meine Gnädigste, denken wie ich: Putzen ist halbe Fütterung!" war die Antwort.

Irgendwo ward der Boden des Rathhauses allzuviel zum Trocknen der Wäsche gebraucht. Endlich verfügte der Bürgermeister: „Ich werde von nun an keinen Menschen mehr auf dem Boden aufhängen lassen; als die Rathsherren."

Zwei Dienstmädchen am Brunnen. „Riekchen, kam denn gestern dein heißgeliebter Peppi?" „Ei ja wohl! Er war's aber mit selber, er hatte einen Andern von seiner Compagnie geschickt."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 19. Samstag, den 13. Februar 1864.

Die Dorfschmiede.

(Nach dem Englischen von Longfellow.)

Dort unter grüner Kastanie Dach
Könnt ihr des Dorfes Schmiede schauen;
Der Schmied ist ein gewalt'ger Mann
Mit starker Hand, mit dunkeln Brauen;
Und seiner Sehnen erprobte Kraft
Ist wie von Eisen, riesenhaft.

Sein Haar ist straff und schwarz und lang,
Sein Antlitz gleicht der Eichenrinde;
Die Stirne feuchtet edler Schweiß,
Was er bedarf, er stets verdiente;
In's Auge blickt er fest der ganzen Welt,
Weil Niemand ihn zu seinen Schuldnern zählt.

Den ganzen Tag, Woch' aus Woch' ein,
Da hört ihr seinen Blasbalg brausen,
Da tönen seine Hämmer, die
Gemess'nen Schlages niedersausen,
Wie wenn der Küster zieht den Glockenstrang
Kurz nach der Abendsonne Niedergang.

Und wenn die Jugend aus der Schule kehrt,
Bleibt lauschend an der offnen Pfort' sie stehen;
Der Bälge Sausen hören sie gern,
Die flammende Schmiede gern sie sehen!
Sie fangen die Funken, welche fliegen
Wie Spreu, die von der Tenn' emporgestiegen.

Am Sonntag er zur Kirche wallt
Und setzt sich zwischen seine Knaben;
Andächtig steiget sein Gebet empor
Zum Vater, der da nährt die jungen Raben.
Sein Herz frohlockt, er hört erklingen
Der Töchter Stimmen, die im Chore singen.

Und wie der Mutter Stimme sie ihm tönt,
Die längst im Paradiese singet;
Und seine Sehnsucht zieht hinauf zu ihr,
Wenn durch die Gruft auch nicht die Klage dringet;
Er wischt mit seinen Händen ab, den rauhen,
Die Thränen, die ihm feucht im Auge thauen.

In Arbeit, Freude, Traurigkeit
So geht er fort durch's Weltgewühle;
Die Arbeit, die der Morgen erst begann,
Der Abend sieht sie stets am Ziele.
Mit dem Bewußtsein treu erfüllter Pflicht
Hat ihn zur Ruhe sanft die Nacht gewiegt.

Ich dank' dir, Freund, ich danke für
Die Lehren, die du mir gegeben;
So auch des Lebens Schmiede flammt,
So muß auch ich mein Glück erstreben;
So nur auf hartem Ambos wird gestaltet
Das rechte Werk, das nie veraltet. —

r. —

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Als sie sich von der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt hatte, gedachte sie wieder ihres neuen Bekannten und hörte endlich auf seine Trostsprüche und Rathschläge.

„Aber wer sind Sie denn?" fragte sie auf Einmal wie argwöhnisch.

„Ich heiße Vantini und bin Balletmeister am ***Theater; und wenn Du Dich meiner Leitung anvertrauen willst, so werde ich Dich zu meiner Frau bringen und zu einer weltberühmten Tänzerin machen."

„Aber Cola?" fragte Zerlina, obschon bereits in weniger besorgtem Tone.

„Deine Cousine werden wir wieder finden, und dies kann doch leichter und schneller mit meinem Beistande geschehen, als ohne den-

selben. Und dann werde ich auch für sie in irgend einer Art sorgen können."

Zerlina ward es nicht schwer, das Vortheilhafte des Vorschlags einzusehen. Gefiel es ihr bei dem Tanzmeister nicht, so konnte sie ja wieder fortlaufen. Dies war ihre Logik.

Bantini rief einen Fiaker herbei, und in kurzer Zeit stellte der Franzose seiner Gattin den kostbaren Fund vor. Am nächsten Tage bereits begann für Zerlina der für die Bühne vorbereitende Lehrcursus.

Während desselben ließen Lehrer und Schülerin, — denn der erstere war, seines Erwerbsfleißes unbeschadet, ein gutmüthiger Mann, — keine Maßregel unversucht, die Verschwundene aufzufinden. Dennoch vermochten sie keine Spur von ihr zu entdecken und mußten zuletzt alle Hoffnung aufgeben.

„Arme Cola!" seufzte Zerlina wohl noch manches Mal. Nach und nach aber sank die liebliche Gespielin ihrer Kindheit in Vergessenheit, und das „Ich" gewann in der Brust von Bantini's reizendem Zöglinge die Oberhand.

In kurzer Zeit wurde sie zu einem ersten Debut zugelassen, welches nur den Anfang immer wachsender Triumphe bildete.

Zwei Jahre nach ihrem ersten Auftreten war sie die Gefeiertste der Truppe und zog als solche Lord Eswald's Aufmerksamkeit auf sich.

Ihre Schönheit, und kaum brauchen wir hinzuzufügen, ihre Eitelkeit, hatten mit ihrem Talent Schritt gehalten. Ihre Gestalt hatte sich gerundet und über Mittelgröße erhoben, die Olivenfarbe ihres Gesichts sich gelichtet, Sprache und Benehmen sich verfeinert.

Niemand, selbst nicht ein weniger durch ewigen Wechsel zerstreuter Mann als Lord Eswald, hätte in der eleganten, mit vollendeter Feinheit der Manieren sich im Kreise des Luxus bewegenden ersten Tänzerin eines berühmten Theaters das verwilderte Zigeunerkind wiedererkannt, welches sich einst den Scherz erlaubte, mit Lord Eswald's Reitpferd durchzugehen, und welches seine frühe Jugend in Zelten und wandernden Schaubuden zugebracht hatte.

Lord Eswald besaß zudem ein höchst bequemes Talent, Gesichtszüge und Namen zu vergessen, und hätte sich auch dann des Namens „Zerny" nicht erinnert, wenn die Tänzerin es unterlassen hätte, ihn in „Zerlina" umzuwandeln.

Sie indeß erkannte ihn sogleich und zitterte, daß er seinerseits auch sie erkennen und ihrem zahlreichen Anbeterkreise die Niedrigkeit ihrer Herkunft verrathen würde. Die Furcht war grundlos; auch war Seine Lordschaft bei galanten Unternehmungen allem Unnöthigen abhold, nicht im Geringsten neugierig, Näheres über die Verwandtschaftsverhältnisse des Mädchens zu erfahren, die er wahr und ehrlich zu lieben vorgab, und zu der jedenfalls in genauere Beziehungen zu treten, er sich vorgesetzt hatte.

Eswald war im Verfolgen seiner neuen Neigung ausdauernder und geduldiger, als er es jemals in ähnlichen Fällen gewesen.

Er schmeichelte und huldigte mit dem ganzen Zauber seiner Persönlichkeit; und während er auf diese Weise sich selbst immer tiefer im Netz der Leidenschaft verstrickte, rief er in dem bisher von zärtlicheren Regungen verschont gebliebenen Herzen des sechszehnjährigen Mädchens eine wilde, unbezwingliche Liebe hervor, die um so festere Wurzel schlug, als sie zugleich der Eitelkeit und dem Ehrgeiz dieses Herzens Befriedigung verhieß.

Es war daher ein empfindlicher Schlag für Zerlina, als sie zu der Erkenntniß gelangte, daß sie wohl über Eswald's Herz, nicht aber über seine Hand zu gebieten, von ihm ausersehen sei; auch war sie stolz und rein genug, den Theilbesitz mit Entrüstung zu verschmähen.

Der Leser weiß bereits, was folgte.

Lord Eswald's an Widerstand ganz ungewohnter Sinn konnte es nicht ertragen, das reizende Wesen, dessen Zuneigung ihn in die schönsten Tage seiner Jugend zurückversetzt, aufzugeben; er nahm zu dem Maskenspiel einer „geheimen" Ehe seine Zuflucht und wußte es Zerlina begreiflich zu machen, daß er nur ihre Ehrenhaftigkeit hatte auf die Probe stellen wollen, und sie öffentlich als seine rechtmäßige Gattin anzuerkennen entschlossen sei, sobald sie die für ihre künftige glänzende Stellung nöthige Bildung erlangt haben würde.

Mrs. Maurice, die schon zu mancher lichtscheuen Handlung gewissenlos die Hand ge-

boten, war auch hier die feile, bereitwillige Helferin.

Zu ihr brachte Oswald die Betrogene, bis die Vorbereitungen zu der schmachvollen Komödie getroffen waren; und um jeder möglichen entehrenden Bloßstellung vorzubeugen, wurde die strafbare Handlung in der Wohnung eines Andern vollzogen.

Man sagte Zerlina, daß es Lord Oswald's Zimmer wären, und leitete sie auf Umwegen dahin. Diese Vorsichtsmaßregeln, in Verbindung mit der Erregtheit des Augenblicks, bewirkten vollkommen, daß das Mädchen so wenig von der Lage der Gemächer Etwas wußte, als ob sie dieselben nie betreten hätte. Armes, unberathenes Geschöpf! Selbst vor Bantine und seiner Frau hatte sie das Geheimniß ihrer Bekanntschaft mit Lord Oswald bewahrt.

Der Tanzmeister forschte der Verschwundenen lange nach, war aber nicht erfolgreicher, als einst in seinen Bemühungen, Cora zu entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Häusliche Wunderthaten.

„Ein bemerkenswerther Mann, ein sehr bemerkenswerther Mann!“ hörte ich Jemanden sagen.

„Warum so?“ fragte ich.

„Warum? Wissen Sie denn nicht, daß er der erste Geschäftsführer in Mr. So und So's großem Etablissement ist? Er beaufsichtigt alle die kleinen, verwickelten Einzelheiten des Geschäftes, ist überall persönlich thätig, weiß Alles, was vorgeht, entdeckt jede Nachlässigkeit, jede Ungenauigkeit sogleich und —“

„O, halt! halt!“ sagte ich. „Für diesen Mann, den Sie preisen, will ich Ihnen fünf hundert Frauen finden und noch dazu ganz in der Nähe, welche gerade eben so viel thun; nur daß man es als etwas ganz Selbstverständliches betrachtet und Niemand daran denkt, es zu loben oder nur zu erwähnen. Die gute Familienmutter z. B., welche oft zu gleicher Zeit Haushälterin, Köchin, Zimmermädchen, Kleidermacherin, Näherin, Lehrerin und Kinderwärterin ist; welche auf den Markt geht, alle Einkäufe besorgt, Gäste empfängt, acht oder neun Kinder zu beaufsichtigen hat, und welche alle ihre Mutterpflichten, ungeachtet gelegentlichen Kranksein's und ungelegentlicher übler Laune des Familienvaters, mit einer Geduld, Heiterkeit und ruhigen Ausdauer erfüllt, die unter Geschäftsmännern nicht ihres Gleichen haben.

„Hören Sie,“ fuhr ich fort: „zuvörderst hat der Geschäftsmann seine bestimmten Stunden, während welcher seine Arbeit vollbracht wird. Er schläft darauf gewöhnlich nicht mit einem Auge offen, um auf ein kleines Kind Acht zu haben. Zweitens hat er ein ununterbrochenes, tägliches System in seiner Arbeit und kann am Abend ein Resultat sehen. Nun ist es für eine beschäftigte Familienmutter unmöglich, ein ununterbrochenes „System“ zu haben. Sie mag sich auch noch so sehr ihr Tagewerk im Kopfe zurechtlegen, aber kann sie vorhersehen, wie lange des lieben, kleinen, unruhigen Säuglings Vormittagsschlaf anhalten wird, während dessen Dauer sie allein im Stande sein kann, eine höchst nöthige Näherei vorzunehmen? Kann sie das tückische Schicksal abwenden, welches eine müssige, geschwätzige Nachbarin ihr während der goldenen Morgenstunden ins Zimmer setzt? Kann sie sich mit einem hohen Geländer ringsum absperren, wie es der Geschäftsmann in seinem Bureau thut, oder nicht sehen oder hören, was außen vorgeht, wenn auch die Schürzen der Kinder Feuer fangen oder diese sonst Unheil anrichten, gerade wenn sie am Meisten beschäftigt ist? Muß sie sich nicht fünfzig Mal am Tage unterbrechen, um kleine, schwierige, unaufschiebbare Streitfragen zwischen Brüdern und Schwestern zu schlichten? Und wenn die Nacht kommt und sie sich nach aller dieser Arbeit müde niederlegt zu einem oft gestörten Schlafe, wirft sie sich dann nicht oft die arme Seele! vor, den ganzen lieben Tag nichts gethan zu haben, als auf die Kinder zu sehen?

„Ich möchte den Mann sehen, welcher mit allen diesen Entmuthigungen und oft mit schwacher Gesundheit so geduldig und sanft das tägliche Werk vollbringen würde, welches nur Gott und seine Engel genügend

zu würdigen vermögen. Und hat der Geschäftsmann nicht seinen stärkenden Spaziergang in freier Luft, während diese Hausmütter aus Mangel daran blaß und schwach werden, und oft eine Woche oder vierzehn Tage lang das Haus nicht verlassen, um Ruhe, Veränderung oder Erholung zu suchen!

„Geschäftsmänner!“ wiederhole ich. „Man sehe diese armen, geduldigen Geschäftsfrauen, diese Märtyrerinnen ihrer unanerkannten mühevollen, oft unbelohnten Pflichten! Wer denkt je daran, ihre gewöhnlichen, alltäglichen weiblichen Tugenden zu preisen!“

Literatur.

Wie bereits eine „Anthologie der Zimmermannssprüche und Kranzreden“ und „Weiherreden für Dach- und Schieferdecker“ vorhanden sind, so bringt jetzt die nämliche Verlagshandlung (Voigt in Weimar) und zwar in der nettesten Ausstattung auch „Sprüche und Reden für Maurer bei Legung des Grundsteins der verschiedenartigsten Bauten“ (18 Sgr.). — Wir sind der Meinung, daß die vorliegende Sammlung für alle vorkommenden Fälle Befriedigung gewähren wird, und wünschen, daß sie dazu beitragen möge, eine schöne althergebrachte Sitte zu fördern, welche wohlgeeignet ist, dem achtbaren Maurerhandwerke ein gewisses ehrwürdiges Ansehen zu verleihen und diesem zünftigen Gebrauche die rechte Weihe zu geben. —

Lesefrüchte.

Das Schlafen spielt mit dem Menschen, wie der Mensch mit dem Wachen.

Das Bett ist ein guter Beichtstuhl und die Audienz des Gewissens.

Verschiedenes.

Die Schwämme wachsen bekanntlich sehr rasch und entwickeln dann eine bedeutende mechanische Kraft. In einem englischen Orte wurde ein Pflasterstein von 21 Zoll im Geviert und einem Gewicht von 83 Pfund durch eine Masse von Schwämmen aus der Erde gehoben. In einem andern Falle wurde ein Faß Wein Ursache zu einer ungeheuren Vegetation von Pilzen in einem verschlossenen Keller, dessen Thür von den Pilzen förmlich verbarrikadirt wurde. Das leere Faß befand sich, als man endlich den Keller gewaltsam öffnete, oben an der Decke, wohin es die Pilze triumphirend emporgehoben hatten.

In England kommt eine neue Art von Gabeln in Gebrauch, mittels deren man mit dem Fleischbissen zugleich etwas Sauce aufnehmen kann. Zu diesem Zwecke sind die oberen Flächen der Zinken etwas vertieft und bilden einen von der Spitze bis zur Wurzel sich erweiternden Canal.

Das schöne Geschlecht wird in kleinen Erzählungen des „Talmud“ durchgängig sehr übel mitgenommen. Der Rabbi Sebat-Ejafim behauptet: „Gott habe zehn Maaß Plauderkorn auf die Erde geworfen, wovon die Weiber neun für sich genommen.“

Buchstabenräthsel.

Gezeichnet findet man mich im Gemeinde-Plan,
Auch trieben Herren gar verschied'ner Class
Unlängst auf mir absonderlichen Spaß;
Sie leerten bald manch' Fäßchen Bier
In freier Luft, jedoch auf mir!
Mir raubten sie, was nie noch vor sich fand,
Mein Winterkleid; es war ein schwer Gewand.
Zertrennt besitz't's ein Herr, hat's im Verborg'nen liegen,
Ja selbst um 1000 Gulden kannst du's von ihm nicht kriegen.
Wenn jetzt mein Nam' noch unbekannt,
Der nehm' zum Schreiben was zur Hand;
Setz du zwei i nicht allzufrüh,
Ein kleines e, zwei e, ein w,
Das f und i, wie stellst du es? —
Ein x, zwei h, die stelle ja,
Wie's klingt und paßt, und sieh, du hast
Das Räthsel g'faßt.

Großfischlingen. Seiffer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzkühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 20. Dienstag, den 16. Februar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

13.

Es ist der Morgen nach der vorgeblichen Trauung. Die Neuvermählten, — für einige Zeit müssen wir dem Paar wohl diesen Titel beilegen, — sitzen an einem reich versehenen Frühstückstisch, in einem reizenden Gemach, mit der Aussicht auf den Fluß.

Oswald lehnt nachlässig in seinem weichen Sessel und betrachtet mit unverstellter Bewunderung das entzückende Zigeunermädchen, welches in einem bezaubernden, kleidsamen Morgenanzuge, mit strahlendem, in Seligkeit schwimmendem Blick, die Honneurs des Mahles macht.

Er genießt in behaglicher Ruhe das Liebliche der Situation, ohne sich darin auch nur durch den Schatten des Gedankens stören zu lassen, daß er ganz unwürdig sei, den Schatz der Anmuth und unbegrenzter Liebe, den Zerlina ihm als Mitgift zugebracht, sein eigen zu nennen.

„Ich muß mit dem Einuhrzuge nach London, mein Liebling," sagte er und wählte dabei gemächlich unter den Delicatessen des Frühstücks, „es thut mir leid, Dich schon so bald nach unserer — nach — unserer Heirath zu verlassen, aber Du mußt suchen, mich während meiner Abwesenheit zu vergessen. Du wirst auch Stoff genug zur Unterhaltung hier finden."

„Dich vergessen! O Percy, wie kannst Du das für möglich halten?" war die halb zärtliche, halb vorwurfsvolle Antwort.

„Nun, mein Engel, ich meine es nicht gerade wörtlich; Du sollst nur nicht zu viel an mich denken, wenn Umstände mich nöthigen, von Dir fern zu sein, Du möchtest sonst mißvergnügt werden. Ich kann leider nicht immer bei Dir bleiben."

Ein Ausdruck der Ungeduld nahm einen Moment von Zerlina's schönen Zügen Besitz, als sie diese Worte vernahm; allein sie schien auch entschlossen, ihr heftiges Temperament in seiner Gegenwart wo möglich bis zum kleinsten Anzeichen desselben zu bändigen, und sie entgegnete mit anscheinender Ruhe:

„Dein Bild wird in meinen einsamen Stunden meine tröstende Gesellschaft sein, wie und wo ich sie zubringen möge, und ich könnte mich kaum über Deine Abwesenheit für Stunden beklagen, da ich weiß, daß Du für's ganze Leben mir angehörst."

Und in dem Gefühl der Seligkeit, das dieser Gedanke eingab, alles Andere vergessend, sah sie mit dem Blick leidenschaftlicher Liebe in des Wüstlings edel-schönes Antlitz, welches jetzt ein Lächeln heimlichen Spottes erhellte, das sie für ein Zeichen der Zärtlichkeit deutete.

„Aber, Percy," fuhr sie plötzlich fort, „wann denkst Du, daß ich Dein schönes Haus in der Stadt werde betreten dürfen? Wie bald meinst Du, daß ich fähig sein werde, öffentlich als Deine Gattin zu erscheinen? Ich sehne mich so darnach, Alles zu sehen, was Deine Liebe mir gegeben hat!"

„Eitelkeit!" dachte Seine Lordschaft mit einem Gefühl tiefer Befriedigung, „Dank dem Himmel, sie ist eitel. Diese Eigenschaft verstehe ich zu behandeln."

Dann sagte er laut:

„Mein süßes Kind, das Verlangen ist gegenseitig. Du kannst nicht eifriger wünschen, meine verschiedenen Wohnsitze zu sehen, als ich, meine liebliche Gattin in dieselben ein-

Digitized by Google

zuführen; aber dies wird wohl erst in einigen Monaten geschehen können. Du kennst bereits meine Gründe für diese einstweilige Zurückgezogenheit."

„Ja, Percy, aber ich könnte doch wenigstens Deinen Landsitz besuchen. Ich wäre dort so verborgen als hier, und Niemand würde Etwas von mir erfahren."

„Nun, dies ist doch auch ein Landsitz, nicht wahr?"

„Ja, — aber, — aber —"

Sie stockte und erröthete. Sie schämte sich, ihr ehrgeiziges Verlangen in seinem ganzen Umfange einzugestehen. Die Wahrheit war, daß die Villa, in der sie sich eben befand, obwohl schöner und größer als irgend ein Haus, das sie je bewohnt, ihr doch nicht umfangreich und großartig genug erschien.

Sie wäre lieber die Herrin eines stattlichen, düstern Schlosses, und eines Gefolges im Dienst ergrauter Untergebener geworden, als die Bewohnerin eines heitern, eleganten Ortes, mit zwei oder drei modern geschulten Domestiken.

„Du mußt geduldig sein, Lieb," antwortete der Edelmann. „Ich kann Dir für den Augenblick keinen bessern Aufenthalt als diesen anbieten. Wie ich mich auch sehne, meine reizende Königin der bewundernden Welt vorzustellen, so kann ich es doch jetzt noch nicht thun."

„Ich verlange auch nicht, schon jetzt bei Deinen vornehmen Bekanntschaften eingeführt zu werden, Percy; aber ich könnte doch gewiß zu dem entlegenen Ort, den Du die Abtei nennst, gehen."

Zerlina hegte den unbezwinglichen Wunsch, als Eswald's Gattin gerade dies Besitzthum zu besuchen.

„Und gaffende Bauern zuerst meine holde Zerlina erblicken lassen!" rief Eswald mit gut nachgeahmter Verachtung aus.

„O — nein," fügte er hinzu, „wenn sie zuerst öffentlich erscheint, so soll es in einer solchem Glanzgestirn würdigen Atmosphäre geschehen, und nicht in einer Wildniß wie —shire."

„Aber, mein theurer Lord und Gatte," beharrte Zerlina mit Enttäuschung im Ton, „warum wünschest Du mich denn gerade in dieser Villa mehr denn irgendwo sonst zurückzuhalten? Ich bin zu unbedingtem Gehorsam in allen Stücken bereit, aber —"

„Bist Du denn entschlossen, immer die Gründe von Allem zu wissen?" fiel Eswald mit düster werdender Miene ein. „Gelobtest Du nicht erst gestern Abend, mich zu lieben und mir zu gehorchen?"

„Ja, Percy, o ich thue es, — ich will — ich will!" rief das junge Geschöpf halb erschreckt.

„Dann wisse, Zerlina, daß ein wirklich liebendes Weib gehorcht und glaubt, ohne zu fragen," war die fast strenge Antwort.

Zerlina erröthete.

„Er hat Recht," dachte sie. „Es ziemt sich nicht für mich, in seine geheimen Beweggründe eindringen zu wollen, nachdem er mich durch seine Hand so hoch geehrt hat."

Eswald aber, der in ihren Zügen ihre Reue las, zog sie zu sich, streichelte ihre Sammtwange und sagte begütigend:

„Liebe mich, Kind, ohne zu fragen; vertraue mir, ohne zu zweifeln; höre mich an, ohne zu argwöhnen; — dies ist der einzige Weg, der uns in der Verbindung, die wir geschlossen, zu vollkommenem Glücke führen kann."

„Ich will Alles thun, was Du willst," stammelte Zerlina.

Aber schon hatte sich ein Schatten über ihren Sinn gelagert und ein Dorn ihr Herz berührt; und noch ungewöhnt an Verstellung, konnte sie dem vielgeübten Auge Eswald's dies nicht verbergen.

„Du wirst hoffentlich nicht so kindisch sein, Dich durch meine Worte verstimmen zu lassen," sagte er; „eine trübe Stirn ist durchaus nicht nach meinem Geschmack, und Du mußt vermeiden, mich zu ermüden."

„Vergib mir, Percy," entgegnete das Mädchen leise und unterdrückte die aufsteigenden Thränen, „ich bin noch ungeübt in Selbstbeherrschung."

„Du sollst Dich auch nicht verstellen, thörichtes Kind," schmeichelte er wieder, „ich glaube doch nicht, ein so strenger Gebieter zu sein, daß Du es nöthig hast, vor mir ein Lächeln zu erzwingen, das Deine Seele nicht empfinden könnte?"

Und mit der vollen Wiederkehr der frühern

Digitized by Google

Zärtlichkeit zog er sein arglosses Opfer an seine Brust und wehrte jetzt nicht den Thränen, die den schönen Augen Zerlina's entfielen, diesmal aber dem Glücke angehörten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein kleines Drama.

Das nachstehende interessante, zweiactige Drama erfahren wir aus verbürgter Quelle: Der 80jährige russische Graf X. in Warschau reiste vor einigen Wochen nach Petersburg, um sich dort einige Wochen aufzuhalten. Seine Tochter Alexandra, ein bildschönes Mädchen, blieb unter der Obhut einer alten zuverlässigen Dienerin zurück. Schon an demselben Abend erblickte einer der Diener des Grafen im Corridor des Hauses einen bleichen jungen Mann, der den Arm in der Binde trug und fragend vor ihm stehen blieb. Der Diener starrte ihn erschreckt an. „Um der heiligen Jungfrau willen, Herr von **!" rief der Diener außer sich. „Wie kommen Sie nach Warschau zurück! Wenn man Sie erkennt, Sie sind des Todes!" „Ich weiß es, Iwan!" antwortete der junge Mann mit ruhigem Lächeln. „Da ich aber einmal hier bin, und da ich Ursache habe zu glauben, daß meine Anwesenheit in Warschau verrathen ist, ja, daß man mich bereits sucht, wirst Du mich hier im Hause die Nacht hindurch verstecken. Du weißt, Iwan, auch Du bist des Todes, wenn man erfährt, daß Du einen der Unsrigen verrathen oder gar ausgeliefert!" — „Da sei Gott vor!" rief der alte Diener zitternd bei dem Gedanken an die geheimnißvolle Macht der ebenso geheimnißvollen polnischen Nationalregierung. „Wie wäre ich im Stande, Sie, Herr von **, zu verrathen!" — „Gut, so weise mir einen Versteck an und vergiß nicht, daß Du mit Deinem Leben für meine Sicherheit hafteſt!" — Zitternd führte der alte Diener den jungen Polen in eins der entlegensten Gemächer; zitternd verbrachte er die Nacht ohne Schlaf.

Gegen Mitternacht glaubte er Tritte in den Corridoren zu hören. Sie kommen, um ihn zu holen, und ich bin verloren! rief der Alte bebend und lauschte. Aber Alles ward wieder still und die Nacht verstrich. Kaum graute der Morgen, als Lärm im Hause entstand. Jetzt kommen sie gewiß! rief der Alte und erhob sich in Todesangst vom Bette. Aber sie kamen nicht. Alles im Hause war jedoch in Verwirrung, denn Alexandra war nicht zu finden; ihr Bett stand unberührt da, keine Spur von ihrem Verbleiben. Der alte Iwan wußte nicht, wo ihm der Kopf saß. Leise schlich er nach dem Zimmer, in welchem er den jungen Polen versteckt. Auch dies war leer. Der alte Iwan wußte jetzt noch viel weniger, wo ihm der Kopf saß. Er kehrte zurück und vernahm, die junge Comtesse müsse entflohen sein, denn sie habe ihre nothwendigsten Kleidungsstücke und ihre Kostbarkeiten mitgenommen. — Dem alten Iwan stieg ein Gedanke auf: der Pole war fort, die Comtesse war fort; er wußte, daß Beide sich vor Ausbruch der Revolution heimlich geliebt hatten. Iwan hütete sich indeß wohl, zu verrathen, daß er gestern Abend in thörichter Angst sich habe überlisten lassen, daß er selbst den Fuchs in den Taubenschlag eingesperrt.

Der zweite Act spielt vierzehn Tage später in einem deutschen Badeort. Hier sah man in einer der letzten Wochen einen interessanten jungen Mann mit dem Arm in der Binde, an dem andern Arm ein reizendes junges Weib. Es hieß: das sei der Pole Herr von ** mit seiner jungen Gattin. Da er den Arm in der Binde trug, combinirte man, daß er zu den Insurgenten gehöre, und das machte ihn doppelt interessant. Am dritten Tage ihrer Ankunft standen Beide am grünen Spieltisch und die junge Polin opferte eben einige russische Goldstücke dem Gott Hazard, als sie plötzlich erbleichte und einen Angstlaut ausstieß. Ihr Verlust im Spiel war gering gewesen, nicht der Mühe werth, deßhalb zu erschrecken. Der Blick der jungen Frau hing übrigens auch nicht an dem eben verlorenen Goldstück, das der Croupier mit vielen anderen gleichgültig an sich raffte, sondern an dem Antlitz eines alten, graubärtigen Herrn, dessen kleine schwarze Augen wie ein paar blitzende Dolche auf sie gerichtet waren. — „Mein Vater!" lispelte sie kaum hörbar und verschwand wankend am Arm des jungen Polen aus der Gesellschaft, die sich um den Spieltisch drängte.

Digitized by Google

Ohne seine Tochter eines Blickes zu würdigen, trat im Kurgarten vor dem Spielzimmer der alte Graf zu dem Polen, nahm ihn beim Arm und führte ihn zur Seite. „Herr von **," sagte er, „Sie haben meine Tochter entführt; Sie sind ein Schurke!" — „Herr Graf," antwortete der Pole mit derselben Ruhe; „ich bestätige das Erstere, bestreite aber das Letztere. Alexandra liebt mich; da die Politik uns trennt, blieb mir kein anderes Mittel!" — „Mir aber bleiben deren zwei," fuhr der Graf fort. „Ich führe meine Tochter zurück und müßte ich die Hülfe der Behörden in Anspruch nehmen; Ihrer mir lästigen Person wird mich jedoch eine Kugel entledigen." — „Wie Sie befehlen, Herr Graf! Lassen Sie aber das Letztere das Erste sein; es erscheint mir um Alexandra's willen so am Besten!" „Sie werden von mir hören!" antwortete der Graf und gab der zitternd dastehenden Tochter einen Wink, ihm in die vor dem Kurgarten stehende Equipage zu folgen. Schweigend entfernte sich diese, einen langen bedeutsamen Blick auf den Geliebten zurückwerfend.

An demselben Abend, als Alexandra in das Zimmer ihres Vaters tritt, um noch ein Mal händeringend den Vater um Gnade und Verzeihung zu bitten, fand sie ihn in seinem Zimmer, auf dem Sopha sitzend, das Auge starr vor sich hingerichtet. Mit Entsetzen sah sie vor ihm auf dem Tisch eine geöffnete Pistolen-Kasette stehen. Jammernd warf sich das unglückliche Weib vor ihm auf die Kniee und nannte ihn bei den zärtlichsten Namen. Er schwieg und blieb unbeweglich. Alexandra ergriff verzweifelt seine Hand. Sie schrack entsetzt zurück, denn diese Hand war kalt und starr. Sprachlos schaute sie auf. Auch sein Auge blieb eben so kalt und starr. Die Unglückliche sprang auf, sie schlang ihre Arme um ihn und rief: „Vater! mein Vater, hörst Du Deine arme unglückliche Tochter nicht!" Keine Antwort. — „Todt!... Todt!... Und ich habe ihn gemordet!" — Mit einem Schrei sank Alexandra zu Boden.

Nicht der Zufall, die Kugel, sondern die Vorsehung hatte entschieden: Graf X. war vom Schlage getroffen. — — Die russische Kapelle des Badeortes war vor einigen Tagen der Schauplatz der stillen Vermählung eines trauernden Paares, das so eben erst vom Friedhofe zurückgekehrt.

Lesefrüchte.

Prüfe: von wie Vielen wirst du geschätzt? von welchen Personen wirst du geliebt, und mit welcher Treue? — so kannst du dir eine Vorstellung von deinem eigenen Werthe machen.

Gehe nicht auf fremden Füßen, denke nicht mit bezahlten Köpfen, verdiene dein Brod nicht mit deines Nächsten Händen, höre und sehe mit eignen Ohren und Augen; so wird es dir wohl gehen und du wirst lange leben auf Erden.

Verschiedenes.

Roderich Benedix erhielt gelegentlich seines Jubiläums am 18. Januar vom König von Bayern den Michaelsorden. Die Prinzessin Amalie von Sachsen beehrte den Jubilar mit einer eigenhändigen Zuschrift des Inhalts: „Dem freundlichen Dichter, welchem wir so viele heitere Stunden verdanken, wünsche Glück zum Jubelfeste." Von der Generaldirection des Hoftheaters in Dresden ist ihm in Anerkennung seiner Verdienste um die deutsche Bühne für die beiden von ihm verfaßten und an der Dresdener Bühne zum ersten Mal am 18. Januar aufgeführten Stücke „Der Dritte" und „Das bemooste Haupt" ein Honorar von 24 Friedrichsd'or zugesendet worden.

Ein Güterbesitzer, der seine großen Schulden durch immerwährendes Holzschlagen zu decken suchte, fragte eine Dame kurz vor seinem Tode, zu welcher Grabschrift sie ihm wohl rathe? — „Eröffnen Sie," antwortete die Dame, „die Grabschrift mit dem Motto: Nun ruhen alle Wälder."

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 49:
Fischweiher. (Eis.)

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler Jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 21. Donnerstag, den 18. Februar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Percy stand auf und führte Zerlina unter eine kleine Säulenhalle, die vor den Fenstern hinlief.

„Wie wirst Du Dich heute unterhalten?“ fragte er. „Dort sind Pferde, wenn Du reiten willst, ein Brougham, falls Du eine Spazierfahrt vorziehst; auch liegt ein kleines Boot bereit, solltest Du eine ruhige Stunde auf dem Flusse zubringen wollen.“

„Wie gut und besorgt Du bist, Percy!“ rief sie aus. „Ich will heute nur einen kleinen Spaziergang machen und alles Andere aufschieben, bis Du mein Führer und Beschützer sein kannst.“

„Wie Du willst, mein Liebling; und wisse, daß der Page Ulrich, mit dem ich gestern Abend einen Augenblick in der Halle sprach, eine passende Begleitung für Dich sein wird. Er ist zuverlässiger, als die andern Dienstboten, und nicht halb so neugierig, deßhalb habe ich ihn zu Deinen Befehlen eigens hieher beordert.“

Bald darauf nahm Lord Eswald von seiner schönen Gefährtin zärtlich Abschied und ritt zur Eisenbahnstation. Mit freudigem Stolze sah sie seiner stattlichen Erscheinung nach, bis eine Wegesbiegung ihn ihren Blicken entzog.

Plötzlich flüsterte eine Stimme in ihr Ohr: „Zerny!“

Mit einem Ausruf der Ueberraschung wandte sie sich um und gewahrte den Pagen Ulrich.

Sein Kopf war jetzt unbedeckt, und in den reichen goldenen Locken, in der klaren jungen Stirn, den schimmernden blauen Augen, so schüchtern und unschuldig in ihrem Ausdruck, erkannte Zerlina die Gespielin ihrer Kinderjahre, — die langverlorene Eola!

Im nächsten Augenblick lagen sie einander in den Armen, denn ungeachtet ihrer entgegengesetzten Neigungen und des mancherlei Haders, der ihr früheres Zusammenleben bezeichnet, waren sie doch als Kinder desselben Volkes einander im Herzen zugethan und durch Erinnerungen an das, was sie Heimath genannt, mit einander verbunden. Sobald jedoch die erste warme Aufwallung vorüber, erinnerte sich die Aeltere, daß sie Lady Eswald war, und die Jüngere, daß sie schmählich verlassen worden.

„Ah, Zerny! Wie konntest Du so grausam gegen mich sein?“ rief die Letztere.

„Was bedeutet diese sonderbare Verkleidung?“ rief die Erstere.

Dann blickten sie sich in stummem Erstaunen an. Zerlina brach zuerst das Schweigen.

„Ich vermuthe, Du weißt, — Du hast gehört,“ stammelte sie, „daß ich jetzt, — daß ich als Lady Eswald hier bin?“

„Ich habe nichts gehört, — ich weiß nichts,“ entgegnete der Pseudopage, „die Leute hier sind wie taub und stumm.“

„Das ist des Lords Wunsch,“ bemerkte Zerlina mit Stolz; „unsere Heirath soll für einige Zeit geheim bleiben, und natürlich dürfen die Domestiken nicht darüber sprechen.“

Eola zuckte bei dem Worte „Heirath.“ Durch langes Grübeln und allmälige Kenntniß des Getriebes der Welt war sie zur Gewißheit über ihrer Mutter Schicksal gelangt, und sie fragte sich, welches größere Recht denn Zerlina hatte, als die unglückliche Urheberin ihres Daseins?

Und welche sonderbare Glückslaune hatte die Gefährtin ihres wandernden und ärm-

lichen Heimathlebens auf die Höhe des Reichthums und weltlicher Ehren gehoben, während sie, — das Kind des Mannes, den Jene Gatte nannte, — in lästiger Verkleidung das Brod der Dienstbarkeit essen mußte?

Aber ihre natürliche Seelengüte besiegte die aufsteigende Bitterkeit und rief die Sorge für Zerlina wach.

„Bist Du auch gewiß," sagte sie, „seine Gattin zu sein?"

„Wie kannst Du eine solche Frage wagen?" rief Jene mit aufbrausendem Zorn, „wie darfst Du Dich erdreisten, meine Ehre in Zweifel zu ziehen?"

„Vergib mir, Zerny!" flüsterte Cola traurig, „ich hätte so nicht fragen sollen; es kam daher, weil ich dachte, wie Andere betrogen wurden."

„Andere — betrogen! Was soll das heißen? Doch nicht, — gewiß, — doch nicht, — Du —?"

Zerlina's dunkles Auge heftete sich mit einem Ausdruck argwöhnischer Eifersucht auf das verkleidete Mädchen.

Cola's feines Gefühl deutete den Argwohn in rechtem Sinne, und mit tiefem Erröthen erwiederte sie:

„Fürchte nichts. Ich bin keine der Betrogenen."

„Dann, um's Himmelswillen, wie kommst Du hieher? Was bist Du hier? Was ist Dir Lord Eswald?"

„Er ist — er ist —"

„Sprich!" gebot Zerlina ungeduldig.

„Ich bin sein Kind," sagte Cola leise, ohne die Augen vom Boden zu erheben.

„Sein Kind!" schrie Zerlina auf. „Sein Kind, sagtest Du? Es kann nicht sein. Du rasest, Cola."

„Es ist dennoch wahr, leider," entgegnete der Page. „Ich bin das Kind eines langvergessenen, schmählich verlassenen Wesens, das er einst geliebt."

„Ha! Wie kann ich es glauben? Und wenn es wahr wäre? Du bist also nicht meines Onkels Tochter? Bist Du nicht bei uns geboren?"

„Ich bin nicht Ralph's Tochter; wo ich geboren wurde, weiß ich nicht."

„Wie aber kamst Du zu der Kenntniß des Geheimnisses?"

„Das will ich Dir sagen. Du erinnerst Dich doch, daß kurz zuvor wir von den Zigeunern wegliefen, wir eines Tages am Waldesrand in —shire zwei Reiter trafen?"

„Ja, gewiß. Der Eine war Lord Eswald. Immer seitdem habe ich an ihn gedacht!" sprach Zerlina mit Innigkeit.

„Ja, und der Andere war sein Vetter, der später auf Reisen ging," sagte Cola seufzend, wie sie immer that, wenn sie Elwyn's gedachte.

„Als wir das Gold nach Hause brachten, das sie uns gegeben, gab es einen Streit zwischen Großmutter und Ralph, weil der Letztere das Gold verfluchte."

„Ja, ja, ich erinnere mich, und daß Mutter sagte, es wäre nur billig, daß er ein elendes Goldstück zum Unterhalt seines eigenen Kindes hinwürfe."

„Wir legten damals der Rede keine besondere Bedeutung bei. Später jedoch, in Croydon, belauschte ich ein Gespräch zwischen Ralph und Deiner Mutter Linda, welches mir Alles enthüllte."

„Und dies Alles verschwiegst Du mir?" rief Zerlina vorwurfsvoll. „Du machtest mich nie zur Vertrauten."

„Vergib mir, Zerny. Ich war ein thörichtes Kind und fürchtete Deine Neckereien."

„Ah, — das war es. Aber nun, diese Verkleidung? Was bedeutet das? Und warum bist Du in Seiner Lordschaft Diensten?"

„Ach, Zerny, ich liebe meinen Vater so sehr. Als Du mich verließest —".

„Ich verließ Dich nicht, Cola; ich ließ mich für eine Weile hinweglocken, während Du schliefst, und als ich wieder zu Dir eilte, warst Du verschwunden. Aber erzähle mir Deine Geschichte, später sollst Du die meine hören."

(Fortsetzung folgt.)

Das Porträt.

Unter den Geistlichen war und blieb Bischof Dr. Sack lange Zeit die erste Notabilität in Berlin. Er war zugleich der angenehmste Gesellschafter; was er sprach, war mit attischem Salze gewürzt, und in heiterer Stimmung verschmähte er es nicht, lustige

Digitized by Google

Anecdoten auf die angenehmste Art zu erzählen. Eines Abends fragte ihn Jemand in der Gesellschaft: „ob er sich habe malen lassen? Man wünsche allgemein sein wohlgetroffenes Bild zu besitzen.“ Sack antwortete: „Die Lust, mich konterfeien zu lassen, habe ich für immer verloren, seit mir darin etwas vielleicht sonst nie in der Art Erlebtes begegnet ist.

„Vor einigen Jahren besuchte ich einen lieben alten Freund auf dem Lande und fuhr mit ihm bei heiterer Witterung in einem offenen Wagen nach Freyenwald. Als wir auf das Feld kamen, bemerkten wir einen vor uns hergehenden, in kurzem Wammse arm gekleideten Mann. Sehen Sie, sprach Herr v. N. N. zu mir, wie seltsam hat der Mensch seine Beinkleider hinten geflickt, was mag das sein? Das sieht ja närrisch aus. Als wir näher herankamen, ließ er halten und fragte den Bettler: „was das für ein Gesicht sei, das er seinen Beinkleidern eingenäht habe?“

„Wer aber beschreibt das Erstaunen und den Unwillen des Hrn. v. N. N., als er bei näherer Betrachtung in diesem auf dem Gesäß eines Vagabunden angebrachten Bilde das Porträt seines eigenen Großvaters erkannte.

„Mensch! rief er empört, wie kommst Du zu diesem Bilde nud wie ist es an diese Stelle gerathen?

„Ach, gnädiger Herr, mir hat's ein Mann in Neustadt geschenkt.

„Wie hat der's erhalten?“

„Vor mehreren Jahren hat der Verwalter zu B. B., als der selige Herr v. N. N. starb, viele alte Schildereien und Charteken aus der Rumpelkammer verkaufen lassen. Darunter befand sich auch dies Porträt; und da gerade die Leinwand, worauf der Kopf abgemalt, noch am festesten war, so flickte meine Frau, weil wir keine anderen Lappen hatten, damit meine zerrissenen Beinkleider, und da ist das Bild nun gerade auf's Gesäß gekommen.

„Da kann es aber nicht sitzen bleiben! fiel Hr. v. N. N. ein. Mensch! es ist das Bild meines Großvaters. Ich gebe Dir zwei Thaler; schneide es aus! — Dies geschah denn auch sofort, und der Bettler entfernte sich trotz seiner defecten Beinkleider höchst vergnügt, indem er meinte, wenn er nur noch mehr solcher bemalter Leinwandstücke für seine Blößen und ebenso generöse Enkel finden könnte.

„So,“ schloß Sack, „kann es Einem gehen, wenn man sich malen läßt.“

Literatur.

Der auf dem Felde der naturwissenschaftlichen Phantasie bekannte Carus Sterne hat wieder ein Buch erscheinen lassen, das wir in recht Vieler Hände wissen möchten. Es heißt: „Die Naturgeschichte der Gespenster. Physikalisch-physiologische Studien. Mit 17 Illustrationen. Weimar. 1 Thlr. 15 Sgr.“ und glauben wir der trefflichen Schrift keinen besseren Empfehlungsbrief geben zu können, als indem wir hier eine Stelle aus des Verfassers Vorwort wiederholen. Er sagt nämlich u. A.: „Ich habe bei Abfassung des vorliegenden Buches nicht den Zweck im Auge gehabt, mit logischen und philosophischen Argumenten gegen die armen Gespenster zu agitiren, sondern im Gegentheil, ich wünschte dem seichten Aburtheil zu begegnen, daß ein Gespensterseher geradezu verrückt oder wahnsinnig sein müsse, um die betreffenden Wahrnehmungen zu machen; daß nur abergläubische Leute dergleichen Scheingestalten erblicken könnten und ähnlichen unhaltbaren Behauptungen mehr. Ich suchte nicht zu beweisen, daß diese Wesen durchaus ein leeres Nichts seien, grundlose Einbildungen, wie sie so oft genannt werden; sondern ich versuchte die Furcht vor denselben dadurch um so zuversichtlicher zu vernichten, daß ich ihre eigentliche Natur und psychologische Bedeutung vom wissenschaftlichen Standpunkte darlegte und zeigte, daß wir nichts als ein durch natürliche Ursachen gegebenes Phänomen vor uns haben. — Nur eine klare Einsicht in das innere Wesen des Gespenstes vermag es, den Menschen unter allen Umständen von der Gespensterfurcht frei zu halten, nicht die bloße übereilte und nichtssagende Redensart, die Gespenstergeschichten seien Unsinn, haltloses Geschwätz und Erdichtungen.“

Digitized by Google

Lesefrüchte.

Laß bei gutem Bewußtsein die Unverständigen schreien und verfolge getrost deinen Weg! Das Beste ist noch überall gekreuzigt worden.

Glück wie Unglück reißen den Spieler auf der nämlichen Bahn fort. Sie sei mit Dornen oder mit Blumen bestreut, hebe sich der Fuß voll Lust, oder schleiche er dahin wie ein Leidtragender zum Grabe seines Glücks — das Ziel ist dasselbe, früher oder später: Leid, Elend, Reue.

Verschiedenes.

Eine Enthüllung der britischen „Armee-Zeitung" erregt allgemeine Heiterkeit. Die Geschichte betrifft den unlängst verstorbenen Feldmarschall Clyde (Sir Colin Campbell) und war bisher aus Rücksicht auf die außerordentlichen Verdienste des großen Mannes strengstens geheim gehalten worden. Als der Kronprinz von Preußen mit der ältesten Tochter der Königin Victoria verlobt war, verlieh ihm die Beherrscherin Großbritannien's den Hosenband-Orden, und Lord Clyde wurde beauftragt, denselben nach Berlin zu überbringen. Als er sich im Windsorschloß meldete, um die Insignien in Empfang zu nehmen, wurde ihm mitgetheilt, es seien noch einige Verzierungen nicht fertig, und man werde ihm den Orden an seine Adresse in London senden. Am bestimmten Tage erhielt er auch von Windsor eine wohlverpackte Schachtel mit dem königlichen Siegel. Mit militärischer Pünktlichkeit trat der Marschall sofort seine Reise nach Preußen an. In Berlin angekommen, erbat und erhielt er unverzüglich eine Audienz beim Kronprinzen, nachdem er sich auf eine passende Anrede vorbereitet. Jetzt erst erbrach er die königl. Siegel und öffnete die Schachtel, um die Ordenszeichen herauszunehmen; aber gewaltig war die Bestürzung des auf mehr als fünfzig Schlachtfeldern unerschütterten Helden, als er statt des Hosenband-Ordens ein wohlbekanntes englisches Familienbackwerk mit Rosinen erblickte. Die Prinzessin-Braut hatte es eigenhändig für ihren Verlobten gebacken und wollte die gute Gelegenheit benützen, dem Kronprinzen mit der irdealen Gabe zugleich eine materielle zukommen zu lassen. Die Schachtel mit dem Orden aber war durch Versäumniß eines Dieners ein Paar Stunden später in London abgegeben worden, und so hatte der Feldmarschall Lord Clyde allein mit dem Rosinenstollen die weite Reise gemacht. Der später angekommene Hosenband-Orden wurde dann in einer zweiten Audienz übergeben.

Einige Tage, nachdem die Bundesexecutionstruppen in Holstein eingerückt waren, tritt ein Berliner in eine Kneipe mit der aufregenden Nachricht: „Die Sachsen sind angegriffen." Wie? Was? ruft es aus allen Ecken. „Von der Kälte," fährt der Berliner fort und freut sich seines guten Einfalls.

Um einen Mathematiker zu foppen, fragte ihn Jemand: Wenn 4 Kälber 360 Pfund wiegen, wie viel wiegt ein alter Ochse? — Stellen Sie sich auf eine Wage, dann will ich's Ihnen ganz genau sagen, erwiderte der Gefragte gelassen.

Buchstabenräthsel.

Mit B hab' ich vereinet
Viel tausend Freunde schon,
Mit F hatt' ich gewonnen
Mir einen guten Lohn.

Mit H bin ich ein Thier,
Deß' Treue wohl bekannt,
Mit M dien' ich zur Nahrung
Und bin der Liebe Band.

Hängst Du ein e noch hinten an,
Geh' ich mit K durch's ganze Land,
Mit L bring' ich kaum merkenswerth
Oft viele Häuser in den Brand.

Mit St bin ich dein Zeitendeuter
Und werde auf dem Thurm geschlagen,
Mit W bin ich nicht angenehm,
Ich bringe lauter Weh' und Klagen.

K — n.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Hüller jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 22. Samstag, den 20. Februar **1864.**

Der letzte Postillon.

Gewidmet dem letzten Postillon der Grafen von Leiningen und seinen Collegen.

Mel: Schier dreißig Jahre bist du alt ꝛc.

Ich hab' so manches Jahr hindurch
Als Postillon gedient
Und hab' auf allen Straßen
Mein Leiblied aufgeblasen
Auf meinem treuen Horn! —

Auf meinem Wagen lebt' ich froh —
Den Himmel über mir —
Und konnt' durch meine Weisen
Den gütigen Schöpfer preisen
Auf meinem treuen Horn! —

Den Mantel um die Lenden,
Die Zügel in der Hand,
Fuhr ich bei Sturm und Winden
Und wußt' mein Lied zu finden
Auf meinem treuen Horn! —

Den Hut geziert mit Kronen
Und einem Federbusch,
Den Rock mit Silbertressen —
So bin ich dagesessen
Und blies auf meinem Horn! —

Und sausend ging es fort und fort
Durch Gottes weite Welt;
Obgleich die Rosse schnoben
Und Kies und Funken stoben, —
Ich blies auf meinem Horn! —

Auf meinem hohen Sitz so schön
Erblickt' ich die Natur
Und sah auf beide Seiten
Hinab mit stillen Freuden, —
Zur Hand nahm ich mein Horn. —

Kam ich in's Städtchen dann hinein
Und sah mein Liebchen steh'n,
Dann konnte ich's nicht lassen,
Ein Stücklein aufzublasen
Auf meinem treuen Horn!

Fahr ich 'mal einst per Extrapost
In's Himmelreich hinein, —
Der Petrus öffnet mir das Thor,
Dann blas ich ihm ein Lied davor
Auf meinem treuen Horn!

Ich leg' den Schein ihm in die Hand,
Woher ich komm' und bin:
„Es kommt anhier vor Gottes Thron
Der allerletzte Postillon
Mit seinem treuen Horn. —

Er ward schier hundert Jahre alt,
Hat manchen Sturm erlebt, —
Er war stets treu und fuhr ganz fein,
Drum räumt ihm doch ein Plätzchen ein,
Mit seinem treuen Horn." —

Dürkheim. A. H. v. Alaridestatt.

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

14.

„Laß mich in meiner Erzählung kurz sein," begann Cola, „man könnte uns überraschen, und wir dürfen nicht zu viel und vertraut mit einander gesehen werden.

„Als ich auf den Treppenstufen der Kirche erwachte, sah ich Dich nicht. Ich glaubte anfänglich, Du hättest Dich aus Scherz versteckt, bald aber erkannte ich mit wachsender Angst, daß ich Dich, meine einzige Stütze, auch verloren hatte. Ich lief durch die

Digitized by Google

Straßen, ich rief Deinen Namen, — umsonst. Das Menschengewühl, meine Verzweiflung, Hunger und Erschöpfung raubten mir fast die Sinne. Ich hatte keinen Penny bei mir und keine Aussicht, Hülfe zu finden. Nur wie im Traum war ich mir bewußt, daß ich mich auf der Treppe eines großen Hauses niedersetzte und stumpfen Blicks auf ein anderes Haus hinsah, das gegenüber lag.

„Da öffnete sich die Thür desselben und zwei Herren traten heraus. Der eine winkte einem Fiaker und rief: „Nach Vauxhall!"

„Ich fuhr aus meiner Betäubung auf, — es war mein Vater!

„Ihn so unerwartet wiederzusehen, gab mir neue Kraft. Ich hatte nur noch einen Wunsch: nach Vauxhall zu gelangen, obschon ich keine Ahnung hatte, wo Vauxhall lag, und was es war.

„Ohne das Unsinnige meines Unternehmens zu überlegen, raffte ich mich auf und rannte in der Richtung hin, die der Wagen eingeschlagen. Es dunkelte bereits, in wenig Augenblicken war er verschwunden.

„Mein Gott, mein Gott!" rief ich laut und in Thränen ausbrechend.

„Was fehlt Dir, Kleine?" fragte mich Jemand.

„Ein elegant gekleideter junger Mann stand vor mir.

„Können Sie mich auf den Weg nach Vauxhall weisen?" fragte ich rasch.

„Was willst Du in Vauxhall?"

„Einen Herrn aufsuchen," entgegnete ich arglos.

„Der junge Mann lachte.

„Du bist aufrichtig," sagte er, „daher will ich es auch sein. Ich gehe ebenfalls nach Vauxhall, und um eine Dame aufzusuchen. Ich will sogar den Angenehmen für Dich spielen und Dich im Fiaker mitnehmen. Hast Du Geld? Nein? — Nun so bezahle ich auch das Eintrittsgeld für Dich!"

„Was ist denn Vauxhall, Sir," fragte ich.

„Halte mich nicht zum Besten, mein Engel, als ob Du's nicht wüßtest; — Lustgärten."

„Die Fahrt dauerte ziemlich lange, aber mein Begleiter sprach nicht mehr.

„Als der Wagen hielt, half er mir aussteigen, zahlte das Eintrittsgeld, sagte: „Dies ist Vauxhall," und ließ mich stehen.

„Musik, Gelächter und lautes Gespräch ertönte um mich her. Geputzte Gestalten, farbige Lampen, düstere Alleen, rauschende Bäume, weiße Statuen, plätschernde Fontänen, Alles schien sich vor meinem geblendeten Auge im Kreise zu drehen. Nur das Eine war mir sofort klar, — daß ohne einen besonders glücklichen Zufall ich in diesem Gewirr meinen Vater nicht würde herausfinden können.

„Von Neuem sah ich trostsuchend zum Himmel auf, und wirklich traf ein tröstender Anblick mein Auge. Ich gewahrte ein ausgespanntes Seil.

„Hier kannst Du Beschäftigung finden, sagte ich zu mir selbst.

„Ich fragte mich bis zum Unternehmer der Lustbarkeiten durch und bot ihm meine Dienste an. Er betrachtete ungläubig und mißtrauisch meine schmächtige Gestalt und mein blasses Gesicht, sagte aber, daß, wenn ich mich wirklich auf's Seiltanzen verstünde, ich ihm sehr erwünscht käme, denn dies sei die letzte Nacht und die einträglichste der Saison in London, und seine beste Tänzerin habe gestern einen Unglücksfall gehabt und sei außer Stande mitzuwirken.

„Ich bat und flehte, er möge es mit mir versuchen, die Noth trieb ihn zur Einwilligung. Man gab mir zu essen und zu trinken, legte mir die schimmernden Gewänder meiner verunglückten Vorgängerin an und ließ mich beginnen. Von dem Verlangen beseelt, dem Unternehmer keine Unehre zu machen, und noch mehr von dem Gedanken, daß mich vielleicht mein Vater sähe, that ich, was in meinen Kräften stand; rauschender Beifall bewies mir auch, daß ich die Vorstellung zur Zufriedenheit der Anwesenden durchgeführt hatte.

„Gleich darauf bot mir der Unternehmer an, mich bei sich zu behalten und nächsten Tages mit nach Manchester zu nehmen.

„Meinen Vater hatte ich nicht wiedergesehen.

„In Manchester mußte ich allabendlich in einem großen Saale mich im Seiltanzen produciren und erhielt eine verhältnißmäßig gute Bezahlung. Ich wohnte bei meinem neuen Herrn und seiner Frau und würde, ungeachtet der oft übeln Behandlung, vielleicht noch lange bei ihnen geblieben sein, wenn

nicht ein besonderes Ereigniß mich abermals schutzlos in die Welt hinausgetrieben hätte.

„Das Ehepaar hatte einen Neffen bei sich, einen kleinen, schwächlichen Knaben von kaum zwölf Jahren. Willie sollte aus Seiltänzer werden, war aber leidenschaftlich der Musik ergeben und hatte keinen höhern Wunsch, als Organist zu werden. Er nahm heimlich Unterricht auf der Orgel, und ich bezahlte die Stunden von meinem Verdienst. Sein Lehrer, der sich für ihn interessirte, verwandte sich bei einflußreichen Personen und erwirkte ihm eine Freistelle in einer Musikbildungsanstalt.

„Freimüthig theilte Willie seinen Angehörigen den Stand der Dinge mit und bat, die Laufbahn, die seiner Neigung angemessen war, verfolgen zu dürfen. Er fand den unerbittlichsten Widerstand und mußte eine schwere Mißhandlung erleiden. Noch Schlimmeres befürchtend, rieth ich ihm zur Flucht und half ihm dazu. Ich wußte, man würde meine Mitwirkung entdecken und mich für ihn büßen lassen, allein das schreckte mich nicht ab. Schläge waren mir nichts Fremdes, und sonst fiel mir keine Strafe ein, die man mir auferlegen könnte. Allein es kam für mich eine andere Strafe.

„Ich verlor meine Stelle, — man stieß mich aus dem Hause.

„Nun war ich wieder heimathlos. Eines jedoch hatte ich gelernt, seit ich nach Deinem Verschwinden die Erfahrung gemacht, was es heißt, ohne Geld zu sein. Ich trug, seit ich über etwas Geld gebieten konnte, immer eine kleine Summe versteckt bei mir. Dieser Umstand war dies Mal meine Rettung. Ich wußte mir keinen andern Rath, als wieder nach London zu gehen; laß mich Dir gestehen, Zerny, daß es die unbezwingliche Sehnsucht nach meinem Vater war, die den Rath unterstützte.

„Das Geld, das ich bei mir hatte, bezahlte die Eisenbahnfahrt, — in London angekommen, war ich abermals ohne alle Mittel. Aber den Kindern der Armuth ist Vieles bekannt, was Glücklichere nie erfahren; ich wußte, daß schönes, langes Haar gut bezahlt wird, und ich wußte auch, daß das meine schön und lang war. Ich suchte nach dem Laden eines Coiffeurs, trat ein und bot mein Haar an.

„Der Mann mußte an derartige Anerbietungen gewöhnt gewesen sein, denn er sah gar nicht erstaunt aus, sondern fing sogleich an, mein Haar, seine Farbe, Länge und Gewicht, zu untersuchen.

„Dann sagte er, es sei fünfzehn Schillings werth. Nach einigem Handeln erhielt ich einen Sovereign und überließ ihm dafür mein Haar.

„Nun ging ich in ein nahes Kaffeehaus und stärkte mich mit einer kleinen Mahlzeit.

„Zugleich benutzte ich die Gelegenheit, in der offen daliegenden Zeitung nachzulesen, ob nicht irgend eine für mich passende Stelle angezeigt war. Nach längerm Suchen fiel mein Auge auf die Zeilen:

„Gesucht, im Haushalt eines Edelmannes, ein junger Page von angenehmem Aeußern und anständiger Herkunft. Nachzufragen zwischen eilf und vier Uhr, Nro. 6, B. — Square."

„Es war meines Vaters Haus! Ich hatte in Manchester zu erfragen gewußt, wo er in London wohnte. Ich war dort mit verschiedenen Personen zusammengetroffen, welche mit Londoner Verhältnissen gut bekannt waren. Ich hätte aber aus der Anzeige keinen Nutzen ziehen können, wenn Willie mich nicht während der Zeit unseres Beisammenseins lesen gelehrt hätte.

„O Zerny, wie mein Antlitz glühte! Lord Oswald suchte einen Pagen, — mein Vater!

„War nicht mein Haar bereits knabenhaft geschnitten? Was brauchte ich mehr als einen Knabenanzug? Um meinem Vater nahe zu sein, konnte ich Alles wagen.

„In London erregt nichts Erstaunen. In der nächsten Stunde ging ich aus dem Magazin eines Händlers mit alten Kleidern als Knabe heraus, — der Erlös meines Haares hatte den Anzug bezahlt, — und wenig später stand ich vor Lord Oswald's Haushälterin, Mrs. Hardy, als Bewerber um die Pagenstelle.

„Sie sah ehrwürdig und gutmüthig aus, und nachdem sie meine aus Wahrheit und Erfindung zusammengesetzte Erzählung angehört hatte, als sie vernommen, daß ich ohne alle Angehörigen sei und meine letzte Stelle durch die Abreise meiner letzten Herrschaft von England verloren hatte, sagte sie mitleidig:

Digitized by Google

„Armes Kind, Sie sollen die Stelle haben. Sie sehen zwar zart und schwächlich aus, aber Ihre Pflichten sind auch leicht. Lord Eswald wünschte nur einen jungen, hübschen Pagen, und so wird ihm die Wahl schon recht sein."

„Die gute alte Frau hat seitdem stets mütterlich für mich gesorgt, und ich blieb in London in B. — Square, bis Lord Eswald mich hieher schickte.

„Meine Erzählung ist geendet. Seit fast zwei Jahren bin ich nun in meines jetzigen Gebieters Diensten; ich harre seines leisesten Winkes, ertrage geduldig seine wechselvolle Laune und bete ihn ungekannt im Stillen an."

Cola schwieg und senkte ihr kindlich-schönes Haupt in Kummer um die Vergangenheit, in Sorge für die Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Das Reinigen der Obstbäume von Moos, Flechten und Raupen sollte als zu den nothwendigsten Bedingungen eines fröhlichen Fortkommens und reichlichen Ertrags der Bäume gehörig immer mehr erkannt und fleißiger betrieben werden. Moose und Flechten wirken theils nachtheilig als Schmarotzerpflanzen, theils dadurch, daß sie Raupen und andere Insecten-Eier beherbergen; es erwachse dadurch den jungen Bäumchen besonders großer Nachtheil, und wird zu dessen Beseitigung im „Pfälzer Vereinsblatte" vorgeschlagen, früh Morgens im Monate Februar oder Anfangs März die Bäumchen, wenn sie noch naß vom Thaue sind, mit einem rauhen, trockenen Lappen, etwa von einem Salzsacke, von oben bis unten abzureiben. Mit wenig Mühe und Zeitverlust werde dann ein erfreulicher Erfolg erzielt.

Denksprüche.

Wahre Liebe ist die, die immer und immer sich gleich bleibt,
Wenn man ihr Alles gewährt, wenn man ihr Alles versagt.

Des Neides Lust ist nicht deiner Strafe werth;
Neid bricht sich selbst den Hals, fällt in sein eigen Schwert.

Verschiedenes.

(Der größte Luxus.) „Ich finde es nur in der Ordnung", sagte eine Dame zu einem Hagestolzen, „daß alle Luxusgegenstände besteuert werden. So wär' ich auch dafür, daß alle Hagestolzen besteuert würden." „Bitte recht sehr, schöne Frau," antwortete der Hagestolze, „wenn von einer Steuer auf Luxusgegenstände die Rede ist, so ist die Reihe an den Ehemännern, denn eine Frau ist unstreitig der größte Luxus."

(Naturwissenschaftliches.) Der Floh springt zweihundertmal so hoch als er selbst ist; könnte ein Windhund von 3 Fuß Länge eben so hoch springen, wie der Floh, so würde er in 219,632 Sprüngen um die Erde springen. Wenn er zu jedem Sprunge eine Secunde brauchte, so würde er die Reise in etwas mehr als zwei und einem halben Tage machen. Ließe er sich fünfzehn Secunden Zeit zu einem Sprunge, brauchte er 38 und 3/5 Tage.

Jemand hatte bei einem Büchsenmacher eine Flinte gekauft, kehrte aber mit derselben bald wieder zurück, sich beschwerend, daß der Lauf gebogen sei. „Ist das wirklich?" sagte der Büchsenmacher, „dann hätte ich mehr dafür fordern sollen." — „Wie so?" fragte der Käufer. — „Weil diese Gattung dazu eingerichtet ist, um damit um die Ecke zu schießen."

(Beichte.) — Einst kam ein Mädchen zu seinem Beichtvater. „Ehrwürdiger Vater," sagte sie, „ich habe einen großen Fehler, ich bin hochmüthig." — „Hast Du viel Geld?" — „Nein!" — „Nun, dann schadet's nicht."

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 21:
Bund, Fund, Hund, Mund, Kunde, Linde, Stunde, Wunde.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 23. Dienstag, den 23. Februar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Zerlina hatte der Mittheilung Cola's mit einem Interesse gelauscht, welches alle andern Rücksichten in den Hintergrund schob. Ganz von Neugierde erfüllt, vergaß sie ihre muthmaßliche Würde, und ihren Arm vertraulich um des Pagen Schultern legend, bot sie ein Bild sonderbarer Verschmelzung der Dame und der Zigeunerin, der Gebieterin und der Freundin.

Allerdings glaubte sie sich von Niemandem gesehen, — dem war aber nicht so. Späheraugen der schlimmsten Art waren auf sie gerichtet.

„Und wann erkanntest Du mich zuerst?" fragte sie nach einer kurzen Pause.

„Erst heute Morgen. Gestern Morgen konnte ich Dein Gesicht nicht sehen, da Du verschleiert warst. Vor einer Stunde schlich ich um die Colonnade, Lord Eswald's Braut zu sehen, und erkannte Dich sogleich. Du bist Deiner Mutter so ähnlich. Fast hätte ich aufgeschrieen."

„Nun, Cola, ich glaube auch, ich hätte Dich sogleich wieder erkannt, selbst wenn Du mich nicht bei Namen genannt; es ist sonderbar, daß Eswald sich nie Deiner erinnerte. Freilich, er hat ein schlechtes Gedächtniß für Gesichter; er erinnert sich sogar meiner nicht mehr."

„Ich dachte es. Aber willst Du ihm nie sagen, wer Du bist?"

„Nimmer; er kennt mich als die berühmte Tänzerin. Warum soll er erfahren, daß ich einst als zerlumptes Kind auf der Landstraße ein elendes Geldstück von ihm erbettelte? Ich werde mein Geheimniß für ewig bewahren."

„Und das meine auch."

„Das Deine?"

„Ja. Ich flehe Dein Mitleid an, Zerny. Als die Freundin Deiner Kindheit, die Pflegetochter Deines Volkes, beschwöre ich Dich, es zu bewahren."

„Aber es ist unmöglich, Cola, ganz unmöglich."

„Um's Himmels willen, sprich nicht so laut; Du kannst nicht wissen, ob man uns nicht belauscht."

Zerlina fuhr entsetzt von des Pagen Seite.

„Du mußt selbst einsehen, daß es unmöglich für uns ist, unter demselben Dache zu bleiben, wenn Du Deine Verkleidung beibehältst," sagte sie.

„Was aber soll ich thun?"

„Dies Haus verlassen," sprach Zerlina gebieterisch, „oder Dich Lord Eswald zu erkennen geben. Im ersteren Fall will ich Dir Geld, Juwelen, Alles geben, was ich entbehren kann; im letzteren, vorausgesetzt, Du schweigst über meine Geburt, Lord Eswald vermögen, Dich als meine Gesellschafterin in seinem Hause zu behalten."

„Nein, nein," entgegnete Cola, „Keines von Beiden. Soll ich mich von meines Vaters Seite verbannen? Soll ich ihm fern sein, wenn er sich vielleicht einst in trüben Tagen nach treuer Kindesliebe sehnt? Oder es wagen, von ihm verachtet und verstoßen zu werden, wenn ich mich ihm jetzt entdecke? O Zerny, laß Alles, wie es ist, und vertraue meiner Vorsicht und Verschwiegenheit."

„Du verkennst ihn, Cola; er ist nicht herzlos und grausam, wie Du zu glauben scheinst; und wenn Du als meine Gesellschafterin bei mir bleibst, findest Du sicher Gelegenheit zu einer guten Heirath. Bedenke das."

Digitized by Google

„Heirath!“ wiederholte traurig Cola, und Thränen stiegen in ihren Augen auf. Dann sagte sie, die Bewegung unterdrückend:

„Laß mir nur ein paar Tage Bedenkzeit.“

Zerlina willigte, obschon widerstrebend, ein, aber noch ehe Cola's Entschluß gefaßt war, wurden die Beiden von Neuem getrennt, und in einer Art, welche Keine vorausgesehen hatte.

Die Späheraugen, welche die Vertraulichkeit der Herrin und des Pagen erschaut, waren die von Eswald's Kammerdiener Miller.

Jedem neuen Gestirn abhold, das seinen Einfluß in Schatten zu stellen drohte, wußte er mit halben Worten und Anspielungen seines Gebieters Aufmerksamkeit wach zu rufen und es einzurichten, daß dieser ihm zuletzt befahl, gerade heraus zu sagen, was er gesehen.

Die Dame und den Pagen Arm in Arm!

Der Fall war allerdings beachtenswerth und Eswald noch nicht in seiner Leidenschaft für seine schöne neue Gefährtin so weit herabgestimmt, um es für einen äußerst bequemen Glücksfall zu halten, wenn seine Angebetete mit irgend einem Mitgliede seines Haushalts durchginge.

Als Mann jedoch, der Vieles erlebt und mehr als ein Mal erfahren hatte, daß man jeden Umstand und jedes Ereigniß zu eigenem Vortheil ausbeuten könne, überlegte er, statt der ersten Aufwallung nachzugeben, und kam zu dem weisen Entschluß, Dame und Page unter einem gleichgültigen Vorwande zu trennen und doch weder die Eine, noch den Andern zu verlieren.

„Du bist ein eilfertiger Zuträger, Miller,“ sagte er, „und wirst wohl übertrieben haben. Der Page ist ein bloßes Kind und „Madame“ mag ihn als ein artiges Spielzeug angesehen haben. Armes Ding! Gewiß liebt sie mich aufrichtig und ich könnte sie nicht beargwöhnen. Ulrich hingegen möchte ich nicht aufgeben, denn er dürfte mir noch lange angenehm sein, nachdem sie aufgehört hat, es zu sein. Ich werde ihn auf eines meiner Güter schicken, — laß mich nachdenken, — ja, auf die Abtei, das wird recht sein. Madame soll glauben, ich hätte ihn entlassen, und später kann mir der Vorfall als Entschuldigung einer Trennung dienen. Und jetzt beende schnell meine Toilette, Miller, denn meine holde Gefangene wird sonst zu ungeduldig. Ich bin auch ungewöhnlich verwarrt in sie. Sie ist ein wahres Kleinod,“ setzte er wie im Selbstgespräch hinzu, „und könnte die Zierde jeder Stellung sein. Schade, daß Einem Alles so schnell überdrüßig wird; ich kann es nicht begreifen.“

Des Pagen Uebersiedelung nach der Abtei wurde so sehr beeilt, daß ihm jedes nochmalige Zusammentreffen mit Zerlina unmöglich gemacht wurde.

Nächsten Tages theilte Eswald beim Diner ihr in gleichgültigem Tone mit, daß Ulrich um einer Dienstversäumniß willen entlassen worden sei; und als der Lord den unverkennbaren Ausdruck der Befriedigung gewahrte, der bei der Nachricht ihre lebendigen Züge überflog, dachte er, obschon dieser Ausdruck ihm einigermaßen räthselhaft vorkam:

„Miller ist entweder ein großer Lügner, oder ein großer Narr, — sie ist ohne Falsch und mir allein ergeben.“

Damit war bei ihm der Zwischenfall einstweilen in Vergessenheit versenkt.

Nicht so bei Zerlina.

Sie fühlte sich allerdings erleichtert, der Zeugin ihrer frühern Niedrigkeit ledig zu sein, allein bei längerem Nachsinnen verursachte ihr diese plötzliche und schwachbegründete Entlassung keine geringe Besorgniß.

Auch empfand sie wirklich, wenn auch nur vorübergehend, Mitleid mit der heimathlosen Waise.

„Wenn ich sie nur noch ein Mal hätte sprechen können,“ dachte sie, „ich hätte sie wenigstens mit Geld versehen können! Arme Olly! — Nun, — sie ist am Ende kein Kind mehr und versteht, sich ihren Unterhalt zu verschaffen. Wer weiß, ob ich sie nicht einst als schmucke Operntänzerin wiedersehe. Wie schön wird es sein, neben Percy in einer Loge zu sitzen und mich zu freuen, daß ich nicht mehr zu tanzen brauche!“

In dieser selbstsüchtigen Betrachtung und mancher andern ähnlicher Art gingen Unruhe und Mitleid im Herzen des eitlen Mädchens unter.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Gähnen.

Von L. Kalisch.

Es gibt Menschen, die noch keinen Kaviar gegessen; es gibt Menschen, die noch kein

Digitized by Google

griechisches Trauerspiel in der Ursprache gelesen; es gibt Menschen, die noch nicht vierspännig gefahren; es gibt Menschen, die sich noch nie gründlich gewaschen; es gibt Menschen, die noch nie eine Polka getanzt; es gibt Menschen, die noch nie Austern gekostet; es gibt Menschen, die noch nie in Nanking und Manchester gewesen; und es gibt Menschen, die noch nie ächte Havannacigarren geraucht. Ja, solche Menschen gibt es auf dieser Erde; aber auf dieser Erde gibt es keinen Menschen, der nicht schon gegähnt hätte.

Mit dem ersten Menschen wurde das erste Gähnen geschaffen. Schon Adam hat gegähnt. Er, der noch keine Gelegenheit hatte nachzudenken, langweilte sich, gähnte und schlief ein. Er erwachte, gähnte und fand seine Frau Eva; und seine Frau Eva sah ihren Mann Adam und gähnte. Und Adam und Eva waren Mann und Weib und gähnten zusammen. Die erste Ehe wurde unter paradiesischem Gähnen glücklich geschlossen; das war das glückseligste Gähnen, welches die Sonne sah. Seit jener Zeit wurden viele Ehen geschlossen: seit jener Zeit wurde viel gegähnt, aber leider nicht mehr im Paradiese.

Wenn sich das Kind dem Mutterschooße entringt, fängt es zu gähnen an. Es ist der erste schwache Versuch, das Debüt, mit dem der Sterbliche auf die Schaubühne des Lebens tritt. Sobald der Mensch aber ausgewachsen, hat er das Gähnen bis zur Virtuosität entwickelt. Aber Gähnen und Gähnen ist zweierlei. Adam hat gegähnt; Eva hat gegähnt; unsere Erzväter haben gegähnt; Saul unter den Propheten hat gegähnt, und Louis Napoleon und Garibaldi gähnen gewiß auch. Aber das eigentliche, selbstbewußte Gähnen, das Gähnen, von dem man sich vollkommen Rechenschaft geben kann, gehört nur der civilisirten Welt. Je mehr sich Kunst und Wissenschaft entfalten; je mehr die Cultur die rauhen Seiten eines Volkes abschleift, desto häufiger wird gegähnt. Mit der feinen Sitte nimmt auch das Gähnen zu, und wo die Bildung am höchsten, da ist das Gähnen am weitesten.

Das Gähnen ist der unzertrennliche Lakai des Schlafes; dieser mag kommen oder gehen, der Lakai begleitet ihn immer. In der civilisirten Welt gibt es viele Gähnanstalten, große Salons, wo die gebildete Menschheit zusammenkommt, um sich gegenseitig anzugähnen. Die civilisirte Welt hat ihre Concerte, wo musikalisch gegähnt wird. Die civilisirte hat ihre Universitäten, wo im düstern Hörsaale ein Professor vor einem zahlreichen Auditorium über die Mythologie der alten Gallier spricht; da wird wissenschaftlich gegähnt.

In der preußischen Kammer spricht ein Mitglied, welchem für den Geist, der ihm fehlt, die Worte abgehen. Es fängt Einer an zu gähnen, und bald gähnt die äußerste Rechte, die äußerste Linke, das Centrum, und sogar der Präsident mit der Schelle öffnet den Mund und — gähnt. Gähnen ist dann an der Tagesordnung.

Nur im Gähnen zeigt es sich, daß der Mensch mit dem Menschen fühlt. Jeder Unterschied des Standes, der Gesinnung, der Glaubensmeinung hört auf, wo die Menschen gähnen. Ein Narr macht blos viele Narren; aber ein Gähner bringt Alles zum Gähnen. Nichts pflanzt sich so schnell fort wie das Gähnen, nicht einmal der Electromagnetismus. Man stelle von Carlsruhe nach Durlach jede zehn Schritte einen Mann und lese dem ersten eine Seite aus dem Straßburger Correspondenten vor, und ehe eine Minute vergeht, wird der letzte in Durlach gähnen. Mich wundert wirklich, daß man noch keinen Gähn-Telegraphen errichtet; er ist ja mit so wenigen Kosten verbunden, und der Gähnstoff würde doch gewiß nicht ausgehen, so lange unsere Politik keine andere Richtung nimmt.

(Schluß folgt.)

Lesefrüchte.

Die Tugend ist das Göttliche, die Liebe das Menschliche im Menschen; wo sie sich vereinigen, da wird ein genügendes Dasein verlebt.

Je vernünftiger der Mensch ist, je mehr zweifelt er. Die Kinderjahre bleiben die schönsten, weil wir mit der Vernunft in ihren Schranken bleiben.

Digitized by Google

Verschiedenes.

Die Baseler Carnevalgesellschaft hatte dies Jahr einen Umzug veranstaltet, der namentlich das dermalige deutsche Reich persiflirte. Voraus als Emblem eine riesige Kaiserkrone. — „Statt einem Haupt viel Köpfe," dann die riesige Germania trauernd — „sie weint nicht um die Söhne, sie trauert um's Vaterland"; — der deutsche Michel mit der Laterne das deutsche Vaterland suchend; sodann die Vertreter sämmtlicher Theile und Stände des deutschen Volkes und der deutschen Regierungen in trefflichen, characteristischen Costüms; die verschiedenen Vereine, welche in den letzten Jahren so laut gewesen sind und sich jetzt so sehr des Stillschweigens befleißen. Da sehen wir die deutschen

Sänger: Wer für deutsche Freiheit nicht singt, ist ein Narr,

Pompiers: Wir stehen zusammen in jeder Gefahr,

Matrosen: Die deutsche Flotte, sie segelt dies Jahr,

Schützen: Wir halten das Wort und treffen auf's Haar,

Turner: Wir haben die Freiheit errungen fast gar.

Und endlich die Geschichte mit dem Refrain: S'ist aber Alles nicht wahr.

Zum Schlusse die deutsche Volksbewaffnung:

Es tobt der Sturm, es braust das Meer!
Jetzt kommt die deutsche Bürgerwehr?

Unter den verschiedensten Formen tauchte der gleiche Gedanke wieder auf. So deutsche Turner, Schützen und Sänger:

„Geschossen, gerannt, gesungen!
„Verknallt, verspielt, verklungen!"

Die Schleswig-Holsteiner in der Umarmung Preußens und Oestreichs.

Schleswig Holstein, meerumschlungen,
Bald han' sie dich umgebrungen!

Die östreichisch-preußische Allianz, welche mit Umarmungen anfängt und mit einer Keilerei endigt.

Trefflich war auch eine Majestät von Gottes Gnaden, die ihre Krone vom Tische des Herrn genommen, der es aber übel bekommen zu sein schien, denn sie wurde in einem Spitalbette herumgetragen: Krank, Bis-auf's Mark; bisherige Behandlung: Kammerauflösung; die Kosten bezahlt der deutsche Michel.

„Ihn" hatte man dieses Mal so ziemlich ungeschoren gelassen, doch sah man ihn auch sich in den Hosen kratzend:

„Es beißt „ihn" grimmig eine Floh,
Er holte sie in Mexiko."

Ein Hausknecht quälte sich ab, ein Paar neue Stiefeln an die Füße zu bringen. Endlich rief er ganz kirschbraun im Gesicht: „Zum Teufel, ich glaub', ich komme in diese Rackers nicht eher hinein, bis ich ein paar Mal drin gegangen bin."

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6.
Oft zeigen wir Natur, öfter Phantasie,
„Wann" sagen wir nie, doch „wo" oft und „wie".

3. 2. 5. 1. 5.
Nichts bin ich und soll überdrüssig sein;
Nun es sei: man nenne mich „Schein"!

3. 2. 5. 4.
Ob rauschend, ob stille auch sei mein Tönen,
Oft vermag ich das Herz mit der Welt zu versöhnen.

6. 5. 4. 5.
Um die Gedanken zu verbergen,
Dien' ich Schurken nur und Schergen.

1. 6. 5. 2. 4.
Bereise die Erde in Kreuz und in Quer,
Schmal findest du mich nimmermehr.

1. 6. 2. 3. 3. 5.
Dem Kurzsichtigen zeige die Ferne ich klar,
Dem Fernsicht'gen deutlich die Buchstabenschaar.

5. 6. 4. 5.
Keine Gestalt ließ die Natur umsonst erstehen,
Mich schuf sie rund, „um mich zu drehen".

6. 5. 1. 5.
Ich bin des Weines erster Lieferant
Im fremden und einheim'schen Land.

5. 2. 4.
Wo „ja ist ja" und „nein ist nein",
Sind diese drei nur eitel Schein.

r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 24. Donnerstag, den 25. Februar **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

15.

Drei Monate eilten vorüber. Am Ende derselben war Zerlina zwar noch eine Bewohnerin des Paradieses, welches Eswald's verhängnißvolle Neigung ihr erschaffen hatte, allein sie war darin nicht mehr die willige und zufriedene Gefangene.

Ihre Liebe für den Unwürdigen, den sie ihren rechtmäßigen Gatten glaubte, brannte noch in voller Gluth, konnte indeß nicht verhindern, daß der eitle Stolz ihres Charakters stürmisch seine Rechte forderte.

Er empörte sich gegen eine, wenn gleich glänzende Gefangenhaltung, die sie von dem ersehnten Dasein inmitten der Welt des Pomps und der Mode fern hielt.

Sie hatte Sprachlehrer, Zeichenlehrer, Musiklehrer, sie lernte und studirte in jedem freien Augenblick; sie ließ Percy die wirklich erstaunlichen Kenntnisse sehen, die sie einsammelte, — dennoch blieb er unempfindlich gegen alle ihre offenen und versteckten Mahnungen, sie endlich öffentlich als seine Gattin anzuerkennen.

Im Gegentheil, weit entfernt, die gewünschte Wirkung zu erzielen, machten sie ihn übellaunig, erregten oft seinen unverhehlten Zorn und ließen seine Leidenschaft erkalten.

Der verwöhnte Sohn des Vergnügens haßte eine umwölkte Stirn und mied deßhalb oft mehrere Tage lang die Villa.

Mrs. Maurice war und blieb die einzige Besucherin der vermeintlichen Lady Eswald, und ihre glatte Zunge vermochte zuweilen, Zerlina's Unmuth für kurze Zeit zu besänftigen. Dies war jedoch nur ein vorübergehender Trost und konnte gegenüber der immer unverkennbarer hervortretenden Wahrheit nicht mehr lange ausreichen.

Eswald's strafbare Neigung ging ihrem natürlichen, für ihr Opfer schrecklichen Ende zu. Er ward Zerlina's überdrüssig. Ihre Ungeduld und Ungefügigkeit beschleunigten den Ausgang, denn Percy Eswald fand es ganz unerhört, daß sie nicht immer, dankbar für den goldenen Käfig, den er ihr mit dem Glücke und der Ehre seiner Liebe geboten, blind gehorsam zu seinen Füßen lag.

Nachdem er Alles aufgeboten, ihr den Glauben an die Rechtmäßigkeit ihrer Verbindung beizubringen, fing er an, es ihr übel zu nehmen, daß sie, die Operntänzerin von obscurer Herkunft, es sich nur hatte träumen lassen können, seine Gattin zu sein.

Er sah die Nothwendigkeit ein, sie zu enttäuschen, und dies um so mehr, als er seine langgehegten Heirathspläne jetzt endlich zur Ausführung zu bringen gedachte.

Seines Freundes, Lord Sackville's, junge und reizende Schwester, Lady Isabella, war von ihm auserwählt worden, seine Gemahlin und die Mutter des Erben zu werden, den er schon allein deßhalb so eifrig herbeisehnte, um seines Vetters Elwyn vermeintliche Hoffnungen auf die Erbschaft seines Titels und seiner Reichthümer zu vereiteln.

Das Mittel, dessen er sich bediente, um die gewünschte Krisis herbeizuführen, war dem Character des Sybariten angemessen: es war schonungslos und feig.

Er kündigte Zerlina eines Morgens an, daß er ihren Wunsch, sie einigen seiner Bekannten vorzustellen, jetzt endlich erfüllen

Digitized by Google

wolle und deßhalb für den folgenden Tag ein kleines Diner angeordnet habe.

Des reizenden Wesens seit Wochen schwermuthsvolle Züge erheiterten sich sofort zu ihrem vollen frühern Glanz, und der Dämon der Eitelkeit hielt ihr das stolze Bild vor Augen, wie sie in reicher, sorgfältig gewählter Toilette als Lady Eswald den hochgebornen Bekannten ihres Gatten vorgestellt wurde.

Die ersehnte Stunde brachte die Gäste: Lord Sackville, der zu dem „Spaß" der vorgeblichen Trauung gefällig seine Zimmer geliehen, und noch ein anderer junger Adeliger, Jeder in Begleitung einer Dame, deren Schönheit und Eleganz sie beim ersten Anblick als Mitglieder der höhern Stände konnten erscheinen lassen, die aber in Wahrheit nichts Anderes waren, als freiwillige Inhaberinnen derselben Stellung, zu welcher Zerlina ohne ihr Wissen erniedrigt worden war.

Es warf den ersten Schatten in ihr freudeerregtes Gemüth, sich bei der Vorstellung nicht ein einziges Mal Lady Eswald nennen zu hören.

„Die Fee von Roseland Villa," „meine schöne Königin," dies waren die Bezeichnungen, mit denen sie sich zufrieden geben mußte.

Eswald hatte darauf gerechnet, daß der freie Redefluß der eingeladenen Damen, welche Zerlina als völlig zu ihnen gehörig betrachteten, ihn der Mühe überheben würde, es dem unglücklichen Geschöpf allmälig klar zu machen, was sie ihm eigentlich gewesen.

So groß war indeß das Vertrauen der Betrogenen zu dem Manne ihrer ersten unbegrenzten Liebe, zu seiner Ehre und Wahrhaftigkeit, daß es noch niederschlagenderer Beweise bedurfte, sie aus dem Himmel ihrer Illusionen zu reißen.

Die Freimüthigkeit, mit welcher die neuen weiblichen Bekanntschaften Zerlina's ergötzliche Anecdoten, deren galante Heldinnen sie gewesen, zum Besten gaben, und mit welcher sie sowohl, als die anwesenden Herren der frühern Stellung Jener als erste Tänzerin am ***Theater Erwähnung thaten, erhielt sie allerdings in einem fortwährenden Zustande des Unmuths und Erstaunens, gab jedoch noch keinem Argwohn Gestalt und Farbe.

Sie ging durch die Feuerprobe dieses Mittagsmahles ungefährdet an Liebe und Vertrauen hervor, und Eswald mußte mehr als ein Mal und wider seinen Willen den anmuthvollen Anstand bewundern, mit dem sie die seltsame Conversation von sich abgleiten ließ und ihr sogar in kritischen Momenten Zaum und Zügel anzulegen verstand.

Es war schon spät in der Nacht, als Eswald's Gäste sich verabschiedeten, mit Ausnahme Lord Sackville's, der als vertrauter Freund noch mit Eswald beim Weine sitzend zurückblieb.

Zerlina hatte sich augenblicklich nach der Entfernung der Damen in ihre Zimmer begeben und überließ sich dann mit einem Gefühl unsäglichen Elends und der Last banger Vorahnungen auf dem Herzen, willenlos den Händen ihrer Zofe, die schweigend und verwundert die Nachttoilette ihrer unglücklichen Gebieterin vollendete.

Unterdessen sprachen Eswald und Sackville den Flaschen fleißig zu und achteten nicht der Wirkung, welche dies in ihren Köpfen hervorbringen mußte. Das Project der Heirath des Ersteren mit des Letztern Schwester bildete anfänglich den Gegenstand ihrer Unterhaltung.

„Natürlich mußt Du diese Verbindung gänzlich abbrechen, ehe Isabella Deine Frau wird," bemerkte Sackville, welcher in Eswald nur den unermeßlich reichen, vornehmen Freier sah und seiner tiefgewurzelten Unmoralität keine besondere Bedeutung beimaß. „Meine Schwester darf nicht nur dem Namen nach Deine Gattin sein, — arme Bell, es würde ihr Herz brechen, wenn Du sie mit Kälte behandeltest."

„Sei ohne Furcht, Gustav!" entgegnete Eswald mit schwerer Zunge, „Leute meiner Art werden die besten Ehemänner; überdies wünsche ich selbst nichts sehnlicher, als Zerlina loszuwerden."

„Weißt Du auch, Percy, daß es verteufelt schlau von Dir war, Deine neue Flamme so lange und sogar vor mir verborgen zu halten? Halb London schmachtete nach der bezaubernden Tanzgöttin, meine Wenigkeit mit eingeschlossen, und man hatte seine Vermuthungen über das plötzliche Verschwinden der kleinen Hexe. Niemand ahnte, daß der flatterhafte Eswald das Vögelein eingefangen."

Digitized by Google

„Und der flatterhafte Eswald war kein solcher Thor zu plaudern," war des Letzteren Antwort. „Arme Zerlina," fügte er mit einem Anflug reuevoller Zärtlichkeit hinzu, „ich hätte sie gern noch eine Zeitlang geschont, aber sie ist rebellisch, und — Isabella ist so schön!"

„Nun, wenn Du in Isabella verliebt bist, so ist's schon recht, und die Sache kann arrangirt werden. Vor allen Dingen mußt Du Dein Täubchen mit ihrer eigentlichen Stellung bekannt machen. Was Du ihr dabei zu sagen hast, kann sie nach dem Diner von heute kaum überraschen. Bekenne ihr offen, daß Du heirathen mußt, und gib ihr eine hübsche runde Summe als krampfstillendes Mittel; vergiß auch nicht, ihr einzuschärfen, daß sie zum Trost etwas gnädiger auf mich herabblicken soll."

„Wie? Du wolltest?" fiel Eswald ein.

„Dir als guter Freund die Sache leicht machen, ja; obschon Du sagen mußt, es ist verteufelt unselbstsüchtig."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Gähnen.

Von L. Kalisch.

(Schluß.)

Wo wird aber am meisten gegähnt? Unstreitig in den gebildeten Zirkeln, in den Theegesellschaften, wo man Thee sehr dünn und die Musik sehr dick kriegt, und wo Euterpe den ganzen Abend hindurch grausam gefoltert wird, damit die Gesellschaft noch grausamer gefoltert werde. Wir werden zum Thee eingeladen. Aber kaum sind wir erschienen, setzt sich die Haustochter an den Flügel und spielt die Wüste von Felicien David. Der Samum weht: die Sandwolken fliegen in den Lüften; Muezzin ladet zum Gebete, und die Kameele, das Einzige, was uns im Orient an unser theures Vaterland erinnert, kommen immer näher. Wir sehen auf die Pendüle. Eine Stunde ist verflossen; aber die Wüste hört noch immer nicht auf. Die Gesellschaft sieht sich gegenseitig an, mit der stummen Frage: Wann werden wir endlich aus dieser Wüste kommen? Aber die Wüste hat drei Theile, und wir sind noch im ersten. Zum Thee sind wir gekommen und sind in die Sahara gerathen. Da fängt Einer, dem die deutsche Geduld ausgegangen, zu gähnen an, und in einem Nu gähnt die ganze Gesellschaft. Sie war früher ganz Ohr; jetzt ist sie ganz Mund.

Ja, in solchen Abendunterhaltungen, wo Nichts fehlt, als die Unterhaltung, wird am Meisten gegähnt; denn das Gähnen ist die Rache des Geistes, der aus Zorn über die empfundene Verachtung den Beleidiger mit Maulsperre heimsucht. Vielleicht ist auch das Gähnen ein Ersatz für die vornehme Welt, daß sie sich wenigstens gegenseitig in den Mund sehen kann, da sie sich doch nie gegenseitig ins Herz sieht.

Die Aerzte behaupten, das Gähnen sei ein tiefes Athemholen. Wenn nämlich dem Geiste der Athem ausgeht, fühlt der Körper um so energischer das Bedürfniß des Athmens. Und wie mancher Geist hat einen sehr schwachen Athem!

Jeder Affect, jeder Trieb hat seine eigene Sprache. Der Zorn spricht uns in Bildern an; der Neid spricht uns ironisch und die Wuth in abgebrochenen, fast unartikulirten Tönen an. Die Langeweile aber spricht uns gar nicht an; sie führt keine hörbare, sondern nur eine sichtbare Sprache, und diese Sprache ist das Gähnen, wobei der Mund sich weit öffnet, um zu zeigen, wie arm er an vernünftigen Worten ist. Die Langeweile ist die Zeit, die sich selbst zur Last geworden. Die Zeit ist die vergängliche Tochter der Ewigkeit, und die Langweile ist die ungerathene Tochter der Zeit. Die Zeit ist das Endliche im Unendlichen und die lange Weile das Unendliche im Endlichen. Im Himmel ist ewige Seligkeit, eine Seligkeit, die nie aufhört, und ihre Sprache ist Gesang der Cherubim.

In der Hölle ist ewige Langeweile, eine lange Weile, die nie aufhört, und ihre Sprache ist das Gähnen; daher sagt man auch, die Hölle gähnt.

Musterzeitung.

Ueber die viel verbreitete und in immer größere Gunst sich setzende illustrirte Muster-

Digitized by Google

und Modezeitung „Victoria," Berlin, A. Haack, schreibt uns eine Dame, deren Beurtheilung wir die bisher erschienenen Nummern des laufenden Jahrgangs unterbreiteten: „Die Victoria ist ein Blatt, das den Anforderungen der jetzigen Zeit durchaus entspricht. Was an neuen Kunstschöpfungen auf dem Gebiete der Muster, Moden ꝛc. geboten wird, ist so reichhaltig, daß man fast fürchten möchte, dieser großen Fülle möchte nach und nach eine Erschöpfung folgen. Die neuen Arbeiten, die sie vorführt, sind geschmackvoll und elegant, die Zeichnungen deutlich und correct und der Text faßlich und klar. Jedenfalls braucht die „Victoria" keinerlei Concurrenz zu scheuen, da vielleicht nur der „Bazar" mit ihr zu rivalisiren im Stande ist."

Denksprüche.

Das Volk in seinem Wähnen
Es ändert sich geschwind;
Jetzt gleicht es den Hyänen
Und wird dann schnell ein Kind!

Einem trauen ist genug,
Keinem trauen, ist nicht klug;
Doch ist's besser, Keinem trauen,
Als auf gar zu Viele bauen.

Verschiedenes.

(Dienstmanns-Humor.) Neulich pfiff ein Herr seinem in der Königsstraße in Berlin umherlaufenden Hunde. Das Thier achtete aber auf das Pfeifen nicht. Sein Herr rief deßhalb einem vorübergehenden Dienstmann zu: „Dienstmann, laufen Sie doch meinem Hunde da nach!" — Der geflügelte Bote thut, wie ihm geheißen, und bald sind Dienstmann und Hund außerhalb des Gesichtskreises. Gegen Abend kehrt Joly, gefolgt von dem athemlosen, keuchenden Dienstbeflissenen, zurück. — „Aber mein Gott," ruft der Herr aus, „konnten Sie denn das Thier nicht früher einfangen?" — „Um Verzeihung," entgegnete der Dienstmann; „Sie befahlen mir, dem Hunde nachzulaufen, und das habe ich fünf Stunden lang redlich gethan. Für die Stunde fünf Silbergroschen, macht fünfundzwanzig Silbergroschen!" — Der Herr mochte wohl oder übel, er mußte bezahlen, denn der Dienstmann hatte seinen Auftrag buchstäblich ausgeführt.

(Ein eigenthümliches Wechselgeschäft.) Eine dem Arbeiterstande angehörige Frau hatte an einem der letzten Markttage aus einer Schlachterbude einen großen Kalbskopf entwendet und entkam auch mit ihrer Beute. Eine in der Nähe befindliche Handelsfrau hatte jedoch den Diebstahl bemerkt, lief der Diebin nach und forderte sie auf, ihr zu folgen. Wohl oder übel mußte die Letztere sich dieser Weisung fügen. Nachdem die Schlächterfrau von dem Vorfall benachrichtigt, bat die Diebin, sie nicht unglücklich zu machen. — „I Gott bewahre," erwiderte die Bestohlene, „fällt mir jar nich in. Aber blos man een kleenet Wechselgeschäft. So geben Se mal den Kalbskopp her — un da" — bei diesen Worten applicirte sie derselben zwei so gewaltige Ohrfeigen, daß die geängstigte Diebin beinahe zur Erde fiel. — „Da," fuhr sie fort, „nehmen Se davor die beeden Katzenköppe, die ick mir blos, um Ihnen eenen Denkzeddel zu geben, habe inwechseln wollen. Nu können Se loofen. Adje!"

Ein Geistlicher in Irland, der eine Leichenrede gehalten hatte, konnte sich, als er das vorgeschriebene Gebet las, bei der Stelle: „dieser unser Bruder" nicht gleich besinnen, ob die Leiche ein Mann oder eine Frau gewesen war; er wendete sich deßhalb leise an einen ihm nahestehenden Begleiter der Leiche und fragte: „Ist es ein Bruder oder eine Schwester?" — Keins von beiden," antwortete der Irländer, „nur Bekanntschaft, Herr Pfarrer."

Auflösung des Logogryphs in Nro. 23:
Bilder, Liebe, Lied, Rede, breit,
Brille, Erde, Rebe, Eid.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 25. Samstag, den 27. Februar **1864.**

Das Glück ein Traum.

Es ist das Glück ein kurzer Traum;
Es liebt nicht Glanz und Festesschimmer:
Es kommt zu dir — du merkst es kaum,
So sachte tritt es in dein Zimmer.

Es wiegt sich nicht im lauten Tanz
Und schwimmt nicht auf des Weines Wogen:
Aus Morgenthau und Sonnenglanz
Baut es zu dir den Strahlenbogen.

Mit Worten fesselst du es nie,
Nie hat es trunkner Sang beschworen,
Auf Tönen ferner Melodie
Rauscht es an die entzückten Ohren.

Dem Lärm der Welt und ihrem Scherz,
Dem bunten Haufen bleibt es ferne;
Wo Zweie sitzen Herz an Herz,
Da kehrt es ein, da weilt es gerne.

Da klingt sein Wort wie Lerchenschlag,
Sein Athem weht wie Veilchenlüfte;
Es ist das Glück ein Maientag,
Ein Frühling voller Glanz und Düfte.

Wohl stirbt der Frühling über Nacht
Und von dem Liebsten mußt du scheiden:
Doch was dir Lenz und Lieb gebracht,
Wird dir zum Trost in deinen Leiden.

Und ist das Glück auch lange todt:
Noch lebt in dir erlebte Wonne —
Du schaust ins frohe Abendroth
Und denkst an die gesunk'ne Sonne!

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Nach einer Pause fragte Eswald:

„Du kommst doch zu meinem letzten Junggesellensouper?"

„Gewiß; und dann Deine Hochzeit, und hurrah! nach Paris, und — großer Gott!"

Eswald blickte nach der Richtung, wohin seines Freundes plötzlich ausgestreckter Arm deutete.

In dem Halbschatten der geöffneten Thür stand eine schlanke weibliche Gestalt, in ein langes weißes Gewand gehüllt und das gelöste schwarze Haar mit einer Hand zurückhaltend, während ihre glühenden Augen geisterhaft auf die beiden weintrunkenen Zecher hinstierten.

Es währte einige Minuten, ehe die Letzteren genugsam ihrer Sinne mächtig wurden, die Ursache ihres Schreckens zu erkennen.

Arme Zerlina! Sie hatte Alles gehört!

Nicht mehr war es nöthig, ihr mit Umschweifen die Wahrheit klar zu machen; Sophismen zu drehen und zu drechseln, den Schimpf zu beschönigen. Sie wußte Alles.

Der Schleier war von ihrem Blick gefallen, und schonungslos enthüllte sich ihr der Abgrund, in den Leichtgläubigkeit und eitler Sinn sie hinabgestürzt.

Mit einem rohen Fluch stürzte Eswald, sobald er die Fassung wiedererlangt hatte, auf das unglückliche Mädchen zu, ergriff sie bei der Hand und schleppte sie gewaltsam gegen das Licht.

„Warum horchten Sie, Madame?" fragte er barsch.

„Frage und quäle mich nicht, Percy," flüsterte sie, mit einer ganzen Welt von

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Gram und Weh in der gebrochenen Stimme. „Ich habe Alles gehört, — laß mich gehen.“

Ihr thränenloser, versteinerter Blick begegnete dem Auge Sackville's, der mit unverschämtem Ausdruck nach ihr hinsah, aber sie achtete dessen nicht. Sie sah und hörte nur Einen, und mehr aus weiblichem Instinkt, als mit Bewußtsein zog sie ihr loses Gewand fester um ihre Taille.

„Noch ein Mal, Madame, frage ich Sie, warum Sie die Horcherin spielten?“ rief Eswald mit steigendem Zorn.

Das Herz des jungen Wesens zog sich immer angstvoller zusammen, und ihre Seele hauchte mehr die Worte, als ihre Lippen sie sprachen:

„Mein Schicksal zu beschleunigen, Percy.“

„Thörin!“ rief Eswald, in seinem halbtrunkenen Zustande nicht wählerisch in Worten, „ich will keine Räthsel. Da Du Dich von selbst des Geheimnisses Deiner Spottheirath bemächtigt hast, so glaube ich, wir können ohne Umwege uns auch weiter verständigen. Ich meinestheils bin des einfältigen Komödienspiels längst überdrüssig.“

Dieser Ausbruch unmännlicher Rohheit lockte keine Thräne in Zerlina's Auge; nur ein Mal bebten ihre Lippen; es war der letzte vergebliche Kampf der Vernunft gegen ein dunkles und entsetzliches Verhängniß.

„Ha! ha! ha! Meine Spottheirath! Ah, bald wird eine andere folgen! Wie schön wird Deine Braut in ihrem Leichentuche sein! Ha! ha! ha!“

Scharf und deutlich klang das bittere Lachen durch das schweigsame Zimmer.

Eswald stieß abermals einen Fluch aus und erhob die Hand.

Der Zigeunerin zarte Gestalt wankte unter dem Schlage eines starken Armes, der mit erbarmungsloser Wucht auf ihre schönen Schultern niederfiel.

Sackville, bei aller eigenen Verderbtheit doch nicht so herzlos als sein älterer Freund, sprang mit hastiger Abwehr vor und suchte die Wankende in seinen Armen aufzufangen.

Zerlina aber stieß ihn, wild aufschreiend, von sich und stürzte verzweifelnd aus dem Zimmer.

16.

Unterdessen vergingen Cola's Tage in der Abtei in friedlicher Einförmigkeit und allmälig sogar in ruhiger Zufriedenheit.

Sie verbrachte einen großen Theil ihrer Zeit mit Streifereien durch die romantische Umgegend; und fern von spähenden Alltagsseelen, inmitten der reinen Schönheiten der Natur, fühlte sie sich glücklich und in Frieden.

Die einzige Unterbrechung ihrer gleichmäßigen Lebensweise bestand in den Besuchen, welche sie den ärmern Bewohnern von Lord Eswald's Besitzthum abstattete. Ihr sanftes, theilnehmendes Wesen erschuf ihr in diesem Kreise zahlreiche Freunde; sie pflegte und tröstete die Kranken, lehrte die Kinder lesen und richtete manches trauernde Gemüth zu neuer Hoffnung auf.

So war es nur natürlich, daß der hübsche, blonde Page überall mit Freude und dankbarer Herzlichkeit willkommen geheißen ward.

Bald jedoch sollte ein neues Ereigniß abermal den für eine Weile friedlichen Lauf ihres Daseins in andere Bahnen lenken.

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Versuch.

Ich besuchte in London eines Morgens, wird uns erzählt, meinen Freund, den Wiener Walzerkönig Strauß. Er war sehr beschäftigt mit dem Arrangement eines Concerts, welches an demselben Abende stattfinden sollte, als leise an die Thür gepocht wurde. Auf unser „Herein“ trat ein geflickter Mann in schlechter Kleidung, ein kleines, blasses, etwa siebenbis achtjähriges Mädchen an der Hand führend, ein. „Habe ich die Ehre, Herrn Strauß zu sprechen?“ fragte er in gebrochenem Französisch. — „Das ist er,“ sagte ich, auf meinen Freund deutend. — „Ich habe eine Bitte,“ fuhr er schüchtern fort. „Ich wünschte, daß Sie meiner kleinen Tochter hier erlaubten, heute Abend in Ihrem Concerte zu spielen, damit ihr einmal Gelegenheit gegeben würde, sich öffentlich hören zu lassen.“ — „Das kann nicht sein,“ sagte Strauß, dem ich die Rede verdolmetscht, „ich habe zu viel Nummern.“ — „So, so!“ versetzte der Alte langsam und traurig. „Haben Sie nicht vielleicht irgend ein Instrument, wenn es auch eine ganz alte Violine ist, in der Nähe?“ — „Ja“,

Digitized by Google

entgegnete Strauß zögernd, „meine Violine habe ich natürlich hier.“ Er legte zögernd das gute Instrument in die begierig darnach langenden Hände der Kleinen. Sie drückte es rasch an das Kinn, schlug die dunkeln Augen in die Höhe und begann, ohne lange die Geige zu stimmen, ihr Spiel. Strauß und ich sahen uns immer mit größeren Augen an, der Alte lächelte. Als sie geendet, klatschten wir uns die Hände wund. „Sie können heute Abend spielen,“ rief Strauß enthusiastisch, „und immer und jedes Mal, so lange ich auf Erden Concerte gebe. Wie heißen Sie, mein Kind?“ — Ich beugte mich nieder zu der Kleinen, nahm ihr mageres Händchen zwischen meine beiden und fragte schmeichelnd: „Wie heißt Du, Kleine?“ — „Therese Milanollo,“ sagte sie leise.

Literatur.

Der Verfasser einer uns bekannt gewordenen Schrift: „Wahrsagung aus den Bewegungen lebloser Körper, unter dem Einflusse der menschlichen Hand (Daktylomantie). Von Carus Sterne, mit 23 Illustrationen“ läßt es im Anfang ziemlich zweifelhaft erscheinen, ob er in den so ausführlich besprochenen Wahrsagekünsten ein Gläubiger oder ein Gegner sei; kehrt sich indeß der Leser nicht an diese Bedenklichkeit und liest er sich tiefer und tiefer in die anziehende Lectüre hinein, so gewinnt er doch bald die sehr erfreuliche Gewißheit, daß das Ganze einzig und allein darauf abzielt, das düstere Feld des Wahnglaubens mit dem klaren Lichte der Vernunft und der Wissenschaft zu beleuchten. Herr Carus Sterne macht uns nicht nur vertraut mit vielen dem Aberglauben angehörenden Dingen, als dem magischen Pendel, der Wünschelruthe, dem Metallfühlen, dem weissagenden Hausgeräth (insbesondere der Siebwahrsagung), dem Tischrücken, dem neuerdings vielfach besprochenen Wasserspüren u. s. w., sondern er geht auch ihrem Ursprunge nach, um sie entweder als einfache Naturerscheinungen darzustellen, oder als Betrügereien aufzudecken. Es kann dies Werkchen daher Allen, welche noch im Glauben an das Uebernatürliche befangen sind, hinsichtlich seiner die Irrthümer klar widerlegenden Darstellungen, wie auch Denjenigen, die sich bereits eine freiere Anschauung angeeignet, seiner schätzenswerthen Aufschlüsse wegen mit aller Wärme empfohlen werden.

Lesefrüchte.

Alles, was wir wirklich lieben, ist unersetzlich, und Alles, wofür Ersatz uns denkbar ist, haben wir niemals wahrhaft geliebt.

Bewußtsein eigner Schuld ist oft die reichhaltigste Quelle des Argwohns.

Verschiedenes.

Die Kaiserin Eugenie wurde neulich aufs Wunderbarste überrascht. Sie befand sich inmitten einer glänzenden Gesellschaft an der Seite ihres Gatten in Saint Cloud, um einer Musik-Aufführung beizuwohnen. Nach einer in letzter Zeit aufgekommenen Mode waren die Musiker von der Gesellschaft durch eine Wand getrennt, also nicht sichtbar. Sie waren als eine Zigeunerbande von 15 Mann angekündigt, was natürlich die Spannung erhöhte, mit der man auf den Anfang ihrer Productionen lauschte. Das erste Stück, welches sie aufführten, war brillant. Die braunen Kinder der Haide machten ihre Sache so vorzüglich, wie die ersten Concertisten von Paris, ja noch vorzüglicher, denn sie verwebten ganz originelle Klänge in den Gang der Musik. Das Säuseln des Windes, das Pfeifen der Locomotive, selbst der Schuß eines Pistols neben den Tönen von Glocken, Pfeifen, Castagnetten, Trommeln, Tamtams bildeten Verzierungen, die mit vielem Geschmack angebracht waren und die der an sich vorzüglichen Musik einen ganz besonderen fremdartigen Reiz gaben. Dabei war es, nach dem vollen und starken Klange zu urtheilen, kaum glaublich, daß die Kapelle nur aus 15 Mann bestehen sollte, man mußte sie mindestens auf 20, ja selbst 30 schätzen. Die Kaiserin konnte nach Beendigung des Stücks ihrer Neugierde nicht Meisterin wer-

Digitized by Google

den, sie mußte die Zigeuner sehen, die so Vorzügliches leisteten. Man öffnete die Thür, und an der Spitze der Damen, welche ebenfalls nicht wenig darnach verlangten, 15 männliche Individuen aus dem mysteriösen Vagabundenstamm mit ihren funkelnden Augen und schwarzen Haaren in Originaltracht zu schauen, trat die Kaiserin ein. Aber wie außerordentlich war ihre Ueberraschung, als sie einen sehr unromantisch aussehenden Mann von unverkennbar deutschem Typus hinter einem Instrument von mäßigem Umfange, dessen äußere Form der eines Pianinos glich, sitzen oder vielmehr sich zu einer tiefen Verbeugung erheben sah! Der Schalk, der sie so sonderbar getäuscht, war Herr Schalkenberg aus Trier, Erfinder eines neuen Concert-Instruments, welches, nur von einem Menschen gespielt, eine vollständige Kapelle repräsentirt. Dasselbe wird von seinem Urheber Piano-orchestre électromoteur genannt; es besteht aus zwei übereinanderliegenden Klavieren, welche vermittelst eines sinnreich damit verbundenen Flötenwerkes alle Register spielen und den [illegible] jedes Instruments hervorbringen. Am oberen Theile steigen kupferne Enden von Trompeten und Posaunen empor, aus welchen die bezüglichen Töne herausklingen. Das Spiel wird wie beim Piano auf elfenbeinernen knopfförmigen Tasten an der Vorderseite des Werkes ausgeführt. Obgleich eine sehr große Anzahl von Tasten nöthig ist, kann doch der Künstler leicht und ohne Anstrengung darüber verfügen. Mittelst eines electromagnetischen Apparats lassen sich alle Arten von Trillern, Wirbeln und künstlichen wie natürlichen Tönen hervorzaubern. Es läßt sich denken, welche Sensation eine solche außerordentliche Erfindung, die in der musikalischen Welt eine Revolution hervorzurufen geeignet ist, gegenwärtig in Paris erregt.

Der in Pesth von der Gräfin Batthyanyi zum Vortheile der Nothleidenden in Ungarn eingerichtete Bazar hatte ein glänzendes Resultat. Die vornehmsten Damen der Stadt bildeten die Verkäuferinnen, und die Noblesse wetteiferte in Bezahlung hoher Preise für die einfachsten Gegenstände. Herr von P. trat an den Laden der Gräfin Z. Die Gräfin bat denselben, sich Etwas im Interesse des wohlthätigen Zweckes zu kaufen. „Ich wünsche einen Kuß von Ihnen, was kostet der?“ erwiderte Herr von P. „Tausend Gulden“, sagte lächelnd die Gräfin. Herr von P. legte tausend Gulden auf den Tisch und erhielt die köstliche ideale Waare.

Als Kaiser Karl V. einmal um sein Urtheil über die sieben Sprachen, deren er kundig war, gefragt wurde, gab er zur Antwort: „Er spreche spanisch mit Gott, lateinisch mit einem Gelehrten, französisch mit einem Gast, italienisch mit seiner Braut, deutsch mit einem Soldaten und böhmisch mit dem Teufel.

Buchstabenräthsel.

Mit W erfülle ich dein Herz
Und mach' dein Leben froh,
Laß dich vergessen allen Schmerz;
Ach, blieb's nur immer so!

Mit T bin ich viel Zentner schwer
In England wohlbekannt;
Und siehst du mich bei uns ganz leer,
Hebst du's mit einer Hand.

Mit S thron ich als Königin
Weit über Wald und Feld,
Und stürzen alle Thronen hin,
Der meine nimmer fällt.

Mit N mich schließen Mauern ein,
Will leben nur dem Herrn.
Wohl dann bleibt hier mir alle Pein
Und alles Böse fern.

Mit B vertraust du meiner Hut
Der Kleinen Unschuld an.
Wohl ihnen, wenn du fromm und gut
Stets deine Pflicht gethan.

D. r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 26. Dienstag, den 1. März 1864.

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Eines Abends, als sie von einer der oben erwähnten menschenfreundlichen Wanderungen heimkehrte, war sie überrascht, aus dem offenen Fenster des Bibliothekzimmers im Herrenhause die Töne eines Piano erklingen zu hören. Sie blieb stehen und lugte hinein.

Sie sah eine Männergestalt, mit dem Rücken gegen das Fenster gewandt, am Piano sitzen, und bald hub eine volle, weiche Stimme ein liebliches, schwermuthsvolles Lied zu singen an.

Mit wunderbarer Macht drangen die Töne durch die Stille des Abends zum Herzen der Lauschenden. Unwillkürlich trat sie näher und neigte sich weiter vor. Sie hielt die kleine Pagenmütze in der Hand, die blonden Locken umschatteten ihr erröthendes Antlitz, die rosigen Lippen waren wie erwartungsvoll halb geöffnet; — da endete das Lied, der Sänger wandte sich aufstehend um, und Eola's Blick begegnete dem Auge Elwyn Eswald's!

Seine plötzliche Ankunft in der Abtei war durch den kürzlich erfolgten Tod des Verwalters veranlaßt worden.

Percy Eswald, der Alles haßte, was die geringste Mühe verursachte und jeder Art von Geschäften entschieden abgeneigt war, hatte bei dieser Gelegenheit an Elwyn geschrieben und ihn gebeten, heimzukehren, um die Regulirung der, durch des Verstorbenen nachlässige Verwaltung in traurige Unordnung gerathenen Angelegenheiten auf der Abtei zu übernehmen. Seine Lordschaft fand es ganz natürlich, daß, während er in London sich schwelgerischem Nichtsthun hingab, sein von ihm heimlich gehaßter Vetter sich an seiner Statt mit dem Durchsehen von Rechnungen und Einziehen von Ausständen abmühte, und Elwyn's in seiner verwaisten Knabenzeit für Percy entstandene Neigung war noch nicht genug erkaltet, um ihn nicht gutmüthig willig finden zu lassen.

So traf Eola nach Jahren den Mann wieder, der bei der flüchtigen Begegnung am Waldesrand in —shire, durch die wohlwollende Zartheit seines Benehmens dem armen Zigeunerkinde gegenüber, den ersten Keim wärmern Empfindens tief in ihr junges Herz gesenkt, und den sie nimmer hatte vergessen können. Hatte er wohl ihrer gedacht?

Einen Augenblick schien es, als ob das Bild, das sich ihm so plötzlich bot, ein freudiges Ueberraschen in ihm hervorrief, dann aber bemerkte er die Pagenlivree, und die Illusion schwand.

„Was machst Du da, Knabe? Warum horchtest Du?" fragte er näher tretend.

Eola erröthete noch mehr. In ihrer Freude hatte sie jede Vorsicht vergessen.

„Ich lauschte Ihrem Gesange, Herr," stammelte sie und blickte verlegen zu Boden; „ich liebe Musik so sehr," setzte sie entschuldigend hinzu.

„Armes Kind!" entgegnete Elwyn gutherzig, „ich wollte Dich nicht erschrecken. Ich sehe jetzt, Du bist in Seiner Lordschaft Diensten; was hat Dich hergeführt?"

„Seine Lordschaft schickte mich nach der Abtei, und ich soll hier weitere Befehle erwarten."

„Findest Du es hier nicht langweilig Knabe? Doch — wie heißt Du?"

„Ulrich, Herr. Und Sie sind Sir Elwyn?"

„Woher weißt Du das?"

Digitized by Google

Cola's Herz klopfte von Neuem in angstvoller Verlegenheit.

„Es hängt ein Bild von Ihnen im grünen Zimmer des Herrenhauses, und die Diener sagten mir, wen es vorstelle."

Das Letztere war eine unschuldige Lüge.

„Werden Sie hier bleiben, Herr?" erdreistete sich der Page zu fragen.

„Einige Zeit gewiß. Warum fragst Du?"

„Weil ich es gern sehen möchte, wenn Sie blieben," erwiederte der Page unschuldig.

„Gutes Kind, — gewiß fühlst Du Dich vereinsamt unter Fremden, wie es mir zuweilen geschieht, Du hast wohl keine Eltern mehr?"

„Nein, Herr; auch keine Verwandten, — Niemanden, dem ich zugehören darf."

„Nun, Ulrich, da wir Beide freundlos sind, so wollen wir, so lange wir zusammen bleiben, gute Freunde sein. Laß uns diesen Abend verplaudern. Komm' zum Fenster herein, ich will Dir helfen."

Cola streckte ihre kleine Hand aus. Wie sie voll Entzücken erbebte!

„Stelle Deinen Fuß hieher," sagte Elwyn. „Wie klein Deine Hand ist und zart, wie die eines Mädchens. Aber, Knabe, Du zitterst ja! Ich will nicht hoffen, Du hast keinen Muth?"

„Ich bin muthig, Herr, sehen Sie!"

Und der Page sprang leicht durch's Fenster.

„Bravo!" rief Elwyn; „ich kannte nur ein Kind, das so springen konnte, und Du siehst dem Mädchen so ähnlich, daß ich glauben möchte, Du seist ihr Bruder. Aber das kann natürlich nicht sein. Du stammst doch gewiß nicht von Zigeunern ab, Ulrich?"

„Nein, Herr," antwortete das von Neuem erbebende und tiefer erröthende Mädchen; „war denn das Kind, von dem Sie sprechen, eine Zigeunerin?" wagte sie leise hinzuzufügen.

„Ja, ein Schaubudenmädchen oder etwas Derartiges," entgegnete Elwyn, „aber der bezauberndste kleine Engel, den ich je sah."

Cola's Herz war dem Zerspringen nahe. Er gedachte ihrer noch! Sie hätte aus Dankbarkeit und Freude zu seinen Füßen niedersinken mögen.

Ein Diener trat jetzt ein, die Lampen anzuzünden. Wie wenn das Licht das Herzliche und Vertrauliche ihres Zwiegespräches verscheuchte, nahm es eine allgemeinere, gleichgültigere Richtung.

Der Page mußte dem Neuangekommenen von London und was sich in der letzten Zeit dort zugetragen, erzählen, und Elwyn sprach von seinen Reisen und den Sehenswürdigkeiten des Festlandes.

Es war spät, als die Beiden schieden und Cola ihr kleines Gemach aufsuchte, nicht aber um zu ruhen. Sie verbrachte die Nacht in wachen Träumen, in seligem Nachempfinden der letztverlebten Stunden, in freudebebender Erwartung des kommenden Morgen. Sie sollte ihm nahe sein, seinen Worten lauschen, sich an seinem Lächeln erfreuen! Die unentweihte Reinheit ihres Herzens ließ es sie als den Höhepunkt des Glückes erkennen, dieselbe Luft mit ihm athmen zu dürfen!

O wie Viele gibt es in dieser Welt, welche ein halbes Leben hingeben möchten, um wieder unschuldsvoll genug zu sein, in dem, was sie nach Jahren der Leidenschaft und Thorheit Kleinigkeiten nennen, des Daseins höchste Seligkeit zu finden!

(Fortsetzung folgt.)

Ein Seitenstück zum König Lear.

Vor dem Zuchtpolizeigerichte an der Seine erschien dieser Tage ein 80jähriger, halb erblindeter Greis, der, von einem zerlumpten Knaben geleitet, den Verhandlungs-Saal betrat. Die Persönlichkeit des der unerlaubten Bettelei beschuldigten Greises machte bei ihrem Erscheinen einen tiefen Eindruck auf Richter und Auditorium, denn selbst der ungeübte Blick erkannte sogleich, daß man keinen gewöhnlichen Bettler vor sich sehe. Der Mann mußte durch außerordentliche Umstände und Verhältnisse in seine gegenwärtige traurige Lage gebracht worden sein, denn, ob zwar von der Last der Jahre gebeugt, ist sein Gang doch stolz und sicher, das kahle, mit spärlichem Silberhaar geschmückte Haupt ist edel geformt, der Gesichtsausdruck ein aristokratischer, eine Gestalt, die einem Maler als Saturnus hätte sitzen können. So und nicht anders mußte Garrick ausgesehen haben, als er König Lear darstellte.

Digitized by Google

Präsident: Wie heißen Sie, wie ist Ihr Name?

Angeklagter: In besseren Tagen nannte man mich Louis de Ron, damals war ich ein wohlhabender Gutsbesitzer, der eine Rente von 25,000 Frcs. hatte; gegenwärtig heiße ich einfach Louis Ron und bin ein Bettler.

Präsident: Sie gestehen ein, daß Sie den Bettel als ein Gewerbe treiben; sagen Sie uns, wie es kam, daß Sie so tief sanken und warum Sie bei der Armenpolizei keine Abhülfe Ihrer Noth nachsuchten.

Angeklagter: Muß ich denn meine Leidensgeschichte erzählen? Ersparen Sie mir die Pein, Sie ersparen mir dann das Geständniß meiner tiefsten Schmach, ich kann dieses, obgleich so tief gesunken, doch nicht so leicht über meine eigenen Lippen bringen.

Präsident: Das Gericht muß die Wahrheit kennen, nur dadurch vermag es den Maßstab für sein Urtheil zu finden.

Angeklagter (seufzend): Muß es also sein? Nun, so werde ich erzählen, ich werde Etwas erzählen, das gewiß selbst einen Stein erweichen wird, denn solchen Jammer, wie der meinige ist, hat die Welt wohl selten gesehen. Gott gab mir zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Ich liebte sie, wie mein Augenlicht; ich lebte, als mein treues Weib starb, nur ihnen, brachte ihrer Erziehung weit größere Opfer, als selbst mein damaliges Vermögen erlaubte, ich verpachtete meine Güter zu Rouen, um in Paris ihre Erziehung zu überwachen; die beiden Kinder gediehen auch und bildeten meine höchste Freude. — Marion, meine Tochter, war ein reizend holdes Wesen, ich war stolz auf ihre Schönheit, Anmuth und Bildung. Doch Marion hatte ein leidenschaftliches Herz, sie wurde vom Grafen St. George verführt. Unter Thränen gestand mir Marion ihren Fehltritt, der Schmerz, den ich empfand, machte mich fast wahnsinnig, und es regte sich in mir der Gedanke, den Verführer meiner Tochter zu erschießen. Doch, wie sollte ich das Lebensglück meines Kindes zerstören? Marion konnte und wollte ohne St. George nicht leben, und ich war gezwungen, dem Verführer mein geliebtes Kind an den Hals zu werfen. — Die St. George's sind eine adelsstolze Familie. Die Ehe mit meiner Tochter galt dem Grafen für eine Mesalliance, und der in seinen Verhältnissen herabgekommene Cavalier wollte die Ehre meiner Tochter nur unter der Bedingung rehabilitiren, daß ich meiner Tochter eine Mitgift von 500,000 Francs gab. Was thut ein Vater nicht, um von seinem Kinde die Schande abzuwälzen und sein Lebensglück zu sichern? Ich gab nach und opferte einen großen Theil meines Vermögens. Die Ehe Marion's war eine sehr unglückliche. St. George, ein leidenschaftlicher Spieler, vergeudete gar bald das Vermögen; nach drei Jahren fand er in einem Duelle, das er, der Vater zweier Kinder, für eine Fremdendirne ausfocht, den Tod. Marion und meine Enkel lebten von dieser Zeit ab in meinem Hause.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Schulvorstände, wie Lehrer und Familienkreise werden es uns Dank wissen, wenn wir auf ein, seinem Inhalte nach wahrhaft treffliches und durch sein freundliches Aeußere zugleich sehr ansprechendes Büchlein aufmerksam machen, welches soeben u. d. T. „Deutsche Schulgesänge, herausgegeben von Fr. Seidel," (½ Thlr.) in Weimar erschienen ist. Dieses Liederbuch stellt sich in 150 ein- und zweistimmigen Gesängen vor Allem die schöne Aufgabe, das edle deutsche Volkslied zu pflegen, und will durch seine Sammlung anerkannter Dichtungen und Compositionen den Bedürfnissen des Schul- und Volksgesangs zugleich abhelfen. Unseres Dafürhaltens ist es dem Herausgeber vollständig gelungen, diesen Zweck zu erreichen. —

Lesefrüchte.

Der Muth besteht nicht darin, daß man die Gefahr blind übersieht, sondern daß man sie sehend überwindet.

Geldgedanken sind das Gift des geistigen Lebens, das in die schönsten Ideen zerstörend einfließt.

Digitized by Google

Verschiedenes.

Aus dem Briefe eines Feldarztes an seinen Collegen in Wien entnehmen wir die folgende Stelle: „Sehr gut hat mir eine Geschichte gefallen, die von dänischen Gefangenen erzählt wurde. Im Gefechte bei Oeversee wurde durch unsere Jäger eine dänische Kanone umgangen, ohne daß die Dänen es merkten. Die Jäger schlichen sich von rückwärts stille an die Kanoniere heran, die beschäftigt waren, die Kanone zu richten. Wie sie eben damit fertig sind, klopft ein Jäger einem der Dänen auf die Schulter und sagt ruhig: „Richten könnt's die Kanon' schon, aber abfeuern nicht."

(Auch eine Hochzeitsreise.) „Ei, ei, grüß Gott, alter Freund! Wie kommst Du hierher? Machst wohl eine kleine Reise während der Schulferien?"

„Freilich, ich mache meine Hochzeitsreise."

„Was, Du hast geheirathet? Nun, da gratulire ich von Herzen! Deine junge Frau ist wohl im Wagen? Willst Du nicht so freundlich sein, mich ihr vorzustellen?"

„Bedaure, aber meine Frau ist nicht bei mir. Weißt, wir haben es überlegt: es ist für einen Schulmeister doch zu kostspielig, mit einer Frau zu reisen, und da sind wir übereingekommen, daß ich die Hochzeitsreise allein machen soll."

Als jüngst ein Notär bei einem armen Bauern in der Bretagne ein Inventar errichtete, sah er an der Wand ein Bankbillet von 1000 Franken angeklebt. Der Bauer hatte es vor längerer Zeit gefunden und, ohne den Werth zu ahnen, des Bildes wegen neben den „Ewigen Juden" und die „hl. Genovefa von Brabant" im Zimmer angeklebt. Es wurde mit dem Backstein, auf dem es haftete, herausgenommen und an die Bank von Frankreich geschickt, welche es ohne Anstand ausbezahlte.

„Aber, lieber Herr Schoppinsturzer, Sie sind ja schon wieder betrunken!" — „Ich betrunken? Woraus schließen Sie das, Lieber?" — „Sie können ja gar nicht gerade stehen!" — „O wenn es das ist, Bester! Das kommt daher, daß ich in der linken Tasche den Hausschlüssel und in der rechten kein Geld mehr habe, dadurch ist das Gleichgewicht gestört."

Marschall Wrangel wurde von einem Hamburger Millionär zu vier verschiedenen Festivitäten (Diner, Concert, Ball und Souper) geladen. Der Marschall, welcher bekanntlich zur deutschen Sprachlehre in einem gespannten Verhältnisse steht, antwortete: „Ich werde auf allen Vieren kommen."

Die Verlassene.

Sieh, — hier steh' ich ganz verlassen, —
Einsam in der großen Welt,
Traurig zieh' ich alle Straßen —
Nur noch Gott ist's, — der mich hält. —
Nichts vermag mein Herz zu trösten,
Das sich grämet fast zu Tod; —
Guter Gott, o hab' Erbarmen
Mit mir Armen in der Noth!

In dem kühlen Schoos der Erde,
In dem engsten Kämmerlein —
Ruhen meine Eltern beide,
Und ich steh' nun hier allein! —
Doch den vollen Kelch der Leiden
Setz' ich muthig an den Mund,
Schlürf ihn aus mit Himmelsfreuden
Bis auf seinen tiefen Grund. —

Seh' ich euch dann einstens wieder,
Wo die Lüfte Balsam weh'n; —
Tönen frohe Jubellieder,
Dort — in jenen bessern Höh'n! —
Einsam will ich jetzo trauern,
Still und mit Ergebenheit, —
In des Klosters engen Mauern
Tragen all' mein bitt'res Leid.

Dürkheim. A. H. von Alaridestatt.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 25:
Wonne, Tonne, Sonne, Nonne, Bonne.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 27. Donnerstag, den 3. März **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Ungefähr einen Monat später und an demselben Abende, an dem Zerlina in ihrer glänzenden Villa von dem harten Schlage völliger Enttäuschung betroffen wurde, erscholl in der Nähe der Abtei Feuerruf.

Cola, welche es zuerst hörte, ergriff ihre Mütze und eilte zu Elwyn in das Bibliothekzimmer.

„O, Herr," rief sie, „es brennt auf dem Gute; des armen Smith Pachthaus steht in Flammen, sagte mir eben ein Vorüberellender."

Elwyn sprang auf.

„So eile, Ulrich," sagte er, „und laß die Leute die Spritzen bereit machen. Du aber gehst dann mit mir, Du kannst von Nutzen sein."

Der Page gehorchte mit Blitzesschnelle, und bald waren die Beiden auf der Feuerstätte.

Das brennende Gebäude war ein altes, von einem bejahrten Manne, seiner Tochter, ihrem Manne und deren zwei Kindern bewohntes Haus.

Der untere Theil desselben war schon in Flammen gehüllt; der alte Mann lief auf und ab, hülflos die Hände ringend; die Tochter lag in Krämpfen in den Armen einer Nachbarin, und als Elwyn den Alten fragte, wo sein Schwiegersohn sei, deutete er auf die Eingangsthür, aus der dichte Rauchmassen hervordrangen.

„Er ging nach den Kindern, Sir," sagte er, „aber ich fürchte, er ist erstickt, — er bleibt so lange aus. O Gott! will Niemand meinen armen James retten?"

Ein paar Männer aus der Menge bewegten sich mehr aus Beschämung, unthätig dazustehen, als aus wirklichem Muth, gegen die Thür, aber noch ehe sie dieselbe erreichten, kam James herausgestürzt.

Ein etwa zwei Jahre altes Kind hing an seinem Halse und schrie aus Angst und Schmerz.

Vater und Kind waren mit Brandwunden bedeckt, aber der Erstere achtete derselben nicht, da ein noch größeres Weh ihn alle Schmerzen vergessen ließ. Er hatte das ältere der Kinder nicht im Bette gefunden und vermuthete, daß es dasselbe verlassen, um Schutz zu suchen und im Rauch erstickt sei.

„Ich muß mein Kind finden! Ich muß sie retten!" rief der unglückliche Vater, indem er sich von Denen, welche ihn zurückhalten wollten, loszumachen suchte.

„Nein, Ihr habt genug gethan," sagte Elwyn; „denkt an Euer Weib und dies kleine arme Kind. Ich will sehen, was für das andere geschehen kann."

„Gott segne Sie, Herr! Gott segne Sie!" rief der alte Mann mit gefalteten Händen, während Thränen seine gefurchten Wangen niederrollten.

„Vater, er soll nicht sein Leben für mich wagen!" fiel des Alten Schwiegersohn ein und rang entschlossen, Elwyn von seinem Vorsatz abzuhalten; doch dieser rief einigen starken Burschen zu, Jenen am Nachfolgen zu hindern, und war im Nu im Rauch des Hausganges verschwunden.

Cola stieß einen Schrei aus, und die Arme gegen das brennende Haus emporstreckend, entstieg ihrem Herzen ein glühendes Gebet für seine Sicherheit.

Die Menge stand athemlos vor Angst und Erwartung.

„Er ist gut und edel," sagte endlich Einer mit Bewunderung.

Digitized by Google

„Sehr verschieden von einem Andern seines Namens," bemerkte ein Zweiter.

„Herzloser Schurke!" murmelte rachsüchtig eine Frau und dachte an Percy.

Ein greller Schrei aus einer andern Gruppe der Zuschauer richtete die Aufmerksamkeit Aller von Neuem auf das Haus.

Man sah Elwyn an einem der Dachfenster stehen, mit dem kleinen Mädchen auf den Armen. Aus seinen Geberden ließ sich erkennen, daß eine neue Gefahr im Nahen sei, und bald verkündete lautes Krachen das Einstürzen der Treppe.

Die Noth wuchs mit jedem Moment. Die Flammen drangen jetzt auch in das bisher nur mit Rauch gefüllte Gemach, in dem Elwyn das Kind gefunden. Vor ihm war das offene Fenster in großer Höhe von dem Boden, hinter ihm ein Abgrund von Qualm und Gluth.

„Eine Leiter! eine Leiter!" schrie der Page verzweiflungsvoll. Aber zwei waren schon in verschiedenen Rettungsversuchen zerstört worden, und keine andere nahe genug zur Hand.

„Gott steh' ihm bei!" flüsterte es in der Menge, welche zagend zu dem jungen Manne emporsah, der mit dem an ihm hängenden Kinde, bleich, aber gefaßt, dastand, denn er konnte ohne Gewissensvorwurf auf seine Vergangenheit blicken und getrost den Willen seines Schöpfers erwarten.

„O! er soll nicht sterben!" rief fast wahnsinnig Cola. „Hieher! Ein Strick! Ich will ihn retten, oder mit ihm untergehen!"

Cola war nicht umsonst in einem Zigeunerzelt erzogen worden; sie vereinte mit großer körperlicher Gewandtheit einen schnellen, practischen Blick und mit diesem gewahrte sie eine alte Epheupflanze, deren dünner, knotiger Stamm, obschon morsch von der Hitze, sich doch noch aufrecht an der Mauer des Hauses emporwand.

Die Umstehenden schalten es Wahnsinn, sich ihr anvertrauen zu wollen, allein der kühne Page duldete keinen Widerspruch, und mit einem aus mehreren Stücken schnell zusammengefügten Stricke um den Leib geschlungen, begann er das gewagte Emporklettern an der gebrechlichen Pflanze.

Unterdessen blickte Elwyn in Todesangst von seinem immer gefährlicher werdenden Standpunkte hernieder. Alle Sorge für sich selbst ging völlig in der für den aufopfernden Knaben unter, welcher einen so schwärmerischen Eifer bezeigte, sein Leben für das seines gegenwärtigen Herrn einzusetzen. Was würde er empfunden haben, hätte er die Wahrheit gekannt?

Noch eine bange Minute der Erwartung, und Cola erreichte die Fensterbrüstung.

„Ulrich! Ulrich!" ächzte Elwyn mit tiefer Bewegung, „dies um meinetwillen?"

„Es ist keine Zeit zu verlieren, Herr," antwortete sie mit heiserer Stimme, „können wir das Seil an irgend Etwas befestigen?"

Elwyn half dem Pagen in's Zimmer steigen, legte das Kind in seine Arme, und nachdem er eine Weile im Rauch herumgetastet, zog er eine Commode herbei, um welche er das Seil befestigte; dann warf er das Ende zum Fenster hinaus, welches sogleich von Denen, die unten standen, straff angezogen wurde.

„Erst Sie und das Kind," sagte der Page; und als Elwyn erst seinen Retter in Sicherheit sehen wollte, setzte der Letztere hastig hinzu:

„Zögern bringt uns Allen den Tod, und ich rühre mich nicht, bis Sie der Gefahr entgangen sind."

„Tapferer, aber thörichter Knabe," rief Elwyn mit Rührung aus.

Einsehend, daß Schnelligkeit ihre einzige Rettung war, begann er, mit dem Kinde an seinem Halse hängend, über die Fensterbrüstung hinaus, an dem Seil hinabzusteigen.

Cola lehnte sich weit aus dem Fenster, um dem Rauch und den immer drohender sich herbeizüngelnden Flammen möglichst zu entgehen, bis Freudenrufe von unten ihr verkündeten, daß der Gegenstand ihrer geheimen Anbetung in Sicherheit sei. Dann begann sie ihm zu folgen.

Kaum war sie auf der Hälfte der Höhe am Seil hinabgeglitten, als die Flammen am Fenstersims zu lodern begannen, und sie mit Entsetzen gewahr ward, daß das Seil in der Hitze zu krachen und zu wanken anfing.

Mit krampfhafter Anstrengung suchte sie wieder den Epheu zu fassen, aber ihre Kraft war erschöpft, und die Augen schließend, um

Digitized by Google

die Gefahr wenigstens nicht zu sehen, erwartete sie jeden Augenblick, zu Boden geschleudert zu werden.

Als sie noch in beträchtlicher Höhe schwebte, brach das Seil, und mit grellem Aufschrei fiel sie nieder, aber nicht auf die harte Erde.

Ein Paar starke Arme fingen sie auf, ein edles, männliches Herz klopfte nahe dem ihrigen, und eine geliebte Stimme flüsterte zärtliche Segensworte in ihr Ohr.

Wie glücklich fühlte sie sich! Einen Augenblick an dieser geliebten Brust zu ruhen, war unaussprechliche Seligkeit und volle Belohnung für alle ausgestandene Mühsal, selbst wenn sie ihr junges Leben dabei hätte opfern müssen.

So dachte das liebliche Geschöpf, als sie, schwach vor Anstrengung und Schrecken, in der Umarmung des Mannes ruhte, den ihre kindlichen Hände von einer fürchterlichen Todesart errettet hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Seitenstück zum König Lear.

(Schluß.)

Emil, mein Sohn und zweites Kind, wollte den Cavalier spielen, er fälschte, als ich ihm die Mittel zu seinem maßlosen Aufwande verweigerte, Wechsel, und ich hatte zu wählen zwischen Noth und Elend, Armuth und Entbehrung oder der Schändung meines Namens. Das Wagno gähnte meinem Sohne. Ich brachte der Ehre meines Namens den Rest meines Vermögens zum Opfer. Emil fand später den Heldentod auf den ruhmbedeckten Schlachtfeldern Italiens, der Name de Ron kam durch ihn in das Heldenbuch von Frankreichs Geschichte, der Kaiser sagte von meinem Sohne, als er dessen Tod erfuhr: „de Ron war ein braver Soldat, das Vaterland verliert an ihm einen Helden, der es gewiß weit gebracht hätte.“ Marion ernährte ihre Kinder von ihrer Handarbeit, und ich verdiente mir als Statist im Theater täglich zwei Francs, ich war zufrieden.

Eines Tages — während meiner Abwesenheit — erschien ein fremder Mann in meiner Wohnung, der nach mir fragte, sich nach meinen Verhältnissen erkundigte und endlich ein Schreiben zurückließ. Wer schildert meine Freude, als ich es öffnete und den Inhalt von 10,000 Francs vorfand! Es war, wie der unbekannte Geber in wenigen Zeilen sagte, ein Geschenk für mich, das der Freund dem Freunde in der Noth bietet. Nicht lange sollte mein Glück währen. An dem nächstfolgenden Tage verschwand Marion aus meinem Hause und nahm das ganze Geld mit sich, überdies ihre zwei Kinder mir hinterlassend. Ich war bestürzt und unglücklicher als je. Sehen Sie! — rief der Bettler, — dieser Knabe hier, der mich halb blinden Mann führt, ist mein Enkel, ein Graf St. George. (Sensation.) Die gräfliche Familie St. George verleugnet aber meinen Enkel, weil er in einer Mesalliance gezeugt ist. Was aus Marion geworden, habe ich unglücklicher Mann seit zwei Jahren nicht erfahren können. Als meine Enkelin Antoinette am Scharlach erkrankte, sagte ich zu meinem zweiten Enkel: Komm, ich werde Arznei für Antoinette verschaffen, daß sie nicht sterbe. Wir gingen betteln, ich habe kaum 24 Sous zusammengebracht, da erfaßte mich ein Sergeant de Ville und brachte mich sammt meinem zweiten Enkel ins Gefängniß.

Ein Schrei des Entsetzens ward in diesem Moment im Auditorium laut, Aller Augen richteten sich auf einen Herrn, der leichenblaß, einer Ohnmacht nahe war. Mit bebender Stimme bat er, ihn vor den Gerichtshof zu führen.

„Bruder Hieronymus!“ rief der Bettler.

Hieronymus sank schluchzend dem Unglücklichen an den Hals.

Mein Geschenk, sagte Hieronymus, ist dir schlecht bekommen, doch ich bringe aus Australien Reichthümer genug mit, um für dich und deine beiden Enkel sorgen zu können.

Nachdem der Richter ein freisprechendes Urtheil gesprochen hatte, verließen die Beiden Arm in Arm unter dem Jubel des Auditoriums den Saal.

Gemeinnütziges.

(Bleiröhren zu Wasserleitungen.) Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß Wasser, selbst ganz reines, beim Durchleiten

Digitized by Google

durch Bleiröhren und namentlich bei längerm Verweilen in denselben einen der Gesundheit höchst nachtheiligen Bleigehalt aufnimmt, und in Folge dessen wünscht man schon längst, ein Mittel zu besitzen, wodurch diese nachtheilige Wirkung der Bleiröhren auf das Wasser verhindert werden könnte. Dr. Schwarz in Breslau hat ein Verfahren entdeckt, wodurch diesem Uebel abgeholfen werden kann, welches darin besteht, die innere Oberfläche der Bleiröhren in unlösliches Schwefelblei zu verwandeln. Diese Umwandlung wird einfach dadurch bewirkt, daß eine starke und heiße Auflösung von Schwefelkalium oder Schwefelnatrium durch das zu behandelnde Rohr geleitet wird. Diese Lösung wird bei beiläufig 100 Gr. C. angewandt und 10 bis 15 Minuten auf das Metall einwirken gelassen. Die kochende Lösung von Aetznatron (durch Kochen von Soda mit Kalk erzeugt) mit Schwefel hat sich in der Praxis dem Zweck vollkommen entsprechend gezeigt.

Denkspruch.

Liebe, Vaterland, Natur!
Süße, zauberische Bande,
Ihr beglückt die Menschen nur! —
Wehe Dem, der euch verkennt,
Dem sein Herz nicht höher schlägt,
Wenn er seine Mutter nennt;
Der, in andrer Freuden Mitte,
Dieser Freude sich verschließt
Und mit trocknem Aug' die Hütte
Seiner Väter wieder grüßt.

Verschiedenes.

Unter den Pflanzen zeigt die Venus-Fliegenfalle die größte Empfindlichkeit, indem sie eine honigartige Absonderung bildet, welche Fliegen und andere Insecten anlockt. Sobald diese nun das Blatt berühren, so schießt sich dasselbe und das Insect ist gefangen. Ein Engländer, Knight, entdeckte zuerst, daß diese Pflanze auch durch dünne Fäserchen von rohem Fleische gefüttert werden könne. Mehrere Tage bleiben die Blätter, welche Fliegen oder andere Insecten gefangen haben, geschlossen, und man kann während dieser Zeit sehen, wie sich das Insect hin und her bewegt. Wenn sich aber die Blätter wieder öffnen, so findet man, daß das Insect zerdrückt ist und daß alles Flüssige aus demselben herausgezogen worden ist, indem man es mit dem leisesten Hauche wegblasen kann. — Es gibt noch eine andere Pflanze, welche auf ähnliche Weise Fliegen, Käfer, Mücken ꝛc. fängt. Diese hat unten an der Blüthe eine süße Flüssigkeit, nach welcher die Insecten gehen, aber sie können nicht wieder fort, weil sie durch eine Art Spieße festgehalten werden. Der Naturforscher Knigth machte mit diesen Pflanzen vieljährige Versuche und fütterte sie mit Fäserchen von Rindfleisch und Schöpsenfleisch. — Die Drosera rotundifolia, eine ganz gewöhnliche Pflanze, besitzt eine ähnliche Einrichtung. Sie hat nämlich eine klebrige Flüssigkeit und eine Menge Haare, an denen sich die Insecten fangen und von welchen sie ihre Nahrung erhält.

Wann sind die kleinen Krebse und Fische am besten? wurde in einer Gesellschaft gefragt. — „Wenn die großen nicht zu haben sind?“ antwortete eiligst einer der Anwesenden.

Charade.

Mein Erstes dir ein Kind der Sonne nennt;
So lehrt es uns Frau Physica!
Doch wohl vergeblich suchst du es, wenn Sonne brennt
Und schallt der Vögel Musica!
Das Zweite ist ein Ding gar sonderlich;
Es ist kein Fluß, kein Meer, kein Thal;
Dem Einen ist es gar oft hinderlich,
Der Andere, ein Fremder (ohne Wahl)
Auf meinem Rücken
Sich thut entzücken.
Das Ganze findest du als Stadt, gar wohl bekannt
Bei Allen; in der Stadt, wie auf dem Land,
Die gern, wie's halt so geht, vielleicht nicht rauchen,
So doch das Fabrikat, gleich benannt derselben
Stadt, gebrauchen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Hüttler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 28. Samstag, den 5. März **1864.**

Kommen und Scheiden.

Ein ew'ges Kommen und ein ewig Scheiden,
Das ist der Zeiten wechselvoller Gang;
Ein stündiges Gemisch von Freud' und Leiden
Geht mit dem Menschen all' sein Lebelang.
Lacht dir ein glücklich Jahr in hohem Grade,
Und folgen viele und're nach im Lauf,
Ein schlimmeres entzieht dir seine Gnade
Und löst die schönsten Erdenfreuden auf.

Scheint heute lieblich dir der Wohlfahrt Sonne,
Trübt morgen drauf vielleicht sich schon das Licht.
Bringt mancher Tag auch Lustbarkeit und Wonne,
Beständig aber sind die Zeiten nicht. —
O, blicke um dich, zähle deine Trauten,
Die alle vor dir heimgegangen sind,
Die so wie du ihr Lebensglück hier schauten,
Und sieh, wie alles Irdische zerrinnt!

Wohl läßt der Lenz nach jedem starren Winter
Viel schöne Blumen ringsum auferstehn,
Doch sind es immer neugebor'ne Kinder,
Um scheidend wieder bald von uns zu geh'n.
Und grünen luftig in dem Wald die Maien,
Dann freut du dich der muntern Vögel Schaar:
Doch von den tausend Sängern dort im Freien
Grüßt mancher junge Neuling wohl das Jahr!

Ja, stets erzeugt die Allmacht neue Kräfte,
Denn keinen Halt und Stillstand kennt die Zeit,
Pulsirend kreisen stets der Erde Säfte,
Und jeder Pulsschlag führt zur Ewigkeit.
Schaust von der Jahre Höhe du hernieder,
Erblickst du ständig eine neue Welt,
Da sprossen aus Zerfall die Keime wieder,
Damit Unsterblichkeit die Dauer hält.

Mensch, von Geburt an eilst du stracks entgegen
Durch wirre Gänge deinem Scheidetag.
Ob Fürst, ob Knecht, dir folgt auf allen Wegen
Saturn mit seiner Uhr und Sense nach.

Wenn deiner Jugend Lenz in Freude schwindet,
Des Sommers Gluth dich nicht von dannen nimmt;
Wenn dich dein Herbst noch lebensfreudig findet,
Dann ist im Winter dir ein Tag bestimmt!

So rückt ohn' Unterlaß der mächt'ge Zeiger,
Der neues Kommen, neues Scheiden bringt.
Und immer wird die Welt an Jahren reicher,
Je weiter vor sie in die Zukunft dringt.
Stet' schleichet so ein Jahrgang nach dem andern
In jene unergründlich tiefe Fluth;
Und Alles, was da lebt, muß geh'n und wandern
Hin, wo die Vorwelt längst in Frieden ruht!

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Das Feuer wüthete noch fast zwei Stunden lang, dann kam ein starker Regen den Löschmaschinen zu Hülfe und erstickte die letzte Gluth. Die gerettete Familie fand bei freundlichen Nachbarn Aufnahme, und Elwyn und der Page kehrten in's Herrenhaus zurück.

„Wie konntest Du so viel für mich wagen? Für mich, der Dir fremd ist, Ulrich?“ fragte der Erstere, nachdem er dafür gesorgt hatte, daß seinem jungen Retter alle mögliche Pflege zu Theil ward.

„Weil ich Sie liebe, Herr,“ stammelte der vermeintliche Page und bestrebte sich vergebens, den frühern Ton achtungsvoller Untergebenheit wieder zu finden.

„Gott segne Dich, mein Knabe!“ rief Elwyn seine Hand fassend; „ich glaube es Dir! Ohne Dich läge ich jetzt als verkohlte Leiche unter jenen Ruinen.“

„O, Gott verhüte! ich kann sogar den

Digitized by Google

Gedanken nicht ertragen," murmelte der Page schaudernd.

Elwyn lächelte und fuhr schmeichelnd mit der Hand über das goldlockige junge Haupt.

„Sonderbar," sprach er bei sich, „sehr sonderbar, daß in dieser kalten Welt mir ein Wesen so zugethan ist, und ich wußte es nicht."

Von dieser Stunde an waren das Zigeunermädchen und ihr Idol unzertrennlich.

Elwyn empfand für den Retter seiner Tage alle sorgliche Zärtlichkeit eines ältern Bruders, und mit der ächten Großmuth einer edlen Seele nur noch den Freund und nicht den Untergebenen in ihm erblickend, ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, seine Dankbarkeit an den Tag zu legen. Nicht ahnte er, daß eine Welt von tiefer, sehnsüchtiger Neigung in dem Herzen lebte, das so stürmisch unter der Pagenjacke schlug!

Cola aber verbrachte ihre Tage in einer Art von begeisterter Verzauberung, — einem Seligkeitstraum so schön, daß sie oft an der Wirklichkeit zweifelte; was die Zukunft ihr bringen konnte, — sie wagte nicht daran zu denken.

17.

Zwei oder drei Tage nach dem denkwürdigen Diner in der Roseland Villa saßen Eswald und Sackville beim Frühstück in des Letztern Zimmer.

Beide waren noch im Abendanzuge, oder eigentlich theilweise so: denn Sackville's Handschuhe und Kravatte lagen unter dem Tische, und Eswald's Frack, der einem brillanten türkischen Schlafrock Platz gemacht hatte, ruhte in kläglicher Gemeinschaft in einer Ecke des Zimmers bei einem zerknitterten Hut und zerbrochenen Opernglase.

So standen die Sachen in dem eleganten Junggesellengemach des aristokratischen Sackville; der Anblick des ersteren deutete zur Genüge an, in welchem Zustande die beiden Freunde nach einer durchschwärmten Nacht es zu früher Morgenstunde aufgesucht hatten.

Nachdem das Frühstück gekostet war, zog Eswald seinen Stuhl an das Feuer, stellte die Füße auf das Kamingitter und fiel in einen gemächlichen Schlummer.

Sackville zündete eine Cigarre an und begann etwa ein Halbdutzend zierliche, weiblich aussehende, nach jedem modischen Parfüm duftende Briefchen zu öffnen und mit dem Blick zu überfliegen.

In dieser Beschäftigung wurde er durch den Eintritt von Eswald's Kammerdiener Miller unterbrochen, welcher mit dem Vorrecht eines vertrauten Factotums zu jeder Zeit ohne Umstände aus- und eingehen konnte.

„Nun, Miller," rief Sackville, „was gibt's? welches Teufelsglück bringt Dich so früh hieher?"

„Ich kann nicht sagen, es ist Glück, mein Lord," lautete die Antwort. „Ich wünschte nur, Seiner Lordschaft Aufmerksamkeit so bald als möglich auf einen Paragraphen in den Morgenblättern zu richten."

Seine Lordschaft am Kamin öffnete träge die Augen und gebot, ihm die Zeitung zu reichen.

Er blickte flüchtig darüber hin und rief dann, plötzlich munter geworden, aus:

„Bei Jupiter! es ist von Zerlina die Rede, Gustav;" dann las er laut folgenden Paragraphen:

„Seltsames Abenteuer. — Letzten Mittwoch Morgen etwa um zwei Uhr, als Dr. L. von einem ärztlichen Besuch in der Umgegend von S. heimkehrte, machte ihn sein Kutscher auf einen sonderbaren Gegenstand am Wege aufmerksam. Der Doctor stieg aus und sah eine junge, zarte Frau, die den höhern Ständen anzugehören schien. Sie trug einen reichen Morgenmantel über dem gewöhnlichen Nachtkleide einer Dame und irrte entweder im Zustande von Somnambulismus, oder Geistesstörung umher. Sie stand, als der Doctor sich näherte, am Ufer des Flusses, als ob sie Selbstmord beabsichtigte. Zuerst wehrte sie heftig seinen Beistand ab, endlich jedoch gelang es ihm, ihrem hartnäckigen Sträuben ungeachtet, sie in seinen Wagen zu bringen. Die ganze Angelegenheit ist in tiefes Geheimniß gehüllt, da der Dame Gemüth sich unzweifelhaft in großer Störung befindet, und man von ihr nicht erfahren kann, wer sie ist und woher sie kam. Alle mögliche Nachforschungen sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Das junge Wesen, das von wirklichem oder eingebildetem Unrecht,

Digitized by Google

welches man ihr zugefügt, schwer zu leiden scheint, erregt die lebhafteste Theilnahme. Dr. L. hat den Vorfall in den gelesensten Zeitungen veröffentlicht, und man hofft, daß es auf diese Weise gelingen würde, die Unglückliche ihren Angehörigen zurückzugeben."

„Was denkst Du dazu, Gustav?" rief Oswald, als er geendet; „wahnsinnig! Es kann nicht möglich sein."

„Ich weiß nicht," äußerte der Andere. „Ich möchte allerdings jede Frau für wahnsinnig halten, welche um zwei Uhr Morgens im Nachtkleide über Feld läuft."

Diese Bemerkung schien Oswald noch mehr zu beunruhigen.

„Wie konnte ich denken," sagte er, „daß sie das Haus in diesem Zustande verlassen würde! Im Nachtkleide! Das geht über Alles!"

(Fortsetzung folgt.)

Professor Virchow über Trichinen.

Von Professor Virchow ist in Berlin im Verlage von Georg Reimer eine „Darstellung der Lehre von den Trichinen, mit Rücksicht auf die dadurch gebotenen Vorsichtsmaßregeln, für Laien und Aerzte" erschienen; fünf dem Texte eingedruckte Holzschnitte und eine lithographirte Tafel erläutern die Entwickelungsgeschichte dieses von Hilton entdeckten und von dem berühmten englischen Zoologen Rich. Owen im Jahre 1835 unter dem Namen „Trichina spiralis" zuerst beschriebenen Eingeweidewurmes.

„Die Cardinalsätze der Trichinenlehre" faßt Virchow dahin zusammen: 1) Die mit einer Speise genossenen Trichinen bleiben im Darm und kommen nicht in die Muskeln; 2) sie erzeugen im Darm lebendige Jungen, welche darauf die Darmwände durchbohren und in die Muskeln weiter wandern; 3) die in die Muskeln eingewanderte Brut wächst darin und umgibt sich dort mit einer Kapselhülle (Cyste), aber sie vermehrt sich nicht weiter.

Gegen die bereits in die Muskeln eingedrungenen Trichinen ist bis jetzt noch kein Mittel gefunden worden; um die noch im Darm befindlichen zu entfernen, damit sie dort sich nicht weiter vermehren, empfiehlt Professor Virchow Abführungsmittel anzuwenden.

Um der Verbreitung der Trichinen vorzubeugen, empfiehlt Virchow: 1) größte Reinlichkeit bei der Stallfütterung der Schweine, 2) sorgfältige Fleischschau mittelst mikroskopischer Untersuchung (der Optiker Hänsch, Karlsstraße 8, liefert zu diesem Zwecke construirte Mikroskope mit 100—180facher Vergrößerung zu nur 10—12 Thlr.), womöglich in öffentlichen Schlachthäusern, 3) sorgfältige Zubereitung alles Schweinefleisches, welches niemals roh genossen werden dürfe.

Die Erfahrungen in diesen Beziehungen faßt Virchow in drei Sätze zusammen: 1) Die Trichinen werden getödtet durch längeres Einsalzen (Pöckeln) und durch 24stündige heiße Räucherung, 2) sie werden nicht getödtet durch eine selbst dreitägige kalte Rauch-Räucherung, 3) eine längere Aufbewahrung kalt geräucherter Wurst scheint das Leben der Trichinen zu zerstören. Wellfleisch, welches in großen Stücken gekocht wird, erlangt selbst nach einer Stunde noch nicht in seinem Innern eine die Trichinen zerstörende Temperatur, etwa 60 Gr. R., Würste beim Aufsieden etwa 50 Gr., Cotelettes und Schweinebraten, der innen noch blutig, eben so viel, d. h. eine Temperatur, welche nothdürftig an die heranreicht, bei welcher die Trichinen sterben.

Literatur.

Von der in Stuttgart erscheinenden Allgemeinen Illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer" liegt der Redaction dieser Blätter wieder eine Reihe neu erschienener Nummern vor. Dieselben bestätigen auf das Vollkommenste unsere früheren Empfehlungen dieser prachtvollen, unterhaltenden und, trotz der Masse des Gebotenen, so enorm billigen Zeitung (per Quartal von 13 Nummern mit je 16 dreispaltigen reich illustrirten Groß-Folio-Seiten nur 1 Thaler!). Alles Neue von sämmtlichen Gebieten menschlicher Thätigkeit bringt sie meisterhaft geschildert, in Wort und Bild, dem Leser vor Augen.

Digitized by Google

Den nationalen Aufschwung des deutschen Vaterlandes, wenn vertretend, macht „Ueber Land und Meer“ uns mit Schleswig-Holstein und den für die Rechte dieses Landes kämpfenden Männern durch gediegene Aufsätze, Schilderungen und Abbildungen der neuesten Ereignisse, sowie Biographieen und Porträts bekannt. Wie wir erfahren, werden eigens nach Schleswig-Holstein gesandte Künstler und Correspondenten auch ferner Alles, was dort passirt, in getreuen Bildern und Schilderungen auf's Schnellste in den Spalten des Blattes zur Anschauung bringen. Vom nordamerikanischen Kriegsschauplatze enthält das Journal fortwährend interessante Berichte und Abbildungen. — Was den in „Ueber Land und Meer“ besonders reichhaltigen, unterhaltenden Theil betrifft, so können wir den soeben darin zur Veröffentlichung gelangenden neuesten Roman des berühmten Hackländer „Fürst und Kavalier“ als ein wahres Meisterwerk bezeichnen, in dem der allbeliebte Schriftsteller die ihm in so hohem Grade eigene Gabe der Erzählung auf's Reichste entfaltet. Außerdem bietet der neue Jahrgang eine Reihe spannender, werthvoller Novellen. — Die bereits auf 50,000 Exemplare gestiegene Auflage des Journals beweist, daß das wahrhaft Gute in Deutschland immer Anerkennung findet. Diese großartige Verbreitung ist aber auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß dieses umfangreiche Journal sogar für den geringen Betrag von monatlich nur 10 Sgr. oder 36 kr. angeschafft werden kann, falls man sich entschließt, die in monatlichen Heften erscheinende Ausgabe zu beziehen.

Lesefrüchte.

Der Neid genießt so wenig, wonach er strebt, als der Geiz; er schadet, wenn er gleich sich selbst nichts nützen kann. Welche vor ihm, wie vor einer Kohle, die, wenn sie nicht brennt, schwärzt.

Die Menschenliebe bietet dem Leidenden schnell die rettende Hand; die Freundschaft muß mit ihm zu leiden wissen. Jene gleicht der gewissenhaften Wärterin des Kranken, diese seiner zärtlich theilnehmenden Mutter.

Verschiedenes.

(Essig trink' ich nicht!) Ein Reisender war in einem Hause zum Mittagessen eingeladen, in welchem ein guter Tisch geführt wurde, wo aber der Wein so sauer war, daß er ihn unmöglich trinken konnte. Nach mehrmaliger Nöthigung zum Trinken, von Seiten der Hausfrau, gab er zur Antwort: „Ich bin gerade wie ein Engländer: Ess' ich, trink' ich nicht!“ (Essig trink ich nicht.)

(Vorliebe zum Frühling.) „Wie zweckmäßig und wohlthätig ist der Wechsel der Jahreszeiten,“ exclamirte ein Dorfschulmeister. „Worin mag wohl der Vortheil dieses Wechsels bestehen? Warum freut sich z. B. Dein Vater auf den Frühling?“ — „Weil wir dann keine Schuhe mehr brauchen,“ antwortete der Kleine.

Ein junger Mann, der eine Lebensgefährtin suchte, schrieb einen zärtlichen Brief an ein junges Frauenzimmer, das alle guten Eigenschaften in sich vereinigte. Er machte ihr darin seinen Heirathsantrag und schloß mit folgenden Worten: „Haben Sie die Güte, mir baldigst Antwort zu geben, da ich noch eine Andere im Auge habe.“

Bierbengel. Mein Fräulein! Schenken Sie mir Ihren Ring! Er ist das Symbol meiner Liebe zu Ihnen — denn er hat kein Ende!

Junge Dame: Ich will den Ring als ein Symbol meiner Liebe zu Ihnen behalten — er hat keinen Anfang!

Auflösung der Charade in Nro. 27.
Schnabelweide.

Redaction, Druck und Verlag von D. Frenzel & Sohn jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 29. Dienstag, den 8. März **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Die Wahrheit war, daß Zerlina nach der beschriebenen schmachvollen Scene mit Eswald, in einem Anfall an Geistesstörung streifender Verzweiflung, selbst nicht wissend, was ihr nächstes Beginnen sein werde, aus der Villa entflohen war, ohne daß die beiden Freunde ahnten, bis zu welchem Grade die Aufregung des armen Geschöpfs reichte.

Ein vorübergehendes Gefühl zärtlichen Bedauerns zog durch des verweichlichten Wüstlings Brust; in der nächsten Minute jedoch gewann der Gott seines Innern, das Selbst, die Oberhand und ließ ihn auf Mittel sinnen, sich am Sichersten aus der Affaire zu ziehen.

Demgemäß beorderte er zuvörderst Miller, in die Villa zu eilen und Zerlina's Verschwinden den niedern Dienstboten auf irgend eine natürliche Weise zu erklären. Dies gab ihm einige freie Zeit des Nachsinnens; und wirklich verbrachte er einen beträchtlichen Theil des Tages, mit Sackville hundert Pläne zur geschickten Behandlung des verdrießlichen Vorfalls zu ersinnen und wieder zu verwerfen.

Eswald war ganz bereit, Zerlina's Zukunft sicher zu stellen, ihr wo möglich die Rückkehr zu ihrer frühern Laufbahn als Tänzerin auf's Angemessenste zu erleichtern, nur wollte er sie persönlich los sein und seinen Namen nicht in die Sache gemischt sehen. Das Letztere bot die größere Schwierigkeit, und man mußte endlich zu Miller's Rathschlägen Zuflucht nehmen.

Um es dem Leser zu veranschaulichen, welches Resultat aus der Berathung des Trio's hervorging, führen wir ihn in Dr. L's. hübsches Haus in Harley Street, und zu diesem selbst in sein Morgengemach.

Der Doctor war ein freundlich aussehender, behäbiger Mann von etwa vierzig Jahren, und das Zimmer, in dem er saß, mit vollkommener Ordnung und Wohnlichkeit eingerichtet. Das letztere bildete den auffallendsten Contrast zu dem vorhin beschriebenen Frühstückszimmer Sackville's im fashionablen Junggesellenhotel des Albany.

Doctor L. war in die gewohnte Frühlectüre der Morgenblätter vertieft, als ein Diener einen Besucher meldete.

„Seine Karte?" fragte der Doctor kurz.

„Er gab keine; er sagte, er sei ein Fremder und komme in wichtigen Angelegenheiten."

„Ah — schon gut; führen Sie ihn herein."

Der Diener gehorchte, und ein ernster, blasser Mann in tiefer Trauer trat ein.

Der Doctor reichte ihm höflich einen Stuhl und sagte, nachdem der Diener sich entfernt hatte:

„Sie wünschten mich wegen einer wichtigen Sache zu sprechen. Darf ich fragen, worin sie besteht?"

„Ich kam in Folge eines in den gestrigen Morgenblättern erschienenen Paragraphen," entgegnete der Fremde, „und ich befinde mich in dem unglücklichen Falle, sagen zu müssen, daß die in demselben erwähnte Dame in naher Beziehung zu mir steht."

„Ah, ich verstehe; sie ist —"

„Meine Frau."

„Ein höchst bedauerliches Ereigniß," schaltete der Doctor ein, „und wie geschah es, daß sie in einer so seltsamen Lage gefunden werden konnte?"

„Das ist eine lange Geschichte, deren schmerzliche Einzelheiten ich Ihnen ersparen

Digitized by Google

möchte," entgegnete der angebliche Gatte, der Niemand anders war, als der Kammerdiener Miller.

„Genüge es zu sagen, daß ihre Geistesstörung sich schon vor längerer Zeit bemerkbar gemacht hat, daß aber eine zärtliche Anhänglichkeit an sie es mir nicht gestattete, ihren unglücklichen Zustand in die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen. Die Ursache ihrer Flucht ist durchaus häuslicher Natur, deutet jedoch auf eine Verschlimmerung der Krankheit, welche bisher mild und harmlos aufgetreten, obschon, — mit tiefem Schmerz spreche ich es aus, — dieselbe erblich ist."

„Vielleicht ist die Frage unzart, als Arzt jedoch muß ich sie stellen: war Ihnen diese Erblichkeit der Krankheit in der Familie bekannt, ehe Sie heiratheten?"

„Nein."

Diese lakonische Antwort schien des Doctors Neugierde zum Schweigen zu bringen; er nahm daher eine rein professionelle Miene an und fragte nur, was der Gentleman zu thun beabsichtige.

„Ich weiß kaum, was ich beginnen soll," war des schlauen Intriganten Antwort.

„Ich bin in äußerster Betrübniß. Ich kam nach London, um dem Begräbniß eines nahen, theuern Verwandten beizuwohnen, und da ich nicht geneigt war, meine arme, geliebte Frau in der willkürlichen Obhut von Domestiken zu lassen, so nahm ich sie mit. Die schreckliche Folge konnte ich nicht ahnen. Aber, werther Sir, halten Sie sie für sehr krank? Denken Sie, sie sei nicht im Stande, mit mir zurückzukehren?"

„Darf ich fragen, wohin?"

„Ich wohne in H***, an der Grenze von —shire."

„Es ist eine lange Reise. Ihre Frau ist gerade nicht völlig wahnsinnig zu nennen, ob sie es indeß noch wird oder nicht, hängt gänzlich von Umständen ab. Es wäre vielleicht sogar gefährlich, wenn sie Sie sähe; obschon ich nicht eher darüber urtheilen kann, als bis Sie mir drei ärztliche Fragen wahrheitsgetreu beantwortet haben."

„Ich bin willig, jede zur Sache gehörende Frage zu beantworten."

„War die Ursache ihres Entfliehens ein Streit?" begann Dr. L.

„Ja."

„Zwischen Ihnen und ihr?"

„Ja."

„Nun, Sir, ich will Sie nicht beleidigen, aber meine nächste Frage ist eine höchst unangenehme."

„Bitte, fahren Sie fort."

„Schlugen Sie sie?"

Das blasse Gesicht des Abgesandten röthete sich tief.

„Ich schlug sie," stammelte er endlich heraus, „aber ich bitte Sie zu beachten, daß sie mich schwer reizte und es in Selbstvertheidigung von meiner Seite geschah."

„Gewiß," betheuerte der Doctor, „denn es wäre nicht möglich, daß ohne eine solche Veranlassung ein Mann und ein Gentleman sich der Gewalt gegen ein so zartes, weibliches Wesen schuldig machen könnte. Ich wußte aus ihren Irrreden, daß sie geschlagen worden war. Sie sagt nicht viel, aber stets das Nämliche."

„Eine fixe Idee, ich vermuthe?" warf der gewandte Lügner ein.

„Sie spricht von einer Spottheirath und einem Diner."

„Gerade so. Dies ist ihre festgewurzelte Einbildung. Sie schrieb einen Roman über eine Spottheirath, als ich zuerst Anzeichen von Irrsinn bei ihr entdeckte."

„Wirklich!"

„Ja. Aber was ist zu machen? Soll ich sie sehen?"

„Ich würde es kaum rathsam nennen. Nach Allem, was ich jetzt vernommen, kann ich Sie übrigens versichern, daß Hoffnung vorhanden ist, sie mit geeigneter Behandlung und ungeachtet aller bedenklichen Symptome zu heilen; aber nur bei höchst sorgfältiger Behandlung."

(Fortsetzung folgt.)

Die Bienen als Bundesgenossen.

Es war im Jahr 1626. Die Schlacht am weißen Berge hatte der kurzen Herrlichkeit des zum König von Böhmen erwählten Kurfürsten von der Pfalz ein schnelles Ende gebracht, der Kaiser hatte ihn in die Acht erklärt und die Ausführung derselben dem

Digitized by Google

Herzog von Bayern und der Krone Spanien übertragen, in Folge dessen spanische Truppen unter Spinola und Bayern unter Graf Tilly in die Pfalz einrückten und ein Schreckensregiment sonder Gleichen mit sich brachten. Die Leiden des armen geplagten Volkes waren zu einer Höhe gestiegen, wo eine Steigerung fast nicht möglich schien, als sich die Nachricht verbreitete, daß der aus Böhmen vertriebene Graf Mansfeld sich erboten habe, die wilden Schaaren der Liga aus der Pfalz wieder zu vertreiben, und gleichzeitig auch der Markgraf von Durlach-Baden ein Heer rüste, um Mansfeld in seinem Beginnen zu unterstützen. Wirklich erreichte diese Combination ihren Zweck, die Spanier und Bayern, zur Zeit ohne Aussicht auf Zuzug, wandten dem ausgesogenen und ausgeplünderten Lande den Rücken und die Mansfelder zogen ein.

Doch bald sollten die Pfälzer die Erfahrung machen, daß sich nur der Name der Blutsauger geändert habe, denn die Schaaren des Grafen von Mansfeld verfuhren nicht säuberlicher mit dem Gute und Leben der Bewohner des Landes, obgleich sie als Freunde ihres Fürsten und Befreier des Landes sich angekündigt hatten. Im dem kleinen Städtchen Erbach, dem Hauptort der gleichnamigen, reichsunmittelbaren Grafschaft, vernahmen die Bewohner die Kunde von den Gewaltthätigkeiten, denen sich auch die mansfeldischen Truppen hingaben, mit um so größerem Entsetzen, als sie zugleich hörten, daß auch ihnen ein solcher Besuch bevorstehe. Bisher hatte das Städtchen nämlich seine fern vom Kriegstheater befindliche Lage und zugleich der Einfluß ihres Grafen am kaiserlichen Hoflager in Wien vor einem Besuche der Executionstruppen bewahrt. Dies sollte jetzt anders werden. Die Bürger der Stadt beriethen sich daher, was unter solchen Umständen zu thun sei, und kamen endlich zu dem Beschluß, der zu erwartenden Einquartierung zwar Alles bereitwillig zu gewähren, was sie zu fordern berechtigt sei, aber jeder Gewaltthat sich wo möglich mit aller Gewalt zu widersetzen, denn, meinten sie, wenn die Geduldigen und Frommen die Soldateska zu keinem Mitleid bewogen hätten, so könne vielleicht eine energische Haltung auch zu keinem größern Uebel führen. Die Grafen von Erbach bestätigten sie in diesem Entschlusse, nahmen bereitwillig die besten Schätze der Bürger in ihr festes Schloß und versprachen ihnen im Nothfall möglichste Unterstützung.

Noch in derselben Nacht, wo dieser Beschluß von der Bürgerschaft gefaßt worden war, näherte sich ein Fähnlein mansfeldischer Reiter den bereits geschlossenen Thoren der Stadt und begehrten Einlaß. Es wurde ihnen abgeschlagen und für den folgenden Morgen versprochen, für den der Oberst der ganzen für das Städtchen bestimmten Truppenabtheilung angemeldet war. Schon dieser Bescheid ergrimmte den Rittmeister Rößler, der die Reiterschaar befehligte, und er nahm sich vor, wenn irgend möglich sein Müthchen an den Bürgern zu kühlen. Zu seinem Quartier wählte er das Haus eines wohlhabenden Bierbrauers List, von dem er in Erfahrung gebracht hatte, daß er eine schöne Enkelin und einen wohlgepflegten Weinkeller habe, zwei Dinge, die er für sein Wohlsein als unerläßlich hielt. Doch auch List hatte von den Lieblingslastern gehört und beschloß noch am Abend nach dem Einzuge der Truppen sein schönes Enkelkind, das er im Hinterhause verborgen hielt, auf das Schloß zu retten. Um die Person seiner Enkelin bei diesem abendlichen Gange möglichst zu sichern, hatte er einige Nachbarn und Freunde eingeladen, ihr das Geleit zu geben, wozu sich diese auch gerne bereit zeigten. Rittmeister Rößler mußte aber auch von diesem Vorhaben seines Wirthes Kenntniß erhalten haben, denn am Abend ließ er das Haus von seinen Leuten umstellen und jedem Bewohner desselben den Ausgang verweigern.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Die Anfertigung von Gesundheitssohlen.) Man nehme eine nicht zu dicke ungeleimte Pappe (sogen. Schrenzpappe), befestige dieselbe durch Nägel auf eine Tischplatte oder ein Brett, und bereite sich eine heiße, mäßig concentrirte Leimlösung, der man auf das Pfund trockenen Leims 1 Loth saures chromsaures Kali (rothes chromsaures

Digitized by Google

Kali des Handels) zugesetzt hat; die Leimlösung wird heiß mittelst eines breiten Pinsels auf die Pappe gleichmäßig aufgetragen, und dies nach dem jedesmaligen Erkalten des Aufgetragenen so lange widerholt, bis sich eine Lage Leim, nachdem sich ein Theil davon in die Pappe gezogen, auf derselben bemerkbar macht, die getrocknet die Dicke einer Linie haben kann. Gleich nachdem die letzte Lage der Leimlösung aufgetragen worden, streut man kurz geschnittene Schaafwolle oder Wollenstaub auf und läßt Alles in trockener, nicht zu warmer Luft langsam austrocknen; aus den auf diese Weise bereiteten Platten schneidet man nach der Größe des inneren Schuhraums die Einlegesohlen. Der anzuwendende Leim muß von der besten Art sein und darf mit dem Wasser, in welchem er aufgelöst wird, nicht zu lange kochen, da er sonst die Eigenschaft annimmt, getrocknet und leicht angefeuchtet, zu kleben; der Zusatz von saurem chromsaurem Kali wirkt nicht allein fäulnißwidrig, sondern benimmt außerdem dem Leime die Klebfähigkeit im kalten Zustande. Dennoch behält ein solcher Leim die Eigenschaft, eine große Menge Feuchtigkeit aufzunehmen und ohne Veränderung seiner chemischen Zusammensetzung und äußeren Beschaffenheit wieder auszutrocknen. Die Wirksamkeit der beschriebenen Sohlen ist leicht zu erklären: die feuchten Dünste werden von den Sohlen aufgenommen, und die Füße bleiben daher trocken und warm; je nachdem man leicht zu kalten Füßen geneigt ist, wird es nun nöthig sein, die Einlegesohlen zu wechseln und die abgelegten an geeigneten Orten zu trocknen und dann wieder zu verwenden; sie haben in vielen Fällen ausgezeichnete Wirksamkeit bewiesen.

Lesefrüchte.

Vertrauen ist die schönste Blüthe der Liebe; fehlt der Liebe dieses lebendige, feste, unerschütterliche Vertrauen, so ist sie wie ein schöner, starker Baum, dem die Hauptwurzeln abgehauen sind; ein leichter Windstoß kann ihn umstürzen.

Hilf und gib gerne, wenn du hast, und dünke dich darum nicht mehr, und wenn du nichts hast, so bebe den Trunk kalten Wassers zur Hand und dünke dich darum nicht weniger.

Es ist schön, Verdienste zu haben; es ist eben so schön, Verdienste zu ehren.

Verschiedenes.

In Böhmen lebte ein Dorfschmied, der war immer Hammer und seine Frau war immer der Ambos für seine rohen Fäuste. Neulich trommelte er wieder auf seinen armen Ambos los, da that sich die Thüre weit auf und herein drangen die ergrimmten Frauen und Mädchen des Dorfes, und nun ward der Schmied der Ambos für hundert Fäuste. Nach acht Tagen, als der Schmied einen Rückfall bekam, ward Repetition gehalten, und seitdem hat das arme Weib Ruhe vor seinem Blaubart.

Was ist das Freieste am Menschen? Auf jeden Fall die Haare; denn wenn auch der ganze Mensch hinter Schloß und Riegel im Gefängniß sitzt, so können die Haare doch ausgehen.

Logogryph.

Horcht! eine Summe lieblicher Genüsse
Weck' ich in euch, nehmt und zergliedert mich!
Raubt mir den Kopf und laßt mir die vier Füße:
Ein edleres Getreide habt ihr; nehmt von meinem Ich
Den ersten Fuß; und einen Leckerbissen
Geb' ich an euren Tafeln ab.
Doch ach! so tretet ihr mich oft mit Füßen!
Oft räch' ich mich und schling' euch ein ins Grab.
Wißt! euer Koch ist ohne meinen Kopf
Ein Nichts, ein jämmerlicher Tropf;
Und ohne meinen letzten Fuß
Ist euer schönster Schmaus kein rechtlicher Genuß.
Mit allen Fünfen dien' ich euch bei Völlen:
Kein Tanzfest läßt sich ohne mich bestellen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 30. Donnerstag, den 10. März **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

„Und welchen Rath könnten Sie mir geben? Ich vertraue ganz auf Ihren Beistand."

„Nun, lassen Sie mich sehen," sprach der Doctor nachsinnend. „Ihre arme junge Frau bedarf zugleich geschickter Behandlung und sorgfältiger Pflege, d. h. einen erfahrenen Arzt und einen ruhigen Aufenthalt. Sie sollte Sie wenigstens einen Monat lang nicht sehen. Mein Plan ist folgender: ich kenne einen geschickten Arzt, der sich seit Jahren ausschließlich mit der Heilung Geisteskranker beschäftigte, der aber jetzt in andern Zweigen der Heilkunst in einem englischen Seebade practicirt. Vor einiger Zeit benachrichtigte mich dieser Gentleman, daß er geneigt wäre, eine Dame, vielleicht kränklich oder dergleichen, als Kostgängerin in seine Familie aufzunehmen. Das wäre eine passende Zuflucht für Ihre Frau. Was sagen Sie dazu? Soll ich an ihn schreiben?"

„Wenn es mit vollkommener Verschwiegenheit geschehen könnte, so würde ich den Vorschlag dankbar annehmen."

„Darauf können Sie sich verlassen. Wenn Sie die Sache mir anvertrauen wollen, so könnte ich es einrichten, daß Sie gänzlich aus dem Spiele bleiben. Ich denke, Sie könnten keinen bessern Weg wählen. Ihre Frau wird nicht nur vortrefflichen ärztlichen Beistand, sondern auch die Bequemlichkeit und Annehmlichkeiten der Häuslichkeit haben."

„Nun, ich will es überlegen, und Sie sollen bestimmt bis heute Abend meine Antwort empfangen," entgegnete Eswald's Abgesandter, zum Weggehen aufstehend.

„Unterdessen erbitte ich Ihre gütige Aufmerksamkeit für mein theueres Weib, und sollte es schlimmer mit ihr gehen, — so benachrichtigen Sie mich aus Barmherzigkeit ohne Aufschub. Hier ist meine Karte. Ich bin bei Wood's zu finden."

„Verlassen Sie sich darauf," entgegnete der Doctor und verneigte sich höflich, mehr vor dem aristokratischen Namen der Karte, als vor dem vorgeblichen Träger desselben.

Gleich darauf wurde „Mr. Lestock Newington" von dem Diener zum Hinausgehen begleitet.

Mr. Lestock Newington, der bei „Wood's" logiren sollte, eilte, so schnell er konnte, nach dem Albany zurück, wo ihn die beiden Edelleute ängstlich erwarteten.

„Nun, würdiger Abgesandter und Intriguenprofessor," rief Sackville aus, „wie fandest Du Deine Frau Gemahlin?"

„Nun, Miller," fragte seinerseits Eswald, mit mehr Unruhe, als er zeigen mochte; „was hast Du ausgerichtet? Sahst Du sie? Wie geht es ihr?"

„Mein Lord, ich entledigte mich meiner Sendung in der befriedigendsten Weise. Ich sah die Dame nicht. Nach dem, was ich hörte, steht es schlimm mit ihr, und das Gerücht spricht die Wahrheit."

„Sie ist also wirklich — in — geringem Grade — irrsinnig?" stotterte Eswald, wider Willen bewegt. „Aber, Miller, diese Geistesstörung kann doch nicht so plötzlich eingetreten sein?" setzte er in Selbstentschuldigung hinzu.

„Ich möchte vermuthen," bemerkte der geschmeidige Untergebene, „daß diese Geisteskrankheit schon lange ohne Ihr Wissen bestanden hat."

Es ist unnöthig und wäre peinlich, länger bei den leeren Sophismen zu verweilen, mit-

Digitized by Google

denen Percy Eswald seine mitleidslose Behandlung seines noch vor Kurzem so zärtlich gehätschelten Spielzeuges vor sich selbst zu beschönigen suchte. Es war sogar schon etwas in seinem Falle Außerordentliches, daß er nur das Bedürfniß empfand, es zu thun, und das erste Mal, daß er bei solchem Anlaß einen Schatten von Reue in seiner Brust aufsteigen ließ.

Reue und Bereuen sind jedoch verschieden, und Eswald's Herz war so sehr in Selbstsucht, langer Gewohnheit des Lasters und gesellschaftlichen Vorurtheilen verhärtet, daß ein besseres Gefühl, an dem überdies auch feige Angst ihren Antheil hatte, keinen dauernden Aufenthalt darin finden konnte.

„Arme Zerlina! Ich möchte sie wohl noch ein Mal sehen," war Eswald's halb bedauernder Ausruf, als er Miller's ausführlichen Bericht vernommen hatte. „Zu was aber," setzte er hinzu, „nützt es mich zu grämen? Wenn ich in irgend einer Weise an ihrem Unglück schuld bin, so will ich es gern nach Kräften gutmachen. Wenn ein paar hundert Pfund jährlich ihr nützen können, so stehen sie zu ihrer Verfügung. Was kann ich mehr thun? Nicht viele Männer wären dazu bereit. Wie konnte ich wissen, sie würde wahnsinnig werden? Ich konnte eine solche Calamität nicht vorhersehen."

So endete die Sache.

Mr. Joseph Miller, alias „Mr. Lestock Newington," hatte eine zweite Unterredung mit dem wohlwollenden Doctor und machte, seinem eigenen Ausdruck zufolge „Alles glatt." Die unglückliche Zerlina wurde nach dem fashionablen Seebade transportirt, um dort eine Kostgängerin des fashionablen Ex-Irrenarztes zu werden.

Lord Eswald war wieder einmal frei. Er konnte sich nun der Mühe unterziehen, der schönen Lady Isabella legitim zu huldigen, um sie sich als Braut zu erringen und zugleich Alles für seine letzte Junggesellenschwelgerei auf Eswald Abtey anzuordnen.

18.

Gerne kehren wir zu den hellern Scenen, welche diese Erzählung bietet, zurück und zu den reinern Characteren derselben: zu Elwyn und Cola.

Es ist ein schöner Octobertag.

Ein junger Page, in schmucker Livree fährt langsam in einem netten kleinen Wagen durch einen waldbeschatteten Weg in —shire. Die zarten, im Verhältniß zu der zierlichen Gestalt gebildeten, kleinen Hände halten die Zügel des stolz auftretenden Pferdes sicher und fest, und die goldenen Locken und tiefblauen Augen lassen uns in dem Lenker des Gefährts eine alte Bekanntschaft erkennen.

Liebliche, unschuldige Cola!

Das Kind der Natur ist noch ein Kind in Reinheit der Seele und Gedanken, noch unentweiht durch die Welt, gleich der ersten, lichten Blüthe des Frühlings.

Dennoch ist sie traurig. Ein Schatten hat sich in ihr Herz geschlichen. Es ist der Gedanke, daß früher oder später die Maske, welche sie trägt, fallen muß, und tiefe Beschämung, wenn nicht sogar Verachtung von Seiten Derer, die sie heimlich anbetet, ihr zu Theil werden wird.

Allmälig, instinktmäßig und ihr selbst unbewußt war diese Befürchtung in ihr entstanden, und während sie früher in der Annahme ihrer Verkleidung durchaus nichts Unpassendes gewahrte, konnte sie jetzt nicht ohne Erröthen darauf hinblicken.

Was aber sollte sie beginnen?

Elwyn war vor ein paar Tagen in Geschäften nach London gegangen und wurde jetzt in der Abtei zurückerwartet. Er hatte dem Pagen geschrieben, ihn mit dem Wagen an der Eisenbahnstation abzuholen, und Cola war jetzt auf dem Wege dahin.

Sie hatte die Fahrt frühe angetreten, um lang und ungestört über ihre Lage, und was sie thun sollte, nachdenken zu können.

Mit bitterem Seufzer und bangem Weh ihres jungen Herzens mußte sie es sich, nachdem Schicklichkeitsgefühl und Neigung einen harten Kamf bestanden, eingestehen, daß es der einzig mögliche und ehrenhafte Weg für sie sei, sich von dem Schauplatze ihres Wagnisses zurückzuziehen, so lange sie noch unentdeckt war.

Es war hart, den einzigen Glücksschimmer ihres Daseins aufzugeben, dennoch, — sie mußte gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Bienen als Bundesgenossen.

(Schluß.)

Rathlos standen die Freunde List's in dessen Wohnzimmer und überlegten, was nun weiter geschehen solle, als der Rittmeister gewaltsam Einlaß begehrte, und da dieser ihm verweigert wurde, die Thüre einschlagen ließ. Es kam zum blutigen Handgemenge, und vielleicht würde der Sieg, trotz der kräftigen Gegenwehr der Pfälzer, sich doch auf die Seite der Soldaten geneigt haben, wenn nicht plötzlich der Oberst erschienen wäre und dem Kampfe ein Ende gemacht hätte. Der Rittmeister, dessen gewaltthätiges Benehmen sein Chef recht gut kannte, ward auf die Hauptwache in Arrest geführt, das Mädchen glücklich auf's Schloß gebracht und die Sache schien abgemacht.

Leider erhielt der Oberst noch in der Nacht den Befehl, mit dem größeren Theil seiner Truppen weiter vorzurücken und nur den Rittmeister mit seinen Reitern als Besatzung zurückzulassen. Im Besitz der entscheidenden Gewalt gedachte jetzt Rößler eine auffallende Rache an den Bürgern zu nehmen und sich zugleich in den Besitz des ihm entrissenen Mädchens zu setzen. Während er daher in die nahe liegenden Ortschaften Boten sendete, um Verstärkung an sich zu ziehen, forderte er zugleich die Grafen von Erbach auf, ihr Schloß seinen Truppen zu öffnen und eine Besatzung einzunehmen. Das Gesuch ward abgeschlagen, ein Ueberfall des Schlosses mit Waffengewalt vereitelt, denn auch die Bürger hatten Zuzug aus den umliegenden Dörfern erhalten und einen Theil davon in das Schloß geworfen, wohin sich auch Weiber, Kinder und Greise gerettet hatten; ein Theil der übrigen Bürger waren mit der fahrenden Habe und dem Vieh in's Gebirge gezogen, während des Gefechts am Schlosse.

Der Rittmeister verwünschte das fehlgeschlagene Unternehmen und mußte jetzt die Verstärkung abwarten. Am dritten Tage traf diese ein, aus einer Freischaar bestehend, welche an Zügellosigkeit ihres Gleichen suchte und deßhalb den Namen der Croaten erhalten hatte. —

Der Kampf begann sofort von Neuem, und da Rößler seine, wie die herangezogenen Truppen lästern auf die großen im Schlosse geborgenen Schätze gemacht hatte, mit einer Heftigkeit und einem Nachdrucke, der ihnen einen baldigen Sieg verhieß. Schon waren die Stürmenden am Schloßthore und suchten dieses mit Axtschlägen zu erbrechen, da warfen die Belagerten eine Anzahl Körbe herab, die aber so leicht waren, daß sie nur das Hohngelächter der andringenden Soldaten erregten.

Doch bald schwieg dasselbe, eine Verwirrung, die sich der Reihen der Stürmenden bemächtigte, ward immer sichtbarer. Sie schienen mit einem unsichtbaren Feinde zu kämpfen, den sie vergeblich von sich abzuwehren suchten. Der Angriff auf das Schloß ward immer schwächer und hörte am Ende ganz auf, denn die ganze Schaar wendete sich in hastiger Flucht, so daß in dem ganzen Städtchen kein Soldat mehr zu finden war, als die zahlreichen Todten und Verwundeten. Und wer war der unsichtbare Gegner, gegen den weder Schwert noch Kugel schützte? Man hatte Bienenkörbe auf die Stürmenden herabgeschleudert und die Inwohner derselben hatten sich mit allem Grimm über die gestörte Ruhe auf die Massen geworfen, hatten die Fliehenden erbarmungslos verfolgt und sie vernichtet. Die Chroniken jener Zeit melden ausdrücklich, daß zahlreiche Leichname aufgefunden wurden, die nur den Stichen der Bienen erlegen sein konnten, weil sie keine andern Wunden trugen. Sie waren dick aufgeschwollen und alle Zeichen deuteten darauf hin, daß sie einen martervollen Tod gefunden.

Das war die Bienenschlacht zu Erbach, die Jahre lang von den Bewohnern jenes Städtchens mit einem heitern Fest gefeiert wurde.

Gemeinnütziges.

(Anwendung der Kälte zum Aufbewahren von Früchten.) Nach Nachrichten in amerikanischen Journalen haben Versuche die völlige Anwendbarkeit niedriger Temperatur zum Aufbewahren von Früchten dargethan und machen es wahrscheinlich, daß diese Methode durch Billigkeit wie durch die

Digitized by Google

Abwesenheit jeder Geschmacksveränderung bei den aufbewahrten Früchten den Vorzug vor allen andern verdient. Die Temperatur soll zwischen 0° und + 3.5° R. erhalten werden, und dann nichts weiter erforderlich sein, als die Erfüllung zweier Bedingungen, nämlich die Anwendung eines Magazins, in welchem die Temperatur constant zwischen diesen Grenzen erhalten werden kann, was unter Berücksichtigung der neuesten Erfahrungen beim Erbauen von Eismagazinen keine Schwierigkeit bieten dürfte. Zweitens muß übermäßige Feuchtigkeit vermieden und wohl auch das Licht ausgeschlossen werden. Es halten sich so Aepfel und Weintrauben leicht, Stachelbeeren etwas schwieriger, und auch die übrigen Obstarten können von einer Jahreszeit zur andern unverändert erhalten werden.

Lesefrüchte.

Ach, wie wenig wissen wir doch die Zärtlichkeit einer Mutter zu schätzen, so lange sie lebt! Wie wenig achten wir in der Jugend auf alle ihre liebevollen Bekümmernisse um uns! Aber wenn sie todt und dahin ist, — wenn die Sorge und Kälte der Welt erstarrend auf unser Herz wirken, — wenn wir erkennen, wie schwer es ist, wahres Mitgefühl zu finden, — wie wenig Leute uns um unserer selbst willen lieben, — wie wenige sich im Unglück unserer annehmen — dann erst gedenken wir der Mutter, die wir verloren haben!

Es ist überall gut wohnen, so weit sich Gottes schöner Himmel wölbt, und wo ein frohes Herz in reinem Busen schlägt, da ist des Erdbewohners Eden.

Verschiedenes.

Der alte Scholz war in einem Alter von 67 Jahren mit seiner zweiten Frau, einem liebenswürdigen jungen Weibchen, nach Hamburg gekommen und gastirte unter enormem Beifall. Man riß sich in den besten Kreisen um den urkomischen Wiener, und ein Senator, ein siebzigjähriger Lebemann, bewirthete den Komiker und seine Frau eines Tages so außerordentlich, daß der alte Scholz, der gern gut aß und trank, vor Entzücken und Champagner außer sich, ächt österreichisch dem Senator antrug, Brüderschaft zu trinken. Obwohl Hamburger und obendrein Senator, war dieser lustig genug, den Vorschlag anzunehmen — ein geleertes Glas und ein herzlicher Kuß besiegeln den neuen Bruderbund. Man servirt den Kaffee, und Scholz raucht dazu eine jener köstlichen Havannahs, wie man sie eben nur im Hause eines Hamburger Nabobs findet. Mit einem Male wird der Komiker so verstimmt, daß der Herr vom Hause nicht umhin kann, ihn zu fragen, ob ihm was fehle. „Weißt, Brüderl," antwortete Scholz mit jener komischen Melancholie, die Niemand ahnt, der sie nicht selbst gesehen und gehört, „mich verstimmt's halt, wenn ich denk, daß ich morgen wieder meine gewöhnlichen Cigarren rauchen muß, nachdem ich heute diese — o Gott! o Gott!" Alles lacht, und der Senator legt tröstend seine Hand auf die Schulter des Komikers mit den Worten: „Sei ruhig, Herr Bruder, wenn du heute nach Haus kommst, sollst du auf deinem Tische tausend Stück von derselben Sorte finden." „Tausend Stück!" jubelt Scholz aufspringend und dem Senator um den Hals fallend, „das kann Einem nur in Hamburg geschehen! Doch damit du siehst, Brüderl, daß wir Wiener ein dankbares Herz haben, so geb ich dir meine jüngste Tochter zur Frau, Brüderl — du wirst mein Schwiegersohn." — „Herzlich gern," erwiedert der siebzigjährige Senator unter schallendem Gelächter; „allein so viel ich weiß, hast du keine Tochter, und" — — „Pst!" ruft der siebenundsechzigjährige Scholz und flüstert ihm dann so leise, daß es die ganze Gesellschaft hört, mit einem verschämten Lächeln zu, „bring' meine Frau nicht in Verlegenheit — —."

Auflösung des Logogryphs in Nro. 29:
Kreis, Reis, Eis.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 31. Samstag, den 12. März **1864.**

Vor langen Jahren.

Sonett.

I.

Ich war so selig, wenn wir uns erblickten,
Wenn wir in unnennbarer süßer Wonne,
Umflossen von dem Gold der Abendsonne,
Des Lenzes Kinder auf dem Anger pflückten.

Was ist geworden aus der Kinder Liebe
Im Lauf der Jahre, bei dem Tanz der Horen?
Im Jünglingsherzen ward daraus geboren
Die Orisamme aller süßen Triebe.

Doch wie nach einem heitern Maienmorgen
Der schwarze Wolkenbau liegt aufgeschichtet,
Vom Wetterstrahl der Eichbaum wird zersplissen;

So hat ein trüb Verhängniß schlau verborgen
Die erste Jugendliebe jäh vernichtet,
Das Herz vom Herzen grausam abgerissen. —

II.

Laß mir die Wonne — mehr will ich nicht bitten —
Im Herzen dein geliebtes Bild zu tragen
Und heimlich nur: „Ich liebe dich" zu sagen;
Ich habe ja so viel um dich gelitten!

Ich will mein Leiden tief in's Herz verschließen,
Will nur vom Rand des Paradieses schauen
Auf meiner Jugendliebe Götterauen,
Nur aus der Ferne dich verstohlen grüßen.

Was liebend sich im Licht beginnt zu regen,
Das halten ja die tiefen, kalten Gründe
Des Pflichtgefühls oft ewig auseinander.

Doch bleib' ich stets, auf allen Lebenswegen
Mit dir vereint, und wär' mein Lieben Sünde!
So trenn vereint, wie Hero und Leander.

H. Raquet.

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Aber wohin? Auf der ganzen, weiten Erde gab es nicht eine Stelle, welche das arme, verwaiste Geschöpf als eine Zuflucht hätte beanspruchen, nicht ein Herz unter Millionen, auf dessen Mitleid sie hätte vertrauen können. Sie war allein.

Allein! Wer kennt die wirkliche, zermalmende Bedeutung dieses Wortes? Viele sprechen davon und von der Kälte der Welt, denen Verlassenheit und fremde Kälte verschlossene Bücher sind. Die Armen und Ausgestoßenen sind die einzigen Bewahrer dieser Kenntniß.

Cola war noch in tiefes Nachsinnen verloren, als beim Wenden um eine Wegesbiegung, welche zu einem dichten Gehölz führte, der wohlbekannte Anblick eines Zigeunerlagers ihr Auge traf.

Erschreckt und befürchtend, vielleicht erkannt zu werden, suchte sie, wo möglich unbemerkt vorbeizufahren; ein dunkeläugiges Mädchen aber sprang plötzlich aus dem Dickicht hervor, und dreist die Zügel des Pferdes packend, rief sie dem vermeintlichen Pagen zu:

„Laßt mich Euch wahrsagen, junger Herr, und seht mich nicht so finster an. Stirnrunzeln paßt nicht zu einem schönen Gesicht wie das Euere," setzte sie kokett und lachend hinzu.

Die arme Cola, welche sich die größte Mühe gegeben hatte, zürnend auszusehen und das Zigeunermädchen abzuwehren, machte jetzt durch Erröthen die Sache noch schlimmer.

„Ha, ha!" lachte das wilde Kind des Waldes, „Ihr werdet roth! Welches Schicksal muß das Euere sein! Laßt es mich Euch wahrsagen!"

Digitized by Google

„Nein, nein, nein!“ rief das verkleidete Mädchen; „ich will Euch Geld geben, aber mein Schicksal will ich von Euch nicht hören. Ich kenne es bereits,“ fügte sie mit einer Bitterkeit im Ton hinzu, welche den Tollkopf vor ihr fast erschreckte.

„So lebt denn wohl,“ sagte die kleine Zigeunerin und zog sich schmollend zurück. „Euer Geld will ich nicht, Knabe!“

Abermals trat sie einen Schritt näher und sagte in freundlicherer Weise:

„Ich wollte Euch nicht beleidigen. Laßt uns als Freunde scheiden.“

„Von ganzem Herzen,“ entgegnete der Page und beugte sich herab, die willig dargebotene, sonngebräunte Wange des Zigeunermädchens zu küssen.

Dann sprang die letztere lachend hinweg und der erstere fuhr davon.

Diese an sich unbedeutende Begebenheit regte in Eola's Herzen eine ganze Reihe von Erinnerungen auf, und uneingedenk der oft harten Behandlung, die sie von den Beschützern ihrer Kindheit erlitten, empfand sie unwillkürlich das Verlangen, sie heimlich wiederzusehen.

„Ich möchte wohl auf Ralph und Linda einen Blick werfen, wenn es unbemerkt geschehen könnte,“ sprach sie bei sich selbst. „Aber dieses herumwandernde Leben könnte ich nicht mehr führen. Doch es wird spät, d'rum vorwärts!“

Der Page erreichte zu rechter Zeit die Station, Elwyn zu treffen.

„Nun, Ulrich,“ sprach der Letztere, als Beide in dem kleinen Wagen saßen und nach der Abtei fuhren, „ich bringe Neuigkeiten. Dein hoher Gebieter, Lord Eswald, wird in wenig Tagen mit einem Trupp lustiger Freunde hier eintreffen. Er will ein letztes Junggesellenfest hier abhalten, denn wisse, Sir Page, bald wirst Du eine edle Dame zu bedienen haben. Wie gefällt Dir die Aussicht?“

Der Page schien die Nachricht nicht recht zu begreifen.

„Wird Lord Eswald seine Gemahlin nach der Abtei bringen?“ fragte er.

„Ja, das heißt, wenn er erst eine haben wird. Du weißt, Ulrich, zwischen Wunsch und Gelingen liegt mancher Schritt —“

„Aber, — aber, Sir,“ stotterte der Page, „mein Lord ist verheirathet, — ist er es nicht?“

„Habe nie Etwas davon gehört,“ entgegnete Elwyn leichthin.

„Aber, Sir —“

Der Page stockte.

Ein Blitzstrahl des Gedankens erhellte Eola die Wahrheit. Zerlina war betrogen worden. Sie konnte nicht mehr zweifeln.

Sie hatte jedoch Lord Eswald versprochen, nie über seine häuslichen Angelegenheiten zu sprechen, und sie würde ihr Wort, nicht einmal dem Abgott ihres jungen Herzens gegenüber, gebrochen haben.

Elwyn bemerkte den halb erstaunten, halb entsetzten Blick seines jungen Gefährten, sagte aber Nichts. Er wußte, wie weit sein Vetter in das Reich der Wollust einzudringen vermochte, und vermuthete, daß der unschuldige Page eines der Liebesverhältnisse des Flatterhaften mißdeutet haben konnte.

Die Beiden schwiegen für eine Weile.

Als sie sich dem Zeltlager der Zigeuner näherten, hub Elwyn an:

„Ah! wir haben Glück, Ulrich; sieh' dort meine Freunde, die Zigeuner!“

Eola erbebte, sie hegte Befürchtungen, die Jener sich nicht träumen ließ.

„Stelle Dir vor, Ulrich,“ fuhr Elwyn ahnungslos fort, „wenn wir meine kleine Eola unter ihnen wiederfänden! Liebes, süßes kleines Geschöpf, — ich möchte Alles darum geben, ihr wieder zu begegnen.“

Wie klopfte des Pagen Herz in Entzücken und zugleich in unbeschreiblicher Angst. Mußte er ihr Geheimniß entdecken, so sollte es nicht jetzt, nicht hier geschehen.

Sie waren nahe an dem Gehölz, in welchem der Wanderstamm sein bewegliches Obdach aufgeschlagen, und in der nächsten Minute zeigte sich wieder das junge Mädchen, das den Pagen schon ein Mal angeredet.

Elwyn winkte ihr zu.

„Nicht wahr, Kleine,“ sagte er, „Du gehörst in jenes Zeltlager?“

„Ja, Sir,“ war die lakonische Antwort, von einem Seitenblick auf den Pagen begleitet.

„Und Du kannst auch wahrsagen?“

„Ich kann, Sir; aber meine Großmutter versteht es am Besten. Wollt Ihr sie sehen?“

Digitized by Google

„Nicht gerade jetzt," meinte Elwyn, „aber Du kannst mir vielleicht eine Frage beantworten. Weißt Du, ob sich unter den Eurigen ein Mädchen Namens Cola befindet?"

„Cola!" rief die Zigeunerin mit lebhaftem Erstaunen; dann setzte sie, den Fragenden argwöhnisch anblickend, hinzu: „Was wißt Ihr von ihr?"

„Nichts; aber ich möchte Etwas von ihr wissen."

„Dann müßt Ihr weiter gehen, es zu erfahren," lautete die kurze Antwort. „Die Töchter unseres Volkes plaudern nicht aus, was Aeltere wissen."

„Du kannst mir aber doch sagen, hübsche Kleine, ob das Mädchen, das ich nannte, dort unter den Zelten bei Euch ist?"

„Nein."

„War sie jemals dort?"

„Noch ein Mal sage ich Euch, Ihr müßt weiter gehen, wenn Ihr mehr wissen wollt."

„Zu wem soll ich gehen?"

„Zu meiner Großmutter."

„Wo ist sie?"

„Dort in der Waldhöhle."

„Gut, ich will zu ihr."

Elwyn gab dem Pagen die Zügel, sprang aus dem Wagen und ging einige Schritte in der Richtung, welche das Mädchen angedeutet, als diese plötzlich ausrief:

„Ah! dort kommt Großmutter selbst, Sir; Ihr braucht jetzt nicht weiter zu gehen."

In demselben Augenblicke gewahrte er, aus dem Gebüsch sich näherno, eine alte, gekrümmte Frau, welche ihre wankenden Schritte durch einen Stock stützte, während sie mit der andern Hand ein rothes Tuch um ihren Kopf zusammenhielt.

Cola wagte kaum, den Blick zu erheben, und doch zwang sie die Neugierde dazu.

Dem letzteren Antrieb nachgebend, erkannte sie in der verwitterten Gestalt der Herbeikommenden den Schrecken ihrer Kindertage, — Großmutter Leighton!

Voll Entsetzen bückte sie sich, wie um sich zu verbergen, nieder und zog die Mütze tief über die Stirn.

Elwyn aber wandte sich, die Alte anzureden.

Diese ließ ihren Adlerblick über das Gefährt und den jungen Pagen streifen, und als sie die Livree der Oswald'e erkannte, fragte sie, zu Elwyn gewendet, in scharfem Tone:

„Was wollt Ihr von mir? Es ist lange her, seit Einer Eures verhaßten Namens mir nahe kam."

„Ich will Euch auch in keiner Weise belästigen," entgegnete Elwyn ruhig, „und wünsche nur, einige Fragen an Euch zu richten."

„So sprecht sie aus und geht dann wieder, Sprößling eines verfluchten Geschlechts," rief die Alte heftig aus.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Farrenkraut zur Füllung von Betten und Matratzen.) Der Forstmeister Ulbrich zu Bernstadt hat, wie die Breslauer Ztg. mittheilt, gefunden, daß das Laub des in unsern Wäldern so häufigen Farrenkrautes zur Füllung von Betten, Matratzen u. s. w. statt des Seegrases, der Federn u. dgl. m. benutzt werden kann. Man erndtet es ein, wenn es auf der Blattspindel dürr geworden ist; dann ist es sehr elastisch, geruchlos und nimmt kein Ungeziefer auf. Wollte man das Kraut grün schneiden und wie Heu dürr werden lassen, so würde es als zu kräftig und zu hart zu dem angegebenen Zwecke nicht verwendet werden können. Die Gewinnungskosten sind so unbedeutend, daß ein mit solchem Farrenkraut gefülltes Bett sehr wohlfeil zu stehen kommt. — In Frankreich bedient man sich des Laubes dieser Pflanze zum Verpacken der Weintrauben. „In allen Gemeinden, welche nach Paris die ausgezeichneten Gutedeltrauben liefern, heißt es im Moniteur industr. (1854 Nr. 36), holen die Frauen aus den Wäldern das zum Verpacken der Trauben dienende Farrenkraut." Man trocknet es nach Entfernung der Stengel und Blattrippen auf das Sorgfältigste und breitet es sodann schichtenweise unter die in ungeleimtes Papier gewickelten Weintrauben, die es vermöge seiner großen Elasticität vor jeder Reibung schützt.

Digitized by Google

Lesefrüchte.

Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist das Weib geboren; wenn sie der Natur gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel.

Du gibst nicht, sondern du verkaufst, wenn du bei jedem Freundschaftsdienst auf gewisse Dankbarkeit rechnest.

Verschiedenes.

Am preußischen Hofe wurde früher im engeren Kreise die Zeit mit Gesellschaftsspielen vertrieben. Unter andern wurden Räthsel in der Weise aufgegeben, daß der Eine den Sinn eines bestimmten Wortes durch Stellungen oder Handlungen auszudrücken suchte, wonach denn ein Anderer es zu rathen hatte. So kam die Reihe, ein Räthsel aufzugeben, an eine Dame. Sie nahm einen silbernen Löffel und blickte unverwandt auf denselben hin. Dem Leser wird es vielleicht ebenso schwer zu rathen sein, wie dem Kammerherrn, dem die Aufgabe gestellt war, und deßhalb mag es gleich gesagt sein, daß es Silberblick bedeuten sollte. Dem Kammerherrn aber wollte es, wie gesagt, gar nicht gelingen, das Wort zu finden, und er stand mit der unglücklichsten Miene der Rathlosigkeit und Verzweiflung da, bis der Kronprinz (nachmals König Friedrich Wilhelm IV.) an ihm vorbeihuschte, und ohne sich zu bedenken, platzte er mit dem Worte heraus, welches ihm derselbe zugeflüstert hatte: „Löffelgans!“

Ein polnischer Junker neckte einen Juden damit, daß man in früheren Zeiten nie einen Juden gehängt habe, ohne ein Schwein neben ihm zu hängen. Lächelnd erwiederte der Jude: „Wie gut, daß wir Beide damals nicht lebten!“

„Fräulein Kellnerin, wie viel solcher Achtel macht man wohl in Ihrer Küche aus einer Gans?“ fragte ein Gast auf die vor ihm stehende ziemlich winzig ausgefallene Portion deutend. „Wie's grad' kommt, a 13 bis 14,“ war die Antwort.

Corporal: „Wenn der Soldat mit Gewehr und Tasche zu einem Vorgesetzten in's Zimmer kommt, um ihm Etwas zu melden, und der Vorgesetzte bietet ihm ein Glas Wein an — was thut da der Soldat?“ Rekrut: „Das weiß ich nicht, O Corporal; es kommt auch gar nicht vor.“

Dem hochwürdigen Herrn Pfarrer

V. Mühlhäuser

zu

Diedesfeld

vor seiner Abreise nach Palästina zum Abschiede.

So scheid'st du denn aus uns'rer Mitte
Und geh'st dorthin, du guter Hirte,
Wo Christus starb, wie er's gewollt;
Gedenk' auch dort, in weiter Ferne,
In Liebe unser, oft und gerne;
Der Thränen, die dem Aug' entrollt.

Und wandelst du im heil'gen Lande,
Wo Jesus trug die schweren Bande,
Gedenk' auch unser im Gebet;
Daß Gott beschütze deine Heerde,
Von Ihm so lang geführet werde
Wohl, bis der Hirte wiederkehrt.

Und weilst du dort im Speisesaale,
Wo Jesus saß beim Liebesmahle,
Wo Friede er und Lieb' gelehrt;
Erfleh', gewähre uns die Bitte,
Daß bleib' bei uns, in uns'rer Mitte,
Der goldne Friede unversehrt.

Und kniest du dort am heil'gen Orte,
Wo, ohne Herz, die rohe Rotte
Mit Dornen einst den Heiland krönt';
Erflehe dort die Hilf' von oben
Für's Vaterland, gen wildes Toben,
Gen All', die deutsches Recht verhöhnt.

So zieh' nun hin in Gottes Namen,
Und Gottes Engel sprechen Amen
Beim Flehen für dein Wohlergeh'n;
Sie schützen dich auf deinen Wegen
Und bringen dir den Himmelssegen —
Ein frohes, glückliches Wiedersehn!“

Wassemer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 32. Dienstag, den 15. März **1864.**

Unserm großen Todten!

Weint, Bayern, weint! Am Sarg, ihr treuen Herzen,
Stillt nieder mit dem königlichen Sohn!
Der Vater starb uns Allen! Theilt die Schmerzen,
Ihr Waisen in den Hütten, auf dem Thron!
Ach, mitten im Genuß, im heitern Scherzen
Traf uns des Wortes greller Donnerton. —
Leb' wohl, leb' wohl! Das Herz hat ausgeschlagen
Des besten Königs, den die Welt getragen.

O traure, deutsches Volk! In deinem Walde
Hat sich der Blitz den schönsten Stamm gesucht,
Den Herrlichen, vor dem der Neid verhallte,
Den du im Buch der Würdigsten verbucht. —
Ein Muster, dem sich Jeder nachgestalte,
So schwebt er über aller Zeiten Flucht,
Auf der Erinnerung gold'ner Abendwolke,
Der Fürst, der Frieden hielt mit seinem Volke.

Doch ihr im Norden, die ihr bang und banger
Den trüben Blick nach ferner Hülfe kehrt,
O weint! Das Herz, das große, schlägt nicht länger,
Das deutscher Schande, deutscher Schmach gewehrt.
Ach, eure Dränger waren seine Dränger
Und eure Pein die Pein, die es verzehrt.
Ja — sagt es laut — dies Herz, auf treuer Wache,
Es litt, es brach für die gerechte Sache.

Land Bayern, weine! Nicht, daß es geschieden,
Der mehr gewann, als sterbend er verlor,
Der Fürst, dem heilig seines Volkes Frieden,
Herrscht ewig fort im reinen Geisterchor.
Um ihn nicht, dem Unsterbliches beschieden, —
Um dich, das solch ein Königsherz verlor!
O weint, ihr Hütten, weint, ihr stolzen Hallen!
Ein König starb! Ein Vater starb uns Allen.

Digitized by Google

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Elwyn fühlte sein Blut in Zorn aufwallen, allein in dem Bestreben seinen Zweck zu erreichen, bekämpfte er sich, und der Alten ein Goldstück hinreichend, sagte er:

„Wollt Ihr dies als ein Zeichen meines guten Willens annehmen?"

Der Zigeunerin Augen funkelten beim Anblick des willkommenen Metalls, und schnell besänftigt streckte sie die knöcherne Hand darnach aus, indem sie wie zur Selbstentschuldigung erwiederte:

„Nun, nun, Ihr seid nicht so schlimm, als der Andere Eueres Stammes; und Gold ist selten bei uns. Also, was wollt Ihr von mir, denn umsonst habt Ihr das Goldstück doch nicht gegeben?"

„Ich wünsche nur, wie ich vorhin sagte, ein paar Fragen zu thun."

Cola erbebte.

Scheinbar gleichgültig lauschte sie mit stockendem Athem auf jedes gesprochene Wort.

„Ist ein Mädchen unter Euch," begann Elwyn wieder, „das Cola heißt?"

„Ihr habt ein gutes Gedächtniß," sprach die Alte höhnisch, „in Anbetracht des Stammes, dem Ihr entsprossen. Ihr meint das junge Ding, das Ihr vor einigen Jahren auf dem Waldwege trafet?"

„So ist es," rief Elwyn erstaunt und freudig zugleich. „Ihr kennt sie also? Könnt Ihr mir sagen, wo sie ist?"

„So, so," murmelte die Alte leise vor sich hin, „der eine Vetter die Mutter, der andere die Tochter. Ha! ha! so geht es heutzutage in der Welt."

Dann setzte sie laut hinzu:

„Ich soll es Euch sagen? Daß Ihr Eueres sauberen Verwandten Beispiel folgen möget? Es scheint Euch gerade jetzt gewaltig an einem neuen Spielzeug zu fehlen, daß es Euch plötzlich einfällt, das Zigeunerkind sei zu einem Mädchen herangewachsen. Ha! ha!"

„Wenn Ihr mir keine Auskunft geben könnt, so spart Euch die Mühe, mich zu beleidigen," entgegnete Elwyn und wandte sich erzürnt ab.

Die Zigeunerin aber legte ihre dürre Hand auf seinen Arm und sagte in begütigendem Tone:

„Nun, nun, ich will ja antworten; Cola ist nicht mehr bei uns."

„Wo ist sie denn?"

„Niemand weiß es. Sie verließ uns bald, nachdem wir aus dieser Gegend gingen, und nie wieder hörten wir von ihr. Ein Großkind von mir, das Ihr damals bei ihr gesehen, verschwand mit ihr, und Beide sind für uns verloren. Und es ist ein großer Verlust, sage ich Euch."

„Armes kleines Mädchen!" seufzte Elwyn, dessen Sinn augenblicklich von den traurigsten Vorstellungen erfüllt ward. Alle seine Visionen waren entflohen. Sein kleines Liebesideal war ihm für immer entschwunden!

„Und habt Ihr gar keine Vermuthung über ihr Schicksal?" forschte er weiter.

„Keine. Wenn wir nur die geringste Spur wüßten, hätten wir sie längst verfolgt."

Elwyn dankte der Alten für die Auskunft und wandte sich mit schwerem Herzen ab.

Wie fern lag ihm der Gedanke, daß, während er heimfuhr, die Gesuchte an seiner Seite war!

Der Page wünschte sich Glück, daß er unentdeckt entkommen!

Elwyn war zu Allem bereit, sie zu entdecken!

Wie verschieden die Ueberlegungen Beider!

19.

Mehrere Tage vergingen und Cola trug noch immer die ihr nun verhaßte Verkleidung eines Pagen ihres Vaters. Wie sehr sie sich auch sehnte, sie abzuwerfen, so fühlte sie sich doch nicht stark genug, plötzlich und auf ein Mal liebgewordene Bande zu zerreißen und allen Hoffnungen zu entsagen. Wohl sagte sie sich, daß sie es endlich doch würde thun müssen; wer aber möchte sie verdammen, weil sie den Tag des Uebels hinausschob?

Spät eines Abends in dieser Zeit langte der Gebieter des schönen Landsitzes mit einem Trupp wilder Genossen an. Schon die erste Stunde ihres Aufenthalts daselbst wurde durch ein lärmendes Gelage bezeichnet, welches Elwyn mit Widerwillen erfüllte und der armen Cola in's Herz schnitt. Da sie wußte, daß bei solchen Gelegenheiten ihre Dienste als die eines unerfahrenen Knaben nicht

Digitized by Google

begehrt zu werden pflegten, so schlich sie sich hinweg in die Stille der umgebenden Waldungen, auf welche das Mondlicht seine bleichen Strahlen warf. Dorthin flüchtete sie immer, wenn sie sich besonders unglücklich fühlte.

Seltsames Spiel des Schicksals! In dem Schatten dieser Waldungen war ihre Mutter zuerst ihrem Verführer begegnet, hier hatte sie in trostloser Verlassenheit ihre betrogene Liebe, den Verrath ihres Vertrauens, beweint. Und hier trauerte ihr verlassenes Kind über der Mutter Schmach, über des Vaters Grausamkeit und ihr eigenes unbefestertes Leben!

In trübseliges Sinnen versunken, achtete sie nicht des Fluges der Zeit, bis der dumpfe Schall der großen Uhr der Abtei, der die eilfte Stunde verkündete, sie daran erinnerte. Eilf Uhr!

Hastig schlug sie den Rückweg ein, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit befand sie sich wieder angesichts des stattlichen Herrenhauses, aus dessen erleuchteten Fenstern verworrenes Geräusch wie von ungebundener Lustigkeit entgegentönte. Was aber bedeutete der Schatten, der vor einem der großen, tief hinunter reichenden Fenster sich hin und her bewegte?

Wie vor langen Jahren, als Cola's Mutter vor diesem Fenster ihre verzweiflungsvolle Wache hielt, war der Damastvorhang leicht geöffnet und gestattete eine Aussicht in das Innere.

Wie damals lehnte Lord Oswald in behaglicher Ueppigkeit im weichen Sessel, der heitere Wirth seiner schmeichelnden Gäste.

Aber das Augenpaar, das der ungesehene Zeuge der Scene war, blickte nicht thränenvoll, nicht klagend und sehnsüchtig verlangend, sondern Blitze der verzehrendsten Rachsucht schleuderte es auf den bezaubernden Wüstling, der sich einer langen Straflosigkeit erfreut und der nun daran dachte, das Dasein eines schönen, schuldlosen, vornehmen jungen Mädchens mit seinem schuldbeladenen auf immer zu verbinden.

Cola gewahrte den Schatten, und vorsichtig näher kommend unterschied sie die Gestalt eines Mannes. Mit dem Instinkt der Liebe, die sie an ihren Vater kettete, wie unwürdig er auch derselben war, empfand sie die Ahnung einer Gefahr für denselben. Mit geräuschlosen Schritten schlüpfte sie hinter den Stamm einer alten Eiche, die nahe beim Herrenhause ihr vielarmiges Gezweig ausbreitete und der Lauschenden einen Standpunkt bot, von dem aus sie ungesehen den verdächtig scheinenden Mann beobachten konnte.

Er war dicht in einen Mantel gewickelt und ein breitgeränderter Hut beschattete sein Gesicht. Er fuhr fort, mit gespannter Aufmerksamkeit in das hellerleuchtete Zimmer zu spähen, dann plötzlich streckte er die geballte Rechte empor und hob das Antlitz zum Himmel, als ob er diesem ein düsteres Gelübde anvertrauen wolle. Voll beleuchtete der Mond die scharfgeschnittenen Züge, den hart zusammengepreßten Mund und das schwarze, wild umherhängende Haar.

Fast hätte Cola aufgeschrieen; nur die Gewohnheit, in außerordentlichen Lagen die Geistesgegenwart nicht zu verlieren, verhinderte sie, sich zu verrathen.

Sie hatte Ralph erkannt.

Mit Blitzesschnelle fuhr es durch ihren Sinn, mit welcher Gehässigkeit Ralph von Namen Lord [illegible] auf dem Waldwege von —shire begegnet war, und wie er es bedauert hatte, daß seine Kugel damals ihr Ziel verfehlt! Was Anderes konnte ihres frühern Beschützers Anwesenheit zu dieser Stunde und vor diesem Fenster zu bedeuten haben, als die Ausführung der langverschobenen Rache!

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Wer das Stereoskop nicht allein nur als ein Spielzeug und Unterhaltungsmittel betrachtet, sondern vermittels desselben in der Malerei, Photographie, Sculptur, Architektur, im Ingenieurwesen, in der Naturgeschichte u. s. w. höhere künstlerische und wissenschaftliche Zwecke verfolgen will, dem können wir das in sorgfältiger Uebersetzung und in zweiter Auflage unlängst in Weimar erschienene Werk des in der Literatur wohlbekannten Sir David Brewster (Präsident der Royal Society in Edinburg) angelegentlichst empfehlen. Wir lassen nachstehend den nähern Titel dieses

Digitized by Google

mit großer Sachkenntniß und Klarheit geschriebenen Buches folgen: „Das Stereoskop, seine Geschichte, Theorie und Construction, sowie seine Anwendung auf die schönen und nützlichen Künste und für die Zwecke des Jugendunterrichtes. Mit 57 Figuren. 15 Sgr."

Lesefrüchte.

Die Liebe wächst am mächtigsten im unentweihten Boden auf, wie die dichteste Saat auf erst urbar gemachtem Lande.

Keiner läßt sich lieber tadeln, als wer am meisten Lob verdient.

Verschiedenes.

(Einhundert und ein Kanonenschuß.) Ueber die Entstehung des Gebrauchs, bei feierlichen Gelegenheiten hundert und einen Salutschuß zu geben, herrschen verschiedene Meinungen. Mehrere leiten diese eigenthümliche Zahl aus der alten deutschen Sitte her, zu Allem Eins zuzugeben, die sich auch im deutschen Rechte, z. B. bei Fristen wiederfindet und sich noch beim Handel im gewöhnlichen Leben vielfach erhalten hat. Andere geben dieser Zahl folgende historische Entstehung: Als nämlich Kaiser Maximilian siegreich aus einem Feldzuge nach Deutschland zurückkehrte und seinen Einzug in Augsburg halten wollte, wurde ihm ein glänzender Empfang zugedacht und unter Anderm sollten hundert Kanonenschüsse zu seiner Ehre abgefeuert werden. Der Constablermeister wußte aber zuletzt nicht, ob er sich nicht um einen Schuß zum Nachtheile des Kaisers geirrt, und ließ, um allen Vorwürfen zu entgehen, das Geschütz nochmals abfeuern. Von Augsburg zog Maximilian nach Nürnberg; auch diese Stadt wollte die eingeführte Begrüßung anwenden, aber man beschloß, um dem Kaiser nicht weniger Ehre als Augsburg anzuthun, denselben sogleich mit hundert und einem Kanonenschuß zu empfangen. Auf diese Art soll die Sitte, 101 statt 100 Schuß bei feierlichen Gelegenheiten zu geben, entstanden sein.

Ein reisender Handwerksbursche, der lieber den Bettler machte, als arbeitete, zog an einer Hausthüre das Glöckchen. Der Besitzer öffnete das Fenster und fragte, was er wolle. Der Bursche bat ihn um eine Gabe und erhielt sie. „Was treibt Ihr für ein Handwerk?" fragte hierauf der Hausherr. Der Mensch faßte noch ein Mal den Draht, welcher zum Glöckchen führte, und sagte: „Ich bin ein Drahtzieher."

(Eine große Familie.) Die größte Familie in Europa dürfte das montenegrinische Dorf Baice aufzuweisen haben. Es heißen nämlich alle Bewohner dieses 200 Wohnhäuser zählenden Ortes Martinovic und sind mit einander verwandt.

„Was will man im Himmel nur mit den gestorbenen Censoren anfangen?" frug Jemand in einer Gesellschaft. „Ei," erwiederte ein Witzbold, „die sind sehr gut zu gebrauchen. Die werden bei den himmlischen Concerten als — Streichinstrumente angestellt."

„Wie finden Sie meinen Wein?" frug ein Gastwirth einen Gast, der Kenner war, „nicht wahr, das ist ein kostbar Weinchen?" „Ein kostbar Weinchen möcht' ich gerade nicht sagen," erwiderte kopfschüttelnd der Gefragte, „wohl aber ein Weinchen, das sich gewaschen hat."

In einem schlesischen Orte ging Jemand die Wette ein, 30 Stück gesottene Hühnereier hinter einander zu essen. Der Mann vertilgte nun auch wirklich 27 Stück, das 28. Ei blieb ihm jedoch im Munde stecken. Bald darauf war der Unglückliche eine Leiche.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
per
Neustadter Zeitung.

No. 33. Donnerstag, den 17. März **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Ihr Vater in Gefahr!

Dieser Gedanke sagte das rasche, warme Blut mit verdoppelter Gewalt durch des armen Kindes Adern.

Zu ihm zu eilen, ihn vor der drohenden Gefahr zu warnen, und wenn es sein müsse, ihr Leben für das seine hinzugeben, war nun die einzige sie bewältigende Vorstellung. Einem Luftgebilde gleich, glitt sie von dem Baume hinweg über den mondbeschienenen Rasen zu dem Eingange des Hauses auf der andern Seite, und einmal sicher, von Ralph nicht mehr gesehen zu werden, stürzte sie an den erstaunten Dienern vorbei, in den Speisesaal.

Das späte Mittagessen war vorüber und die ausgelassene Schaar saß beim Weine, den sie wie Wasser in die immer durstigen Kehlen hinabgossen.

Lord Eswald saß am obern Ende des Tisches, mit dem Rücken gegen die Fenster gekehrt, und suchte seine Gäste in wilder Lustigkeit nicht minder als im Trinken zu übertreffen.

„Nun, Gustav," sagte er zu dem anwesenden Lord Sackville, „was denkst Du, daß Isabella sagen würde, sähe sie uns hier beisammen? Meinst Du nicht, sie würde sich wo möglich noch ein Mal in mich verlieben, weil ich ihr das Opfer meines göttlichen Junggesellendaseins bringen und ein Mann werden will, der sich des Lebens nur noch im Verborgenen freuen darf?"

Lord Sackville war zu wenig nüchtern, um eine Beleidigung darin zu sehen, daß seiner jungen schönen Schwester in solcher Weise und bei solchem Anlaß Erwähnung geschah; er lächelte zustimmend und entgegnete:

„Bei Bacchus, Percy, Dein Junggesellenleben war der Mühe werth, und ich wollte, Du gäbest uns heute zum Schluß das Register Deiner zum Besten, welche Du im Lauf der Jahre mit Deiner Liebe beglückt —"

Das plötzliche Eintreten des Pagen unterbrach die interessante Rede.

„Mein Lord! Mein Lord!" rief Cola, „einen Augenblick, ich habe Ihnen Etwas zu sagen, o mein theuerer Lord —"

„Welchen Lärm macht der thörichte Knabe!" rief Eswald, schwankend sich von seinem Stuhl erhebend. „Warum, Ulrich," setzte er zornig hinzu, „störst Du uns auf so unziemliche Weise?"

Cola ließ sich nicht einschüchtern.

„Mein Lord, um Gotteswillen —" begann sie abermals.

„Sackville, stopfe ihm ein Tuch in den Mund, wenn er nicht schweigen will," schrie Eswald mit Rohheit.

Dann, den Pagen nicht mehr beachtend, fuhr er fort:

„Du willst ein Namensregister aller meiner Schönen, Gustav? Fürwahr, Du thust meinem Gedächtniß zu viel Ehre an. Aber sonderbar, hier auf der Abtei hatte ich nur eine einzige Liebe, und sonderbarer noch, daß mir der Name plötzlich einfällt."

Und sich gegen die Fensterreihe umwendend, sagte er, mit der Hand nach Außen deutend:

„Vor vielen, vielen Jahren traf ich dort im Walde die Zigeunerin Cola —"

Es war Eswald's letztes Wort.

„Rache für Cola!" tönte es wie ein grausiges Echo, ein Schuß fiel durch's Fenster, und die Kugel, den herbeistürzenden Pagen

Digitized by Google

am Handgelenk streifend, traf ihr wohlberechnetes Ziel.

Lord Eswald sank in schwerem Fall zu Boden und färbte den schimmernden Teppich mit seinem Blute, während der Schatten draußen vor dem Fenster im Dunkel des Waldes verschwand.

Ein langanhaltender Schrei hallte durch das hohe Gemach, eine leichte Gestalt beugte sich zu dem Verwundeten und sank mit ausgebreiteten Armen neben ihm nieder.

Der Gebieter und der Page lagen Seite an Seite, das sonnige Haar des letztern mischte sich mit den feuchten Locken des Leidenden, und Eola's kleine Jacke ward naß vom Blute ihres Vaters.

Der Tumult, welcher augenblicklich unter den bestürzten Tischgenossen ausbrach, theilte sich der Dienerschaft mit, aber Keiner von Allen verstand mit Besonnenheit zu handeln, und der unglückliche Lord würde noch lange ohne wirksamen Beistand geblieben sein, wenn nicht Elwyn, der sich dem Gelage fern gehalten hatte, herbeigeeilt wäre.

Der Anblick des Verwundeten sagte ihm deutlicher, als die verworrenen Reden der Anwesenden, daß der Schuß, dessen Knall er in seinem Zimmer vernommen, dem Uebermuth seines leichtsinnigen Vetters für dies Mal wenigstens ein Ziel gesetzt; er war jedoch weit entfernt, etwas Anderes als Mitleid zu empfinden, und gab schnell gefaßt die nöthigen Befehle zur Herbeischaffung zweckmäßiger Hülfe.

„Sie, Miller," sagte er zu dem geisterbleichen, würdigen Kammerdiener Eswald's, „Sie helfen mir, Ihren Herrn in sein Zimmer tragen; und Sie, Albert, wecken den Groom und sagen ihm, das schnellste Pferd zu satteln und im Galopp zu dem Arzte in Boxer's Down zu reiten. Sie, Clarke, legen den armen, ohnmächtigen Knaben auf das Sopha dort und schaffen das Nöthige zu seiner Wiederbelebung herbei. Dixon soll mit zwei Stallknechten das Gehölz nach verschiedenen Richtungen durchsuchen, obschon kaum anzunehmen ist, daß man des Uebelthäters noch habhaft werden könne."

Nachdem Elwyn diese Anordnungen getroffen, wurde der bewußtlose Lord in sein Zimmer verbracht.

Das schwere Aechzen, das sich seiner Brust entrang, sprach von den Schmerzen, welche die Wunde ihm verursachte, und als er auf das Bett gelegt ward, sank er in völlige Ohnmacht. Er erwachte aus derselben erst, als der Arzt, der sich schleunigst eingefunden, die Wunde untersuchte.

Die Kugel war in die Schulter, dicht über der rechten Seite der Brust eingedrungen, und obschon sie keine edleren Theile verletzt hatte, war doch die langsame, schmerzvolle Herausziehung um so mehr mit Gefahr verbunden, als in Folge der Erhitzung des Blutes, durch den im Uebermaß stattgehabten Weingenuß des Kranken, eine Entzündung zu befürchten stand.

Die Qualen, die der unglückliche Mann zu erdulden hatte, waren entsetzenvoll. Gegen das Ende der Operation verließ ihn abermals das Bewußtsein, und sein Aussehen wurde das eines Todten.

Der Arzt sprach jedoch die Hoffnung aus, daß, falls kein neues Krankheitssymptom hinzuträte, des Verwundeten Leben gerettet werden würde.

Er erklärte sich bereit, mit der guten, alten Hausbälterin bei dem Leidenden zu wachen, und Elwyn konnte demnach seinen Vetter verlassen, um dem armen Pagen seinen Antheil und seine Sorgfalt zu bezeigen.

Die Verletzung desselben war nur leicht gewesen, und nachdem Eola zum Bewußtsein zurückgekehrt und das Handgelenk verbunden war, hatte sie jede weitere Hülfe von sich gewiesen.

Als Elwyn bei ihr eintreten wollte, blieb er zögernd auf der Schwelle, denn ein rührender Anblick bot sich ihm dar.

Der schöne Page lag in der Mitte des Zimmers auf den Knieen, die kleinen Hände, deren eine den Verband trug, zum Gebet gefaltet und das süße, jugendliche Antlitz mit dem Ausdruck kindlichen Vertrauens zum Himmel emporgewendet.

„Wie schön, — wie unirdisch er aussieht," murmelte Elwyn; „er betete für das Leben Dessen, der von solcher Hingebung nichts ahnt. Dies wenigstens ist eine Seele, welche die Lehren der Welt noch unbefleckt ließen, Ulrich!"

Das verkleidete Mädchen wandte den Kopf

Digitized by Google

und stieß einen halb freudigen, halb angstvollen Ausruf aus.

„O, Sir! Ist mein — mein — mein Lord außer Gefahr?“

„Ja, Ulrich, wenigstens für jetzt,“ entgegnete Elwyn ernst.

„Und — und —“ stotterte Eola weiter, „der, welcher nach ihm schoß?“

„Ist nicht gefunden worden, wie zu vermuthen stand.“

Eola athmete auf; wie sehr sie sich auch um ihren Vater ängstigte, zitterte sie doch ebenfalls, daß Ralph, dem Beschützer ihrer Kindheit, ein Leid geschehen möge. Die widerstreitenden Empfindungen, deren Beute sie während der letzten Stunde gewesen, übten auf das zarte Wesen ihre erschütternde Gewalt; unfähig sich länger aufrecht zu erhalten, sank sie in einen nahen Sessel und brach in heftige Thränen aus. Mit der Zärtlichkeit eines Vaters oder ältern Bruders suchte Elwyn sie zu beruhigen, und als ihm dies einigermaßen gelungen war, kehrte er zu Oswald zurück.

Dieser war in Folge eines wirksamen, schlafbefördernden Mittels in einen tiefen, obschon von Zeit zu Zeit fieberhaften Schlummer gesunken, der, wie der Arzt hoffte, von einiger Dauer sein würde. Durch die Anstrengungen der letzten Stunden ermüdet, suchte nun Elwyn auch seinerseits die Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Zeugen-Vernehmung.

Actuarius: Du wirst hier als Zeuge vernommen, und hast schön über jeden Punkt, worüber ich dich befragen werde, umständlich anzugeben, was du hievon weißt. Wie heißt du, und was bist du? — Zeuge: Ich heiße Isidor Pemsel und bin der Kümmelgütler von Raßling. D'Leut sagen, der Hausname kommt daher, weil mein Vater und schon mein Großvater, welche sich auch Pemsel schrieben, den Kümmel für ihr Leben gern getrunken haben. — Actuarius: Wie alt bist du? — Zeuge: Ich laufe mit der Jahreszahl; geboren bin ich eigentlich anno 1 am 29. oder 30. Febr. — Actuarius: Bist du verheirathet? — Zeuge: Ja, leider bin ich verheirathet, und zwar mit dem bösesten Weibe, welches es auf der ganzen weiten Erde geben kann. — Actuarius: Hast du auch Kinder und wo befinden sie sich? — Zeuge: Kinder hab' ich zwoa, eine Tochter und einen Sohn; d'Tochter ist in einer Anstalt, eigentlich ist's ein Kloster; sie bleibt aber net alleweil drinnen, und hat schon gar net selber hinein wollen, aber der vorige Herr Actuarius hat nimmer auslassen, bis sie für zwoa Jahr dorthin bracht worden ist. — Actuarius: So, so; dies Kloster kenn' ich gut, es liegt im Fränkischen und heißt Ebrach. Nun was ist's dann mit dem Sohne? — Zeuge: Mein Sohn ist bei dem Regimente, eigentlich jetzt g'rad im Arrest, denn es wird ihm nachg'sagt, daß er vor net gar langer Zeit das Geld, mit dem er zum Einkaufen für d'Mannschaft fortg'schickt worden ist, vertrunken hat; die Sach' ist aber net so, sondern vertrunken hat er sein eigens Geld, und nur um dös Geld, dös er vom Feldwebel mitg'riegt hat, hat er für sich selbst was zum Essen kauft und auf d'Mannschaft ganz vergessen. Sie seh'n schon aus denen paar Worten, Herr Actuarius! daß die ganze Anklage gegen meinen Sohn grundfalsch ist. — Actuarius: Was hast du für ein Vermögen? — Zeuge: Vermögen? Ich werd' doch nichts zu zahlen haben; im Gegentheile bekomm' ja ich für meine Zeugschaft ein Geld. Von meinem Gütl allein könnt' ich wahrlich net leben, da seit 2 Jahren der Kümmel auch hübsch aufg'schlagen hat; aber es gibt doch alleweil etwas z'handeln, wobei ein wenig Etwas hängen bleibt. — Actuarius: Bist du zum Xaver Dorner von Raßling, den man allgemein den Brecheisen-Xaverl nennt, nicht Freund oder Feind? — Zeuge: Bin ihm net b'sonders Freund und net Feind; auf der letzten Kirchweih hat er mir zwar einen vollen Maßkrug an den Kopf g'worfen, aber ich kann g'rad auch net sagen, ob dös aus Feindschaft g'schehen ist; ich bin dem Xaverl schon lang wieder gut, und namentlich freut er mich, weil er alleweil fest mit mir beim Karten g'sammenspielt, da leidet es doch recht oft etliche Sechser; 's Karten kann er zwicken der Xaverl. — Actuarius: Hast du für deine zu machende Aussage nichts

Digitized by Google

angenommen oder erhalten? — Zeuge: Bis jetzt hab' ich noch nichts g'kriegt; wenn aber die G'schicht' da gut ausgeht für'n Xaverl, dann schaut schon was raus, denn sein Vater hat ganz deutlich heut in aller Früh noch zu mir g'sagt, daß er schon woaß, was er z'thun hat, wenn ich auch woaß, was ich z'thun hab'. — Actuarius: Was kannst du über die Aufführung des hierorts wegen Einbruchs inhaftirten Xaver Donner von Maßling, des s. g. Brecheisen-Xaverl, im Allgemeinen angeben? — Wie es heißt, spielt er betrügerisch, hält sich in schlechter Gesellschaft auf und stiehlt gerne. Verhält sich diese Sache also? — Zeuge: Ich kann Ihnen nur ganz kurz sagen, Herr Actuarius, daß der Xaverl der beste Mensch von der Welt ist. Was 's Spielen betrifft, so spielt er ganz ruhig allemal mit seinem Freund z'sammen und nie hört man von einem Streit unter diesen; daß er sich mit schlechten G'sellschaften abgibt, ist auch ganz erlogen, denn er ist fast Tag und Nacht bei mir; nur seit der Zeit, als meine Tochter sich in dem Kloster, oder was dös Haus sonst ist, befindet, geht er öfters ins Hinterhaus zu einem Weibsbild, dös freilich meiner Tochter mit dem guten Ruf net ankann; aber dies wird gleich ein End' haben, wenn mein Urscherl wieder z'ruckkommt; und was nachher 's Stehlen betrifft, so kann ich Ihnen hoch und theuer versichern, daß mir der Xaverl auch net 's G'ringste g'stohlen hat, im Gegentheil bringt er mir recht oft was in's Haus, denn es vergeht fast keine Woche, in der er net ein paarmal bei Tag oder meistens bei der Nacht etwas find't. Ich hab' also g'wiß keine Ursach', daß ich ihm was Schlechtes nachsage. Werd'n mir's net in Uebel nehmen, Herr Actuarius! — Actuarius: Nun kenne ich mich durch und durch aus, und hier hast du 1 fl. 12 kr. Zeugengeld. — Zeuge (im Abgehen zu sich:) So ist's recht; jetzt kann ich erstens beim Wirth z'Haus die alte Kümmelschuld zahlen; und zweitens darf ich auf das großmächtige Verhör hinauf im Stadtl da auch hübsch etwas trinken; überdies wird dem Xaverl sein Vater auch schon den rechten Mann machen, denn besser hätt' ich den Xaverl doch wahrhaftig nimmer rausstreichen können.

Lesefrüchte.

Der Baum der Enthaltsamkeit hat Genügsamkeit zur Wurzel, Zufriedenheit zur Frucht.

Verstand ist ein Edelstein, der am schönsten glänzt, wenn er in Demuth eingefaßt ist.

Verschiedenes.

(Man muß sich zu helfen wissen!) In einem Städtchen gab eine reisende Schauspielergesellschaft ein neues Stück, ohne den letzten Act studirt zu haben. Um diesen nicht spielen zu müssen, ließ man nach dem vierten Acte den Rakoczymarsch spielen, um gewissermaßen das Publicum in Marsch zu bringen. Allein die Zuschauer beharrten auf ihrem Schein, dem Theaterzettel, und warteten auf den fünften Act. In dieser großen Verlegenheit machte ein Schauspieler Feuerlärm, und alsbald war das Theater leer.

(Alles hat seinen Grund.) „Ja, zum Kuckuck, Bruder, sag' mir, warum trägst denn Du so einen elenden Deckel von einem decrepiten Cylinder. Ich bitt' Dich, kauf' Dir einen neuen." — „Ah, das werd' ich noch hübsch lange bleiben lassen." — „Bist Du toll?" — „Das weniger. Aber daß ich Dir die Ursache sage (leise und geheimnißvoll): meine Frau hat gesagt, sie geht mit mir keinen Schritt, so lange ich den häßlichen Deckel trage. Kapirst Du jetzt?"

Einem Blechschmiede wurde ein in der Mitte entzweigebrochener Groschen zum Löthen übergeben. Als der Eigenthümer beim Abholen desselben nach den Kosten fragte, forderte ihm der Blechschmied vier Kreuzer. Der Mann des zusammengelötheten Groschens wurde böse und erwiederte, dann möge er, der Blechschmied, den Groschen für sich behalten, worauf dieser ganz naiv sagte: „Nun, dann bleiben Sie mir noch einen Kreuzer schuldig."

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 34. Samstag, den 19. März **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

20.

Ungefähr um dieselbe Zeit, da die eben mitgetheilten Ereignisse sich auf der Abtei zutrugen, erhielt die Kette der Begebenheiten an einem andern Orte durch einen unerwarteten Vorfall ein wichtiges Glied.

Admiral Sir George Shipton, ein noch stattlicher und schöner, obschon bereits fünfundfünfzig Jahre zählender Mann, saß in dem Bibliothekzimmer seines Hauses in London, im Gespräch mit einem Mädchen, das unzweifelhaft noch sehr jung war, wenn auch Schuld und Elend ihre Jugendblüthe in der Knospe zerstört hatten. Ihr ärmlicher Anzug zeigte durch seine Zusammenstellung, daß weibliche Gefallsucht mit geringen Mitteln einen harten Kampf bestanden.

„Also Ihr Vater schickte Sie zu mir?" fuhr der Admiral in der begonnenen Unterredung fort.

„Ja, Sir."

„Sein Name?"

„Ich bin beauftragt," entgegnete das Mädchen mit einigem Zögern, „Ihnen erst meines Vaters Verlangen mitzutheilen und wo möglich ein Versprechen von Ihnen zu empfangen."

„Reden Sie ohne Scheu."

„Mein Vater wünscht Sie zu sehen, um Ihnen Dinge zu enthüllen, die von großer Wichtigkeit für Sie sind; da er aber krank, ich fürchte, sterbend darniederliegt, so müßten Sie sich die Mühe geben, ihn aufzusuchen und zwar ohne Zögern. Ferner müssen Sie mir versprechen, daß, welche Mittheilungen mein Vater Ihnen auch machen möge, Ihm in keiner Weise ein Leid geschehe."

„Was das Erstere betrifft," antwortete ernst der Admiral, „so hat noch nie ein Leidender vergebens mich um eine Gunst angesprochen; im Uebrigen verpfände ich mein Wort als Gentleman, daß ich die Enthüllungen Ihres Vaters nicht zu seinem Nachtheil mißbrauchen werde. Sind Sie zufrieden?"

„Ja. Wann darf mein Vater Sie erwarten?"

„Morgen früh. Aber jetzt sein Name und die Wohnung?"

„Richard Wingfield, 19. York Street, Westminster."

„Gerechter Himmel!" rief der Admiral entsetzt aus, des Mädchens Hand ergreifend, „dieser Mann, — wo sagten Sie, daß er zu finden sei?"

Das Mädchen wiederholte die Namen der Straße und des Stadttheils.

Dann setzte sie hinzu:

„Sie müssen sich auf einen ungewohnten Anblick gefaßt machen; wir sind nicht eingerichtet, Leute von Stand zu empfangen."

Es war eine herbe Bitterkeit im Ton, mit dem sie sprach.

„Armes Kind," sprach mitleidig der Admiral, „Ihr Vater hätte sich früher an mich wenden sollen."

„Ich weiß nicht, ob Sie noch so sprechen werden, nachdem Sie ihn gesehen," sagte die Besucherin, „aber ich vertraue Ihrem Wort. Also morgen früh."

Das Mädchen verbeugte sich nicht ohne Anstand, und im nächsten Augenblick war der Admiral allein.

Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

„O Ines, Ines!" sprach er bei sich,

Digitized by Google

„werde ich Dich doch noch wiedersehen? Doch nein, — wenn Du lebtest, hättest Du die Welt durchirrt, mich wiederzufinden!“

Wir müssen hier ein Blatt aus Sir George Shipton's früherer Lebensgeschichte einschalten.

Nachdem er als Jüngling von einundzwanzig Jahren seine erste Seefahrt bestanden, unternahm er eine Reise auf den Continent. Richard Wingfield begleitete ihn in der Eigenschaft eines Dieners; Beide waren ungefähr in gleichem Alter, und Sir George setzte großes Vertrauen in die Treue und Anhänglichkeit seines Untergebenen.

George's Erzieher, ein schon alternder Mann, der ihm von seinem Vater als Rathgeber beigesellt war, starb während ihrer Tour durch Spanien, und damit war seinem einstigen Zöglinge die Freiheit gegeben, zu thun, was ihm beliebte. Bald darauf lernte Sir George eine junge, reizende Spanierin kennen.

Sie war ein Engel an Schönheit und Unschuld, aber von geringer Herkunft. Unter dem warmen Himmel jenes Landes entstand und reifte die Liebe zwischen Beiden schnell, und obschon der junge Mann wußte, daß er Stellung und Vermögen auf's Spiel setzte, verband er sich mit Ines, welche im gläubigen Vertrauen ihrer Liebe keinen Widerspruch machte, die Ehe geheim zu halten.

Nach einem in unaussprechlichem Glücke verlebten Jahre gab Ines einer Tochter das Leben, doch während so die Wonne der jungen Gatten den höchsten Gipfel erreichte, war das Unheil geschäftig, dieselbe für immer zu zerstören. Wenige Wochen nach der Geburt des Kindes erhielt Sir George die Nachricht von seines Vaters Tode und die Mahnung seiner Mutter, sogleich nach England zurückzukehren.

Es war unter den obwaltenden Umständen eine Unmöglichkeit, seine junge Gattin ihn begleiten zu lassen. In seinem Schmerze glaubte Sir George endlich ein Auskunftsmittel gefunden zu haben, indem er Weib und Kind, mit einer beträchtlichen Summe Geldes zu ihrem Unterhalt, seinem Diener Richard anvertraute und ihm die Weisung ertheilte, Beide nach Ablauf einiger Zeit sicher nach England zu geleiten. Er bezeichnete ihm den Ort, wo er sich heimlich mit ihnen vereinigen wollte, sobald es ihm möglich geworden, seine Mutter und Verwandte zu verlassen, und nahm mit blutendem Herzen von den theuern Wesen Abschied.

Es war eine lange Trennung, denn niemals sah er sie wieder!

Ines und ihr Kind erreichten niemals England, und Sir George, wie sehr er auch das Land nach allen Richtungen durchstreifte und die ausgedehntesten Nachforschungen anstellte, konnte nicht die geringste Spur von ihnen oder dem vertrauten Diener auffinden. Alles, was er erfuhr, war, daß sie Spanien wirklich verlassen hatten.

Der unglückliche Mann mußte endlich sein geliebtes Weib als todt beweinen, und in der Bitterkeit seiner Gefühle wünschte er, daß sein armes, hülfloses Kind demselben Schicksal anheimgefallen sein möge.

Dreiunddreißig Jahre waren seitdem verflossen. Sir George war zu hohen Würden emporgestiegen, hatte aber den harten Verlust seiner Jugend nie verschmerzt und war unvermählt geblieben.

Frühe am nächsten Morgen nach seiner Unterredung mit Richard Wingfield's Tochter war Sir George Shipton auf dem Wege nach der ihm ziemlich unbekannten Region von York Street, Westminster.

Endlich unter der Führung eines kleinen, schmutzigen Jungen, der ein besonderes Vergnügen daran zu finden schien, durch die engsten und unreinlichsten Gassen zu schlüpfen, fand sich der Baronet vor dem gesuchten Hause.

Das Untergeschoß desselben war ein großer offener Laden ohne Thür und Fenster, wie man sie in den ärmsten Theilen Londons findet, in welchem Kartoffeln, Holz und Kohlen in Haufen durcheinanderlagen, aber keine Seele war darin sichtbar.

Nachdem Sir George eine Weile unschlüssig um sich geblickt, hörte er einen Fußtritt auf der Treppe, welche vom Hintergrunde des Ladens in die oberen Stockwerke führte, und bald wurde ein nachlässig gekleidetes Mädchen, mit einem Eimer voll schmutzigem Wasser in der Hand, sichtbar.

Erstaunt riß sie die Augen auf, als sie

Digitized by Google

den vornehm gekleideten Herrn gewahrte, dann fragte sie kurz:

„Sie suchen Jemanden?“

„Ja, mein gutes Mädchen, ich suche einen Mr. Wingfield; können Sie mich zu ihm weisen?“

„Nur gerade die Treppe hinauf, Sir, bis in die Hintermansarde. Sie können geradezu hineingehen. Er sagt, er sei krank, aber ich weiß, daß er entweder betrunken ist, oder schläft.“

Langsam und vorsichtig tastete der Baronet die dunkle Treppe hinauf, und mit der Hülfe einer andern Bewohnerin dieses entsetzlichen Ortes fand er sich endlich an Wingfield's Thür.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kind versteht es noch nicht.

Das ist eine gewöhnliche Entschuldigung der Mütter, wenn man ihnen den Vorwurf macht, daß sie ihren Kindern allen Willen lassen und ihren Launen niemals eine Schranke setzen. Es ist eine unbestrittene Thatsache, daß gewöhnlich das erstgeborene oder das letzte Kind einer Familie, das sogenannte Nesthäckchen, verzogen werden. Man gibt dem Kinde jeden Gegenstand, auf den es mit den Fingerchen deutet und nach dem es Verlangen trägt, weil die Mutter sieht, daß ihr Kind dadurch ruhig und freundlich bleibt; ja es gibt Mütter welche es als Sünde betrachten würden, wenn sie ihrem Sprößlinge nur das Geringste verweigern würden. Dadurch wird das Kind gewöhnt, jeden Wunsch erfüllt zu sehen, und geschieht dies nicht, so fängt es an zu weinen. Da nun viele Mütter ihre Kinder nicht weinen sehen können, bringen sie den verlangten Gegenstand, und das Kind beruhigt sich. Derlei Manöver wiederholen sich öfters, da sich das Kind nur zu gut gemerkt hat, daß es durch Schreien, Weinen oder durch Trotz Alles erzwingen kann.

„Es darf der Laune des Kindes nach ungebundener Willkür niemals freier Lauf gelassen werden,“ sagt Professor Bock in seinem trefflichen Buche vom gesunden und kranken Menschen, „sondern es muß ein Gesetz beobachtet werden, nach welchem sich die vernünftige Gewährung des Einen und das Versagen des Andern richtet; dann wird das Kind nach und nach ein Gefühl vom Gesetz gewinnen, dem sich unterzuordnen Nothwendigkeit ist.“

Dieser wichtige Grundsatz jeder vernünftigen Kinder-Erziehung wird nur selten beobachtet. Merken endlich die Mütter, daß das Kind boshaft und eigensinnig wird, so glauben sie durch harte Strafen und durch Schläge den bösen Samen ausrotten zu können, den sie selbst so fleißig gesäet; aber nun ist es freilich zu spät, und die Erfahrung beweist es, welchen Irrweg man gegangen und daß eine Einwirkung auf die Entwicklung des Kindes bereits stattfinde, ehe noch das Kind ein Bewußtsein vom sittlichen Werthe oder Unwerthe seiner Handlungen habe.

Wie oft hörte ich nicht von Müttern, denen ich ihr verfehltes Erziehungssystem vorstellte, folgende Worte: „Das Kind versteht es ja noch nicht. Wie soll denn das Kind schon so viel Verstand haben, als ein erwachsener Mensch? Das verliert sich Alles mit den Jahren,“ und dergleichen Floskeln mehr. Mütter, welche so reden, bedenken nicht, daß die ersten Jahre des Kindes die entscheidendsten und wichtigsten für das ganze übrige Leben sind, und zeigen auf das Deutlichste, daß ihnen der wichtigste Factor eines Erziehers, zu welchem sie von der Natur aus für dieses Lebensalter des Kindes bestimmt sind, nämlich die genügende Bildung, mangle und daher die Erziehung der Kinder unter ihren Händen eine gänzlich verfehlte sein müsse.

Ein Kind, welches eine verfehlte Erziehung genossen und das nun die Eltern durch körperliche Züchtigungen bessern und, gut deutsch gesagt, ihr eigenes schlechtes Erziehungssystem aus dem Kinde herausprügeln wollen, ein solches Kind wird nun in den seltensten Fällen jene eingeimpften Fehler ablegen, meistens aber wird durch Schläge nichts erreicht, vielmehr die Bosheit, Heimtücke und Halsstarrigkeit des Kindes befördert, da ein Kind, das im vierten Jahre nicht auf die Worte der Eltern horcht und ihnen Gehorsam leistet, gewiß als verfehlt erzogen betrachtet werden kann. Mögen die deutschen Mütter durch diese wenigen Worte auf ein

Digitized by Google

Erziehungsmaxim aufmerksam gemacht werden, das, so unbedeutend es ihnen auch erscheinen mag, doch so gewichtige und unheilvolle Folgen nicht nur für das Kind selbst, sondern auch für die menschliche Gesellschaft mit sich bringt, welche berechtigt ist, von den Eltern eine derartige Kinder-Erziehung zu fordern, welche die nöthige Bürgschaft gibt, daß der Nachwuchs auf geeignetste Weise herangezogen werde, um als kräftige Stütze des Staatslebens dazustehen. Letzteres aber wird geschehen, wenn die Bildung überhaupt nicht blos Eingelgut der Gelehrten, sondern Gemeingut sein wird des gesammten deutschen Volkes!

Lesefrüchte.

O der Thorheit, sich den gegenwärtigen süßesten Genuß des Glückes durch den Gedanken an den freudenlosen Morgen, der etwa auf das schöne Heute kommen mag, zu vergällen oder mitten im Genusse das Ende desselben trübsinnig zu bejammern!

Gütiger macht uns das Glück und liebevoller und milder; aber das Unglück allein bildet uns edel und groß.

Gemeinnütziges.

(Die Wiederherstellung von farbigen seidenen, baumwollenen und wollenen Zeugen, die mit solchen Materien befleckt wurden, welche die Farben zerstören.) Hat man z. B. dunkelrothe, violette, braune oder bläuliche seidene oder wollene Kleidungsstücke mit einer Säure oder säurehaltigen Flüssigkeit, als Wein, Essig, Punsch und dergleichen begossen, so entstehen dadurch rothe Flecke, weil dergleichen Farben meist Roth zum Grunde haben, was durch Säuren jedes Mal wieder hervorgerufen wird. In diesem Falle muß daher ein säuredämpfendes Mittel angewendet werden, um die übrige Farbe wiederherzustellen, und hierzu schickt sich am besten 1 Theil Salmiakgist, der vorher mit 3 bis 4 Theilen Wasser verdünnt worden ist. Man trägt mittelst eines Schwammes so viel von dem verdünnten Salmiakgeist auf den Fleck auf, als erforderlich ist, die Farbe wiederherzustellen. Sollte man zuviel davon aufgetragen haben und dadurch gelbe Flecke zum Vorschein gekommen sein, so ist es hinreichend, die letzteren mit ein klein wenig Citronensaft, der mit Wasser verdünnt, oder auch bloß mit reinem Essig zu bestreichen, bis die Grundfarbe wiederhergestellt ist. Sollten braune oder schwarze Farben durch Säuren zerstört worden sein, so muß man die Säure erst durch Salmiakgeist neutralisiren und dann den Fleck, wenn die Grundfarbe braun war, mit etwas in Wasser aufgelöstem Eisenvitriol, wenn sie aber schwarz war, mit etwas Galläpfelabkochung bestreichen, oder abwechselnd mit einer Auflösung von neutralem chromsauren Kali und Campecheholzdecoct betupfen, wodurch die Farbe wiederhergestellt wird. Durch die Anwendung dieser eben angeführten Mittel wird, sowie durch das Waschen derselben, mit dem Fleck zugleich auch der Glanz weggeschafft, besonders bei Seidenzeugen; um nun diesen wiederherzustellen, bedient man sich einer dünnen Auflösung von arabischem Gummi, welche man vermittelst einer Bürste oder eines Schwammes nach dem Striche des Zeuges aufträgt, sodann mit Papier belegt, in eine Presse bringt und so trocknen läßt.

Zweisilbige Charade.

Erste Silbe.

Wenn vergeblich sind die diplomat'schen Müh'n,
Dann muß ich den Ausschlag geben.

Zweite Silbe.

Es muß mein Zweites in mein Erstes zieh'n,
Um des Ganzen Namen zu erstreben.

Das Ganze.

Mein Erstes mit meinem Letzten im Bunde
Geht häufig als Ganzes im Ersten zu Grunde.

r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 35. Dienstag, den 22. März **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Auf sein Klopfen erscholl ein Herein! von einer weiblichen Stimme gerufen.

Das Gemach, das sich seinen Blicken bot, war eine niedere Mansarde, ungefähr zwölf Fuß im Geviert, mit einem einzigen, zerbrochenen Fenster, das mit Papier und Lumpen zugestopft war.

Eine wurmstichige Bettlade, zwei Stühle ohne Lehne und ein kleiner runder Tisch, auf dem eine Rumflasche mit schmutzigen Tabakspfeifen Gemeinschaft hielt, bildeten die Einrichtung.

In der Bettlade, oder vielmehr auf dem Stroh, das dieselbe halb ausfüllte, lag der Inhaber dieses elenden Obdachs.

Seine Tochter stand am Kamin, in dem ein mühselig unterhaltenes Feuer, das vielleicht nur zu Ehren des erwarteten Besuchers angezündet worden war, mehr Rauch als Wärme verbreitete.

Das Mädchen trug denselben schlecht zusammenpassenden Anzug des vorigen Tages, und der sichtlich erborgte Flitterputz bildete einen traurigen Contrast zu dem Elend des ganzen Gemaches.

Sir George überlief es kalt. Er hatte wohl von Höhlen der Armuth gehört, war aber nie tief genug in das düstere Labyrinth von Westminster, Lambeth und St. Giles eingedrungen, um je eine solche gesehen zu haben.

Die Anwesenheit des Mädchens überzeugte ihn, daß er sich in dem Orte nicht geirrt, und daß er seinen frühern Diener, Richard Wingfield, vor Augen habe.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß dieser in seinem Aeußern noch durch andere Einwirkungen, als diejenige der Jahre eine große Veränderung erlitten hatte. Gewissensbisse, Armuth und deren nur zu häufige Folge, Trunksucht, halten sich in seinen Zügen und seiner Gestalt mit ehernem Griffe eingeschrieben.

Die Hände, die auf der zerlumpten Decke lagen, glichen denen eines Skeletts und zitterten beständig; das Gesicht war dünn und scharf; die verglasten Augen waren blutunterlaufen und geschwollen.

Der Admiral war bei diesem Anblick um das erste Wort verlegen, dennoch verzehrte ihn die Ungeduld, das langverborgene, räthselvolle Geheimniß seines Lebens enthüllt zu sehen.

Endlich begann er:

„Sie verlangten mich zu sehen, — ich bin Sir George Shipton."

„Und ich bin Richard Wingfield," entgegnete der elende Mann in bitterm Tone, „ich glaube, ich bin schwerer wiederzuerkennen, als Sie."

„Verlieren wir keine Worte," fiel Sir George mit bebender Stimme ein, „was wissen Sie von den theueren Wesen, die ich vor dreiunddreißig Jahren Ihrer Sorge anvertraute?"

Ein widriges Lachen verzerrte Wingfield's Züge, es schien, er freue sich, daß elend, wie er war, er doch die Macht besaß, einen Andern elend zu machen. Er zögerte noch eine Weile, dann sprach er:

„Todt, todt, Beide todt!"

Der Baronet fuhr mit der Hand mehrere Male über seine brennende Stirne, als ob er das Klopfen seiner Pulse besänftigen wolle, dann fragte er mit gepreßter, heiserer Stimme:

Digitized by Google

„Und wie — wie starben sie?“

„Ich bin bereit zu antworten,“ sprach Wingfield in verändertem, ernstem Tone, „denn deßhalb berief ich Sie hieher. Das Elend, dem ich anheimgefallen, wird bald aus mir eine Beute gemacht haben, und ich möchte vorher gutmachen, was gutzumachen ist. Nicht gerade aus Reue,“ setzte er bitter lachend hinzu, „sondern weil ich mit meinem Bekenntniß für meine Tochter Ihren Schutz erkaufen will. Ich werde sprechen, sobald Sie mir geloben, dem Mädchen da zu einer ehrenhaften Existenz zu verhelfen, wenn sie ganz allein auf der Welt dastehen wird.“

„Das verspreche ich bei meiner Ehre,“ erwiederte feierlich Sir George.

Das Mädchen, das bis dahin eine stumme Zeugin der Scene gewesen, sagte jetzt mit hartem, anklagendem Ausdruck:

„Du vergißt, Vater, daß bei mir jede Hülfe zu spät kommt. Ich danke Ihnen, Sir,“ fügte sie zu Sir George gewendet hinzu, „ich danke Ihnen für Ihre Güte, aber sie wäre an mich verschwendet. Und jetzt will ich Sie mit meinem Vater allein lassen.“

Hastig griff sie nach Hut und Tuch und war im nächsten Augenblick aus dem Zimmer.

Der Baronet wiederholte nichtsdestoweniger das Versprechen, sich des Mädchens anzunehmen.

„Sie verdient es,“ sagte fast gerührt Wingfield, dessen einzige bessere Eigenschaft die Liebe zu seinem Kinde war, „denn sie sündigte, um mich nicht verhungern zu lassen. Und nun hören Sie.“

Der Baronet horchte in angstvoller Erwartung.

„Zuerst müssen Sie wissen,“ begann Richard, „daß ich gleichfalls Ines liebte.“

„Du liebtest sie!“ rief der Baronet wild, indem er seine starke Hand ballte.

„Ja, stolzer Baronet, ich liebte sie. Wie ich mich auch zu betäuben strebte, meine Leidenschaft wuchs mit jedem meiner Athemzüge. Ich habe die Erde, auf der sie ging, die kleine Sohle ihres seidenen Schuhes geküßt. O, Ihre Liebe war nichts im Vergleich zu der meinen! Sie verbrannte meine Seele, sie versengte mein Herz, sie entzündete mein Blut, bis es wie kochendes Blei durch meine Adern fuhr. Ah! — wie ich entrschte, wenn ich Sie auf dem mondscheinbeleuchteten Platze von Sevilla an ihrer Seite wandeln sah, mit der ruhigen Freude des Besitzes in ihre dunkeln, feurigen Augen blickend, während ich für ein einziges Lächeln derselben mein halbes Leben hingegeben haben würde! Ich liebte Sie, Sir George, als wir England verließen, — von der Zeit aber, da Sie Ines trafen und für sich gewannen, haßte ich Sie! Sie waren weit entfernt es zu ahnen! Ich trug das Lächeln auf den Lippen, während dunkle Mordgedanken meinen Sinn erfüllten. Ich stand vor Ihnen, wenn Sie auf Sammetkissen ruhten, Ihr schönes Weib zu Ihren Füßen, Ihre weiße Hand mit den nachtschwarzen Flechten des himmlischen Wesens spielend, und Ihr heiteres Auge dem Liebesblick desselben begegnend! Ich stand vor Ihnen und beugte mich und lächelte demüthig! O, meine Verstellung war Ihnen unergründlich!“

Wie vor sich selbst entsetzt und schaudernd schwieg Wingfield eine Weile, dann hub er mit beängstigender Stimme wieder an:

„Was ich hoffte, was ich erwartete, war mir damals selbst nicht bewußt; ich hatte nur das dunkle Gefühl, daß, wenn das Schicksal mir nicht zu Hülfe käme, ich auf irgend eine Art dasselbe zu meinen Gunsten wenden müsse. Das Erstere trat ein: Sie mußten Ines verlassen und waren genöthigt, sie mit dem neugeborenen Kinde mir anzuvertrauen. Wie frohlockte ich, daß es mir gelungen, Sie so lange zu täuschen! Sie reisten ab, überzeugt, daß Ines mit dem Kinde Ihnen unter meinem Schutze bald nachfolgen würde. Wir verließen Spanien, ja; aber nicht nach England, sondern nach Paris geleitete ich Ihre Schätze.

„Ines machte ich glauben, wir wären in England; wie konnte sie etwas Anderes vermuthen? Sie verstand nur Spanisch, während ich Englisch und Französisch gleich fließend sprach. Auch trug ich Sorge, sie von aller Welt abgeschlossen zu halten.

„Ich miethete Zimmer in der Rue de la Paix, und Ines glaubte, ihren Bestimmungsort erreicht zu haben. Lassen Sie mich kurz sein, — das Bekenntniß meines Verrathes fällt mir schwerer, als ich dachte. Alles

Digitized by Google

erscheint mir jetzt in anderm Lichte, — o wie feig ist der Mensch im Angesicht des Todes!

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehe.

Wenn zwei liebende, gleich gestimmte Herzen sich treffen, so hat der Ehestand keine unangenehme Seite. Da wandeln ein Paar gute Menschen Hand in Hand. Wo sie auf ihren Wegen Dornen gestreut finden, da räumen sie dieselben fleißig und fröhlich hinweg; wo sie an einen Strom kommen, da trägt der Stärkere den Schwächern hindurch; wo ein Felsen zu erklettern ist, da reicht der Stärkere dem Schwächern die Hand. Geduld und Liebe sind ihre Gefährten. Was dem Einzelnen unmöglich sein würde, ist den Vereinigten ein Scherz; und wenn sie dann oben stehen am Ziele, dann trocknet der Schwächere dem Stärkern den Schweiß von der Stirn. Freude und Schmerz kehren immer bei Beiden zugleich ein; nie beherbergt der Eine den Kummer, wenn die Freude der Gast des Andern ist. Ein Lächeln auf Beider Wangen, oder Thränen in Beider Augen. Aber ihre Freude ist lebhafter, als die Freude des Einzelnen; denn Mittheilung erhöhet die Freude und lindert den Schmerz. So ist ihr Leben ein schöner Sommertag, auch dann noch schön, wenn ein Gewitter vorüberzog; denn das Gewitter erquickte die Natur und gab neuen Sinn für die unbewölkte Sonne. So stehen sie Arm in Arm, am Abend ihrer Tage, unter den Blumen, die sie selbst pflanzten und erzogen, wartend der hereinbrechenden Nacht. Dann — ja dann freilich legt Einer zuerst sich schlafen, und Der ist der Glückliche; der Andere geht herum und weint, daß er noch nicht schlafen kann: — und das ist die einzige unangenehme Seite des Ehestandes.

Dies reizende Bild ist die Copie eines Gemäldes, in welchem zwei Liebende saßen; wenn aber Convenienz und äußere Verhältnisse, Leichtsinn und Launen das Band der Ehe knüpfen — o, dann hat der Ehestand keine angenehme Seite. Wo der freie Mann, das freie Mädchen munter und leicht einherschreiten, da schleppt dann der Züchtling seine Ketten hinter sich her. Ueberdruß lagert sich auf Beider Stirn. Bilder verscherzter Glückseligkeit, von der Einbildungskraft um so leichter ausgemalt, je unmöglicher es wird, sie zu erreichen, herrliche, reizende Entwürfe des Lebens, die vielleicht auch ohne diese Ehe nie realisirt worden wären, deren Wirklichkeit man aber für ausgemacht hält, wäre man nur nicht angeschmiedet durch unerträgliche Fesseln. So leiden wir, wo wir sonst geduldet haben würden; so gewöhnen wir uns, den überlästigen Gefährten unseres Lebens als die Ursache alles Uebels zu betrachten, welches uns begegnet; so mischt sich Bitterkeit in unsere Gespräche und Kälte in unsere Liebkosungen; so sind wir gegen einander empfindlicher, werden von Niemanden leichter beleidigt, als von dem Gatten, und was an einem Fremden uns Freude machen würde, läßt an ihm uns gleichgültig. So schleichen sie, mit abgewandten Gesichtern und niederhängenden Köpfen, mit einander durch's Leben, bis endlich Einer von Beiden sich schlafen legt; dann hebt der Andere den Kopf freudig empor und athmet mit großen Zügen: „Freiheit! Freiheit!" und das ist dann die einzige angenehme Seite des Ehestandes.

Literatur.

Geistreich erzählte Anecdoten gewähren stets eine leichte, anmuthige Unterhaltung, eine Abwechselung und Mannichfaltigkeit wie keine andere Lectüre für Stunden, in denen der Mensch ausruhen will von Arbeit, Mühen und Sorgen. — Zu diesem Zwecke empfehlen wir ein kürzlich bei Voigt in Weimar in 2. Auflage erschienenes sehr anziehendes Buch. Es heißt: „Napoleon I. und seine Zeit in 185 weniger bekannten Anecdoten, Bildern und Charakterzügen. 1 Thlr." Dieser Napoleon war unser Unterdrücker, und schwer lastete sein Joch auf Deutschlands Wohlstand und Ehre. Aber doch war er eine kolossale Erscheinung, ein Phänomen, und selten hat ein Sterblicher größern Einfluß gewonnen, als er, selten bezeichnet ein Leben eine glänzendere, thaten-

Digitized by Google

reichere Epoche, als das seinige. Der Mann im Schlafrocke ist jedoch ein anderes Wesen, als der Mann auf dem Thone; Anecdoten zeichnen darum oft treuer und schärfer, als die gewissenhafteste Geschichte. Anecdoten sind Photographien mit der Feder; sie schildern den Abgebildeten in jener Stimmung der Unbefangenheit, worin er nicht ahnet, daß man ihn abzeichnet; sie schildern ihn also, wie er gewöhnlich und gemäß seiner innersten Natur ist.

Lebensphilosophie.

Du trägst das Maaß in dir für gut und schlecht,
Gebrauch' es selbst, es ist dein heilig Recht!
Nur Gottes Walten bist du unterthan;
Mit ihm, dem Geist der Liebe, sei vereint,
Und ob man dich verklötzt, beklagt, beweint,
Liebt oder haßt, es ist ein leerer Wahn.
Ja selbst der Menschen Fluch, der Menschen Segen,
Sie sind für dich von gleicher Kraft:
Denn wähnest du, daß ihre Leidenschaft
Den Ew'gen soll zur Dienstbarkeit bewegen,
Daß Er, weil sie es gerne sehn,
Dir Böses oder Gutes läßt geschehn?

Verschiedenes.

Was ist absurd? Darauf antwortete ein Ungenannter: Absurd ist, Geld im Spiel verlieren und sich darüber erbosen — den Verleger einer neuen Zeitschrift nach der Zahl der Abonnenten fragen — erwarten, daß ein Redacteur mit umgehender Post antworte — einen Gastwirth fragen, ob er guten Wein habe — überall verstoßen und sich wundern, daß Einen Niemand will — sich des Abends betrinken und am nächsten Morgen über Katzenjammer klagen — im October zu Hause vor Kälte klappern, weil man erst im November einheizen will — annehmen, daß Recensenten von den Büchern, die sie loben oder tadeln, mehr als das Titelblatt gelesen haben — Jemand für fromm halten, weil er jeden Sonntag in die Kirche geht — todtmüde sich noch nicht zu Bett legen, weil es noch nicht Zeit zum Schlafengehen ist — seine eigenen Geheimnisse ausplaudern und vermuthen, daß Andere sie bewahren werden — Jemand gefällig sein und auf Dankbarkeit rechnen — einen Dieb ohne Zehrgeld aus dem Gefängniß entlassen und ihm aufgeben, sich ehrlich zu nähren — Etwas für wohlfeil halten, weil es wenig kostet — Jemand öffentlich schlecht machen, um ihn zu bessern — gegen seine Geliebte die Schönheit ihrer Freundin rühmen — fünfzig Jahre alt sein und zweifeln, daß alle diese und noch viel mehr absurde Dinge geschehen.

Einige Hamburger haben an die Soldaten in Schleswig Cigarren geschickt, die so schlecht waren, daß sie nicht gebraucht werden konnten. Glasbrenner's Montagspost schreibt deßhalb: „Die Cigarren-Sorten, welche edle Hamburger Geber nach dem Kriegsschauplatz spendeten, sind folgende: 1. Rue de Bomba, Cigarros sub custos de noctu. 2. Nulandos, Dessauer Papier-Cigarren. 3. La Schmeissihnraussio, die gewöhnliche Freundschafts-Cigarre. 4. Vomitivos, Cigarros Ukermarkos pur raucho estra muros. 5. La Constitutionella assoluta, die höhere Wegekraut-Cigarre mit pfuidalem Deckblatt. 6. Dannewirkos, Cigarren, vor welchen die Dänen sofort die Flucht ergreifen. 7. Los Cholerados, die Erleichterungs-Cigarre. 8. Freimaurer, Cigarren, die selbst Maurer nur im Freien rauchen können. 9. Impossibles. (Diese Cigarre muß man noch zwei Jahre liegen lassen und dann wegschmeißen.) 10. Dos a Ludros infama canailla stinkadores."

Der Oberkellner eines Gasthofs in Halle hat eine ganz originelle Münzsammlung, bestehend aus lauter falschen Geldsorten, welche sich von den Trinkgeldern, die er von splendiden Durchreisenden erhalten, eingeschlichen haben.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nro. 34:
Schlachtroß.

Redacteur, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 36. Donnerstag, den 24. März **1864.**

Dem Todten und dem Lebenden.

Von Oskar v. Redwitz.

Der König Max ist todt! Wer kann's noch fassen?
Noch ist von Schreck betäubt sein ganzes Reich.
Ja! muß er sein getreues Volk verlassen?
Ist's möglich nur? Jetzt liegt er stumm und bleich? —
In dieser Nacht des Wirrsals sonder Ende,
Jetzt mußte brechen dieser helle Blick?
Erstarret ruhen seine deutschen Hände —
O düst'res, ganz unseliges Geschick!

Ja, wahrlich, dieses Königs Todesschauer,
Er rieselt nicht durch's Bayernland allein.
Ganz Deutschland, rüste jetzt dein Herz zur Trauer!
Denn, weil er unser war, so war er dein.
Wie er's gemeint mit seinem eignen Volke,
Es treu besorgt er dich im Herzen trug.
Der Gram um dich war seine letzte Wolke,
Dein Reich vertrat sein letzter Federzug.

Und zählen auch ein paar Mal hunderttausend
Von ergrau'n Männern seine Gegner mehr,
Das Bayernbanner wallte doch gar brausend,
Sein König war allein ein mächt'ges Heer.
Er war der Stern in all der Willkür Dunkel,
Nach dem das deutsche Volk vertrauend sah.
In all dem rechtverdorbenen Gemunkel
Stand er als klares Licht der Wahrheit da.

Und wir, sein Volk, die wir Ihn heut' begraben,
Wo nehmen wir jetzt her der Thränen Maaß?
Sein Volk, mit dem er wollte Frieden haben,
Für dessen Wohl er's eigne ganz vergaß! —
Wer war nicht stolz, wenn Fremden er begegnet,
Ein Unterthan zu sein in seinem Staat?
Wo strömt, von Königshänden mehr gesegnet,
Des Rechtes und der Bürgerfreiheit Saat? —

Ja, todter König, Deines Volkes Weinen,
Es quillt um Dich aus seinem tiefsten Schacht;
Und lang noch wird gar trüb sein Himmel scheinen
Vom finstern Schatten Deiner Todesnacht.
Noch lang wird seine Wunde nicht vernarben,
Und Heimweh wird's beschleichen noch gar oft.
Es wird gar lang noch Deines Herzens darben,
Auf das so fest das seine stets gehofft.

Ja, Dein Gedächtniß wird gesegnet währen,
So lang das deutsche Volk nur denken kann.
Der Stolz soll unsern düstern Schmerz verklären,
Du durch und durch einst königlicher Mann! —
Und die Geschichte wird von Dir einst sagen:
„Nie waren treuer Fürst und Volk vereint.
Als eing'ges hat ihr doppelt Herz geschlagen —
Nie hat ein König besser es gemeint!"

* * *

Und jetzt von Deines Vaters Königsleiche
Blickt das betrübte Volk zu Dir, dem Sohn;
Du noch so schlanke, junge Königseiche,
Der schon so bald ihr harmlos Blüh'n entfloh'n!
Du unser neuer Herr, ach wie zu frühe
Sank der erlauchte Vater Dir in's Grab!
Wie sank der goldnen Krone Last und Mühe
Auf's junge Haupt Dir also früh herab!

Wir hingen Alle längst mit freud'gen Blicken
An Deinem milden, sinn'gen Angesicht.
Doch sollte manches Jahr Dich noch erquicken
Der Jugend ungetrübtes Morgenlicht!
Wir wünschten nicht, daß Dir die schwere Krone
Vom herben Schicksal sei bescheert schon jetzt.
Und seh'n wir dennoch jetzt Dich auf dem Throne,
Der Wehmuth Zähre unser Auge netzt.

Digitized by Google

Verzeih' es uns! — Es iſt ein menſchlich Zagen,
Aus Liebe für Dich ſelbſt, ſo jung und zart.
Dein Volk will ja Dich auf den Händen tragen,
Will gern Dich ſchützen auf der rauhen Fahrt;
Will, wie's nur kann, die Laſt Dir leichter machen. —
O grauſam, wer erſchwerte ſie noch mehr! —
Doch Dir thut Noth zu beten und zu wachen,
Und uns mit Dir — denn unſer Herz iſt ſchwer!

O daß nur weiſen Räthen Du vertraueſt
Auf dem ſo jung geerbten Königsthron!
Daß Du den Bau des Volkes weiterbaueſt
In des Verklärten Geiſt als frommer Sohn! —
Gewiß, Du wirſt es thun trotz Deiner Jugend!
Ja, wir vertrauen: nicht im Thron allein,
Nein, mehr als dies! — auch in der Herrſchertugend
Willſt Du des Vaters voller Erbe ſein!

Er ſtärke Dich, den wir die Allmacht nennen,
Dich unterrichte, der die Weisheit heißt,
In Liebe lehr' die Liebe Dich entbrennen,
Dir ſtehe bei der Vater, Sohn und Geiſt! —
Und ſo bewehrt zu Deinen Königswegen
Geh' ſtark und furchtlos Deines Vaters Bahn!
Gleich Ihm werd' Deutſchlands Ehre, Bayerns Segen!
O Ludwig! werd' uns Maximilian!

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortſetzung.)

„Ich wartete nicht lang, Ihrer Gattin meine Leidenſchaft zu geſtehen, ich fürchtete, ſie möchte den Betrug ahnen. Ich war unſinnig und verblendet genug, zu wähnen, ſie möchte ſich rühren laſſen. Ich ging ſo weit zu verſuchen, ihren Glauben an Sie zu erſchüttern zu wollen.

„Ich benutzte den Umſtand, daß Sie nicht bei uns erſchienen, was natürlich nicht möglich war, Sie ihr als treulos zu ſchildern. Da ich mit der Beförderung der Briefe betraut war, erreichte natürlich keiner ſeine Beſtimmung.

„So war Ines ganz in meine Hand gegeben. Die Folgen waren fürchterlich, ſie vernichteten alle meine Berechnungen. Ich kannte die ſtolze Seele und das reine Herz nicht, welche in dieſer reizenden Hülle wohnten. Die Angſt vor meinen Verfolgungen, das Bewußtſein ihrer Hülfloſigkeit, der Schmerz um Ihre Abweſenheit, vielleicht auch keimende Zweifel an Ihre Treue, warfen das unglückliche, kaum geneſene Geſchöpf auf's Krankenlager. Das Nervenfieber trat in ſeiner furchtbarſten Geſtalt auf, und beſſer wäre es für mich geweſen, hätte es ihr in natürlichem Verlauf den Tod gebracht.

„Aber nein, — Schrecklicheres war mir noch vorbehalten! — Als einmal Nachts die Wärterin übermüdet eingeſchlafen, ſprang Ines, von Fieberphantaſieen verfolgt, von ihrem Lager, und in der nächſten Minute lag ſie, von der Höhe des Fenſters hinabgeſtürzt, als verſtümmelte Leiche auf dem Pflaſter."

„Schurke! Teufel!" ſchrie der Baronet, wie ein verwundeter Löwe auf den Mörder ſeines Weibes zuſpringend, „hat denn der Himmel keine Strafe für ſolche Unthaten? O, könnte ich Dein ſchwarzes Herz Dir aus dem elenden Leibe reißen!"

„Ihr Verſprechen, — Ihr Verſprechen, Sir Baronet," höhnte der Verworfene, „Ihr Wort, Ihr Ehrenwort, — hochtönende Redensarten unter Männern wie Sie!"

„O ja; Sie ſind ſicher vor meiner Rache," entgegnete der Admiral mit vor Aufregung heiſerer Stimme, „fahren Sie fort."

„So war ich allein," begann Wingfield von Neuem, „allein mit dem Bewußtſein meiner Unthat, allein mit dem Kinde der Gemordeten. Ich ſchickte die ſpaniſche Amme in ihre Heimath zurück, ich ſagte ihr einige Unwahrheiten, ich weiß nicht mehr welche, — ſie reiſte ab, und ich brachte mit Hülfe einer franzöſiſchen Dienerin, die ich für die Ueberfahrt gemiethet, das Kind nach England.

„Verkleidet lebte ich längere Zeit als Mitglied einer Zigeunerbande. Ich durchſtreifte mit ihnen das Land, nahm Theil an ihren Diebereien und half ihnen bei ihren verſchiedenen Erwerbszweigen. Endlich ward ich dieſes Lebens überdrüſſig, ich trennte mich von der Bande und ließ ihr das feengleiche Kind.

„Ich konnte deſſen Nähe nicht länger ertragen, täglich glich ſie mehr und mehr ihrer gemordeten Mutter, und ihre unſchuldigen Liebkoſungen waren Dolchſtiche für mein Herz.

„Die Zigeuner behielten ſie gern bei ſich, denn ihre Schönheit und Talente verhießen ihnen reichen Gewinn. Sie wußten, daß ſie

Digitized by Google

nicht mein Kind war, ich erzählte ihnen eine Geschichte aus Wahrheit und Lüge zusammengesetzt. Ich beschimpfte Ines Andenken, um meine eigene Strafbarkeit zu verdecken.

„Ich unterhandelte mit den Zigeunern, daß sie das Kind in dem Glauben auferziehen sollten, es sei eine Waise, die sie aus Barmherzigkeit aufgenommen. Sie willigten ein, unter der Bedingung, daß ich es nie zurückverlangen würde. So verließ ich sie und blieb ihnen viele Jahre fern.

„Als ich sie wieder besuchte, war Cola zu einem reizenden Mädchen herangewachsen; sie war der Liebling der Bande. Später sah ich sie nie mehr wieder. Ich verheirathete mich und wohnte in London. Noch ein Mal hörte ich von ihr. Sie war gebrochenen Herzens gestorben, ein frühes Grab hatte ihre Schmach verdeckt. Auch sie hinterließ eine Tochter."

„Wie!" rief der Baronet, „eine Tochter, sagten Sie, ein Kind meines Kindes? Wo ist sie? O aus Barmherzigkeit, — wo kann ich sie finden?"

„Ich weiß nicht viel von ihr. Cola ist ihr Name gleich der Mutter. Sie entlief den Zigeunern, als sie ungefähr dreizehn Jahre alt war. Ich bin nicht so ganz verhärtet, als Sie glauben mögen, und ich wollte, Sie fänden sie auf. Den Reichen ist Alles möglich. Cola war vor etwa vier Jahren zuletzt bei den Zigeunern, auf der Messe von Croydon. Ein anderes, etwas älteres Kind entlief mit ihr."

„Genug," sagte der Baronet, „wenn sie nicht auch bereits einem frühen Grabe anheimgefallen, werde ich sie entdecken, und mein Lebensabend wird nicht einsam sein."

Er seufzte tief und schmerzlich; und unfähig, die Nähe des Mannes, der so furchtbares Elend über ihn gebracht, ohne eine neue Aufwallung des Zornes zu ertragen, wiederholte er nur seine Zusage, sich Wingfield's verlassener Tochter anzunehmen, — eine Zusage, die er getreulich hielt, — legte eine gefüllte Börse auf den Tisch und verließ den schrecklichen Ort.

Sobald Wingfield allein war, versuchte er, sich von seinem elenden Lager zu erheben, und griff nach der Börse. Obgleich er sich dem Tode nahe fühlte, konnte er doch nicht der Versuchung widerstehen, noch ein Mal in vollen Zügen sich seiner letzten Leidenschaft, dem Trunke, hinzugeben.

Verhängnißvoll wurde ihm die Wohlthat des Mannes, den er so maßlos beleidigt.

Im Zustande schweren Rausches kam er, noch an demselben Abende, dem Feuer nahe, sein wankender Fuß strauchelte am Gitter des Kamins, er fiel und fand durch Verbrennung einen gräßlichen Tod.

21.

Sir George Shipton war kein romantischer Enthusiast, kein rathloser Träumer; wenn er es je gewesen, so hatte das Leben mit seinen Kämpfen einen practischen Mann aus ihm gemacht.

Anstatt, wie vielleicht Romanstyl es erfordern würde, das Land in allen Richtungen zu durchstreifen und jeder Schaubude nachzujagen, entschloß er sich zu einem ganz gewöhnlichen Verfahren, um sein verlorenes Großkind aufzufinden.

Er entschloß sich zu einem öffentlichen Aufruf. In den nächsten Tagen las man in mehreren der verbreitetsten Zeitungen:

„Cola. — Sollte dies einem jungen Mädchen dieses Namens zu Augen kommen, welches vor ungefähr vier Jahren im Alter von zwölf oder dreizehn, in Begleitung eines andern, etwas ältern Mädchens, ihre Freunde in der Gegend von Croydon verließ, so ist dasselbe von Jemandem, der ihr wohl will und Verwandtschaftsansprüche an sie hat, dringend gebeten, sich ohne Verzug mit Mr. M***, Notar, Lincoln's Inn, in Verbindung zu setzen.

„NB. Jeder Person, welche, wenn auch nur die geringste, Auskunft zu geben vermag, wird eine gute Belohnung zugesichert."

Dies war jedoch nicht die einzige mit den Personen dieser Erzählung in Verbindung stehende Anzeige, welche die Blätter der nächsten Tage enthielten.

In einer andern Spalte fand sich Folgendes:

„Beklagenswerthes Ereigniß. — Lord C*****, einer der reichsten und angesehensten Mitglieder der englischen Adelsaristokratie, ist von einem außerordentlichen Unfalle betroffen worden, der die traurigsten Folgen nach sich ziehen kann.

Digitized by Google

M., Er befand sich im Kreise heiterer, gleich ihm hochgestellter Freunde, auf einem seiner Landsitze, der Abtei in —shire. Man war beim fröhlichen Mahle, als ein Schuß durch's Fenster fiel und Seine Lordschaft in die Brust traf.

Der schnell herbeigerufene Arzt erklärte die Wunde nicht gerade für tödtlich, den ganzen Zustand des Leidenden jedoch bedenklich. Der Mörder blieb unentdeckt. Das Ereigniß ist um so betrübender, als Lord E***** im Begriff stand, sich mit einer durch Rang, Schönheit und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichneten jungen Dame, Lady Isabella S., zu vermählen."

(Fortsetzung folgt.)

Es kehret Alles wieder.

Es kehret Alles wieder
Auf Gottes weiter Welt:
Der Vögel munt're Lieder,
Die Stern' am Himmelszelt.

Es steigt an jedem Morgen
Die strahlende Sonne empor;
Am Himmel zieht allabends
Der lichte Mond hervor;

Es werden da draußen die Bäume
Im Frühling wieder grün,
Im vollen Frühlingsschmucke
Die Blumen wieder blühn;

Doch höret da tief drinnen
Das Herz zu schlagen auf:
Das hat hienieden vollendet
Für immer den frischen Lauf!

Verschiedenes.

Wie nüchtern und practisch die ersten Amerikaner manche unsinnigen Gebräuche, die heute noch nicht aus der Welt haben geschafft werden können, betrachteten, davon gibt der folgende originelle Brief eines pennsylvanischen Schiffskapitäns, der von einem Major der Vereinigten-Staaten-Armee auf Pistolen gefordert worden war, einen merkwürdigen Beleg. Die Sache spielte 1796. Der Brief lautete: „Mein Herr! Ich habe zwei Einwendungen gegen die grausame Geschichte. Die eine ist, ich möchte Sie verletzen, und die andere ist, Sie möchten mich verletzen. Ich sehe nicht, welchen Vortheil ich davon hätte, eine Kugel durch irgend einen Theil Ihres Körpers zu jagen. Ich könnte, wenn Sie todt wären, nicht so viel von Ihnen Gebrauch machen, als von einem todten Kaninchen. Ich bin kein Kannibale, um mich mit Menschenfleisch zu ernähren. Weßhalb sollte ich denn ein menschliches Geschöpf über den Haufen schießen? Ein Büffel würde besseres Fleisch abgeben, denn wiewohl Sie zart und saftig sein mögen, so geht Ihrem Fleisch doch die Festigkeit und Zähigkeit ab, die Salz annimmt und behält. Auf keinen Fall würde es für lange Seereisen geeignet sein. Was Ihre Haut betrifft, so lohnt es sich der Mühe nicht, sie abzunehmen, da sie nicht viel besser ist, als die eines einjährigen Füllens. Mir will es seltsam vorkommen, auf einen Menschen zu schießen, der ruhig still steht, um geschossen zu werden, insoweit ich bisher gewöhnt gewesen bin, auf Fliegendes oder Springendes zu schießen. Befänden Sie sich auf einem Baume, gleich einem Eichhörnchen, bemüht, sich in den Zweigen zu verbergen, oder gleich einem Raccoon, das ich nach vielem Aufpassen und Suchen zuletzt an den Knorren einer Riesenelche durch Zweige und Blätter hindurch bemerke, so könnte ich es eher vergnüglich finden, Ihnen ein paar Schrotkörner zuzuschicken. Aber wie die Sachen jetzt stehen, ist eben nicht viel nothwendig, um Sie niederzustrecken. Was mich betrifft, so behagt es mir nicht sehr, etwas Schädlichem wie einer Kugel als Zielscheibe zu dienen. Ich gebe mich der Befürchtung hin, Sie möchten mich treffen, und erachte ich es unter solchen Umständen für das Rathsamste, mich fern vom Schuß zu halten. Wünschen Sie Ihre Pistolen zu probiren, so fassen Sie einen Gegenstand von meiner Größe — einen Baum oder eine Stallthür ins Auge. Treffen Sie ihn, so lassen Sie es mich wissen und ich werde anerkennen, daß, wenn ich an derselben Stelle gestanden, Sie ebenso gut mich hätten treffen mögen. Und damit leben Sie wohl!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Sächsler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 37. Samstag, den 26. März **1864.**

Ostergruß.

Der Heiland ist erstanden,
Nicht mehr die Erde bebt;
In neuverjüngtem Glanze
Die Sonne sich erhebt.

Hinter dem starken Sieger
Jetzt Schmerz und Tod versinkt;
Vor Ihm durch alle Zeiten
Der Dank der Seinen winkt.

Du Fest der Weltverjüngung,
Sei laut von uns begrüßt!
Willkommen, süßer Balsam,
Der deinem Born entfließt!

Bald kocht das Leben wieder
In Berg und Thal und Feld;
Und d'rüber spannt den Bogen
Das blaue Himmelszelt.

Und in der jungen Rose,
So duftig, frisch und mild,
Und in dem bunten Falter
Seh' ich mein eigen Bild.

Denn in den Sarg, den dunkeln,
Leg' ich mein Erdenkleid;
Ich trug's im Sonnenscheine,
Im Sturmwind dieser Zeit.

Doch fühl' ich einst die Lüfte
Des ew'gen Frühlings weh'n,
Dann schweb' ich durch die Grüfte
Hinauf zu lichten Höh'n!

D'rum leg' auf meinen Hügel
Die Immortelle hin:
„Auch ich werd' ausgesäet,
Um schöner aufzublühn."

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

Die beiden eben mitgetheilten Artikel fanden ihren Weg auf viele Frühstückstische, unter andern auch auf den des menschenfreundlichen Doctors, der gegen ein höchst liberales Honorar die vorgebliche Gattin des sogenannten „Mr. Lestock Newington," zu ihrer Heilung von Geistesstörung, großmüthig in seinen Familienkreis aufgenommen hatte.

Der Verlauf der Erzählung bringt uns somit wieder zu der unglücklichen Zerlina, Percy Eswald's letztem Opfer.

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß Zerlina's Geisteszustand durchaus nicht ärztlicher Hülfe bedurfte. Die unglücklichen Entdeckungen, welche sie so plötzlich und unvorbereitet an jenem verhängnißvollen letzten Abende ihres Aufenthalts in Roseland Villa machen mußte, hatten allerdings ihrem Gemüthe eine heftige und gefährliche Erschütterung beigebracht, allein diese war nur vorübergehend gewesen, und zu der Zeit, da sie eine unfreiwillige Bewohnerin von des Irrenarztes Hause wurde, war ihr Verstand zu völliger Klarheit zurückgekehrt.

Der Arzt ging nichtsdestoweniger von der Ansicht aus, daß er eine Geisteskranke zu curiren habe, und traf demnach seine Maßregeln.

Zerlina sollte sich einer bestimmten Diät unterwerfen, beständig eine Wärterin um sich dulden und vor Allem das Haus nicht unbegleitet verlassen. Der letztern Weisung lag wohl des Doctors Befürchtung zu Grunde, daß die Patientin entwischen, und die Fortbezahlung des Honorars gefährdet werden möchte.

Digitized by Google

Mit dem scharfen Verstande ihrer Race begriff Zerlina sofort das ganze Spiel, und die Energie ihres Characters gab ihr die geeigneten Mittel an die Hand, dasselbe zu vereiteln. Wie sehr auch ihre Empfindungen zwischen dem Wunsch nach Rache und dem maßlosen Schmerze getäuschter Liebe und oft sogar der Sehnsucht nach dem unwürdigen Gegenstande derselben schwankten, so war ihr doch das Eine klar, daß sie das eine oder andere Ziel nur durch Flucht erlangen könne. Sie lehnte sich deßhalb gegen die beständige Bewachung durch die gemeinaussehende, unsaubere Wärterin, wie gegen die Abgeschiedenheit von Lectüre und gewählten Beschäftigungen mit solch entschiedener Heftigkeit auf, daß der Arzt, eine Handlung der Gewaltthätigkeit von Seiten seiner interessanten Patientin befürchtend, es für gerathen hielt, in seiner Strenge ihrer Behandlung nachzulassen.

Im Gegensatz zu ihrer früheren zornigen Widerspenstigkeit zeigte sich dann Zerlina sanft und gefügig und schläferte somit jede Bedenklichkeit und Befürchtung ihres Hüters mehr und mehr ein.

Der Arzt und dessen Schwester und Nichte fingen sogar an, Gefallen an ihrer Gesellschaft zu finden, und die Wärterin, die in der Besorgtheit, ihre einträgliche Stelle nicht zu verlieren, sich anfänglich wie ein Argus benommen, milderte bald ihr unnachsichtliches System.

Die weitere Folge von allem Diesem war, daß Zerlina, so gut wie die Andern, mit den beiden erwähnten Zeitungsparagraphen bekannt wurde.

Sie bedurfte ihrer ganzen Schlauheit und Characterstärke, um vor ihrer Umgebung den Eindruck zu verheimlichen, den namentlich die Nachricht von Eswald's gefährlicher Verwundung auf sie machte. Erst jetzt fühlte sie, wie unaussprechlich sie ihn geliebt, und vielleicht war ihre Liebe erst jetzt zu völliger Reinheit geläutert.

Er war nun nicht mehr der heitere, glänzende, übermüthige Edelmann, dem verbunden zu sein, ihrer Eitelkeit schmeichelte; er war der Gebrochene und Leidende, der gleich dem Aermsten Schmerzen erdulden und den Tod fürchten mußte.

Das schreckliche Schicksal, das ihn betroffen, sühnte seine Schuld, löschte sie fast aus ihrer Erinnerung. Sie vergab, wie nur das liebende Weib vergeben kann: — bis zum Vergessen.

Sie hatte kein anderes Ziel, keine andere Sehnsucht, als zu ihm zu eilen, seiner zu warten, ihn zu pflegen, auf der Erde vor seinem Lager wie eine Sclavin demüthig seines Winkes zu harren.

Ihre Sehnsucht nach ihm wuchs zu solch brennendem Verlangen, daß sie glaubte, ihr Herz müsse zerspringen.

Um Zerlina Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, darf nicht unerwähnt bleiben, daß der an Cola ergangene Aufruf sie keineswegs gleichgültig fand.

Sie wußte nichts von dem Schicksal derselben, seit der vermeintliche Page so plötzlich seines Dienstes in Roseland Villa entlassen worden, und möglicherweise war die Gefährtin ihrer Kindheit für Eswald verschollen. Doch würde unter seiner Dienerschaft vielleicht zu erfahren sein, wohin sich der Page zunächst gewendet.

Früh zog sich Zerlina in ihr Zimmer zurück, legte sich zu Bett und grübelte.

Es dauerte nicht lange, so war der Plan, dessen Ausführung ihr zu dem Wiedersehen Dessen, den sie Gatte genannt, verhelfen und zugleich Cola's Interessen fördern sollte, in ihrem emsigen Kopfe fertig.

Der nächste Tag fand sie schon im Geheimen thätig. Sie begann damit, im ersten unbewachten Augenblick hastig einige Zeilen auf's Papier zu werfen und die in dem Aufruf an Cola bezeichnete Adresse darauf zu schreiben. Die Zeilen lauteten:

„Wenn die Person, welche Cola sucht, sich nächsten Freitag Abend an der Ecke von L***street in B*** mit einem Wagen und raschen Pferden einfinden will, so wird dieselbe auf der Vermißten Spur geleitet werden."

Sie siegelte das Blatt und barg es in ihrer Tasche.

Obgleich nicht mehr so scharf als in den ersten Tagen ihres Aufenthalts in B*** bewacht, war es doch einer Unmöglichkeit gleich, das Haus allein zu verlassen; sie mußte daher warten, bis die Stunde gekommen war, in

Digitized by Google

welcher sie in Begleitung der Wärterin oder einer der Damen der Familie ihren erlaubten täglichen Ausgang machen durfte.

Glücklicherweise war es dies Mal die Nichte des Arztes.

Das junge, hübsche Mädchen hatte unterwegs auch noch Anderes zu thun, als jede Bewegung der Pflegbefohlenen ihres Onkels zu beobachten, und daher wurde es der Letzteren nicht schwer, an geeigneter Stelle unvermerkt den Brief aus der Tasche zu ziehen und in eine Briefkapsel gleiten zu lassen.

Die erste Maßregel war somit gelungen.

Bis Freitag waren noch zwei Tage.

Sie hatte die Abendstunde nicht genau angegeben, da sie nicht vorher mit Genauigkeit bestimmen konnte, wann sie aus dem Hause würde entfliehen können. Sie war überzeugt, daß man warten würde.

Zerlina benutzte die unerläßliche Frist, um weitere Vorbereitungen zu treffen. Dann wartete sie. Aeußerlich ruhig, aber im Innern von der folterndsten Ungeduld verzehrt, dünkten ihr die zwei Tage eine Ewigkeit.

Freitag war ein regnerischer Tag. Um acht Uhr herrschte völlige Dunkelheit.

Zerlina zog sich, nachdem sie mit der Familie den Abendthee eingenommen, in ihr Zimmer zurück, gab Unwohlsein und Müdigkeit vor und legte sich nieder. Die Wärterin, welche in einem anstoßenden Kabinet zu schlafen pflegte, schloß Fenster und Läden, zündete die Nachtlampe an und verschloß sorgfältig alle Thüren, ehe sie auf eine halbe Stunde zu ihrer verheiratheten Tochter ging, die in der Nähe wohnte und im Wochenbette lag.

Sobald sie sich entfernt hatte, sprang Zerlina aus dem Bette, legte ein einfaches Kleid an, schlang ein dunkles Tuch um ihren Kopf und zog einen langen schmalen Leinwandstreifen unter ihrer Matratze hervor, welcher nichts Anderes war, als eines ihrer Betttücher, das sie heimlich entfernt, in Stücke gerissen und dann sorgfältig verborgen gehalten hatte.

Mit der Gewandtheit, welche ihr das Leben unter den Zigeunern gegeben, öffnete sie flink und geräuschlos dasjenige der Fenster, welches gegen den Garten lag, befestigte den Zeugstreifen am Sims und ließ sich wie an einem Seil daran hinabgleiten. Mit gewagtem Sprunge füllte sie die noch übrige Entfernung zwischen dem Ende des improvisirten Stricks bis auf den Boden aus; dann stand sie eine Weile still und horchte.

Nichts regte sich im Untergeschoß; der Regen fiel in dichten Tropfen und der plätschernde Ton verschlang jedes andere Geräusch.

Wie ein Schatten huschte die Flüchtige durch den Garten, kletterte wie eine Katze über das verschlossene Gitter und war in der nächsten Minute an der Ecke der Straße.

Wie klopfte ihr Herz, als sie einen mit vier Pferden bespannten Wagen gewahrte!

Dennoch trat sie nur zögernd näher und wagte nur vorsichtig einen Blick in das Innere desselben zu werfen.

Der am Schlag postirte Diener flüsterte ein paar Worte durch das Wagenfenster dem innen Sitzenden zu, und sogleich wurde der Kopf eines ältlichen Herrn sichtbar.

„Sind Sie die Person, die mich hieher beschieden?“ fragte Sir George Shipton, denn er war es selbst.

„Cola,“ gab Zerlina als Antwort zurück.

Der Baronet stieg sogleich aus und hob Zerlina in den Wagen.

„Wir haben weit zu fahren, Sir,“ sagte sie, „nach der Abtei, Landsitz der Eswalds, —shire.“

Sir George wiederholte dem Kutscher die Richtung. Dann nahm er seinen Platz neben Zerlina ein.

Während in der Wohnung des Doctors über ihr Entfliehen, das bald entdeckt wurde, die größte Bestürzung herrschte, und man die eifrigsten Nachforschungen anstellte, rollte das auf so sonderbare Weise zusammengeführte Paar auf der Straße nach —shire seiner Bestimmung zu.

Zerlina gab dem Baronet als Erklärung ihrer unerwarteten Einmischung eine Schilderung ihrer Lebensgeschichte, soweit sie es thun konnte, ohne Eswald bloszustellen. Auch verschwieg sie den Umstand, daß Cola das Kind desselben sei.

Sie gab nur an, daß diese eine Zeitlang dem Haushalte des Lords angehört und denselben noch nicht lange verlassen hatte, daß somit ihre Spur am Sicherſten aufzufinden sein würde.

Digitized by Google

Der Admiral seinerseits, der sogleich Mitleid und Interesse für Zerlina empfand, sprach wiederholt sein lebhaftes Dankgefühl für ihre Hülfe aus und gab die Versicherung, sie fortan vor weiterem Ungemach schützen zu wollen. Als Mann jedoch, den Jahre und Erfahrung zurückhaltend gemacht, ließ er seine Beziehungen zu Cola unberührt und äußerte sich über sein Verlangen, sie aufzufinden, nur in allgemeiner Weise.

So fuhren sie die Nacht hindurch. Gegen Morgen hielt man vor einem Wirthshause, in welchem der Admiral Erfrischungen einnahm, seiner Gefährtin aber, welche den Wagen nicht verlassen wollte, solche hineinreichen ließ. Der Regen hatte aufgehört, und die Herbstsonne schien hell und freundlich auf das vielfarbige Laub der Bäume, als Sir George Shipton und Zerlina vor dem Herrenhause der Abtei anlangten.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Stahlwaaren vor Rost zu schützen, rührt man feingeschnittene Wachsstöckchen in kleinen Mengen nach und nach in kaltes Benzol, und zwar so, daß man nicht eher eine neue Portion davon in die Flüssigkeit bringt, bis die vorhergehende sich vollständig aufgelöst hat. Mit dieser Auflösung überstreicht man die Stahl- oder Eisenwaaren, auf denen das Wachs in Form eines dünnen, aber dicht schließenden Ueberzugs zurückbleibt, nachdem das Benzol an der Luft verdunstet ist.

Lebensphilosophie.

Leiden ist das Loos im Leben,
Schöner glänzt durch Nacht das Morgenroth;
Unser Ringen, Müh'n und Streben
Hemme je einst der Allbesieger — Tod.
Darum trag ich willig diese Bande,
Die um mich ein hartes Schicksal schlingt,
Bis mich einst im süßen Heimathlande
Liebevoll der Vater zu sich winkt.

Zu viel Ernst bewelst zu wenig Herz,
Zu viel Scherz zu wenig Verstand.

Verschiedenes.

(Eine gute Ausrede.) Ein reicher Particulier, dick, gemächlich und furchtsam, ging spazieren, als plötzlich ein verdächtig aussehender Mensch mit struppigem Barte an ihn herantrat, ihm einen Zettel überreichte und ihn bat, diesen zu lesen. Auf dem Zettel stand: „Sprich kein Wort, wenn Du dies gelesen, sondern gib mir auf der Stelle Geld, Uhr und Ringe, und gehe still Deines Wegs, oder Du bist des Todes!" Schnell und zitternd griff der Particulier in seine Taschen, zog Portemonnaie und Uhr hervor, sowie die Ringe vom Finger und zum Ueberfluß noch seine Diamantnadel, reichte Alles dem fremden Menschen und lief still davon, zeigte aber alsbald die Sache der Polizei an. Am andern Tage wurde der Verdächtige auf offener Straße mitten im Badeorte angehalten und verhaftet. Auf Vorhalt erklärte er, daß er gar nicht lesen und schreiben könne, sondern kurz bevor er den Herrn gesehen, den Zettel gefunden und aus Neugier jenen gebeten habe, ihn vorzulesen. Kaum aber habe der Herr einen Blick darauf geworfen, so habe er ihn, den Finder, reich beschenkt, so daß er wohl habe glauben müssen, das Papier sei für Jenen von großer Wichtigkeit. Er brauchte im Grunde nicht einmal die Werthsachen herauszugeben.

Je reicher der Richter — je schöner der Helm,
Je öfter im Zuchthaus — je ärger der Schelm;
Je dicker die Bretter — je tiefer der Falz,
Je dümmer ein Bengel — je größer der Stolz;
Je schwärzer die Wolle — je dunkler das Kleid,
Je jünger an Jahren — je reiner die Maid;
Je greller der Mücker — je lager er schwärmt,
Je hohler die Trommel — je dümpfer sie lärmt;
Je reifer die Traube — je süßer ihr Saft;
Je ein'ger die Deutschen — je größer die Kraft;
Je älter die Böcke — je größer der Bart,
Dies hat sich bis heute als richtig erwahrt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 38. Dienstag, den 29. März **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Fortsetzung.)

22.

Mittlerweile lag Lord Eswald auf seinem Krankenlager, ein vernichteter und gebrochener Mann. Obgleich seine Wunde an sich nicht der Art war, unabweislich den Tod herbeizuführen, so übte sie doch auf eine Natur, welche durch ungeregelte Lebensweise seit lange in ihrem innersten Kern erschüttert war, einen bedenklichen Einfluß.

Im Feuer beständiger Aufregungen war Lord Eswald, gleich dem Salamander, äußerlich unversehrt geblieben; aber dieser unnatürliche Zustand, den er für unversiegliche Kraft gehalten, erlitt eine furchtbare Umwandlung, sobald er gewaltsam aus dem Kreise seiner gewohnten Zerstreuungen gerissen war.

In der Stille des Krankenzimmers sanken die Nerven, denen so lange außerordentliche Anstrengungen zugemuthet worden, schlaff und unthätig zusammen, der Geist, von den Schattenbildern böser Erinnerungen umgeben, verdüsterte sich, und der noch vor Kurzem so siegestrunkene, bezaubernde Edelmann verfiel in jenes zehrende, langsame Siechthum, mit dem die beleidigte Natur sich früher oder später immer rächt, und für welches die Wissenschaft noch keinen Namen gefunden hat.

Edelmüthig suchte Elwyn des Leidenden Lage mit allen nur erdenklichen Mitteln zu erleichtern, dieser aber konnte bald aus eingewurzeltem Vorurtheil gegen Den, welchen er nach seinem Erbe lüstern glaubte, halb aus bösem Gewissen, nur schwer seine Nähe ertragen.

Das einzige Wesen in der That, das er gern um sich duldete, war der Page Ulrich. Es schien, als ob das geheime Band, welches Vater und Kind zusammenhielt, allmählig seine Rechte geltend zu machen begann, nun da allen andern, allen künstlichen Lebensfesseln Auflösung drohte.

Eswald hatte in lichten Augenblicken immer ein freundliches Wort für den unermüdlich ihn pflegenden Knaben, und dieser glaubte den Höhepunkt alles ersehnten Glückes erreicht zu haben, indem er dem Kranken jene ungetheilte, aufopfernde Sorgfalt widmen durfte, welche auszuüben einem anerkannten Kinde vergönnt gewesen wäre.

Wie innig betete Cola für des Vaters Genesung, wie küßte sie so glühend und ergeben seine abgemagerte Hand, wenn er in Schlummer gesunken war!

Tag und Nacht war sie um ihn beschäftigt oder harrte, jedes leisen Rufes gewärtig, im Vorzimmer.

Sie verließ seine Nähe nur, wenn sie, irgend einen Auftrag zu vollziehen, von Elwyn fortgeschickt wurde.

Bei einer solchen Veranlassung war sie am Morgen des Tages, an dem Sir George Shipton und Zerlina die Abtei erreichten, genöthigt gewesen, sich ziemlich weit von derselben zu entfernen.

Begierig, so schnell als möglich wieder zurückzukehren, schlug sie auf dem Heimgange einen sonst wenig betretenen, versteckt gelegenen Waldpfad ein, auf dem sie einen großen Umweg abzuschneiden hoffte.

In der ganzen Natur herrschte jene Stille, welche dem Winterschlafe derselben vorherzugehen pflegt; die Blätter glitzerten regungslos im Sonnenschein, und lautlos streckten die Vögel die Köpfchen aus den Zweigen.

Digitized by Google

Plötzlich vernahm Cola ein Rascheln, wie wenn ein Fuß das dürre Laub aufstörte. Im nächsten Augenblick trat eine hohe Männergestalt ihr in den Weg: es war Ralph.

Von den widerstreitendsten Empfindungen bewegt, fuhr sie mit der Hand zum Herzen und machte eine Bewegung wie zum Fliehen; dabei streifte sie mit dem Kopfe an einen vorstehenden Ast, so daß ihre Mütze zu Boden fiel.

Hastig trat Ralph auf sie zu, faßte heftig ihren Arm, legte die andere Hand gegen ihre Stirn, um sie zu zwingen, ihn gerade anzusehen, und rief dann mit mehr und mehr schwindendem Zögern:

„Ja, — ja, — ich täusche mich nicht; — sie ist es, — Du bist es, Cola!"

„Ja!" entgegnete diese mit Bitterkeit, „ja, ich bin es, das Kind des Mannes, den Du gemordet!"

„Ha! ist Dir das Geheimniß enthüllt, unglückliches Mädchen, — aber beruhige Dich, er ist auch dies Mal meiner Rache entgangen, meine Hand war nicht fest genug, — er lebt!"

Dabei knirschte Ralph mit den Zähnen und ballte die Faust.

„Und Du, Du," fuhr er dann fort, „Du wirst mich verrathen; Du trägst das Bedientenkleid des Verruchten, Du bist sein Geschöpf. Vertheidige Dich über dies Alles, ehe Du mich anklagst!"

„O Ralph," sprach Cola bittend und traurig, „Du weißt, daß ich Dich immer wie einen Vater liebte, und daß Deine Sicherheit mir heilig ist. O, hätte ich Deinen Arm aufgehalten, die Unheilsthat verhindert! Daß Du mich in dieser Kleidung siehst, — laß es mich Dir kurz erklären."

In wenig Worten theilte Cola ihrem einstigen Beschützer die Hauptmomente ihres Schicksals mit und beschwor ihn dann, um seiner Sicherheit willen sich aus der Gegend zu entfernen.

„Ich beabsichtigte dies schon seit einigen Tagen," entgegnete er, indem das schmerzliche Zucken seiner Gesichtsmuskeln seine innere heftige Bewegung verrieth, „aber es war, wie wenn eine unsichtbare Gewalt mich zurückhielt. Meine Angehörigen und die ganze Bande haben — shire bereits verlassen, — bald werde ich dasselbe thun, aber nicht um mich ihnen wieder anzuschließen. Seit Deine Mutter mir so grausam entrissen, war ich ja auf immer im Herzen vereinsamt, alle andern Bande waren mir eine Last. Nun, da ich Dich noch ein Mal gesehen, werfe ich sie von mir und gehe weit fort — fort, auf fremder Erde als Verbannter, als Ausgestoßener zu sterben. Was Dich betrifft, so wisse, ja, höre es durch mich bestätigt, — daß Lord Eswald Dein Vater ist. Er raubte mir die geliebte Braut. Entdecke Dich ihm, vielleicht hat meine Kugel aus dem Tiger einen Menschen gemacht. Es leben Dir auch noch andere in der Welt angesehene Verwandte, doch ihre Namen sind uns nicht bekannt und es muß dem Schicksal überlassen bleiben, ob es Dich ihnen noch zuführen will oder nicht. Und nun, Kind des Wesens, das ich mit namenloser Zärtlichkeit geliebt, das schmählich gemordet, in meinen Armen gestorben und dem ich bis zum letzten Athemzuge eine unverbrüchliche Treue bewahren werde, lebe wohl! Gott schütze Dich, — auf Erden treffen wir uns nimmer wieder!"

Des rauhen, gehärteten Mannes Stimme wurde weich und bebend, und zwei schwere Thränen rollten seine braune Wange hinab. Mit flehendem Ausdruck blickte er Cola an, die leise und schmerzlich weinte, und breitete die Arme aus. Sie verstand das Flehen und die Bewegung und warf sich an seine Brust. Fest preßte er sie an sich, drückte einen Kuß auf ihre Stirn, legte die Hand wie zum Segen auf ihr Haupt, riß sich dann mit schwerem Seufzer los und enteilte in das Labyrinth des Waldes.

Cola aber fiel auf die Kniee und weinte, als ob ihr das Herz brechen wolle. Dann bei dem Gedanken an ihren leidenden Vater sich ermannend, stand sie endlich auf und beschleunigte den Schritt, die Abtei so bald als möglich zu erreichen.

Als sie beim Eingange des Herrenhauses anlangte, sah sie, wie ein ihr unbekannter Reisewagen vor demselben hielt, und ein fremder Diener die Klingel zog.

Sie eilte herbei, um Näheres zu erfahren und vielleicht Auskunft geben zu können, aber kaum hatte sie schnellen Fußes ein paar

Digitized by Google

Stufen der Aufgangstreppe überschritten, als ein leiser Schrei aus dem Wagen ertönte und eine bekannte Stimme ihren Namen rief.

(Schluß folgt.)

Praxis und Theorie.

Von Sachen, welche man gründlich versteht, spricht man gewöhnlich auch gern. So sprach der berühmte Cuvier sehr gern über die Naturwissenschaften, er sprach vortrefflich darüber, aber zuweilen etwas zu ausführlich und lang.

Kaiser Napoleon war ein kurz gefaßter und kurz sich fassender Mann, wie es nur wenige gegeben hat; er hörte diesen Gelehrten mit Vergnügen, sofern er ohne allzugroße Einleitungen zur Hauptsache und zu den Schlüssen kam, um welche es dabei dem Kaiser zu thun war.

Eines Tages versammelte sich in Saint-Cloud eine Deputation des Institutes, darunter befand sich auch Cuvier, zur Beglückwünschung des Kaisers. Dieser bemerkte kaum den berühmten Gelehrten, so kam er schnell zu ihm heran und redete ihn im freundlichsten Tone an:

„Guten Tag, Herr Cuvier, es freut mich sehr, Sie hier zu sehen. Was haben Sie in der vergangenen Woche im Institut gethan?"

Sire, wir haben uns viel mit dem Runkelrübenzucker beschäftigt.

„Ei, das ist vortrefflich! Und glaubt das Institut, daß Frankreichs Boden für den Anbau der Runkelrüben sich eignet?"

Um diese so einfache Frage zu beantworten, entspann Cuvier, als ächter Gelehrter, eine geologische Dissertation über den Boden, und ging hierauf zu einer Geschichte der Runkelrübe über, so ausführlich, daß der Kaiser, als er endlich an den Schluß gelangte, schon längst nicht mehr zugehört hatte und nur durch das Schweigen des Professors aus seiner Zerstreuung gerissen wurde. Er sagte:

„Das ist in der That wundervoll, Herr Cuvier; aber glaubt das Institut, daß der Boden von Frankreich für den Anbau der Runkelrübe sich eignet?"

In der Meinung, daß irgend eine andere Beschäftigung im Kopfe des Kaisers dessen Aufmerksamkeit von seinen Erörterungen abgewendet habe, begann der Gelehrte seine ganze Dissertation nochmals von vorn und führte sie wieder bis zum Ende durch.

Der Kaiser, dem um solche Ausführlichkeit hierüber gar nicht zu thun war, dachte abermals an ganz andere Dinge, und als Cuvier endlich zu reden aufgehört hatte, verabschiedete er die Deputation freundlichst mit den Worten:

„Schönsten Dank, Herr Cuvier; das erste Mal, wo ich Gelegenheit haben werde, Ihren Collegen Berthollet zu sehen, will ich ihn fragen, ob die Herren vom Institut den Boden von Frankreich zum Anbau der Runkelrübe für geeignet halten."

Gemeinnütziges.

Alles Fett darf nicht in irdenen glasirten Töpfen, sondern muß in Steintöpfen aufbewahrt werden, denn leicht löst die Fettsäure die Glasur auf und es können dann Vergiftungen entstehen. Die Gefäße, in denen man Fett aufbewahrt, müssen gut zugebunden werden und ihren Stand an einem trocknen kühlen Orte finden.

Verschiedenes.

Man sollte glauben, in London, der hohen Schule der Industrieritter, müsse die Wissenschaft der Gaunerei schon zu solcher Blüthe gediehen sein, daß eine neuartige Erweiterung ihres Gebietes zu den schwierigsten Problemen gehöre. Schwierig mag es sein, daß es aber keine Unmöglichkeit ist, hat einer der großen Juweliere, durch deren Prachtläden Cornhill glänzt, zu seinem Schaden erfahren. Ein fein gekleideter Herr von respectablem Aeußern tritt in den Laden ein und läßt sich einige goldene Uhren zur Auswahl vorlegen, von welchen eine im Werthe von vierzig Guineen Gnade vor seinen Augen findet. Er überreicht dem Juwelier eine Hundertpfundnote in Zahlung und erhält, nachdem die Note für richtig befunden, die überschießende Summe zurück. Kurze Zeit darauf erscheint derselbe Gentleman mit einem ebenso respectabel aussehenden Freunde wiederum in dem

Digitized by Google

Laden und freut sich, dem Juwelier einen Kunden zuführen zu können. Der Freund findet jedoch eine Uhr von geringerem Werthe seinen Mitteln angemessener und wählt eine von vierundzwanzig Guineen aus. In Zahlung überreichte er eine Fünfzigpfundnote. Der Juwelier wird in Folge der ihm dargereichten hohen Noten doch etwas bedächtig und schickt, um sicher zu gehen, sowohl die zuerst als die zuletzt erhaltene Note zu einem in der Nähe gelegenen Bankhause, während er unterdessen die beiden Herren durch Vorlegung von Pretiosen unterhielt. Die Noten kommen zurück, der Bankier erklärt sie für untadelhaft. Des guten Geschäftes froh, überreicht der Juwelier nun auch dem Freunde mit Dank den überschießenden Betrag. — Nach Verlauf einer Viertelstunde tritt ein Agent der geheimen Polizei zu ihm ein und sagte ihm: Sie haben diesen Morgen zwei Banknoten im Betrage von 100 und von 50 Pfund erhalten, Nummer.. und Nummer..; diese Noten sind gestohlen und ich bitte Sie, mir dieselben auszuhändigen. Doch trösten Sie sich, Sie werden nicht zu Schaden kommen; wir haben die Vögel schon. Kommen Sie mit mir auf's Mansion-House; dort werden Sie Ihre Pretiosen und Ihr Geld wieder erhalten. Der Juwelier übergibt dem „Detective" die beiden Noten und macht sich bereit, mit ihm zu den bezeichneten nahegelegenen Polizeigerichte zu gehen. Auf der Straße warten seiner zwei andere Detectives, welche die beiden Schuldigen in ihre Mitte genommen haben, und die ganze Gesellschaft tritt durch eine nähere Nebenstraße ihren Weg nach dem Gerichtshofe an. Plötzlich reißen die Verhafteten sich los und suchen ihr Heil in der Flucht; die Polizisten ihnen nach, um sie einzufangen. In Zeit einer Minute sieht sich der Juwelier allein, er wartet und wartet auf die Rückkehr der Männer der öffentlichen Sicherheit. Aber vergebens, fort sind sie. Der Juwelier ist nicht nur seiner Uhren im Werthe von 64 Guineen, sondern auch des auf die Noten herausgegebenen Geldes, etwa 80 Guineen, quitt, und die Noten hatte der Detective der Entschwundenen mit. Die beiden Herren mitsammt den anscheinenden Polizisten waren unter einer Decke spielende Gauner; die Noten waren richtig, und wenn die Cavaliere mit denselben jeden Tag in solcher Weise 100 Procent verdienten, so könnten sie bald reich werden.

Eine kleine, aber nicht unwichtige Erfindung wird jetzt nach und nach allgemeiner gewürdigt und verdient das Bekanntwerden in größeren Kreisen. Es ist die der sogenannten Sicherheitsgasbrenner; welche sich luftdicht innerhalb drei Minuten schließen, sobald die Gasflammen durch irgend einen anderen Vorgang als das Schließen der Hähne auslöschen, und auf diese Weise Gasausströmungen sicher verhindern. Die Erfindung ist Eigenthum des Nürnberger „Gasapparate- und Gußwerks", welches Patent in allen Ländern darauf genommen hat. Die Vorrichtung ist äußerst einfach. Bereits laufen die Bestellungen massenhaft ein, ein Zeichen für die große Zweckmäßigkeit der Erfindung, die Referent indessen selbst geprüft hat. Der kleine Brenner kostet 24 kr., ist als practisch und zur Verhütung von Unglücksfällen, namentlich für größere Werkstätten, sehr empfehlenswerth.

Sentimentalität und Schmerz.

Tief eingeprägt hat sich ein Aug'
Und wandelt stets mit mir,
Nur Schmerzen schuf es, seit ich's sah,
Und Qualen für und für.

Viel schöne Augen sah ich schon,
Doch keines rührte mich,
Bis endlich dieses kleine Aug'
Fest eingewurzelt sich.

Bei jedem Schritte, den ich geh',
Entquillet meiner Brust
Ein tiefes Seufzen: schmerzensvoll
Stört's meine Wanderlust.

Tief unten ruht der Schmerz: und ach!
Es gibt ein großes Weh' —
Wenn ich mit diesem Hühneraug'
In engen Stiefeln geh'!

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 39. Donnerstag, den 31. März **1864.**

Zwei Kinder der Armuth.

(Schluß.)

23.

Zerlina hatte mit großer Ueberraschung Cola sogleich erkannt und ihr in Sir George Shipton sofort den Gentleman vorgestellt, der sich eifrig bemüht habe, sie aufzufinden. Dann verlangte sie mit stürmischer Hast, zu Lord Eswald geführt zu werden.

Hierin konnte jedoch Cola nicht sogleich willigen, da sie befürchtete, das plötzliche Wiedersehen möchte den Zustand des Kranken verschlimmern.

Zerlina mußte sich vorläufig mit der Versicherung zufrieden geben, daß keine augenblickliche Gefahr vorhanden sei, und daß Lord Eswald baldmöglichst auf ihre Anwesenheit vorbereitet werden würde.

Darauf übergab Cola die unglückliche Genossin ihrer Kindheit der Obhut der Haushälterin und führte Sir George Shipton in ein Besuchzimmer, um zu hören, was er ihr zu sagen habe.

Groß war das Erstaunen des würdigen Gentleman, seine Enkelin in einer so befremdlichen Verkleidung zu finden, und noch größer die Verwunderung des armen Pagen, sich aus einer verlassenen Waise in die einzige nächst Angehörige eines Mannes von Rang verwandelt zu sehen.

Was Cola von ihrem früheren Leben berichtete, stimmte vollkommen zu der Beichte Richard Wingfield's; überdies entzückte ihre Schönheit und Grazie und der Hauch der Unschuld, der ihre ganze Erscheinung umfloß, den Baronet so sehr, daß ihm nichts unwillkommener gewesen wäre, als Gründe für einen Zweifel an ihrer Identität aufzufinden.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Lord Eswald's herzloses Benehmen gegen das Kind seiner Ines ihn im höchsten Grade gegen diesen erbitterte; allein Cola's rührendes Flehen besänftigte für den Augenblick wenigstens seinen Unwillen, um so mehr, als der Gegenstand desselben hülflos darniederlag und außer Stand war, die Vergangenheit zu sühnen.

Jedoch verlangte der Baronet, daß sich Cola so bald als möglich ihrem Vater zu erkennen geben solle, wogegen sie in diesem Falle natürlich keine Einsprache erheben konnte.

Mit banger Scheu gedachte sie jedoch nun der unabweislichen Nothwendigkeit, die Maske vor Elwyn fallen zu lassen, während es sie zugleich mit seligem Entzücken erfüllte, daß die Entdeckung jetzt auf eine würdigere, ehrenvollere Weise stattfinden konnte, als sie je für möglich gehalten.

Nachdem sie dem Vetter Lord Eswald's eine begeisterte Lobrede gehalten, die der Baronet lächelnd anhörte, übernahm es der letztere, Elwyn mit der neuen Wendung der Dinge bekannt zu machen.

Cola führte deßhalb ihren Großvater zu dem Manne, der seit Jahren im Geheimen der Abgott ihres jungen Herzens gewesen, und begab sich dann zu ihrem Vater, ihn auf Zerlina's Besuch vorzubereiten.

Wie wunderbar ist die Macht der Liebe und großmuthsvoller Vergebung! Alle Strafpredigten der Erde, jede Art von Vergeltung, welche die raffinirteste Rachsucht hätte ersinnen können, wären nicht im Stande gewesen, Lord Eswald zum vollen Erkennen seiner Schuld gegen Zerlina zu bringen. Aber Hingebung und Treue bewirkten das Wunder.

Als eine halbe Stunde später die ängstlich

Digitized by Google

Harrende von Cola zu dem Leidenden geführt wurde, und das arme mißhandelte Geschöpf weinend vor seinem Lager auf die Kniee niedersank, streckte er mit dem Blick der frühern Liebe die dünne Hand nach ihr aus und sagte zärtlich:

„Mein armes Weib!"

Ja, der stolze, kaltherzige, flatterhafte Lord sprach freiwillig das Wort aus, das die innere Heiligkeit des Bundes, den er in frechem Uebermuth nur zum Schein mit Zerlina geschlossen, anerkannte!

Unter leidenschaftlichen Thränen küßte sie die Hand, deren Mißhandlung sie einst, eine Wahnwitzige, in Nacht und Verzweiflung hinausgestoßen.

Cola, mit feinem Takte fühlend, daß ein solches Wiedersehen keine Zeugen duldete, verließ das Zimmer.

Welche Veränderung war seit jenem letzten Abende in Roseland Villa mit den jetzt Wiedervereinten vorgegangen! Die einst so lieblich gerundete, rosige Wange Zerlina's war bleich und eingefallen, die feurigen Augen hatten die frühere Gluth in Thränen gelöscht, Silberfäden durchzogen das nachtschwarze Haar, und auf der marmorweißen Stirn hatte der Gram zwei unauslöschliche Furchen eingegraben.

Bei Lord Eswald war die Veränderung noch furchtbarer. Fast bis zur Unkenntlichkeit verwandelt, lag er da, das traurige Bild des siechen Greises, ohne die Heiligkeit des Alters. Dennoch hatte Zerlina ihn nie so wahr, so innig, so unaussprechlich geliebt, als jetzt.

Sie wich nicht mehr von seinem Lager, sie verließ ihn nicht mit ihrem Blick, sie war gleichgültig gegen die verwunderten Mienen der Dienerschaft; sie lächelte tröstend und aufmunternd, wenn er wachte, sie weinte und betete, wenn Erschöpfung ihm vorübergehenden Schlummer brachte. Sie ertrug mit Engelsgeduld seinen Unmuth und seine Launen, denn nicht immer herrschten die bessern Engel seiner Brust; sie waren zu lange daraus verbannt gewesen, um so leicht darin wieder ihre Heimath zu finden.

Und Elwyn und Cola?

Hand in Hand saßen sie bei einander in dem Zimmer, durch dessen Thür sie ihn am ersten Abende seines Aufenthalts auf der Abtei erspäht hatte.

Nachdem Elwyn in dem Pagen das kleine liebliche Mädchen wiedererkannt, dessen ein Mal erblicktes Bild sich seiner liebenden Erinnerung unauslöschlich eingeprägt hatte, war ihm plötzlich zu Muthe, als sei jetzt das Räthsel seines Lebens gelöst und das Sehnen seines Herzens einem Ziele zugeführt.

Es bedurfte zwischen diesen beiden edlen, klaren, unverdorbenen Naturen nicht der Zeit und vieler Worte, um zum Verständniß ihrer gegenseitigen Empfindungen zu gelangen. Wie das Licht zweier Sterne, welche eine Weile durch Nebelwolken einander zugelächelt, in einen Strahl zusammenfließt, sobald diese Wolken zerstoben, so fanden sich ihre Herzen in einem Gefühl der Hingebung und zärtlichen Vertrauens vereinigt.

Sanft schalt Elwyn die Geliebte, daß sie so lange sich ihm verborgen, und er zitterte bei dem Gedanken, daß ohne die wunderbare Wendung der Ereignisse sie sich ihm vielleicht auf immer entzogen haben würde. Sie aber lächelte durch Thränen zu ihm auf und sagte mit der Einfachheit eines von Natur frommen Gemüths:

„Laß uns Gott danken, mein Elwyn, daß er unsere Liebe segnete."

So weilten die beiden Kinder der Armuth unter demselben Dache, Jede an der Seite des Abgotts ihres Herzens; nur war für die Eine Alles Licht, Hoffnung und Zukunft, für die Andere Dunkelheit und schwere Sorge.

Zerlina stand am offenen Grabe ihrer Träume, ihres Glücks.

Bald konnte es sich keiner der Bewohner der Abtei mehr verheimlichen, daß Lord Eswald's Tage gezählt waren. Die Kunst der geschicktesten Aerzte erwies sich machtlos gegenüber der Gewalt des verzehrenden Fiebers, dem die seit lange untergrabene Kraft des Körpers keinen Damm entgegenzustellen vermochte.

Das vergeltende Schicksal ereilte ihn, nun da er erst mit dem Leben von Neuem beginnen wollte. Er lag auf dem Krankenlager, das ein Todtenbett für ihn werden sollte, ein kinderloser Mann.

Nein, nicht kinderlos.

Cola, die sanfte blonde Tochter der ge-

Digitized by Google

opferten Mutter, war an seiner Seite und empfing den Lohn ihrer stillen, felsenfesten, zärtlichen Treue.

Sie empfing ihren Lohn in den Worten: „Mein Kind!“ die der Vater zu ihr sprach, und in dem Kusse, den er auf ihre Stirn drückte. Dieser Lohn war ihrem Herzen der höchste und herrlichste.

Percy Eswald's Todesstunde war schmerzlos und ruhig. Hätten wir nur einen Roman geschrieben, so wären wir genöthigt gewesen, zu berichten, wie er von den Furien eines bösen Gewissens gefoltert, in hartem, qualvollem Kampfe gerungen.

Die Wirklichkeit aber, die dieser Erzählung zu Grunde liegt, hat selten gerade diese Strafe für Den, der sündigte. Und wer wollte sich vermessen, das Maaß der Strafe abzuwägen? wer sich erdreisten, zu bestimmen, welche Zahl der begangenen Sünden äußern Umständen und Verlockungen, und welche der eigentlichen Verderbtheit des Sinnes zuzuschreiben ist??

Nachdem die irdische Hülle ihres Vaters in die Familiengruft verbracht worden, geleitete Sir George Shipton Cola nach London, woselbst sie sich während des folgenden Jahres jene Kenntnisse und gesellschaftliche Bildung aneignen sollte, welche ihre künftige Stellung erforderten.

Nach Ablauf desselben wurde sie Elwyn's, des neuen Lord Eswald's, glückliche Gattin und der gute Engel aller Leidenden und Bedrängten, die sie auf ihrem ferneren, an Segnungen reichen Lebenswege antraf.

Sie trennte sich nicht mehr von Zerlina, welche seit dem Tode Percy Eswald's, in starrem Kummer versunken, keinen andern Wunsch mehr hegte, als ihm bald nachzufolgen.

Als dieser Wunsch nach zwei Jahren in Erfüllung ging, ehrte Cola die letzte Bitte der Dulderin und bettete sie zur ewigen Ruhe an des vorangegangenen Gatten Seite.

Literatur.

Sind wir jemals in der Lage gewesen, unsern Lesern Etwas gern und in vollster Ueberzeugung für Haus und Familie zu empfehlen, so ist dies gegenwärtig der Fall mit den: „Wedemann'schen Gesängen der Unschuld, Tugend und Freude. Mit Begleitung des Claviers. Gemüthlichen Kinderherzen gewidmet“, von denen das 1. Heft bei Voigt in Weimar soeben in 11ter Auflage erschienen ist (es sind im Ganzen drei Hefte und jedes kostet 48 kr.). — Welchen großen wohlthätigen Einfluß Poesie und Musik auf die Bildung jugendlicher Gemüther haben, ist allbekannt, und darum sagt auch ein großer Mann: „Musika ist eine halbe Disziplin und Zuchtmeisterin, so die Leute gelinder und sanftmüthiger, sittsamer und vernünftiger macht.“ Und einer unserer Dichter nennt mit Recht die Fröhlichkeit die Mutter großer Tugenden. Diese Wedemann'schen Lieder nun, die sich im Text durch edlen Ausdruck, ungekünstelte einfache Natur, kindliche Heiterkeit und sittliche Reinheit, in den Melodien durch Anmuth, Gefühl und Leichtigkeit auszeichnen, sind seit Jahren durch ganz Deutschland in allen Ständen zu Tausenden von Exemplaren verbreitet und können, ihrem Geiste nach, eigentlich gar nicht genug Verbreitung finden. Möge daher diese Liedersammlung, als eines der trefflichsten Bildungsmittel zur Humanität, ihren Zweck, die Herzen der Tugend für das Schöne und Gute zu gewinnen, mit gleichem Glücke verfolgen, wie bisher. Glücklich der Vater, der sich nach gethaner Arbeit durch sie von seinen Lieben ergötzen lassen kann!

Denksprüche.

O fühlten doch die Kinder, daß für sie
An einer Stelle immer Rath und Trost —
Für ihren Kummer wahres Mitgefühl —
Für ihre Hoffnung der Erfahrung Leiten —
Für ihre Freuden frommer Mitgenuß
Zu finden ist, — es ist die Mutterbrust!

O ringe nicht nach eitlen Kränzen,
Zu oft sind sie des Zufalls Spiel;
Nein, still zu schaffen, nicht zu glänzen,
Sei unsers Lebens schönstes Ziel.

Digitized by Google

Verschiedenes.

(Das Leben eine Eisenbahnreise.) Ein Poet, welcher von Cöln nach Aachen fuhr, machte die Entdeckung, daß die Eisenbahn in mancher Beziehung das Abbild unsres Lebens sei. Eilt nicht, so dachte er, unser Leben mit gleicher Schnelligkeit zum Ziele, wie dieser Wagenzug, und zwar im Dienste für den schnöden Erwerb, hinter der Locomotive des Eigennutzes? Ist unser Leben nicht in dasselbe eiserne Geleise gebannt, wie diese Locomotive? Sie stürmt daher mit riesiger Kraft, als wollte sie Berge über den Haufen rennen, und dennoch verläßt sie ihren vorgezeichneten Schienenweg nicht, und ein Fingerdruck ihres Führers lähmt ihre Kraft bis zur Ohnmacht. Ist das nicht das Bild eines Volkes, dessen ganze Kraft durch den Federstrich eines Herrschers in Bewegung gesetzt und gehemmt wird? Jetzt kommt eine Ausweichung, wo eine spitze Schienenzunge den Ausschlag gibt, ob der mächtige Wagenzug in dieses oder jenes Geleise einfahren soll. So entscheidet mitunter im Leben die Spitze einer haarbreiten Wegescheide, ob du glücklich zu deinem Ziele gelangst, oder ob du dich linksab verlierst und deine Kraft verwühlst in einem sterilen Sandberge. Dort öffnet sich ein Tunnel, durch den der Zug durchschießt, wie durch einen Flintenlauf. Ach, wie viel Tunnel gibt es im Leben! Wie Mancher erhascht den Kampfpreis, weil er den kürzern Weg durch den dunkeln Maulwurfs-Tunnel wählte, während ein Anderer im redlichen Schweiße seines Angesichts die lichten Berge überklettert und am Ende der Arena von dem höhnenden Rivalen empfangen wird, der, wie durch Zauberei, ihm zuvorgekommen!

Wenn Männer in den Zeitungen Frauen suchen, warum sollten sich im freien Amerika die Frauen nicht revanchiren? Miß Georgine Mecleanan hat den Rubicon muthig überschritten. An der Spitze einer der gelesensten Zeitungen erläßt sie folgenden Aufruf an Heirathslustige: „Bürger Amerika's! werdet ihr gleichgültig bleiben, wenn eine Dame eures Landes, hübsch, gut erzogen, jung und musikalisch, ja eine Künstlerin, — ein Geschöpf, welches Alles besitzt, was eine Frau benöthigt, um vom Manne geliebt zu werden, — gezwungen ist, Zuflucht bei den Männern zu nehmen, um einen Gatten zu finden? Auf! säumet nicht länger, Euere Devise sei jetzt: „Vorwärts! die Ehe oder den Tod!" Ein furchtsames Herz hat noch nie eine schöne Frau erobert."

(Deutsche Aufrichtigkeit.) Einige Tage nach der Schlacht von Wagram spielte Napoleon eines Abends vingt et un mit seinen Adjutanten. Er liebte dieses Spiel sehr, erlaubte sich dabei zum Spaß nicht selten einen Betrug und lachte dann herzlich darüber. Er hatte einen großen Haufen Gold vor sich, den er behaglich auf dem Tische ausbreitete. Auf diesen Haufen von Zwanzigfrankstücken deutend sagte er: „Nicht wahr, Rapp, die Deutschen lieben diese kleinen Napoleon sehr?" Ja, Sire, viel mehr als den Großen! Bei dieser Antwort betrachtete der Kaiser seine Adjutanten mit einem seltsamen Blicke und erwiderte nach einer Pause: „Das darf man doch hoffentlich deutsche Aufrichtigkeit nennen!"

Ein Gelehrter beschäftigte sich zugleich mit einem Gedichte und mit einem Rechtshandel, von welchem sein ganzes Vermögen abhing. Man fragte ihn einst, wie es mit seinem Gedichte stände? „Fragen Sie mich lieber," sprach er, „wie es mit meinem Processe steht. Erst das Leben, hernach die Unsterblichkeit."

Es gibt noch Menschen, welche es im Ernste bedauern, daß man die Dummheiten des Mittelalters nicht in Spiritus aufbewahrt hat, um sie vor Verwesung und Moder geborgen zu sehen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 40. Samstag, den 2. April **1864.**

Dienstmagds Leiden.

1. Beim Einheizen.

Feuerchen, Feuerchen, brenn', brenn', brenn'!
's brennt was ärger, das ich kenn'!
Thät's die Herrschaft schüren,
Es würde sie nicht frieren.

Feuerchen, Feuerchen, brenne doch!
's thut ein Name heißer noch
Mich im Herzen brennen —
Doch darf ich ihn nicht nennen.

Feuerchen, Feuerchen, willst du mir
Gar nicht brennen! Geht es dir
Auch, wie jenem Schlimmen?
Ei, nun beginnt's zu glimmen!

Sieh, nun brennt es lichterloh!
Ha, das macht mich wieder froh!
Denn sicher — das bedeutet —
Ach Gott! die Gnäd'ge läutet!

2. Beim Wasserholen.

Wie der Brunnen heute läuft,
Daß er immer überträuft,
Ganz so ist's im Herzen mir,
Ueberfließen möcht' es schier.

Nehm' den Kübel auf den Kopf,
Bin doch gar ein armer Tropf,
Der so schwer muß tragen
Und sich immer plagen.

Tragen wollt' ich gerne schwer,
Wenn das Herz nur leichter wär' —
Wollte keine Arbeit scheu'n,
Könnt' mich seine Lieb' erfreu'n!

Sieh', da schwimmt ein Rosenblatt,
Wer mir das in Kübel hat
Geworfen? — Das bedeutet —
Ach Gott! — die Gnäd'ge läutet.

3. Abends beim Ladenschließen.

Mir ist's doch heut' den ganzen Tag,
Was ich auch thun und treiben mag,
Als hätte ich ihn rufen hören;
Wie kann das Herz das Ohr bethören!

Da drüben unterm Lindenbaum,
Da sah ich ihn heut' Nacht im Traum!
Ich meint', er müßte noch dastehen
Und still nach mir herübersehen.

Der Tag war drückend schwer und schwül,
Doch jetzo ist es herrlich kühl!
Wer warf mir zu die Lindenblüthen?
Wie schön! Die will ich treulich hüten!

Sie sind ja von der Linde da,
Wo ich im Traum ihn stehen sah;
Du güt'ger Himmel! Das bedeutet —
Ach Gott, wie oft die Gnäd'ge läutet!

4. Vor dem Schlafengehen.

Ich wäre faul, die Gnäd'ge spricht!
Ja, möglich ist's, ich weiß es nicht!
Ach, schaute sie mir in's Herz hinein,
Wie gerne würde sie mir verzeih'n!

Die Gnäd'ge, die hat Keinen gern,
Zankt immer mit unserm gnäd'gen Herrn,
Hat Alles, was ihr Herz begehrt,
Weiß nicht, wie's ist, wenn man entbehrt.

Wenn Einem fast das Herz zerspringt,
Dann freilich Nichts ihm recht gelingt.
Doch horch! Jetzt hat er wirklich gerufen —
Da draußen steht er auf den Stufen!

Er bittet mich um ein einzig Wort!
O das Glück! Zu ihm hinunter — fort!
Wenn das nicht, daß er mich liebt, bedeutet —
Ach, großer Gott! — die Gnäd'ge läutet!

Digitized by Google

Der Deichbauer.

Auf dem Deichhofe ging es laut und lustig zu. Fast das halbe Dorf hatte sich auf demselben zusammengedrängt und unablässig strömte es aus und ein in dem Hause.

Der Deichhof verrieth durch seine Größe den Reichthum seines Besitzers. Das Wohnhaus war ein großes, stattliches Gebäude, an welches sich die großen und langen Wirthschaftsräume schlossen. Sämmtliche Gebäude waren noch ziemlich neu und machten einen freundlichen, sauberen Eindruck.

Die Ordnung, welche ringsum herrschte und sich selbst bis auf die geringsten Gegenstände erstreckte, war nicht blos eine Folge des Festes, welches gefeiert wurde. Es war allgemein bekannt, daß der Deichbauer mit unerbittlicher Strenge auf Ordnung hielt und daß auf seinem Hofe jeder Gegenstand seinen bestimmten Platz hatte. Man sah auf dem Hofe stets dieselbe Ordnung und Sauberkeit, mochte es Festtag oder Werktag sein. „Ordnung regiert die Welt!" war der Wahlspruch des Deichbauers und daran hielt er fest.

Der Deichbauer Homann selbst war es, der an diesem Tage Hochzeit hielt. Es war eine große, stattliche Gestalt von vierzig und einigen Jahren. In seinen Zügen lag ein lustiger, gutmüthiger Ausdruck, so leicht auch der Zorn in ihnen aufsteigen konnte. Und wie schon auf seinem Gesichte Gutmüthigkeit und Heftigkeit dicht neben einander lagen, oft unvermerkt in einander überzugehen schienen, wie bei einem Kinde Lachen und Weinen, so machten sie sich auch in Wirklichkeit in seinem Charakter geltend. Er war fest, selbst eigensinnig und zugleich wieder schwach und unentschlossen in anderer Beziehung. Es waren nicht Launen, die ihn beherrschten, sondern gleichsam angeborene und anerzogene Eigenthümlichkeiten und Vorurtheile.

Schon jung hatte er sich verheirathet, aber nicht mit dem Mädchen, welches er liebte, sondern mit einem andern, welches sein Vater für ihn bestimmt hatte. Seine Ehe, aus der er einen achtzehnjährigen Sohn, Georg, besaß, war nicht glücklich und auch nicht unglücklich gewesen. Er hatte sie mehr als eine gleichgültige Sache betrachtet und zuletzt sich so sehr an seine Frau, die viele Vorzüge des Herzens besaß, gewöhnt, daß es ihn aufrichtig schmerzte, als sie starb.

Es wäre ihm vielleicht nicht in den Sinn gekommen, sich wieder zu verheirathen, da auch das Mädchen, welches er früher geliebt und noch immer nicht vergessen hatte, längst an den Waldbauer verheirathet war. Da war der Waldbauer gestorben. Auch seine Jugendliebe war wieder frei wie er selbst, und mit einem Male war die alte Liebe mächtig in ihm wieder erwacht.

Lange Zeit hatte er gezögert und war mit sich selbst uneinig gewesen, ob er den Schritt ihnn und der Waldbäuerin, die noch immer eine hübsche Frau war, obschon auch sie fast vierzig Jahre zählte, die Hand reichen sollte. Er konnte sich nicht verhehlen, daß sie Beide Andere geworden waren, als sie früher gewesen. Sie galt für stolz und herrschsüchtig, ihr mittelgroßer Hof war verschuldet und in üblem Zustande, ihr einziges Kind, ein Bursch von neunzehn Jahren, war wild, verstockt und schwer zu leiten. Manchen würde dies für immer abgeschreckt haben, auf ihn übte es eine andere Wirkung. Sie, als Frau, war nicht geeignet, eine strenge, geordnete Wirthschaft einzuführen und den Hof wieder zu heben, ebenso wenig wie sie den Bursch zu bändigen vermochte. Er glaubte, dazu die Kraft zu besitzen, deßhalb hatte er endlich jedes Schwanken überwunden und um sie geworben.

Ohne Zögern war die Waldbäuerin seinem Wunsche nachgekommen. Der Gedanke, auf dem Deichhofe Herrin zu sein, hatte zu viel Verlockendes für sie; für den Deichbauer selbst hatte sie nicht mehr die frühere Liebe. Dann glaubte sie auch, für ihren Sohn, den sie trotz seiner vielen üblen Eigenschaften mit blinder Zärtlichkeit liebte, durch diesen Schritt am besten zu sorgen.

Schnell war der Tag, an welchem sie für immer verbunden wurden, herangekommen. Sie waren Beide zu alt geworden, um durch eine lange Brautzeit ihren Wunsch noch weiter hinauszuschieben.

Wohl hatte Franz, der Waldbäuerin Sohn, wenig Freude bezeigt, daß seine Mutter sich noch ein Mal verheirathete. Obschon noch zu jung und durch seine kleine Statur noch jünger erscheinend, sehnte er sich doch darnach, auf

Digitized by Google

dem Waldhofe, dem Erbtheile seines Vaters, Herr zu sein, und mit verbissenem Unwillen hatte er Alles aufgenommen, was der Deichbauer zu einer besseren Bewirthschaftung desselben angeordnet hatte.

Diesen hatte des Burschen verschlossener, unfreundlicher Sinn wenig gekümmert. Er kannte seinen Charakter, hielt ihn indeß noch zu sehr für einen Knaben, um Rücksicht auf ihn zu nehmen. Durch Strenge hoffte er noch vortheilhaft auf ihn zu wirken.

Franz hatte sich anfangs geweigert, seinen väterlichen Hof zu verlassen und mit seiner Mutter auf den Deichhof zu ziehen. Ein strenges Wort seines künftigen Vaters hatte seinen Willen gebrochen, und scheinbar fügte er sich mit größter Ruhe und weniger ingern.

Der Deichbauer war an diesem Tage in freudigster Stimmung. Die Waldbäuerin sah in dem reichen Hochzeitsschmuck so frisch und blühend aus, aus manchem Munde hatte er gehört, daß sie doch eine schöne Frau sei — da schlug auch sein Herz wieder in jugendlicher Frische und er glaubte sie noch inniger zu lieben, als einst, wo er als junger Bursche halbe Tage lang auf der Lauer gesessen, nur um sie zu sehen.

Er fühlte sich glücklich. An irdischen Gütern fehlte ihm nichts und jetzt war auch das Weib sein, welches er liebte.

Des Deichbauers Heiterkeit schien alle Gäste anzustecken, deßhalb ging es so lustig her. Auf dem Tanzboden drängten sich die jungen Burschen und Mädchen. Dorthin führte auch der Deichbauer seine junge Frau.

„Komm, Gertrude," sprach er zu ihr. „Es ist lange her, daß wir miteinander getanzt haben. Ja, früher war ich schneller auf den Beinen, ich denke indeß, es soll auch jetzt noch gehen."

Die Bäuerin lächelte. Ihr war es schon recht. Sie sah noch eben so frisch und jung aus, als manche Dirne, welche ihre Tochter hätte sein können, „und wer sich jung hält, bleibt jung," pflegte sie zu sagen.

Und in Wirklichkeit, sie war auch eine hübsche, fast schöne Frau. Auf ihrem Gesichte war noch keine Falte bemerkbar, ihre Farben waren noch frisch und blühend. Das dunkelbraune Haar zeigte eine seltene Fülle, die Stirn war hoch und frei, der Mund fein geschnitten und zwei Reihen glänzender Zähne schimmerten zwischen den Lippen hindurch, wenn sie lächelte.

Nur der Ausdruck ihres Auges paßte nicht zu dem hübschen Gesichte. In ihrem dunklen, schnellen Blicke, der flüchtig über einen Gegenstand hinfuhr und ihn doch scharf fixirte, lag etwas unheimlich Glühendes. Wie eine tiefinnerliche dämonische Macht leuchtete es daraus hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Den letzten Worten Sterbender

hat man stets eine besondere Beachtung geschenkt. Goethe's Ausruf ist allgemein bekannt: „Zieh den Vorhang zurück und laß' mehr Licht herein." Bei Humboldt's Tode schien die Sonne glänzend in das Zimmer, in dem er lag, und seine letzten Worte, die er an seine Nichte gerichtet, sollen gewesen sein: „Wie herrlich diese Strahlen, sie scheinen die Erde zum Himmel zu rufen!"

Walter Scott wandte sich während seiner letzten Krankheit mehr als ein Mal zu seinem Schwiegersohn Lockhardt und sagte mit großem Eifer: „Bleibe ein guter Mann, mein Theurer!"

„Ich bin fertig!" waren die letzten Worte des großen englischen Schauspielers Charles Mathews. General Washington's letzte Worte waren fest, kalt und vertrauungsvoll: „Ich sterbe und ich fürchte mich nicht zu sterben!"

Des armen Oliver Goldsmith's Scheidewort war ebenso klagend. „Ist Ihr Geist ruhig?" fragte sein Doctor. „Nein, er ist es nicht," war Goldsmith's schwermüthige Antwort. Es war sein letzter Ausspruch — der sorgenvoll wie sein ganzes Leben.

Eine von Keat's letzten Aeußerungen ist voll von eigenthümlichem Pathos und Schönheit. „Ich fühle die Blumen über mir wachsen." Tasso's letzte Worte waren: „In manus tuas Domine." — „In deine Hände, o Herr!"

Napoleon starb an Fieberphantasien; er gab seinen Truppen Befehle und glaubte sich in der Schlacht: „Tête d'armée!" das war das letzte Wort, das seinen bleichen Lippen entschlüpfte.

Digitized by Google

Als Mozart, durch eine vierzehntägige Krankheit geschwächt, sein Ende nahe fühlte, wünschte er, daß sein „Requiem", eine seiner letzten musikalischen Schöpfungen, durch die Sänger des Schikaneder'schen Theaters vor ihm aufgeführt werden möchte. Er selbst sang die Altpartie, Schak den Sopran und Hofer den Baß. Kurz darauf athmete er seine melodienreiche Seele aus.

Etty, ein englischer Maler, beobachtete ruhig den Gang seiner allmäligen Auflösung; er äußerte noch mit großer Ruhe: „Wunderbar, wunderbar dieser Tod!" und war verschieden.

Douglas Jerrold, einer der witzigsten Schriftsteller Englands, wurde auf seinem Sterbelager gefragt, wie er sich befände, und er antwortete: „Ich fühle mich wie Einer, der wartet und aufwartet."

Der große Reformator Zwingli fiel bekanntlich im Jahre 1531 in der Schlacht. Seine letzten Worte sind kalt und tapfer. Er blickte ruhig umher, und dann mit ungebeugtem Muth auf das Blut, das aus seinen Todeswunden rieselte, sagte er gelassen: „Das ist kein großes Unglück! Sie mögen immer den Körper tödten, aber sie können nicht die Seele tödten!"

„Wirst Du besser regieren?" waren die letzten Worte des griechischen Kaisers Phokas, als er von seinem Nachfolger Heraklius seine Verbrechen vorgeworfen erhielt.

König Karl II. von England starb mit einem Scherz auf den Lippen. Sein Tod war schon längere Zeit vorher erwartet worden und die Hofleute hatten alle Nächte an seinem Bette wachen müssen. Er entschuldigte sich bei denen, die an seinem Bett standen, daß er ihnen so viel Mühe gemacht habe, „es sei eine sehr unpassende Zeit zum Sterben gewesen; aber er hoffe, sie würden ihn entschuldigen."

Nelson starb mit den letzten Worten: „Ich danke Gott, daß ich meine Pflicht gethan habe."

Literatur.

Wer dazu berufen ist, irgend einem vollendeten Bauwerke einige Worte der Weihe zu widmen, dem kann ein kürzlich erschienenes Büchlein: „Sprüche und Weihereden für Dach- und Schieferdecker nach vollendeter Eindeckung von Kirchen, Thürmen, Rath-, Amt- und Schulhäusern, Fabriken und anderen größeren Gebäuden, wie auch bei Aufsetzung von Thurmknöpfen, Aufstellung von Kreuzen auf Kirchen ꝛc. ꝛc. von Franz Braun. Weimar, Voigt." dessen Preis bei freundlicher Ausstattung auf 45 kr. gestellt ist, angelegentlich empfohlen werden. — Es enthält eine reiche Auswahl schöner, sinniger und zum Herzen sprechender Reden, die zu den verschiedensten Gelegenheiten sich eignen und vom Herausgeber allen nur vorkommenden Verhältnissen geschickt angepaßt sind.

Buchstabenräthsel.

Mit L ich nenne sieben Brüder,
Die kehren stets in Reihen wieder
Jahraus, jahrein im Zeiten-Reich
Und sind an Alter alle gleich.

Mit S bin ich niemals geschehen,
Und sollt' es noch so wahr dastehen;
Mal' ich's auch noch so grousam dir,
Die Jugend greift doch gern nach mir.

Mit L bin ich oft gar verschieden,
Nachdem das Loos dir fällt hienieden,
Die Eine bringt dir Freud' und Glück,
Die Andre herbes Mißgeschick.

Mit Fr jederzeit begehre
Ich Etwas, das mein Wissen mehre;
Doch oftmals ist man nicht im Stand,
Ihr zu begegnen ganz gewandt.

Mit W wirst du mich immer sehen,
Wo man die Schwere will verstehen;
Betrug treibt hier oft böses Spiel,
Gibt lieber wenig als zu viel.

D. r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 41. Dienstag, den 5. April **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Als der Deichbauer mit ihr auf den Tanzboden trat, wurden sie mit einem lauten Hurrah empfangen. Die Burschen und Mädchen hörten auf zu tanzen, um dem jungen Ehepaare Raum zu machen.

„Komm, Gertrude!“ rief Homann. „Die Mädels möchten sonst denken, es ginge mit uns Beiden nicht mehr. Vor zwanzig Jahren hättest Du Jeden zu Tode getanzt!“

Er erfaßte sie und schwang sie mit lautem Jubelruf im Tanze. Und es ging noch immer gut.

Man ließ sie allein tanzen, und Aller Augen waren auf das stattliche, schöne Paar gerichtet.

Zwar rötheten sich des Deichbauers Wangen und der Athem schien ihm auszugehen, als er einige Male herum getanzt war, indeß fiel dies Niemand auf.

„Ungewohnte Arbeit,“ rief er, als der Tanz zu Ende war, indem er die nasse Stirn abtrocknete. „An mir liegt die Schuld nicht. Der Schuster hat mein Schuhwerk nicht zum Tanzen eingerichtet. Das ist's!“

Er lachte laut, und Alle fielen in das Lachen ein.

An einen Pfeiler gelehnt stand Franz. Er war nicht häßlich zu nennen, und doch machte sein Gesicht einen unangenehmen Eindruck. Um seinen Mund glitt ein spöttisches Lächeln. Er allein hatte nicht mit eingestimmt, als seine Mutter und der Deichbauer mit lautem Hurrah begrüßt wurden. Fest hatte er die Lippen auf einander gepreßt.

Auch jetzt rührte er sich nicht. Nur sein Blick folgte den Bewegungen des Deichbauers.

Dieser sah ihn und trat an ihn heran.

„Nun, Franz,“ rief er in freundlicher Weise. „Was stehst Du da? Tanz', Junge!“

„Ich tanze nicht,“ erwiderte Franz kurz, fast abstoßend.

„Ein Bursch wie Du und nicht tanzen!“ rief Homann, den bitteren Ton seiner Stimme ganz überhörend. „Wart', ich will Dir eine Tänzerin holen, wie Du sie Dir nicht schmucker wünschen kannst!“

Er erfaßte die Hand eines in der Nähe stehenden, hübschen Mädchens, mit welchem sein eigener Sohn Georg getanzt hatte, und zog sie hin zu Franz.

„Es ist meine Pathe, Franz,“ sprach er, „da kann sie schon nicht zurückweisen. Nun rühr' die Beine, das Mädchen nimmt es mit dem flinkesten Burschen auf.“

Unwillig stieß Franz die Hand des Mädchens zurück.

„Ich tanze nicht,“ erwiderte er und warf dem Bauer einen Blick zu, der den tiefsten Groll verrieth.

„Hoho! Junge!“ rief Homann. „Nur nicht so hitzig! Du solltest froh sein, daß ich Dir solch eine Tänzerin bringe, denn Deine Schönheit wird so leicht keine Dirne verlocken!“

Er sprach diese Worte halb in bitterem Tone, halb lachend. Den Burschen dadurch zu beleidigen, lag nicht in seiner Absicht. Dieser preßte die Lippen fest auf einander. Seine Augen glühten.

„Wartet doch, bis ich Euch um eine Tänzerin bitte,“ sprach er. „Bis dahin bekümmert Euch um Euch selbst.“

Einige der nahestehenden jungen Bursche lachten, indeß mehr aus Verlegenheit über die verwegenen Worte ihres Gefährten.

Dem Bauer schoß das Blut in die Wangen und in die Stirn. Der Bursch war ihm

Digitized by Google

ohnehin nicht an's Herz gewachsen, weil er seinen Sinn kannte, doch hatte er sein Bestes gewollt. Diese verwegenen Worte empörten ihn, er war jetzt des Burschen Vater, und ohne Zögern versetzte er ihm einen tüchtigen Streich auf die Backe.

Ueberrascht traten Alle zurück. Dies schien Franz nicht geahnt zu haben. Alles Blut wich aus seinen Wangen. Einen Augenblick stand er regungslos da, und man konnte bemerken, wie sein ganzer Körper vor Aufregung zitterte. Dann sprang er auf den Deichbauer zu und erfaßte ihn an der Brust. Dieser stieß ihn mit überlegener Kraft zurück, daß er an die Wand taumelte. Auf's Neue wollte er auf ihn eindringen, da sprang Georg hinzu und hielt ihn zurück.

„Franz — Franz," rief er ihm halb flüsternd zu, „es ist ja jetzt auch Dein Vater!"

„Mein Vater!" wiederholte Franz und lachte höhnend; „ich danke für solchen Vater!"

Den Deichbauer hatte seine Heftigkeit schon gereuet, jetzt kehrte sie auf's Neue und stürmischer zurück. Von Niemand hatte er sich in seinem Leben schmähen lassen, jetzt [illegible] Buben erdulden. Er sprang auf ihn zu, um ihn zu erfassen. Zum Fenster hätte er ihn mögen hinauswerfen. Sein eigener Sohn und seine Frau hielten ihn zurück, denn er kannte sich nicht mehr, wenn sein Jähzorn einmal einen solchen Grad erreicht hatte.

Auch die Wangen seiner jungen Frau hatten sich entfärbt, als sie sah, daß er ihren verzogenen Sohn geschlagen hatte. Ihre Augen glühten.

„Rühre mein Kind nicht an, Homann," sprach sie, indem sie seinen Arm zurückhielt und nur mit Mühe die Worte hervorbrachte, sie klangen gedämpft, hervorgestoßen und verriethen ihre innere Aufregung.

Der Bauer blickte sie erstaunt an. Er sah ihr glühendes Auge, und ohne Zucken hielt sie seinen Blick aus. Sie wagte es, ihren frechen Buben in Schutz zu nehmen!?

„Züchtigen will ich den Buben, daß er sein Lebtag daran denken soll!" rief er. „Ich will ihm zeigen, daß ich jetzt sein Vater bin und Macht über ihn habe. Solch ein Bursch wird wohl noch zu bändigen sein!"

Noch immer hielt die Frau seinen Arm umfaßt, und ihr Auge blickte noch glühender.

„Rühre mein Kind nicht an!" wiederholte sie, und ihre sonst wohllautende Stimme klang heiser.

Der Deichbauer schien sie noch immer nicht ganz zu fassen. Ihre bleiche Farbe, ihr glühender, drohender Blick! Ihm sollte ein Weib — sein Weib so entgegen zu treten wagen. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. Das Zucken seiner Augenlider verrieth, daß er seine Ruhe nicht länger zu behaupten vermochte und daß ein heftiger Sturm losbrechen werde. Da legte Georg seine Hand auf seinen Arm.

„Aergere Dich nicht heute, Vater," sprach er, „es ist ja Dein Hochzeitstag." Er blickte ihm dabei ruhig und offen in die Augen.

Diese Worte schienen auf den Bauer einzuwirken. Einen Augenblick stand er schwankend, mit sich selbst kämpfend da. Dann schlug er seinen Sohn auf die Schulter. „Hast Recht, Georg," rief er. „Heute will ich mich nicht ärgern, es ist mein Hochzeitstag. Ich will's nicht, aber schlecht soll es Demjenigen bekommen, der meine lustige Laune zum zweiten Male zu stören wagt. — Nun spielt einen Tanz auf," wandte er sich zu den Musikanten, um damit den ganzen Vorfall abzuschließen und vergessen zu machen.

Ehe die Musikanten noch einen Ton anstimmten, erschallte ein lautes höhnendes Lachen. Es kam von Franz, der den Tanzboden verließ.

Eben hatten die Burschen und Mädchen sich wieder zusammengefunden, um den Tanz zu beginnen, jetzt waren sie plötzlich wieder still und blickten besorgt auf den Bauer. Der schien jede neue Aufregung niederdrängen zu wollen. Er blickte seine Frau an. Auch auf ihrem Gesichte lag ein höhnendes Lächeln. Dennoch bezwang er sich.

„Ich hab' einmal gesagt, daß ich mich heute nicht ärgern will," rief er, „und ich will's halten!"

Er erfaßte die Hand des ihm zunächst stehenden Mädchens, tanzte einige Male mit ihr herum und verließ dann den Tanzboden, ohne auf seine Frau einen Blick zu werfen.

Die Bäuerin preßte die Lippen fest auf einander. Sie lächelte, sie wollte nicht zeigen,

Digitized by Google

was in ihr vorging, und dennoch vermochte sie nicht, es zu verbergen. Aus ihrem Blicke, mit dem sie auf dem Tanzboden umherschaute, sprach nur zu deutlich, daß sie fest entschlossen sei, ihrem Manne zu trotzen, und daß eher alles Andere brechen müsse, ehe ihr Sinn sich beuge.

„Das gibt keine glückliche Ehe," prophezeihten mehrere Frauen, welche den Vorfall auf dem Tanzboden besprachen. „Am Tage der Hochzeit schon Streit! Und wie sie ihn angeblickt hat!"

„Und ihr gottloser Bube ist ihm entgegengesprungen und hat sich an seinem eigenen Vater vergriffen, denn sein Vater ist er nun einmal," warf eine Andere ein.

„Ich weiß nicht, ob ich den Deichbauer bedauern soll," sprach eine Dritte. „Verdient hat er es freilich nicht, daß er noch auf seine alten Tage so in's Unglück hineinrennt, aber er hätte die Frau besser kennen sollen. Die Waldbäuerin hat sich ja nie anders geberdet, als herrschsüchtig und befehlend."

„Nun, der Deichbauer hat es einmal nicht besser gewollt," warf noch eine andere Frau ein. „Er ist noch stattlich genug, daß er um das jüngste Mädchen hätte freien können, und er würde keinen Korb erhalten haben. Hat sein Herz so sehr nach der Waldbäuerin, ihrem verschuldeten Hofe und ihrem Buben gestanden, so mag er nun auch sehen, wie er mit ihnen zurecht kommt."

Noch lange und Vieles sprachen die Frauen über diesen Gegenstand, und wer die Verhältnisse genau kannte, konnte ihnen nicht ganz Unrecht geben. Den Deichbauer beneidete Niemand um seine junge Frau, so schön und stattlich sie auch aussah, noch weniger um seinen Stiefsohn.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes über Japan. *)

Japan ist ein Archipel von Inseln, deren drei bedeutendste Jesso, Nipon und Kiusiu heißen. Alle drei sind mit einer Menge hoher Vulkane besetzt, und Nipon wird in seiner ganzen Länge von einer mächtigen Gebirgskette durchschnitten, deren Spitzen von ewigem Schnee bedeckt sind. Die Flüsse, welche das Land durchströmen, sind weder zahlreich, noch für die Schifffahrt wichtig. Dies Inselreich besitzt zwei Herrscher, einen geistlichen, den Dairi oder Mikado mit der scheinbaren, und den Siogun oder Teukun, d. h. den weltlichen Kaiser, mit der wirklichen Macht, die jedoch durch die ihm nur scheinbar unterthänigen Vasallenfürsten oder Daimios so beschränkt wird, daß er nur in einem kleinen Theile des Landes, zu dem namentlich die Städte Jeddo und Nangasaki gehören, wirklich als Herrscher zu befehlen hat. Das Verhältniß jener Daimios zum Teukun läßt sich am Besten mit den feudalen Zuständen des mittelalterlichen Deutschlands vergleichen. Seine Residenz Jeddo liegt an einer Bai des Südufers der Insel Nipon und besitzt außer einer mehrstöckigen Pagode, die den kaiserlichen Palast überragt, und einigen andern auf Hügeln erbauten Tempeln keine hervorspringenden Punkte. Sämmtliche Häuser sind hier, wie überall in Japan, wegen der häufigen Erdbeben in der Regel von Holz und einstöckig aufgeführt. Es fehlt dieser Kaiserresidenz ganz und gar der Eindruck einer großen Stadt. Man glaubt einen Complex von großen wohlhabenden Dörfern vor sich zu sehen, und das Einzige, was städtisch aussieht, ist der auf einer Anhöhe gelegene, von Steinen aufgeführte und mit hohen Festungswerken umgebene Palast des Teukun, der mit allem Zubehör ungefähr eine Meile im Umfang hat. Wir gebrauchten etwa drei Stunden, um im Trabe die ganze Stadt zu umreiten, so daß ihr ganzer Umfang etwa 3—4 Meilen beträgt, und obwohl sie ungemein dicht bevölkert ist, dürften $2^1/_2$ Million Einwohner der Wahrheit näher kommen, als 5 Millionen. Jeddo ist nach einem bestimmten Plane angelegt und hat fast nur gerade, sich rechtwinklig durchschneidende Straßen. Was an den letzteren, namentlich wenn man von China kommt, auffällt, ist ihre Breite und die in ihnen herrschende Reinlichkeit. Hiermit harmoniren die Häuser, d. h. sie sind geräumig, luftig, außen und innen höchst

*) Auszüge aus einem Werke des preußischen Seeoffiziers Werner, welcher die preußische Expedition unter dem Grafen von Eulenburg mitgemacht hat.

Digitized by Google

sauber und nett. Mobiliar und Hausgeräth ist in den Wohnungen fast gar nicht vorhanden. Es gibt weder Tische noch Stühle, noch Schränke oder Bettstellen, im geraden Gegensatz zu den Chinesen, die dies Alles in großer Anzahl besitzen. Der Japanese sitzt, ißt und schläft auf seinen Binsenmatten. Ihr Flechtwerk ist sehr sauber, fein und weiß, und die Bewohner suchen es sorgsam zu erhalten, daher sie ihre Matten nicht anders als nach Ablegung der Sandalen in Strümpfen betreten. Das Eßgeschirr ist aus Holz verfertigt und mit dem berühmten Lack überzogen, der weder durch Hitze noch Kälte leidet. Die Betten bestehen lediglich aus Baumwollenmatratzen zum Zudecken und aus Kopfkissen, die uns ebenso unbequem erschienen, wie die Porzellankopfkissen der Chinesen.

Was den japanesischen Häusern außer ihrer ungemeinen Sauberkeit und Zierlichkeit noch einen weit höheren Reiz gibt, ist der bei keinem fehlende Garten, und sei er auch nur so groß wie ein Tisch. Zierlichkeit ist überhaupt ein hervorstechender Charakterzug des Volks, welcher überall hervortritt, in seinen Gebäuden, seinen Gärten, dem Hausgeräth, wie auch in seinen Manieren, und der den Fremden höchst angenehm berührt. Die Gärten sind Miniaturschöpfungen, mit unendlicher Kunst der Natur nachgebildet. Die Chinesen verzwergen die Bäume, um kraft ihres Geschmacks an allem Unnatürlichen eine Spielerei zu haben und zu künsteln. Der Japanese dagegen bezweckt mit seinen Gärten ganz etwas Anderes. Sein kindlicher Sinn findet Freude an der Natur, und außer Standes, wegen Geschäften und anderer Verhältnisse, sie täglich zu genießen, sucht er auf dem kleinen, ihm vergönnten Raume sich ihr Abbild zu verschaffen. Er verzwergt zwar auch die Bäume, jedoch nur, um möglichst viel Platz zu gewinnen und Abwechslung in seine Schöpfungen zu bringen; aber er ist mit größter Aengstlichkeit bestrebt, der Natur ihre Schönheit abzulauschen und sie in seinem kleinen Paradiese nachzuahmen.

(Fortsetzung folgt.)

Denksprüche.

Wer ohne Furcht und Ungeduld
Empor zum Himmel schauet,
Vertraut auf Gottes Vaterhuld,
Auf seine Weisheit bauet,
Dem wird das höchste Erdengut,
Das alle Stürme dämpfet:
O stiller, fester Glaubensmuth,
Wohl Dem, der dich erkämpfet!

Man trage seine Last, und ist sie noch so groß,
Zuletzt macht uns die Zeit der schweren Bürde los.

Verschiedenes.

Bekanntlich fällt es den Aerzten in England sehr schwer, Leichname Behufs der Anatomie zu erhalten, und sie müssen oft diese mit Geld aufwiegen. Es gibt daher Personen, die die Leichen heimlich ausgraben und den Anatomen verkaufen, so strenge dieses auch verboten ist. Diejenigen Menschen, die sich damit abgeben, nennt man Auferstehungsmänner. Ein solcher hatte einst dem Anatomen Hunter einen weiblichen Leichnam an einem bestimmten Tage versprochen. Hunter erwartete ihn mit Ungeduld; er kam nicht, dagegen eine Frau, die ihm aber, statt einer weiblichen, eine männliche Leiche brachte. „Wer seid Ihr," fragte Hunter. — „Die Frau des Leichenlieferanten." — „Aber Ihr bringt mir ja eine männliche Leiche; ich bestellte ja eine weibliche." — „Lieber Herr!" versetzte sie, „das hat seine Ursachen. Mein Mann wollte die versprochene weibliche Leiche bringen, da ertappten ihn aber die Wächter und erschossen ihn. Ich bringe Ihnen nun meinen Mann dafür und hoffe, daß Sie die arme Wittwe ferner mit Ihrem Zuspruch beehren werden."

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 40:
Tage, Sage, Lage, Frage, Wage.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 42. Donnerstag, den 7. April **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Einige Stunden später, als der Abend hereinbrach, schien der ganze Vorfall schon wieder vergessen zu sein. Der Deichbauer saß beim Spiel, seine Frau war bald hier, bald dort, und auf dem Tanzboden ging es noch lauter und lustiger zu, als am Nachmittage. Wer nur im Dorfe hatte abkommen können, befand sich auf dem Deichhofe. Die Gastfreundschaft und Freigebigkeit des Deichbauers war bekannt, und daß er an seinem Hochzeitstage Niemand zurückweisen werde, konnte Jeder sich selbst sagen.

Nur Einer von Allen hatte sich von dem Hofe entfernt und das Dorf verlassen. Es war Franz. Allein schritt er dem nahen Walde zu, an den dichtgelehnt das Gehöft seines Vaters, der Waldhof, lag.

Seine Brauen waren finster zusammengezogen und sein Auge blickte starr auf den Weg, den er verfolgte. Er allein hatte den Vorfall auf dem Tanzboden nicht vergessen. Er wollte ihn nicht vergessen. Noch brannte ihm die Wange von der Hand des Deichbauers — seines Vaters. Er lachte bei dem Gedanken: „Vater" laut auf.

Wer ihn in diesem Augenblicke hätte beobachten können, würde wahrgenommen haben, welche gewaltigen Leidenschaften in diesem scheinbar so schwächlichen Körper brannten. Er stand still. Unwillkürlich hatte er die Faust geballt, und drohend wandte er sich um, dem Dorfe zu, wo die stattlichen Gebäude des Deichhofes sich noch deutlich erkennbar am Horizont abzeichneten.

Dann schritt er weiter. An seinem väterlichen Hofe ging er vorüber und hog in den Wald ein. Durch ein dichtes Gebüsch sich Bahn brechend, stand er nach kurzer Zeit vor einem kleinen ärmlichen Hause, dessen Fenster spärlich erhellt waren. Alles ringsum war still. Leise trat er vor eins der Fenster und warf einen Blick in das Innere. Nur einen flüchtigen Blick, dann trat er entschlossen in das Haus und Zimmer ein.

Nur zwei Menschen befanden sich darin. Ein Mann von ungefähr vierzig bis fünfzig Jahren, eine mittelgroße, kräftige Gestalt mit verwitterten Zügen. Es lag etwas Rohes, Wildes in seinem Gesichte, während die kleinen dunkeln und funkelnden Augen ihm einen schlauen und entschlossenen Ausdruck gaben.

Die Kleidung des Mannes, wie die an der Wand aufgehängte Büchse verriethen, daß er mit dem Walde zu schaffen hatte. Er war der Waldhüter.

Ihm gegenüber, durch einen Tisch von ihm getrennt, saß ein junges Mädchen, ungefähr in demselben Alter wie Franz. Auf den ersten Blick erkannte man, daß es des Waldhüters Tochter war. Dasselbe dunkele funkelnde Auge. Und doch wie unendlich verschieden war dies Mädchen von seinem Vater. Es war schön zu nennen. In seinen Zügen lag eine Feinheit, die überraschen mußte und die durch die ärmliche Kleidung doppelt stark hervorgehoben wurde.

Das Mädchen sowohl wie sein Vater hoben überrascht den Blick empor, als der Bursch so hastig in das Zimmer trat. An diesem Tage hatten sie ihn nicht erwartet.

„Nun Franz," rief der Waldhüter, „ist die Hochzeit auf dem Deichhofe schon zu Ende? Ich hätt' ein Jahr meines Lohnes verwettet, daß Du auf dem Tanzboden feiest,

Digitized by Google

und nun kommst Du hierher. Was willst Du denn heute hier? Ist Dein neuer Vater nicht freundlich gegen Dich gewesen?"

„Seid von dem Deichbauer ruhig," rief Franz heftig, mit dem Fuße auf die Erde stampfend. „Ich will nichts von ihm hören, und mein Vater wird er nimmermehr."

„Haha! Mein Junge," erwiderte der Waldhüter lachend und die funkelnden Augen halb schließend, „das hilft Dir nichts mehr. Dein Vater ist er bereits, und gib Acht, er wird Dir zeigen, daß er es ist."

„Seid ruhig von ihm," wiederholte Franz noch heftiger. „Er hat es mir bereits gezeigt, er mag es indeß nicht zum zweiten Male versuchen."

Er erzählte den ganzen Vorfall mit dem Deichbauer auf dem Tanzboden. Wiederholt schüttelte der Waldhüter den Kopf und ein höhnendes Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Du hättest sollen freundlicher mit ihm sein," sprach er endlich.

„Ich will es nicht und kann es nicht," erwiderte der Bursch grollend.

„Franz, Franz," fuhr der Waldhüter warnend fort, „Du weißt, ich kenne den Deichbauer, bring ihn nicht in Zorn, dann ist es aus mit ihm, dann gibt er nimmer nach, und Du mußt Dich fügen oder er zwingt Dich. Es heißt immer, er sei gutmüthig — ich kenne ihn auch. Einen Kopf von Eisen hat er, wenn er es darauf anlegt, seinen Willen durchzusetzen."

„Ich fürchte ihn nicht," entgegnete Franz. „Und wir wollen sehen, wessen Kopf der härtere ist!"

„Junge, treib es nicht zu toll," unterbrach ihn der Waldhüter lachend. „Dein Schädel mag eben so hart sein, als der seinige, aber Du richtest nichts aus gegen ihn. Sei klug! Jetzt hast Du ihn noch nöthig. Der Waldhof ist in einem schlechten Zustande, nur wenige Jahre noch, und er wäre unter den Hammer gekommen und Dir wäre nichts geblieben. Du weißt, ich bin des Deichbauers Freund nicht, aber das muß ihm selbst sein Feind lassen, daß er der Mann dazu ist, dem Waldhof wieder aufzuhelfen. Er hat die Einsicht und das Geld dazu und die Sache schon kräftig angefaßt. Sei klug, füge Dich und laß ihn gewähren. Steht der Waldhof später erst wieder auf festem Grunde, dann — nun dann werdet Ihr Euch schon mit einander vertragen."

Sein Lächeln bewies, daß die letzten Worte ihm nicht aus dem Herzen kamen.

Franz blickte ihn forschend einige Secunden an. Des Waldhüters Worte schienen ihm einzuleuchten, aber er hatte noch mehr im Sinn, das er nicht auszusprechen wagte.

„Und wenn es mit dem Waldhofe noch so gut geht, der Deichhof bleibt immer zehn Mal so groß," erwiderte er. „Darauf ist er stolz. Deßhalb glaubt er Barmherzigkeit an mir zu üben — aber ich will es nicht. Weil er reicher ist, sehen die Leute den Georg mit ganz anderen Augen an, als mich, und deßhalb mag ich auch mit ihm nichts zu schaffen haben!"

„Also dahinaus läuft es nun wieder," lachte der Waldhüter. „Junge, Junge, ich habe Dich auf dem Arm getragen, als Du noch nicht laufen konntest, ich kenne Dich seit dem ersten Tage Deiner Geburt, und Du weißt, daß ich Dich gern habe, aber beklagen darfst Du Dich nicht sehr, wenn andere Menschen nicht freundlich gegen Dich sind, Du bist es noch gegen keine zehn Menschen in Deinem Leben gewesen. Fahr nur nicht wieder auf," fügte er hinzu, als er bemerkte, wie Franz die Augenbrauen zusammenzog. „Ich darf es Dir schon sagen, und wahr ist es auch. — Doch ich muß noch ein Mal in den Wald. In einer Stunde komme ich wieder, dann wirst Du ruhiger sein und kannst mir von der Hochzeit erzählen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er Büchse und Jagdtasche von der Wand, hing sie um und verließ das Zimmer.

Franz warf sich in einen Lehnstuhl, welcher hinter dem Ofen stand. Noch hatte er mit dem Mädchen kein Wort gesprochen, obschon des Mädchens Blick mit Theilnahme unablässig auf seinem Gesichte ruhte. Auch jetzt sprach er nicht, sondern blickte finster, brütend vor sich hin auf den Boden.

Einige Minuten lang blickte das Mädchen ihn noch schweigend an, dann sprach sie: „Franz!"

Er hörte nicht, oder gab zum Wenigsten kein Zeichen von sich, daß er den Ruf vernommen habe.

Digitized by Google

„Franz!“ wiederholte das Mädchen, und als er sich auch jetzt noch nicht rührte, stand es auf, trat an ihn heran, legte beide Hände auf seine Schultern und schüttelte ihn, als wolle sie einen Schlafenden wachrufen.

„Franz, Franz, weßhalb läßt Du mich entgelten, wenn Du mit dem Deichhaier Streit gehabt hast! Weßhalb bist Du gegen mich unfreundlich? Noch nicht ein Wort hast Du zu mir gesprochen. Und ich hab' mich so sehr gefreut, als ich Dich in das Zimmer treten sah, weil ich Dich heute nicht mehr erwartet hatte.“

Er schlug den Blick auf, und als er in des Mädchens dunkeles Auge schaute, glitt ein Lächeln über sein Gesicht hin.

„Marie,“ rief er, indem er das Mädchen mit beiden Armen umschlang und fest an sich preßte, „Dir bin ich nicht böse. Sieh, mit allen Menschen möchte ich grollen, ich könnte sie alle — alle hassen, nur Dich allein habe ich lieb, weil Du es gut mit mir meinst.“

Ruhig ließ sie sich seine Liebkosungen gefallen, denn seit ihrer Kindheit waren sie mit einander aufgewachsen und schon vor Jahren hatten sie einander das Versprechen gegeben, nie von einander zu lassen und einst Mann und Weib zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes über Japan.

(Fortsetzung.)

Die Japanesen sind mit vielen Kindern gesegnet, wo wir hinkamen, wimmelte es von solchen, und ich habe kaum in China mehr gesehen. Die japanesische Jugend wird überhaupt mit großer Sorgfalt erzogen, aber fast nie gezüchtigt und eben so wenig gescholten. Mit bewunderungswerther Geduld suchen die Eltern sie durch gütiges Zureden und Vernunftgründe von ihren Unarten abzubringen, und dies System hat so guten Erfolg, daß Kinder von 10—12 Jahren sich klug und gesetzt wie erwachsene Menschen benehmen. Wenn das ruhige, höfliche und sanfte Wesen der Japanesen theilweise in ihrem Charakter begründet sein mag, so ist es doch bestimmt auch großentheils ein Ergebniß der Erziehung. Zur Schule werden sie zwar erst im siebenten oder achten Jahre geschickt, lernen dann aber desto schneller. Die Schulbildung des Volks ist daselbst noch allgemeiner als in China. Dort meist auf den männlichen Theil der Bevölkerung beschränkt, schließt sie hier, obwohl auch nur in Privatschulen gewährt, zugleich das weibliche Geschlecht ein. Die Dienstmädchen in Japan benützen ihre freie Zeit, um sich gegenseitig freundschaftliche Briefe zu schreiben, und der mit Lumpen bedeckte Lastträger überrascht uns durch sein Verständniß des Lesens und Schreibens. Ueberall sind Buchläden und in allen Trödelbuden liegen alte Bücher aus, die vom Volke begierig aufgekauft und gelesen werden. Früher war die Ausfuhr von Büchern von der mißtrauischen Regierung sehr streng untersagt, und selten gelangten japanesische Bücher nach Europa. Dagegen wurden nun von Mitgliedern unserer Expedition 2—3000 Bände des verschiedensten Inhalts angekauft, unter Anderm eine technische Encyklopädie von 18 großen Quartbänden mit einigen Tausend außerordentlich genau und treu ausgeführten Holzschnitten; ich selbst besitze ein naturgeschichtliches Werk in drei Bänden, das die correcten und sehr natürlich colorirten Abbildungen, so wie die Beschreibung der bei Japan vorkommenden Seefische enthält. Freilich sind alle höheren Stellungen im Staate, welche außergewöhnliche Kenntnisse beanspruchen können, ein Privilegium des Adels und der Sohn tritt in das Amt oder die Beschäftigung des Vaters ein, was alle freie Bewerbung um eine höhere Lebensstellung ausschließt und verhindert, daß die Wissenschaft in solcher Achtung steht, wie in China, wo sie dem Sohne des Bettlers die Wege zu den höchsten Ehrenstellen eröffnet. Trotzdem aber nimmt die Wissenschaft selbst in Japan eine bedeutend höhere Stelle ein, als in China. Die Japanesen sind ein fortschreitendes Culturvolk, überschätzen sich aber nicht und besitzen auch nicht die lächerliche Arroganz, wie die Chinesen, sich als das einzig gebildete Volk der Erde zu betrachten. Im Gegentheil erkennen sie willig die Ueberlegenheit der Europäer an und suchen aus deren Schriften zu lernen, was sie selbst nicht wissen. Als Graf Eulenburg bei Uebergabe der für den Tenno bestimmten Geschenke

Digitized by Google

den kaiserl. Commissären unter den Mitgliedern der Gesandtschaft auch den Lieutenant v. Brandt vorstellte, fragte einer derselben, ob dies vielleicht derselbe Hr. v. Brandt sei, der „die Taktik der drei Waffen" geschrieben, und als er hörte, derselbe sei der Sohn vom Verfasser jenes Buchs, so schickte er ihm am andern Tage die japanesische Uebersetzung des Buchs mit der Bitte zu, dieselbe als ein Zeichen der Anerkennung für die Verdienste seines Vaters anzunehmen. Auch für die Sprache haben die Japanesen ein lebhafteres Interesse, als die Chinesen. Kaum waren die Preußen vier Wochen in Yokuhama *), als ihnen schon aus den meisten Verkaufsläden der Stadt, sobald sie über die Straße gingen, ein „Guten Tag, Preuß, wie geht's, wollen Sie Nichts kaufen?" entgegenschallte.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

(Methode zum Präserviren der Karden.) Um den Karden, welche nicht nur beim Feuchtwerden bald faulen und unbrauchbar werden, sondern auch im trocknen Zustande sich schnell abnutzen, eine längere Dauer zu geben, wird empfohlen, dieselben mit einer Auflösung von Kupfervitriol, die 6 Gewichtstheile Kupfervitriol auf 250 Gewichtstheile Wasser enthält, oder mit schwefelsaurem Zinkoxyde zu imprägniren. Die Karden sollen durch diese Behandlung mehr Zähigkeit und Elasticität erhalten und unter Wasser eben so gut als trocken arbeiten.

Lesefrüchte.

Man fühlt den Werth und das Bedürfniß einer Sache nicht eher, als wenn man Gefahr läuft, dieselbe zu verlieren.

Ein ehrliches und aufrichtiges Betragen ist die Ehre der menschlichen Natur.

*) Auf Nipon, im Süden von Jeddo.

Verschiedenes.

(Leichtgläubigkeit.) Zu Brighton in England wurde einst durch öffentlichen Anschlag bekannt gemacht, daß Jemand an einem bestimmten Nachmittage auf offener See spazieren gehen würde. So unglaublich dies auch klang, so glaubte man der Nachricht doch. Alles, was fahren, reiten und gehen konnte, fand sich zur festgesetzten Stunde am Strande, und er wimmelte von Wagen, Pferden und Menschen. Allein es verging eine Stunde nach der andern, ohne daß sich der Wundermann sehen ließ. Endlich brach der Abend an und man sah noch keine Anstalt zum Spaziergange auf dem Wasser. Man war gezwungen, sich bei dunkler Nacht nach Hause zu begeben. Am folgenden Morgen las man an allen Straßenecken die Nachricht, daß zwei Personen mit einander gewettet hätten, ob es möglich sei, daß eine so unglaubliche Ankündigung Glauben finden würde. Der Gewinner dankte zugleich dem Publicum für seinen guten Willen.

Der „Komet" sagt: Die Crocodile liegen beim Fliegenfange mit geschlossenen Augen und weit geöffnetem Rachen und locken durch ihren Moschusgeruch die Fliegen an. Diese setzen sich in die furchtbare Falle. Das Ungeheuer schlägt plötzlich den Ober- und Unterkiefer zusammen und verschluckt den Raub unter dem Wasser. Die Leidenschaften der Menschen sind auch Crocodile — auch sie locken in's Verderben, in einen Abgrund, der die Verlockten verschlingt, und ihr Duft wirkt so betäubend, wie der Moschusgeruch der Crocodile auf die Fliegen.

Ein Chemist, der Lec X. ein Buch, worin er sich rühmte, Gold machen zu können, zugeeignet hatte und von ihm ein ansehnliches Geschenk dafür erwartete, erhielt vom Papste einen großen, aber leeren Beutel, mit den Worten: „Da er Gold machen kann, wird er wohl einen Platz nöthig haben, es aufzubewahren."

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 43. Samstag, den 9. April **1864.**

Was noch fehlet.

Des Tages Sorg' und Müh' entladen
Klomm jüngst ich über Berg und Thal,
Im Aetherstrome mich zu baden,
Zu sonnen mich im goldnen Strahl.

Des milden Odems mich erfreuend,
Der frisch belebend mich umquoll;
Mein Ohr dem süßen Sange weihend,
Der tausendfältig rings erscholl;

Stand da ich auf des Berges Zinne,
Gelehnt auf meinen Wanderstab,
Und schaute mit vergnügtem Sinne
Ins schöne Land, die Pfalz, hinab.

Da lag's vor meinem Blick gebreitet
Das schöne reiche Pfälzerland,
In Reize der Natur gekleidet,
Wie Tempe einst am Peneusstrand.

Wer leihet mir des Geistes Schwingen,
Zu preisen deine Herrlichkeit?
Der Anmuth Fülle zu besingen,
Die dir des Schöpfers Huld gestreut?

Wo laß ich hin die Blicke gleiten
In deines Edens weitem Raum?
Soll preisen ich des Lenzes Freuden,
Der Blüthen Pracht auf Busch und Baum?

Soll ich besingen deine Felder,
Der Saaten Gold auf Flur und Au?
Die reichen Schätze deiner Wälder,
Hochragend in des Aethers Blau?

Soll preisen ich dein Weingelände,
Wie es im Morgenstrahle glüht,
Aus dem des Himmels schönste Spende,
Der Traube süßer Purpur sprüht?

Und soll ich deines Stroms erwähnen
Und seiner Segel reichen Last?
Des Rosses mit den Feuermähnen,
Das wild durch deine Fluren rast?

Dein Lob, wie sich's gebührt, zu singen,
Heischt eines Dithyrambus Klang,
Bedarf es jener Geistesschwingen,
Wie Ossian der Barde sang.

So denkend stand ich auf der Höhe
Und schaute in des Thales Grund;
Jedoch ein unnennbares Wehe
That mir sich in der Seele kund.

Wohl pflegt die schönsten dir zu wählen
Der Lenz aus seinem Blüthenkranz;
Doch Eines scheint mir stets zu fehlen:
Ein Kleinod ist's vom reinsten Glanz.

Wohl schau' ich deine reichen Matten,
Der Städte Wohlfahrt und Gedeih'n,
Seh' Kunst und Fleiß sich innig gatten,
Dem Glück des Landes sich zu weih'n.

Doch Eines fehlt: es ist die Liebe,
Es ist der Eintracht heil'ges Band,
Der Urborn aller edlen Triebe:
Ein Gott, ein Geist, ein Vaterland.

Neustadt. Streuber.

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Franzens Mutter kannte seine Neigung zu dem Mädchen, hielt sie indeß nur für eine Jugendthorheit und legte kein Gewicht darauf. Auch Mariens Vater wußte darum, und wie er sein einziges Kind mit einer Zärtlichkeit

liebte, die ihm Niemand zugetraut hätte, so suchte er dies Verhältniß auf jede Weise zu begünstigen, weil er das Glück seiner Tochter dadurch zu begründen hoffte. Die arme Tochter eines Waldhüters einst Herrin auf dem Waldhofe, mehr konnte er selbst in seinen Träumen nicht erwarten.

Mehr und mehr schien der Bursch in des Mädchens Armen die Erbitterung, welche ihn erfaßt hatte, zu vergessen. Sein Auge hatte einen freundlichen Ausdruck angenommen und er sprach von Mariens Zukunft, wenn sie erst Herrin auf dem Waldhofe sei.

„Dann sollst Du es allen Frauen zuvor thun," sprach er. „Die schönsten Kleider sollst Du tragen und — — —"

Er brach ab. Seine Brauen zogen sich wieder zusammen. Dachte er wieder an den Vorfall dieses Tages?

Marie suchte ihn zu beruhigen und bat ihn, sich dem Deichbauer zu fügen, der es gewiß nicht übel mit ihm meine.

„Und ich will's nicht!" rief Franz aufspringend. „Ich weiß allein, was ich zu thun habe!"

Ehe Marie es noch hindern konnte, verließ er das Zimmer und eilte aus dem Hause. In seiner Brust stürmte und wogte es wieder. Ein Haß gegen den Deichbauer wohnte darin, der überzuschwellen drohte, sobald er nur berührt wurde. Weiter eilte er im Walde. Die Stille ringsum that ihm wohl.

Und als er selbst ruhiger wurde, sah er ein, daß er gegen den Deichbauer zu wenig Waffen hatte. Der Waldhüter meinte es ehrlich mit ihm, wenn er ihm rieth, sich in Güte dem Deichbauer zu fügen. Er haßte denselben eben so glühend wie er selbst, er haßte ihn seit Jahren.

So schwer es ihm auch wurde, faßte er dennoch endlich den Entschluß, sich zu fügen, zum Wenigsten so lange, bis er selbstständig als Herr des Waldhofes auftreten konnte und der Hof selbst in einen besseren Zustand gebracht war.

Mit diesem Entschlusse eilte er endlich heim.

Die Hochzeitstage auf dem Deichhofe waren längst vorüber. Die alte Ordnung auf demselben war wiedergekehrt, dennoch war es anders als früher. Man konnte sagen, es wehte eine andere Luft auf dem Deichhofe, in der Niemand recht heimisch sich zu fühlen schien.

Und es wehte auch eine andere Luft.

Am Meisten hatte der Deichbauer selbst sich verändert. Das Glück, welches er durch den Besitz seiner Jugendgeliebten zu erlangen gehofft hatte, hatte er nicht erreicht. Er selbst war ein Anderer geworden und die Waldbäuerin, seine Frau, noch mehr.

Ruhig würde er es ertragen haben, daß sie gleich vom ersten Tage an mit unverkennbarem Stolze als Herrin aufgetreten war. Sie war ja die Herrin auf dem Hofe. Wäre sie gegen ihn selbst nur eine Andere gewesen. Sie hatte es seit dem Hochzeitstage auf dem Tanzboden noch nicht ein einziges Mal wieder gewagt, ihm so offen entgegen zu treten, sie war artig gegen ihn, aber nicht innig und herzlich, wie er es erwartet hatte und verlangen durfte. All' ihre Innigkeit schien sie nur auf Franz übertragen zu haben, für ihn schien sie nur zu leben und Interesse zu haben, gegen alle anderen Menschen war sie kalt, oft abstoßend.

Es war natürlich, daß gerade hierdurch Homann's Abneigung gegen seinen Stiefsohn, die er anfangs mit entschlossenem Sinne bekämpft hatte, jetzt mehr und mehr heranwuchs. Ihn sah er als die Ursache all dieses stillen Unheils an.

Ein Mal hatte Franz es noch versucht, trotzig und verwegen gegen ihn aufzutreten, da hatte er ihm indeß seine ganze Strenge und Macht fühlen lassen, und Franzens Trotz schien dadurch gebrochen zu sein.

War Gutmüthigkeit früher der hervorragendste Zug in dem Charakter des Deichbauers gewesen, hatte sie ihn sogar öfter zu Schwächen verleitet, so führte er jetzt mit rücksichtsloser Strenge durch, was er ein Mal sich vorgenommen hatte.

Der Deichhof, auf dem von jeher Alles nach strengster Ordnung gegangen war, der sich jetzt gleichsam allein regierte, bedurfte seiner Aufmerksamkeit weniger. Um so mehr richtete er sie auf den Waldhof. Er setzte eine Ehre darein, zu zeigen, wie es ihm gelingen müsse, die vernachlässigte und verlotterte Wirthschaft wieder herzustellen und zu heben. Und er griff die Sache sogleich mit voller Kraft an. Zwar war der Waldhof nicht

Digitized by Google

sein Eigenthum, dennoch scheute er keine Kosten und es war vorauszusehen, daß sein Vorhaben gelingen mußte.

Ohne ein Wort der Widerrede hatten seine Frau und Franz die ganze Umgestaltung auf dem Waldhofe mit angesehen. Es hatte ihnen keinen Augenblick verborgen bleiben können, wie richtig angefaßt dieselbe war und welche guten Erfolge sie haben mußte, wenn es sie auch im Stillen ärgerte, daß er sie vorher nicht zu Rathe zog, ihnen nicht einmal ein Wort darüber sagte.

Alles ging und gelang vortrefflich auf dem Waldhofe, nur ein Uebelstand war dabei, daß der Waldhof allein und vom Dorfe selbst entfernt lag. Wohl ging Homann jeden Tag hinaus, dennoch genügte dies nicht immer, er beschloß daher, eine Aenderung vorzunehmen. Nur über die Art derselben war er mit sich selbst uneinig.

Sollte er Franz auf dem Waldhofe wohnen lassen? Er wußte, daß dieser dies nur zu gern thun werde, aber das eigensinnige Wesen des Burschen schreckte ihn ab. Unter eigener, strenger Aufsicht mußte er den Burschen behalten, dessen heißer Wunsch es war, den Herrn auf dem Waldhofe zu spielen, so wenig Befähigung er auch dazu besaß.

Seinen eigenen Sohn, Georg, beschloß er endlich auf dem Waldhofe wohnen zu lassen. Wohl war Georg noch ein Jahr jünger als Franz, aber sein ruhiger, gesetzter Charakter gab ihm Hoffnung, daß er diese Stellung ausfüllen werde. Stand er selbst ihm doch immer zur Seite. Zugleich war dies eine gute Schule für ihn, denn die Jahre waren nicht mehr fern, wo er den Deichhof selbst übernehmen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Neuestes über Japan.

(Schluß.)

Im Eingang zum lehrreichen Abschnitt über Japans Bedeutung für Handel und Gewerbe bemerkt unser Verfasser, es sei zwar vor der Hand nicht gelungen, den preußischen Handelsvertrag auf ganz Deutschland auszudehnen, aber schon zur Wahrung der materiellen Interessen werden sich die deutschen Regierungen genöthigt sehen, eine allen Deutschen gemeinsame Flagge zu schaffen und die japanesische Regierung werde dann der ursprünglichen Fassung des Vertrags noch zustimmen, wenn Preußen mit der deutschen Flagge erscheine (!). Der deutsche Handel und die deutsche Schifffahrt werden dann in Japan dieselbe Bedeutung erlangen und letztere die Concurrenz anderer Nationen eben so verdrängen, wie dies bereits in China geschehen sei. In kurzer Zeit, versichert er weiterhin, wird sich ein von Jahr zu Jahr wachsender Einfuhrhandel bilden, wenn die Wohlhabenheit des Volkes erst so weit gediehen ist, um die Waaren bezahlen zu können. Der Japanese nämlich, nicht so streng an's Herkommen gebunden, als der Chinese, kauft gerne europäische Sachen. Zwar wird bei der großen Geschicklichkeit des Volks und seinem Nachahmungstalente vielen europäischen Industrieerzeugnissen sehr bald in Japan selbst Concurrenz erwachsen; aber es gibt einzelne Artikel, welche im Lande nicht erzeugt werden können, zumal das Tuch, das man in Japan nicht zu machen versteht und auch gar nicht fabriziren kann, weil es hier überall keine Schafe gibt. Seide, seit etlichen Jahren in raschester Zunahme erzeugt, und Baumwolle sind gegen die mit Schnee und Eis verbundene Winterkälte unzureichende Kleiderstoffe; Pelze gibt es im Lande nicht, sie sind auch zu theuer. Dies wissen die Japanesen wohl, und Nichts von unserem Anzuge wurde mehr von ihnen betrachtet und mit größerem Gefallen befühlt, als die Tuchkleider. Das bis jetzt von deutschen Häusern eingeführte Tuch wurde daher mit 100—150 Procent Nutzen verkauft. Ebenso, da der Anbau von Baumwolle nicht bedeutend ist, mehrere aus diesem Erzeugniß verfertigte Stoffe; ferner Glas, Droguen, jetzt schon in großer Menge eingeführt, Teppiche und Decken. Nur erfordern diese glänzende und lebhafte Muster, quadratische Form und dürfen nicht zu theuer sein.

Ein Hauptproduct des Landes und die Quelle großen Reichthums bilden die Steinkohlenminen, die namentlich auf Kiusiu unerschöpflich sind. Kommt man erst tiefer in den Gruben, so werden sie die Güte der englischen an starker und nachhaltiger Hitze

Digitized by Google

erreichen. Auch an Metallen ist Japan reich, namentlich an Kupfer, das bis jetzt nur in sehr beschränktem Maße nach Holland ausgeführt werden durfte, indem es gegen Gewehre ausgetauscht wird. Gleichfalls ein bedeutender Handelsartikel beginnt der Thee zu werden, der nur in Folge unrichtiger Behandlung dem chinesischen noch nachsteht. Vorzüglich ist das Porzellan, noch feiner und durchsichtiger als das chinesische, dabei aber ungemein stark. Uebrigens gibt es kein weißes, sondern nur geschmackvoll und fein gemaltes. Ein vollständiges Tafelservice für 12 Personen, aus 145 Stücken bestehend, kostete uns 80 Thaler. Ueberhaupt ist die japanesische Malerei weit eleganter, als die chinesische, wie auch alle japanesischen Dessins unserem Kunstsinn sich mehr anpassen, als jene. Sie sind durchaus originell, aber im Allgemeinen reizend und auf den berühmten Lacksachen, in denen Japan unerreicht dasteht, mit wunderbarer Schönheit und Feinheit ausgeführt. Zum Schluß nennt der Reisende noch als beachtungswerthes Product das Papier, von dem wohl in keinem Lande der Welt ein so ausgedehnter Gebrauch gemacht werde, wie hier. Von dem unsrigen unterscheide es sich durch seine seidenartige Weichheit und merkwürdige Haltbarkeit und werde aus der Rinde der jungen Zweige des Papiermaulbeerbaums verfertigt. Sämmtliche Fenster der japanesischen Häuser haben Papierscheiben. Ebenso sind fast alle Wohnungen, und zwar nach außerordentlich zarten und geschmackvollen Mustern, damit tapeziert. Als Schnupftuch, zum Abtrocknen des Schweißes wird selbst vom ärmlichsten Lastträger nur Papier gebraucht. Sämmtlicher Bindfaden wird aus Papier gedreht und ist fast so haltbar, wie der unsere von Hanf. Mäntel von gefirnißtem Papier dienen als Regenanzüge und sind vollständig wasserdicht; das Stück kostete uns 3 Thaler. Die sehr künstlich gebauten Schirme bestehen gleichfalls aus wasserdichtem Papier; das Stück bezahlten wir mit 3—4 Silbergroschen.

Landwirthschaftliches.

(Die Rüben müssen bei der Fütterung geschnitten werden.) Belgische Landwirthe haben im vorigen Herbst versuchsweise ihre Schafheerden in zwei gleiche Theile getheilt und die eine mit zerschnittenen Wurzelgewächsen, die andere aber mit ungeschnittenen gefüttert. Als Versuchsresultat ergab sich, nach Abzug der durch's Zerschneiden verursachten Kosten, daß der Vortheil auf Seite der ersten Abtheilung war, indem der Ertrag der mit zerschnittenen Rüben gefütterten Schafheerde 20 % mehr betrug. Also das Wurzelwerk zerschnitten oder möglichst klein gestampft.

Lebensphilosophie.

Beschäftigung kann Freude uns gewähren.
Der Müßiggang wird lästig, schafft nur Pein;
Dem Feuer gleicht der Geist,
Man muß es sorgsam nähren,
Mehrt man es nicht, wird's bald verloschen sein.

Bitter ist Wermuth; aber weit bitterer ist Armuth.

Verschiedenes.

Als ein Pröbchen des Berlinischen Humors mag folgender zeitgemäßer Kraftausdruck dienen, der bei Streitigkeiten zwischen unseren Jünglingen der Straße üblich ist: „Du ollet Dannewerk, wenn du nich gleich deine Missmde hältst, denn bau' ick dir ein Düppel jejen deine Büffelkoppel, deß de nach Alsen rüberfliegst!"

„Warum weinst Du denn so, Kätherle?" — „Sollt ich nit weine, Hochwürde? Mein Seppel muß ja unter die Schwalanzscheer!" — „Na, tröste Dich, er kommt ja in sechs Jahren zurück!" — „Ja, mein Herrgöttle, derweil hanni schon lang ein andern."

„Mein Herr," sagte eine Dame auf einem Balle zu einem Tänzer, „ich bedaure unendlich, bis zum Jahre 1872 engagirt zu sein; wenn Ihnen aber die erste Polka 1873 gefällig ist, dann stehe ich sehr gern zu Diensten."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 44. Dienstag, den 12. April 1864.

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Weder Franz noch seine Mutter ahnten diese Veränderung. Der Deichbauer hatte nicht die Gewohnheit, von seinen Entschlüssen vorher zu sprechen, erst wenn sie zur Ausführung gelangen sollten, theilte er sie mit. So auch dies Mal.

Sie saßen beim Mittagsessen, als Homann Georg seinen Entschluß mittheilte. Ueber das Burschen Gesicht glitt eine freudige, dunkle Röthe. In seiner Brust [illegible] Ehrgeiz, der bis jetzt nur wenig Gelegenheit gefunden hatte, sich hervorzuthun. Und noch ein anderer Grund trieb ihm das Blut in die Wangen. Mit der hübschen Tochter des reichen Wassermüllers hatte er sich heimlich verlobt, und die Wassermühle lag nahe dem Waldhofe. Noch wußte sein Vater von diesem Liebesverhältniß nichts, und so wenig er auch dagegen hätte einwenden können, so hielt Georg es doch mit ängstlicher Scheu geheim. „Nun, es ist Dir doch recht," fuhr Homann lächelnd fort, als er Georg's Erröthen bemerkte und dieser nichts erwiederte. „Du magst nun zeigen, ob ein guter Wirth in Dir steckt oder nicht. Morgen schon magst Du zum Waldhofe übersiedeln, ich werde noch heute alle Vorkehrungen dazu treffen."

Georg antwortete verlegen stotternd, daß er Alles thun werde, was in seinen Kräften stehe.

„Das erwarte ich," fuhr der Deichbauer ruhig fort. „Ich werde nach wie vor jeden Tag hinauskommen und selbst zusehen, wie es geht. Ich will nicht, daß Du Herr dort spielst, sondern daß Du Acht gibst, daß Alles so geschieht, wie ich es anordne. Zum Befehlen bist Du noch zu jung und hast noch Vieles zu lernen."

Es war ihm nicht entgangen, welchen Eindruck diese Nachricht auf seine Frau und Franz ausgeübt hatte. Er hatte es nicht anders erwartet. Beide waren bleich geworden. Starr vor sich auf den Tisch blickend, schien Franz zurückdrängen zu wollen, was in ihm stürmte und wurmte. Die Bäuerin warf Georg nur einen einzigen Blick zu. Aber dieser eine Blick verrieth deutlich genug, wie wenig sie ihn liebte.

Gespräch auf einen andern Gegenstand bringen.

Länger vermochte sich die Bäuerin nicht zu halten.

„Franz ist älter als Georg," sprach sie und ihre Stimme zitterte, weil sie ihre Aufregung zurückhalten wollte.

„Das weiß ich," entgegnete der Deichbauer ruhig. „Das Alter allein thut's nicht. Der Waldbauer war ein guter Mann, er stand mir an Jahren ziemlich gleich, aber die Wirthschaft verstand er dennoch nicht. Er hat wenig Glück damit gehabt. Es bleibt, wie ich es bestimmt habe."

Die Frau schwieg.

Da sprang Franz aufgeregt empor.

„Der Waldhof gehört mir!" rief er. „Mehr vermochte er nicht hervorzubringen.

Noch immer blieb der Deichbauer ruhig.

„Glaubst Du, daß Georg Dir Etwas davon nehmen wird?" erwiderte er. „Ich denke, er wird an dem Hofe, den ich ihm einst hinterlassen werde, genug haben."

„Niemand hat auf dem Hofe zu befehlen — außer mir!" rief Franz immer heftiger werdend.

„Ruhig Bursch!" unterbrach ihn der Deich-

Digitized by Google

bauer. „Dank' Gott, daß ich mich des Hofes angenommen habe, sonst hättest Du können in wenigen Jahren mit dem Bettelstabe einherlaufen. Ohne mich wäre er längst durch das Gericht verkauft, und nicht ein Hemd wäre Dir geblieben, wenn Alles hätte sollen bezahlt werden."

Franz zitterte. Seine Augen schlossen sich halb, und dennoch blickten sie funkelnd. Ohne zu zucken, ertrug er den Blick seines Stiefvaters. Alles schien an ihm bis auf's Aeußerste gespannt zu sein.

„Und ich will nicht, daß Georg auf meinem Hofe befehlt!" rief er bebend.

„Du willst nicht! Haha! Seit wann hast Du einen Willen, wenn ich befehle!" entgegnete Homann lachend. Sein Lachen war aber nur ein Zeichen jäh aufschießenden Zornes, denn heftig fuhr er fort: „Bursch, noch ein solches Wort zu mir, und Du sollst fühlen, daß ich noch Macht über Dich habe."

Franz war seiner Aufregung, seiner Sinne nicht mehr mächtig. Schnell, krampfhaft faßte er nach dem Messer, welches neben seinem Teller lag. Sein Arm zuckte empor.

Mit lautem Aufschrei fielen seine Mutter und Georg ihm in den Arm und hielten denselben zurück. Kraftlos ließ er ihn auf den Tisch sinken, nur das Messer hielt seine Hand noch fest; starr war sein Auge auf den Deichbauer gerichtet.

Dieser war erbleicht, aber nicht einen Zoll war er zurückgewichen, obschon des Wahnsinnigen Arm ihn hätte erreichen können. Seine Lippen preßten sich fest auf einander. Seine Augen glühten.

„Laßt ihn — laßt ihn!" rief er, indem er dicht vor Franz hintrat. „Ich bin neugierig, wie weit er es treiben wird. Nun?"

Er schien ruhig zu sein. Mit einem Male brach es aber in ihm los.

„Sieh, Bursch," rief er, indem er Franz im Nacken erfaßte und mit überlegener Kraft emporhob, als wäre er ein Kind von drei Jahren. „Sieh, Bursch, ich könnte Dich dem Gerichte überliefern, weil Du mit dem Messer nach mir gezuckt hast, in das Zuchthaus würdest Du kommen, und dort würde Dein Sinn schon gebändigt werden. Aber ich will's nicht thun, ich selbst werde Dich schon zähmen und bessern."

Ohne Mühe zog er ihn vom Tische fort, stieß ihn in eine kleine finstere Kammer neben der Stube, schloß die Thür zu und steckte den Schlüssel zu sich.

„Hier sollst Du sitzen, bis ich Dir selbst die Thür wieder öffne!" rief er und schritt mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab.

Regungslos und bleich saß seine Frau am Tische. Kein Wort hatte sie einzuwerfen gewagt. Des Burschen leidenschaftliche Hitze hatte ihr selbst Entsetzen eingeflößt.

„Das sind die Folgen Deiner Erziehung," wandte sich der Bauer an sie. „Du hast ihn immer in Schutz genommen, hast ihn verhätschelt und verwöhnt. Sein Wille hat gegolten, nun siehst Du, wohin das führt. Ich mag ihn nicht in's Zuchthaus bringen, aber ich befürchte, er wird auch ohne mich noch dorthin kommen.

Noch immer wagte die Frau kein Wort zu sprechen. Die Entschlossenheit ihres Mannes hatte ihr Furcht eingeflößt.

„Du wirst die Kammer nicht eher öffnen, bis ich es gesagt habe," fuhr er fort. „Du nicht ihm weder zu essen, noch zu trinken, Du sprichst auch nicht mit ihm — ich will es nicht. Hast Du verstanden?"

Sie schwieg.

„Hast Du verstanden?" wiederholte er.

„Ja."

Sie brachte dies eine Wort kaum heraus. Gewaltsam schien ihr die Brust zusammengeschnürt. Nur ihr Auge zuckte vor innerer gewaltiger Erregung.

„Du gehst morgen auf den Waldhof," wandte sich Homann an Georg, welcher regungslos vor Schrecken dasaß. „Es bleibt, wie ich es bestimmt habe. — Und Du schweigst über das, was hier vorgefallen ist," fügte er hinzu, dann verließ er das Zimmer.

Ins Freie mußte er. Die Luft im Hause war ihm zu drückend geworden. Bändigen mußte er den Buben, der gewagt hatte, das Messer gegen ihn zu erheben, und er sann nach, auf welche Weise dies am besten zu erreichen sei.

Er kehrte zurück in das Haus, und den ganzen Nachmittag und Abend verließ er das Zimmer nicht wieder. Er sah, wie seine Frau unruhiger und unruhiger wurde und errieth leicht, daß sie die Absicht hatte, dem

Digitized by Google

Buben aus dem Zimmer zu helfen oder ihm zu essen zu geben. Das sollte sie nicht, demüthigen und bändigen wollte er ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Aprilschicken.

Der Monat April hat sich das Privilegium angemaßt, alle Welt zu narren; denn am ersten April schickt man den Narren, wohin man will. Man schickt Den oder Jenen „in den April" heißt: man macht ihn zum Aprilnarren, und könnte man darum auch recht gut diesen Monat Monitenr April nennen. Das deutsche Alterthum weiß nichts vom Aprilschicken, und scheint dieser Gebrauch erst in den letzten Jahrhunderten von Frankreich aus zu uns herübergekommen zu sein, wiewohl derselbe auch in England nicht unbekannt ist. Philologen behaupten, daß der Name April von dem Worte „aperire", öffnen, komme, weil in dem genannten Monat für die Studirenden ein neues Semester, für die Zeitungsleser ein neues Quartal, für die Spaziergänger die Gartenrestaurationen und für die Spielenden die Spielsäle sich öffneten.

Der Monat April besitzt einen schlechten Leumund; doch ist er meist besser, als sein Ruf; denn bei den Landleuten gilt der erste April als ein Unglückstag, und Menschen und Thiere werden für Unglückliche angesehen, die an diesem Tage geboren werden. Hochzeiten und Kindtaufen werden in Folge dessen nie am ersten April gefeiert.

Der April gibt uns ein deutliches Bild des menschlichen Lebens in Hinsicht seiner Veränderlichkeit; denn auch das menschliche Leben hat seinen ersten und seinen letzten April. Kommt ein Mensch zur Welt, so heißt es, der Storch habe ihn gebracht: — das ist der erste April; stirbt er, so setzt man ihm einen Leichenstein, worauf in der Regel viel Rühmens und Preisens des Verstorbenen zu lesen ist: — das ist der letzte April. Die Zwischenzeit ist die Zeit der Täuschungen, in der nicht selten zuerst die Lehrer führen

„Herauf, herab und quer und krumm
Ihre Schüler an der Nase herum."

Ist man dieser Stufe entronnen, so fesselt man sich alsbald an die Hand einer schönen Dame und kommt nun nicht selten vom Regen in die Traufe; denn

„Ein Mägdlein nasführt dich!"

Auf alle Fälle ist der April verhängnißvoll; seine fünf Buchstaben sind die Initialen folgender fünf Worte: Aberglaube, Politik, Nabulist, Ideal und Liebe. Und wer wäre nicht schon durch eines dieser Worte zum Aprilnarren geworden!?

Landwirthschaftliches.

(Unfruchtbare Bäume tragbar zu machen.) Hierüber berichtet die „Fundgrube" das Folgende: „Ich wünsche Ihnen eine Methode zu beschreiben, um Fruchtbäume tragbar zu machen. Vor etwa 15 Jahren besaß ich einen kleinen Apfelbaum, welcher bedeutend abmagerte. Ich trieb einen Pfahl neben ihm ein, wand einen Bindfaden um einen Ast und band ihn an den Pfahl. Das nächste Jahr blühte der Ast schön, und keine andere Blüthe erschien am Baume; dies machte mich stutzig, und ich kam zu dem Schlusse, daß, da der Faden dicht herumgeschlungen war, er den Saft verhinderte, zu den Wurzeln zurückzukehren, und folglich Fruchtaugen bildete. Da ich ein paar Birnbäume hatte, groß genug, um zu tragen, welche jedoch nie geblüht hatten, nahm ich einen groben Bindfaden, wand ihn einige Mal um den Baum oberhalb der unteren Aeste und band ihn so dicht, als ich konnte. Den nächsten Frühling blühte die ganze Spitze über der Schnur so weiß wie ein Tuch, und nicht eine Blüthe war unterhalb des umschlungenen Fadens zu sehen. Ein Nachbar, welcher meinen Baum mit Birnen beladen sah, wendete diese Methode mit demselben Erfolge an. Ich habe seitdem den Versuch mit verschiedenen Bäumen angestellt und stets mit demselben Resultate. Ich denke, es ist besser, als die Wurzeln abzuschneiden. Früh im Sommer, im Juni oder Juli, winde man einen starken Bindfaden mehrmals um einen Baumstamm oder einen einzelnen Ast und binde ihn je dichter desto besser, und man wird mit dem Resultate zufrieden

Digitized by Google

seinz den nächsten Winter oder Frühling mag die Schnur entfernt werden. Diese Erfahrung, fügt die „Pomona“ hinzu, ist ganz richtig und bestätigt auch hier den sichern Erfolg des Zauberringes, mit dem dieses Verfahren fast gleich ist. Während bei diesem der Gast durch Unterbinden gebannt wird, ist er bei jenem durch das Herausschneiden eines Minderringes an einem Aste gebannt.

Lesefrüchte.

Eine unerschütterliche Tugend, Seelenstärke, Unabhängigkeit des Geistes von allem Aeußerlichen, das ist der letzte sichere Anker beim plötzlichen Zerfalle und Untergange aller uns erfreuenden Dinge.

Dann erst sehn wir Menschen, was uns heilsam war, wenn wir das Gute, was wir hatten, eingebüßt.

Verschiedenes.

In Mailand ist eine curiose Erfindung gemacht worden, welche überall bald Nachahmung finden dürfte und die wir nicht bloß zu Nutz und Frommen des Publicums, sondern namentlich auch zur Warnung für sämmtliche Herren Langfinger mittheilen wollen, welche letztere dabei ganz besonders interessirt sind. Die Erfindung besteht darin, daß man einen Taschendieb nicht nur auf frischer That fangen, sondern ihm beim Fange auch gleich eine vorläufige empfindliche Strafe bereiten kann. Der erste deßfallsige Versuch, der in Mailand gemacht worden, ist ausgezeichnet gelungen. Am 24. März Morgens sah man daselbst einen jungen Mann in's Gefängniß führen, dessen eine Hand sich in einer Eisenschlinge befand, die ihm entsetzliche Schmerzen zu verursachen schien, denn er schrie fürchterlich und hielt fortwährend die Hand unter Bitten und Flehen den Polizeibeamten hin, die ihn escortirten. Ein gewisser Andrea Varisco hat diese Schlinge erfunden, um Taschendiebe und Beutelschneider damit wie in einer Mäusefalle zu fangen. Man kann das Instrument ganz bequem in eine Rock- oder Paletot-Tasche stecken und es ist so construirt, daß die in eine solche Tasche fahrende Diebeshand bei der leisesten Berührung fest darin eingeklemmt bleibt. An gedachtem Tage ging besagter Varisco, um seine Probe zu machen, an einen Ort in Mailand, welcher als Lieblings-Rendezvous von Taschendieben bekannt ist. Sobald er einen Menschen in seiner Nähe bemerkt hatte, der ihm verdächtig schien, nahm er die Miene eines gaffenden Provinzialen an, zog eine prächtige silberne Dose aus der Tasche und steckte sie, nachdem er behaglich eine Prise genommen, in diejenige Tasche, in der er das fragliche Fangeisen placirt hatte. Der junge Mann, der ihm verdächtig erschienen, drängt sich bald an Varisco, fängt ein Gespräch mit ihm an und läßt indessen seine Hand in die Tasche gleiten, in der die silberne Dose verschwunden ist. Alsbald aber stößt er einen durchdringenden Schrei aus und ergreift zwar die Flucht, aber mit dem Fangeisen an der diebischen Hand, dessen er sich auf keine Weise selbst zu entledigen vermag. Er wird verfolgt, ergriffen und verhaftet.

„Aber Nicke,“ schalt die Madame ihr Dienstmädchen, „ist es nicht eine Schande, um ein halbes Pfund Kaffee vom Kaufmann zu holen, über eine Stunde fortzubleiben?“ — „Bitte um Entschuldigung, Madame,“ antwortete Nicke ganz treuherzig, „ick habe een janzes Pfund jeholt!“

Silbenräthsel.

Der Meister, der im leichten Tanze,
Der in Musik die Palm' errang,
Die schöne Fürstin vom Gesang
Zeigt Dir mein erstes Paar im Glanze.
Mein Drittes zog die Kriegeswoge
Wohl über dreißig Jahre hin.
Das Ganze liegt im schönen Lande,
Wo einst mit ungebeugtem Sinn
Ein noch verehrter Demagoge
Zuerst gerächt des Volks Schande.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 45. Donnerstag, den 14. April **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Als die Zeit herankam, wo er gewöhnlich sich zur Ruhe zu legen pflegte, befahl er, daß seine Betten ihm in das Zimmer gebracht würden. Seine Frau blickte erstaunt auf.

„Du willst hier schlafen?“ fragte sie.

„Ja. Ich will mich überzeugen, daß Niemand zu dem Buben eintritt.“

„Franz soll die Nacht über in dem engen, dunkeln Raume bleiben?“ fragte sie weiter, und das Blut stieg ihr in die Wangen.

„Er wird so lange darin bleiben, bis ich die Thür öffne.“

„Ohne Essen?“

„Ohne Essen,“ bestätigte der Deichbauer. Ihre Augen zuckten glühend. Sie athmete schneller, in ihr schien es zu kochen, dennoch bezwang sie sich.

„Homann,“ sprach sie und bemühte sich, ihrer Stimme einen weicheren Ausdruck zu geben; „Franz hat sich gegen dich vergessen, ich nahm ihn nicht in Schutz, aber strafe ihn nicht zu hart. Er darf die Nacht über nicht in dem Zimmer bleiben. Er hat nicht einmal ein Lager, auf dem er schlafen kann.“

„Nur vergessen hat er sich, wenn er ein Messer gegen mich erhebt?“ erwiderte der Deichbauer. „Glaubst du denn, er würde weicher gebettet sein, wenn ich ihn dem Gerichte überliefert hätte? Er bleibt, bis ich selbst die Thür aufschließe!“

„Sei nicht zu hart,“ warf die Frau ein. Sie vermochte schon nicht mehr zu bitten.

„Ich will hart sein,“ entgegnete er, „denn nur Härte und Strenge vermögen ihn zu bessern.

Er hatte diese Worte so bestimmt gesprochen, daß die Frau nichts zu erwidern wagte. Ohne Nachtgruß verließ sie das Zimmer. Als sie die Thür hinter sich geschlossen hatte, stand sie einen Augenblick still und warf einen drohenden Blick zurück. Dann schritt sie hastig auf ihre Kammer.

Der Deichbauer blieb in der Ausführung seines Entschlusses unerbittlich. Den ganzen folgenden Tag blieb er im Zimmer, und es war für seine Frau unmöglich, auch nur ein Wort durch die Thür mit Franz zu sprechen. Den hörte man in dem kleinen Raume nicht.

Die Angst seiner Mutter stieg mit jeder Stunde. Hätte er drinnen gelärmt, hätte er seiner heftigsten Wuth Luft gemacht, es würde sie beruhigt haben, sein Schweigen folterte sie und rief die bangsten Gedanken in ihr hervor.

Sie schwieg. Als sich ihr Mann aber anschickte, auch diese Nacht wieder in dem Wohnzimmer zu schlafen, trat sie entschlossen vor ihn hin.

„Oeffne die Thür — ich will zu meinem Kinde!“ rief sie, und aus ihrem Blicke sprach die höchste Leidenschaft.

Homann blieb vollständig ruhig.

„Wenn's Zeit ist, werde ich die Thür öffnen,“ erwiderte er.

„Ich will zu ihm!“ rief sie lauter und heftiger. „Du hast kein Recht, mich von ihm zu trennen, — du willst ihn morden — wäre ich nie dein Weib geworden!“

„Du hast Recht,“ entgegnete der Bauer, „es wäre für uns Beide besser gewesen, hätten wir diesen Schritt nie gethan — Glück ist nicht aus ihm erwachsen.“

Seine Ruhe steigerte ihren Zorn.

„Oeffne!“ rief sie laut, und die Wuth verzerrte ihr Gesicht. „Ich will zu ihm!“

Digitized by Google

— Sie eilte zur Thür und versuchte dieselbe gewaltsam aufzureißen.

„Franz, Franz!“ rief sie — drinnen blieb es still.

Mit eiserner Ruhe trat Homann an sie heran und schob sie von der Thür zurück.

„Du hast keinen Willen,“ sprach er fest. „Der Bube bleibt sitzen, bis ich die Thür ihm öffne, oder ich überliefere ihn dem Gerichte!“

Schluchzend vor Erbitterung stürzte die Frau aus dem Zimmer. Schlaflos brachte sie die Nacht zu. Jetzt wußte sie, daß sie ihren Mann haßte, daß sie ohne Mitleid ihn könnte sterben sehen. Um ihren Stolz zu befriedigen, um auf dem Deichhofe zu herrschen, hatte sie ihn geheirathet, — jetzt stand sie machtlos, willenlos, gedemüthigt da. Das würde sie selbst dem Manne nie verziehen haben, den sie innig geliebt hätte, und in wahrhafter Liebe hatte ihr Herz nie an dem Deichbauer gehangen. Sie sann auf Rache, war indeß zu aufgeregt, um irgend einen Gedanken zu fassen.

Als sie am andern Morgen zu ihrem Manne wieder in's Zimmer trat, war dieser ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre.

Er schien auf sie gewartet zu haben. Sie sah ihn den Schlüssel zu der Thür, hinter welcher ihr Sohn verborgen war, aus der Tasche nehmen und auf die Thür zuschreiten. Angst erfaßte sie. Bleich, zitternd trat sie zurück.

Der Deichbauer öffnete die Thür.

„Komm heraus!“ rief er in den dunkeln Raum.

Seine Stimme klang ruhig, aber befehlend, schneidend kalt.

Franz trat vor. Seine Wangen waren bleich, eingefallen. Seine tiefliegenden Augen blickten brennend. Auf seinen Stiefvater waren sie gerichtet, und ruhig hielt er dessen Blick aus. Ruhig, gelassen blieb er vor ihm stehen, als erwarte er seine weiteren Befehle.

Einige Secunden lang ließ der Bauer streng seinen Blick auf ihm ruhen.

„Hast du nun begriffen, was du im Sinne gehabt hast?“ fragte er dann.

„Ja,“ erwiderte Franz ruhig, gelassen.

„Hast du eingesehen, daß ich die Macht habe, dich zu bändigen?“

„Ja.“

„Gut, so soll das Geschehene vergessen sein. Jetzt laß dir zu essen geben.“

Der Deichbauer verließ das Zimmer.

Regungslos blieb Franz stehen. Er schien seine Mutter kaum zu bemerken.

Schluchzend und mit dem Rufe: „Mein Kind, mein armer Sohn!“, eilte sie auf ihn zu und schloß ihn in ihre Arme.

Er blieb unbeweglich, keine Miene seines Gesichtes zuckte.

„Du hast hungern müssen!“ rief die Frau noch immer heftig weinend.

„Ich bin nicht hungrig,“ erwiderte er mit tonloser Stimme.

„Nicht einmal ein Lager hast du gehabt, auf dem du hast schlafen können,“ fuhr sie fort. „Und ich durfte nicht zu dir.“

„Ich bin nicht müde gewesen — ich brauchte nicht zu schlafen,“ erwiderte er mit demselben Tone. Er klang unheimlich. In dieser Ruhe des Burschen lag etwas Erschreckendes.

„Du hast dich vergessen,“ fuhr die Frau fort, „aber er ist zu hart gegen dich gewesen, zu hart. Ich habe ihn gebeten — nichts hat geholfen. Gezittert habe ich, daß du dir ein Leid anthun möchtest!“

Sie überhäufte ihn mit Liebkosungen. Gleichgültig ließ er es geschehen.

„Hier hat er geschlafen, damit ich nicht zu dir kommen könnte. Nicht einen Augenblick hat er das Zimmer verlassen.“

„Ich weiß es,“ erwiderte Franz.

„Sieh, Franz,“ fuhr die Bäuerin mit sich steigender Leidenschaft fort. „Als ich ihn gestern Abend vergebens gebeten hatte, die Thür zu öffnen, als ich vergebens versuchte, zu dir zu gelangen, da sind wilde Gedanken in meinem Kopfe aufgestiegen. Rächen wollte ich dich und mich — rächen an ihm. Nur die Verantwortung einer Gewaltthat hielt mich zurück. Es ist gut, daß ich mich bekämpft habe — ich hätte uns Beide unglücklich gemacht.“

„Ja, es ist gut, daß du es nicht gethan hast,“ entgegnete der Bursch.

Weiter sprach er kein Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Verkehrs-Anstalten bis heute, vor und nach der Sündfluth.

Humoristische Studie von Al. Mair.

„Verkehr! — Verkehr!“ — so heißt die Parole des politischen Tages — Verkehr ist die Pulsader des nationalen Lebens, — so ruft man jetzt vom Catheder herab, so schreit man jetzt auf der Bierbank, und wirklich scheint die Welt im Verkehr zu sein, denn die Vernunft macht selten verkehrte Fronte, und das Herz nimmt eine verkehrte Richtung an.

„Verkehr schafft National-Reichthum,“ brüllt ein Geldidiwe und weiset dabei auf England, das nur Ueberreiche und Ueberarme hat.

„Verkehr macht jede Hungersnoth unmöglich,“ — faselt ein Blättchenschreiber, der schon manches Titelblatt nationalökonomischer Werke gelesen hat, und er hat Recht, denn wir sehen ja, wie die Lebensbedürfnisse immer mehr steigen in den gesegnetsten Jahren, so daß bald jede Hungersnoth unmöglich, Hungersüberfluß dagegen desto möglicher wird. Was liegt daran, wenn unsere Ochsen nach Frankreich und unser Getreide nach der Schweiz wandert, wir bekommen ja Cylinderuhren und Crinolinenreife dafür herein, und wir dürfen nur von den Lebensbedürfnissen möglichst wenig bedürfen, so dürfte sich Alles ausgleichen.

Uebrigens haben wir den Verkehr schon seit Erschaffung der Welt. Gott verkehrte mit den ersten zwei Menschen, und diese hinwieder verkehrten so miteinander, daß bald Mehrere verkehrten, bis nun heutzutage so ziemlich Alles verkehrt. Würde übrigens dieser Verkehr stocken, so würde wohl bald Alles stocken, aber das haben wir nicht zu befürchten, so lange die Curatelacten immer dicker und die Taufregister immer länger werden.

Jede Minute werden auf der Welt etwa vierzig Menschen geboren, — ein artiger Verkehr, — und nehmen wir den nächsten Besten selbst her, so sehen wir, daß der Mensch selbst eine lebendige Verkehrs-Anstalt ist. Das Hirn bedeutet den Generaldirector, das Blut ist die Dampfkraft, die Nerven sind die Verbindungswege, das Fleisch ist das gut besoldete Beamtenpersonal und die Knochen sind die Bahn- und Wechselwärter, die so nichts zu nagen und zu beißen haben.

Nach Moleschott ist auch das Denken nur eine Folge des Verkehrs und Wechsels des Stoffs. So ließe sich dann die Seele als ein Dampfboot erklären, das im Zweifel der Ewigkeit schwimmt und nicht weiß, wo es landen werde.

Das ganze menschliche Leben ist auch wie ein Bahntrieb. Vom ersten bis zehnten Jahre wird die Locomotive Mensch geputzt, geheizt und dann aus dem elterlichen Maschinenhause in die eingeplankte Halle des Lebensvorhofes, in die Schule, hinausgeführt und probirt. Vom zehnten bis zwanzigsten Jahre wird sie angespannt, — an den Zug der menschlichen Gesellschaft gebunden und macht Probezüge, um sich einigermaßen mit den Wechseln vertraut zu machen. Vom zwanzigsten bis dreißigsten Jahr macht sie nur Eilzüge mit und ist glücklich, wenn sie die raschen Bewegungen ertrug und nach dieser Zeit nicht eine völlig ausgelaufene Maschine ist. Von dreißig bis vierzig Jahren kommt sie an den gemischten, das ist an den Personenzug mit Gütern. Mann und Weib sind die Personen, und sehr oft Schuldscheine, Leihhauszettel und Kinder die einzigen Güter, die sie mitführen, — wirklich eine böse Mischung!

Wie der Mensch überall, nur nie nach seinem innern Werthe, klassifizirt wird, so auch bei der Eisenbahn. In der letzten Classe fahren in der Regel die Taglöhner, Arbeiter und niederen Staatsbediensteten. Diese Classe hat luftiger gebaute Waggons, weil der Arbeiter viel an die Luft gewohnt ist und der Kleinbedienstete viel von der Luft leben muß. Man hat hier das Angenehme, in die Wagen gesperrt zu werden, wahrscheinlich um bei etwaigem Anstoße, oder wenn das Ganze aus dem Geleise geht, gerade diesen Passagieren jeden freien Sprung unmöglich zu machen.

Es gibt verschiedene Züge bei der Eisenbahn und im Leben.

Der schönste Zug im ganzen Leben ist die Jugend. Da ist das Herz die Locomotive, Glaube der Heizer, Hoffnung der Maschinenführer und Liebe die Bahn, auf welcher die Locomotive Herz dahinsauft, vorbei an den

Digitized by Google

Haltstellen der Vernunft und des Verstandes und unbekümmert um die schiefe Ebene des Lebens. Ist die Locomotive Herz durch das vielerlei Herumfahren in den Curven der Beständigkeit abgenützt, so hat der Führer Hoffnung seine liebe Noth, sie im Geleise der Natürlichkeit zu erhalten. Selten kömmt er damit an das Ziel, geräth gewöhnlich in die Nacht und Nebel des Schicksals, übersieht da den Wechsel des Glücks und stößt dann mit dem entgegenkommenden Güterzuge der bitteren Erfahrung so heftig zusammen, daß die Bahn der Liebe unterbrochen, der Heizer Glaube verletzt, der Führer Hoffnung getödtet und die Locomotive Herz zerrissen wird.

Je nachdem man gerne schnell abfährt oder gut ankommt, hat man auch in der Liebe verschiedene Züge. Sieht zum Beispiele der Jüngling auf dem Ball ein Mädchen, nach welchem es ihn zieht, und er erklärt sich sogleich, so benützt er den Eilzug. Er zieht sich, um der Aufmerksamkeit der Ballgäste zu entgehen, mit ihr in die Nebenzimmer, das ist der Liebe Separatzug. Aber auch hier nicht wünschenswerth unbeachtet, ziehen Beide die Stille der Nacht vor, das ist der Nachtzug. Während hier im kalten Zuge der Jüngling Bekenntnisse seiner glühenden Neigung mit den Zähnen klappert, gesteht die Jungfrau, daß sie kein Geld, wohl aber ein Herz voll Liebe habe und dieses erst ihm am Altare weihen könne. Diese Erklärung macht einen vermischten Zug, der sich durch den plötzlichen Stoß trennt, weil die Bindungsmetalle zu geringer Qualität sind. Dadurch fährt der vordere Theil des Zuges, nämlich das Mädchen — ab, während der hintere Theil, der Jüngling, auf dem Geleise zurückbleibt und auf eine Aushilfsmaschine wartet.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Die vier Viertel des Lebens.) Ein Philosoph, der einen Strom überschiffen wollte, bestieg ein Boot. Während der Ueberfahrt fragt er den Fährmann: „ob er Arithmetik verstehe?“ — „Arithmetek? Nein, davon habe ich noch nichts gehört,“ war die Antwort. Der Philosoph entgegnete: „Es thut mir leid, denn ein Viertel Eures Lebens ist verloren.“ Wenige Minuten darauf fragte er wieder: „Versteht Ihr Etwas von der Mathematik?“ Der Fährmann lächelte und entgegnete: „Nein!“ — „Ach!“ rief der Philosoph, „ein zweites Viertel Eures Lebens ist verloren!“ Eine dritte Frage des Philosophen lautete: „Habt Ihr Kenntnisse in der Astronomie?“ „Ach nein, lieber Herr!“ — „Nun, so ist ein drittes Viertel Eures Lebens verloren.“ Gerade in diesem Augenblick stieß das Boot auf eine Felsenspitze und begann zu sinken. Der Fährmann sprang auf, warf seinen Rock ab und fragte mit ängstlicher Miene: „Könnt Ihr schwimmen?“ — „Nein,“ war des Philosophen Antwort. „Nun, so setzt Euch schnell auf meinen Rücken, sonst sind alle vier Viertel Eures Lebens verloren!“

(Merkwürdiger Traum.) Der Kaiser von Japan träumte mehrere Nächte hindurch immer dasselbe. Gerade um Mitternacht schien es ihm, als zögen drei Mäuse über sein Bett, eine fette, eine magere und eine blinde. Das bekümmerte ihn sehr und er ließ alle Räthe des Staates und alle Gelehrten kommen, um zu erfahren, was das bedeute? Aber Niemand wußte es. Da erinnerte sich einer der Bedienten, daß ein gemeiner Soldat unter der Leibwache sei, welcher verstehe, Träume auszulegen. Der Soldat wurde vor den Kaiser geholt und zur Auslegung des sonderbaren Traumes aufgefordert. Er aber weigerte sich dessen, bis ihm mit kaiserlichem Worte versprochen worden war, daß ihm nichts geschehen dürfe, die Auslegung möge ausfallen, wie sie wollen. Da sagte er: „Die fette Maus bedeutet Euer Majestät Beamten, die magere Maus Euer Majestät Unterthanen, die blinde Maus Eure Majestät selbst.“ Der Kaiser von Japan wurde hierauf sehr nachdenklich und ließ Alles beim Alten.

Auflösung des Silbenräthsels in Nro. 44.

Solothurn.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Bühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 46. Samstag, den 16. April **1864.**

Die Veilchen.

Schon rief der Frühling sie als Erstlingsblüthen der Natur,
Die sie gedeihen läßt ohn' Menschensorg' und Pflege; —
Und doch entsenden sie den feinsten Duft hin durch die Flur,
Bedürfen Gärten nicht, — blüh'n einfach, still am Wege.

Euch Mädchen gibt's ein Bild, das zeigt, wie so ein Veilchen blüht,
So bleibt natürlich auch in allen Lebenslagen;
Zu heben sich durch Prunk, ist eitle Thorheit nur bemüht;
Das wahre Schöne braucht den Kopf nicht hoch zu tragen!

Laßt walten, wo ihr seid, nicht übertüncht vom äußern Schein,
Die Wahrheit um euch her und seid mit euch zufrieden; —
Nur dann beglücket ihr, bleibt froh, der Seelenfrieden rein,
Habt ihr den Veilchen gleich Coquetterie vermieden!

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Franz blieb still und gefügig. Sein Trotz schien geschwunden zu sein. Dann und wann brach sogar eine laute Heiterkeit bei ihm hervor, die früher äußerst selten gewesen war.

Nicht ohne Genugthuung und Freude bemerkte der Deichbauer dies und hielt es für eine Folge seiner Strenge. Er hatte sich vorgenommen, das Geschehene zu vergessen, und da Franz ihm jetzt keine Gelegenheit zum Unwillen bot, war er freundlich gegen ihn, und mehr und mehr schwand der Unwille, den er gegen ihn gefaßt hatte.

Franz ging jetzt häufiger als früher des Abends fort, um mit dem Waldhüter zu verkehren. Selbst das ließ der Deichbauer geschehen, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Nach seinem Sinne wäre es freilich nicht gewesen, wenn sein Sohn mit eines Waldhüters Tochter ein Liebesverhältniß angeknüpft hätte — dies war Franzen's Sache, und er hielt es für nicht mehr als jugendlichen Leichtsinn. In zu enge Fesseln mochte er ihn nicht legen, um seinen kaum gebändigten Trotz nicht mit Gewalt wieder hervorzurufen.

Alles ging jetzt besser auf dem Deichhofe, als nach dem Vorfalle irgend Jemand vermuthet hatte. Die Bewohner desselben lebten friedlich neben einander. Fehlte es diesem Leben auch an wirklicher Innigkeit und Vertraulichkeit, so fiel dies weniger auf, da diese überhaupt sich auf dem Hofe nicht heimisch gemacht hatten, seitdem Homann sich zum zweiten Male verheirathet hatte.

Auch auf dem Waldhofe stand es gut. Georg hatte alle Kräfte daran gesetzt, die Erwartungen seines Vaters zu erfüllen. Er scheute keine Mühe und Arbeit, wußte er doch, daß er des Abends nur wenige Schritte zu gehen brauchte, um an der Seite eines Mädchens Erholung zu finden, das er mit jedem Tage inniger liebte und das ihm mit einem eben so reinen treuen Herzen entgegenkam, als er sich selbst bewahrt hatte.

* * *

In der ungefähr eine Stunde von dem Dorfe entfernt gelegenen Waldschenke war

Digitized by Google

Tanz. Die Burschen und Mädchen aus den zunächst gelegenen Dörfern kamen dorthin. Es tanzte sich noch einmal so schön auf dem unter einer mächtigen Linde angebrachten Tanzboden, als in dem engen, niedrigen Saale, in Hitze und Staub. Ueber sich das grüne, hochgewölbte Blätterdach, ringsum frische Luft und Sonnenschein, und wie die Klänge der Musik in dem Walde ringsum wiederhallten! das war eine doppelte Lust!

Auch Georg und Franz waren zum Tanz gegangen. Zum ersten Male hatte Georg die mit ihm heimlich versprochene Geliebte zum Tanze geführt, und sein Herz schlug hoch und lustig. Laut in den Wald hinein hätte er sein Glück ausrufen mögen. Wie schön das Mädchen aussah in dem Sonntagsschmuck, mit frischen Blumen in den Haaren! Wie lieb ihre Augen ihn anblickten!

Franz hatte keine Tänzerin. Still lehnte er an einer der Linden. Sein glühendes Auge verfolgte Georg's Tänzerin. Er hatte längst errathen, daß sie mit Georg heimlich versprochen war. Er wußte, daß sie sich des Abends in dem Garten ihres Vaters trafen. Der Waldhüter hatte es ihm längst erzählt und er selbst hatte sich davon überzeugt.

Wohl stand auch des Waldhüters Tochter neben dem Tanzplatze und schaute zu. Ihr Auge blickte oft verlangend zu Franz hinüber — er hatte kaum einen Blick für sie. War sie auch seine Geliebte, so schämte er sich doch, dies offen zu zeigen, und nimmermehr würde er mit ihr getanzt haben.

Er hatte ja nie die ernstliche Absicht gehabt, sie zu heirathen. War sie auch hübsch, so war sie doch arm und eines Waldhüters Kind. Seine Pläne gingen höher und weiter.

Auf Georg's Geliebte hatte er das Auge gerichtet und seine Wangen glühten, weil er sah, daß sie nur für Georg zu leben schien. Alle anderen Burschen, welche mit ihr tanzen wollten, wies sie ab.

Auch der Deichbauer war auf eine Stunde zur Waldschenke gekommen. Das schöne Wetter hatte ihn verlockt, und der Weg durch den Wald war kühl und angenehm. Sein Herz schlug laut und freudig, als er Georg mit des Wassermüllers Tochter tanzen sah und bemerkte, wie vertraut die Beiden zu sein schienen. Wie die Wangen seines Jungen vor Gesundheit und Freude glühten!

„Schaut, Müller," sprach er zu dem neben ihm stehenden Wassermüller, indem er auf dessen Tochter und Georg hinwies. „Wie schmuck die Beiden sich machen. Haha! Die scheinen sich heut auch nicht zum ersten Male zu sehen. Wie vertraulich sie die Köpfe zusammenstecken! Ich möchte wetten, dahinter steckt mehr. — Nun wenn's Euch recht ist, so hab' ich auch nichts dagegen, wenn aus den Beiden einmal ein Paar wird. Euer Mädchen gefällt mir und ich weiß, daß es sich brav hält. Sie könnte der Georg mir als Tochter auf den Hof bringen, und bekäm' sie keinen Pfennig von Haus mit."

„Mir ist's recht," erwiederte der Wassermüller, der längst wußte, daß die Beiden heimlich mit einander versprochen waren. „Einen besseren Eidam als Eueren Jungen wünsche ich mir nicht. Kann ich Euch auch nicht gleichkommen, Homann, leer lasse ich das Mädchen auch nicht ziehen. Ich denke, ein paar Thaler finde ich noch zusammen in der Mühle, und ich habe ja nur noch einen Jungen außer dem Mädchen!"

Lachend klopfte er sich auf die Tasche, und darin klangen harte Thaler. Außer dem Deichbauer war er ja der reichste Mann im Dorfe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verkehrs-Anstalten bis heute, vor und nach der Sündfluth.

Humoristische Studie von Al. Mair.

(Schluß.)

Die Staaten müssen von Eisen umgeben sein, — sagen die Nationalökonomen, — und die Damen haben das scharfsinnig aufgefaßt, indem sie zu ihrem Staat sich auch mit Eisen oder Stahl umgeben. Bei der Eisenbahn liegen die Schienen auf den Schwellen, bei den Damen aber muß das Eisen durch Entfernung von den Schienen den Bahnkörper schwellen. Seit die Damen hiedurch die Gestalt einer Drehscheibe annehmen, hat man sie überhaupt oft schon mit Eisenbahnen ähnlich gefunden, allein ich fand eher Gegensätze. Geht zum Beispiele ein Zug neben hinaus,

Digitized by Google

so ist das für alle Mitfahrenden gefährlich, geht aber eine Frau neben hinaus, so ist das nur für Den gefährlich, der mit ihr durch's Leben fahren muß.

Die Idee zur Eisenbahn finden wir schon im alten Testamente, worin geschrieben steht, daß Elias in einem feurigen Wagen und feurigen Rossen in den Himmel fuhr. Eine solche Steigung könnten die heutigen Ingenieure nicht überwinden.

Die Eisenbahnen, sagt man, befördern Handel und Wandel, und doch kann man gerade mit den Eisenbahnen weder handeln, noch wandeln.

Eisenbahnen werden entweder vom Staat gebaut, der dann immer eine Centralstelle mit so und so viel Räthen schafft, um zu beweisen, daß ein Rath nicht blos theuer, sondern ein guter Rath auch selten sei; oder sie werden von Actionären gebaut, welche aber immer weniger den Bau, als ihren Beutel im Auge haben. Actionäre speculiren, und wenn Göthe sagt: „Ein Kerl, der speculirt, ist wie ein Vieh auf dürrer Haide, von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt und rings um ihn liegt schöne grüne Weide;" — so können ihm die Actionäre beweisen, daß dies auf sie nicht passe. Die Actionäre haben stets gezeigt, daß eine Compagnie, welche stets zusammenhält, mehr ausrichtet, als ein Heer, das nicht zusammenhält.

Wenn Actionäre eine Bahn an den Staat abtreten, so rechnen sie rund ab, damit man keine Brüche sieht.

Das Reisen auf der Eisenbahn ist weitaus nicht das Schönste; denn wird man von den Herrn Conducteuren nicht schon wie ein Koffer expedirt, so braucht man nur ein kleiner Pechvogel zu sein, um zur Rechten einen Pferdejuden, zur Linken ein Kind, das die schreiende Gicht hat, und als vis-à-vis einen betrunkenen Bauern und einen Hektiker, der nicht zwei Minuten leben kann, ohne drei Mal gehustet zu haben, — als Gesellschaft zu bekommen. Viel angenehmer ist das Reisen auf dem Dampfboote. Auch die Idee zur Schifffahrt finden wir schon im alten Testamente, als der liebe Gott dem Herrn Noa dictirte, daß und wie er sich eine Arche bauen und gehörig außen und innen mit Pech verschmieren solle. Noa hat unter Leitung Gottes zu dem Bau der Arche hundert Jahre gebraucht. Das muß das Pech gemacht haben, und da ein altes Sprichwort sagt: „Gott verläßt die Deutschen nicht," so muß das Pech auch schuld sein, daß die deutsche Flotte so lange braucht! —

Für Leute, welche hoch hinauswollen, wäre der Luftballon das beste Verkehrsmittel. Er hebt sich durch Dunst und Nebel von Unten nach Oben, hält statt bei Stationsgebäuden bei Luftschlössern an und hat schon Manche in's ewige Leben spedirt. Zu diesem Gedanken mag die Reiseart des Propheten Habakkuk geführt haben, welchen ein Engel beim Schopf nach Babylon trug, um dem armen Daniel in der Löwengrube Speise zu bringen.

Für Leute, welche nur kurze Strecken oder nur wenige Zeit mit gleicher Gesellschaft reisen wollen, ist das beste Verkehrsmittel der Omnibus. Dieser gleicht so manchen Frauenherzen, welche auch ihre Passagiere auf jeder Lebensstation aus- und einsteigen lassen.

Nun ist noch ein Verkehrsmittel übrig, das nicht Personen und Güter befördert, aber Gedanken und Worte, — der Telegraph. Auch von diesem gilt das Sprichwort: „Nichts Neues unter der Sonne," denn schon der erste Verkehr nach Erschaffung der Welt war eine Art telegraphischer, indem Adam und Eva Gott nicht sahen, als er rief: „Adam, wo bist du?" und dieser entgegnete: „Herr, wir sind nackt; wirf mir doch einen Frack herunter!" — „und mir," setzte Eva bei, „ein Paar Strümpfe und Stiefletten, es ist moralischer und nimmt sich der Fuß besser aus."

Später lesen wir, daß statt eines Feldtelegraphen David in das Heerlager des Saul hinübergeschrieen habe. Das würde heute als ungezogen gelten, da man zum Anschreien gezogene Kanonen hat.

Der jetzige Telegraph, der electromagnetische, ist ziemlich vollkommen und läßt sich mittels dessen ein „Helf Gott" so gut über's Meer tragen, wie eine ganze Kammerrede.

Die Liebe hat den Telegraphen schon gekannt und als eines ihrer Verkehrsmittel mit electromagnetischer Wirkung längst gebraucht, bevor man Zink und Kupfer kannte.

Digitized by Google

Damals war es noch eine selige Zeit, als die Verbindungswege von einem Orte zum andern noch so einfach waren, wie die Wege von einem Herzen zum andern. Der Fluß war der Kanal, der eine Seele mit der andern verband und durch welchen die Schifflein der reinen Empfindung hin und wieder zogen. Als es noch keine andere Verkehrsanstalt gab, als die der Natur, da war Alles natürlich, von der Geburt bis zur Ehe, von der Ehe bis zum Tod. Die Geburt telegraphirte den neuen Ankömmling, die Liebe war die Gärtnerbahn, und Ehe das Segelschiff, das ruhig die klaren Wellen eines ungeschminkten Lebens durchfurchte, und der Tod war der Luftballon, der die vorwurfsfreie Seele in die ewige Heimath trug. —

Die ersten Reisen, der erste eigentliche Verkehr war zu Fuß, wie Moses mit seinem Heere Juden von Aegypten nach Kanaan zog. Jakob reiste schon besser. Er ritt mit seinen Söhnen von Kanaan zu seinem Sohne Joseph nach Aegypten — auf Eseln. — Diese werden heutzutage nur mehr von Damen auf den Höhen benützt, und auch Hofmeister reisen gerne mit Eseln. In Italien, Spanien und dem Oriente sind die Sänften zu Hause, welche auch von Eseln getragen werden. Als man einsah, daß man mit Eseln nicht vom Flecke kommt, kamen die edlen Pferde an den Wagen. Mit dem Wachsen und Ausdehnen von Industrie und Handel machte sich die Nothwendigkeit einer leichtern, billigern und schnellern Beförderung fühlbar: der Geist band dem Rade die Flügel an, und der Dampf, welcher bald Alles regieren wird, bekam hier seine bedeutendste Verwendung.

Wir haben und sehen nun überall Dampfwagen, Dampfmaschinen, Dampfschiffe, Dampfwürste, Dampfnudeln und Hausdampfe, — kurz — Dampf auf allen Seiten. —

Wohin wird es noch gehen? Denn stehen bleiben kann und darf Nichts, wenn es auch noch so weit ist, denn es geht ja Alles rascher — selbst das Leben. Ich weiß keine Antwort darauf. Ob der Thurmwächter mit einem Ballon in seine hohe Wohnung steigen, ob die Hausfrauen vom achten Stock mit der Eisenbahn in den Keller fahren, ob die Lastträger an jeden Fuß eine kleine Dampfmaschine anschnallen, oder ob am Ende, wenn Holz und Kohle mangelt, Alles mit Wind getrieben wird, — wer will es sagen? Der Wind wird jedenfalls noch eine große Rolle spielen. Mit Windesflügeln jagt schon jetzt Alles nach Gold. Wind und Schwindel regieren die Gesellschaft. Die langsamen, aber sichern Boten der alten Zeit; Redlichkeit, Charakter und Ehre verlieren sich immer mehr; denn man kommt ja mit ihnen nicht vorwärts, und doch drängt und schreit Alles: Vorwärts! vorwärts! hinweg über Noth und Haß, bis die Einen zu spät und die Andern zu früh ausrufen müssen:

„Jetzt ist der Teufel los!“

Landwirthschaftliches.

(Garten-Wege lange vom Grase rein zu halten.) Man nimmt nach Größe des Bedarfs 50—60 Maß Wasser, 20 Pfd. ungelöschten Kalk und 2 Pfd. Schwefel, siedet Alles in einem Kessel und gießt dann die daraus entstandene Lauge auf die Gartenwege, wo mehrere Jahre kein Gras mehr hervorsprossen wird.

Verschiedenes.

„Kennen Sie etwas Langweiligeres als englische Soireen und als die Engländer im Allgemeinen?“ mit dieser Frage wandte sich, in einer der letzten Abendgesellschaften im englischen Gesandtschaftshotel in Paris, ein Mitglied des legislativen Körpers an Lord Cowley, den er nie gesehen, obgleich er bei ihm zu Gaste war. „Sie haben vollkommen Recht“, lächelte der englische Diplomat, „aber Sie sind jedenfalls weniger zu beklagen als ich. Sie können sich entfernen; ich aber kann es nicht — als Wirth des Hauses.“ Man denke sich die lächerliche Figur eines bonapartistischen Deputirten.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbichler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 47. Dienstag, den 19. April **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

„Und Euer Junge macht sich gut auf dem Walthofe?“ fragte der Wassermüller weiter.

„Ich bin mit ihm zufrieden,“ entgegnete der Deichbauer. „Freilich muß er noch Manches lernen, ehe ich ihn selbstständig wirthschaften lassen kann, aber es steckt Kern in dem Jungen.“

„Und Franz?“

„Es geht besser mit ihm, dennoch fürchte ich für seine Zukunft. Es ist zu viel Leichtsinn und Leidenschaft in ihm. Wenn Der den Walthof erst einmal selbst bewirthschaftet, wird es schnell mit ihm wieder zurückgehen.“ Die beiden Männer schritten weiter. Franz hatte in ihrer Nähe gestanden und unbemerkt ihre Worte belauscht. Die Augen halb geschlossen, blickte er ihnen nach, um seinen Mund zuckte ein spöttisches Lächeln. Und dann wieder schaute er nach des Wassermüllers Tochter hinüber, die mit ihren von dem Tanzen gerötheten Wangen doppelt schön aussah.

Ein neuer Tanz begann. Einen Augenblick schien er noch zu zögern, dann trat er entschlossen auf das Mädchen zu, um mit ihm zu tanzen. Halb überrascht und halb erschreckt blickte das Mädchen Georg an, der an seiner Seite saß. Er verstand den Blick.

„Du willst auch tanzen!“ rief er lachend. „Das ist recht, aber such' dir ein ander Mädel, heute tanzt die Gertrude nur mit mir.“

Franz warf ihm einen stechenden Blick zu, ohne ihm zu antworten.

„Bin ich die nicht gut genug?“ fragte er das Mädchen. Gertrude wich seinem Auge aus. Sie waren zusammen fast aufgewachsen, immer hatte sie sich indeß durch seinen Charakter abgestoßen gefühlt. Ein unheimliches Gefühl erfaßte sie in seiner Nähe — sie fürchtete ihn.

„Doch — doch,“ erwiderte sie stotternd, verlegen. „Ich habe Georg versprochen —“

„Du mußt mit mir tanzen,“ unterbrach sie Franz trotzig und erfaßte ihre Hand.

„Laß sie los, Franz!“ rief Georg, seine Hand zurückschiebend. „Sie ist meine Tänzerin, und die kann Niemand zwingen, mit ihm zu tanzen!“

Georg war noch immer nicht recht aufgeregt. Aus Franzen's Wangen wich das Blut, als er sich von Dem, den er so glühend haßte, berührt fühlte.

„Rühre mich nicht an,“ rief er. „Du wirst mich am Wenigsten daran hindern!“

Gewaltsam suchte er das Mädchen mit sich fortzuziehen.

„Georg, Georg!“ rief Gertrude sich sträubend.

Auf's Neue legte sich Georg's Hand auf seinen Arm und hielt ihn zurück.

„Sei kein Thor, Franz, du siehst, daß sie nicht mit dir tanzen will,“ sprach er.

Heftig stieß Franz ihn zurück. Seine Lippen waren fest auf einander gepreßt, seine Augen zuckten. Schon schien er seiner leidenschaftlichen Erregung nicht mehr Herr zu sein.

Unfehlbar würde es zwischen den beiden Burschen eine tüchtige Rauferei gesetzt haben, wären nicht Mehrere dazwischen gesprungen. Franz wurde von ihnen zurück und von dem Tanzplatz gedrängt, und Alle stellten sich offen auf Georg's Seite.

Franz zitterte vor Wuth und Aufregung. Kein Wort kam über seine Lippen, selbst da nicht, als er die Waldschenke verließ und lautes, höhnendes Gelächter ihn nachschallte.

Digitized by Google

In dem Walde warf er sich in dichtem Gebüsch nieder. Allein wollte er sein — keinen Menschen sehen, denn er haßte sie alle. Sein Gesicht war bleich, seine Augen waren halb geschlossen.

Regungslos lag er da. Nur dann und wann, wenn die Musik aus der Waldschenke zu ihm herüberschallte, zuckte er zusammen. Eine wilde, unbezähmbare Leidenschaft zu dem Mädchen, das nicht ein Mal hatte mit ihm tanzen mögen, war in ihm erwacht. Der Gedanke, daß sie einem Anderen angehören könne, trieb ihn fast zum Wahnsinn. Und Georg liebte sie — er sollte sie besitzen!

Er sprang auf. Dem Dorfe schritt er zu. Kein Zeichen der Erregung war mehr an ihm zu bemerken. Vollständig ruhig erschien er. Nur war er bleicher, als gewöhnlich.

Der Deichbauer war erstaunt, ihn so früh nach Hans kommen zu sehen.

„Nun, du hast sicher die rechte Tänzerin nicht getroffen, sonst wärst du noch nicht hier!“ rief er.

„Ich habe gar nicht getanzt,“ erwiderte Franz. „Ich mache kein Glück bei den Mädchen.“

Der Bauer lachte laut auf.

„Junge, das hätte ich in deinem Alter nicht eingestanden, und hätte mein Leben davon abgehangen!“ rief er.

Franz zuckte schweigend mit den Achseln. Er klagte über Kopfschmerzen und bezab sich zur Ruhe, alle Mittel und Unterstützung seiner Mutter zurückweisend.

Am folgenden Morgen war Alles auf dem Deichhofe wieder in voller und gewohnter Thätigkeit. Waren die Knechte auch erst gegen Morgen aus der Waldschenke heimgekehrt, zur rechten Zeit mußten sie dennoch zur Hand sein, und lässig in der Arbeit durften sie sich noch weniger zeigen. Auch Franz war wieder bei der Arbeit.

Es war ein schöner, sonniger Morgen. Der Deichbauer stand in der Thür seines Hauses und überblickte den Hof, wo seine Leute arbeiteten. Er gedachte des Gespräches, welches er am Tage zuvor mit dem Wassermüller gehabt hatte. Es war ihm lieb, daß Georg gerade an diesem Mädchen Gefallen gefunden hatte. Er trachtete nicht nach Geld, und doch erfüllte ihn der Gedanke mit Freude, daß sein Sohn noch mächtiger dastehen werde, als er selbst, wenn er den Reichthum des Wassermüllers mit dem Deichhofe verband.

Ein Knecht von dem Waldhofe stürzte auf den Hof. Er war bleich, erschreckt. Er sah den Deichbauer nicht und fragte nach ihm. Wenige Worte theilte er den Arbeitern mit, und auch sie erschracken und blickten angstvoll nach dem Deichbauer.

„Was gibt's?“ rief dieser. „Hier bin ich, wenn du mir Etwas mitzutheilen hast. Was ist los?“

Scheu, zaghaft trat der Knecht näher.

„Was gibt's?“ wiederholte der Deichbauer ruhig, denn was konnte es sein? Irgend ein Unfall in der Wirthschaft — nun das schlug ihn nicht sogleich darnieder.

„Herr, Herr —“ stammelte der Knecht. Mehr brachte er nicht hervor.

„Nun, was ist denn?“ rief Homann ungeduldig. „Es wird uns nicht sogleich an's Leben gehen — sprich!“

„Der Georg — Euer Sohn — —!“ wieder stockte der Knecht.

Der Deichbauer zuckte erschreckt zusammen.

„Georg — Georg — sprich — was ist mit ihm?“

„Er liegt draußen — am Walde — auf dem Wege von der Wassermühle — —!“

Der Deichbauer erbleichte.

„Ein Unglück!“ rief er. „Was ist ihm geschehen? — Sprich — sprich!“

„Todt —!“ erwiderte der Knecht.

Das war zu viel — darauf war er nicht vorbereitet. Todt — an den er soeben mit voller Lebensfreude gedacht.

Seine große, kräftige Gestalt schwankte. An den Thürpfosten versuchte er sich zu halten, seine Kräfte reichten nicht aus, bewußtlos brach er zusammen.

Das war ein Schlag, der einen noch Stärkeren vernichtet haben würde. Die Knechte und Arbeiter stürzten herbei. Auch Franz.

Der Deichbauer war nicht todt, aber schwer hatte es ihn getroffen. Seine Brust athmete mühsam, röchelnd. Seine Hände zuckten, als fühle er selbst noch im bewußtlosen Zustande den furchtbaren Schmerz nach.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Napoleon III. in der Schweiz.

Anderthalb Stunden unter Konstanz erhebt sich auf der Schweizer Seite des Untersees ein mit Bäumen bewachsener Hügel, hinter denen sich ein äußerst bescheidenes Landhaus verbirgt. Der einzige Schmuck dieses kleinen Hauses ist seine Lage. Denn vor ihm breitet sich das vielgestaltige Becken des Untersees aus, in dessen Mitte die mit Häusern besäete Insel Reichenau liegt, mit ihrem altberühmten Kloster nebst zwei andern nicht weniger alten Kirchen. Das abwechselnde Ufer des Sees ist ringsum mit kleinen Städten, schönen Flecken, Landhäusern und ansehnlichen Dörfern besetzt, so daß an einem ruhigen Sonntag Morgen der Glockenklang von nahe an zwanzig Kirchen bis zu dem stillen Landsitz hinaufgelangt. Gegen Abend schließen den Grenzkreis die merkwürdigen Kegelgestalten der Basalthügel des Heganes mit ihren schönen Ruinen, vor allen denjenigen von Hohen-Twiel. In der nächsten Höhe, zu Füßen des Hügelabhangs, dehnt sich nach einem weit vorspringenden Horn hin das große Dorf Ermatingen aus, welches mehrere Privathäuser zählt, die an Schönheit und Größe das Haus auf der Höhe verdunkeln. Rückwärts lehnt sich der Abhang an einen waldigen Höhenzug, von welchem mehrere Schlösser herabschauen. Ganz nahe auf einer Hügelspitze liegt das alte Schloß Salenstein und hinter demselben das malerische Dörfchen gleichen Namens; und in einen zweiten Vorsprung läuft das Dörfchen Mannenbach mit seiner anmuthig gelegenen Kapelle und dem Herrenhaus hervor. Diese ganze Mannigfaltigkeit einer reichen Landschaft umfaßt ein Blick von der Höhe des kleinen Berges herab, welcher unter dem Namen Arenenberg bekannt ist, viele Jahre das Asyl der Königin Hortense und ihres Sohnes.

Als in Folge des zweiten Pariser Friedens mit den übrigen Napoleoniden die Verbannung auch die Herzogin von St. Leu, die Stieftochter des Kaisers, die Gattin seines Bruders Louis, gewesenen Königs von Holland, jedoch von diesem getrennt, traf, berührte sie das Mißgeschick um so schmerzlicher, weil sie auch nach der Rückkehr der Bourbonen ruhig und gefeiert in Paris hatte leben können und eine durch Adel und Bildung hervorragende Gesellschaft um sich vereinigt gesehen. Ihre Verlassenheit war um so größer, weil von der Verwandtschaft des Kaisers Niemand ihr nahe stand, und bisher schon die Bande etwas locker gewesen waren. Sie verließ Paris mit dem kleinsten Gefolge, ohne zu wissen, wohin sie sich wenden sollte. Zur Pflege ihrer durch die harten Schicksalsschläge erschütterten Gesundheit schlug sie zunächst den Weg nach dem von ihr früher schon mehrmals besuchten Badeort Aix in Savoyen ein, wo sie mehrere Monate in der größten Zurückgezogenheit lebte. Hier hatte sie einen großen Schmerz zu verwinden, indem sie ihren ältern Sohn, Napoleon, von sich lassen mußte, welchen der Vater unerbittlich vom Mutterherzen riß.

Um so mehr klammerte sich nun die vereinsamte Mutter an den jüngern Sohn Louis, mit dem sie sich nach einer ferneren Freistätte umsah, die sie zunächst in der Schweiz zu finden glaubte. Allein die französische Schweiz gerieth durch die einsam Verbannte in Angst und Verlegenheit. Schon in der Stadt Genf wurde sie polizeilich überwacht, und kaum hatte sie sich auf ihr Landgut Prigny la Tour begeben, welches einst ihrer Mutter, der Kaiserin Josephine, gehört hatte, so wurde ihr Haus mit Truppen umzingelt, und sie genöthigt, es am folgenden Tag zu verlassen. Auf dem Gebiet des Kantons Waadt angekommen und in Monbon eine Nachtherberge suchend, wurde sie auch da von der Polizei beunruhigt. In Murten wollte man die Pässe nicht visiren, so daß ihr Kammerherr v. Marmol genöthigt war, sich nach der Hauptstadt Freiburg zu begeben, um die Erlaubniß zur Weiterreise auszuwirken, was unter der Begleitung eines höheren Offiziers von Freiburg geschah. So schwer hielt es damals für die Angehörigen des Kaisers, in der Schweiz eine Zufluchtsstätte zu finden; denn die neueren Kantone hatten noch Ursache, für ihre Existenz in Sorge zu sein, und mußten daher vor Gefälligkeiten gegen die Napoleoniden sich in Acht nehmen, und die alten Kantone glaubten sich durch Strenge gegen dieselben der heiligen Allianz zu empfehlen. Allein durch die deutsche Schweiz gelangte die Herzogin unangefochten nach

Konstanz, wo sie gegen Ende des Jahres 1815 umkam.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Die Kirschpflaume als Zaun.) Unter allen Gehölzen zu Zäunen muß ich die türkische Kirsche oder Kirschpflaume rühmen. In Sandboden sehr gut wachsend, macht sie nicht allein eine schnelle, sondern auch eine dichte Hecke. Die meinige, auf einem Berge gelegen, wurde vor 4 Jahren gepflanzt und ist bereits 4 Fuß hoch und 2 Fuß breit, dabei so dicht, daß keine Katze durchkommen kann. Durch den Schnitt liefert sie alljährlich vieles und gutes Holz, das den Arbeitslohn bezahlt. Bis jetzt sind nur wenige Früchte im Innern erwachsen, ich glaube aber, daß die Fruchtbarkeit bedeutend zunehmen wird. Das Angenehmste dieser Zäune ist, daß sie am frühesten grün werden, jetzt (1. März) leuchtet der meinige schon hell entgegen. Der größte Nutzen besteht in den Ausläufern, Ablegern und Setzlingen, welche für Baumschulen einen raschen Absatz finden. Im Spätherbste habe ich von meinem 60 Fuß langen Zaune 300 Stück Pflanzen um 6 fl. verkauft.

Pomona.

Verschiedenes.

(Schlimmer wie der Teufel.) Die junge Frau eines frommen, sparsamen Mannes liebte den Wein sehr. Sie trank bei Tische aus einem silbernen Becher, auf dessen Boden der Himmel gravirt war, aber sie leerte diesen so häufig, daß der Mann ihr endlich Vorwürfe machte. „Soll man denn nicht den Himmel immer vor Augen haben?“ erwiderte sie ruhig und trank in der gewohnten Weise weiter. Da ließ der Mann einen Becher fertigen, auf dessen Boden sich ein Conterfei des Satans befand. Doch das genirte die junge Frau durchaus nicht. Aergerlich darüber setzte sie der Mann abermals zur Rede. „Dem Teufel muß man keinen Tropfen Wein gönnen,“ lautete dies Mal die Antwort. „Welch ein Bild muß ich denn wohl eingraviren lassen, um Dir das Trinken zu verleiden!“ rief der Mann erzürnt aus. „Das Deinige, lieber Mann,“ war die kurze Entgegnung.

(Bestrafte Indiscretion.) Ein zu Paris wohnender Arzt stand am 11. d. M. vor dem Correctionstribunal der Seine inferieure unter der Anklage, die Krankheit eines seiner Patienten veröffentlicht und dadurch dem Rufe des letzteren geschadet zu haben. Das Tribunal verurtheilte den indiscreten Arzt zu einem Jahr Gefängniß, 1000 Francs Schadenersatz an den Kläger und fünfjähriger Stellung unter polizeiliche Aufsicht, indem es annahm, daß der Angeklagte nicht etwa eine Privatverbindlichkeit gegen seinen Patienten, sondern seine Pflichten als Arzt gröblich verletzt habe. — Ein Präcedens für alle Aerzte.

Als die Preußen auf Fehmarn landeten, waren, wie mehrere Zeitungen berichten, die dänischen Offiziere Gäste auf einem Ball. Sie tanzten nicht mit, sondern spielten in einem Nebenzimmer Whist. „Treff ist Atout!“ ertönte es eben am Spieltische, als der zuerst auf der Insel gelandete preußische Hauptmann, von Fehmaranern geführt, mit dem Degen in der Faust eintrat. „Steche ich!“ fiel der Preuße ein. „Sie sind alle meine Gefangenen!“ „Der Robber wäre aus,“ meinte dann etwas kleinmüthig einer der Dänen, „und nun beginnt Cayenne.“ „Nein, Spandau!“ erwiderte der Preuße.

Ein schluchzender Schusterjunge wurde von einer mitleidigen Dame nach der Ursache seiner Thränen gefragt. „J,“ rief er, „da hat mich mein Meister mit seinem Schnupftuch um den Kopf geschlagen.“ „Aber, mein Sohn,“ erwiderte die Dame, „mit einem Taschentuche geschlagen zu werden, kann doch so schmerzhaft nicht sein.“ — „Ja, ja,“ heulte der Junge, „wenn's ein Schnupftuch wie das Ihrige wäre, aber mein Meister nennt seine Pfoten so.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 48. Donnerstag, den 21. April **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Die Knechte hoben ihn empor, um ihn in's Haus zu tragen. Dort kam er wieder zu sich. Einen Augenblick lang schien er Alles nur für einen schrecklichen Traum zu halten. Das Entsetzen in den Mienen der ihn Umgebenden nahm ihm diese Täuschung.

Er wollte sich emporrichten, sank aber kraftlos zurück. Einige Secunden lag er regungslos da, dann raffte er sich gewaltsam zusammen und sprang auf.

Ohne ein Wort zu sprechen — ohne eine Frage zu thun, stürzte er fort vom Hofe, dem Walde zu. Ein erschütternder Anblick, wie er mit bleichen Wangen, mit starrem Auge dahineilte, um das Furchtbarste zu sehen!

Er brauchte nicht zu fragen, nicht zu suchen, wo sein Kind lag. Ein Haufe Menschen dicht vor dem Walde zeigte ihm die Stelle. Wie ein zum Tode Verfolgter stürzte er darauf zu. Der Wassermüller trat ihm entgegen, entsetzt, erschreckt. Er versuchte ihn zurückzuhalten, um ihm vielleicht eine Minute länger den Anblick seines Elends zu ersparen.

„Homann — Homann," sprach er, „tretet noch nicht heran."

Der Deichbauer hörte nicht. Die Menschen traten zur Seite, um dem Vater des Todten Raum zu geben. Da lag sein Sohn vor ihm, — in seinem Blute — ermordet.

„Allmächtiger Gott — ermordet!" rief er mit entsetzlichem Schmerzensschrei.

Er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. Er zitterte. Jeden Augenblick drohte er auf's Neue zusammenzubrechen, der Wassermüller unterstützte, hielt ihn. Die Thränen rannen ihm unter den Händen hervor. Hier lag sein ganzes Glück zu Grabe getragen. Mit all seinem Reichthum konnte er nicht einen einzigen lebendigen Blutstropfen in das bleiche Antlitz des Todten zurückrufen. Bemitleidenswerther als der Aermste auf der ganzen Erde stand er da.

Die Thränen hatten die erste Gewalt des Schmerzes gebrochen. Er kniete neben dem Todten nieder und hob seinen Kopf empor.

„Mein Sohn, Georg!" rief er und beugte sich über ihn. Manch' harte Natur wandte sich ab, um diesen Schmerz des Vaters nicht zu sehen. Tief in's Herz hinein griff er.

Mitten in der Blüthe seines Lebens, mitten im Glücke schändlich gemordet. In das Herz war der Jüngling gestochen. Das Blut hatte seine Kleider getränkt und den Rasen, auf dem er lag.

Noch vermochte der Deichbauer nicht, sich in seinem Schmerze zu fassen. Niemand wagte, ihn zu stören. Da stürzte Gertrude herbei. Vergebens hatte man ihr das entsetzliche Unglück verbergen wollen. Vergebens suchten ihr Vater und ihr Bruder sie zurückzuhalten. Schüchtern, heilig hatte sie die Liebe zu Georg in ihrem Herzen getragen, verborgen vor der Welt hatte sie dieselbe gehalten — jetzt dachte sie nicht mehr daran. Jeder Gedanke an Rücksicht war geschwunden. Mit entsetzlichem Schrei stürzte sie über den Todten hin. Mit den Armen umschlang sie ihn. Dann rang sie verzweiflungsvoll die Hände und raufte wie eine Wahnsinnige ihr Haar.

Mit Gewalt wurde sie endlich durch ihren Vater und Bruder fortgebracht.

Da erhob sich auch der Deichbauer. Er zitterte noch, aber einen Theil seiner Fassung hatte er wieder errungen. Er blickte sich um, als suche er Den, der die That begangen.

Digitized by Google

Neben ihm stand Franz. Sein Blick traf ihn, aber fest und ruhig hielt der Bursch denselben aus.

Ein Gedanke durchzuckte ihn. Hatte er nicht Georg gehaßt, hatte er nicht gegen ihn selbst schon das Messer gezückt!

„Du, Bube, hast ihn ermordet!“ rief er, ihn an der Brust erfassend. „Erstochen hast Du ihn!“

Franz rührte sich nicht. Keine Miene seines Gesichtes zuckte. Ruhig blickte er den Deichbauer an.

Dieser ließ ihn los. Er konnte der Thäter nicht sein, so ruhig blickte kein Mörder.

„Ich habe nichts damit zu schaffen gehabt,“ erwiderte Franz.

Wieder blickte Homann sich um. War Niemand, der ihm den Mörder nennen, der ihm eine Spur desselben zeigen konnte, denn jetzt hatte er nur den einen Gedanken, den Tod seines Kindes zu rächen. Zerrissen würde er ihn mit eigenen Händen haben, hätte er den Mörder jetzt erreichen können. In keinem Blicke las er eine Antwort.

„Wer — wer hat die That begangen?“ rief er endlich.

Niemand antwortete.

Da trat der Wassermüller zu ihm.

„Ich habe ihn heute Morgen zuerst hier gefunden,“ sprach er. „Er lag da, wie er noch jetzt hier liegt. Noch ist keine Spur des Mörders entdeckt.“

Der Deichbauer blickte ihn starr an. Noch keine Spur! Er mußte eine Spur haben — mußte den Mörder finden!

„Noch ehe ich Euch holen ließ,“ fuhr der Wassermüller fort, „habe ich einen Boten zum Gericht geschickt — es muß bald kommen. Homann — mich trifft's fast eben so schwer, als Euch, denn auch das Lebensglück meines Mädchens ist nun dahin. Ich will mit Euch handeln, der —“ er zeigte auf den Todten — „soll gerächt werden, das habe ich hier geschworen bei seinem Blute!“

Er erfaßte des Ermordeten Hand und preßte sie fest. Es konnte ihm nicht näher an's Herz gehen, und wäre es sein eigener Sohn gewesen.

„Ich habe nur noch eine Lebensaufgabe, seinen Mörder zu finden,“ erwiderte der Deichbauer, „dann ist auch für mich der Tod das Beste!“

Er schauerte zusammen. Mit einem einzigen Schlage all sein Glück vernichtet! Er würde aufgejubelt haben, stände er als Bettler hier und könnte er nur seinen Sohn lebend an's Herz drücken.

Mehrere der Umstehenden wollten den Todten aufheben, um ihn zum Dorfe zu tragen. Der Wassermüller hinderte es.

„Laßt ihn liegen,“ sprach er, „bis das Gericht da gewesen ist.“

Schon sah man vom Dorfe her einen Wagen schnell herbei rollen. Er brachte den Richter, einen Actuar und den Kreisphysikus.

Sie drückten dem Deichbauer die Hand.

„Es hat Euch schwer betroffen,“ sprach der Richter. „Es ist Euer einziger Sohn?“

Homann nickte bejahend mit dem Kopfe.

Der Arzt hatte mehrere Geräthschaften aus dem Wagen genommen und auf dem Rasen ausgebreitet. Er wollte den Todten zu untersuchen beginnen.

„Herr Doctor,“ sprach der Richter, „gestatten Sie mir erst, einige Fragen zu thun.“

Der Arzt hielt inne.

„Wann ist der Todte aufgefunden?“ fragte der Richter.

Der Wassermüller übernahm es, zu antworten.

„Es mögen ungefähr drei Stunden sein,“ erwiderte er. „Ich selbst habe ihn zuerst gesehen.“

„Wie fandet Ihr ihn?“

„Ich wollte zum Walde gehen.“

„Lag er auf dieser selben Stelle?“

„Ja.“

„Ist der Todte noch nicht angerührt?“

„Doch. — Sein Vater warf sich im ersten Schmerze neben ihm nieder und — und — auch mein Mädchen, — es war mit ihm heimlich versprochen.“

„Wie lag der Leichnam?“

„Genau so wie jetzt.“

„Habt Ihr ihn nicht angerührt?“

„Ich habe nur seine Hand angefaßt, um zu prüfen, ob er schon lange todt sei — sie war kalt.“

„Bemerktet Ihr nichts weiter?“

„Nichts. Das Gras schien mir hier etwas zertreten zu sein, als hätten Zwei mit ein-

Digitized by Google

ander gerungen. Hierin kann ich mich indeß auch getäuscht haben, ich war zu sehr erschreckt."

„Seid Ihr bei dem Leichnam geblieben?"

„Ja."

Der Richter schwieg einen Augenblick. Er schien nachzusinnen. — Dann forderte er den Physikus durch eine Bewegung seiner Hand auf, den Todten zu untersuchen.

Dieser kniete neben dem Leichnam nieder, um die Kleidung zu öffnen.

Der Wassermüller wollte Homann fortziehen.

„Kommt," sprach er. „Erspart Euch den Anblick."

Der Deichbauer schüttelte ablehnend mit dem Kopfe.

„Ich bleibe hier," entgegnete er bestimmt. „Für mich brauche ich keine Sorge mehr zu tragen."

Dicht neben dem Richter und Actuar blieb er stehen.

Bei genauerer Untersuchung fanden sich an der linken Seite der Brust in der Kleidung zwei Löcher, beide von einem scharfen Instrumente herrührend, denn das Zeug war zerschnitten. Das geronnene Blut hatte sie verdeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon III. in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen des folgenden Jahres bezog sie in Petershausen ein allein stehendes Haus, das von den Wellen des Rheins am Ausfluß aus dem See bespült wird. Hier lebte die Verbannte in der größten Zurückgezogenheit. Nur selten sah sie kleine Gesellschaften aus dem benachbarten Konstanz bei sich; ihre Hauptbeschäftigung und ihre Freude war die Pflege und Erziehung ihres Sohnes. Ihre Umgebung bestand aus den Gesellschaftsdamen Mdlle. Cochelet und Mdlle. de Courtin, dem Kammerherrn v. Marmol, dem Abbe Bertrand, ihrem Almosenier und Lehrer des Sohnes, und Mde. Bure, der Wärterin des Knaben. Dieser war in körperlicher Entwicklung sehr zurück, und daher äußerst zart und schmächtig. So sehr er sonst das helle Wasser liebte, das er beständig vor sich dahin strömen sah, und so sehr ihn die Schwimmer erfreuten, welche die Wellen durchschnitten, so wagte er sich doch nicht ins Wasser. Gesellschaft von andern Kindern hatte der stille in sich gezogene Knabe wenig; nur besuchte ihn bisweilen der Sohn des Müllers auf der Rheinmühle, um mit ihm zu spielen. Mit Anhänglichkeit hat der Prinz seither, da er zu der höchsten Würde emporgestiegen, dieses ersten Jugendgespielen in der Fremde, welcher ein gebildeter Mann geworden, gedacht. Aus dieser Zeit hat sich auch ein hübsches Beispiel des Wohlthätigkeitssinnes des Prinzen erhalten. Als er eines Morgens ganz allein in seinem Zimmer war und am offenen Fenster sich befand, kamen zwei arme Knaben zum Fenster heran, welche ihn um ein Almosen und namentlich um Kleider anflehten. Da der Prinz kein Geld hatte, zog er die Schubladen seiner Commode und warf den jungen Bettlern den ganzen Inhalt derselben, Beinkleider, Strümpfe, Hemden, Taschentücher herunter. Die Buben rafften ihre reiche Beute zusammen und schlugen vergnügt den Weg nach der Stadt ein. Bald darauf trat die Bonne ins Zimmer, sah mit Verwunderung den geleerten Schrank und vernahm die Veranlassung dieser freiwilligen Beraubung. Ein nachgesandter Diener erreichte die mit den Kleidern beladenen Jungen auf der Rheinbrücke und bracht sie zurück. Diese ließen sich den Tausch gerne gefallen, die Kleider wieder abzuliefern und ein Goldstück dafür zu empfangen, welches ihnen die Mutter mit einer Thräne der Freude im Auge überreichte.

Abbe Bertrand war ein Mann schon in höheren Jahren und der Herzogin vorzüglich darum theuer, weil er einst im Erziehungshause der Madame Campan einer ihrer eigenen Lehrer gewesen war. Allein er hatte nicht Energie genug, um den frühe schon entschiedenen und willenskräftigen Knaben zu lenken und zum Gehorsam zu bringen. Als einst der Lehrer wiederholt die Befolgung einer Vorschrift verlangte, wogegen der Zögling sich hartnäckig sträubte, wollte jener, indem er fest auf dem Befehl bestand, den Willen des kleinen Trotzkopfes brechen. Dieser aber läuft und ergreift seinen Säbel. Auf die Klage des Abbe Bertrand wollte nun

Digitized by Google

die Mutter den Sohn auf eine feierliche Weise züchtigen und demüthigen. Der kleine Ungehorsame wurde daher den folgenden Morgen in das Zimmer der Herzogin beschieden. Sie ließ ihn niederknieen, hielt ihm in Gegenwart des Lehrers eine ernste Strafpredigt, und nachdem ein Diener den Säbel zerbrochen und die Stücke vor ihn hingelegt, mußte der Prinz seinen Lehrer um Verzeihung bitten. Die Mutter versüßte sich die Muße ihrer Verbannung auch dadurch, daß sie selbst an dem Unterricht ihres Sohnes theilnahm und ihm daher in einigen Fächern unmittelbare Anleitung gab. Auch nahm sie darauf Rücksicht, daß das, was sie sich vorlesen ließ, mit dem, was der Sohn eben zu lernen hatte, in Verbindung stehe. Alle Samstag mußte der Knabe vor seiner Mutter wiederholen, was er die Woche durch gelernt hatte, wobei selbst die lateinischen Brocken nicht übergangen wurden. Ein Diener versichert, daß der junge Prinz zu dieser Zeit angehalten worden, Morgens und Abends auf den Knieen zu beten; sowie auch die Herzogin ihre regelmäßigen Andachtsübungen gehalten. Zur Beichte sei sie zum französisch sprechenden Priester der Wallfahrtskapelle von Bernain gegangen, welches in der Nähe von Schwaderloh auf der Höhe am Saum des Waldes liegt. Merkwürdig ist an einer Zöglingin der Mde. Campan, daß sie in dieser Zeit mehrmals incognito nach Maria-Einsiedeln wallfahrtete, wozu sie durch die anhänglichste ihrer Gesellschaftsdamen, Mdlle. Cochelet, veranlaßt worden war, woselbst sich ein alter französischer Mönch befand. In der Muttergotteskapelle zu Einsiedeln empfing Prinz Louis seine erste Communion, welche der Abt selbst diesen beiden Pilgern reichte.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

Milch, Windeln sind zuerst des Menschen ganz Verlangen,
Sein ganz Gebiet zuletzt ein Rasen oder Stein,
Und zwischen beiden scheint ihm eine Welt zu klein!!

Der Fleiß ist die Thür zum Tempel der Tugend;
Des Lohnes Hoffnung ist der Arbeit — Trost.

Verschiedenes.

(Garibaldi in England.) „Figaro" bringt folgendes Gespräch von einem Gastmahle, das Garibaldi zu Ehren gegeben ward: „Garibaldi: Bringen wir jetzt auch ein Hoch auf Nana Sahib aus! Er ist ja auch ein Freiheitsheld .... John Bull: Ja, aber ... Garibaldi: Haben Sie ihn denn nicht auch gern? John Bull: Das heißt: wir hätten ihn gern."

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Betrügt man mich, so muß auch ich betrügen,
Drum sagt die Wahrheit mir, so werd' ich niemals lügen.
1. 3. 4. 5. 6. 7.
Ich bewahre Geheimnisse vor lüsternen Blicken,
Bin zu treffen an Briefen und Fahrpoststücken.
5. 4. 3. 5. 4.
Spielt le violin Künstler oder Dilettant,
Als Deutscher nimmt er mich zur Hand.
1. 2. 4 3. 1. 4.
Ein Pferd wollte man lernen, ohne mich zu repetiren,
Doch während dem Lernen fing es an zu crepiren.
1. 4 5. 4. 7.
Ich nütze nur bei günstigem Wind,
Ist er conträr, entfernt mich der Schiffer geschwind.
3. 5. 4 7.
Mich kleiden weder Haare noch Federn ein,
Am meisten ähnelt mein Ganzes einem Schwein.
4. 3. 1.
„An die muthigen Knaben" lautet' anno 63 ein Gedicht,
Sie sollten mich betreten und „ich war doch nicht."
1. 3. 6. 5.
Wer im Kriege mich erringt,
Gern die größten Opfer bringt.
1. 2. 3. 6. 7.
Ich bin geschaffen zum Amüsiren
Und nicht zum Gewinnen oder Verlieren.
1. 4. 6.
Nimm zwei Theile weg vom Schnee,
Ich vor deinen Augen steh'.

r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 49. Samstag, den 23. April **1864.**

Der Durstige.

Zum Kukuk! seh' ich meine Labe
Denn wirklich aller Münze leer?
Nein nichts! Gar nichts! Gar nichts! Wie schade!
Wie schade — ach! mich dürstet sehr.

Ein trock'ner Brunnen ist mein Rachen;
Des Durstes glüh'nder Sonnenschein
Wird einen Brand fürwahr entfachen,
Fällt Wein als Regen nicht hinein.

Die Sache ist mir nicht zum Spaßen.
Ach, käme nur vom Himmelszelt
Ein tüchtiger Guß von rothem Nassen,
Ein rechter Guß — ich hab' kein Geld!

Ein Weinberg war einst meine Habe —
Ich habe ihn zu Geld gemacht
Und glücklich so als süße Labe
Die durst'ge Kehl' hinabgebracht.

So ist schon längst mir aus den Schenken
Der einstige Credit entfloh'n.
„Zahl', Freund! Du mußt auch uns bedenken!"
So sagt mich ihrer Gäste Hohn.

Da kommt mir, meine Qual zu letzen,
Ein Einfall — halt, ich bleib', ich bleib'!
Komm' her, ich muß dich doch versetzen,
Du Haube von dem lieben Weib!

Doch ach, das theure Weib, ich habe
Sie in die Erd' gelegt im Schrein,
Und neben ihr im finstern Grabe
Muß auch die schöne Mütze sein.

O, warum muß ich drüber sinnen,
Daß Du nicht mehr bist, Liebe mein!
Säh'st Du die heißen Thränen rinnen,
Fällt mir Dein Bild in's Herz hinein!

Die Thräne, die ich so Dir weihe —
Könnt' ich verwandeln sie in Wein —
Daß mir's der liebe Gott verzeihe —
Ich würde noch gerührter sein.

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Der Physikus öffnete die Weste des Todten und schlug das Hemd auf der Brust zurück. Mit einem Schwamm wusch er die Wunde aus.

„Beide Stiche in's Herz," sprach er. „Eine sichere Hand. — Der Tod ist zum Wenigsten ein schneller gewesen."

Er untersuchte die Wunden und maß ihre Schlußöffnungen.

„Beide einen Zoll lang," dictirte er dem Actuar, der das Protocoll aufnahm. „Die Ränder glatt geschnitten — scharfes Instrument. Wahrscheinlich ein breites Messer mit starkem Rücken — vielleicht ein Jagdmesser."

Der Wassermüller blickte den Deichbauer an. Auf dessen Antlitz war keine Veränderung, nicht das leiseste Zucken zu bemerken. Standhaft hielt er aus. Nur die Brauen hatte er finster, kummervoll zusammen gezogen. Seine krampfhaft geschlossenen Lippen verriethen indeß, was er litt.

Der Physikus hatte die Sonde zur Hand genommen, um die Tiefe der Wunden zu messen.

„Beide gleich tief — drei bis vier Zoll," sprach er. „Furchtbare Stöße. Ein starker Arm muß dazu gehört haben."

Weiter ergab die Untersuchung der Wunden nichts. Eine andere Verletzung war nicht zu bemerken. Die Kleidung des Todten wurde untersucht. In der Weste fand sich eine Uhr, einiges Geld und ein Schlüssel.

Digitized by Google

„Beraubt ist er nicht," bemerkte der Physikus. „Also kein Raubmord."

Daran hatte überhaupt noch Niemand gedacht, weil ein Raubmord in der Gegend nie vorgekommen war.

Weiter zeigte auch die Kleidung keine Spur, welche zu irgend einer weiteren Vermuthung Veranlassung gegeben hätte. Alles in Ordnung.

Die rechte Hand hatte der Todte fest geschlossen. Der Stiel einer Blume blickte daraus hervor. Der Physikus öffnete die Hand — die Blätter einer Rose fielen daraus, welche sie im Todeskrampfe fest umschlossen hatte.

Der Wassermüller bückte sich nach ihnen.

„Geben Sie mir die Blume," bat er erregt. „Sie wird von meinem Kinde sein — ihm möchte ich sie als Andenken zurückgeben."

Der Doctor blickte den Richter fragend an. Dieser gab durch Nicken des Kopfes seine Zustimmung.

„Es hat kein Ringen und Kämpfen stattgefunden," sprach der Physikus. „Der Todte würde die Hand gebraucht haben. Schmachvoll überfallen ist er. Alles spricht dafür."

Der Arzt verdeckte die Wunden wieder. Mit der Rechten strich er dem Todten die Haare aus der Stirn und blickte ihn einige Secunden schweigend und bewegt an.

„In seiner schönsten Blüthe," sprach er — „selbst im Tode noch freundlich."

Der Deichbauer erfaßte den Arm des neben ihm stehenden Wassermüllers. Krampfhaft drückte er ihn, um sich zu halten — um den Schmerz zurückzudrängen. Die Worte des Arztes schnitten ihm in's Herz.

„Möge Der, der die That begangen hat, bald seine Strafe empfangen," sprach der Arzt, indem er sich erhob.

„Das gebe Gott," fügte der Müller hinzu.

Der Richter hatte während der ganzen Untersuchung nicht ein Wort gesprochen. Scheinbar völlig ruhig hatte er dagestanden.

Er kannte den Deichbauer und empfand die ganze Größe seines Schmerzes und Elends. Mit ganzer Seele nahm er an ihm Antheil. Nicht den geringfügigsten Gegenstand hatte er sich entgehen lassen — jeder konnte ja von größter Bedeutung werden. Sein Blick hatte die Umstehenden scharf beobachtet. Bei allen hatte er nur Entsetzen und aufrichtigen Schmerz wahrgenommen. Nur Franz war scheinbar ganz gleichgiltig geblieben. Er kannte ihn nicht. Er war ihm aufgefallen, aber mit derselben gleichgiltigen Miene hatte er seinen Blick ausgehalten. Mit dem Morde konnte er nichts zu schaffen gehabt haben, solche Ruhe konnte er nicht heucheln, dennoch begriff er ihn nicht.

„Kann Jemand noch irgend eine nähere Aufklärung geben?" fragte er. „Habt Ihr Euren Sohn heute Morgen nicht vermißt?" wandte er sich an den Deichbauer.

„Nein," erwiderte dieser. „Dort auf dem Waldhofe leitete er die Wirthschaft — dort schlief er auch — ich war heute noch nicht dort gewesen."

„Wann habt Ihr ihn zum letzten Male gesehen?"

„Gestern — gegen Abend — in der Waldschenke — beim Tanze."

So sehr er sich auch zusammennahm, vermochte er dennoch die Worte kaum hervorzubringen.

„Er ist gestern Abend mit meinem Sohne und meiner Tochter aus der Waldschenke heimgekehrt," sprach der Müller. „Bis an meine Mühle hat er sie begleitet, dann ist er zurückgegangen zum Waldhofe, und auf dem Wege — wurde er ermordet."

„Um welche Zeit ist das gewesen?"

„Es mußte bald zwölf Uhr sein," entgegnete des Müllers Sohn.

„Er ging allein mit Euch?"

„Ja."

„Kehrte allein zurück?"

„Ja."

„Und Ihr?"

„Ich blieb vielleicht noch eine Stunde in der Mühle bei den Burschen, um ihnen von dem Tanz zu erzählen, dann legte ich mich schlafen."

„Einen Hülferuf oder dergleichen habt Ihr nicht gehört? Es war Nacht — ein Schrei mußte bis zur Mühle dringen."

„Ich habe nichts gehört, sonst würde ich hinausgeeilt sein."

Auf des Richters Verlangen wurde die nächste Umgegend durchsucht. Nirgends das geringste Zeichen, welches auf die That hätte deuten können.

Digitized by Google

Weitere Nachforschungen anzustellen, war hier nicht der Ort.

„Habt Ihr irgend einen Verdacht?“ wandte er sich noch an den Deichbauer.

Dieser schwieg einen Augenblick, dann antwortete er bestimmt: „Nein.“

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon III. in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Die Herzogin war an den schönen Bodensee und seine Umgebung sehr anhänglich geworden; allein auch hier wurde ihr friedlicher Aufenthalt gestört, und ihre nahe Verwandte und Freundin, die Großherzogin Stephanie Beauharnais, vermochte nicht so viel, um der Verbannten auf badischem Gebiete eine längere Freistätte zu erwirken. Als sich die Geächtete besorgt nach einem neuen Asyl umsah, wagte die Regierung eines kleinen Schweizerkantons, ihr dasselbe zu öffnen. Diese ehrte in Kaiser Napoleon den Beschützer der neuen Kantone der Schweiz; und so machte sie es sich zur Herzenssache, die politischen Rücksichten zu vergessen, die Vorstellungen des Vororts abzulehnen und der Stieftochter Napoleons auf thurgauischem Boden eine willkommene Niederlassung zu gewähren. So wurde es der Herzogin möglich, schon im Jahre 1816 den Landsitz Arenenberg von einem Baron v. Strenz anzukaufen und sich daselbst eine Wohnstätte zu bereiten, welche so reizend war, um wenigstens den Schmerz der Entfernung vom französischen Boden zu lindern. Das Haus steht hart am Abhang, so daß gegen den See hin nur ein schmaler Fußsteig um dasselbe herum führt. Das Innere des Hauses wurde von der Besitzerin völlig umgestaltet, und es spricht sehr für ihren Geschmack und für ihr sinniges Wohlbehagen, daß sie den kleinen Raum so wohnlich und vortrefflich einzurichten wußte. Die Ausrüstung war sehr bescheiden und einfach; denn die Bewohnerin dachte nicht daran, daß das kleine Haus sie bis an's Ende beherbergen würde. Dagegen war die künstlerische Ausstattung in hohem Grade bemerkenswerth durch die Andenken aus der Zeit ihrer Größe. Jedes Zimmer hatte liebe und überraschende Denkmäler. Das Erdgeschoß bestand aus dem Speisezimmer, dem Salon mit der Bibliothek und dem Billardsaal. Dort befanden sich unter Anderm die Büste des Bruders, des Vicekönigs Eugen mit den edeln, ritterlichen, gemüthvollen Zügen, und die beiden Büsten der Söhne aus ihrer frühern Kindheit. Im Billardzimmer sah man den prachtvollen Gobelin mit Napoleon zu Pferde, dem einige Grenadiere eine Fahne überreichen: dieses Bild gilt für eines der gelungensten des Kaisers. Weiter war das herrliche Bild Napoleons auf der Brücke von Lodi von Gros zu sehen. Im Salon befand sich das schönste Bild Josephinens von Gerard, und im Gartensalon, einem an das Gebäude anstoßenden Vorbau, die Marmorbildsäule der Kaiserin von Canova. In mehreren Bildern bewährte sich Hortensens eigene Kunstfertigkeit in der Malerei. In den Zimmern der Herzogin waren besonders die zahlreichen und sinnigen Andenken an ihre Jugendfreundinnen anziehend und bemerkenswerth. Im Hause selbst wohnte nur Hortense mit ihren Gesellschaftsdamen; der übrige Raum war für besuchende Freundinnen bestimmt. Hinter dem Hauptgebäude ließ die Herzogin das einfache, nur aus Riegelwerk bestehende Oekonomiegebäude mit Stallungen aufführen. Im obern Stock desselben befanden sich die Zimmer für die Männer. Hier waren die drei kleinen einfachen, schmucklosen Zimmer des Prinzen. Neben dem Herrschaftshause hatte Hortense eine Kapelle erbaut, in der alle Sonntage ein Priester aus Konstanz die Messe las.

Der Aufenthalt der Kaisertochter brachte ein ungewohntes Leben in diese ländliche Umgebung. Die Bewohner der Gegend waren ihr sehr anhänglich, nicht nur, weil sie bedeutenden Verdienst verschaffte und jede Arbeit mit freigebiger Hand belohnte, sondern weil sie sich gegen Jedermann sehr leutselig und theilnehmend bezeigte, und weil kein Armer unbeschenkt von ihrer Thüre schied. Gleich nach der Ankunft der Herzogin in ihrer neuen Wohnstätte kam der junge Prinz, begleitet von dem treuen Hausmeister Rousseau, nach dem nahe gelegenen Dörfchen Salenstein, und es wurde ein Knabe aufgesucht, der ihn zu den Nothleidenden des Orts führen sollte.

Digitized by Google

Unterwegs begegnete ihm ein buckliges Weiblein, zu dem er hinlief, um seine Gabe zu reichen. Als man ihm bedeutete, daß diese Person es nicht nöthig habe, wollte er sich kaum zufrieden geben, indem er ausrief: Ach, sie sieht so elend aus! Der Prinz kehrte öfters wieder und kam immer mit leerer Tasche wieder heim. Er besuchte die Kranken, ging zu ihnen an das Krankenbett, fragte sie aus und hatte für jeden ein freundliches Wort. Schon als Knabe brachte er einmal hundert Gulden als Geschenk in die Schule.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Die Kunst, zu borgen.) „Liebe Cecilie!“ schrieb eine junge Dame in Paris an ihre Freundin, „glaubst Du, daß der elende X. mir tausend Francs borgen wird?“ — X. war der Name eines bekannten Jagdliebhabers. — „Das hängt von Umständen ab,“ war die Antwort. — „Wie soll ich dabei verfahren?“ — „Nimm eine Feder und schreibe: „Mein lieber Alfred, ich habe mich heute Morgen recht geärgert. Mir ist eine Summe Geldes ausgeblieben, auf die ich gerechnet hatte. Kannst Du mir nicht heut Abend 3000 Fr. mitbringen und bei der Gelegenheit einen Fasan verzehren helfen, den ich gerade erhalten habe? Ernestine.“ — „Und glaubst Du, daß ich das Geld bekommen werde?“ fragte die Schreiberin, als der Brief abgeschickt war. — „Nein, auf diesen Brief wirst Du kein Geld bekommen.“ — „Aber wozu hast Du mich denn schreiben lassen?“ — „Weil ein erster Brief einem zweiten vorangehen muß; verstehst Du?“ — „Nein.“ — „Nimm die Feder.“ — „Was soll ich nun schreiben?“ — „Nur drei Zeilen.“ — „Mein lieber Alfred, betrachte meinen heutigen Brief als nicht geschrieben. Gerade nach dessen Absendung erhielt ich mein Geld.“ — „Nun sollst Du sehen, was geschehen wird. Alfred wird thun, als habe er Deinen zweiten Brief nicht erhalten und den Großmüthigen spielen wollen, weil er denkt, Du brauchst kein Geld. Dann weißt Du, was Du zu thun hast.“ — Alles wurde nach Vorschrift ausgeführt, der Jagdliebhaber bot auf das Galanteste die 3000 Fr. an, und zu seinem Schrecken steckte die Dame sie in die Tasche. Dann fand sich noch der weitere Aerger, daß gar kein Fasan da war.

(Neue Damenhüte.) Die neuesten Damenhutmoden in Paris sind alle der Marine entlehnt. Die am meisten beliebte Mode ist ein Hut mit hohem Borde und wehendem Schleier statt des Segels, genannt das Kaperschiff. Eine besondere Form ist das Dampfkononenboot, ein kleiner Hut, unter dessen Bord zwei gezogene Lockenröhren über der Stirn sichtbar sind. Den Dampf versinnbildlicht eine graue Feder. Außerdem gibt es unter der eleganten Welt Fregatten, Schraubendampfer ꝛc. Für alte Jungfrauen, welche es aufgegeben haben, zu erobern und erobert zu werden, dient ein Wrack, ein schwarzer formloser Hut ohne jeden Schmuck. Da die eleganten Fahrzeuge, mit welchen die Pariserinnen segeln, natürlich bedeutendes Geld kosten, sollen viele Männer bereits sehr an der Seekrankheit leiden.

Ein deutscher Mathematiker hat sich das wunderliche Vergnügen gemacht, annähernd auszurechnen, wie viele Menschen seit der Schöpfung der Welt im Kriege umgebracht worden sind, und er hat, nach den ihm vorliegenden Quellen, die ungeheure Zahl von vierzehntausend Millionen herausgebracht. Wenn alle diese Kriegsopfer aufstünden, sich die Hände gäben und nebeneinander stellten, so würden sie eine Kette bilden, die sechshundert Mal rund um die Erde reichte; ja, wenn nur die Zeigefinger von allen Gefallenen übereinander gelegt werden könnten, so würde die Säule noch 6000 Meilen über den Mond hinausragen. Wer diese im Kriege Gefallenen zählen will und täglich 10 Stunden dazu verwendete, würde 336 Jahre brauchen.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 48:

Spiegel, Siegel, Geige, Spelse, Segel, Igel, Eis, Sieg, Spiel, See.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 50. Dienstag, den 26. April **1864.**

Zur Shakespeare-Feier.
(23. April 1864.)

Die Aufnahme des Dichters in den Olymp.

Der Sonne Glut belebt die junge Flur,
Und jeder Hügel prangt im Frühlingskleide,
Zum Blüthenalter eilt schon die Natur,
Die Knospe ringt sich aus gesprengter Scheide;
Die Lüfte wehen mild zum Firmament,
An dessen Rand die Federwolke schimmert,
Im weiten Busen der Natur entbrennt
Der Strahl des Lebens, der das Land zertrümmert,
Das ihn vom warmen Pulse seiner Kraft getrennt.

Doch heute will sich nicht die Phantasie
In dieses Daseins äuß're Form beschränken,
Aus der Gewohnheit Zirkel flüchtet sie,
Um sich in fremde Bilder zu versenken;
Drum folge mir jetzt in die Unterwelt,
Die neunfach der gewalt'ge Styx umwindet,
Wo, an des Lebens Felsenriff zerschellt,
Der Sterbliche im Erebos verschwindet,
An dessen finstrem Thor die Hydra Wache hält. —

Klar schlingt der Lethe seine heil'ge Flut;
Aus ihm entstieg vor dreimal hundert Jahren
Der Dichterfürst, der im Elysium ruht,
Das Göttliche des Irdischen zu wahren. —
Zu markenlosen Ewigkeiten rinnt
Bis zur Erinnerung der Sand der Stunden,
Die dicht schon die Vergessenheit umspinnt,
Sobald die Seele, Lethe's Strom entbunden,
Ein neues Leben in der neuen Welt beginnt. —

An ihn grenzt des Olympus sel'ger Hain,
Durch den der Dichtkunst stille Zauber wehen,
Die Lüfte strömen lieblich hier und rein,
Und heil'ge Opfer duften zu den Höhen;
Um einen Hügel schließt sich ein Altar —
Ihm nah'n mit Attributen jetzt die Musen:

Um ihre Grazie webt sich der Talar,
Umrankte Blumen schmücken ihren Busen,
Und ihn umflattert leicht das aufgelöste Haar.

Das Plectrum Terpsichorens wirft den Glanz
Sanft auf Erato's lyrische Symbole,
Das Pedum Thalia's ziert der Epheukranz,
Urania's Globus treibt um seine Pole;
Kalliope trägt die Tafel in der Hand,
Polymnia das Füllhorn ihrer Töne,
Um Klio windet Einigkeit das Band,
Das Strophium schmückt die ernste Melpomene,
Euterpe birgt die Doppelflöte im Gewand.

Mit stiller Anmuth paart sich Heiterkeit,
Und innig halten Alle sich umschlungen,
Umstrahlt vom Nimbus der Erhabenheit
Und von der Weihe ihrer Kunst durchdrungen.
Leicht schwingt beflügelt Psyche sich empor,
Den Reigen schlingen flüchtig die Chariten,
Die Horen schütten vom olymp'schen Thor
Aus goldnem Füllhorn ihre ersten Blüthen
Und lösen der Gewölke zarten Silberflor.

Um den Helikon, der im Aether strahlt,
Spannt Iris künstlich ihren Regenbogen;
O Bild des Friedens, das sich lieblich malt —
Von dessen stiller Götterkraft gezogen
Der Himmel mit der Erde sich versöhnt
Und, angeknüpft an des Gesetzes Willen,
Sich die Natur in ihren Kreis gewöhnt,
Sich die empörten Elemente stillen —
Willkommen, wo sich deine Wölbung farbig dehnt!

Apollo ordnet seiner Sphären Kreis,
Auf deren Fittigen sich Hymnen schwingen,
Der helle Päan tönt zu seinem Preis,
In den die Saiten der Kitharis klingen;
Von goldnen Locken ist die Brust umwallt,
Aus seinem Auge strahlt die Glut der Sonne,

Digitized by Google

Die Attribute göttlicher Gewalt
Verklären sich in des Glystums Wonne,
Im holden Zauber seiner himmlischen Gestalt.

Er steigt herab von dem erhab'nen Sitz,
Von ewig reinem Glorienschein umflossen,
Auf den Altar hin schleudert er den Blitz,
Gespornt von seinen flammenden Geschossen.
Und wie der Opferbrand entzündet raucht,
Theilt plötzlich sich der nahe Umkreis lichter,
In eines Feuermeeres Glut getaucht,
Entschwebt ihm langsam der verklärte Dichter,
Dem seine Küsse Zephyrus entgegen haucht.

Und ehrerbietig nahe der Musen Zahl
Und legt die Attribute ihm zu Füßen,
Die Liebesgötter eilen aus dem Saal
Des Zeus, um ihren Liebling zu begrüßen;
Saturnus bringt die überwundne Zeit,
Verehrend stürzen die Chariten nieder,
Von Iris wieder segnend eingeweiht,
Gefeiert in dem Jubeldrang der Lieder,
Mit Blumen von den Horen lächelnd überstreut;

Den Stachel, den der Hyder sie geraubt,
Gibt Tyche ihm mit des Geschickes Steuer,
Apollo drückt den Lorbeer ihm auf's Haupt
Und schenkt ihm seine goldbezog'ne Leyer.
Zur Rede öffnet sich sein Göttermund —
Das Lied erstirbt auf den durchblühten Zweigen,
Die Chöre sammeln sich im Hintergrund,
Und Alles hüllt sich in ein tiefes Schweigen —
Und seiner Stimme Einklang macht begeistert kund:

„Vor drei Jahrhunderten sankst du, Avon, *)
„Zur Welt hinab auf eines Traumes Wolke;
„Den von Natur so reich beglückten Sohn
„Verband die Zeit mit einem großen Volke.
„Den finst'ren Dämon, der die Geißel schwang,
„Die Furie des menschlichen Geschickes,
„Bekämpftest du und inniger umschlang
„Dich dann der Engel reinen Seelenglückes,
„Bis dich der Tod, der unbesiegbare, bezwang.

„Doch, was noch warm in Ewigkeiten schlägt,
„Das ist der Geist, wenn auch das Herz erstorben,
„Der Keime für das Edelste gelegt,
„Ein Recht sich auf Unsterblichkeit erworben.

„Durch Welt und Zeiten predigt stets dein Wort,
„Auf seine Schönheit drückt ein Gott den Stempel,
„Des Lebens Schiff lenkt es in sichern Port,
„Und so glänzt hell in jedes Herzens Tempel
„Dir dankbarer Erinnerung dein Name fort.

„Du aber selbst blüht noch ein schön'res Loos,
„Es trägt dich zum enthüllten Ideale,
„Zeus nimmt Dich auf in seinen Götterschoos
„Und reicht durch Hebe dir die Nectarschale,
„Denn wer Unsterblichkeit und Jugend trinkt,
„Dem fließt des Lebens ungetrübte Welle,
„Ihm grünt der Lorbeer, der vom Pindus winkt,
„Ihm sprudelt schäumend der Begeist'rung Quelle,
„Zu der auf goldner Wolke Eros segnend sinkt.

„So eile jetzt zum Gipfel deines Ruhms,
„Von dem berauscht die falschen Götter stürzen,
„Hin in das Innre dieses Heiligthums,
„Wo Seligkeiten jede Stunde würzen.
„Ja fel're den Triumph, gewalt'ger Geist,
„Der den am Schönen Frevelnden zermalme —
„Wer sich der Macht des Irdischen entreißt,
„Erhebe freudig seine Siegespalme,
„Die Menschen von der Erde zu der Heimath weis't."

Der Strom der Worte löst sich langsam auf
In leiser Töne Zauberharmonieen;
Zum Gotte schwingt der Dichter sich hinauf,
Den alle Himmel himmlischer umblühen.
Wie eine Wolke sie dem Blick verhüllt,
So wird auch meine Vision umschleiert —
O würde würd'ger, als in diesem Bild,
Der Dichter stets in eurem Geist gefeiert
— Und meines Herzens Wunsch, er wäre reich erfüllt!

V. K.

*) In der Bedeutung als Weltgeist — der Dichter durchdrang Leben und Welt in allen Höhen und Tiefen, wie der Weltgeist selbst.

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Der Wassermüller erbot sich, den Todten in sein Haus oder auf den Waldhof bringen zu lassen.

„Er gehört in mein Haus," entgegnete Homann. „Dorthin soll er gebracht werden."

Aus der nahen Mühle wurde eine Tragbahre herbeigeholt und der Todte mit einem großen Tuche verhüllt auf den Deichhof getragen.

Die Kunde des Mordes war im ganzen Dorfe schon verbreitet, und fast alle Bewohner

Digitized by Google

desselben standen an dem Eingange, um den Trauerzug zu erwarten. Aus den Thränen, welche in fast Aller Augen standen, war zu ersehen, wie beliebt der Ermordete gewesen war.

Auf den Arm des Wassermüllers gestützt, neben dem Richter, dem Physikus und dem Actuar schritt Homann hinter der Bahre her. Er vermochte sich kaum noch aufrecht zu erhalten. Seine kräftige Gestalt erschien mit einem Male geknickt.

Als sie auf dem Deichhofe ankamen, stürzte seine Frau ihm entgegen, sie erfaßte seine Hand — aber ihre Augen hatten keine Thränen.

Der Leichnam wurde in eine Kammer geschafft, und noch ein Mal nahm der Physikus in Gegenwart des Actuars eine Untersuchung desselben vor.

Der Deichbauer saß in einem Zimmer zusammen gebrochen, vor sich hinstarrend, theilnahmlos gegen Alles.

Der Richter zog den Wassermüller auf die Seite.

„Ihr kennt die Verhältnisse besser als ich," sprach er. „Rache oder ein ähnliches Motiv scheint die That veranlaßt zu haben. Hatte der Ermordete Feinde?"

„Er war allgemein gern gesehen," erwiederte der Müller. „Ich habe ihn wie meinen eigenen Sohn geliebt."

„Ihr sagtet, daß er mit Eurer Tochter versprochen gewesen sei — hat vielleicht noch ein Anderer sie geliebt?"

„Ich weiß nichts davon. Ich glaube es nicht."

„Habt Ihr gar keinen Verdacht?"

Der Müller zögerte.

„Man kann sich nur gar zu leicht irren," entgegnete er.

„Seid ohne Besorgniß. Ich frage Euch im Vertrauen."

„Er hatte gestern in der Waldschenke beim Tanze Streit mit seinem Stiefbruder."

„Ist das der Bursch, der mit draußen war, der neben Euch stand?"

„Ja."

„Der Bursch gefällt mir nicht," fiel der Richter ein. „Sein Benehmen ist mir aufgefallen."

„Es ist zwischen den beiden Burschen kein freundliches Verhältniß gewesen — und es steckt böses Blut in dem Franz. Ich will ihm nicht zu nahe treten, ihn noch weniger beschuldigen — ich erzähle Ihnen nur, was vorgefallen ist."

„Er fiel mir auf — und doch war er zu ruhig. Keine seiner Mienen zuckte beim Anblick des Todten," sprach der Richter sinnend zu sich selbst. „Ich glaube es kaum. Wie steht er mit seinem Stiefvater?"

„Auch nicht besser."

„Ruft den Deichbauer," bat der Richter. „Ich muß ihn allein, zum Wenigsten nur in Eurer Gegenwart sprechen."

Der Wassermüller holte den Tiefgebeugten. Der Richter schob ihm einen Stuhl hin.

„Setzt Euch," sprach er. „Nur einige Fragen will ich an Euch richten. — Euer Stiefsohn hat mit Eurem Sohn in Streit gelebt?"

„Sie sind wenig zusammen gekommen. Sie wichen einander aus — aber ich weiß, daß er ihn gehaßt hat."

„Er hat gestern mit Eurem Sohne Streit gehabt — er hat einen bösen Sinn?"

„Einen bösen Sinn," wiederholte der Deichbauer. „Er wäre einer solchen That schon fähig, denn in der Leidenschaft hat er gegen mich selbst das Messer schon gezückt."

Der Richter horchte auf.

„Ich habe ihn hart deßhalb gestraft, und das scheint ihn gebessert zu haben," fuhr Homann fort. „Ich selbst habe ihn heute Morgen für den Mörder gehalten — aber er ist es nicht."

„Woher wißt Ihr das?" warf der Richter ein.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon III. in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Als die Großherzogin Stephanie von Baden das erste Mal auf Arenenberg auf Besuch kam, war unter dem Gehölze gegen Ermatingen ein Zelt aufgeschlagen, unter dem die Mahlzeit gehalten wurde; Musik spielte auf. Die ganze Umgegend hatte sich neugierig zu diesem ungewohnten Schauspiel versammelt. Unter den Zuschauern bemerkte der junge Prinz einen Knaben, der ihm wohlgefällig auffiel. Louis kam mit einem Teller Backwerk auf denselben zu und redete ihn freundlich an. So machte

Digitized by Google

er die erste Bekanntschaft mit einem Nachbar, dessen Theilnahme und Beihilfe für ihn in späteren wichtigen Angelegenheiten von großem Werth war.

Als der Prinz in die Jahre eintrat, wo die Grundlage einer wissenschaftlichen Bildung für ihn beginnen sollte, fiel die Wahl auf das Gymnasium von Augsburg, weil Mutter und Sohn dadurch die Gelegenheit gegeben war, in der Nähe des geliebten Bruders und Oheims, des Herzogs Eugen von Leuchtenberg, zu wohnen. Nach einem achtjährigen Aufenthalt in Augsburg kehrte der Prinz zu seiner Mutter zurück, um nun fortwährend an ihrer Seite zu leben. Zur Leitung seiner ferneren Studien wurde ein vorzüglicher französischer Gelehrter berufen, und den Unterricht in den Kriegswissenschaften ertheilte ihm der bekannte schweizerische General Dufour, welcher dem Talent seines Zöglings von jeher hohe Anerkennung zollte, und dessen weisen Räthen der Prinz stets ein aufmerksames Ohr lieh.

Eine Reihe von Jahren brachte Hortense den Winter in Rom zu, wohin der Prinz nach seiner Rückkehr von Augsburg sie begleitete. Auf diesen Reisen nach Italien wurde regelmäßig acht oder vierzehn Tage in Florenz verweilt, welche dann der Prinz im Palast seines Vaters und in Gemeinschaft mit seinem Bruder zubringen durfte. Als einst der Herzog von St. Leu nach Marienbad in Böhmen ging, erhielt der ältere Sohn die Erlaubniß, unterdessen auf Arenenberg zu bleiben, während der jüngere den Vater nach Böhmen begleitete. Während dieser Zeit fand ein Zusammenzug des bayerischen Heeres bei Nürnberg statt. Der Prinz bat seinen Vater an, daß er ihm erlaube, dieser Heerschau beiwohnen zu dürfen. Schon war Alles gerüstet und die Pferde angespannt, als der Vater seinen Entschluß änderte und zu bleiben befahl. So schmerzlich es für den Prinzen war, sich die Hoffnung geraubt zu sehen, das erste Mal der Bewegung größerer Truppenmassen beizuwohnen, so fügte er sich dem Befehl mit ruhiger Ergebung.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Der Jungfernbund.) In Graz hat eine Gesellschaft, der Jungfernbund genannt, der Regierung eine eigenthümliche Petition eingereicht: „Die Unterzeichneten erfahren mit Bedauern, daß die anklagenswerthe Manie, unverheirathet zu bleiben, unter den jungen Männern von Tag zu Tag mehr um sich greift. Wir sind überzeugt, daß der Zustand eines alten Ledigen seinen Charakter nur verderben und den Geiz erzeugen kann, sowie er durch die Langweile, die er nothwendigerweise mit sich führt, und sonst geheime Sünden eine Pest der Gesellschaft ist. Wir bitten den hohen Staatsrath, dem Großen Rathe einen Gesetzentwurf vorzulegen, nach welchem jeder unverheirathete Mann über 25 Jahre, wenn er keine genügende Entschuldigung, körperliche Gebrechlichkeit u. s. w. anführen kann, zur Bezahlung einer Hagestolzen-Steuer angehalten werde. Ist er im 29 Jahre noch nicht verheirathet, so soll er zwei Jahre aus der Republik Genf verbannt werden. Kommt er ohne Frau zurück, oder heirathet er nicht in den ersten sechs Monaten, so möge man ihm dreißig Stockstreiche appliciren und auf diese Weise, von Jahr zu Jahr steigernd, fortfahren."

In Rom wurde kürzlich in höchst eigenthümlicher Art ein Raub ausgeführt. Mehrere Räuber überfielen einen Geistlichen, der des Abends sich nach Hause begeben wollte. Als sie gerade daran waren, die Taschen des Priesters einer genauern Untersuchung zu unterwerfen, kam ihnen eine Patrouille französischer Soldaten auf den Nacken. Was thaten die Galgenvögel? — Sie zwangen den Geistlichen, eine Litanei laut vorzusingen, ließen sich dann auf die Kniee nieder und antworteten in größter Andacht ihr: Ora pro nobis. Die Franzosen, welche eine Gruppe jener Andächtler vor sich zu sehen glaubten, die in den Straßen Rom's ihre Gebete öffentlich zu verrichten pflegen, gingen vorüber, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Hierauf führten die Räuber in ihrer Operation fort und plünderten den Geistlichen bis auf den letzten Heller.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 51. Donnerstag, den 28. April **1864**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

„Er ist's nicht gewesen. Er hat die Nacht dies Haus nicht verlassen. Früh kam er gestern Abend heim und legte sich zeitig zur Ruhe. Es fiel mir auf, und einen anderen Grund vermuthete ich dahinter. Mit einem Mädchen hat er ein Liebesverhältniß und heimlich geht er des Abends zu ihr. Das wird es sein, dachte ich. Als ich mich gegen zehn Uhr zur Ruhe begab, blickte ich auf seine Kammer — er lag im Bett und schlief. Ich selbst schlief ein. Bald wachte ich wieder auf. Eine unerklärbare Unruhe hatte mich erfaßt. Ich stand auf und ging hinab in das Zimmer. Im Vorbeigehen blickte ich wieder auf seine Kammer, er schlief fest. Es war elf Uhr. Der Schlaf wollte mir nicht wiederkommen. Die Luft hier im Zimmer erschien mir drückend. Ich nahm einen Stuhl und setzte mich auf die Hausflur. Bis nach ein Uhr habe ich dort gesessen — dann legte ich mich wieder schlafen. Er hat das Haus nicht verlassen."

„Konnte er es nicht auf einem andern Wege?"

„Er mußte die Treppe hinab," erwiederte Homann.

„Konnte er nicht aus dem Fenster gestiegen sein?"

Der Bauer schüttelte mit dem Kopfe.

„Seine Kammer geht in den Giebel hinaus. Dicht unter dem Fenster ist der Deich."

Der Richter schwieg. Er schien nachzusinnen.

„Habt Ihr irgend einen Verdacht?"

„Nein," entgegnete der Deichbauer. „Ich weiß Niemand, der das meinem Jungen und mir hätte zu Leide thun können."

„Laßt Euren Stiefsohn dennoch rufen," sprach der Richter. Ein neuer Gedanke schien in ihm aufgestiegen zu sein.

Wenige Minuten darauf trat Franz ein. Er sah bleich aus. Auf seinem Gesichte war nicht die geringste Verlegenheit oder Furcht zu lesen. Ruhig blickte er den Richter und seinen Vater an.

Der Richter fixirte ihn.

„Du hast um den Mord gewußt!" sprach er dann schnell bestimmt.

„Nein," erwiderte Franz, und seine Antwort klang eben so bestimmt.

„Ich weiß es!" fuhr der Richter fort. „Leugne es nicht!"

Franz blickte ihn ruhig an.

„Ich habe nichts davon gewußt und nichts davon wissen können!"

„Gestern hast Du Streit gehabt mit dem Todten?"

„Ja."

„Du hast ihn gehaßt?"

„Ja," erwiderte Franz eben so bestimmt nach kurzem Zögern.

„Du hast Dich an ihm rächen wollen!"

„Dann würde ich es selbst gethan haben," gab Franz dreist zur Antwort.

„Du hast es auch gethan — Du hast ihn ermordet!" fiel der Richter schnell ein.

„Ich habe nichts mit ihm zu schaffen gehabt und nichts davon gewußt," entgegnete Franz.

„Du hast gegen Deinen eigenen Vater das Messer gezückt!"

Ueber das Gesicht des Burschen flog eine leichte Röthe.

„Ich habe es in der Leidenschaft gethan — es ist mir gereut."

Digitized by Google

Wieder sann der Richter nach und blickte Franz noch ein Mal scharf fixirend an.

„Du kannst gehen," sprach er dann.

„Er hat es nicht gethan," fuhr er fort, als Franz das Zimmer verlassen hatte. „Ich glaube einen scharfen Blick in solchen Sachen zu haben, eine langjährige Erfahrung steht mir zur Seite. Wäre er schuldig, so würde er irgend Etwas zu seiner Reinigung von dem Verdacht vorgebracht haben. Nicht mit einem Worte hat er erwähnt, daß er dies Haus nicht verlassen hat. Nicht das leiseste Zeichen der Furcht war in seinem Gesichte zu bemerken. Ich bin überzeugt, daß er unschuldig ist, aber dennoch beobachtet ihn sorgfältig. — Ihr habt also gar keinen Verdacht weiter?"

Der Deichbauer schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich weiß Niemand, der die That begangen haben könnte," sprach der Wassermüller. „Aber ich will nicht ruhen und rasten, bis der Mörder entdeckt ist."

„Thut das!" sprach der Richter eindringlich.

Vor der Hand ließ sich nichts weiter thun.

Der Wassermüller bat den Richter und seine beiden Begleiter, den kleinen Umweg über die Mühle nicht zu scheuen, um ihnen einige Erfrischungen vorzusetzen.

„Daß der Deichbauer heute nicht daran denkt, dürfen Sie nicht übel nehmen," fügte er hinzu. „Ich habe schon Manches in meinem Leben durchgemacht und darf wohl sagen, immer den Kopf oben behalten, aber hätte ich ein solches Unglück erlitten, dann glaub' ich doch, daß ich ganz zusammenbrechen würde."

Sie nahmen von dem Tiefgebeugten Abschied. Er hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Als sie das Haus verlassen hatten, schritt er langsam, schwankend in die Kammer, in welcher sein Sohn lag. Die Thür schloß er hinter sich ab. Neben dem Leichnam setzte er sich nieder. — Die kalte Rechte des Todten nahm er in beide Hände und starr blickte er darauf.

Stunde auf Stunde verrann, er bemerkte es nicht und rührte sich nicht. Niemand störte ihn. Seine Knechte wagten es nicht und seine Frau und sein Stiefsohn wollten es nicht — er stand jetzt so gut wie allein im Leben da.

Der Abend desselben Tages war hereingebrochen.

Auf dem Deichhofe war es still — unheimlich still. Der unglückliche Vater saß noch immer neben dem Leichnam seines Sohnes in der Kammer. Die Knechte, welche sonst wohl lachend oder in lustigem Gespräche über die Hausflur schritten, schlichen schweigend über dieselbe. Sie empfanden das tiefste Mitleid mit dem so schwer Heimgesuchten.

Nicht ein lauter Ton war in dem Hause zu vernehmen, und selbst auf dem Hofe war Kirchhofsruhe. In diesem stillen Mitfühlen lag es am deutlichsten ausgesprochen, welche Liebe und Achtung der Deichbauer genoß.

Auch die Nacht brachte Homann bei dem Todten zu. Er mußte Abschied nehmen für immer von ihm, und das war so schnell nicht geschehen. An seinem Todtenlager mußte er all die Pläne und Hoffnungen niederreißen, die er auf ihn gebaut hatte. Und er hatte nichts, was er an die Stelle derselben setzen konnte, als eine schmerzvolle Erinnerung.

Als der Deichbauer zeitig am andern Morgen aus der Kammer trat, war er ruhig, gefaßt. Das Verlorene war durch nichts zurückzurufen, er mußte sein Geschick als Mann ertragen. Welche Schmerzen und Qualen er erduldet hatte, wie seine Seele gefoltert war, ehe er diese Ruhe und Fassung sich errungen, das verriethen nur seine bleichen Wangen und die tiefen Furchen, welche sich in der einen Nacht auf seine Stirn eingegraben hatten.

Der Wassermüller kam. Auch ihm sah man an, wie sehr ihm das Unglück zu Herzen gegangen war. Schweigend reichte er dem Deichbauer die Hand.

„Homann," sprach er endlich. „Ich bin gestern Nachmittag zur Stadt gefahren und habe Alles besorgt, was zum Begräbnisse nöthig sein wird. Ihr habt nur das eine Kind, da denke ich, es wird Euch recht sein, daß ihm die letzte Ehre so erwiesen wird, wie es dem Sohne des Deichbauern zukommt."

Der Bauer blickte ihn überrascht an.

„Hat meine Frau mit Euch darüber gesprochen? fragte er.

„Nein. Sie hat mir nicht ein Wort gesagt, ich dachte indeß, ich würde Euch damit eine Sorge abnehmen, die Euch schwer

Digitized by Google

drücken müsse. Ich hab's ehrlich und gut gemeint."

Homann reichte ihm die Hand.

„Ich danke Euch dafür, Steffens," sprach er bewegt. „Es hat mich arg darniedergeworfen, das Schicksal — in meinem eignen Hause finde ich keine Theilnahme, da thut's dem Herzen doppelt wohl, wenn Fremde Mitgefühl zeigen. Ich werde nie vergessen, wie Ihr mir jetzt zur Seite gestanden."

„Gott weiß," rief der Müller, „ich wollte lieber, all' mein Haß und Gut wäre in Flammen aufgegangen, als daß Ihr Euren Sohn verloren. Das hätt' ich wieder erwerben können — aber Ihr — Ihr —" er vermochte nicht weiter zu reden.

Der Deichbauer wandte das Gesicht ab, um seine Bewegung zu verbergen. Mit Gewalt errang er sich wieder Fassung.

„Ist noch keine Spur von Dem, der die That begangen, entdeckt?" fragte er.

„Noch nicht. Ich bin gestern noch ein Mal zum Richter gegangen und hab' ihm die Sache an's Herz gelegt. Eine Belohnung habe ich Dem versprochen, der den Mörder entdeckt."

„Meinen halben Hof versprache ich ihm," rief der Deichbauer — „er kommt ja doch nur in fremde Hände!"

Zwei Tage später wurde der Ermordete beerdigt. Der Wassermüller hatte Alles übernommen und besorgt, und nie war ein so großartiges Begräbniß gefeiert. Das ganze Dorf nahm daran Theil und begleitete die Leiche zum Friedhofe.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon III. in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

So zart und schwach der Prinz in seinen frühern Jahren gewesen war, so gewann er doch allmählich durch anhaltende Anstrengung und Abhärtung eine unerwartete Stärke und Ausdauer. Er ist als ein vortrefflicher Reiter bekannt. Er hatte bei seinem Oheim in München, die beste Gelegenheit sich schon früh alle Vortheile der Reitkunst zu eigen zu machen. Die Erholung nach Tisch auf Arenenberg bestand häufig in Reiterkünsten, welche auch die Mutter ein großes Vergnügen gewährten. Leicht und zierlich voltigirte er rechts und links über das Pferd hinweg, wenn er in vollem Lauf dahinsprengte. Ohne Anstrengung sprang er über das Kreuz des Pferdes in den Sattel. Er war auch ein geschickter Lanzenreiter. Ohne sich auf halsbrechende Wagnisse einzulassen, war er als Reiter kühn und sicher. Die Strecke von sieben Viertelstunden zwischen Arenenberg und Constanz legte er regelmäßig in einer Viertelstunde zurück. Als der Wächter an der Barrière einst fand, der Prinz reite zu scharf in die Stadt ein, und ihm die festgesetzte Buße abverlangte, lachte derselbe und bezahlte das Doppelte, indem er sagte: Da habt Ihr's gleich für den Rückritt! Als einst die thurgauischen Milizen in der Nähe von Arenenberg im Feuer exercirten, bestieg der Prinz ein wildes Pferd, das Niemand als ihn aufsitzen ließ. Nun gewährte der Kampf des kunstfertigen Reiters mit seinem sich sträubenden Pferde ein anziehendes Schauspiel. Denn so sehr sich dasselbe bäumte und schäumte, so bezwang er es doch so, daß es ganz ruhig und fromm wurde. Allein die Reiterlust hinderte ihn an menschenfreundlicher Uebernahme nicht. Als er z. B. einen schweren Fall that, stieg er sogleich ab und half den Beschädigten in ein Haus tragen. Ein ander Mal war ein Pferd mit einem Gefährte, in dem sich zwei Frauen befanden, durchgegangen, schnell ritt der Prinz vor und hielt das scheu gewordene Thier an.

Er liebte die Leibesübungen überhaupt in dem Maße, daß er die Dorfjungen von Salenstein zu sich kommen ließ, sie im Laufen und Springen übte und den besten Läufern Preise ertheilte. Der im Winter häufig überfrorene See bot ihm als Schlittschuhläufer ein anderes Feld kräftiger Erholung dar: oft sah man ihn auch seine Mutter oder ihre Freundinnen im Schlitten vor sich hinschiebend über dem Eise schweben. Auch war es ihm nicht zu wenig, junge Burschen aus seiner ländlichen Umgebung das Schlittschuhlaufen zu lehren. Noch mehr freilich zog ihn der helle Spiegel des Sees in der guten Jahreszeit an. Denn er hatte eine große Freude am Baden und zeigte sich als tüchtiger Schwimmer. So schwamm er ein-

Digitized by Google

mal vom Ufer bei Ermatingen, ohne auszuruhen, nach der Reichenau hinüber; er langte freilich blaß und zitternd auf der Insel an, erholte sich aber bald wieder von dieser fünfviertelstündigen Anstrengung. Auch in rauherer Jahreszeit, wie z. B. bei der Rückkehr von der Jagd, warf er sich bisweilen in den See. Als er in jüngeren Jahren einst mit seinen Basen, den Töchtern der Großherzogin Stephanie, über die Neckarbrücke zu Mannheim spazierte, ließ es sich die eine derselben einfallen, zu bemerken, ob er es wohl wagen würde, hier in den Fluß zu springen. Kaum hatte der Jüngling die Aufforderung vernommen, so schwang er sich über das Geländer und stürzte sich mitten in den Fluß. Es war im März und kalt; allein er kam lachend in seinen triefenden Kleidern nach dem Schlosse zurück. Wenn der Prinz seither seine Franzosen in Erstaunen gesetzt, wie geschickt und mannhaft er das Ruder zu führen wußte, so war das ebenfalls eine auf dem Bodensee errungene Kunstfertigkeit. Er machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, an schönen Abenden seine Mutter mit den nie fehlenden Gästen im Kahne zu fahren, wo er sich nicht nehmen ließ, das Steuer zu handhaben. Oft nahm die Herzogin ihre Guitarre mit auf den See und sang so fröhlich wie in den Tagen der Jugend. Als er einst mit einem Freunde von Zürich nach dem Seefelde gefahren war, wurde auf der Rückkehr der Kahn von einem heftigen Wind in den See zurückgetrieben. Die Nacht brach ein; allein der Prinz kämpfte noch zwei Stunden mit den Wellen und ruhte nicht, bis er die Stelle wieder erreicht hatte, von welcher er abgefahren war.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

(Ungeheuerliches Concert.) In New-Orleans ist am 4. März der am 22. Februar mit etwa 6000 unter im Ganzen 11,000 Stimmen zum Gouverneur des Staates Louisiana gewählte Deutsche Michael Hahn (geb. 1830 in Klingenmünster, Rheinbayern) in sein Amt eingeführt worden. Die Feierlichkeiten, unter welchen das geschah, übertrafen an Großartigkeit oder vielmehr Ungeheuerlichkeit alles bisher Dagewesene, namentlich in ihrem musikalischen Theile. Auf dem großen Lafayetteplatz war ein kolossales Amphitheater errichtet, auf welchem 10,000 Schulkinder saßen. Davor eine Plattform, auf welcher 500 ausübende Musiker und 40 Amboße (für die Ausführung des Zigeunerchors aus dem Trovatore) Platz nahmen. Hinter dem Amphitheater 50 Kanonen, durch elektrische Drähte so mit dem Pulte des Dirigenten verbunden, daß dieser sie durch einen Fingerdruck lösen konnte. Um den Platz endlich 2 Regimenter Infanterie, mit Platzpatronen versehen, um an dem großen Finale Antheil zu nehmen. Die Nationalweisen (Hail Columbia und The Stear spangled banner) wurden nun in folgender Weise aufgeführt. Zuerst spielte blos das Orchester die Melodie durch, dann sangen die 10,000 Schulkinder eine Strophe unter Begleitung des Orchesters; dann ward eine Strophe auf gleiche Weise gesungen und gespielt, doch unter Begleitung aller Glocken in der Stadt (ebenfalls durch Elektricität); endlich die vierte Strophe; alle bisher genannten Wirkungen zusammen und dazu statt der Kesselpauken Kanonensalven. Zum Schuß Gesammtartilleriefeuer, Musketenfeuer der 2 Regimenter, Wirbeln unzähliger Trommeln u. s. w. Das Wort Knallwirkung hat wohl noch niemals bei irgend einer musikalischen Aufführung eine solche Bedeutung erlangt.

In Böhmen gibt's noch Wälder, die an den Urwald erinnern, und kein Schlag mit der Axt fällt daneben. Die schönsten gehören den Schwarzenbergs. Da stehen Tannen von 150 bis 200 Fuß Höhe und entsprechender Stärke, so daß sie 30 Klafter geben, Baum an Baume.

Ein Bremer schreibt aus St. Louis an seine Verwandten, daß er jetzt als Sergeant bei der Cavallerie diene, der weiter nichts fehle als — die Pferde.

Redaktion, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 52. Samstag, den 30. April **1864.**

Das Denkmal.

Des Mannes Namen wollt ihr preisen,
Der jüngst aus unſ'rer Mitte ſchied,
Des Dankes Fülle ihm beweisen,
Der tief in eurem Herzen glüht:
Dem Edelſten im Fürſtenhain
Ein Denkmal eurer Liebe weih'n.

Ein Mauſoleum wollt ihr haben,
Ein Werk aus Marmor oder Erz,
Mit Flammenſchrift hineinzugraben
Des Vaterlandes herben Schmerz;
Die ſpät'ſte Nachwelt ſoll es leſen,
Wie groß, wie herrlich er geweſen.

Und flammend ſoll's darauf erglühen,
Welch' reichen Segen er geſtreut,
Wie ſeines Scepters heißes Mühen
Dem Vaterlande er geweiht;
Wie noch geſtrahlt ſein letzter Blick
Für Deutſchlands Ehr', für Deutſchlands Glück

Welch' hoher Sinn in ihm gelebet
Für Alles, was ſein Volk beglückt;
Wie raſtlos er darnach geſtrebet,
Was eine Krone wahrhaft ſchmückt;
Denn Volkes Wohlfahrt und Gedeihn
Ziert mehr als Gold und Edelſtein.

Gedank' und Wort ließ frei er walten
Und feſſellos der Wahrheit Licht.
Mit ſeinem Volke Frieden halten
Hielt er für ſeine erſte Pflicht.
Dies große Wort, ihr habt's gehört,
Es iſt's, was ihn am meiſten ehrt.

Und wie erſtrahlt ſein edler Sinn
Dem hehren Wiſſen zugewandt!
Schaut nach der Schaar der Geiſter hin,
Die ſtrahlend ſeinen Thron umſtand!
Des Thrones Glanz und wahre Kraft
Sproßt aus dem Born der Wiſſenſchaft.

Mag Frankreich Monumente bauen
Aus Glocken- und Kanonengut;
Mag's ſtaunend zum Koloſſe ſchauen,
Der nur auf Blut und Thränen ruht; —
Laßt ihm des Ruhmes blut'ge Laß,
Die Siege, die die Menſchheit haßt!

Nicht ſo laßt uns den Edeln preiſen,
Nicht bringen ſo des Dankes Zoll;
Aus Marmor nicht, auch nicht aus Eiſen
Sein Denkmal ſich erheben ſoll.
Das deutſche Herz, ein Blüthenhain,
Das ſoll der Liebe Denkmal ſein!

Hierher laßt eure Gaben fluthen,
Die Spenden eurer Zärtlichkeit:
Ein Saatenfeld des Edeln, Guten,
Der Tugend und dem Fleiß geweiht;
Dem deutſchen Geiſt und ſeiner Kraft,
Der hehren Kunſt und Wiſſenſchaft!

Ja! Solches Bauwerk wird euch ehren,
Wird Kind und Kindeskind erfreu'n;
Wird euch des Himmels Huld gewähren
Und Segensfülle auf euch ſtreu'n;
Wird dauern über Raum und Zeit,
Ein Tempel der Unſterblichkeit.

Neuſtadt. Streuber.

Der Deichbauer.

(Fortſetzung.)

Es that dem Deichbauer wohl, wahrzunehmen, welche Liebe ſein Sohn genoſſen hatte. Am liebſten hätte er ſich mit ihm zugleich in

Digitized by Google

die Grube hineingelegt, denn das Leben war ihm zur Last geworden. Aber er durfte noch nicht sterben. Eine Aufgabe hatte er noch zu erfüllen — den Mörder aufzusuchen und den Tod seines Sohnes zu rächen. Hierauf richtete er alle seine Gedanken und Kräfte.

Eine große Veränderung war in seinem ganzen Wesen eingetreten. Früher nahm er sich der Wirthschaft mit allen Kräften an, er lebte dafür. Sein Auge bemerkte die geringste Unordnung. Jetzt schien er nichts mehr zu sehen, für nichts mehr Interesse zu haben. Seine Knechte konnten machen, was sie wollten — er kümmerte sich nicht mehr um sie.

Anfangs ging Alles nach der früheren Ordnung und Gewohnheit, bald hörte diese auf, und die Arbeiter, die den Herrn nicht mehr zu fürchten hatten, machten sich leichte und gute Tage.

Tagelang verließ der Deichbauer sein Zimmer nicht. Nur zur Wassermühle ging er gern und oft. Gertrud hatte er in's Herz geschlossen, und wenn er an ihrer Seite saß und ihre Hand fest in der seinigen hielt, dann war es ihm, als ob die Leere in seinem Herzen wieder ausgefüllt werde, als habe er ein Kind wiedergefunden.

Er wurde nicht müde, ihr zuzuhören, mochte sie ihm auch fast täglich dasselbe wiederholen.

Franz war nicht mehr auf dem Deichhofe. Seine Mutter hatte die Stimmung des Deichbauern benutzt, um ihn zu bitten, daß er Franz an Georg's Stelle auf den Waldhof schicken möge. Ohne Zögern hatte er es zugegeben. Was kümmerte ihn der Waldhof noch? Er selbst betrat ihn fast nie mehr.

Franz hatte erreicht, wonach er sich längst gesehnt. Den Herrn konnte er nun ungehindert spielen. Er brachte die Abende und halbe Nächte bei dem Waldhüter oder in der Waldschenke zu. Es wurde gezecht und gespielt. Seine Mutter ließ es ihm nicht an Geld fehlen. Früher war er still, verschlossen gewesen, jetzt lebte er in wildem, lustigem Taumel. Der Deichbauer kümmerte sich nicht um ihn, und seine Mutter wagte nicht, ihn zu ermahnen.

„Haha!" pflegte er seinen Spiel- und Zechgenossen lachend zuzurufen, „der Waldhof mag daraufgehen, den wollen wir hier vertrinken, ich habe einst am Deichhofe genug, und den muß ich erhalten!"

Wenn sein Geld nicht ausreichte, so half der Wirth bereitwillig aus. Auch er sah ihn als den nächsten Erben des Deichhofes an, und der durfte schon Schulden bei ihm machen.

Franz lebte in dem Wahne, der Deichbauer wisse von seinem Leben nichts. Der hatte es jedoch durch den Wassermüller längst erfahren, wollte sich indeß nicht darum kümmern. Was ging es ihn an, wenn der Bursch den letzten Rest seines väterlichen Gutes durchbrachte! Ganz andere Sachen lagen ihm im Kopfe.

Wochen und Monate waren verflossen, und trotz aller Nachforschungen war noch nicht die geringste Spur des Mörders entdeckt. Da kam dem Wassermüller eine Aeußerung zu Ohren, welche der Waldhüter im Rausche gethan hatte, daß die Polizei noch immer nicht den rechten Mann geschickt habe, sonst müßte der Mörder schon zu entdecken sein. Er wolle ihn schon finden, wenn dies überhaupt seine Sache sei.

Er war unentschlossen, ob er diese Aeußerung dem Gerichte anzeigen solle. Der Waldhüter [illegible] zu wissen. Er war ein schlauer Kopf, aber ebenso hartnäckig. Mit Gewalt war er nimmer zu zwingen, zumal er seit Jahren mit dem Deichbauer in Feindschaft lebte.

Ein Verdacht, daß er die That begangen haben könne, lag nicht gegen ihn vor. So weit konnte seine Feindschaft gegen den Deichbauer nicht gehen, und mit Georg selbst hatte er nie etwas vorgehabt.

Der Wassermüller theilte Homann mit, was er gehört hatte. Er erbot sich, selbst zu dem Waldhüter zu gehen und zu versuchen, etwas aus demselben herauszulocken.

Der Deichbauer schwieg. Mit einem Schütteln des Kopfes lehnte er das Anerbieten ab.

„Ich werde zu ihm gehen," sprach er endlich.

Der Müller hielt ihm entgegen, daß er mit ihm in Feindschaft lebe.

„Deßhalb muß ich selbst gehen," erwiderte Homann. „Ich kenne den Waldhüter. Es gibt nur ein Mittel, seinen unversöhnlichen

Digitized by Google

Sinn zu überwinden, wenn ich selbst zu ihm gehe, wenn ich ihm zuerst die Hand biete."

„Und das wollt Ihr thun?" rief der Müller.

„Ich thäte es nicht, wenn ich mein Leben dadurch erkaufen könnte," entgegnete der Deichhauer nach kurzem Zögern, „aber ich habe dem Todten geschworen, Alles zu thun, seinen Mörder aufzufinden, und eher gibt's für mich keine Ruhe, bis ich diesen Schwur gelöst habe."

Noch an demselben Tage schritt er zur Ausführung seines Vorhabens.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon III. in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Da der Prinz die Kriegskunst zu seinem Hauptstudium machte, so versteht es sich von selbst, daß er auch die Waffen meisterhaft führen lernte. Er schoß mit der Pistole und mit dem Stutzen viel und gern, und war als ein guter Schütz bekannt. Er hatte in den schönen Forsten jenseits des Sees eine Jagd gepachtet, mehr um seiner Freunde willen als für sich selber, indem er das Waidwerk mehr um seiner fröhlichen Kameradschaft willen liebte, als um der Hantierung selbst willen. Ein alter fröhlicher Bauersmann von Salenstein kann nicht genug von der Traulichkeit und der Freundschaft erzählen, die ihm der Prinz auf den gemeinsamen Jagdzügen erwiesen. Allein er konnte seine Genossen oft auf schwere Geduldproben stellen. So hatten ihm einst die gefälligen Jagdgesellen nach einander drei Rehe in den Schuß getrieben; allein der Prinz hatte sie an sich vorüber laufen lassen, denn er war unter einem Baum eingeschlafen. Doch machte gewöhnlich ein trefflicher Aser (Jagdmahl im Freien) wieder gut, was er auf der Jagd versäumt hatte. Es konnte aber vorkommen, daß er sich einen Spaß daraus machte, seine Gefährten auf die eigene Jagdbeute zu beschränken, wobei er in heiterer Genügsamkeit mit der frugalen Feldküche voranging. Desto eifriger zeigte sich der Prinz als Scheibenschütz auf der Schießstätte zu Ermatingen, wo er Mitglied der Schützengesellschaft war und schlicht und einfach wie jeder andere Bürger an den Uebungen theilnahm. Als Mitglied der thurgauischen Kantonalgesellschaft schenkte er derselben eine hübsche Schützenfahne, welche er einmal an einem eidgenössischen Schützenfeste selbst an der Spitze der thurgauischen Schützen als Redner beim Aufzug überreichte. Die Rede des Prinzen war damals ein sehr bescheidener Anfang öffentlicher Beredsamkeit.

Der Arenenberg hielt mit seiner Umgebung eine sehr freundliche Nachbarschaft. Es wurden die angesehenern Familien ebenso wohlwollend besucht, als empfangen. Wer die Gelegenheit gehabt hatte, in die Nähe der Herzogin zu kommen, war von ihrer Liebenswürdigkeit und Menschenfreundlichkeit bezaubert; wie dankbar konnte sie für einen Apfelkuchen sein, den ihr eine gastfreundliche Hand bereitet hatte. Bei festlichen Anlässen auf Arenenberg wurden auch die thurgauischen Nachbarn eingeladen, und es durften dieselben zuweilen auch den kleinen theatralischen Aufführungen beiwohnen, wo die Herzogin in Darstellung von Rollen aus dem Volksleben sich in harmloser Leichtigkeit und Heiterkeit gehen ließ. Hortense blieb auch in der Verbannung mit allen Erscheinungen der französischen Literatur vertraut, namentlich zeigte sie sich mit besonderer Vorliebe der Poesie zu. Unter mehreren Dichtern, welche in Arenenberg und seinen schönen Umgebungen glücklich waren (auch Chateaubriand machte einen kurzen Besuch daselbst), ist voraus Casimir de la Vignie zu nennen, welcher einen Sommer daselbst zubrachte und eine der Gesellschaftsdamen, Mlle. de Courtin, als Braut heimführte. Begeistert durchirrte der Dichter die Schattengänge und Gehölze, zeichnete seine Poesien auf und trug dann Abends seine Verse frei und mit der ganzen Frische schöpferischer Gluth vor. Es ist ein bemerkenswerthes Zeugniß für Hortense, daß ein so hoher und freier Geist, welcher Jahrgehalt und Kreuz der Ehrenlegion aus der Hand der Bourbonen verschmähte, die Verbannte in ihrer Einsamkeit fern vom Vaterland aufsuchte und glücklich war, wenn diese Frau ihre melodischen Töne mit den Klageliedern über den Fall seines Vaterlandes vereinigte. Denn Musik war die angelegentlichste Beschäftigung der Herzogin, namentlich componirte sie selbst viel, und kleine musikalische Abendunterhaltungen bildeten den

Digitized by Google

Mittelpunkt der geselligen Vergnügungen. Künstler waren daher immer willkommen, so daß die bescheidene Zufluchtstätte auf Arenenberg zu einem Musensitz der Künste wurde, wo namentlich Musiker und Maler sich oft einfanden.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

Halte den Uebermuth fern! Empört er schwellend das Herz Dir,
Denke des Lebens Beginn, denke des Lebens Vergang.
Eng ist ja — Wiege und Sarg. Gleich hülflos schlummert in beiden,
Heute ein keimender Staub, morgen ein staubender Keim.

Gleichwie das Krumme, uns grad zu erscheinen, umsonst sich bestrebet,
Also verbirgt auch der Schein nimmer das schlechte Gemüth.

Verschiedenes.

Ueber die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit des Turnens der Mädchen ist dem preußischen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, im Auftrage der Berliner medizinischen Gesellschaft, ein Gutachten eingereicht worden, worin die wohlthätigen Folgen, welche diese gymnastischen Uebungen auf den Organismus der weiblichen Jugend üben, näher und gründlich nachgewiesen werden. Die Mädchen leiden namentlich in den Städten häufig an Gesundheitsstörungen, welche das Leben verkümmern und Gebrechlichkeiten veranlassen. Allgemein sei auch die Erfahrung, daß ein mit dem 7. und 8. Jahre begonnenes konsequent fortgesetztes Turnen der Mädchen ein späteres Schief- und Buckligwerden, ja, selbst in den Fällen, wo eine erbliche Anlage vorhanden sei, fast ohne Ausnahme verhüte.

In Paris sind während des jüngsten Frostwetters interessante Versuche bezüglich der Tragkraft des Eises gemacht worden. Bei einer Dicke von vier Centimeter kann d Eis einen Menschen tragen. Mit neun Cen meter Dicke können es, in nicht geschlossen Gliedern, Infanterie-Abtheilungen überschr ten. Bei einer Dicke von zwölf Centimet trägt das Eis auf Schlitten gestellte Ach pfünder. Mit vierzehn Centimeter trägt Zwölfpfünder; mit sechzehn Centimeter v Pferden gezogene Feldstücke und gewöhnlich Wagenlasten; mit zwanzig Centimeter Vie undzwanzigpfünder; mit dreißig Centimeter d schwersten Lasten.

Räthsel.

Was dehnt sich als crystall'ne Flächen
Im strengen Winter silbern aus?
Und wenn des Eises Rinden brechen —
Was tritt dann fesselos heraus?
Es badet sich im Sonnenstrahle,
Den ganzen Himmel gießt es ein,
Und graut der Abend in dem Thale,
Glänzt's von des Mondes Silberschein.

Still überwagt es tiefe Gründe,
Das Treiben einer andern Welt,
Und deckt die grauenhaften Schlünde,
Die keines Tages Licht erhellt.
Doch, wenn die Lüfte kräft'ger schnellen,
So mordet schnell es die Natur,
Und in dem wilden Tanz der Wellen
Vermischt sich seines Daseins Spur.

Bewohnt die Brust das Edle immer,
Ist sie des Heiligen Altar,
So trägt es würdig seinen Schimmer
Auf dein gestirntes Augenpaar.
Der ganze Adel deiner Seele,
Er prägt sich aus auf jedem Zug,
Und was das Herz auch still verhehle,
Entlarvt es im Gedankenflug.

Es prangt an deines Zimmers Wänden
Und wirft dem prüfend ernsten Blick,
Wie ein Geschenk aus fremden Händen,
Das volle Bild getreu zurück
Mißbrauch' es nie zu eitlen Trieben,
Es sei der Wahrheit stiller Freund,
Und du wirst dann die Deutung lieben,
Die meines Räthsels Dunkel meint.

B. L.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 53. Dienstag, den 3. Mai 1864.

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Er war auf das schroffeste Entgegentreten des Waldhüters gefaßt und dennoch stand er unwillkürlich zögernd still, als er sich dessen Hause näherte und dasselbe vor sich liegen sah.

Der Auftritt, den er vor Jahren mit dem Waldhüter gehabt hatte, stand in aller Klarheit wieder vor seiner Seele. Aus dem Hause hatte er ihn geworfen. Da hatte der Waldhüter ihm zugerufen: „Homann, wenn Ihr je in Eurem Leben die Schwelle meines Hauses übertretet, so werde ich es machen, wie Ihr es mit mir gemacht habt; zur Thür werde ich Euch hinauswerfen! Verlaßt Euch darauf!“

Gelacht hatte er darüber. Wie sollte er dazu kommen, dessen Hütte zu betreten! Und doch stand er jetzt im Begriff, es zu thun, und der Waldhüter hatte seine Drohung nicht vergessen, das wußte er nur zu gut. Dennoch trat er ruhig in das kleine Haus ein. In dem Zimmer war es still, keine Stimme tönte daraus. Er pochte an die Thür. Kurz, barsch rief es: „Herein!“ Das klang nicht freundlich.

Er öffnete die Thür und trat über die Schwelle.

Der Waldhüter lag ausgestreckt auf einer Bank, kaum hatte er den Eintretenden erkannt, so sprang er überrascht auf. Einige Schritte trat er vor. Seine dunkeln Augen glühten. Auge in Auge standen sich die beiden Männer gegenüber.

„Ha, Deichbauer,“ rief der Waldhüter mit höhnendem Lachen; „die Ehre hätte ich mir nicht träumen lassen. Nur Eins scheint Ihr vergessen zu haben, sonst wäret Ihr sicherlich nicht hierher gekommen. Ich meine die Worte, die ich Euch vor Jahren zugerufen habe — als — als — Ihr mich aus Eurem Hause warfet!“ „Ich habe sie nicht vergessen, Dörfel,“ erwiderte der Deichbauer ruhig.

„Und dennoch wagt Ihr, diese Schwelle zu übertreten?“ unterbrach ihn der Waldhüter. „Dies ist mein Haus — hier habe ich das Recht in der Hand, und wenn Ihr zehn Mal der reiche Deichbauer seid, und Ihr sollt sehen, daß ich von meinem Rechte Gebrauch machen werde!“

Er war in der heftigsten Aufregung. Was er so lange in sich verschlossen hatte, drängte sich nun mit einem Male vor.

„Dörfel!“ rief der Deichbauer. Seine Stimme klang ernst, mahnend. Durch seine Ruhe, denn regungslos stand er da, durch seine Furchtlosigkeit imponirte er dem Waldhüter. Seine bleichen, eingefallenen Wangen nahmen dessen Zorne die Gewalt.

Das war nicht mehr die stolze, befehlende Gestalt des Deichbauers von ehedem. Geknickt und gebrochen stand er da.

„Dörfel,“ wiederholte er ruhig. „Eure Drohung habe ich nicht vergessen und dennoch bin ich hierher gekommen. Nur einen Augenblick hört mich ruhig an. — Wir haben Streit mit einander gehabt, ich bin heftig gegen Euch geworden. — Heute würde ich es nicht mehr sein, denn heute steht Ihr glücklicher und reicher da, als ich es bin.“

Der Waldhüter schwieg. Die Worte des sonst so stolzen Bauers griffen ihm mächtig in's Herz, er wollte den Zorn zurückdrängen, allein das ging so leicht nicht, denn seit Jahren hatte er ihn in sich genährt.

„Dörfel,“ fuhr der Deichbauer fort. „Ihr habt gesagt, wenn das Gericht nur klügere

Digitized by Google

Leute hierher schicke, so könne es nicht fehlen, den Mörder meines Sohnes zu entdecken. Ihr seid schlau, Ihr kommt mit vielen Menschen zusammen — wenn Ihr den Mörder auffindet und mir nennt, dann verlangt von mir, was Ihr wollt, und Ihr sollt es haben! Hier habt Ihr vorläufig hundert Thaler."

Er legte eine Geldrolle auf den Tisch.

Des Waldhüters Augen zuckten auf. Er wollte die Hand darnach ausstrecken, hielt sie aber zurück. Hundert Thaler! So viel Geld hatte er seit Jahren nicht in Händen gehabt, auf ehrliche Weise konnte er es verdienen, und dennoch sträubte sich sein alter Groll gegen den Deichbauer dagegen.

„Behaltet Euer Geld," rief er, die Rolle zurückschiebend — „wir haben nichts mehr mit einander zu schaffen!"

Auch den Bauer schien seine Ruhe zu verlassen. Ein leichtes Roth schoß in seine Wangen, verschwand indeß eben so schnell wieder. Er mußte sich bezwingen und beherrschen. „Seid Ihr so unversöhnlich, Dörfel?" fragte er vorwurfsvoll. „Auch Ihr habt ein Kind und ich weiß, daß Ihr es liebt. Wenn irgend ein Bösewicht Euer Mädchen erschlüge und Ihr kämt dann mit schwerem Herzen zu mir und ich könnte Euch helfen — ich will auf meine Seligkeit verzichten, wenn ich dann nicht jeden Groll gegen Euch vergessen hätte und Alles thun würde, um Euch beizustehen. Ihr wißt nicht, was das heißt, ein Kind verlieren, an dem das Herz und Leben hängt!"

„Doch — doch, ich weiß es!" rief der Waldhüter. „Sprecht nicht weiter — ich will zusehen, was ich für Euch thun kann. — Doch das Geld behaltet!"

„Ihr könnt es gebrauchen," erwiderte Homann, „und ich — ich weiß nicht einmal, für wen ich mein Geld erworben habe. Nehmt es!"

„Gut, ich will's nehmen!" warf der Waldhüter ein und steckte die Geldrolle zu sich.

„Noch Eins," fuhr der Deichbauer fort. „Wenn Ihr den Mörder meines Sohnes entdeckt, dann will ich Euch das Zehnfache, das Zwanzigfache geben. Nun seht zu, was Ihr vermögt!"

Des Waldhüters Augen leuchteten. Eine fast fieberhafte Unruhe hatte ihn erfaßt. Er schien sprechen zu wollen, gewaltsam hielt er sich zurück.

„Das Zwanzigfache, sagt Ihr!" rief er endlich.

„Das Zwanzigfache," wiederholte der Deichbauer, „und Ihr wißt, ich halte Wort, wenn ich einmal ein Versprechen gegeben habe!"

Er reichte ihm die Hand, zögernd legte der Waldhüter die seinige darein.

„Vergeßt," fügte Homann hinzu, „was einst zwischen uns vorgefallen ist. Seht, als wir damals den Streit mit einander hatten, dachte ich nicht daran, daß ich einst noch bittend zu Euch kommen würde. Es weiß Niemand, welche Wendung sein Geschick nehmen kann!"

„Ja, das weiß Niemand," wiederholte der Waldhüter. Er sprach es halb in Gedanken zu sich selbst.

Aufgeregt schritt er im Zimmer auf und ab, als der Deichbauer das Haus verlassen hatte. Er rang mit einem Entschlusse.

„Zweitausend Thaler!" sprach er. „Alle meine Noth hätte dann mit einem Male ein Ende! Er hat mir sein Wort gegeben! — Und doch — dieser Preis entgeht mir nicht, habe ich ihn doch in Händen. Er wird mir noch mehr versprechen, er muß es!"

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon III. in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

An einer ausgewählten Gesellschaft fehlte es nie. Oft suchte der edle ritterliche Eugen die geliebte Schwester auf und baute sich — als ein Denkmal inniger Geschwisterliebe — in der Nähe die Villa Eugensberg, deren Beendigung er freilich kaum erlebte. Die Großherzogin Stephanie von Baden fand nach ihrer Verwittwung nirgends eine so wohlthuende Aufnahme, wie bei der geliebten Verwandten und Jugendfreundin auf Arenenberg. Mehrmals sah sie auch den hochbetagten, liebenswürdigen Oheim, Marquis de Beauharnais, bei sich, sowie den verwandten Grafen Tascher de la Pagerie, den gewesenen Arjutanten des Kaisers. Oft kam die in der Nähe wohnende Fürstin von Hohenzollern-Sigma-

Digitized by Google

ringen hinüber, welche einst in den Schreckenstagen den verwaisten Kindern eine mütterliche Zuflucht gewährt hatte. Besonders willkommen waren die ehemaligen Jugendfreundinnen, die Herzogin v. Ragusa und die Wittwen der Marschälle Duroc und Ney, letztere die Nichte der Mde. Campan. Diese selbst besuchte kurz vor ihrem Tode die ehemalige Pflegetochter und treue Beschützerin im verlassenen Alter. Die Briefe dieser berühmten Erzieherin an Hortense sind ein seltener und merkwürdiger Beweis von Offenheit und Liebe aus den Verhältnissen der großen Welt, zugleich freilich ein Beweis der Oberflächlichkeit der Erziehung jener Zeit, selbst von Seiten einer so begabten und für ihre Aufgabe begeisterten Frau. Zudem bot die nächste Nachbarschaft mehrere vorzüglich werthvolle Verbindungen dar. Vor Allem war es für die Herzogin ein Fest, wenn der ehrwürdige Freiherr v. Wessenberg aus Konstanz auf Besuch kam; und in sehr vertrautem Verhältniß stand sie mit Mde. Macaire daselbst und ihrer Tochter, der Gräfin Zeppelin. Eine besonders liebe Nachbarin blieb ihr die gewesene Gesellschaftsdame Mlle. Cochelet, welche sich mit Parquin, einem der Braven der Kaisergarde, später Begleiter des Prinzen nach Straßburg, verehlicht hatte und auf dem Schloß Wolfsberg wohnte. Hortense hatte ihr das nahgelegene malerische Schloß Salenstein zum Geschenk gemacht.

Das innigste Band aber verknüpfte sie mit ihrem Sohn. Wie dessen Züge wesentlich den Typus der Mutter trugen, so theilte er auch ihre Gemüthsart. Hortense war vorherrschend ruhig, sanft und gut; so zeichnete sie sich in ihrer Jugend unter den Zöglingen zu St. Germain aus, so bewährte sie sich auf der höchsten Stufe des Glücks, und so lernte sie Jedermann in der Verbannung kennen. In gleichem Maß war auch der Sohn, fern von jeder Laune, stets gleich gestimmt; zwar zurückhaltend, verschlossen, kalt, aber von harmloser Gutmüthigkeit. Keiner seiner Diener hat ihn jemals in heftiger und leidenschaftlicher Erregung gesehen; er war mit ihnen nie barsch und gab seine Befehle sanft und freundlich. Darum wurde ihm keiner derselben abtrünnig, und jeder wäre für ihn durch's Feuer gelaufen. Wer der Mutter gedient, den behandelte der Sohn als ein Glied des Hauses. Alle sprechen mit Rührung von der glücklichen Zeit, und dennoch war der Prinz gegen seine Dienerschaft kurz und wortkarg. Allein er verstand es, mit ein paar Worten Diejenigen, welche er für sich gewinnen wollte, zu fesseln. Die alte Negerin Malvina, die Frau eines der kaiserlichen Mamelukken, ließ es sich nicht nehmen, sie kam jeden Abend an das Bett und sah, wie ein treuer Pudel, ob der Prinz wohl besorgt und Alles in Ordnung sei.

Unter den Gliedern der Familie Napoleons war Hortense dasjenige, welches am zuversichtlichsten an seinen Stern und an den Beruf seiner Angehörigen glaubte, sein Werk fortzusetzen. Seit dem Tod des Herzogs von Reichsstadt und ihres ältern Sohnes lebte sie ganz in der Sehnsucht und der Hoffnung, daß ihr noch einziger Sohn eine hohe Bestimmung zu erfüllen habe. Es war ihre tiefe Ueberzeugung, der Beweggrund ihrer Bestrebungen; so lange die französische Nation die Familie Napoleons nicht des Throns verlustig erklärt, haben wir ein Recht auf denselben. Daher eiferte sie ihren Sohn mit der Ermunterung an: Du bist es deinem Namen schuldig, dich deiner Aufgabe würdig zu machen und dich für dieselbe auszubilden. Der Glaube an eine große Zukunft und die Pläne zur Verwirklichung derselben füllten die Seele der Mutter und des Sohnes aus. Bei aller Schlichtheit des Benehmens und aller Einfachheit seiner Erscheinung machte sich daher beim Prinzen stets das Gefühl seines Ranges und seiner Hoheit geltend; er vergaß seine Stellung nie, daher in seinem Wesen stets eine gewisse Abgemessenheit und Zurückhaltung fühlbar war. Die jungen Männer, welche seine Umgebung bildeten, ließen demnach die Rücksichten nie aus den Augen, welche sie gegen den Höhergestellten zu beobachten hatten; auch wurde die Etikette stets befolgt. Das hinderte indessen die Ungezwungenheit des Verkehrs mit dem Prinzen nicht. Er war für Diejenigen, denen er wohlwollte, ein vortrefflicher Nachbar. Er hatte unter andern in Ermatingen ein werthes Haus, wo er wie ein Hausfreund ein- und ausging, unbefangen ein Glas Wein annahm und Hausmannskost theilte, wenn er eben zu Essenszeit einsprach. Er verstand es in hohem Grad theilnehmend

Digitized by Google

und herzlich zu sein und ließ es nie an jenen weltmännischen Rücksichten in Beachtung Anderer fehlen. Von Politik sprach er nicht, und am wenigsten von sich selbst und seinen Bestrebungen. Wer den Prinz besuchte, wurde mit der größten Unbefangenheit aufgenommen; er ließ sich mit dem Besucher am Kamin nieder und rauchte mit demselben behaglich eine Cigarre.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

„Mein Receptbuch. Ein Schatz von 600 Recepten für die Kochkunst und das Einmachen. Aus Privatquellen und durch persönliche Erfahrungen gesammelt von Jacobine Neubrunn", so heißt ein treffliches Büchlein, welches uns kürzlich von der Frau Verfasserin vorgelegt worden ist, und wir glauben diese Mittheilung nicht besser verwerthen zu können, als indem wir alle Hausfrauen unseres Lesekreises auf dasselbe aufmerksam machen, weil es uns in der That „ein Schatz" zu sein scheint, der wohl verdient gehoben zu werden, um so mehr, als die Ausgabe von 1 fl. — für 600 nützliche Recepte nicht wohl in Betracht kommt. Zudem ist das Buch (Weimar, Voigt) in solch' ansprechender und freundlicher Gestalt erschienen, daß es auch für manchen Weihnachts- und Geburtstagstisch ein willkommner Beitrag sein wird.

Verschiedenes.

Jemand bemerkte, daß er aus der biblischen Geschichte den Traum des Pharo doch gar nicht begreifen könne, wie es nämlich möglich sei, daß sieben magre Kühe sieben fette Kühe verzehrten, ohne daß man es ihnen ansähe. „Ich konnt' es auch nicht begreifen", sagte ein Kaufmann, „bis ich mir eine Frau nahm. Da hatte ich mehr als 7 große und dicke Casse- und Handlungsbücher; meine Frau aber hatte ein klein s Wirthschaftsbuch. Am Ende des Jahres aber hatte das kleine Buch all' meine großen und dicken aufgezehrt, und man sah es ihm nicht an. Seit der Zeit glaube ich auch an den Traum des Pharo."

Shakespeare's Zahn. Ein englischer enthusiastischer Verehrer Shakespeare's hatte in einer Auction für eine horrente Summe einen Zahn des großen Dichters erstanden. Er veranstaltete sogleich ein solennes Mittagsmahl, um mit der Reliquie vor seinen Gästen zu prunken. Unter großem Ceremoniell ward der Zahn, der in einem Etui mit Brillanten stack, herumgezeigt. Aber das Renommee der Reliquie währte nicht lange. Unter den Geladenen befand sich auch ein berühmter Professor der Anatomie, welcher den Zahn sofort für den Zahn eines Kalbes erkannte.

Einem in Schleswig einquartierten Hauptmanne begegnete ein Mann, der ihn mit den Worten grüßte: „Guten Tag mit n'ander!" Der Hauptmann, dem dieser Umstand auffiel, rief den Mann zurück und sprach zu ihm: „Was will Er denn mit Seinem Gruße sagen und warum spricht Er: Guten Tag mit n'ander, da ich doch allein gehe?"

„Ist doch die Sache ganz in der Ordnung," erwiederte der Mann, „Sie liegen ja für 4. Mann ei quartiert, da muß ich doch sprechen: Guten Tag mit n'ander."

Ein Bauer, der regelmäßig in die Stadt zu Markte kam, sah einst die Waisenkinder spazieren führen. „Das weiß der Deibel," sagte er zu seinem Nachbarsmann, „ich gehe nun an die zwanzig Jahre in die Stadt, aber die Kinder da werden ihr Lebtag nicht größer; so habe ich sie schon gesehen, wie mein seliger Vater noch lebte."

Ein junger Mann unterrichtete ein Mädchen, dessen Vater ein bedeutendes Vermögen besaß, und verliebte sich in dasselbe. — Als der Vater dieses wahrnahm, drückte er dem Lehrer ein Zettelchen in die Hand, auf dem man nichts weiter als die Worte las: „Subtrahiren Sie," vulgo: „Ziehen Sie ab."

Auflösung des Räthsels in Nro. 52:

Spiegel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 54. Donnerstag, den 5. Mai **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Der Abend war hereingebrochen. Er steckte einen Theil der Geldrolle zu sich und begab sich zur Waldschenke. Einen lustigen Abend wollte er sich machen. Zeigen wollte er seinen Zechgenossen, daß auch er im Stande sei, einmal mit Thalern um sich zu werfen.

In der Waldschenke ging es schon laut und lustig zu.

„Ihr kommt spät, Dörfel!" rief ihm Franz zu, als er in das Zimmer trat. Die Wangen des Burschen glühten von den bereits genossenen Getränken.

„Ich habe schon geglaubt, Ihr hättet bereits zu tief in's Glas gesehen und hättet den Weg zur Waldschenke nicht finden können," fügte er lachend hinzu, und die Uebrigen stimmten in das Lachen mit ein.

So wenig empfindlich der Waldhüter auch war — dies Lachen ärgerte ihn, weil das Geld, welches er in der Tasche trug, ihm Selbstbewußtsein verlieh. „Ich habe erst noch ein Geschäft abgeschlossen," erwiederte er und warf mehrere harte Thaler auf den Tisch.

„Bringt Punsch, für Alle!" rief er dem Wirthe zu und setzte sich mit einer Miene an den Tisch, als ob einige Thaler gar keinen Werth für ihn hätten.

„Euer Geschäft muß wirklich gut gewesen sein!" rief Franz mit einem Seitenblick auf seine Genossen. „So viel Geld habt Ihr lange nicht in der Tasche gehabt. Ich wünsche Euch nur, daß Ihr es hinterdrein nicht werdet zu bereuen haben!"

„Was soll ich bereuen?" rief der Waldhüter heftig und warf dem Burschen einen scharfen Blick zu. „Es ist ehrliches Geld! Willst Du wissen, von wem ich es erhalten habe? Dein Stiefvater hat es mir gegeben, hundert Thaler, damit ich dem Mörder Georg's nachspüre, und zwanzig Mal so viel hat er mir versprochen, wenn ich den Mörder entdecke!"

„Nun Dörfel, Ihr werdet ihn schon finden," lachte Franz. „Ihr seid schlau, und gesteht's ein, die zweitausend Thaler locken Euch gewaltig. Jetzt werdet Ihr jeden Menschen, der Euch begegnet, fragen: „He? Habt Ihr nicht des Deichbauers Sohn erstochen? Und wenn Einer ja sagt, habt Ihr das Geld verdient!"

Wieder lachten die Anderen laut auf. Des Waldhüters Augen funkelten, seine Brauen zogen sich zusammen. Mit aller Anstrengung beherrschte er sich.

„Vielleicht greife ich es auch anders an,"

Der Wirth brachte den Punsch, und die Karten wurden zur Hand genommen.

Den Waldhüter verfolgte das Unglück an diesem Abende, er verlor einen Thaler nach dem anderen. So leicht er das Geld auch verdient hatte, so ärgerte ihn doch der Verlust. Erzwingen wollte er das Glück. Er spielte immer gewagter, er trank immer mehr, um seinen Aerger zu verscheuchen, mehr und mehr nahm das Geld ab, das er zu sich gesteckt hatte.

Franz gewann am meisten. Er war in lustiger Stimmung. „Haha, das Geld gehört ja eigentlich mir," rief er, „es kommt an seinen rechtmäßigen Herrn zurück. Ihr dürft Euch nicht beschweren, Dörfel, wie gewonnen, so zerronnen! Das ist ein alter Spruch!" Der Waldhüter schwieg.

Der Spielteufel hatte ihn indeß zu sehr erfaßt, um aufhören zu können, obschon er

Digitized by Google

fortwährend im Verluste blieb. Hätte er die ganze Summe bei sich gehabt, er würde sie verspielt haben. Seine Wangen glühten, seine Finger zitterten vor innerer Aufregung.

Schon war es spät in der Nacht. Er hatte nicht gezählt, wie viel er verloren hatte. Wieder hatte Franz ein großes Spiel gewonnen. Regungslos saß der Waldhüter da. Vor ihm lagen nur noch wenige Groschen.

„Nun bezahlt, Dörfel!“ rief Franz. „Rückt nur heraus mit den Thalern!“

Der Waldhüter griff in die Tasche. Sie war leer.

Er sprang auf. Die Karten warf er wüthend an die Erde und das wenige Geld, das vor ihm lag, dazu. Er konnte sich nicht mehr beherrschen. Zu heftig hatte es an diesem Abende schon in ihm gegohren.

„Bezahlt mir nur das Spiel! rief Franz.

Der Waldhüter trat vor ihn hin, dicht.

„Ich will Dich bezahlen!“ rief er. „Du sollst mehr erhalten, als Dir lieb ist!“

Seine Stimme bebte.

So übermüthig sich Franz ihm gegenüber stets benommen hatte — jetzt wagte er nicht, zu lachen. Des Waldhüters Augen blickten unheimlich, finster.

Die Männer brachen auf. Es ging bereits gegen Morgen. Es war eine frische Nacht. Der Mond beleuchtete den Weg hell, wenn er auch dann und wann durch vorüberziehende Wolken verdeckt wurde.

Der Waldhüter und Franz gingen zusammen, da sie eine Strecke lang denselben Weg hatten. Die Uebrigen führte ihr Weg nach der entgegengesetzten Seite.

Dörfel schritt auf dem schmalen Waldpfade voran. Er sprach kein Wort und auch Franz sprach nicht. Unbekümmert pfiff er leise ein Lied vor sich hin.

Plötzlich blieb der Waldhüter stehen und wandte sich um. „Ich habe Einiges mit Dir zu sprechen, Franz,“ sprach er.

Er wollte ruhig erscheinen und doch zitterte seine Stimme leise.

„Mit mir?“ fragte Franz. „Was habt Ihr denn?“

Er kannte keine Furcht, dennoch ergriff ihn ein unheimliches Gefühl, als er die funkelnden Augen des Mannes bemerkte.

„Aergert Euch der Verlust im Spiele?“ fügte er einlenkend hinzu; „nun — mein Herz hängt nicht an den paar Thalern!“

„Auch meines nicht!“ unterbrach ihn Dörfel. „Davon ist jetzt nicht die Rede. Seit Jahren hast Du eine Liebschaft mit meinem Mädchen, ich habe nichts dagegen gehabt, weil ich glaubte, Du meintest es ehrlich; weßhalb kommst Du jetzt nicht mehr zu ihm?“

„Ich meine es auch noch ehrlich,“ erwiederte Franz.

„Das ist nicht wahr,“ unterbrach ihn Dörfel. „Marie hängt an Dir, das weißt Du, und sie hat noch keine Ahnung, wie sie mit Dir daran ist.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“ rief Franz heftig.

„Nur ruhig!“ entgegnete der Waldhüter. „Ich will es Dir nicht verhehlen. Sieh, seit Georg erstochen ist, trägst Du den Kopf gewaltig hoch, Du denkst, der Deichhof wird Dir einst zufallen, und um Deichbäuerin zu werden, dazu ist Dir mein Mädchen zu gering. Sie ist aber zu gut, daß Du nur eine Liebschaft mit ihr unterhältst.“

Franz fühlte sich getroffen.

„Wer sagt Euch das?“ erwiderte er ausweichend.

„Ich sage es,“ rief der Waldhüter. „Glaubst Du, ich sei blind, oder Du habest Alles so schlau angefangen, daß ich Dich nicht zu durchschauen vermöge? Des Wassermüllers Gertrud steckt Dir längst im Kopfe, sie soll die Deine werden, aber sie wird es nicht, denn sie haßt Dich, und wenn sie Dich auch nicht haßte, so würde ich es nicht zugeben!“

„Ihr?“ rief Franz laut auflachend. „Ihr würdet es nicht zugeben? Seit wann hätte ich denn nöthig, Euch zu fragen? Bildet Euch nicht zu viel ein, Dörfel! Ihr habt die Sache einmal angeregt, nun da will ich Euch auch sagen, daß Marie, so gern ich sie auch habe, nie die Meine werden wird, denn zur Deichbäuerin paßt sie nicht.“

Der Waldhüter blickte ihn starr an. Alles Blut war aus seinen Wangen gewichen. Seine Brust holte schwer und tief Athem. Noch blieb er ruhig.

„Das ist Dein Ernst?“ fragte er.

„Ihr wolltet es ja wissen,“ erwiderte Franz.

„Du hast Recht,“ fuhr Dörfel fort. „Sie wird die Deine nie werden, das wollte ich

Digitized by Google

nur wissen, denn — der Mörder Georgs mag auf dem Schaffot seine Hochzeit feiern!"

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon III. in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Namentlich in den letzten Jahren hatte der Prinz einen Kreis geistiger Männer um sich versammelt. Persigny, ein ernster Mann und ausdauernder Arbeiter, hatte seit Jahren für die Zukunft des Prinzen gearbeitet und war daher immer wieder längere Zeit auf Reisen. Besonders vertraut mit dem Prinzen war der geistvolle, feurige Arese, der mit Visconti, einem andern häufigen Gast auf Arenenberg, aus Italien verbannt war. Eine eigenthümliche Erscheinung war der kleine, feine, vielgewandte Arzt Conneau, und neben ihm der schöne Maler Cottreau. Ferner de Querelles und Laity, die später ihr Leben für ihn auf's Spiel setzten. Diese Gesellschaft junger Männer aus der großen Welt, welche in der Nähe der Herzogin die Gesetze der Wohlanständigkeit genau zu wahren hatten, legten sich unter sich desto weniger Zwang auf und achteten auf die strengern Sitten des Landes nicht. Was an den Höfen leicht verziehen wird, darüber ließ sich das öffentliche Urtheil in der Schweiz nicht beschwichtigen. Bei dem Prinzen war freilich jede Leidenschaft der Verfolgung seines großen Lebenszweckes untergeordnet. Er hatte sich an ernste Studien und strenges Arbeiten gewöhnt. Wenn er Abends 9 Uhr den Salon seiner Mutter verließ, konnte man bisweilen um Mitternacht, und es kam vor, selbst Morgens 3 Uhr noch in seinem Arbeitszimmer das Licht brennen sehen.

Die Lebensweise auf Arenenberg war äußerst einfach und mäßig. Hortense schenkte dem Putztisch wie der Tafel die kürzeste Zeit. Die Mahlzeiten waren so bescheiden, daß bei denselben nur die Herzogin fremden Wein trank, der Prinz mit allen Uebrigen aber sich mit gewöhnlichem Landwein begnügte. Desto mehr Werth legte Hortense auf eine geistreiche Unterhaltung. Der Prinz dagegen nahm selten an der Unterhaltung Theil, sowie das Salonleben ihn überhaupt wenig anzog. Er konnte ganze Abende das Gespräch still und theilnahmlos an sich vorübergehen lassen, oder nur bisweilen da und dort ein Wort hineinwerfen. Wurde die Unterhandlung lebhaft, so war er nicht gewohnt, sich in die Discussion einzulassen, sondern er sprach seine Ansicht kurz und bestimmt aus. In Wort und Wesen war nie etwas Schwankendes; was er sagte, enthielt stets einen klaren, präcis ausgedrückten Gedanken. Kam das Gespräch auf den Kaiser, und schien Jemand eine Gesinnung oder Handlung desselben unrichtig auszulegen, so stieß er seine Berichtigung oder Widerlegung scharf und schnell heraus. In Vorliebe und Abneigung war er entschieden und beharrlich. Unstäte Einfälle hatte er nicht, Extravaganzen waren seinem Wesen fremd; aber was er einmal wollte, verfolgte er ruhig, still und fest. Die Mutter pflegte ihn daher „le doux entêté" zu nennen. Liebhabereien nahmen ihn nicht in Beschlag. Die Natur berührte ihn wenig, auch der Kunst schenkte er geringe Aufmerksamkeit. Wenn die musikalischen Unterhaltungen im Salon begannen, faßte er seine Gäste am Kleid: Kommen Sie, wir wollen hinübergehen. Die schöne Literatur sprach ihn ebenfalls nur in geringem Maße an. Wenn Buchon und Andere die Gesellschaft durch einen ausdrucksvollen poetischen Vortrag zu fesseln meinten, so gähnte der Prinz. Dagegen bezeigte er lebhaftes Interesse für die Gewerbe, und namentlich für die Mechanik, wo er in mehreren Versuchen mit Liebe und Ausdauer grübeln konnte, wobei er namentlich Verbesserungen im Artilleriewesen beabsichtigte. Bekanntlich machte der Prinz in der schweizerischen Militärschule zu Thun, unter Dufours Leitung, einen Curs in der Artillerie durch, und das Geschenk des thurgauischen Bürgerrechts erwiderte er durch die Schenkung von zwei Kanonen an den Kanton Thurgau.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Eine gute Wichse für Pferdegeschirr wird in folgender Art bereitet: 4 Schoppen Weingeist, 12 Loth Schellack, 6 Loth venetianischer Terpentin, 2 Loth Lavendelöl und 1 Loth

Digitized by Google

Kienruß sind dazu erforderlich. Schellack und Terpentin werden in dem Weingeist aufgelöst, indem man es zusammen auf einem Ofen erwärmt. Nach dem Erkalten setzt man die übrigen Substanzen zu, schüttet die Wichse in Flaschen und verkorkt dieselben, um sie zu beliebigem Gebrauche aufzuheben.

Verschiedenes.

(Europäische Bienen in Australien und die australische stachellose Biene.) Die europäische Biene wurde mit solchem Erfolge in Australien eingeführt, daß sie jetzt in großer Menge in allen Wäldern des Continentes verbreitet ist. Die zahlreichen honigführenden Blüthen liefern ihnen in sehr großem Quantum den süßen Stoff, welcher in hohlen Bäumen untergebracht wird. Die einheimische, stachellose Biene, welche nicht viel größer als eine Fliege ist, wird von den fremden Eindringlingen gleichsam verdrängt, denn sie ist schon sehr selten geworden, gerade wie die schwarzen Menschen verschwinden. Eigenthümlich ist die Weise, wie die Eingebornen ein Bienennest aufzuspüren wissen. Sie brechen von einer gewissen Kieferart ein Stückchen Kiefer ab, das durch seinen Geruch oder aus irgend einer anderen Ursache die Bienen anzieht. Auf diese Weise fangen sie eine und befestigen mittelst des klebrigen Bienenstaubes, der sich an den Hinterschenkeln des Insektes findet, ein Häufchen sehr leichter Federdunnen. Das so aufgeputzte Thierchen ist weithin kenntlich; die Eingebornen lassen es fliegen, folgen seiner Spur und finden dann das Bienennest, dessen reicher Inhalt ihnen zur Beute wird.

(Lebensalter berühmter Personen.) Die Höhe des Lebensalters, die ausgezeichneten Männern der Wissenschaft und Kunst zu erreichen vergönnt wird, würde, wenn man die Notizen darüber vollständig zusammenstellte, zu den interessantesten Betrachtungen Anlaß geben. In der Regel wird es sich zeigen, daß Solchen, die Ausgezeichnetes wirkten, selten eine große Spanne Zeit zugetroffen war. Besonders sind es Staatsmänner, die frühzeitig starben, wie Pitt, Fox und Canning in England, Mirabeau in Frankreich u. A. Unter den Gelehrten wurde indeß Baco 64 Jahre alt, Newton 84, Leibnitz und Galildi 70, Göthe 83, Al. Humboldt 92. Dagegen findet st unter 1700 bekannt gewordenen Personen aus allen Klassen der Gesellschaft, die ihr hundertstes Jahr erreicht hatten, nur ein einziger Mann der Literatur, nämlich Fontanelle. Den plastischen Künstlern scheint es, besonders in Italien, vergönnt zu sein, sich vorzugsweise einer längern Lebensdauer zu erfreuen: Tizian wurde z. B. 96 Jahre alt, Gianello 99, Michael Angelo 90, Leonardo da Vinci 75, Calabresi 86, Claude Lorrain 82, Carlo Maratti 89, Tintoret 82, Sebastian Ricci 78, Crespi 74, Carlo Dolce 70, A. Sarchi 74, Zucharelli 86, Vernet 77.

(Feldmarschall Wrangel.) In Flensburg erzählt man sich eine Geschichte, die, wenn auch erfunden, doch als Anekdote charakteristisch ist für die geistige Begabung, welche den Oberbefehl über Tausende von braven Kriegern und einen Einfluß auf die Geschicke von Hunderttausenden von Menschen übt. Das bekannte Telegramm des Königs von Preußen aus Berlin, des Inhalts, daß nächst dem Herrn der Heerschaaren der glorreiche Sieg den tapferen Soldaten und dem Prinzen Friedrich Karl zu verdanken sei, wird von dem Letzteren dem Greis Wrangel mit der bedauernden Bemerkung vorgelesen, daß des Feldmarschalls darin gar nicht erwähnt sei. Dieser aber erwiedert sehr befriedigt und zuversichtlich: „Verzeihen Ew. Königliche Hoheit, mit dem Herrn der Heerschaaren meint Se. Majestät mir."

Ein Geizhals schenkte einem Bettler ein Stück Kuchen. Dieser nahm die auf dem Tische liegende Zeitung, um es einzuwickeln. „Ach, mein Gott, die Zeitung, ich habe sie noch nicht gelesen!" — „Schadet nichts!" antwortete der Arme, „wenn Sie Jemanden Etwas geben, gehört es in die Zeitung."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 55. Samstag, den 7. Mai 1864.

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Wie vom Blitz getroffen, fuhr Franz einen Schritt zurück. Er drohte umzusinken; an dem Stocke, den er in der Hand trug, stützte er sich. Er sah bleich aus, wie ein Todter, seine Augen schienen aus ihren Höhlen hervorgequollen zu sein. Sein ganzer Körper zitterte. Dennoch faßte er sich.

„Ich verstehe Euch nicht," erwiederte er stammelnd. Die Worte brachte er nur mit Mühe hervor.

„Wirklich nicht?" erwiederte der Waldhüter mit einem spöttischen Lächeln, indem er dicht an ihn herantrat. „Habe ich nicht deutlich genug gesprochen? Du hast die Anderen alle getäuscht, aber mich nicht. Ich weiß, daß Du — Du Georg erstochen hast!"

„Ihr lügt!" rief Franz. Noch immer rang er nach Fassung.

„Ich lüge!" fuhr der Waldhüter fort. „Morgen gibt mir der Deichbauer zweitausend Thaler, wenn ich ihm ein Messer überbringe, mit dem Du seinen Sohn erstochen hast. Ich habe das Messer. Du hast es in den Bach geworfen nach der That. Du glaubtest, das Wasser solle das Blut daran fortspülen, und wer suchte in dem Bache nach einem Messer! Aber Du warst zu eilig, Du sahest nicht zu, ob es auch wirklich in das Wasser gefallen war. Auf einem Steine war es liegen geblieben. Ich habe das Messer, und noch klebt Georgs Blut daran. — Und der Deichbauer würde gewiß noch Etwas zulegen, wenn ich ihm erzählte, wie Du Dich vorher hinter einem Busche verborgen und wie Du dann hervorsprangst, als Georg arglos näher kam, wie er Dir zurief: „Franz, bist Du das?" und wie Du ihm das Messer in die Brust stießest, zwei Mal, daß er lautlos niedersank. Du glaubtest allein zu sein, aber ich war Dir gefolgt, und dreißig Schritte weiter lag auch ich hinter einem Busche. Mir ahnte, daß Du nichts Gutes im Sinne habest. — Auf einen Mord war ich allerdings nicht gefaßt!"

Mit stockendem Athem hatte Franz ihm zugehört. Er hatte sich so sicher gefühlt, hatte geglaubt, Niemand wisse um die That, mit einem Male stand jetzt ein Zeuge derselben vor ihm. Mehrere Male zuckte er zusammen.

„Ihr lügt!" unterbrach er endlich den Waldhüter, und schnell erhob er den Stock, den er in der Rechten trug.

Ehe derselbe auf des Waldhüters Kopf, auf den er gerichtet war, niederfiel, hatte dieser schon Franzens Arm erfaßt und hielt ihn mit eiserner Kraft fest.

„Halt — halt, Bürschchen!" rief er. „Ich sah es Dir an, daß Du Etwas im Schilde führtest. Ich kenne Dich besser, als Georg, deßhalb sehe ich mich vor. Das wäre Dir ganz passend, auch den einzigen Zeugen Deiner That aus der Welt zu schaffen. So klein Du bist, so entschlossen bist Du, aber vergreif Dich nicht an Männern. — — Den Stock her, Bursch!" fuhr er heftig fort. „Nun rühr Dich nicht weiter, oder noch diese Nacht schleppe ich Dich zum Gerichte!"

Ohne Widerstreben ließ sich Franz den Stock aus der Hand nehmen. Seine Thatkraft schien gebrochen zu sein. Den Blick starr auf die Erde gerichtet, stand er regungslos da. Wer ihn so hätte stehen sehen, den Kopf halb kraftlos auf die Brust geneigt, würde es nimmer geglaubt haben, daß in diesem

Digitized by Google

scheinbar so schwächlichen Körper ein so düsterer entschlossener Sinn wohnen könne.

„Was soll ich nun machen mit Dir?“ fragte der Waldhüter.

Franz schwieg.

„Was soll ich machen mit Dir?“ wiederholte Dörfel. „Ich habe bis heute geschwiegen, nicht mit einem Worte habe ich mich verrathen, weil mir mein Mädchen leid that. Jetzt ist es etwas Anderes. Du hast mir erklärt, daß Marie nie die Deine werden solle.“

„Ich will sie heirathen,“ erwiderte Franz nach kurzem Zögern. Er erhob trotzig wieder den Kopf.

„Aha! Jetzt ist sie Dir wohl nicht mehr zu gering — jetzt paßt sie zur Deichbäuerin!“ erwiderte der Waldhüter. „Wenn ich nun aber nein sage! Wenn ich jetzt noch mehr verlange!“

„Was verlangt Ihr?“ fragte Franz. Seine Stimme klang dumpf.

„Sag lieber, wie viel Dir dein Hals werth ist?“ warf der Waldhüter ein. „Denn den Kopf kostet es Dich, wenn ich spreche.“

Franz schwieg. Er schien nachzusinnen. Der Waldhüter beobachtete ihn mit scharfem Blicke.

„Ich muß geben, was Ihr verlangt,“ erwiderte er endlich. „Ich werde es auch geben. Jetzt habe ich nichts.“

„Das weiß ich. Deine Versprechungen nützen auch nichts. Ich werde mir Zeit nehmen, mich darauf zu besinnen. Nur Eins rathe ich Dir, benimm Dich mir gegenüber nicht wieder so hochmüthig wie heute Abend. Ich habe es lange genug ertragen, aber ich will's nicht mehr. — So — nun mag es genug sein!“

Er wollte weiter gehen.

Franz blieb stehen.

„Habt Ihr zu dem Deichbauer kein Wort gesagt?“ fragte er. „Ahnt er es nicht?“

„Würde er Dich dann noch eine Stunde lang frei lassen?“ entgegnete Dörfel. „Hat er nicht selbst, als der Mord geschehen war, für Dich gesprochen? Ohne ihn säßest Du vielleicht längst im Zuchthause. Sicherlich bist Du in jener Nacht gar nicht zu Haus gewesen, und der Deichbauer hat sich geirrt.“

„Ja! Und Ihr verspracht mir zu schweigen — nicht mit einem Worte zu verrathen?“

„Hoho! Du hast mir keine Bedingungen zu stellen. Nichts verspreche ich, wenn Du anders handelst, als ich es will.“

Franz schwieg.

„Nun komm,“ fuhr der Waldhüter fort. „Geh voran. Deine Absichten kenne ich. Nur das Eine laß Dir gesagt sein, versuche nicht zum zweiten Male, den Stock gegen mich zu erheben!“

Franz erwiederte nichts darauf. Schweigend schritten Beide durch den Wald hin. Noch immer führte ihr Weg sie zusammen.

Ein Steg führte über einen Bach, der in felsigem Bette wohl zwanzig Fuß tief unten vorüberrauschte. Drei Balken waren neben einander gelegt und das Geländer war längst durch Zeit und Wetter vernichtet. Nur die Pfosten, an denen es befestigt gewesen war, standen noch. Niemand hatte Sorge getragen, dies Geländer zu erneuen, weil der Steg nur wenig benutzt wurde.

Der Waldhüter kannte ihn. Bei Tag und Nacht, im nüchternen und berauschten Zustande war er ihn unzählige Male überschritten. Und er bot auch keine Gefahr dar für Jemand, der von Schwindel frei war. Arglos betrat er ihn auch jetzt hinter Franz, der ruhig den ganzen Weg voraufgeschritten war. Was konnte dieser ohne Waffen auch gegen ihn beginnen! Er hatte den Burschen aufwachsen sehen und kannte ihm gegenüber keine Furcht.

Die Mitte des Steges hatten sie erreicht. Mit einem Male — plötzlich wandte Franz sich um, und ehe der Waldhüter noch einen Schritt zurückweichen konnte, versetzte er ihm einen Stoß, daß er taumelnd von dem schmalen Stege herabfiel. Dumpf und mit lautem Aufschrei schlug er unten auf die Steine.

„Nun wirst Du den Mund wohl halten!“ rief Franz ihm höhnend nach, stand einen Augenblick still und blickte hinab.

Der Waldhüter lebte noch. Winselnd rief er um Hilfe.

Ohne Zögern wollte der Mörder an dem steilen, felsigen Ufer hinabklimmen, um dem Unglücklichen unten den letzten Rest des Lebens auszulöschen. Da vernahm er nahende Stimmen und Schritte. Todesangst erfaßte ihn. Er durfte sein Opfer nicht lebend zurücklassen und mußte befürchten, gesehen zu werden, wenn er noch einen Augenblick blieb.

Digitized by Google

Schnell erfaßte er einen Stein und schleuderte ihn nach dem Unglücklichen unten. Er war zu aufgeregt, um zu bemerken, ob er ihn getroffen habe. Dann schwang er sich am Ufer empor und stürzte fort. Dichtes Gebüsch nahm ihn auf, ehe die Männer, deren Stimmen er gehört hatte, den Steg erreichten.

Kraftlos brach er mehrere Male zusammen. Nicht der Gedanke des Mordes schreckte ihn. Hätte er gewußt, daß des Waldhüters Mund für immer geschlossen wäre, er würde ruhig gewesen sein; besaß derselbe indeß nur noch Kraft genug, ein einziges Wort, einen Namen auszusprechen, so war er verloren.

Dieser Gedanke trieb ihm den Schweiß auf die Stirn und raubte ihm die Kraft. Aber immer von Neuem raffte er sich wieder auf und stürzte dem Dorfe zu.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon III. in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Die Freigebigkeit, welche der Kaiser jetzt in großem Maßstabe ausübt, zeigte der Prinz schon in Thurgau. Wenn er von irgend einem Unglück oder einer Noth hörte, kam er helfend entgegen, ohne erst auf ein Ansuchen zu warten. Die ganze Umgegend nahm ihre Zuflucht zum Arenenberg, und nie vergeblich. Wer in besonderen Umständen sich an ihn wendete, dem gab er so viel, als er hatte. Oft war seine Kasse durch großmüthige Gaben vor der Zeit erschöpft: für sich selbst brauchte er nur wenig. Wer es verstand, zu rechter Zeit bescheiden und herzlich sein Gesuch anzubringen, der konnte einen überraschend gütigen Geber finden. Als z. B. einmal der Gemeindeammann von Salenstein mit ihm durch den Wald auf die Jagd ging, begann er dem Prinzen aus Herz zu legen, wie er für alle Zeiten ein Wohlthäter der Gemeinde werden könne, wenn er derselben zu einer Freischule verhälfe. Der Prinz wollte wissen, was es dafür brauche, und ob 2000 fl. genug seien. Der Jagdgefährte bemerkte: Prinz, sagen Sie das Doppelte. Der Prinz kehrte sich um, klopfte dem Jagdgefährten auf die Achsel und sagte lachend: Das heißt nicht wenig verlangt! Er sagte nichts mehr, aber später sicherte er der Schule die 4000 fl. zu. 1853 hat der Kaiser seiner thurgauischen Bürgergemeinde wieder gedacht und derselben 2000 Fr. für die Schule übersendet. Der Schule, den beiden Confessionen, von Ermatingen vergabte der Prinz nach dem Tode seiner Mutter jeder 1000 fl., und er hätte mehr gegeben, wenn sich die beiden Confessionen zu einer gemeinsamen paritätischen Schule hätten vereinigen wollen. Er liebte überhaupt die Jugend, und die Knaben in Konstanz wußten, daß sie für Spiele und Vergnügungen keine Fehlbitte an den Prinzen thun durften.

Die letzten Jahre seines Aufenthalts in der Schweiz brachte der Prinz nämlich größtentheils auf dem Konstanz benachbarten Schloß Gottlieben zu. Dieses Schloß, eine ehemalige Besitzung des Bischofs von Konstanz, in der Niederung unmittelbar am Rhein erbaut, hat während der Kirchenversammlung von Konstanz als Gefängniß sowohl des Papstes Johann XXIII. als der beiden böhmischen Märtyrer, Huß und Hieronymus von Prag, historische Bedeutung erlangt. Der alterthümliche Bau mit den zwei mächtigen Thürmen zieht schon von fern die Aufmerksamkeit auf sich. Anfangs wurde das Schloß für den Oheim Jerome, den Prinzen von Montfort, angekauft. Nachher übernahm es die Herzogin selber, und der Sohn begann mit Liebe den ziemlich weitläufigen Raum wohnlich zu machen. Ein Theil der Wehrmauer mit ihren bedeckten Gängen wurde niedergerissen, die Wassergräben ausgefüllt und ein Park angelegt. Das unscheinbare Hauptgebäude selbst wurde mit mittelalterlichen Zierrathen ausgeschmückt, namentlich empfing es durch die Anbringung mehrerer zierlicher Steinbögen eines zerstörten Kreuzganges ein hübsches Ansehen. Das Innere erhielt eine beträchtliche Anzahl freundlicher alterthümlicher Gemächer, und die Nähe einer bevölkerten Umgebung verhieß ein mannigfaltigeres geselliges Leben. Mutter und Sohn nahmen daher den lebendigsten Antheil an der Bereitung dieser neuen Wohnstätte, und dieser legte bisweilen selbst fördernde Hand an.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

Ein neues künstliches Schmalz soll alle nur möglichen Vorzüge besitzen, billig, wohlschmeckend, haltbar und so fett sein, daß ein Pfund desselben zwei Pfund Butter ersetzt. Der Magistrat von Frankfurt a. d. O. hat die Vorschrift dazu angekauft. Um dieses Schmalz darzustellen, soll man ein Pfund frischen Hammeltalgs mit einem Viertel Quart guter Milch schmelzen und dann, so lange es noch warm ist, mittels eines feinen Siebes abgießen, hierauf unter beständigem Rühren fünf Viertel Pfund gutes Mohnöl zumischen und dieses Gemenge mit 4 Loth Brodrinde, einem Loth Beifußkraut und zwei zerschnittenen Zwiebeln in der Pfanne erhitzen und durchseihen. Es ist eine völlig geruch- und geschmacklose reine Fettmasse, die bei immenser Ersparniß in allen Fällen, beim Backen und Kochen, die Butter vollständig ersetzt. Dabei werden die Speisen fetter und wohlschmeckender, das Gebäcke lockrer, schöner von Ansehen und besser von Geschmack.

Lesefrüchte.

Aengstige Dich vor keinem Uebel, eh' es da ist; lieber schicke Dich darauf an.

Heiteren Sinnes zu sein, geziemt dem Weisen und Guten;
Laß auch stürmen um Dich, laß über Dich blitzen und donnern,
Fühle Dich selbst und die Kraft, die kein Donner, kein Sturm und kein Blitz raubt.

Verschiedenes.

Ein Gedicht, das dieser Tage in der königlichen Hofbuchdruckerei bei Gebrüder Unger zu Berlin gedruckt und weit und breit verschickt worden ist, macht viel Aufsehen:

Das Land, wo unsre Brüder liegen,
Das zwei Mal wir mit Blut gedüngt,
Wo sich in schwer errung'nen Siegen
Der Preußen alter Ruhm verjüngt,
Dies Land — stimmt Gottes Wille ein —
Muß unser einst, muß preußisch sein.

Ein Land, das zwischen beiden Meeren
Als Deutschlands schönste Perle ruht,
Ist nicht gemacht, um zu vermehren
Die Ohnmacht um 'nen Herzogshut;
Dies Land muß, will es Gott verleihn,
Jetzt oder künftig unser sein.

Ist's Ernst euch, Holsten, mit dem Worte,
So heißt: „Für ewig ungetheilt",
Dann beugt ihr willig euch dem Horte,
Deß Macht allein die Wunden heilt:
Dann öffnet ihr der Zukunft Bahn,
Es bricht des Nordens Morgen an.

Von St. Petersburg schreibt man dem „Courier du Havre": Die Geschäfte gehen hier so schlecht, daß die Gläubiger vor der Thüre des Handelsgerichts sich drängen, um ihre Schuldner in den Schuldthurm sperren zu lassen, welcher, wie es scheint, vollständig angefüllt ist. Vor wenigen Tagen erschien ein neuer Gläubiger. Man gab ihm zur Antwort: „Es ist schon gut, Sie haben Nro. 86." „Wie, Nro. 861?" — „Nun ja, vor Ihnen sind bereits 85 eingeschrieben, die ihre Schuldner in Verwahr bringen lassen wollen."

(Natürlicher Regenbogen.) In Paris hat ein Optiker J. Duboscq eine Vorrichtung erfunden, auf der Bühne den natürlichen Regenbogen in einem Durchmesser von 18 Fuß darzustellen, und zwar auf's Täuschendste, im vollsten Glanze seines prismatischen Farbenspiels. Selbst bei voller Beleuchtung behält der so dargestellte Regenbogen die ganze Intensität seiner Farbenpracht.

(De mortuis nil nisi bene.) Ein preußischer Todtengräber zeigte mehreren Fremden, die sich die Merkwürdigkeiten des Städtchens besehen wollten, auch das Beinhaus; dasselbe trug die Inschrift: De mortuis nil nisi bene (Von den Todten soll man nur Gutes sprechen), was er verdeutschte: „Hier liegt von den Todten weiter nischt als die Beene."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 56. Dienstag, den 10. Mai **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Auf dem Deichhofe herrschte am folgenden Morgen große Aufregung. Der Deichbauer war während der Nacht bedeutend bestohlen. Der Schrank, in welchem er sein Geld barg, war erbrochen und fast alles baare Geld und mehrere Werthpapiere waren daraus entwendet. Er hatte es erst bemerkt, nachdem er bereits einige Stunden aufgewesen war.

Wie groß die entwendete Summe war, wußte Niemand, denn der Deichbauer hatte sich nicht bestimmt darüber ausgesprochen, aber die Knechte und Mägde erzählten von einer bedeutenden Summe.

Dieser Diebstahl an und für sich würde vielleicht nicht so viel von sich reden gemacht haben, wäre er nicht unter eigenthümlichen Verhältnissen geschehen.

Der Deichbauer war früh am Morgen aufgestanden, der Erste im ganzen Hause. Die Thür war wie immer verschlossen und von innen verriegelt gewesen. Kein Fenster zerbrochen, nirgend ein Zeichen von gewaltsamem Einbrechen — nur der Schrank selbst war erbrochen.

Das Zimmer, in welchem der Schrank stand, war verschlossen gewesen, und den Schlüssel hatte der Bauer in der Tasche getragen. Das Schloß war in vollständiger Ordnung. Nicht das geringste Zeichen an ihm, daß es mit Gewalt oder einem Schlüssel geöffnet sei. Es war auch nicht einzusehen, weßhalb der Dieb die Thür so sorgfältig wieder verschlossen haben sollte.

Freilich führte noch eine andere Thür in dies Zimmer, und sie war nicht verschlossen gewesen. Zu ihr konnte man indeß nur über die Vorrathskammer gelangen, zu welcher die Bäuerin den Schlüssel stets bei sich trug. Außerdem war die Thür von der Vorrathskammer aus durch mehrere Gegenstände verstellt, welche sich am Morgen sämmtlich an ihrem gewöhnlichen Platze fanden.

In dem Hause schliefen außer dem Bauer und seiner Frau — beide schliefen schon seit längerer Zeit in verschiedenen Kammern — nur noch die Dienstmädchen, und allem Anscheine nach mußte der Diebstahl von einem der Hausbewohner begangen sein.

Der Deichbauer hatte sofort die Koffer und Kammer der Mädchen genau durchsucht, ohne das Geringste zu finden. Bereitwillig hatten sie selbst, um jeden Verdacht von sich abzuwenden, ihre Sachen zur Untersuchung angeboten. Sie waren außerdem schon jahrelang im Hause und zuverlässig.

Während man schon im Dorfe von dem Mißgeschicke des Deichbauers sprach, schritt dieser selbst in seinem Zimmer auf und ab.

Ehe er noch den Diebstahl entdeckt hatte, war ihm das bleiche, verstörte Aussehen seiner Frau aufgefallen. Er hatte sie gefragt, sie hatte Unwohlsein angegeben. Vollständig munter hatte sie sich am Abend zur Ruhe begeben, das wußte er. Sie schlief in dem Zimmer über ihm. In der Nacht hatte er ihre Thür öffnen hören. Darüber hatte er sich nicht getäuscht. Es war ihm wenig aufgefallen.

Jetzt mußte er wieder daran denken. Sie besaß den Schlüssel zu dem Vorrathsraume — ihr bleiches Aussehen kam hinzu — Etwas mußte vorgefallen sein! Sollte sie um die That wissen, sollte sie vielleicht gar selbst — —

Er mochte den Gedanken kaum ausdenken. Er schritt schneller, um sich gewaltsam von

Digitized by Google

ihm losreißen. Es ging nicht. Gewißheit mußte er haben.

Er rief seine Frau. Sie trat in das Zimmer. Ihr bleiches, bekümmertes Aussehen fiel ihm jetzt noch mehr auf, vielleicht weil er einmal den Gedanken gefaßt hatte, daß sie in irgend einer Weise mit dem Verbrechen in Zusammenhang stehe.

„Was fehlt Dir?" fragte er.

„Ich fühle mich unwohl," erwiederte sie. Sie hielt seinen Blick fest aus, aber in ihrem Auge zuckte es leise. Man sah, sie wollte ihn aushalten und es kostete sie Anstrengung.

„Ist das so schnell gekommen?" fragte er weiter. „Gestern Abend habe ich Dir nichts angesehen."

„Es ist auch erst seit diesem Morgen."

„Nicht schon diese Nacht?"

„Nein."

„Ich hörte Dich diese Nacht aufstehn, ich hörte Deine Kammerthür."

Er blickte sie scharf an.

Nicht eine Miene in ihrem Gesichte zuckte, indeß schien sie noch bleicher zu werden.

Einen Augenblick zögerte sie mit der Antwort, dann erwiederte sie fest:

„Ich bin nicht aufgestanden."

„Ich habe deutlich auf Deiner Kammer gehen hören, auch Deine Kammerthür ist geöffnet."

„Du mußt Dich geirrt haben."

Sie erwiederte dies ruhiger, sanfter, als sonst ihre Art war.

„Ich habe mich nicht geirrt. Alles war still im Hause, über mir schläfst nur Du allein."

„Dann weiß ich nicht, was Du gehört hast," entgegnete sie.

Sie wandte sich ab, um das Zimmer zu verlassen.

„Bleib noch," sprach der Deichbauer.

Sie schien es nicht gehört zu haben, denn sie schritt der Thür zu.

Ueber des Bauers Wangen flog eine schnelle Röthe. Rasch trat er auf sie zu und legte die Hand auf ihren Arm.

„Bleib!" rief er.

Sie wandte den Kopf zur Seite, ihr Auge leuchtete wieder auf, wie es früher wohl gethan hatte, zornig, aufgeregt; ihr ganzer Körper zuckte bei seiner Berührung zusammen. Sie faßte sich. „Was willst Du noch von mir?" fragte sie ruhig.

„Bleib, Du wirst es schon hören!" rief Homann. Ihre Ruhe, ihr Leugnen steigerte seine Aufregung. Mit großen Schritten maß er das Zimmer. Dann blieb er dicht vor ihr stehen, und sein Blick war fest auf sie gerichtet.

„Du weißt nicht, wer mich diese Nacht bestohlen hat?" fragte er.

„Nein. Ich würde es Dir bereits gesagt haben," erwiederte sie.

„Die Thür war noch heute Morgen verschlossen — nur die Thür zur Vorrathskammer war nicht verschlossen, und zu ihr — hast Du den Schlüssel!"

„Ich habe ihn nicht von mir gegeben," entgegnete sie.

„Wirklich nicht?" rief er laut auflachend mit bitterem Spott. „Nun das wäre auch nicht nöthig gewesen, Du könntest ja selbst die Thür aufgeschlossen haben."

„Wozu? — Ich verstehe Dich nicht!"

„Wirklich nicht?" rief Homann. „Dein Gemüth ist zu unschuldig, um dies fassen zu können. Nun, vielleicht wird das Gericht deutlichere Fragen an Dich stellen. Jetzt gib mir den Schlüssel zu Deiner Kammer!"

Sie zögerte, sie schwieg. „Was willst Du mit dem Schlüssel?" fragte sie endlich.

„Gib ihn her!" befahl der Bauer.

„Homann — ich bin Deine Frau," warf sie ein.

„Eben deßhalb. Von meiner Frau werde ich wohl den Schlüssel zu ihrer Kammer verlangen dürfen. Gib ihn her!"

Sie nahm den Schlüssel aus ihrer Tasche und überreichte ihn.

„So — es ist gut," erwiderte er.

Sie wandte sich der Thür zu. Zögernd blieb sie an derselben stehen. Sie schien noch Etwas sagen zu wollen. Erst als der Deichbauer sich umwandte und kurz fragte: „Willst Du noch Etwas?" verließ sie schweigend das Zimmer.

Homann blieb allein. Er war noch unschlüssig, was er thun sollte. Noch hatte er dem Gerichte keine Anzeige von dem Diebstahle machen lassen. Einen Tag wollte er zum Wenigsten noch abwarten und selbst die Augen offen behalten. Er verließ deßhalb das Haus nicht.

Am Nachmittage erfuhr er, daß der Wald-

Digitized by Google

hüter, wahrscheinlich in der Trunkenheit, von dem Stege gestürzt sei und sich auf dem Gestein den Kopf arg zerschlagen habe. Bestinnungslos sei er aufgefunden und nach seinem Hause gebracht. Noch liege er in demselben bewußtlosen Zustande, und der Arzt, der geholt sei, habe erklärt, daß es sehr schlecht mit ihm stehe und wenig Hoffnung für sein Durchkommen vorhanden sei.

In der Aufregung, in der er sich befand, machte diese Nachricht weniger Eindruck auf ihn. Auch die Hoffnung, welche er auf den Waldhüter gesetzt hatte, daß es ihm gelingen möge, den Mörder seines Sohnes zu entdecken, schien jetzt gescheitert.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon III. in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

Allein unterdessen unterbrachen Plane zur Rückkehr nach Frankreich und die Vorbereitungen auf das Straßburger Unternehmen die friedlichen Bestrebungen in der Schweiz. Ein Vierteljahr vor der Ausführung begleitete ein junger Schweizer als fröhlicher Gesellschafter den Prinzen nach Baden-Baden. Dieser wußte seine geheimen Absichten unter dem Schein eines harmlosen Badeaufenthalts so geschickt zu verhüllen, daß auch kein Wort ihn verrieth, daß er immer gleich ruhig und unbefangen war, und sich ungetheilt dem geselligen Leben hinzugeben schien. Bestimmtere Schritte wie zahlreichere Zusammenkünfte mit Franzosen, Ritte auf gefährlichen Umwegen nach Kehl ließen den Prinzen immer mit der gleichen Unwandelbarkeit der Züge und in der immer gleichen Kürze und Ruhe des Ausdrucks sehen. Als dann das kühne Unternehmen fehlschlug, und er sich glücklich schätzen konnte, daß sich ihm der Weg der Verbannung nach Amerika eröffnete, drückt sich die Anhänglichkeit des Prinzen an seine schweizerische Wohnstätte aus, indem er sich im Brief an seine Mutter vom Meer aus also vernehmen läßt: „Vor zwei Monaten wünschte ich nie mehr nach der Schweiz zurückzukehren; wenn ich mich jetzt meinen Gefühlen überlassen wollte, so hätte ich kein anderes Verlangen, als mich wieder in meinem kleinen Zimmer zu finden, und in dem schönen Lande, wo ich so glücklich hätte sein können."

Auf der vergeblichen Reise nach Paris, um bei Ludwig Philipp die Freilassung des Sohnes zu erwirken, holte sich die Mutter den Keim zu einer tödtlichen Krankheit. Als die Kunde vom Verlangen der Mutter zu ihm drang, ihren Sohn vor ihrem Tode noch ein Mal zu sehen, vergaß er jede Gefahr und kehrte nach der Schweiz zurück. Der Prinz war so glücklich, nach seiner Rückkehr noch mehrere Monate durch seine Gegenwart die Leiden der geliebten Mutter zu erleichtern. Ihr Auge hing mit um so größerer Liebe an dem Sohne, da sie die feste Ueberzeugung nährte, daß er für eine hohe Stellung bestimmt sei. Darum ging sie auch mit ruhiger Heiterkeit und Entschlossenheit dem Tod entgegen; sie nahm auch in dieser letzten Zeit an jedem Vorgang liebevollen Antheil und konnte sich an jedem Blümchen freuen. Wie glücklich war sie, wenn sie ihr Sohn mit einem Gefährten im Hof herumtrug. Je näher ihr Ende [illegible], desto inniger wurde sie. Sie nahm herzlich von allen ihren Dienern Abschied, dankte ihnen und empfahl sie ihrem Sohne. Als dieser nach der letzten Unterredung ohne Zeugen von ihrem Todbett wegging, rief sie ihm immer und immer wieder zu: A Dieu, Louis, à Dieu, pour toujours! Sie hielt die Hand eines alten Priesters, bis sie verschieden war.

So groß die Liebe des Prinzen zu seiner Mutter war, so blieb doch sein Schmerz über ihren Verlust still und in sich gekehrt. Unter den zahlreichen und sinnigen Beweisen der Liebe, welche das Testament der Herzogin enthielt, kam auch ein Zeugniß von Anhänglichkeit an das ihr Schutz gewährende Land vor, folgenden Inhalts: „Ich hinterlasse der Regierung des Kantons Thurgau eine vergoldete Standuhr, mit dem Wunsche, daß sie dieselbe im Großrathssaal aufstelle, damit dieses Andenken sie an den edlen Muth erinnere, den sie darin bewiesen, daß sie mir in diesem Kanton ein ruhiges Gastrecht gewährt hat."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

Um vergilbte Wäsche wieder weiß zu machen, wird folgendes Mittel empfohlen. Man weicht die vergilbte Wäsche in sauer gewordene Buttermilch und läßt sie darin liegen, und zwar gröbere länger als feine. Alsdann wäscht man sie mit Seife in lauwarmem Wasser, spült sie in kaltem nach und trocknet sie. Hilft dieses Verfahren nicht das erste Mal, so wiederholt man es. Bei sehr feiner Wäsche darf die Milch nicht zu sauer sein.

Lesefrüchte.

Ist das, was wir unternehmen und verrichten, nicht recht und nützlich, so ist aller Ruhm thöricht und nichtig.

Das Ende muß die Werke krönen,
Es kann das Schöne noch verschönen;
Drum schuf Gott selbst beim Weltenbau
Sein Meisterstück zuletzt: die Frau.

Verschiedenes.

(Für meine Kranken.) Graf M....., einer der tapfersten unter den Kriegern der polnischen Republik, war eben so berühmt durch seine verwegne Kühnheit in den Kämpfen mit den Russen und Tartaren, als durch seinen aufbrausenden Jähzorn. Mehrere blutige Zweikämpfe, zuletzt aber ein trauriger Fall, wo er, ob zwar gereizt, einem Untergebenen den Kopf gespalten hatte, machten ihn die Waffen für immer ab und als Buße das Gewand des barmherzigen Bruders anlegen, und, nachdem er sein sämmtliches Vermögen milden Stiftungen vermacht hatte, zog er in bescheidener Demuth für sein Spital bettelnd umher. — In dem glänzenden Saale im Hotel de.... zu Kiew während der Contractzeit wurde geschmauft, getanzt und hohes Spiel gespielt, und an einem der mit Gold überfüllten Tische sitzt der junge Graf P., ein leidenschaftlicher, verwegener Spieler. Ihm nähert sich der demüthige Bettelmönch und bittet um eine milde Gabe: „Für seine Kranken." — Der Graf, übel gelaunt und in der Erwartung eines großen Coups, schenkt ihm keine Aufmerksamkeit, endlich zupft der Mönch ihn am Aermel, leise seine Bitte wiederholend, erhält aber, statt eine Gabe, von dem heftigen, durch das Spiel ohnehin aufgereizten und erregten Grafen — eine Ohrfeige! Da blitzen die Augen des Mönchs in dunklem Feuer, es zucken die Muskeln seines gebräunten Antlitzes, er richtet sich hoch auf, aber schnell gefaßt, erwidert er nur demüthig: „Das war für mich, Herr Graf, jetzt bitte ich auch um Etwas für meine armen Kranken." — Tief gerührt und beschämt entschuldigt der Graf sich mit thränenden Augen, und ein Geschenk von 10,000 Dukaten, welches er dem Spital verehrte, bewies, wie sehr er seine Ungebühr bereute und zu versöhnen suchte.

Eßlustige Engländer in Berlin veranstalteten einen Gelegenheitsschmaus in einem Gasthofe. Dieser bestand in einer einzigen Pastete, welche nicht weniger als 100 Pfund wog. Die „Dreideckerpastete" verschloß in ihrem Bauch ein Paar Hasen, zwei Fasanen, mehrere Rebhühner und Enten, zwölf Tauben, die Keule eines Lammes, 4 Pfd. Beefsteak, eine fette Gans und eine Flasche Portwein. Zum Teige waren 14 Pfund Mehl erforderlich gewesen, und das Backen selbst hatte sechs Stunden in Anspruch genommen. Das Riesenwerk wurde vollständig vertilgt.

Ein Student hatte in einem Gasthofe viel von seinen mannigfaltigen Kenntnissen gesprochen, so daß endlich einem Gaste die Geduld riß und er ziemlich barsch sagte: „Jetzt haben wir wirklich genug von Dem gehört, was Sie können; sagen Sie mir auch ein Mal, was Sie nicht können, und ich stehe Ihnen gut dafür, das kann ich." „Ich? — nun ich kann meine Zeche nicht bezahlen, und es freut mich sehr, daß Sie das können." Unter allgemeinem Gelächter entsprach der Gast seiner Erwartung.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 57. Donnerstag, den 12. Mai **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Ruhig ging der Tag hin. Mit seiner Frau sprach er kein Wort. Sie setzte sich am Mittage und Abend mit zu Tisch, rührte aber keine Speise an.

Der Deichbauer hatte erwartet, daß sie am Abend den Schlüssel zur ihrer Kammer zurückfordern werde — sie that es nicht. In einem anderen Zimmer begab sie sich zur Ruhe.

Fester und fester hatte sich bei ihm der Gedanke gesetzt, daß sie das Geld entwendet habe. Er glaubte es noch auf ihrer Kammer geborgen und hatte am Tage nicht den Muth gehabt, die Kammer zu durchsuchen. Sie war seine Frau — der Gedanke an die Schande hatte ihn erzittern gemacht.

Aber weßhalb konnte sie diesen Schritt gethan haben? Für sich nicht, denn er hatte sie nie in ihren Ausgaben beschränkt. Er dachte an Franz. Er wußte, daß derselbe ein ausschweifendes Leben führte, daß er mit schlechten Gesellen in der Waldschenke zechte und spielte, er wußte, daß sie ihm öfter Geld gegeben hatte. Er hatte darüber geschwiegen, weil er sich der wenigen Thaler wegen nicht ärgern wollte.

Sollte sie ihm das Geld geben wollen? Wozu aber solch eine bedeutende Summe? Sollte er Schulden gemacht haben? Dies Letztere konnte er leicht erfahren. Noch hatte er das Geld sicherlich nicht erhalten, denn schwerlich war er in der Nacht zuvor im Hause gewesen.

Von diesen Vermuthungen geleitet, hatte sich in dem Deichbauer die feste Ueberzeugung ausgebildet, daß Franz in dieser Nacht kommen werde, oder daß seine Mutter versuchen werde, das Geld von der Kammer zu holen, oder, wenn sie es an einem anderen Orte verborgen hatte, aus dem Hause zu schaffen.

Auch er begab sich endlich in seine Kammer und löschte das Licht aus. Er legte sich indeß nicht zur Ruhe. Angekleidet wie er war, setzte er sich auf das Bett und lauschte.

Es war so still im Hause, daß ihm kein Ton entgehen konnte, selbst das leiseste Geräusch nicht. Es blieb auch still. Stunde auf Stunde verrann. Kein Schlaf kam ihm in die Augen. So brach der Morgen herein, und sein Wachen und Lauschen hatte zu nichts geführt. Er war verstimmt. Seine Frau trat in das Zimmer, ihre Wangen waren noch eben so bleich, eingefallen in der einen Nacht. Er sprach nicht mit ihr. Hätte sie ihm Alles gestanden, er würde ihr vergeben haben — ihr Leugnen, ihr Trotz, dem sie den Mantel des stillen Duldens und Leidens umgelegt hatte, erbitterte ihn. Bald darauf kam der Wassermüller, der war sein vertrautester Freund geworden. Am Tage zuvor war er verreist gewesen und hatte erst spät am Abend, bei seiner Rückkehr, des Deichbauers Geschick erfahren. Dieser erzählte ihm jetzt Alles.

„Und Du hast noch keine Anzeige bei Gericht davon gemacht?“ fragte der Müller.

„Nein.“

„Und hast auch keinen Verdacht?“

„Doch — doch,“ erwiederte der Deichbauer mit bitterem Lächeln.

„Wen hast Du im Verdacht?“ forschte der Müller weiter.

„Wen? Ich könnte Dich rathen lassen, aber Deine Gedanken würden nicht darauf kommen. Meine Frau hat es gethan!“

Digitized by Google

„Homann!“ rief der Müller erschreckt und blickte sich scheu um, ob Niemand es gehört habe, „das kann nicht sein — unmöglich! Hat sie es Dir gestanden?“

„Nein — sie leugnet — das Gericht wird es hoffentlich schon herausbringen!“

„Homann — gegen Deine eigene Frau willst Du das Gericht in Anspruch nehmen? Unmöglich! Die Schande!“

„Wen trifft die Schande?“ erwiderte der Deichbauer. „Mich? — Hätte ich dies geahnt, hätte ich sie gekannt, wie ich sie schon lange kenne, nie würde ich ihr meine Hand gereicht haben. Der Vorwurf trifft mich — weiter keinen!“

Er erzählte dem Wassermüller nun Alles, seine Unterredung mit seiner Frau, ihr hartnäckiges Leugnen — seine Vermuthung, daß sie für Franz das Geld entwendet habe.

„Was sie für sich braucht, habe ich ihr nie vorenthalten,“ fügte er hinzu, „ich habe auch nichts darüber gesagt, daß sie dem Buben verschiedene Male Geld gegeben hat. Der führt ja jetzt ein schönes Leben, — Branntwein und Karten — ich kümmere mich nicht mehr darum, denn auf mich hat er nicht hören wollen, obschon ich es ehrlich mit ihm gemeint habe. Der denkt jetzt, der Deichhof ist groß genug für ihn, aber lieber stecke ich Haus und Hof mit eigener Hand in Brand und lasse nur Unkraut auf meinen Feldern wachsen, ehe ich ihm diesen Hof vermache!“

Er wurde durch einen Knecht vom Waldhofe unterbrochen, der in das Zimmer trat.

„Was willst Du?“ rief er, unwillig über die Störung, dem Eingetretenen zu.

„Herr, der Franz ist schon seit zwei Nächten und gestern nicht heim gekommen,“ erwiderte der Knecht, „und Niemand weiß, wo er ist.“

Der Deichbauer sprang auf. Eine Ahnung durchzuckte ihn. „Er ist fort?“ rief er.

„Niemand weiß, wo er ist,“ wiederholte der Knecht.

„Seit wann ist er fort?“

„Seit vorgestern Abend,“ gab der Knecht zur Antwort. „Da ist er in der Waldschenke gewesen bis gegen Morgen, und dann ist er mit dem Waldhüter heim gegangen. Nach Haus ist er indeß nicht gekommen. — Man erzählt,“ fügte er hinzu — dann stockte er.

„Was erzählt man?“ fragte der Deichbauer.

„In der Waldschenke soll er mit dem Dörfel des Spieles wegen Streit gehabt haben — und man erzählt, er wisse vielleicht um den Unfall des Waldhüters und sei deßhalb nicht heimgekommen!“

Der Deichbauer schwieg. Zu viel drängte mit einem Male auf ihn ein.

„Was macht der Waldhüter? Weißt Du es?“ fragte er.

Der Knecht erzählte, daß er noch immer ohne Bewußtsein daliege und stark fiebere.

„Geh — geh!“ befahl der Bauer und ging, als der Knecht das Zimmer verlassen hatte, auf und ab. Dann blieb er vor dem Wassermüller stehen.

„Nun, Steffens!“ rief er. „Jetzt wird mein Verdacht doch wohl richtig sein. Der Bube ist geflohen und sie — sie weiß darum, — sie hat ihm das Geld gegeben!“

Der Wassermüller schwieg. Er hatte dies für unmöglich gehalten, jetzt drängte sich ihm selbst die Vermuthung, ja die Gewißheit auf. Wohin sollte dies führen!

„Was soll ich nun thun?“ fuhr der Deichbauer fort. „Gib mir einen Rath.“

Der Müller war noch aufgeregter und weniger gefaßt.

„Es ist schlimm — schlimm, wenn es sich so herausstellen sollte,“ erwiderte er. „Ich kann es noch nicht glauben. Laß Alles ruhen, Homann. Das Geld kannst Du verschmerzen — Du ersparst Dir selbst viel Gram und Kummer dadurch!“

„Ruhen lassen?“ rief der Deichbauer. „Nimmermehr! — Ich will Gewißheit in dieser Sache haben. — Ja, ja, Gram und Kummer wird mir daraus erwachsen — mag es kommen, wie es will — ich will mich und sie nicht schonen.“

„Du kannst irren,“ warf der Müller ein.

„Ich will Dich überzeugen,“ erwiderte der Bauer, schritt zur Thür und rief seine Frau.

Wenige Minuten darauf trat sie ein, und der Müller schrack unwillkürlich vor ihr zurück, so sehr hatte ihr Gesicht in den wenigen Tagen sich verändert, in denen er sie nicht gesehen. Sie blickte ihn an, ruhig, fest. Diese Ruhe war indeß mehr eine

Digitized by Google

starre, feste Gleichgültigkeit, ein Gefaßtsein selbst auf das Aeußerste.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon III. in der Schweiz.

(Schluß.)

Seit seiner Rückkehr aus Amerika traten die unverwandten Gedanken und Hoffnungen des Prinzen auf Frankreich dadurch zurück, daß er mehr am öffentlichen Leben der Schweiz theilzunehmen schien. Zwar eine Wahl in den thurgauischen großen Rath, sowie kleine Beamtungen, womit ihn eine übelangebrachte Zuthulichkeit beehren wollte, nahm er nicht an; dagegen ließ er sich gern bei öffentlichen Festen sehen und schien auf sein thurgauisches Bürgerrecht einen Werth zu legen. Es ist daher begreiflich, daß die thurgauischen Behörden geneigt waren, für ihren aufmerksamen und wohlthätigen Mitbürger gegenüber dem Ausweisungsbegehren das französischen Königs eine Lanze zu brechen, und daß ein dem Prinzen bekannter Staatsmann seine Beredtsamkeit und seinen Einfluß daran setzte, die Obhut der Eidgenossenschaft für Louis Napoleon zu gewinnen. Allein als Frankreich zu entschiedenen Maßregeln schritt, erklärte der Prinz, daß er es nicht über sich bringen könne, daß die Schweiz durch ihn in ernste Verwickelungen gerathe und daß er daher freiwillig die Schweiz verlasse. Ein interessantes Aktenstück bildet folgendes Schreiben, welches der Prinz damals in deutscher Sprache und mit eigner Hand abgefaßt hat: „An die Mitglieder des Schützencomite's des Kantons Thurgau. Freunde! In wenigen Stunden werde ich den Boden der Eidgenossenschaft verlassen haben. Vor meiner Abreise überreiche ich Ihnen als Präsident der Schützengesellschaft die Fahne. Sie sei immer ein Zeichen des Friedens und der Eintracht, wie sie es früher gewesen ist; und mögen Sie sich manchmal an einen Mitbürger erinnern, der jetzt mit zerrissenem Herzen das Land verläßt. Genehmigen Sie die Versicherung meiner Freundschaft. Arenenberg, den 14. Oct. 1838. Napoleon Louis B."

Ein zahlreiches Geleite seiner Nachbarn und Freunde gab dem Scheidenden den Beweis ihrer Anhänglichkeit. Wie fern waren Alle vom Gedanken, daß dies die Huldigung gegen eine der künftigen Größen der Erde sei! Allein um so begreiflicher ist die theilnehmende Erinnerung des wunderbar Erhöhten an die Menschen, welche ihm einst in der Schweiz Theilnahme gezeigt. Männer, welche auf Arenenberg eine freundliche Aufnahme gefunden, wurden seitdem im Elysée mit aller Herzlichkeit empfangen und mit hochgestellten Personen zur Tafel gezogen. Bei dem Empfang der Abgeordneten der Eidgenossenschaft in Straßburg erkundigte sich der Prinz bei dem einen derselben mit großem Wohlwollen nach den Gliedern derjenigen Häuser am Bodensee, in denen er einst sich wohl gefühlt. Wer ihm gedient, den überraschte er mit Zeichen großer Freigebigkeit. Noch wohnen von seinen Dienern in diesen Gegenden, die von Dank und Verehrung erfüllt sind.

Zum Schluß führen wir einen rührenden Beweis der Anhänglichkeit eines seiner Diener an. Hortense hatte desselben also in ihrem Testamente gedacht: „Ich hoffe, daß mein Sohn immer Vincenz Rousseau bei sich behalten wird. Seine Ergebenheit und seine Uneigennützigkeit sind unbezahlbar. Ich will, daß er wisse, welchen Werth ich auf ihn lege, und wie sehr ich wünsche, daß er meinem Sohne diene, wie er mir gedient hat." Rousseau verwaltete nach der Entfernung des Prinzen die beiden Besitzungen. Er war ein kräftiger Mann von einigen vierzig Jahren. Bei der Kunde von einer Unternehmung des Prinzen zu Landung in Frankreich von England aus gerieth er in die höchste Spannung. Eines Abends, da er erwarten konnte, daß die französische Zeitung ihm den Ausgang des Wagnisses bringen werde, ging er dem Mann, welcher das Blatt abgeholt hatte, weit entgegen. Als er nun das Mißlingen bei Boulogne und die Gefangenschaft seines Herrn las, sank er in Ohnmacht und war in drei Wochen eine Leiche.

Der Prinz hatte seine Besitzungen am Bodensee mit dem Mobiliar verkauft, den größten Theil des Erlöses aber verwendete er auf die Sicherung der Existenz seiner ehemaligen Diener.

Digitized by Google

Landwirthschaftliches.

Pelargonien können leicht, schnell und zahlreich vermehrt werden, wenn man die alten Stöcke aus den Töpfen nimmt und im Mai oder Juni ins Freie in mürbe, kräftige Gartenerde setzt. Die langen Stengel und Zweige biege man um und befestige sie mit einem Häkchen so in die Erde, daß sie auf einer Seite mit der Wurzel noch in Verbindung stehen und sich auf der andern Seite frei über das Beet erheben. Die Ausläufer werden im zeitigen Herbst getheilt und in Töpfe gesteckt.

Verschiedenes.

(Der Held der Schiller'schen Bürgschaft vor Gericht.) Die „Wiener Gerichtshalle" bringt einen launig abgefaßten Feuilleton-Artikel über die Frage: „welcher Vergehen und Verbrechen sich der Held der Schiller'schen Bürgschaft schuldig gemacht hätte." Der Artikel analysirt die ersten Verse dieser Dichtung in nachstehender Weise:

„Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande."

Vor Allem hat sich der Angeklagte, der sich hier offenbar Möros nannte, während der Dichter selbst seinen wahren Namen Damon ausdrücklich erwähnt, der Uebertretung der falschen Meldung § 320 c schuldig gemacht, und insofern er keinen Waffenpaß bei sich führte, auch des unerlaubten Waffentragens.

„Ihn schlugen die Häscher in Bande."

Die vom Dichter hier angewendete Bezeichnung „Häscher" ist offenbar eine Reproduction des vom Angeklagten gegen die polizeilichen Organe gebrauchten Schmähwortes, welches den Thatbestand der Wachebeleidigung § 312 herstellt. Außerdem muß sich Inculpat Widersetzlichkeiten gegen die Wache haben zu Schulden kommen lassen, wie aus dem Ausdrucke: „ihn schlugen die Häscher in Bande" sonnenklar hervorgeht, da sie ihn ja sonst gewiß nur in Bande gelegt hätten. Wir haben also hier einen Fall des Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit durch Handanlegung oder gefährliche Drohung gegen obrigkeitliche Personen in Amtssachen § 81. Noch höher wächst die Anklage durch des Inculpaten eigenes Geständniß. Auf die Frage des Königs antwortete er, er wollte „die Stadt vom Tyrannen befreien." Es liegt hier das Verbrechen der Majestätsbeleidigung unter erschwerenden Umständen, § 63, ferner ein Geständniß vor von Hochverrath und versuchtem Meuchelmord, §§ 58, 138. Und endlich muß in der versuchten Befreiung der Stadt von einem eingebildeten Uebel eine unberufene Führung fremder Geschäfte gesehen werden, da nur die Stadtverordneten-Versammlung, Gemeinderath oder wie immer genannte Vertretung berechtigt ist, den wirklichen Bedürfnissen der Stadt abzuhelfen. In Ansehung dieser enormen Concurrenz von Verbrechen, Vergehen und Uebertretungen wäre Angeklagter Damon auf mindestens 30 Jahre über lebenslänglich zu verurtheilen und die Stadtvertretung von Syrakus kann außerdem ihre Ansprüche im Civilwege gegen ihn geltend machen.

Eine zänkische Frau kam zu ihrem Vater gelaufen: ihr Mann habe sie geschlagen! „Was! meine Tochter schlagen? Das ist doch unverschämt, das will ich an seiner Frau rächen!" rief er, gab seiner Tochter ein Paar Ohrfeigen, nöthigte sie zum Haus hinaus und sagte freundlich: „Nun tröste Dich, thut er Dir wieder Etwas, so komm nur gleich wieder zu mir, den wollen wir schon kriegen."

Von Shakespeare's Werken sind von 1509 bis 1830 nicht weniger als 400 Auflagen verschiedener seiner Stücke und 82 Auflagen seiner Gesammtwerke erschienen. Ueber ihn selbst sind 792 Schriften und 280 Commentare veröffentlicht worden.

Ein Kriegsgefangner wurde gefragt, wie stark sein General sei. Was weiß ich, erwiederte er, ich habe mit ihm noch nicht gerauft.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 58. Samstag, den 14. Mai **1864.**

Frühjahrsfeldzug.

Der alte Graubart, Ritter Winter,
Und seine groben, kalten Kinder
Und alle die noch zu ihm passen,
Sie haben nun das Land verlassen.
Der junge Lenz mit seinen Schaaren
Auf Wolken kommt daher gefahren;
Als seine Boten ziehn die Stürme,
Umbrausen Hof und Haus und Thürme
Und rütteln allwärts in den Bäumen:
Es sei genug jetzt mit dem Träumen,
Es sollen alle die Genossen
Nun wieder treiben frische Sprossen;
Es dürften jetzt auf Flur und Halde,
In Thal und Höh', im frischen Walde
Die Thierlein all' hervorspazieren,
Sie würden nun nicht mehr erfrieren.
Die Blümlein soll'n aus den Verstecken
Nur kühn die holden Köpfchen strecken,
Der Winter hab' Reißaus genommen
Und werd' so bald nicht wieder kommen!
So hat auf Feld und Flur und Rasen
Der Sturm des Lenzes Gruß geblasen.
Schneeglöckchen spitzt einmal das Ohr
Und bricht aus dem Versteck hervor.
Doch sieh! dort hinter dem Gemäuer
Fürwahr! da ist's nicht recht geheuer, —
Da stehen düstre, alte Föhren,
Die woll'n noch nichts vom Frühling hören;
Der Winterschnee hat seine Kraft,
Die letzte, noch zusammengerafft
Und hält, von Baum und Wand gedeckt,
Des Eises Nachhut, sich versteckt,
Will da mit starrem Spieß und Lanzen
In bösem Grimme sich verschanzen.
Schneeglöckchen hat den Feind entdeckt
Und rasch die Nachbarschaft geweckt;
Dann hat's den grimmen Feind verrathen
Dem Märzenveilchen, seiner Pathen.
Und durch die Glocken wird's bekannt
Allüberall im ganzen Land.
Man läßt sogar den Bäumen sagen,
Sie soll'n sich rüsten auszuschlagen.
Nun rückt das ganze Heer der Pflanzen
Zum Kampfe aus mit Helm und Lanzen
In grüner Uniform; voran
Als Hauptmacht geht der Löwenzahn,
Der hat gezogene Kanonen
Und schwere Bomben und Patronen.
Dann folgen Kürassiere gut,
Ein Regiment des Eisenhut;
Schwertlilien mit blanken Waffen
Die machen viel dem Feind zu schaffen.
Die Reiterei in grimmem Zorn
Wird commandirt vom Rittersporn.
Die Distel will die Feinde spießen,
Sogar Salat verspricht zu schießen.
Das Löwenmaul hat vor indessen,
Den Feind lebendig aufzufressen.
Ihm hilft dazu ein starker Kümmel,
Vom Land der dicke Junker Kümmel.
Nun kommt ein Herr mit viel Geschmack,
Dabei sein Heer mit Sack und Pack;
Er rückt mit Siegesmuth heran,
Das ist vom Stab Herr Majoran;
Er reitet auf und ab gar schnell
Und denkt an Dame Pimpernell.
Als ihn zum Kampfe rief die Pflicht,
Gab er ihr ein Vergißmeinnicht.
Goldlack und Sternkraut auf der Brust
Zieht er zum Kampf mit frischer Lust.
Nur Einer macht ein schief Gesicht,
Der Sauerampfer — armer Wicht! —
Er hat sein Lieb nach tausend Küssen
Maßliebchen nun verlassen müssen.
Der Mohn ist Pulverlieferant
Und hat zur Warnung weit ins Land

Digitized by Google

Ein rothes Fähnlein an der Spitze,
Daß man vor Unheil sich beschütze.
Schmalzblume kocht für all die Truppen
Mit Löffelkraut viel gute Suppen;
Saubohne und die Ochsenzungen,
Schafgarbe und das Kraut der Lungen
Sind commandirt zum Proviant
Und ziehn herum im ganzen Land.
Mit Kassenführung ist betraut
Die Münz' und Tausendguldenkraut.
Die Straßen, die zum Feinde führen,
Muß Wegwart gut recognosciren,
Der Himmelsschlüssel, ein frommer Mann,
Er ist der würd'ge Feldkaplan.
Herr Balsam ist als Arzt im Feld
Und Doctor Salbei angestellt;
Der Schachtelhalm und die Kamillen
Die reiben Apothekerpillen,
Die Tulp' ist Marketenderin,
Hat Himmelsthau im Fläschchen drin.
Nachtschatten schleichet ernst und stumm
Im Lager Nachts als Wach' herum. —
So stürmt beim ersten Sonnenschein
Das ganze Heer mit Macht herein,
Die blanken, scharfen Waffen blitzen,
Da fängt der Feind schon an zu schwitzen,
Von seinen Truppen ganze Haufen
Versuchen schon das Ueberlaufen.
Bereit zum Sterben oder Siegen
Läßt Löwenzahn die Bomben fliegen,
Salat und Gras, das Schützencorps,
Sie schießen überall hervor;
Waldmeister denkt nicht mehr der Hasen,
Er läßt alsbald zum Sturme blasen.
Die Nesseln, Disteln und die Kletten
Sie stürmen vor mit Bajonnetten.
Die Sonne scheint mit warmer Gluth,
Der Feind vergießt sein letztes Blut,
Nach heißem Kampf an allen Orten
Ist nun sein Sieg zu Wasser worden.

Und im Triumph verkünden laut
Die Bäume, Blumen, Gras und Kraut,
Daß heut der Frühling hat gesiegt,
Der Feind in seinem Blute liegt.

Nun wird von Jungen und von Alten
Ein froher Kriegsrath abgehalten,
Daß man nach Formen und Gebühren
Dem König Lenz soll gratuliren.
Drauf wählte man aus allen Landen
Die schönsten Helden zu Gesandten;
Die brauchten nun dem Himmelssohne
Erst Ehrenpreis und Kaiserkrone,
Versprachen dann im Lauf der Zeit
Noch eine ganze Herrlichkeit
Von edler Frucht in allen Farben,
Und süßen Wein und reiche Garben.
Sie hatten auch noch für die Küche
Viel guten Stoff und Wohlgerüche,
Viel bunten Schmuck und farb'ge Bänder
Zur Zier für Kleider und Gewänder.
Dann riefen sie durch alle Welt:
„Hoch König Lenz, der starke Held!"
Und auch die Vöglein allenthalben,
Die Finken, Amseln, Spatzen, Schwalben,
Sie stimmen in das Lied mit ein:
Der Lenz soll unser König sein!
Die Kinder all, nach langer Ruh',
Sie jauchzen froh dem Lenze zu.

Und hast du noch bis jetzt geträumt,
Beim Frühling gar Besuch versäumt,
So geh', du mürrischer Gesell,
Sonst bist fürwahr du ein Rebell —
Rasch eile aus dem dumpfen Haus
Und pflück' dir einen frischen Strauß,
Verscheuch' den Trübsinn aus der Seele
Und singe laut aus voller Kehle:
„Willkommen, lieber Frühling mein,
Du sollst mein Herzenskönig sein!"

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Der Deichbauer war nicht im Stande, seine Aufregung zurückzuhalten und zu verbergen.

„Wo ist Franz?" fragte er, kurz, barsch.

„Ich weiß es nicht," entgegnete sie ruhig.

„Weißt Du auch nicht, daß er gestern und seit zwei Nächten nicht nach Haus gekommen ist, daß Niemand etwas von ihm erfahren hat?"

„Nein."

„Das solltest Du nicht wissen? Bis gegen Morgen ist er vor zwei Nächten in der Waldschenke gewesen, mit dem Waldhüter ist er heimgekehrt. Der ist mit zerschlagenem Kopfe unter dem Stege gefunden, und von Franz hat Niemand etwas wieder vernommen. Von dem Allen solltest Du nichts wissen?"

„Nein."

Digitized by Google

„Dein Aussehen strafft Dich Lügen," fuhr der Deichbauer aufgebracht fort. „Und jetzt, wo Du dies Alles erfährst, wo Du hörst, daß Dein Sohn verschwunden ist, daß der schlimmste Verdacht auf ihm ruht, jetzt solltest Du so gelassen bleiben, nicht einmal erschrecken? Dein Herz hat ja immer so sehr an ihm gehangen! Mit einem Male sollte er Dir gleichgiltig gewesen sein?"

Diese Worte schienen sie an der Stelle zu berühren, wo sie schon tief verletzt war. Mit Gewalt schienen sie eine Wunde aufzureißen, die sie verbergen wollte.

Sie antwortete nicht. Unwillkürlich preßte sie mit der Rechten die Brust zusammen. Sie schwankte; früh genug noch erfaßte sie einen Stuhl, um sich aufrecht zu erhalten. Dieser Kampf, dieser Anfall der Schwäche währte nur wenige Secunden, dann schien sie sich wieder gefaßt zu haben.

„Ich weiß nicht, wo er ist," sprach sie, aber leise, kaum hörbar.

„Gut. Dann werde ich noch heute die nöthigen Schritte thun, daß das Gericht ihn aufsucht und es wird ihn schon finden."

Auf's Neue schien ihre Schwäche sie zu überfallen. Mit allen Kräften kämpfte sie dagegen an — vergebens, ihr Wille mußte dem Körper unterliegen.

„Mir ist schlecht zu Muth," brachte sie stammelnd hervor und verließ wankend das Zimmer.

Der Deichbauer wollte sie zurückhalten — Steffens hinderte ihn daran.

„Laß sie, — laß sie," bat er. „Schone sie!"

In der Brust des Bauers lebte kein Gefühl des Mitleides.

„Hat sie meine Ehre geschont?" rief er. „Weßhalb leugnet sie hartnäckig, was kaum zu leugnen ist?"

„Die Angst um ihren Jungen," warf der Müller ein.

„Wenn der Bube sich durch seinen bösen Sinn hat hinreißen lassen, sich an dem Waldhüter zu vergreifen, wenn er fliehen mußte, weßhalb hat sie mir nicht Alles offen mitgetheilt? Ich liebe den Burschen wahrhaftig nicht, aber ehe ich zugegeben hätte, daß er dem Gerichte in die Hände gefallen wäre, würde ich ihn selbst zur Flucht unterstützt haben. Dazu hatte sie nicht das Vertrauen, aber sie hatte den Muth, meinen Schrank zu erbrechen und meine Ehre zu beflecken! Jetzt soll sie selbst den Punkt wieder rein waschen, und ginge sie und ich selbst darüber zu Grunde!"

„Ueberelle nichts!" bat der Wassermüller. „Ich will Alles für Dich thun, Homann! Ich will nochforschen, wo der Bursch geblieben ist und wie es mit dem Waldhüter steht. — Der muß uns die beste Auskunft geben können. Nur das Eine versprich mir, daß Du nicht eher irgend Etwas gegen Deine Frau unternehmen willst. Versprich es mir."

Der Deichbauer antwortete nicht. Unentschlossen stand er da. Wie viel bittere, schwere Stunden hatte er erlebt, seit diese Frau in sein Haus getreten war, und wie ruhig hatte er mit seiner ersten Frau gelebt! An ihm lag die Schuld nicht, denn wenn er auch verblendet gewesen war, so hatte er sie doch aus Liebe geheirathet.

Dies Alles zog durch seinen Kopf hin. Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Ich will Dir folgen, Steffens," sprach er. „Ich weiß, daß Du es ehrlich mit mir meinst, und in dieser Sache wirst Du ruhiger blicken, als ich. Aber Gewißheit muß ich haben — Gewißheit!"

Der Wassermüller versprach, ihm dieselbe zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Meyerbeer

entnehmen wir der Spen. Zeitung folgende Notizen: Meyer Beer, der sich erst in späteren Jahren Giacomo Meyerbeer nannte, wurde in Berlin am 23. September 1791 von jüdischen Eltern geboren. Sein Vater, ein hochgeachteter, reicher Mann, Jakob Herz Beer, starb hier 1815. Meyerbeer, der älteste von vier Brüdern, von denen zwei, Michael (in München 1833 gestorben) als dramatischer Dichter und Wilhelm (in Berlin 1850 gestorben) sich als Astronom und auch in politischer Hinsicht einen Namen gemacht, zeigte schon als Kind eine hervorragende Anlage zur Musik, die durch ausgezeichnete Lehrer Pflege und Ausbildung erhielt. Lauska unterrichtete ihn im Pianofortespiel, worin

Digitized by Google

er es als neunjähriger Knabe bereits so weit gebracht hatte, daß er sich öffentlich mit Auszeichnung hören lassen konnte. Bis an sein Lebensende behielt Meyerbeer diese Meisterschaft. Den ersten Unterricht in der Composition und dem Generalbaß hatte Meyerbeer bei Zeller und Bernhard Anselm Weber in Berlin. Auf Einladung des Abts Vogler, dem Meyerbeer Arbeiten eingesandt, begab er sich 1810 nach Darmstadt, um den Unterricht des berühmten Lehrers zu genießen. Er schrieb hier unter Voglers Leitung eine Cantate „Gott und die Natur". Seine erste Oper „Jephtha" ward in München aufgeführt, ohne jedoch nachhaltigen Erfolg zu erringen. Nachdem er mit Vogler eine Kunstreise durch Deutschland gemacht, weilte er bald in Wien, bald in Berlin und dann längere Zeit in Italien, nachdem er 1814 noch in Wien und Stuttgart eine komische Oper „die beiden Kalifen" zur Aufführung gebracht hatte. In Italien, wo er die Eigenthümlichkeiten des dortigen Musikstyls sich bald zu eigen gemacht hatte, schrieb er 1817 die Oper Romilda e Constanza, welche in Padua zuerst gegeben, den Ruf des Tonsetzers schnell in ganz Italien verbreitete. Ebenso fanden die Opern Margherita d'Anjou und Emma di Resburgo den rauschendsten Anklang. Die letztere Oper wurde ins Deutsche übersetzt und 1820 in dem königlichen Opernhause in Berlin gegeben, wo sie sich indeß auf dem Repertoire nicht behauptete. Eine andere Oper, il Crociato in Egitto, fand in Italien und Paris einen ganz ungewöhnlichen Beifall und ward später auf dem Königsstädtischen Theater dargestellt. Eine Einladung, welche Meyerbeer nach Paris zur Einstudirung seines Crociato erhielt, wurde für seine Künstlerlaufbahn entscheidend. Nach mehrjähriger Ruhe ging er 1828 an die Composition seines Robert der Teufel, der Oper, die ihm den Weltruf gründete. Nach mancherlei Zwischenfällen ward sie im Nov. 1831 in Paris zuerst gegeben und hatte einen bis dahin unerhörten Erfolg. König Friedrich Wilhelm III. ernannte Meyerbeer demnächst zum Hofkapellmeister. Die Oper wurde in alle lebende Sprachen übersetzt und machte die Weltreise. Im März 1836 folgte Meyerbeer's größtes Werk „die Hugenotten". Zur Einweihung des Berliner neuen Opernhauses (1844) schrieb Meyerbeer nach Rellstab's Text „Ein Feldlager in Schlesien", 5 Jahre später folgte der „Prophet". Le Pardon de Ploërmel (Dinora) erschien einige Jahre später. Ein anderes Werk „die Afrikanerin" soll vollendet sein, ist aber bis jetzt noch nirgends aufgeführt. Außer diesen dramatischen Werken, in welchen Meyerbeer die deutsche, italienische und französische Schule aufgenommen, hat er die Musik zu seines Bruders Michael Trauerspiel: Struensee, dann geistliche Musik, Cantaten, Dithyramben, Lieder und Scenen geschrieben. Meyerbeer, der seit mehr als 20 Jahren den Winter in Berlin, den Sommer in Paris, Spaa u. s. w. verlebte, hatte sich vieler Auszeichnungen zu erfreuen. König Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn 1842 zum Generalmusikdirector, und in demselben Jahre bei der Stiftung der Friedensklasse des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Kunst zu einem der dreißig stimmfähigen Ritter deutscher Nation. Er war Mitglied des Instituts de France und der K. preußischen Akademie der Künste.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Kleien anhaltend an Pferde verfüttert, hatten Eingeweidesteine zur Folge. Untersuchungen ergaben, daß phosphorsaure Magnesia in der Kleie enthalten war. Die Steine gingen zwar ohne Nachtheil ab, allein es wird dies doch zur Vorsicht mahnen. Die Steine hatten ein seifenartiges Ansehen, bräunliche Farbe und die Form des Darmes.

Verschiedenes

Ein Trunkenbold meinte: „Hm! das ist doch närrisch, wann i a'trunken hab', so schläfert's mi, und wann i g'schlafen hab', so krieg i wieder Dorscht."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 59. Dienstag, den 17. Mai **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Tage vergingen. Allen Bemühungen und Nachforschungen des Müllers gelang es nicht, zu erfahren, wo Franz geblieben war. Er hörte nur bestätigen, was er bereits wußte, daß er in der Nacht bis gegen Morgen in der Waldschenke gezecht und gespielt hatte. Mit dem Waldhüter hatte er die Schenke verlassen.

Die beiden Männer, welche den Waldhüter unter dem Stege gefunden, hatten Niemand außer ihm bemerkt und waren der festen Ansicht, daß derselbe, angetrunken wie er gewesen war, von dem geländerlosen Stege herab gestürzt sei. Auf seinen Hülferuf waren sie hinzugeeilt. Als sie ihn aufgehoben, war er bereits besinnungslos gewesen.

Der Waldhüter selbst lag noch immer in heftigem Wundfieber ohne Bewußtsein da. Ehe dies Fieber aufgehört hatte, konnte der Arzt keine Hoffnung auf Wiederherstellung machen. Er zweifelte, daß der Körper des Kranken die Heftigkeit des Fiebers überwinden werde.

Der Wassermüller ging selbst in die Wohnung des Verletzten. Seine Tochter saß allein an dem Lager des Kranken, und die Wangen des Mädchens waren eingefallen vor Harm und Kummer.

Marie erzählte, daß der Kranke auf das Heftigste phantasire und in seinen Anfällen oft rase. Vergebens drang aber der Müller in sie, um zu erfahren, welche Bilder und Ideen den Fieberkranken beschäftigten, worüber er sich in seinen Phantasien ausspreche, ob er Franzens Namen nenne.

Mit ängstlicher Scheu wich das Mädchen diesen Fragen aus.

In dem Hause des Deichbauers sah es fast noch düsterer aus. Der Bauer schien sich um seine Frau nicht zu kümmern, und sie sprach nicht ein Wort. Kaum daß sie den Mägden auf ihre Fragen antwortete. Den Knechten und Mägden konnte es nicht verborgen bleiben, was zwischen ihrer Herrschaft vor sich ging, und sie flüsterten einander zu, die Bäuerin selbst wisse am besten, wer den Schrank erbrochen und das Geld entwendet habe. Ihrem Jungen habe sie damit zur Flucht verholfen. Ihnen selbst hatte sich die bange, ängstliche Stimmung mitgetheilt.

Der Deichbauer hatte die Kammer seiner Frau untersucht, aber nichts gefunden. Die werthvollsten ihrer Schmucksachen fehlten, — er mochte nicht danach fragen. Wußte er doch, wo sie geblieben waren und daß sie ihm die Wahrheit nicht gestehen würde.

Wieder waren einige Tage in dieser stillen, finsteren Weise dahingegangen. Der Deichbauer saß mit seiner Frau bei'm Abendessen. Keines von beiden sprach ein Wort. Da kam ein Bote, der dem Bauer mittheilte, daß der Waldhüter ihn zu sprechen wünsche.

Die Frau erbleichte und hielt sich kaum auf dem Stuhle aufrecht.

Homann bemerkte es nicht. Rasch sprang er auf. Ihm ahnte, welche Mittheilungen der Waldhüter ihm zu machen habe. Zitternd vor Ungeduld und Aufregung zog er den Rock an und griff nach dem Stock in der Ecke. Der Bote hatte gesagt, daß er noch an diesem Abende kommen möge, und hatte hinzugefügt: „Ich weiß nicht, ob er morgen noch leben wird."

Digitized by Google

Das trieb ihn. Nicht eine Minute durfte er zögern.

Mit ängstlicher Miene hatte seine Frau ihn beobachtet. Ihre Angst schien sich zu steigern. Mehrere Male schien sie den Ansatz zu nehmen, ihm irgend Etwas zu sagen. Schon als er in der Thür stand, wollte sie sich noch erheben, um ihn zurückzurufen — kraftlos sank sie auf den Stuhl zurück.

Hätte er nur einen Blick auf sie geworfen, sie würde den Muth gewonnen haben, zu ihm zu sprechen — jetzt war es zu spät.

Mit beiden Händen verbarg sie das Gesicht, als sie allein war. Sie zitterte, krampfhaft keuchend holte ihre Brust Athem. Aber keine Thräne rann unter ihren Händen hervor. Das war ihre Qual, daß sie die furchtbare Last, welche auf ihrem Herzen ruhte, auch nicht durch eine einzige Thräne erleichtern konnte.

Ihre Augen brannten, weil schon seit Nächten kein Schlaf sich darauf gesenkt hatte. Auch nicht eine Thräne hatte sie gekühlt.

Plötzlich sprang sie auf in höchster Aufregung. Der Gedanke hatte sie erfaßt, daß sie irgend Etwas thun müsse. Sie stürzte bis zur Thür, kraftlos sank die Hand, welche sie erhoben hatte, um dieselbe zu öffnen, zurück — sie fühlte ihre Ohnmacht.

Mit größter Hast eilte der Deichbauer währenddem dem Hause des Waldhüters zu. Der Schweiß rann ihm von der Stirn — er bemerkte es nicht.

Als er in das Zimmer trat, sah er den Kranken aufrecht im Bette sitzen. Er erkannte ihn kaum wieder. Er reichte ihm die Hand, der Waldhüter vermochte die seinige nicht zu erheben, um sie zu erfassen.

„Es ist gut, daß Ihr kommt," sprach er leise, die Worte mit Mühe hervorbringend.

Er winkte seiner Tochter, welche am Bette saß, das Zimmer zu verlassen. Auf ihren Stuhl lud er dann den Deichbauer ein.

„Setzt Euch — setzt Euch," sprach er. Auch seine Brust schien verletzt zu sein, denn er konnte fast nur flüstern, und doch klang seine Stimme hohl.

„Ich kann nicht laut sprechen," fügte er hinzu.

Einige Secunden lang ruhte sein Auge auf dem Gesichte des Deichbauers.

„Er ist fort," fuhr er dann fort, „er ist geflohen! Ein böser Bube — auch mich — seht —!"

Er hustete, fuhr mit der Hand auf die Brust und bog sich zurück.

Der Deichbauer wollte ihn unterstützen. Mit der Hand wehrte er ihn ab.

„Laßt — es geht schon wieder," sprach er leise, stockend. „Es ist gut — daß Ihr heute noch gekommen seid — denn morgen — mein Kopf — die Brust — es ist bald aus mit mir!"

Der Bauer suchte ihn zu beruhigen und sprach aus, daß er wieder genesen werde, wenn das Fieber ihn verlassen.

Er schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich weiß es besser," entgegnete er — „ich sterbe — mein Kind — meine Tochter, sie ist verlassen — wenn Ihr — Ihr — —!"

Homann erfaßte seine Hand und versprach, für sie zu sorgen. Aber die Schwäche des Mannes ängstigte ihn. Jeden Augenblick konnte er sterben und dann nahm er ein Geheimniß mit sich, das vielleicht nie aufgeklärt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Meyerbeer.

(Schluß.)

Ueber Meyerbeer's letzte Lebensstunden gibt der Wiener Botschafter folgende Details: Vor acht Tagen war er genöthigt, einem Diner beizuwohnen, zu dem er sich nur mit Widerstreben begab, da er bereits Schmerz in den Eingeweiden fühlte. Am nächsten Tage, den 24. v. M., legte er sich unter großen Schmerzen zu Bette. Sonntag darauf, um Mitternacht, bat er, man möchte ihn im Bette umkehren, und als es geschehen, sprach er die Worte: „Wie fühle ich mich jetzt wohl!" Es waren seine letzten; um sieben Uhr Morgens war er ruhig verschieden.

Meyerbeer starb, wie er gelebt; mitten in der Arbeit, die er bis zum letzten Tage fortsetzte, traf ihn der Tod. Er kämpfte, um seinen Ruhm noch zu vermehren, gegen den Schmerz, gegen die Abnahme seiner Kräfte, ja gegen den Tod, als dieser Freitags seinem

Digitized by Google

Krankenlager nahte. Als den Meister an diesem Tage der Director der großen Oper besuchte, sagte er zu ihm: „Mein lieber Herr Perrin, ich bin sehr krank. Trotzdem wollen Sie eine Ouverture zu der „Afrikanerin" haben, da Sie mir immer vorwerfen, daß meine Opern keine Ouverturen besitzen!" Meyerbeer hatte in der letzten Zeit eines seiner Zimmer zu einer förmlichen Copiranstalt verwandelt. Er ließ in demselben unter seinen Augen die Partitur und die Rollen der „Afrikanerin" abschreiben, las sie selbst durch und corrigirte in seinem Bette mit größter Anstrengung die Schreibfehler, die sich eingeschlichen hatten. „Sie sehen," sagte er zum Director Perrin, der ihn öfter bei dieser Arbeit überraschte, „ich arbeite für Sie; ich erleichtere der Oper die Arbeit der Proben." Am letzten April noch gab er den Auftrag, daß man nicht vergesse, die Schreiber für den kommenden Tag zu bestellen. Der Körper des Gestorbenen war in den letzten Tagen zum Skelette geworden; aber der Geist, die Intelligenz, der Wille hatte sich in das Gehirn zurückgezogen und sich dort gegen den Tod förmlich verbarrikadirt.

Seit dreißig Jahren lebte Meyerbeer auf den Eisenbahnen und in Hotels; er verlangte, wenn er ankam, nichts als ein Piano und Notenpapier. Um ein Werk zu hören, das er nicht kannte, oder einen Sänger, den man ihm angerühmt, legte er oft 200 Meilen zurück, während Andere für denselben Zweck nicht 200 Schritte gemacht hätten. Wenn er zeitweilig in seinem Hotel in Berlin weilte, dessen Pracht und Reichthum, welche die Interessen seines Vermögens und seines Ruhmes gewesen — er seiner Frau und seinen Töchtern überließ, zog er sich in ein kleines Zimmer zurück, lebte dem Klavier und den Partituren und ließ nur den Diener ein, der ihm sein einfaches Essen brachte.

In Paris bewohnte er in der letzten Zeit ein einfaches Appartement in der Nähe der Champs-Elysees, an der Ecke der Avenue Montaigne. Er lebte da zurückgezogen und fleißig, wie ein Benediktiner. Er stand um 6 Uhr Morgens auf, componirte bis gegen 10 Uhr, ging dann aus, um das Dejeuner zu nehmen, kehrte rasch zurück und schrieb dann seine Briefe in alle Weltgegenden. Er ruhte dann eine kurze Zeit und sehr unregelmäßig. Die halbe Nacht gehörte den Salons und den Theatern. An dem Tage, an welchem er sich krank zu Bette legte, bat er seine Freunde, nicht zu verbreiten, daß er unwohl sei, damit seine Familie nicht durch Journalberichte allarmirt werde.

Das Testament des berühmten Componisten ist in Berlin deponirt; in seiner Wohnung in Paris fand man nur ein zusammengelegtes, versiegeltes Papier mit der Aufschrift: „An jene Person, welche dieses Papier öffnet, das meinen letzten Willen enthält." Die Zeilen lauteten:

„Ich bitte, daß man mich nach meinem Tode 4 Tage mit unbedecktem Gesichte auf meinem Bette liegen lasse."

„Man möge mir an Händen und Füßen zur Ader lassen."

„Man gebe 50 Thaler den zwei Männern, die mich bewachen."

„Ich bitte, daß man meine Leiche nach Berlin transportire, ohne in Paris vorläufige Leichenfeierlichkeiten abzuhalten."

„Ich vermache jener Person 200 Thaler, welche in Bezug der hier angegebenen Klauseln mein Testaments-Executor wird."

Man sagt, Meyerbeer hinterlasse ein Vermögen von 500,000 Livres Rente.

Als ich kürzlich Meyerbeer bei Rossini sah, den er stets scherzend seinen Meister nannte, war er noch voll Eifer und Leben. Auch während der letzten Wochen, bei den Proben der wiederaufgenommenen „Hugenotten," war er geschäftig wie ein junger Mann. Er studirte mit Frl. Saz die Rolle der Valentine und bestimmte sie für eine der Rollen der „Afrikanerin." Man kann sagen, Meyerbeer ist auf dem Schlachtfelde gestorben — vor seinem letzten Siege. Meyerbeer war zwei Jahre jünger, als Rossini.

Und nun noch einige Erinnerungen.

Am 17. September 1829 erhielt der Director der großen Oper M. Lubbert folgenden Brief:

„Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich heute dem Componisten Meyerbeer freien Eintritt in die Oper gestattet habe. ...

Der Adjutant des Königs und Generaldirector der schönen Künste
Vicomte von Larochefoucauld."

Digitized by Google

Zwei Jahre später, am 21. November 1831, unter der Direction des Dr. Veron, wurde von diesem Componisten Meyerbeer „Robert der Teufel" aufgeführt.

Als Meyerbeer den „Propheten" aufführen lassen wollte, drang er in den damaligen Director Leon Pillet, den Tenoristen Fraschini zu engagiren. Damals sträubte man sich, den jugendfrischen Tenoristen in Paris zu hören — heute bewundert man den alten Fraschini in Paris wie eine Erscheinung!

Außer der „Afrikanerin" soll Meyerbeer noch eine Oper: „Judith" betitelt, hinterlassen; ich kann es Ihnen nicht verbürgen, aber man sagt, sein Testament enthalte die Klausel: daß man seine hinterlassenen Werke nicht aufführen dürfe. Hoffentlich ist diese Nachricht unwahr.

Literatur.

Allen Hausfrauen, namentlich aber solchen, deren Wirthschaftscasse die Beschaffung kostspieliger Schüsseln nicht gestattet, die aber dessen ungeachtet, bei geringerem Aufwande, ja sogar unter so mancher zu erzielenden Ersparniß eine größere Mannichfaltigkeit und Abwechslung in ihrem Küchenzettel herbeizuführen wünschen, können wir ein praktisch vielfach erprobtes, soeben in vierter Auflage erschienenes Büchlein angelegentlich empfehlen. Es heißt: „Kartoffelbüchlein und Kartoffelkochbuch für Reich und Arm, oder die Kartoffel in ihrer mehrhundertfältigen Anwendung zu den mannichfaltigsten Suppen, Gemüsen, Zuspeisen, Salaten, Mehlspeisen und Backwerken", Weimar, Voigt, 36 kr. — und ist in jeder Buchhandlung zu haben. —

Lesefrüchte.

Ein Einziges auf Erden ist nur schöner
Und besser als das Weib — das ist die Mutter.

Wenn Dich Ehrsucht lockt, so prüfe!
Höhe führt oft nur zur Tiefe!

Verschiedenes.

(Leben und leben lassen.) Ein Quäker, Apotheker, begegnete dem Doctor Fothergill. „Freund Fothergill, ich denke dieser Tage bei Dir zu speisen." — „Dies wird mich sehr freuen;" erwiederte der Doctor, „aber sage mir, Freund, spaßest Du nicht?" — „Nein, nicht im Geringsten, es ist mein voller Ernst," war des Apothekers Antwort. „Du behandelst jetzt schon drei Tage lang unsern Freund Ephraim und hast ihm noch keine Arznei verschrieben. Da kann ich freilich in meinem Hause nicht mehr leben und muß daher zu Dir kommen." Doctor Fothergill verstand diese sehr zarte Anspielung und schrieb ein Recept, welches sowohl dem Freunde Ephraim, als auch dem Freunde Apotheker gut that.

Baron B., ein berühmter Hazardspieler, ward auf dem Verbergen einer Karte ertappt. Die Gesellschaft, in der Hitze des Zorns, warf ihn aus dem Fenster des Spielzimmers vom ersten Stockwerke herab. Der Baron begegnete einige Zeit darauf einem Freunde und klagte über diese Behandlung. „Was soll ich thun?" fragte er den Freund. — „Thun?" erwiderte dieser, „das liegt ja ganz einleuchtend vor! Nie wieder so hoch spielen."

Einem Beamten wurde wegen eines Vergehens sein Absetzungsurtheil vorgelesen. „Das kann vielen Menschen das Leben kosten!" rief er nach Anhörung desselben. — Man verhaftete ihn sofort, um Aufschluß über diese bedenkliche Aeußerung zu erhalten. — „Je nun," erklärte er, „ich habe vor 20 Jahren als Arzt prakticirt; da ich nun ohne Amt bin, muß ich die damals aufgegebene Carrière fortsetzen!"

(Ein Mißverständniß.) Gastwirth (zu einem eintretetenden Gast): „Ist es richtig, Herr Baron, daß sich die Krankheit Ihres Herrn Oheim seit gestern so verschlimmert hat, daß man jeden Augenblick auf das Ende wartet?" Baron: „Ja wohl, ich bin auf Alles gefaßt." Gastwirth: „So, ich habe geglaubt, Sie erben nur die Hälfte."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 60. Donnerstag, den 19. Mai **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

„Was wißt Ihr über Franz?" fragte Homann.

Die Erinnerung an ihn schien den Kranken gewaltig aufzuregen. Drohend erhob er die schwache Hand.

„Der Bube!" rief er. „Auch Euern Sohn — den Georg — hat er erstochen!"

Mit lautem Aufschrei fuhr der Deichbauer in die Höhe. Das — das hatte er nicht zu hören erwartet. Hierauf war er nicht gefaßt.

„Er — er!" rief er. „Der Bube — nein, es ist nicht möglich!"

„Ich bin selbst Zeuge der That gewesen," warf der Kranke ein.

„Ihr! Ihr! Auch Ihr habt meinen Sohn mit ermordet!"

Zitternd vor Aufregung beugte der Deichbauer sich über den Daliegenden. Seine Hände waren krampfhaft geballt und erhoben, als wolle er den Mörder niederschmettern.

Der Kranke hielt den Blick ruhig aus. Er konnte bei dieser Mittheilung nichts Anderes erwarten.

„Ich bin unschuldig daran — ich konnte es nicht hindern," erwiederte er. „Euch haßte ich — aber Gott ist mein Zeuge, gegen Eueren Jungen habe ich nie Etwas gehabt!" Seine Augen verriethen, daß er die Wahrheit sprach.

„Er hat meinen Jungen ermordet!" rief der Deichbauer in größtem Schmerze. „Und ich — ich habe ihn in Schutz genommen, als der Richter ihn im Verdacht hatte!"

Er schlug sich vor die Stirn und rang mit dem Schmerze und der Verzweiflung.

„Erzählt mir, wie es geschehen ist," fuhr er fort. „Ihr selbst steht bald vor Gott — sprecht die Wahrheit — sagt mir Alles, und aufsuchen will ich den Buben, um ihn mit diesen Händen zu vernichten!"

„Jetzt nicht — Ihr seid zu aufgeregt!" warf der Waldhüter ein.

„Jetzt — jetzt — ich bin ruhig — seht, ich bin ganz ruhig!" rief der Bauer und setzte sich wieder neben das Lager.

Er bezwang sich; den ganzen Schmerz drängte er zurück, und nicht mit einem Worte, mit keinem Laute unterbrach er den Waldhüter, als dieser erzählte, auf welche Weise er Zeuge geworden und wie Franz die schändliche That vollbracht hatte.

Fest hatte er die Lippen auf einander gepreßt. Mit den Zähnen biß er darauf, daß das Blut langsam über das Kinn rann.

„Mein armes Kind!" rief er endlich, als der Waldhüter schwieg.

Er sprang wieder auf und gab sich seinem Schmerze auf's Neue hin.

„Auch Euch hat er ermorden wollen!" rief er.

Der Waldhüter erzählte ihm auch dies.

„Hättet Ihr damals gesprochen, als ich hier war!" rief Homann.

Der Kranke war erschöpft zurück gesunken auf das Lager und schien diese Worte nicht mehr zu hören. Die Aufregung, in welche er sich selbst wieder versetzt hatte, war zu groß für ihn gewesen. Er hatte die Augen geschlossen und holte schwer und röchelnd Athem.

Seine Wangen, welche bleich gewesen waren, röthete sich wieder, das Fieber kehrte zurück.

Der Deichbauer hatte daran gedacht, einige Zeugen zu holen, um sich vor ihnen des Waldhüters Aussagen wiederholen zu lassen,

Digitized by Google

es schien schon zu spät zu sein. Er rief des Kranken Tochter, um ihm beizustehen.

Besorgt, weinend trat das Mädchen an das Bett. Der Waldhüter schlug die Augen wieder auf, er richtete sich empor — sein eigenes Kind kannte er nicht mehr. Starr blickte sein Auge.

„Faßt den Buben!" rief er laut. „Haltet ihn fest — nehmt Euch in Acht — er hat ein Messer bei sich. Weich aus, Georg! — Haltet ihn — zum Gericht! — Mein Kopf — mein Kopf! — Haha! Drei Spiele hat er verloren! — Gib das Geld her — immer eingeschenkt! Haha!"

„Als ich noch in jungen Jahren."

Mit lauter, hohlklingender Stimme fing er an zu singen. Es klang schauerlich und ergreifend. Marie schluchzte laut, da war es, als ob das Schluchzen seines Kindes sein Ohr berührte. Er hörte auf zu singen und sank wieder auf das Lager zurück.

Wenige Minuten lag er regungslos da, die Augen starr auf einen Punkt gerichtet. Dann kehrte das Bewußtsein zurück. Er wandte den Blick auf sein Kind, und ein schmerzhaftes Lächeln glitt über sein Gesicht.

„Mein Kind — mein Kind!" flüsterte er. Er wollte die Hand erheben — war indeß zu schwach dazu.

Schluchzend warf sich das Mädchen über ihn. Lieb ruhte sein Auge auf ihr. Er bewegte die Lippen, die Stimme versagte ihm.

Als Marie nach einigen Minuten sich wieder emporrichtete, war das Leben bereits von ihm geflohen, still, friedlich. Selbst der Deichbauer hatte es nicht bemerkt.

Kaum hatte das Mädchen wahrgenommen, daß sein Vater todt war, so warf es sich mit lautem Aufschrei und verzweiflungsvollem Schmerz über ihn. Es rief ihn bei Namen — es hob seinen Kopf empor — vergebens, das Leben kehrt nicht wieder.

Es war selbst für den Deichbauer eine ergreifende Scene — hier konnte keine Menschenmacht mehr helfen.

Er wartete ab, bis des Mädchens Schmerz etwas ruhiger wurde, und versuchte dann, sie von dem Lager des Todten fort zu ziehen. Er versprach für sie zu sorgen und suchte sie zu bereden, mit ihm das Haus zu verlassen. Sie weigerte sich entschieden. Allein kehrte er endlich nach seinem Hofe zurück.

Es war spät am Abend geworden. An sein eignes Geschick dachte er wieder und es war ihm, als ob eine eisige Kälte um sein Herz sich lege, als ob er mit Niemand mehr Mitleid fühlen könne. Seine Frau hatte um das Alles gewußt, — sie mußte es gewußt haben — sie hatte dem Mörder zur Flucht verholfen — sie zuerst sollte jetzt die ganze Strenge des Gesetzes empfinden.

Vergebens suchte er in seinem Herzen nach dem geringsten Funken der Liebe für sie — es war Alles dahin. Er wußte selbst nicht, ob er sie haßte, aber er hätte sie können sterben sehen und würde nicht mit dem Auge gezuckt haben. In solcher Stimmung langte er in seinem Hause an.

Seine Frau hatte sich schon zur Ruhe begeben. Noch an diesem Abende wollte er sie sprechen. Er schritt zu ihrer Kammer — sie war verschlossen. Er pochte — keine Antwort wurde. Er rief sie beim Namen — Alles blieb darinnen still.

Sie mußte ihn hören — er pochte lauter, heftig — auch jetzt rührte sich drinnen nichts.

Dieser Widerstand reizte ihn. Er wollte die Thür sprengen, gab indeß den Gedanken wieder auf — seinetwegen.

Seine Erbitterung wurde selbst durch den Schlaf, der sich endlich auf seine Augen senkte, nicht gemildert. Unwillkürlich fuhr er auf, als seine Frau am andern Morgen in's Zimmer trat, ruhig, nur mit noch tieferen Zügen im Gesicht. Mit Gewalt faßte er sich. Er wollte abwarten, ob sie nicht zuerst zu ihm spräche.

Aber sie schwieg.

„Weßhalb hast Du gestern Abend nicht geöffnet?" fragte er endlich hastig.

Sie antwortete nicht.

Noch ein Mal wiederholte er die Frage.

„Ich habe nichts gehört," erwiederte sie.

Diese Antwort klang ihm wie Hohn. Er hatte so laut gepocht, daß es im ganzen Hause wiederhallt war, und sie wollte nichts gehört haben.

„Haha!" rief auch er mit bitterem Hohn. „Man sollte kaum glauben, daß Du einen so festen Schlaf habest, da Du doch weißt, daß

Digitized by Google

Dein Bube — ein Mörder, ein zweifacher Mörder ist!"

Sie zuckte nicht zusammen, aber sie vermochte auch nicht aufzublicken.

„Hast Du das vielleicht auch nicht gewußt?" fuhr er fragend fort.

Sie antwortete nicht, obschon er nochmals die Frage wiederholte.

Zum dritten Male richtete er die Frage heftig an sie — auch jetzt noch schwieg sie.

(Fortsetzung folgt.)

Die Traubenkrankheit.

Wir wollen nicht verfehlen, das drohende Uebel und die Mittel dagegen schon jetzt zur Sprache zu bringen, damit sich Jeder bei Zeiten zum Schutze seiner Weinberge rüsten möge. Die Traubenkrankheit ist allgemein bekannt; ebenso allgemein ist der Schwefel als Mittel dagegen zur Geltung gekommen. Es kann daher davon abgesehen werden, einerseits eine Beschreibung der Krankheit zu geben, andererseits die Wirksamkeit des Gegenmittels neuerdings zu begründen. Ueberdies ist an diesem Platz der Raum zu eingehender Prüfung nicht gegeben, so daß nur geboten erscheint, die Art und Weise der Bekämpfung des Uebels, wie sie sich seither als zweckmäßig erwiesen, näher zu besprechen. Wie bei allen Dingen, so ist auch hier der Erfolg durch sorgfältige, verständige Behandlung bedingt; leichtfertiges, gedankenloses Wesen hat keinen Anspruch auf Erfolg und kann nur vom glücklichen Zufall unverdiente Resultate erwarten. Sobald die Krankheit erscheint, was dem aufmerksamen Auge nicht entgeht, muß geschwefelt, und so oft sie wiederkehrt, muß die Operation erneuert werden. Es versteht sich von selbst, daß dies auch geschehen muß, wenn Wind oder Regen den Schwefel entfernt, ehe er gewirkt haben kann. Alle grünen Theile der Rebe sind der Krankheit ausgesetzt und darum muß der ganze Stock, Trauben, Blätter und Zweige, geschwefelt werden. Der Schwefel, welcher zu Boden fällt, ist nicht verloren, sondern wirkt nachhaltig durch Verdunstung. Genügend geschwefelt ist ein Weinberg, wenn jedes beliebige Blatt zahlreiche Schwefelstäubchen zeigt; das kann nur erreicht werden, wenn die Rebe von allen Seiten, unter gleichzeitigem Aufheben der Zweige, in Schwefelstaub gehüllt wird. Der Arbeiter muß gegen den Wind gehen und überhaupt die Augen vor dem feinen Staub möglichst schützen, da er sonst nicht lange arbeiten kann. Der Boden darf nicht bearbeitet werden, bis der niedergefallene Schwefel verdunstet ist, wenn derselbe nicht verloren gehen soll. Der Schwefel verdunstet und wirkt nur bei mindestens 16 Grad Reaumur. Bei kälterer Temperatur warte man besseres Wetter ab; besonders günstig ist heißes, trockenes Wetter, Sonnenschein, leichter Wind und trockenes Laub. Manchmal muß das Schwefeln während der Vegetation fünf Mal vorgenommen werden, in der Regel jedoch genügen 2—3 Operationen, manchmal eine einzige. Gewöhnlich erscheint die Krankheit in Zwischenräumen von 20—25 Tagen wieder, unter Umständen alle 10—12 Tage, und darnach richtet sich das Schwefeln. Die Wirkung des Schwefels zeigt sich bei heißem Wetter, wenn die Sonne brennt, manchmal schon am zweiten Tage, sonst nach 5—10 Tagen und besteht darin, daß beim Beginn der Krankheit der Pilz gänzlich verschwindet, in der späteren Entwickelung aber in allen seinen Theilen zerrissen wird und nur Spuren ohne fernere Lebensfähigkeit zurückläßt. Das Stadium der Krankheit, d. i. die Entwickelung des Pilzes, ist mit bloßem Auge an der Farbe erkennlich; der weißliche Staub bekundet das Entstehen, der graue Schimmel das volle Wachsthum, die schwarzen Flecken das Absterben desselben. Zeigen sich letztere, so ist das Gewebe durchgefressen und keine Abhilfe mehr. Daraus folgt: 1) Alle grünen Theile der Rebe sorgfältig und sofort zu schwefeln, sobald sich nur eine Spur der Krankheit zeigt; 2) dasselbe zu wiederholen, so oft diese Spuren wiederkehren; 3) jedenfalls zu schwefeln, ehe der Pilz das Gewebe der verschiedenen Theile des Weinstocks zerstören konnte. Wer die Krankheit nicht selbst beobachten kann und sich auf seine Leute nicht verlassen will, der muß, um sicher zu gehen, alle 3 Wochen schwefeln lassen und den vielleicht unnützen Aufwand an Schwefel und Arbeit nicht scheuen. Sonst aber braucht nicht

Digitized by Google

geschwefelt zu werden, so lange sich die Krankheit nicht zeigt, denn der Schwefel schützt nicht im Voraus gegen dieselbe, sondern zerstört nur den vorhandenen lebenden Pilz. Ueberhaupt ist es nöthig, daß bei dieser Arbeit der Besitzer selbst Acht habe, ob alle Bedingungen zu wirksamer Operation erfüllt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Als ein wahrhaft nützlicher Wegweiser, der den in die Welt tretenden jungen Leuten in allen Verhältnissen zu dienen bestrebt ist, kann der in Weimar erschienene: „Angehende Weltmann, oder die Kunst zu leben und den Anforderungen der guten Gesellschaft und des Anstandes zu entsprechen ꝛc. von S. Flottwell, 4. Auflage 28 kr." genannt werden. Es ist dies keines der Complimentirbücher von gewöhnlichem Schlage, sondern eine mit großer Welt- und Menschenkenntniß geschriebene Anleitung zu einem takt- und maßvollen Betragen im geselligen Verkehr, eine kluge Belehrung, wie man sich in weiteren Kreisen bewegen soll, um unter Menschen von Bildung einen Platz, Achtung und Wohlwollen zu erringen.

Einer Braut.

Dem Weib ist Liebe der Himmel, der um die Erde sich schlingt,
Wornach durch's ganze Leben mit sehnender Seele sie ringt.
Und hast du ihn errungen, und ist der Himmel dein:
Bewahr' ihn dir im Herzen stets wolkenlos und rein!
Ob leichter oder schwerer dir auch des Lebens Last:
Was willst du mehr verlangen, wenn du den Himmel hast?

Verschiedenes.

(Alles ausgegangen.) Ein Herr klingelt an der Wohnung seines Freundes; dessen Bedienter kommt, und es entwickelt sich nun folgendes Gespräch: „Ist der Herr zu Hause?" „Nein, er ist ausgegangen." „Die Frau?" „Nein, sie ist ausgegangen." „Der Sohn?" „Nein, er ist ausgegangen." „So werde ich die Rückkehr Ihrer Herrschaft drinnen am Kaminfeuer erwarten." „Das ist auch ausgegangen."

Eine reiche Jüdin in Berlin, welche wegen ihrer lächerlichen Aufschneidereien allgemein bekannt war, kam von einer Reise aus Italien zurück. Auf die Frage eines Freundes: ob sie sich in Rom auch ennuirt habe? antwortete sie: „Jott, wie wäre das möglich? Ich und mein Mann waren alle Abend bei Papstens zum Thee eingeladen!"

In einer Gesellschaft von Musikern wurden die üblichen Toaste ausgebracht. Einer der Gäste rief: „Mozart soll leben!" Ein anderer bemerkte: „Incommodiren wir uns nicht, lassen Sie uns unsere eigene Gesundheit trinken, Mozart wird länger leben als wir Alle!"

Buchstabenräthsel.

Mit G ich wohne gern bei Reichen,
Die sich dem guten Leben weih'n.
Trotz Ach und Weh will ich nicht weichen;
Erst, wenn der Tisch wird schmäler sein.

Mit W bin ich nicht der Gerechte,
Als solcher bin ich nicht gekannt;
Wo lose Streiche führen Schlechte,
Da bin ich sicher auch genannt.

Mit L bin ich am hellen Tage
Ganz werthlos dir als ein Geräth,
Doch zeig' ich dir in trüber Lage
Den Weg — mein Werth ganz anders steht.

Mit Sch nenn' ich dir Reihen,
Geordnet von des Schöpfers Hand;
Mit Mühe nur kannst mich befreien,
Bedeckt mich hohe Felsenwand.

Mit S ich werde oft vernommen
Am Meeresstrand, wenn Schiffe nah'n;
Im Wechsel bin ich auch willkommen,
Wenn „bei" darin mir steht voran.

D. r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzkühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 61. Samstag, den 21. Mai **1864.**

Soltwedel.

Vergönnet mir den Blick zu lenken
Auf eine längst entschwundne Zeit;
Des deutschen Ruhmes zu gedenken,
Deß unsre Väter sich gefreut;
Der Thaten, die in heißer Schlacht
Ihr Heldenarm so oft vollbracht.

Zwar strahlt im Buche der Annalen
Auf jedem Blatt die deutsche Kraft;
Doch eine ist's, ihr ziemt vor allen
Im Strahlenkreis die Meisterschaft;
Sie dem Vergessen zu entreißen,
Soll heute sie mein Griffel preisen.

Der große Sieg ist's, den errungen
Die Bürger Lübeck's einst am Belt,*)
Wo sie der Dänen Trotz bezwungen
Und ihrer Flotte Macht zerschellt;
Wo deutscher Schiffe Ruderschlag
Gezeigt, was deutscher Muth vermag.

Der Dänen Flagge lag darnieder,
Die Lüb'sche strahlte weit und breit;
Doch bald erhob sich Erich wieder,
Gestachelt von der Fürsten Neid:
Denn Klerus, Fürst und Adel haßten
Des freien Lübeck stolze Masten.

Und sieh! der Däne kam gezogen
Mit seiner Flotte ganzen Macht,
Wild schnaubend durch des Sundes Wogen,
Zu rächen sich in blut'ger Schlacht,
Verheerend rings den deutschen Strand
Mit Schwert und Feuer, Mord und Brand.

Was that Lübeck an diesen Tagen?
Ergab es sich der schnöden Flucht?
Ach, nein! Stracks ging's nach Kopenhagen
Mit seiner Segel vollen Wucht;
Ließ Stadt und Schloß mit Sturm verbrennen
Und lichterloh die Stadt anbrennen.*)

Stralsund auch ward mit Sturm genommen,
Mit Schwert verherret und mit Brand;
Der Dänen Rache war verglommen,
Sie ließen ab vom deutschen Strand. —
Wie hieß der Held, der dies gethan?
Soltwedel wor's, ein deutscher Mann! —

R. Str.

*) 1234.

Anmerkung. Diese kurze, aber glorreiche Episode, welche wir versucht haben, ins poetische Gewand zu kleiden, gewährt uns einen Blick auf die Großmacht, welche Lübeck auf der See entfaltete in einer Zeit, wo es allein da stand, ohne Land, ohne Fürst, ohne Reich. Die Ereignisse der letzten Zeit mögen es rechtfertigen, wenn wir uns erlauben, einige Züge seiner Macht und seines Einflusses mitzutheilen, den es sich zur See errungen, als es in der Mitte des 14. und 15. Jahrhunderts an der Spitze der Hansa stand. Wir entnehmen dieselben aus Meyer's Universum. „Bis in's 14. Jahrh. dauerte ein gutes Vernehmen zwischen Flandern und der Hansa fort. Da wurden die Brüggener Kaufleute eifersüchtig. Die Handelsprivilegien der Hanseaten wurden beschränkt. Als die Gegenvorstellungen nichts mehr fruchteten, verlegte Lübeck, unter Zustimmung der übrigen Bündner, die Factorei nach Dortrecht und verbot allen hanseatischen Städten den Verkehr nach Flandern gänzlich. Das half. Es erschienen 1389 flandrische Abgeordnete in Lübeck und 1391 willigte der

*) 1249.

Digitized by Google

Herzog von Flandern in alle Bedingungen, welche die Hanseaten vorschrieben. Diese waren: Der Herzog zahlt 11000 Pfund Silber Entschädigung, garantirt von 24 Handelsherrn in Brügge und Antwerpen; 100 ehrbare Bürger von Brügge thun vor den hanseatischen Abgeordneten öffentlich Abbitte; die Stadt schickt 16 ehrbare Männer nach Sankt Jakob zu Compostella wallfahrten und vier ehrbare Männer gen Jerusalem zum heiligen Grabe, und läßt sie beten zum Wohl des Hansabundes! Alles dieses wurde buchstäblich vollzogen, und die Boten Lübeck's kehrten heim unter Ehrengeleite flandrischer Ritter, und Lübeck's Bürger zogen ihnen im Waffenschmucke entgegen. Das waren Tage der Größe und Ehre für deutsche Bürger. Lübeck trug die Krone, aber das ganze deutsche Volk strahlte von ihrem Glanze wieder." — „In der Mitte des 15. Jahrh. entspann sich eine Fehde mit den Briten; hanseatische Schiffe wurden von den Engländern geplündert, hanseatische Kaufleute in den Kerker geschleppt oder gemordet, die Factorei in London geschlossen. Da schrieben die Lübecker eine Versammlung aus für alle Städte, welche dem Bund angehörten, und trugen darauf an, daß man an England thue, wie ihre Väter vordem an Dänemark gethan hatten. Sie wollten, daß man alsbald mit 300 Schiffen in die Themse fahre, London einnehme, den Tower zerstöre, Geißeln hole und Ersatz erzwingen für alle Schäden bei Mark und Pfennig. Das geschah nun zwar nicht, aber drei Kriegsgeschwader wurden an die englische Küste gesendet, um die englischen Schiffe wegzunehmen, die Häfen zu zerstören und den jungen, kräftig aufwachsenden britischen Handel zu vernichten, der den Hanseaten ein Dorn im Auge war. 200 britische Fahrzeuge wurden weggenommen, die Mannschaften in Ketten geworfen, die Küstenstädte verbrannt, die Magistrate als Geißeln fortgeschleppt oder an Mastbäume geknüpft, und so lange schwangen sie die Ruthe über Britannien, bis es zu Kreuz kroch. Sein König Eduard IV. schloß im Jahre 1474 einen Frieden, durch den er nicht nur die alten Privilegien der Hanseaten bestätigte und erweiterte, sondern ihnen auch Ersatz für allen durch den Krieg gehabten Verlust und 10,000 Pfund Sterling (damals eine ungeheure Summe) noch drüber hinaus zu zahlen versprach, als Sühngeld. — — Das waren noch Zeiten, wo die deutsche Flagge Herrin war auf dem deutschen Meere, wo man dem deutschen Reichsadler, der jedem Hanseatenschiff am Toppmast flatterte, Respect erwies auf allen Meeren und an allen Küsten, und wo deutsche Städte eine ihnen angethane Beleidigung zu rächen wußten." — Und jetzt?

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Aufgeregt, erbittert, mit Mühe sich bekämpfend, schritt er im Zimmer auf und ab. Dieser Trotz der Frau trieb ihn fast zum Aeußersten. Es drängte ihn, sie zu erfassen und die Schwere seiner Hand fühlen zu lassen, bis sie Alles gestanden habe, — bis sie kraftlos zusammenbreche. Verhöhnte sie mit diesem Trotze nicht seinen Schmerz?

Aber er bezwang sich. Nicht ein Wort mehr sprach er zu ihr. Einem der Knechte befahl er, die Pferde anzuschirren, und wenige Minuten darauf fuhr er von dem Hofe.

Sie sah ihn fortfahren und blickte ihm nach. Aus seinem entschlossenen, festen Wesen errieth sie, was er im Sinne hatte. Sie zitterte. Seitdem sie wußte, daß er bei dem Waldhüter gewesen war, war ihre Kraft dahin. Sie riß das Fenster auf, um ihn zurückzurufen und sich ihm zu Füßen zu werfen — es war zu spät — ihre Stimme konnte ihn nicht mehr erreichen.

Ohnmächtig brach sie zusammen.

Nur wenige Minuten lag sie bewußtlos da, dann erwachte sie wieder und raffte sich zusammen. Ihr starker, zäher Wille bekam wieder die Oberhand über ihren Körper und dessen Schwäche. Wissen mußte sie, was der Waldhüter ihm mitgetheilt hatte — Gewißheit wollte sie haben.

Ohne Säumen verließ sie das Haus und den Hof und eilte dem Walde zu. Seit Wochen hatte sie das Haus nicht verlassen, und wie fremd erschien ihr Alles.

Drüben in einiger Entfernung sah sie den Waldhof liegen — sie mußte das Auge abwenden, weil sie den Anblick nicht ertragen

Digitized by Google

konnte. Dort hatte der — ihr Sohn — zuletzt gelebt, um den ihr Herz alle diese Qualen ertrug. Und sie liebte ihn immer noch. Seinetwegen hatte sie sich Schweigen auferlegt, seinetwegen bewahrte sie eine Stärke des Willens, die ihren Körper untergrub.

Endlich trat sie in das Haus des Waldhüters. Es war still darin. Sie wußte nicht, wie es mit ihm stand, aber der Gedanke, der Wunsch stieg in ihr auf, wenn er todt wäre, wenn der Tod seinen Mund gezwungen hätte, das Geheimniß zu bewahren.

Sie trat in das Zimmer. Marie saß allein darin und bemerkte nicht ihr Eintreten. Sie stand still. Ihr Auge ruhte auf dem Mädchen, dessen Gesicht durch die Blässe des Schmerzes noch schöner geworden war. Es fiel ihr ein, daß dies Mädchen ihren Sohn geliebt hatte.

Schnell trat sie an dasselbe heran.

Erschreckt fuhr Marie auf.

„Was macht Dein Vater?“ fragte sie hastig, ohne Gruß.

„Er ist todt!“ erwiderte das Mädchen und brach in Weinen aus.

„Todt!“ wiederholte sie. Sie hätte aufjauchzen mögen bei diesem Worte.

„Wann — wann ist er gestorben?“ fragte sie.

„Gestern Abend.“

„Hat der Deichbauer noch mit ihm gesprochen?“

„Ja.“

„Und Dein Vater war bei Besinnung?“

„Ja.“

„Was — was hat ihm Dein Vater mitgetheilt?“ fragte sie hastig — sie vermochte die Worte kaum hervorzubringen.

„Alles!“ erwiderte Marie.

Einen Augenblick schwieg die Frau und rang nach Fassung und Athem. Alles! Also auch dies Mädchen wußte darum und konnte als Zeuge dienen.

„Alles!“ rief sie endlich laut und ihr Auge glühte. „Alles! — Und auch Du weißt es?“

„Ja.“

„Es ist nicht wahr! Es ist erlogen! Dein Vater hat gelogen in der letzten Stunde seines Lebens!“ fiel sie heftig ein, und ihr Auge glühte, so daß das Mädchen scheu zurückwich.

„Marie — Mädchen,“ fuhr sie ruhiger, fast weich fort, „Du hast ihn geliebt und er hat Dich geliebt — er liebt Dich noch, Franz — versprich mir, daß Du nie ein Wort davon sprechen willst, was Du gehört hast. Es ist erlogen! Schwöre mir, daß, wenn sie Dich vor Gericht fordern, Du sagen willst, Du wissest nichts — Du habest nichts gehört, es sei nicht wahr! Es könne nicht wahr sein! Schwöre das!“

Weiter und ängstlicher wich das Mädchen vor ihr zurück. Das Auge der Frau blickte so unheimlich, düster.

Sie folgte ihm.

„Schwöre das!“ rief sie, „oder — —!“

„Halt!“ rief plötzlich eine Stimme hinter ihr, und gleichzeitig legte sich eine feste Hand auf ihren Arm, den sie drohend gegen das Mädchen erhoben hatte.

Sie wandte sich um, und ihr glühender Blick begegnete dem festen Auge des Wassermüllers.

(Fortsetzung folgt.)

Die Traubenkrankheit.

(Fortsetzung.)

Wer nicht sparen will, der kann das Schwefeln auf sehr einfache Weise vornehmen, sei es, indem er den Schwefel aus einem Sack mit der Hand ausstreut, oder durch ein licht gewebtes Tuch schüttelt, oder auch ein feines Sieb benützt. Doch wird man diese primitiven Mittel gerne umgehen wollen. Ebenso ist der Blasebalg mit einer Blechbüchse an der Seite nicht praktisch. Zu empfehlen und meistens angewendet ist die Blechbüchse, deren durchlöcherter Boden mit Wollfäden durchzogen ist. Dieselbe ist leicht zu handhaben; Männer, Frauen und selbst ältere Kinder können damit arbeiten. Für große Besitzungen ist die Blechbüchse insofern nicht ausreichend, als sie zu viel Zeit und Taglohn erfordert. Deßhalb wird neuerdings ein Blasebalg verwendet, der also beschaffen ist: Derselbe hat die Form des gewöhnlichen Blasebalgs, die Klappe unten fällt weg, der untere Theil des Raumes dient zur Aufnahme des Schwefels, welcher durch eine Oeffnung von

Digitized by Google

5 Centimeter Durchmesser am oberen Theile eingefüllt wird; zum festen Verschluß dient ein luftdichter Kork. Das Rohr ist vom Schwefel durch ein grobes Metallgewebe von starkem, verzinktem Draht geschieden. Durch das Rohr zieht die Luft ein, welche alsdann mit Schwefelstaub ausgetrieben wird; das Metallnetz hält die Schwefelkörnchen zurück und läßt nur den feinen Staub hinaus. Verzinkter Draht ist für das Netz vorzuziehen, weil derselbe dem zerstörenden Einfluß des Schwefels besser widersteht. Die Röhre soll an der Basis einen ziemlich starken Durchmesser haben und leicht kegelförmig gebildet sein. Ein gewöhnlicher Blasebalg wird durchschnittlich mit 1 Pfund Schwefelblüthe geladen, welches bei der stärksten Vegetation für mindestens 50 Stöcke reicht. Im Anfange des Wachsthums reicht ein Pfund natürlich viel weiter. Man muß Sorge haben, daß der Blasebalg nicht zu stark gefüllt wird, damit er nicht platze, und um Raum für die nöthige Luft zu lassen. Das gewöhnliche Leder geht bald zu Grund durch den Gebrauch sowohl, als durch den Schwefel; es muß daher das beste, stärkste Leder dazu verwendet werden. Uebrigens können die entstehenden Löcher gut und billig mit starkem Leime und entsprechenden Stückchen Leder verschlossen werden, wodurch der Blasebalg nur um so solider wird. Dieser Blasebalg scheint das beste Instrument zu sein, obwohl derselbe doch auch Schwefelkörnchen durchläßt und das Leder häufig platzt, da manche Uebelstände der Blechbüchse dadurch gehoben werden. Namentlich ist letztere das kostspieligste Mittel, weil die Arbeit schon durch das häufige Füllen langsamer geht. Was das Material anbelangt, so ist Schwefelblüthe dem gestoßenen Schwefel vorzuziehen. Die Schwefelblüthe wird durch Schmelzen des rohen Schwefels gewonnen, dessen Dunst, in ein Gewölbe geleitet, zu flockigem, leichtem Staub verdichtet, während der gestoßene Schwefel mechanisch zerkleinert und gesiebt wird. Die reine Schwefelblüthe, von schönem hellem Gelb, fühlt sich weich und zart an; zwischen den Fingern gerieben, hört man ein eigenthümliches Knistern; sie wird nicht naß im Wasser und verbrennt vollständig mit der blauen Flamme und dem Geruch, welcher dem Schwefel eigen ist. Je feiner, desto leichter und desto größer also das Volumen des Schwefels bei gleichem Gewicht. An diesem letzteren Merkmal ist die Feinheit desselben am leichtesten zu erkennen.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Das Leben ist nichts als die große Bleiche der Menschen, nach und nach bleichen sich Hoffnungen, Wangen, Haare, und dennoch denkt der Mensch nie daran, daß jedes Erröthen nichts ist als eine Vorspann mehr zum Erbleichen! So denkt auch kein Mensch daran, wenn er eine Uhr schlagen hört, daß jeder Uhrschlag nichts spielt, als wieder eine Note aus seinem Todtenmarsche; so klettert der Mensch auch sein ganzes Leben von Berg zu Berg, um eine große Aussicht zu haben, und denkt nicht daran, daß er die größte Aussicht nur vom kleinsten Hügel haben kann, vom Grabeshügel, und so sieht der Mensch tausend Lichter und Flammen brennen, und denkt nicht daran, daß alle brennenden Lichter nichts absetzen als — Asche.

Würde man eine junge Dame ersuchen, in einem Zeitraum von 10 Stunden einen Weg von 4 Meilen zu Fuß zu machen, man würde im günstigen Falle für einen Narren gehalten werden, und doch beweisen tanzlustige Damen auf jedem Balle, daß diese Arbeit ihnen keine Mühe macht. Dieselben legen innerhalb des vorangegebenen Zeitraums, mit 1/4 Ruhezeit, im Walzertakte (nur 60 Takte auf die Minute gerechnet) mit einer Fortbewegung von nur 16 Zoll, einen Weg von mehr als vier deutschen Meilen Länge zurück.

Auflösung des Buchstabenräthsels in Nro. 60:
Licht, Licht, Licht, Schicht, Licht.

Redaction, Druck und Verlag von P. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 62. Dienstag, den 24. Mai 1864.

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Einige Secunden lang standen Beide regungslos einander gegenüber. Dann entzog sie heftig ihren Arm seiner Hand und fragte:

„Was wollt Ihr?"

„Dies Mädchen schützen," entgegnete der Müller fest. „Ich habe gehört, wie Ihr es einschüchtern wolltet, damit es die Wahrheit verschweigen solle!"

Ihr Auge zuckte. Hätte sie eine Waffe zur Hand gehabt, sie hätte das Aeußerste gethan. Ohnmächtig stand sie da. Von allen Seiten stürmte es auf sie ein, wie ein Fluch des Bösen überschüttete es sie und doch — doch wollte sie nicht nachgeben. Sie wollte sich halten!

Ohne ein Wort zu erwidern, wandte sie sich schnell ab und verließ das Zimmer und Haus.

Schluchzend suchte das Mädchen nun bei dem Müller Schutz, noch zitternd vor Schrecken, welchen die Frau ihm eingeflößt hatte. Ohne Weigern erzählte es ihm Alles.

Der Deichbauer war bei ihm vorgefahren und hatte ihn gebeten, sich des Mädchens anzunehmen und es vorläufig in die Mühle zu bringen. Marie folgte ihm. Die Nacht allein mit dem Todten in dem einsam gelegenen Hause, der Schrecken durch die Bäuerin, dies Alles hatte mächtig auf sie eingewirkt.

Der Deichbauer fuhr währenddem der Stadt zu. Nur mit wenigen Worten hatte er dem Wassermüller mitgetheilt, was er am Abend zuvor von dem Waldhüter erfahren hatte. Kein Wort hatte er über seine Frau gesprochen, kein Wort über das, was er im Sinne hatte.

„Ich muß zur Stadt fahren!" hatte er kurz auf des Müllers Frage, wohin er wolle und was er vorhabe, geantwortet: dann war er weiter gefahren. Angelangt in der Stadt, ließ er Wagen und Pferde im Wirthshause stehen und begab sich zum Richter. Ihm erzählte er Alles.

Mit Aufmerksamkeit und Spannung hatte dieser ihm zugehört.

„Also habe ich mich doch in dem Burschen nicht getäuscht!" rief er. „Er fiel mir auf, und doch hielt ich es für unmöglich, daß er sich so sehr werde verstellen können. Weßhalb habt Ihr aber nicht sofort Anzeige gemacht, als er gestohen war?"

„Ich hatte noch keine Ahnung, daß er ein Mörder war," erwiderte Homann.

„Und Eure Frau, glaubt Ihr, habe Antheil gehabt an dem Verbrechen?"

„Sie hat darum gewußt."

„Und hat Euch nichts gestanden?"

„Nichts! Sie leugnet Alles, selbst das, was ich mit eigenen Ohren gehört habe."

Der Richter sann nach.

„Ihr lebt nicht glücklich mit Eurer Frau?" fragte er dann.

„Nein." Wir liebten uns, als wir Beide noch jung waren. Ich habe sie auch aus Liebe geheirathet — sie hat es mir schlecht gelohnt!"

„Habt Ihr sie in Ruhe und Güte zum Geständniß zu bringen gesucht?"

Der Bauer zögerte mit der Antwort.

„Nein!" erwiderte er dann offen. „Das kann ich nicht — ich liebe sie nicht mehr!"

„Und jetzt wollt Ihr, daß das Gericht gegen sie einschreitet?"

„Ja!"

„Meine Pflicht gebietet es mir nach Euren

Digitized by Google

Mittheilungen, und doch möchte ich Euch und Euren Namen gern schonen."

„Ich will keine Schonung," erwiderte der Bauer düster. „An dem Grabe meines Sohnes habe ich geschworen, Alles aufzubieten, um seinen Mörder zu entdecken und ihn zu rächen."

„Und wenn Eure Frau dennoch unschuldig wäre?"

„Sie ist es nicht!"

„Ich will heute mit Euch fahren und will Eure Frau zuerst in Eurem Hause verhören. Vielleicht gelingt es mir, sie zum Geständniß zu bringen."

„Und sollte es nicht mehr möglich sein, den Mörder zu erreichen?" warf der Deichbauer ein.

Der Richter zuckte mit den Achseln.

„Ich will Alles versuchen."

„Und ich stelle jede Summe, die Sie verlangen, zur Verfügung," fügte der Bauer hinzu.

Einige Stunden später fuhr Homann mit dem Richter nach dem Dorfe zurück. Er wurde finsterer und finsterer, je mehr er sich demselben näherte. Noch vor wenigen Wochen hätte er es für eine Unmöglichkeit gehalten, daß es dahin kommen könne, wohin es jetzt kommen mußte.

Die Deichbäuerin stand am Fenster, als er auf den Hof fuhr. Sie zuckte leise zusammen, als sie den Richter neben ihm im Wagen erkannte. Gleich darauf war sie wieder gefaßt. Kam er ihretwegen, so war sie entschlossen, ihm mit ganzer Stärke und Hartnäckigkeit entgegen zu treten.

Sie blieb im Zimmer, als ihr Mann und der Richter eintrat. Ruhig erwiederte sie den Gruß des Letzteren.

„Einige Minuten lang sprach Keiner ein Wort. Die Frau wollte jetzt das Zimmer verlassen.

„Bleib!" befahl ihr der Bauer. „Der Herr Richter hat mit Dir zu sprechen."

Sie blieb.

„Ja, ich möchte einige Fragen an Euch richten," sprach der Richter ruhig, sanft, um sie von vorn herein nicht abzuschrecken.

Sie verrieth nicht das geringste Zeichen der Furcht.

„Ihr wißt, welches Verbrechen Euer Sohn begangen hat?" fragte der Richter.

„Nein."

Sie sprach dies ruhig, aber mit voller Bestimmtheit.

„Ihr habt noch nichts davon gehört?"

„Gehört habe ich es, aber ich glaube es nicht. Es kann nicht wahr sein!"

„Weßhalb nicht?"

„Er ist einer solchen That nicht fähig," gab sie zur Antwort.

„Ein gottloser Bube ist er," fiel der Deichbauer ein. „Auf mich selbst hat er das Messer gezückt!"

„Laßt — laßt!" wies ihn der Richter zurück. „Unterbrecht mich nicht! — Es ist erwiesen, daß er Georg erstochen und den Waldhüter vom Stege gestoßen hat," fuhr er zu der Frau gewendet fort.

Sie blieb ruhig.

„Ich glaube es nicht."

„Ihr habt aber darum gewußt!" beschuldigte sie der Richter bestimmt.

„Nein."

„Ich will Euch nur auf Eines aufmerksam machen, je offener Ihr die Wahrheit bekennt, um so besser ist es für Euch selbst."

„Ich spreche die Wahrheit."

„Euer Sohn ist bei Euch gewesen, in derselben Nacht, in welcher er den Mordversuch auf den Waldhüter ausgeführt hat."

„Nein."

„Er ist hier im Hause gewesen."

„Davon weiß ich nichts."

„Ihr seid um dieselbe Zeit aufgestanden — habt Eure Kammer verlassen."

„Nein."

„Euer Mann hat es deutlich gehört."

„Er hat sich geirrt."

Wieder wollte der Deichbauer, der seine Aufregung nicht verbergen konnte, einfallen, ein Blick des Richters hielt ihn zurück.

„Ihr habt Eurem Sohn zur Flucht verholfen!"

„Nein."

„Woher wußtet Ihr, daß er fort war, ehe noch Jemand eine Ahnung davon hatte?"

„Ich habe es nicht gewußt."

„Und doch habt Ihr nicht den geringsten Schrecken gezeigt, als es Euch mitgetheilt wurde."

„Ich war erschreckt."

Digitized by Google

Auf's Neue fiel der Bauer ein und rief: „Das ist nicht wahr!“

Der Richter hat ihn, sie für kurze Zeit allein zu lassen. Die Gegenwart des Mannes schien die Frau nur noch trotziger zu stimmen.

„Gesteht doch,“ wandte er sich in Ruhe an sie, als Homann das Zimmer verlassen hatte. „Das Leugnen hilft Euch nichts — zu viel Beweise liegen gegen Euch vor.“

„Ich habe nichts zu gestehen,“ erwiderte sie. „Ich habe die Wahrheit gesagt.“

„Ihr verschlimmert Eure eigene Lage dadurch und werdet mich zum Aeußersten zwingen.“

„Ich habe nichts zu gestehen,“ wiederholte sie. „Mein Mann haßt mich — von ihm geht Alles gegen mich aus.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Traubenkrankheit.

(Schluß.)

Im gestoßenen Schwefel finden sich mehr oder weniger fremde Bestandtheile, welche nicht oder in anderer Weise verbrennen und Spuren zurücklassen, während reiner Schwefel vollständig verzehrt wird; er hat die Form von Krystallen, während die Schwefelblüthe aus runden Kügelchen besteht; ferner finden sich darin viele harte Körnchen, und für sein Volumen ist er viel schwerer. Manchmal ist der gestoßene Schwefel sehr fein und wird dann der Blüthe ähnlicher, jedoch erreicht er nie weder die Form noch die Feinheit derselben. Je feiner der Schwefel ist, desto leichter hängen sich die Stäubchen fest und desto weiter reicht man damit; die runden, rauhen Kügelchen der Schwefelblüthe bieten mehr Fläche zum Festhalten, als die flachen, eckigen Körnchen des gestoßenen Schwefels. Man wähle daher stets die feinste Sorte Schwefelblüthe, was am leichtesten geschieht, wenn man von verschiedenen Sorten ein gleiches Gewicht mißt oder ein gleiches Maß wiegt und im erst ren Fall die Sorte wählt, welche das größte Maß gibt, in letzterem Fall diejenige, welche am wenigsten wiegt. (Die Wissenschaft hat natürlich andere Mittel, hier soll nur ein praktisches Mittel bezeichnet sein.) 100 Pfund feine Schwefelblüthe reichen so weit als 150 bis 175 Pfd. gestoßener Schwefel; wenn letzterer an sich daher auch bedeutend billiger ist, so kommt er zum Zweck des Schwefelns doch theuerer, als Schwefelblüthe. Dazu ist letztere wirksamer, weil sie vermöge ihrer Feinheit und Leichtigkeit an Stellen dringt und sich festhält, wohin der schwerere gestoßene Schwefel nicht gelangen kann. Es steht somit fest, daß die feinste Schwefelblüthe das beste und billigste Material bietet. Die kranken Weinberge sollen mit besonderer Sorgfalt gepflegt werden; Unkraut darf nicht aufkommen, die Erde muß immer locker und frisch sein. Man schwefele lieber zu früh als zu spät; das Schwefeln während der Blüthe hat sich stets als gut erwiesen, schon dadurch, weil das Verblühen befördert wird. Viele Weinbergbesitzer schwefeln während der Blüthe, auch wenn sich die Krankheit noch nicht zeigt, nur deßhalb, weil der Schwefel die Rebe kräftigt und namentlich das rasche und glückliche Verblühen begünstigt. Außerdem wachsen in geschwefelten Weinbergen die Trauben schneller, üppiger, reifen früher, gleichmäßiger und besser; in derselben Weise wird das Holz kräftiger und zeitiger, die Knospen für's kommende Jahr genährter. Im Nothfall kann bei jedem Wetter, Regen ausgenommen, geschwefelt werden, denn es liegt weniger an dem Theil des Schwefels, der verloren gehen mag, als an den Trauben, die sonst ganz sicher zu Grunde gehen. Wenn die Trauben ausgewachsen sind, ohne von der Krankheit ergriffen zu sein, so haben sie nichts mehr zu fürchten und das Schwefeln kann gespart werden. Eben so nutzlos ist die fernere Arbeit, wenn die Krankheit bis zum Zeitigen der Trauben nicht bewältigt wurde. Da von diesem Zeitpunkt an, also während der ganzen Zeit des Reifens, nicht mehr geschwefelt wird, so ist zur Zeit des Herbstes der größte Theil des Schwefels durch Wind, Regen und Verdunstung von den Trauben wieder entfernt, so daß der neue Wein in der Regel nur wenig nach Schwefel schmeckt. Wenn der Beigeschmack aber auch stärker sein sollte, so verliert er sich meistens nach dem ersten, jedenfalls aber beim zweiten Abstich. Es ist hier nur die Rede vom Geschmack des Schwefels, nicht der Beimischungen, die sich in dem Schwefel finden möchten. Dagegen kann man sich nur schützen, indem man den Schwefel vor-

Digitized by Google

sichtig prüft, ob er rein ist, ehe man denselben kauft und verwendet. Weil die Reinheit in jeder Beziehung wichtig ist, haben wir oben ausführlich darüber gesprochen, so daß Jeder im Stande ist, sich selbst darüber Gewißheit zu verschaffen.

Gemeinnütziges.

Fein lackirte Theebretter oder Körbchen verlieren leicht den ersten schönen Glanz und werden durch Abwischen mit gröberen Leinen rauh und fritzlich; vor Letzterem muß man sie sorgfältig hüten, die Flecken aber entfernen sich bald, wenn man etwas feines Mehl auf die Stellen streut, deren Politur man wieder herzustellen wünscht, und mit einem Lederläppchen sie behutsam abreibt; das Mehl entfernt Staub und Fett und der Lack tritt glänzend wieder hervor.

Lesefrüchte.

Was hast du davon, wenn vor Künftigem du bangst?
Vor der Noth, wenn sie kommt, noch die quälende Angst?
Doch gläubiges Vertrauen und heiteres Hoffen
Malen blau dir den Himmel und halten ihn offen.

Gleichwie das Krumme, uns grad zu erscheinen, umsonst sich bestrebet,
Also verbirgt auch der Schein nimmer das schlechte Gemüth.

Verschiednes.

Der Präsident der nordamerikanischen Freistaaten, Lincoln, zeichnet sich durch Mutterwitz aus, und das amerikanische Volk erzählt sich gern allerlei Anecdoten von dem im Allgemeinen sehr beliebten Manne. Als er die Nachricht erhielt, daß General Stoughton mit einem Commando Reiterei bei Fairfax von den Rebellen gefangen genommen, meinte er, er beklage weniger den Verlust des Brigadiers, als den der Pferde. „Denn", sagte er, „ich kann in fünf Minuten einen viel besseren Brigadier machen, aber die Pferde kosten 125 Dollars das Stück." Befragt, wie viel Mann die Rebellen im Felde hätten, antwortete er sehr ernsthaft: 1,200,000. „Mein Gott!" ruft der Frager aus. „Ja, Herr, 1,200,000, darüber ist kein Zweifel. Sehen Sie, alle unsere Generale, wenn sie Prügel kriegen, sagen sie, der Feind war uns dreimal an Zahl überlegen, und ich muß ihnen glauben. Da wir nun 400,000 Mann im Felde haben, und dreimal vier zwölf macht, so sehen Sie wohl." Der Frager sah das wohl und griff nach seinem Hut. — Der Präsident ist sehr lang, während seine Frau unter Mittelgröße ist. Als Beide auf einer Reise von einem Volkshaufen, der sie zu sehen und vom Präsidenten einen „Speech" zu hören wünschte, auf den Balkon des Hotels herausgenöthigt wurden, machte er folgende kurze Bemerkung: „Wohl, hier bin ich, und hier ist Frau Lincoln, und das ist das Lange und Kurze von der Geschichte."

Das isländische Moos, dessen Heimath das schottische Hochland und besonders Island ist, bildet für die Bewohner des letzteren ein wichtiges Nahrungsmittel und dient ihnen als Ersatz für Weizenmehl. Das Moos wird gewaschen, in der Sonne getrocknet und zu Pulver in starke Säcke gestampft. Es bedarf später nur des Durchsiebens, um es für den häuslichen Gebrauch geeignet zu machen.

Ein Lord-Oberrichter befand sich auf der Rückreise von Ostindien nach England. Eines Tages erblickte er vom Hinterdeck einen Haifisch, der das Schiff begleitete. „Was ist das für ein Fisch?" fragte er einen der Franzosen. „Ich weiß nicht," antwortete dieser, „wie er auf dem Lande heißen mag, hier nennen wir ihn einen Seejuristen."

Räthsel.

Ich bin ein ungeschlachtes Schwein;
Darüber kann kein Zweifel sein.
Stellst Du ein Zeichen mir voran,
So werd ich flugs ein Handwerksmann.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 63. Donnerstag, den 26. Mai **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Noch mehrere Fragen richtete der Richter an sie — sie leugnete beharrlich. So ruhig er war, so verlor er dennoch zuletzt die Geduld. Er kannte solche Naturen, welche von dem Wahne befangen sind, ihr Leugnen müßte ihnen helfen, selbst wenn die unzweifelhaftesten Beweise und Zeugen gegen sie vorhanden sind.

„Ihr beharrt also bei allen Euren Aussagen?“ fragte er noch ein Mal.

„Ja,“ erwiderte sie kurz.

Er verließ das Zimmer. Gleich nach ihm trat der Deichbauer wieder ein. Die Frau stand am Fenster und blickte schweigend hindurch. Er warf kaum einen Blick auf sie.

Nach wenigen Minuten fuhr sie erschreckt vom Fenster zurück. Sie hatte zwei Gensd'armen auf den Hof treten sehen — ihr ahnte, was geschehen sollte. Das — das hatte sie nicht erwartet. Das durfte nicht geschehen. — Die Schande — lieber wollte sie sterben.

Sie eilte zur Thür.

„Bleib!“ befahl ihr der Bauer, welcher die Gensd'armen gleichfalls gesehen hatte.

Sie hörte nicht auf ihn. Eine furchtbare Angst hatte sie erfaßt.

Da trat er schnell ihr entgegen und hielt sie am Arme zurück.

Unwillig wollte sie den Arm von seiner Hand befreien, mit eiserner Kraft hielt er ihn fest.

Das Blut war ihr in die bleichen Wangen geschossen. Ihre Augen funkelten.

„Laß mich los!“ rief sie und ihre Stimme bebte.

„Du bleibst!“ entgegnete er fest.

Sie fühlte ihre Ohnmacht. Zum ersten Male fing ihr Trotz an zu brechen.

„Treibe es nicht zum Aeußersten, Homann!“ rief sie, halb drohend, halb bittend.

Die Gensd'armen, welche in das Zimmer traten, überhoben ihn der Antwort.

Ohne Umschweif sagten sie, daß sie den Befehl hätten, sie zu verhaften.

Sie zitterte. Einen Augenblick schien ihr die Stimme zu versagen.

„Homann, laß es nicht dahin kommen!“ rief sie dann.

Der Deichbauer wandte sich ab, ohne zu antworten.

Sie sah, daß sie von ihm kein Mitleid zu erwarten hatte. Hülflos stand sie da. Da raffte sie alle ihre Kräfte zusammen und suchte auf's Neue das Zimmer zu verlassen.

„Widersetzt Euch nicht!“ rief einer der Gensd'armen, „sonst müssen wir mit Gewalt Euch fortschaffen!“

„Mit Gewalt!“ rief sie. — Ohnmacht, Wuth und Verzweiflung wechselten bei ihr.

„Ich will Euch nicht folgen,“ rief sie — „ich will nicht!“ — Zu ihrem Manne suchte sie zu gelangen, um sich an ihm fest zu klammern.

„Ich will gestehen, was Du willst — nur laß dies nicht geschehen!“ rief sie.

Er blickte sich nicht um — er hatte kein Mitleid mehr für sie.

Vornüber gebeugt stand sie da. Sie wartete auf seine Antwort. Als er schwieg, dunkelte es ihr vor den Augen, sie schwankte — die Gensd'armen sprangen hinzu und hielten sie.

Nur einige Secunden lang hielt dieser Zustand der Schwäche an. Dann faßte sie sich.

Digitized by Google

Mit der Kraft der Verzweiflung schob sie die Arme der Gensd'armen zurück.

„Ich will folgen," sprach sie. „Führt mich fort!"

Rasch schritt sie der Thür zu. Dort stand sie noch ein Mal still und wandte sich um. Auf ihren Mann war ihr Blick gerichtet, als erwarte sie von ihm Rettung. Sie selbst hatte das Mitleid in seiner Brust ertödtet, er fühlte kein Erbarmen mehr.

Sie verließ das Zimmer und Haus. Vor demselben hielt der Wagen, der sie zur Stadt bringen sollte. Ohne Zagen stieg sie hinauf. Die beiden Gensd'armen setzten sich zu ihren Seiten, denn von ihrem entschlossenen Sinne war das Aeußerste zu erwarten. Sie sah den Deichbauer am Fenster stehen, sie wandte das Auge ab.

Scheu hatten die Knechte und Mägde aus den Thüren gesehen. Sie wagten nicht offen hervorzutreten. Als der Wagen indeß von dem Hofe bog, hatte sich fast das halbe Dorf versammelt. Das wollte ein Jeder sehen, wie die stolze Deichbäuerin mit Gensd'armen fortgeschafft werde, und Freunde, die sie bemitleideten, hatte sie nicht.

Sie schien von all' den Menschen Niemand zu sehen. Starr blickte sie vor sich hin. Wäre sie zum Tode geführt, in ihrem Inneren hätte es nicht düsterer und öder aussehen können. Dies war der schwerste Schlag, der ihr stolzes Gemüth treffen konnte, gleichgiltig ging sie nun jedem Geschicke entgegen.

Während sie der Stadt zufuhr, war der Richter in der Wassermühle vorgekehrt, um des Waldhüters Tochter zu vernehmen. Das Mädchen bestätigte ihm dasselbe, was der Deichbauer ihm erzählt hatte. In den wildesten Fieberphantasien hatte ihren Vater fortwährend die That Franzens beschäftigt.

Der Wassermüller erzählte ihm, wie er am Morgen die Bäuerin überrascht habe, als sie in das Mädchen gedrungen sei, nichts zu verrathen.

Am schwersten von Allen litt vielleicht der Deichbauer, obschon es ihm Niemand angesehen hatte.

Festen Blickes hatte er durch das Fenster geschaut, als seine Frau vom Hofe gefahren war, aber die Hand hatte er krampfhaft zusammengeballt vor Schmerz und die Lippen auf einander gepreßt. Es war die schwerste Stunde seines Lebens mit, denn es war das Weib, das seinen Namen trug, sein Weib, und unaustilgbar schien dieser Schandfleck, aber er hatte seinem ermordeten Sohne geschworen — keine Rücksicht zu nehmen. Kurze Zeit hatte er mit sich gekämpft, um stark zu bleiben und den Schmerz zu überwinden, dann war er ohnmächtig zusammengebrochen.

Niemand wußte es. Weder von seinen Knechten, noch von seinen Mägden hatte sich Jemand getraut, in das Zimmer zu treten und ihn zu stören. Erst als nach mehreren Stunden der Wassermüller kam, fand er ihn noch immer bewußtlos an der Erde liegen.

Er hielt ihn für todt im ersten Augenblicke. Noch schlug indeß sein Herz. In sein Bett wurde er gebracht, und der Müller ordnete Alles zu seiner Pflege an.

Als er endlich wieder zur Besinnung kam, glühten seine Wangen von Fieberhitze, und sein Auge erkannte den Müller nicht, der neben seinem Bett saß. Die Aufregung der letzten Tage, die er mit Gewalt in seinem Inneren hatte verschließen wollen, hatte dies hervorgerufen.

* * *

Wochen waren verflossen.

Lange hatte der Deichbauer mit dem Tode gekämpft, und seine Freunde, selbst die Aerzte hatten die Hoffnung auf Genesung aufgegeben, da war die Krisis eingetreten und sein kräftiger Körper hatte den Sieg davon getragen.

Jetzt war er außer jeder Gefahr. Schon konnte er das Bett wieder verlassen und langsam, auf einen Stock gestützt von seinem Lager an's Fenster treten, um einen Blick hinaus zu thun, auf den Hof und in's Freie.

Nimmer wäre er indeß wieder genesen, hätte ihn nicht eine so treue und unermüdliche Hand gepflegt.

Als er so unerwartet und schwer erkrankt war, hatte der Wassermüller des Waldhüters Tochter zu ihm geschickt, bis er eine andere Pflegerin gefunden habe. Seitdem war das Mädchen kaum aus dem Zimmer des Kranken wieder gekommen. Mit ganzer Liebe hatte es sich seiner angenommen, Tag und Nacht gleich unermüdlich. Es hatte gehört, daß der Deichbauer seinem Vater versprochen, sich

Digitized by Google

seiner anzunehmen, und ihn sah es jetzt als seinen Vater an.

Und auf den Kranken selbst hatte es einen wohlthuenden Eindruck gemacht, als er, zum ersten Male nach überstandener Krisis wieder zur Besinnung gekommen, das Mädchen hatte an seinem Bett sitzen sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man mehr verschenken kann, als man besitzt.

In unserer Zeit ist so manches Neue und Nützliche zu Tage gekommen, woran unsere Väter noch nicht dachten. Dazu gehört auch die Kunst, „mehr zu verschenken, als man hat"; wie sie ausgeübt wird, kann ein Beispiel am besten zeigen.

Ein wackerer Bürgersmann, der in christlicher Gesinnung gern mit vollen Händen gegeben hätte, wo es galt, für Nächstenwohl zu wirken, fühlte sich gedrungen, einer wohlthätigen Anstalt seiner Vaterstadt ein Andenken von einigem Werthe zu hinterlassen. Aber er war nicht bemittelt; und das, was er von seinem geringen Einkommen sich mühsam ersparen konnte, betrug nur etwa 25, höchstens 30 Gulden im Jahre; und doch wünschte er eine etwas ansehnliche Summe, mindestens 1000 fl., der Anstalt, die ihm so theuer war, darzubringen.

Wie half er sich aus dieser Verlegenheit? Borgen wollte er nicht, um nicht, wenn er etwa frühzeitig stürbe, unbezahlbare Schulden zu hinterlassen. Sollte er seine kleinen Ersparnisse sammeln, bis sie auf 1000 fl. gestiegen sein würden? Dazu brauchte er über 24 Jahre, und durfte er wohl auch darauf rechnen, so lange zu leben? Er suchte nach einem anderen und besseren Auswege und fand ihn in einer — Lebensversicherung. — Für diese Art von Versicherung findet man gegenwärtig in allen bedeutenden Städten Deutschlands Agenturen errichtet. Zu einer solchen begab sich unser mildthätiger Mann und fragte, was eine Versicherung von 1000 fl. auf das Leben eines 35jährigen — dies war sein Alter — kosten würde. Die Antwort war: 30 fl. jährlich. Dazu reichten gerade seine jährlichen Ersparnisse; er besorgte die nöthigen Formalitäten, bezahlte den ersten Jahresbeitrag, die Versicherung wurde geschlossen, und er empfing eine Urkunde (Police genannt) des Inhalts, daß nach seinem Tode an den Inhaber dieses Documents 1000 fl. gezahlet werden würden.

„Mein sehnlicher Wunsch", schrieb er nun an die Verwaltung jener wohlthätigen Stiftung, „Ihrer Anstalt eine Schenkung von einiger Bedeutung machen zu können, ist erfüllt; Sie erhalten hier die Urkunde darüber als Eigenthum. Das Wenige, was ich erübrigen konnte und noch jährlich zu erübrigen hoffe, ist zusammen in ein Capital verwandelt worden, und die Summe, welche ich einer so trefflichen Anstalt widmen wollte, aber noch nicht besaß, ist ihr nun gesichert, ich mag früh oder spät, wie es dem göttlichen Rathschlusse gefalle, aus diesem Leben abgerufen werden."

So bleibt nun die Versicherungsurkunde in der Verwahrung der Stiftung, bis die Augen des mildthätigen Gebers sich schließen, wo die Summe von 1000 fl. zur Auszahlung kömmt. Letzterer hatte 5 Jahre hindurch seinen Beitrag an den Agenten mit jährlich 30 fl. bezahlt; als er den sechsten Jahresbeitrag entrichten will, erfährt er, daß dieser nur 20 fl. betrage und daß sich sein Beitrag von jetzt an jährlich um etwa 10 fl. mindern werde. Er hatte sich nämlich an den Agenten einer Lebensversicherungsbank gewendet, welche alle Ueberschüsse den Versicherten zu Gute kommen läßt und auf jede gezahlte Prämie nach je 5 Jahren auch eine Dividende gewährt. So hatte unser Bürgersmann jene Schenkung von 1000 fl. mit einem jährlichen reinen Opfer von nur etwa 20 Gulden begründet.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Hühnerfutter.) In einer englischen Zeitschrift werden Zwiebeln als ein ganz vorzügliches Hühnerfutter, sowie als Präservativ- und Heilmittel gegen verschiedene Hühnerkrankheiten, namentlich bei Verwundungen und Entzündungen des Schlundes, der Augen und des Kopfes empfohlen. Man

Digitized by Google

gebe den Hühnern, und besonders den jungen, kleingehackte Zwiebeln mit Mehl gemengt, wöchentlich 2 oder 3 Mal, so viel sie verzehren wollen. Der wirksame Bestandtheil der Zwiebeln besteht in einem scharfen flüchtigen Oele.

Lesefrüchte.

Was wäre Weisheit ohne Widersprüche, was wäre Verstand ohne Irrthümer, was Gefühl ohne Schmerz, was Leben ohne Bedürfnisse? Ein ewiges Einerlei, ohne feste Erkenntniß, ohne Reiz, ohne Hoffnung, ohne Trieb.

Bilde dir auf äußern Schein
Niemals einen Vorzug ein;
Reuß'rer Schein ist Puppenspiel,
Scheine nichts, sei lieber viel!

Verschiedenes.

(Ein Gaunerstückchen.) Zu dem Juwelier einer großen Provinzialstadt kommt ein anständig gekleideter Mensch, fragt nach dem Principale des Geschäfts und redet diesen mit den Worten an: „Herr Superintendent G. läßt Sie bitten, ihm eine größere Auswahl silberner Bestecke zu schicken, da er keine Zeit hat, selbst zu kommen und noch heute ein Hochzeitsgeschenk mit der Post expediren will." — „Haben Sie schriftlichen Auftrag?" fragte der Juwelier. „Das nicht," erwiederte der Mann, „doch kann ich ihn, wenn Sie's verlangen, binnen einer Viertelstunde beschaffen. Vielleicht übergeben Sie die Sachen einem Ihrer Leute und schicken ihn mit mir zum Herrn Pastor." Der Juwelier hat nur einen Commis, den er gerade nicht entbehren kann, ruft deßhalb sein Dienstmädchen, ein hübsches und wegen seiner Klugheit oft belobtes Frauenzimmer, packt verschiedene Sorten Löffel, silberne Messer und Gabeln zusammen und übergibt sie der Magd mit der Weisung, sie in die Wohnung des Pastors zu tragen. Unterwegs versuchte der Fremde, ein Gespräch mit dem Mädchen anzuknüpfen, dies aber bleibt stumm bis zum Hause des Superintendenten, dessen Zimmer sie von früheren Aufträgen her genau kannte. Im Vorzimmer angekommen, bittet sie der Unbekannte: „Geben Sie mir das Silberzeug und warten Sie hier, bis Sie der Herr Pastor rufen läßt!" Arglos übergibt das Dienstmädchen ihr Packet dem Diener, der nach etwa einer Viertelstunde heraustritt. „Der Herr Superintendent hat ein Besteck gewählt und will es gleich bezahlen! Gehen sie nur hinein!" Das Mädchen tritt ein, der greise Pastor sitzt eben mit seiner Sonntagspredigt beschäftigt am Arbeitstische, blickt nur flüchtig empor und ruft dem Mädchen zu: „Warten Sie nur ein Weilchen! ich bin gleich fertig!" Es vergehen wohl zehn Minuten — der Pastor schreibt ruhig weiter. Endlich erhebt er sich und beginnt salbungsvoll: „Also Sie wollen sich entschließen, auf billige Forderungen einzugehen?" „Wie so? Herr Pastor!" — „Kennen Sie das Gebot" — — „Es ist mit deutlichen Zahlen an den Sachen verzeichnet." — „Mein Kind, Sie hören wohl schwer?" — „Durchaus nicht, aber ich versteh' Sie nicht!" — „Nun, Sie sind doch die Frau, die sich durchaus von ihrem Manne scheiden lassen will?" — „Ich bin ja gar nicht verheirathet, sondern stehe in Dienst beim Goldarbeiter T. und bitte um Zahlung für das ausgewählte Silberzeug." — Ehe das Mißverständniß sich löste, war der Gauner spurlos verschwunden.

In einem der ersten Hotels zu Baden-Baden werden — nach einem in den Zimmern angehefteten Avis — die Fremden ersucht: „nichts aus dem Fenster zu werfen." Ein Curgast schrieb darunter: „ausgenommen sein Geld."

Auflösung des Räthsels in Nro. 62:
Eber. Weber.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 64. Samstag, den 28. Mai **1864.**

Verzage nicht!

Sonett.

I.

In der Kindheit heil'gem stillen Frieden
War die Heimath mir das Erdenrund,
Der Gespielen froh geschlest'ner Bund
Meine ganze weite Welt hienieden.

Schöne Zeit, zu bald bist du geschieden,
Und in meiner Augen tiefstem Grund
Blieb mir nichts als eine Thräne und
Ach! ein Bild im Herzen, längst gemieden.

Süße Thräne, fließ herab zur Wange,
Bleibst du ja aus alter Zeit zurück
Als ein Zeichen von gestorb'nen Freuden. —

Armes Herz! warum ist dir so bange?
Dulde, trage muthig dein Geschick!
Scheiden läßt sich, trennen nicht von Leiden. —

II.

Nun zur treuen Braut hab' ich erkoren
Mir das theure, große Vaterland;
Ungeboren durch der Liebe Band,
Hab' ich ihm für immer zugeschworen.

Muth, mein Lieb'! Noch ist dir Nichts verloren!
Dort an Schleswigs mörderdecktem Strand
Ist dir eingelöst das Siegespfand,
Ruhm und Ehre dort dir neu geboren.

Laß an deiner süßen Brust mich liegen,
Jeder Pulsschlag gilt nur deinem Wohl,
Jedes Athemzug haucht deinen Namen.

Gilt's zu schützen dich in heißen Kriegen,
Deine Jugend ist des Muthes voll,
Und auch ich, dein treuer Sohn, sag' Amen!

R. H. Raquet.

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Marie war sanft und ruhig. Die Trauer um ihren Vater lag auf ihrem Gesichte noch wie eine stille Wehmuth. Sie lauschte dem Kranken seine Bedürfnisse ab, ehe er sie aussprach.

Der Deichbauer beobachtete sie anfangs ganz im Stillen, denn der Arzt hatte ihm streng untersagt, viel zu sprechen und sich in irgend einer Weise aufzuregen. Damals schon faßte er den Entschluß, sie nie wieder von sich zu lassen und für sie zu sorgen, als ob sie sein eigenes Kind sei.

Und als seine Genesung weiter vorgeschritten war, erzählte sie ihm und las ihm vor. Dann kam auch der Wassermüller täglich mit seiner Tochter zu ihm und die beiden Mädchen wetteiferten, ihn zu pflegen.

Er war alt geworden. Der Gram und die Krankheit hatten sein Haar schnell völlig erbleichen lassen. In seinem Gesichte hatten sich tiefe Falten eingegraben. Auch sein Charakter schien sich verändert zu haben. Sein früherer leicht erregbarer, ungeduldiger Sinn war geschwunden. Er war sanft und gütig. Und oft, wenn die beiden Mädchen an seinem Bett saßen und ihm erzählten, glitt ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht. Er hatte nie eine Tochter besessen, jetzt empfand er erst, wie glücklich er durch den Besitz eines Mädchens sein würde.

Ueber das Geschick seiner Frau und Franzens hatte er noch kein Wort gesprochen, nicht danach gefragt. Es schien, als ob er nicht wage, das Gespräch darauf zu bringen.

Es war ein heiterer, milder Spätsommer-Nachmittag. Die Luft war von wundervoller

Digitized by Google

Klarheit und Reinheit. An dem weiten, blauen Himmel war auch nicht die kleinste Wolke zu entdecken. Die Blätter des nahen Waldes hatten sich bereits gefärbt und fingen schon an zu fallen, die Felder waren eingeerntet, Alles deutete auf den nahen Winter hin, und doch konnte der schönste Frühlingstag sich kaum mit diesem Tage messen.

An diesem Nachmittage trat der Deichbauer, auf Marien's und Gertrud's Arme gestützt, zum ersten Male in's Freie. Der Arzt hatte es ihm gestattet. Er athmete tief und frei auf. Es war ihm, als ob die Brust sich dehne und frische Lebenskraft in sie einströme.

In den kleinen Garten hinter dem Hause führten ihn die beiden Mädchen. Sie waren heiter, denn wie Kinder auf das Weihnachtsfest hatten sie sich auf den ersten Ausgang des Bauers gefreut.

Sie wußten, daß er ein Blumenfreund war. Seit Georg todt war, hatte er sich indeß nicht mehr um den kleinen Garten bekümmert. Der Gram hatte ganz sein Herz erfüllt.

Verwildert war der kleine Raum, auf den er früher so viel Sorgfalt verwendet hatte. Gras und Nesseln wuchsen darin.

Heimlich hatten die beiden Mädchen während seiner Krankheit die Pflege des Gartens wieder in die Hand genommen, um ihn damit zu überraschen, wenn er den ersten Ausgang thue. Und sauberer wie nie lag der kleine Raum da. Die schönsten Herbstblumen blühten noch darin.

Der Deichbauer hatte keine Ahnung, welche Ueberraschung ihm bevorstand. Wie gebannt blieb er deßhalb stehen, als er um die Ecke des Hauses trat und seinen früheren Lieblingsraum in schönster Ordnung vor sich liegen sah.

Die freudig leuchtenden Blicke der beiden Mädchen verriethen ihm, daß dies ihr Werk war. Unwillkürlich traten ihm die Thränen in die Augen. Schweigend drückte er den Mädchen die Hände! Es war ihm unmöglich, auch nur ein Wort des Dankes hervorzubringen.

Durch jeden Gang des kleinen Gartens ließ er sich führen und vor jeder Blume stand er still und ließ sein Auge darauf ruhen. Es war ihm, als ob die Ereignisse, welche erst wenige Wochen alt waren, schon Jahre alt wären. Auf einer Bank unter einem Apfelbaume ließ er sich nieder, um auszuruhen.

Da trat der Wassermüller, der bei diesem ersten Ausgange seines Freundes sein wollte und nicht eher hatte kommen können, weil er am Morgen in der Stadt gewesen war, in den Garten. Mit herzlicher Freude schüttelte er dem Wiedergenesenen die Hand.

„Nun wird auch bald die alte Kraft wiederkehren, nun Du wieder frische Luft athmen darfst!“ rief er. „Es geht doch nichts über blauen Himmel und frische Luft. Und der heutige Tag ist so mild und warm, als habe ihn der Schöpfer besonders für Dich gemacht!“

Der Deichbauer lächelte und erwiederte, daß er sich auch neu belebt fühle.

Der Wassermüller setzte sich zu ihm, und die beiden Mädchen eilten in das Haus, um das Zimmer des Kranken währenddem in Ordnung zu bringen.

Seitdem er erkrankt war, war der Deichbauer mit dem Müller nicht wieder allein gewesen. Ihn hatte verlangt danach.

„Wie steht es mit dem Buben — dem Franz?“ fragte er. „Ist man ihm nicht auf die Spur gekommen?“

„Laß das heute, Homann,“ erwiderte der Müller, der diesem Gespräche ausweichen wollte. „Freue Dich des schönen Wetters und rege Dich nicht auf. Später will ich Dir Alles erzählen.“

„Ich habe noch nicht darnach gefragt,“ entgegnete der Bauer, „jetzt möchte ich es wissen. Ich bin ruhig, Steffens; und die Ungewißheit wird mich mehr aufregen, als wenn ich weiß, wie Alles steht!“

Der Müller zögerte; als der Genesende ihn aber ungeduldiger drängte, erwiderte er:

„Nun, ich will Dir Alles erzählen. Die Polizei hat die Spuren des Burschen aufgefunden und bis Hamburg verfolgt. Dort hat sie die Gewißheit erlangt, daß er nach Amerika gegangen ist. An Mitteln hat es ihm nicht gefehlt, denn in Hamburg hat er mit Geld um sich geworfen und viel verthan.“

„Es ist das mir gestohlene Geld,“ warf der Deichbauer ein.

„Es wird ihm wenig Segen bringen,“ fuhr der Müller fort. „Drüben wird er es bald verthun, und wenn er dort fortfährt,

Digitized by Google

wie er hier aufgehört hat, wird er seinen Lohn bald erhalten."

„Du bist heute in der Stadt gewesen?" fragte der Bauer weiter. „Was macht meine Frau? — Wie steht es mit ihr?"

Der Müller zuckte mit den Achseln.

„Ich bin bei dem Richter gewesen — sie leugnet Alles mit derselben Hartnäckigkeit. Nur das Eine hat sie eingestanden, daß Franz in derselben Nacht, in welcher der Schrank erbrochen war, bei ihr gewesen sei. Sie habe ihm Geld und auch ihre Schmucksachen gegeben, weil er gesagt habe, er habe Schulden gemacht. Alles Andere leugnet sie. Sie will um die That des Burschen nicht gewußt haben."

„Und was meint der Richter?"

„Er glaubt, sie werde frei gesprochen, weil zu wenig Beweise gegen sie vorliegen." Der Deichbauer schwieg. Dennoch zeigte die leichte Röthe auf seinen Wangen, daß er nicht ganz ruhig geblieben war.

„Und was beginne ich, wenn sie zurückkehrt?" fragte er endlich. „Ich kann nicht mehr mit ihr zusammen leben, denn mag sie zehn Mal durch das Gericht frei gesprochen werden — ich halte sie nicht für unschuldig. Sie ist es auch nicht."

Der Müller hatte sich selbst diese Frage bereits vorgelegt. Eine Antwort vermochte er nicht darauf zu geben. Er suchte den Freund damit zu beruhigen, daß es noch nicht so weit sei.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man mehr verschenken kann, als man besitzt.

(Schluß.)

Die Kunst, mehr zu verschenken, als man besitzt, leidet auch sonst noch manche gute Anwendung im menschlichen Leben. Wie Mancher möchte gern für Personen, die ihm theuer sind, eine Versorgung oder wenigstens eine Hülfsquelle für den Fall der Trennung durch den Tod vorbereiten. Wie Mancher möchte Andern mit vollen Händen geben oder reichlich für sie sorgen, der doch nur wenig besitzt und dessen jährliches Ersparniß nur gering ist und sein kann. Und wie Mancher noch wünscht wenigstens dem, was er erübrigt, einen festen Platz anzuweisen, sich sicher zu stellen, daß die Frucht seines Sparens in die Hände dessen, dem er sie bestimmt, auch wirklich komme und ihm von Niemand vorweggenommen werden könne.

Allen diesen Bedürfnissen kann mittelst der Lebensversicherung leicht und bequem abgeholfen werden. Der Versorger bestimmt nach Maßgabe seines jährlichen Ersparnisses eine Summe, die er auf sein Leben versichern läßt; die Police übergibt er dem, den er damit bedenken will, und zu welcher Zeit dann auch sein Lebensende eintrete, er kann mit dem beruhigenden Gedanken scheiden, daß sein Name in dankbarer Erinnerung fortleben wird.

Bekannt ist, daß solche Versicherungen hauptsächlich zur Versorgung der hinterbleibenden Familie auf den Fall des Todes ihres Erhalters bewirkt werden. Durch sie werden künftige jährliche Ersparnisse alsbald in ein namhaftes Capital verwandelt, welches beim Tode des Versicherten zur Auszahlung kömmt. Da Deutschland so reich ist an treuen Familienvätern, welche den Drang in sich fühlen, noch über das Grab hinaus für ihre Angehörigen zu sorgen, so findet auch die Lebensversicherung in unserem Vaterlande sehr häufige, in ununterbrochenem Wachsen befindliche Benutzung. Man hat jetzt zusammengestellt, wie viel bei den in Deutschland bestehenden 29 Lebensversicherungsanstalten im Ganzen versichert ist, und hat gefunden, daß die Gesammtsumme der auf den Todesfall versicherten Capitale über 308 Millionen Gulden beträgt, zu deren Begründung jährlich Beiträge von nahe an 13 Millionen Gulden von 183,000 Personen geleistet werden. Diese werden also, ehe ein Menschenalter vergeht, jene bedeutende Summe für ihre Familien oder zu wohlthätigen Zwecken gespart haben.

Mögen diese Mittheilungen dazu beitragen, das Vorurtheil zu besiegen, was Viele noch jetzt abhält, durch eine Lebensversicherung für ihre Angehörigen zu sorgen.

Landwirthschaftliches.

Der schwarze Kornwurm soll vollständig vom Getreideboden verbannt werden,

Digitized by Google

wenn man die Stellen, auf welche Getreide geschüttet werden soll, mit heißem Wasser rein abscheuert und nach dem Wiederabtrocknen mit stark eingekochtem Hopfenwasser (einer Abkochung von Hopfen in Wasser) tüchtig tränkt und wieder trocknen läßt.

Lesefrucht.

Wie der Morgen- und Abendhimmel am schönsten glänzt: so schmücke Deine Jugend mit Unschuld und Dein Alter mit Weisheit, und der Morgen und Abend Deines Lebens wird auf's Schönste schimmern.

Verschiedenes.

Vor einigen Tagen hatte der Besitzer eines großen Hotels unter den Linden in Berlin annoncirt, daß er ein tüchtiges, gut empfohlenes Waschmädchen suche. Da es nun bekanntlich in Berlin Sitte geworden, daß sich die Herrschaften zu den Dienstmädchen, nicht aber die Dienstmädchen mehr zu den Herrschaften bemühen, so meldete sich Niemand am ersten Tage. Am Nachmittage aber des zweiten ereignete sich Folgendes: Eine Droschke hält vor dem Hotel, in ihr eine Dame in elegantester Toilette, nachlässig ausgestreckt. Der Portier gibt mit der Glocke das Signal, daß eine hohe Fremde angekommen, die Kellner fliegen auf ihre Empfangsposten, und nachdem er sich versichert, welche Salons noch disponibel, schreitet der Portier an den Kutschenschlag, zieht die Mütze und fragt: „Sie befehlen, meine Gnädige?" — „Ist dies Hotel du N.?" fragt die Gnädige. — „Zu befehlen, meine Gnädige! Beliebt Ihnen näher zu treten?" — Die Gnädige steigt aus, die seidenen Gewänder rauschen auf dem Cement, der Oberkellner verneigt sich ehrerbietig mit der Frage: „Befehlen Madame einen Salon au premier ou au second?" — Die Gnädige blickt ihn freundlich an: „Sind Sie der Wirth des Hotels?" — „Non Madame, aber der Oberkellner!" — „Nun denn, so können Sie vielleicht mir sagen, ob das hier ist, wo ein Waschmädchen gesucht wird? Ich wollte mir melden!" — „Mir? Waschmädchen?" Staunen, Achselzucken, Blamage! „Die Stelle ist schon besetzt!" erwidert der Ober-Garçon, und die Gnädige rauscht wieder von dannen und steigt in die draußen harrende Droschke.

Logogryph.

Drei Worte gibt's von gleichem Klang,
So wie an Umfang winzig klein;
Doch räumt die Welt den höchsten Rang
Vor allen dieser Trias ein.

Das Erste dehnt oft Meilen weit
Sich über Fluß und Hügel aus;
Aus seinem Schoos sproßt Fried' und Freud'
Und füllt mit Segen dir das Haus.

Doch heut es nicht von selbst den Segen;
Mit Waffen will's bezwungen sein;
Trägst du nicht eignen Fleiß entgegen,
So bringt das F dir kein Gedeihn.

Mit G beginnt das zweite Wort;
Auch es entstammt der Erde Schoos;
Zu wandern stets von Ort zu Ort,
Das ist des Bergerzeugten Loos.

Wer kennt nicht seine Zauberkraft,
Die Alles schafft, was die gefaßt:
Selbst Schönheit, Tugend, Wissenschaft,
Sogar das Scepter dieser Welt?

Drum rennt auch Jeder Tag und Nacht,
Den Talisman sich zu erwerben;
Doch Manchem, der ihn heimgebracht,
Bringt er statt Segen nur Verderben.

Mit H jedoch das ist der Mann,
Vor dem sich alle Größe beugt;
Der auf des Lebens Dornenbahn
Nicht einen Schritt vom Rechten weicht;

Der für des Lebens höchstes Gut,
Für Recht und Freiheit schafft und ringt;
Der, heischt's die Noth, sogar sein Blut
Zum Opfer für die Menschheit bringt.

Wann rütteln't du vom Herz erglüht
Zur Thatkraft auf die träge Masse?
Wann wachest du, o Wunderlied,
Der deutschen Freiheit eine Gasse?

Neustadt. Str.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Hühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 65. Dienstag, den 31. Mai **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Dieser Zeitpunkt kam indeß. Nach einigen Wochen, nachdem die sorgsamsten Untersuchungen zu nichts Näherem geführt hatten, wurde die Deichbäuerin wegen Mangel näherer Beweise frei gesprochen und aus ihrer Haft entlassen.

Der Deichbauer, welcher wieder völlig genesen war, wußte es. Ehe er Etwas that, wollte er abwarten, was seine Frau beginnen werde. Dennoch war er in größter Unruhe. Er konnte nicht mit ihr leben und konnte ihr auch die Thür nicht weisen, da sie noch immer seine Frau war.

Sie selbst half ihm aus dieser Verlegenheit, denn den Deichhof betrat sie nicht wieder, sondern ging auf den Waldhof. Dies war ja noch immer ihr Eigenthum. Homann ließ sie ruhig gewähren. Er kümmerte sich nicht um sie. Nur als nach einiger Zeit die Gläubiger des Waldhofes zusammentraten und den Verkauf desselben verlangten, da sie voraussehen konnten, daß er unter der Bewirthschaftung dieser Frau noch mehr herunterkommen werde, beschwichtigte er sie durch eine Geldsumme, welche er ihnen auszahlte. Sie mußten sich dagegen verpflichten, seine Frau ungestört in dem Besitze des Hofes zu lassen, so lange sie lebe.

Auf dem Waldhofe wurde es jetzt noch öder, als früher. Die Frau lebte abgeschieden von aller Welt. Sie war kaum wieder zu erkennen. Ihr sonst so hübsches, blühendes Gesicht war eingefallen und hatte harte, finstere Züge angenommen. Ihr Stolz hatte sich in Trotz, in Haß gegen alle Menschen umgewandelt.

Sie hatte anfangs die Absicht, ihrem Sohne nach Amerika zu folgen, allein sie erhielt keine Nachricht von ihm. Mehr und mehr bildete sich bei ihr die Ueberzeugung aus, daß er nicht mehr am Leben sei, und dies griff ihr selbst an's Leben.

An dem Burschen hing sie mit ganzer Seele. Er war der einzige Mensch, den sie wirklich liebte, an dessen Geschick sie aufrichtiges Interesse nahm. Durch seinen Verlust schien sie gegen Alles abgestorben zu sein.

Mehr und mehr zerfiel ihr einst so blühender Körper und sie that nichts dagegen. Hartnäckig sträubte sie sich, die Hülfe eines Arztes anzunehmen, selbst als sie so schwach geworden war, daß sie sich kaum noch auf den Beinen zu halten vermochte. Es hatte sie keine Krankheit befallen, sondern Gram und die erlittene Schmach zehrten an ihr.

Der Deichbauer wußte kaum Etwas davon. Er fragte nicht nach ihr, und ungefragt wagte Niemand mit ihm darüber zu sprechen.

Einige Wochen ging es noch so fort. Die Frau war bettlägerig geworden und dem Tode nahe. Der Wassermüller war zum Deichbauer gegangen, ihm dies mitzutheilen, und doch wollten die Worte ihm nicht über die Lippen, denn seit längerer Zeit hatte er ihn nicht so verstimmt getroffen.

Noch saß er bei ihm, als ein Bote in's Zimmer trat und ihm die Nachricht überbrachte, daß seine Frau im Sterben läge und ihn noch ein Mal zu sprechen wünsche.

Er erhob sich, eine leichte Röthe zog über sein Gesicht hin. Er liebte sie nicht, und doch machte er sich in diesem Augenblicke Vorwürfe, daß er sich in der letzten Zeit gar nicht um sie bekümmert habe, und sie war doch sein Weib geblieben.

Digitized by Google

Aber auch sie war nicht zu ihm gekommen. Schon regte sich der alte Groll wieder in ihm. Weßhalb wandte sie sich erst jetzt an ihn? Er war unschlüssig, ob er ihrem Wunsche nachkommen sollte.

„Geh zu ihr," suchte ihn der Müller zu überreden.

„Nein," erwiderte er endlich. „Glaubst Du, sie würde zu mir gekommen sein, wenn ich jetzt im Sterben läge? Nimmermehr! Sie hätte ihren Trotz und Haß nicht bezwungen."

„Sei Du versöhnlicher," unterbrach ihn Steffens mahnend. „Ist sie todt, so wird es Dich gereuen, daß Du diesen letzten Gang zu ihr nicht gethan hast. Sie wird sich danach sehnen, ihr Herz gegen Dich zu erleichtern und zu gestehen, in wie weit sie schuldig ist."

„Sie wird auch jetzt noch leugnen," warf der Deichbauer ein.

„Nein! In das Grab nimmt Niemand gern eine Lüge mit."

„Gut — so will ich zu ihr gehen."

Ohne Zögern begab er sich auf den Weg nach dem Waldhofe.

Es war lange Zeit her, daß er nicht dort gewesen war. Eine fast unheimliche Stille herrschte auf ihm, nirgend Leben und Thätigkeit. Er trat in das Haus. Auch hier dieselbe Stille — Niemand trat ihm entgegen. Zaudernd blieb er vor der Thür des Zimmers stehen, in welchem die Sterbende lag.

Unwillkürlich kam ihm der Augenblick in's Gedächtniß, wo er auch einst zaudernd vor dieser Thür still gestanden. Er wußte nicht, was ihn daran erinnerte, denn ein größerer Gegensatz ließ sich kaum denken, als damals und jetzt. Um ihre Hand hatte er damals werben wollen und jetzt — —!

Drinnen vernahm er keinen Laut. Er öffnete die Thür. Zwei Lichter brannten zu Häupten des Bettes, in welchem die Kranke lag, und erhellten das Zimmer. Niemand war darin. Regungslos sah er die Gestalt seiner Frau auf dem Lager liegen.

Leise zusammen zuckend war er auf der Schwelle stehen geblieben — die beiden Lichter verriethen ihm deutlich genug, daß er nicht in das Gemach einer Kranken, sondern einer Todten trat.

Ja, sie war todt. Trotz seiner Eile kam er zu spät.

Erschüttert trat er an sie heran. Sie lag da mit noch halb geöffneten Augen. Er erfaßte ihre Hand, die war bereits kalt. Ruhig ließ er sie wieder sinken.

Der Ausdruck ihres Gesichtes war finster. Die Wangen waren tief eingefallen. Und doch war es ihm, als er seinen Blick darauf ruhen ließ, als ob ihm aus ihren Zügen dieselbe Schönheit entgegenstrahle, die ihn einst zu ihr hingezogen hatte. Wie bitter war er durch sie getäuscht, wie wenig glückliche Tage hatte er an ihrer Seite verlebt!

Er wollte mit der Todten nicht mehr grollen, aber er konnte auch nicht mit einem Male vergessen und verscheuchen, was sich ihm aufdrängte. Er würde ihr vielleicht Alles verziehen haben, hätte sie es ihm vertrauensvoll gestanden — ihr starrer Trotz hatte ihn so sehr erbittert. Jetzt war von den kalten Lippen kein Geständniß mehr zu erwarten. In das Grab hatte sie das Geheimniß mitgenommen.

Die Frau, welche die Todte gepflegt hatte, trat in das Zimmer.

„Sie hat lange mit dem Entschlusse, ob sie Euch rufen lasse oder nicht, gekämpft," sprach sie auf die Todte zeigend, „nun ist sie doch hinüber gegangen, ohne Euch noch gesprochen zu haben."

„Ist sie ruhig gestorben?" fragte der Deichbauer.

Die Frau zuckte mit den Achseln.

„Ruhig!" wiederholte sie. „Ihrem Körper hat der Tod nicht zu viel zu schaffen gemacht, denn sie war schon seit mehreren Tagen schwach bis zum Sterben, und Schmerzen hat sie nicht erlitten. Aber leicht ist sie auch nicht gestorben. Der Franz hat ihren Gedanken und ihrer Seele viel zu schaffen gemacht. Mehr als ein Mal schien sie mir Etwas mittheilen zu wollen, aber sie brachte kein Wort über die Lippen."

„Sie hat Euch also nichts mitgetheilt?" fragte Homann.

„Nichts."

„Nicht ein Wort über die That ihres Jungen?"

„Nicht ein Wort. Früher, ehe sie krank war, hat sie wohl gesagt, es sei Alles unwahr, was über ihn gesprochen werde und der Waldhüter ausgesagt habe."

„Hat sie Euch nichts an mich aufgetragen?"

Digitized by Google

„Nichts! Sie glaubte, Ihr würdet selbst kommen, und der Tod trat früher ein, als sie erwartet hatte."

Der Bauer mochte nicht weiter fragen. War die Todte vielleicht doch weniger schuldig, als er glaubte? Hatte er unrecht gegen sie gehandelt? Wer vermochte darüber zu entscheiden!

Rasch trat er noch ein Mal an die Todte heran und schloß ihr die Augen. Einige Secunden lang ließ er den Blick auf dem bleichen Gesichte ruhen, dann verließ er das Zimmer.

Zwei Tage später wurde die Todte zwar vom Waldhofe aus, aber doch mit allen Ehren der Deichbäuerin zum Friedhofe getragen. Ihr Mann folgte ihr. Der Tod hatte einen versöhnenden Einfluß auf ihn ausgeübt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Electricität und ihre geschwätzige Tochter, die Telegraphie.

„Electricität sammt einer geschwätzigen Tochter, der Telegraphie! Hm!" wird der und jener geneigte Leser sagen, „eine alte Geschichte, daß die Weibsleute mit wenigen Ausnahmen ihr Mühlwerk immer im Gang haben müssen, warum also geschwätzig? Trappistenklöster haben sie noch keine errichtet und ist auch nicht nöthig. Und dann muß, wenn von einer Tochter die Rede ist, offenbar auch ein Ehepaar vorhanden sein." Beides richtig, meinte jener Soldat. Das würdige Ehepaar mit dem schwer auszusprechenden Namen (probir' es Jemand und sag' Electricität drei Mal in einem Athem) und deren jugendliche kaum 40 Jahre alte Tochter, das Ideal der Geschwätzigkeit, — denn nichts Außerordentliches kommt in der ganzen Welt vor, das sie nicht ausklatschte, — diese Familie soll uns dies Mal den Stoff zu einer unterhaltenden Belehrung oder belehrenden Unterhaltung geben.

Die Tochter Fräulein Telegraphie ist wie gesagt noch jung, obgleich sie schon gegen vierzig hinter sich hat, und man müßte sie schon zu den alten Junafern rechnen, wenn nicht die Natur ihrer Eltern, Herr Positiv Electricität und Madame Negativ Electricität, eine andere als die der Menschen wäre. Die eben genannten Eltern sind einfach noch älter als Adam und Eva, die Ururur- ꝛc. Großeltern unserer Menschheit, denn damals schon, als der Ewige rief: „Es werde Licht!" erstanden auch sie. Ein bibelkundiger Leser nun wird mir sagen können, wie viel älter die Electricitäten sind als der erste Mensch und wie alt sie bis auf heute wurden; auf Tage und Stunden kommt es gerade, bei der letzten Frage nicht an. Was das Verhältniß der beiden Electricitäten zu einander anbelangt, so ist dasselbe gerade, als ob die zärtlichste Liebe dieselben verbinden würde; getrennt benützen sie jede Gelegenheit, um wieder vereinigt zu werden, vereinigt werden sie unsichtbar, sind sich gleich der ächten Liebe einander selbst genug und brauchen die Welt nicht. Alte Liebe rostet nicht, könnte man hier mit Fug und Recht sagen, denn obgleich das Paar so alt ist, als die alte Erde selbst, so blieb doch bisher die Liebe des Paares zu einander wie im Anfang. Hieran könnte sich manches christliche und unchristliche Menschenpaar spiegeln, das sich durch eigene Schuld schon die Hölle auf Erden bettet, wo der Wehestand nach ein paar Flitterwochen schon beginnt, weil die Leutchen sich gegenseitig nicht gekannt haben. Der empfindliche junge Mann, die hervortretenden Schwächen seines „Engels" für unerträglich haltend, wird zum Hausthrann oder Wirthshausabonnent, und das junge Weibchen meint, es sei auch kein Kind mehr, sie müsse jetzt auch ihren Willen haben, denn wann solle sie denn sonst einen eigenen Willen kriegen? Also die Launen werden nicht unterdrückt, und siehe da, der zerstörende Unfriede erscheint mit seiner entsittlichenden Einwirkung auf die Nachkommenschaft. Das der Frau inwohnende feinere Gefühl sollte nun allerdings dieser zuflüstern, daß sie durch Freundlichkeit und Entgegenkommen weit eher als durch das Aeußern von Launen das Glück des Hauses mache, ja je nachdem zur Pantoffelherrschaft gelange. Die letztere ist oft segensreich, besonders wenn der Pantoffel von niedlicher, leichter Form ist; schmerzensreich und lächerlich wirkte sie aber beim Hans Eisenlos, der jeden Tag fast von schöner Hand seine Portion Schläge erhielt und einst beim Angriff seines lieben Weibchens

Digitized by Google

unter den Tisch retirirte. Da klopft es an der Thüre. „Gleich gehst vor!“ — „Nein, rief der Held, ich will sehen, wer Herr im Haus ist, gerade bleibe ich drunten!“ Unglücklich fiel die Pantoffelherrschaft für unsern Stammvater Adam aus, den der fatale Apfelbiß, zu dem ihn sein Weib beredete, das Paradies kostete. Damals als er und Eva, das Fleisch von seinem Fleisch, noch im Garten von Eden weilten, da war auch das Electricitätspaar noch durch keine fremde Macht getrennt, hielt sich auch im Paradies auf, den menschlichen Sinnen fremd. Kaum hatte aber die Pantoffelherrschaft ihre unglückliche Frucht getragen, kaum waren die Menschen ihres Augehörsams wegen aus dem glücklichen Aufenthalt gewiesen und ihnen die ernste Arbeit und die bohläugige Sorge nachgeschickt, so sagte die sonst so freundliche Frau, die Sonne zu dem ruhenden Electricitätspaare hoch herab: „Eure Flitterwochen sind nun aus und ihr müßt arbeiten, wie die Menschen. Ihr müßt die Polizei übernehmen in der Luft, müsset den Dunstkreis der Erde von seinen Ungeheuern, den schädlichen Dünsten befreien. Mit eurer furchtbaren Stimme müßt ihr meiner Erde von Zeit zu Zeit zurufen: daß sie sich rüsten möge, den befruchtenden Regen in ihren Schoos aufzunehmen, damit ihre Kinder, die Pflanzen, in der gelockerten und befeuchteten Erde erstarken. Mit eurer markerschütternden Sprache und eurer unwiderstehlichen Kraft müsset ihr dem Menschen zeigen seine Kleinheit und die Erhabenheit des Ewigen. In fernen Jahrhunderten, wenn der Mensch nach langem Irren anfangen wird, den Menschen wieder als seinen Bruder zu betrachten, werdet ihr in seine Dienste treten müssen, denn dann wird er würdiger der Herrschaft über euch.“ Also sprach die Sonne, hüllte sich in ihren Wolkenmantel und siehe da, das erste Gewitter entstand, das sich durch die bezwingende Gewalt der Sonne von Zeit zu Zeit wiederholte und jetzt noch auf der ganzen Erde auftritt.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalisches.

In Künstler- und Dilettantenkreisen macht jetzt eine im Payne'schen Verlage in Leipzig erscheinende wahrhafte Pracht-Ausgabe der „Haydn'schen 83 Quartette“ Aufsehen. Dieselbe ist ganz in der ursprünglichen Originalität des großen Tondichters, frei von allen modernen Zusätzen und Specialitäten, gehalten, sowie die Bezeichnungen in derselben auf das Maß möglichster Einfachheit reducirt worden; dabei ist die Ausgabe von ganz vorzüglicher Correctheit und in Bezug auf Stich, Druck und Papier mit solcher Eleganz ausgestattet, daß der Preis — circa 40 Lieferungen à 28 kr. — fast unerklärlich ist. Künstler und Kunstfreunde sollten deßhalb nicht versäumen, ihre musikalischen Bibliotheken durch Anschaffung dieses schönen Werkes, dessen erste Hefte in jeder Buch- und Musikalienhandlung ausliegen, zu bereichern.

Lesefrucht.

Linderung unsrer Lebensbürde
Suche Keiner außer sich;
Nur Bewußtsein eigner Würde
Ist ein Trost, der nie entwich.
Daß uns dieser nicht verlasse,
Leuchte Tugend dem Verstand,
Und in stolzer Ahnung fasse
Jeder seines Bruders Hand.

Verschiedenes.

Ein liebender Ehegatte klagte einem Arzt, daß seine Frau an den Augen litte. „Gebt ihr alle Morgen ein kleines Glas Branntwein, mit dem mag sie sich die Augen waschen,“ verordnete der Doctor. Einige Wochen darauf traf dieser den Gemahl und fragte: „Hat Ihre Frau meinen Rath befolgt?“ — „Sie hat es versucht, Herr Doctor, allein sie konnte das Glas nie höher als bis an den Mund bringen.“

Auflösung des Logogryphs in Nro. 64:
Feld, Geld, Held.

Redaction, Druck und Verlag von C. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 66. Donnerstag, den 2. Juni **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Jahre waren entschwunden. Vieles hatte sich in ihnen geändert.

Der Waldhof war fast nicht wieder zu erkennen. Nach dem Tode der Deichbäuerin waren die Gläubiger auf den Verkauf des Hofes gedrungen und ein reicher Bauer hatte ihn für seinen Sohn erstanden. Der hatte die Wirthschaft mit kräftigen Händen und Mitteln angegriffen und Alles wieder in den besten Stand zurückgeführt.

Der Deichbauer ging jetzt öfter wieder nach dem Waldhofe und freute sich über die Ordnung und das Leben, welches auf ihm herrschte. Das erinnerte ihn an seine eigene Jugend. Als er den Deichhof übernommen hatte, war auch nicht Alles im besten Stande auf ihm gewesen. Da hatte er seine ganze Kraft und Ehre darein gesetzt, Ordnung zu schaffen und es war ihm gelungen. Und dann erinnerte es ihn an seinen Georg. Auch in dem hatte dieselbe Thatkraft und Ordnungsliebe gesteckt und er würde jetzt in demselben Alter sein wie Claus, der junge Besitzer des Waldhofes.

Sein Herz krampfte sich zwar noch immer schmerzlich zusammen, wenn er an seinen Sohn dachte, indeß hatte sein Leben wieder eine ruhige Zufriedenheit, selbst Glück gewonnen, auf welches er schon für immer verzichtet hatte.

Marie war bei ihm geblieben und hatte in seinem Herzen die Stelle einer Tochter eingenommen. Je liebevoller er gegen sie war, um so mehr schien sie ihre Lebensaufgabe darin zu finden, Alles aufzubieten, um ihn mit der Vergangenheit auszusöhnen und ihm noch ein glückliches Alter zu bereiten.

Mit einer Umsicht, die ihn oft in Erstaunen setzte, da sie in den einfachsten und dürftigsten Verhältnissen aufgewachsen war, leitete sie die ganze Wirthschaft, und obschon er sie als Hausfrau walten ließ, blieb sie dennoch stets bescheiden und zurückhaltend.

Stunden lang konnte er oft neben ihr stehen und ihr zuschauen bei der Arbeit, und Abends, wenn die Arbeit vollendet war, saß sie bei ihm und wußte ihn oft so aufzuheitern, daß sein lautes Lachen durch das ganze Haus schallte.

War es früher schon Vielen aufgefallen, daß Marie ein hübsches Mädchen war, so erregte sie jetzt, wo der Deichbauer darauf drang, daß sie sich schön kleidete und sie mit Schmucksachen überhäufte, durch ihre Schönheit Bewunderung. Ihre Gestalt war schlank und doch zugleich gerundet, in ihren dunkeln Augen lag ein wundervolles Feuer, das nicht verzehrte, sondern belebte. Ihr Teint war zart, ihre Wangen nur leicht geröthet. Sie sah nicht aus wie ein Bauermädchen, obschon sie in der Arbeit Niemand nachstand.

Früher hatte sich keiner der Burschen um die Tochter des Waldhüters bekümmert. Sie waren zu stolz gewesen. Jetzt schritten sie öfter, als ihr Weg es verlangte, vor dem Deichhofe vorüber, um das schöne Mädchen zu sehen. War es doch jetzt so gut, als wenn sie des Deichbauers wirkliche Tochter war. Er hatte keine Erben und da er das Mädchen an Kindesstatt angenommen, mußte ihm auch der größte Theil seines Vermögens zufallen.

Mancher Bauer suchte sich hierüber im Interesse seines Sohnes Gewißheit zu verschaffen und den Deichbauer auszuforschen. Dieser hatte indeß längst bemerkt, worum

Digitized by Google

es sich handelte, und blieb sich in seinen Antworten gleich.

„Das Mädchen ist gut," erwiderte er, „eine trefliche Wirthin. Die wird sich durchhelfen und wenn ich morgen die Augen schließe. Geld hat sie freilich nicht und wird sie auch nicht bekommen."

Das machte doch Manchen kopfscheu, und das war des Deichbauers Absicht. Er hatte nicht Lust, sich von dem Mädchen zu trennen. Blieb Marie durch seine Schuld wirklich ohne Mann, so war er reich genug, ihr das hundertfach zu vergüten. Ohnehin war sie noch jung. Hätte sich ein rechtschaffener Bursch gefunden, der sie auch ohne Aussicht auf Vermögen zum Weibe begehrt hätte, so würde er sich nicht widersetzt haben, allein er kannte die Burschen, welche ein Auge auf sie geworfen hatten, zu gut. Das Mädchen gefiel ihnen schon, allein auf sein Geld hatten sie es am meisten abgesehen.

Auch Marie hatte keinen anderen Wunsch, als bei dem Deichbauer zu bleiben. Auch hing ihr Herz noch immer an Franz, obschon sie sich dies selbst nicht zu gestehen wagte. Er war ja ein doppelter Mörder, der Mörder ihres eigenen Vaters.

Sie glaubte oft, ihn zu hassen, aber es war nicht Haß, sondern Mitleid, welches sie mit ihm empfand. Sie würde lieber gestorben sein, ehe sie ihm ihre Hand gereicht hätte und doch wünschte sie ihn noch ein Mal wieder zu sehen, von dem sie seit seiner Flucht nichts wieder vernommen hatte.

Niemand hatte eine Ahnung von dem, was in ihr vorging.

Einen der jungen Männer gab es dennoch, der es ehrlich mit ihr meinte und an den sie selbst vielleicht am wenigsten gedacht hatte, Claus, der junge Besitzer des Waldhofes.

Er war ein ruhiger, ernster und entschiedener Charakter, der indeß auch ausgelassen heiter sein konnte, wenn eine besondere Gelegenheit dazu gegeben war.

Auf dem Deichhofe war er öfter gewesen. Dort hatte er Marie kennen gelernt und sie im Stillen beobachtet. Mit keinem Worte hatte er ihr indeß verrathen, wie gern er sie hatte. Ihre guten Eigenschaften hatte ihm der Deichbauer oft gerühmt. Von ihm wußte er auch, daß sie des Waldhüters Tochter war.

Lange war Claus mit sich selbst uneins gewesen, wie er dem Mädchen entgegentreten solle. Aber mehr und mehr war es ihm in's Herz hineingewachsen und je fester er die Liebe in seinem Herzen verschloß, um so höher loderte sie dort empor. Der Entschluß stand endlich in ihm fest, Alles aufzubieten, um Marie zum Weibe zu erlangen.

Auch jetzt übereilte er nichts, sondern besprach seinen Entschluß erst mit seinem Vater. Erst als dieser einwilligt hatte, machte er sich auf, um mit dem Deichbauer über seine Absicht zu sprechen.

Auf das freundlichste empfing ihn der Deichbauer. Konnte er doch keine Ahnung haben von dem, was ihn zu ihm führte. Er gehörte nicht zu denen, welche schüchtern mit ihrer Absicht zurückhalten, dennoch wurde es ihm schwer, dieselbe auszusprechen. Mehrere Male nahm er vergeblich dazu den Anlaß und stockte. Homann bemerkte seine Befangenheit.

„Was habt Ihr?" fragte er.

Jetzt theilte er ihm offen mit, daß er Marie liebe und glaube nur mit ihr glücklich werden zu können. Nun er einmal sein Geheimniß enthüllt, sprach er mit aller Beredtsamkeit.

Schweigend hörte ihn der Deichbauer an. Eine leichte Blässe hatte seine Wangen überzogen. Das hatte er nicht erwartet von ihm am wenigsten.

„Ich bin nicht des Mädchens Vater," erwiderte er endlich zögernd. „Ihr wißt selbst wie viel ich von dem Mädchen halte, aber das Eine bedenkt, Claus, sie ist eines gewöhnlichen Mannes Kind, sie hat nichts, was sie Euch in's Haus bringen kann, als sich selbst und ein Paar fleißige Hände!"

„Das weiß ich," unterbrach ihn der junge Mann. „Mein Herz hat sich längst für sie entschieden, ich trachte nicht nach Geld, dennoch habe ich mit meinem Vater gesprochen und ihm nichts verhehlt."

„Und er ist damit zufrieden?" fragte Homann ungeduldig.

„Ja."

Der Deichbauer kämpfte mit sich. Gönnte er irgend einem Mann das Mädchen, so war es Claus, allein er vermochte den Gedanken noch nicht zu fassen, sich von ihr zu trennen. Er war schwach in dieser Beziehung.

„Claus," sprach er, „Ihr rechnet vielleicht

Digitized by Google

darauf, daß mich das Mädchen einst beerben werde, allein. . . .

Der junge Waldbauer legte ihm unterbrechend die Hand auf den Arm.

„Nein, darauf rechne ich nicht, auf mein Wort nicht. Der Waldhof gehört mir, er ist schuldenfrei und so schlecht ist er nicht, daß ich nicht Frau und Familie von ihm ernähren könnte, ohne daß je Noth und Entbehren eintrete. Das wißt Ihr selbst, Homann. Geht es mir gut, so hoffe ich sogar noch zurücklegen und auch von meinem Vater werde ich einst noch erben. Mir ist es lieb, daß das Mädchen nichts hat; weiß es nun doch, daß ich nur aus Liebe seine Hand begehre."

Der Deichbauer streckte ihm seine Rechte entgegen. Er fand nicht sogleich Worte, um auszudrücken, was ihn bewegte.

„Schlagt ein," sprach er endlich. „Wahrlich, ich lasse das Mädchen ungern von mir und mag nicht daran denken, daß sie von mir geht; aber Euch mag ich sie nicht vorenthalten, weil Ihr es ehrlich mit ihr meint und ich Euch zu gut kenne. Ihr werdet es nie bereuen, aber laßt sie auch nie ihr Herkommen fühlen!"

Er stand auf und trat an das Fenster. Marie schritt soeben über den Hof und nickte ihm freundlich lächelnd zu. Er hätte sich umwenden und jedes Wort zurücknehmen mögen, das er soeben gesprochen. Er blieb fest. Wußte er denn, ob sie eben so gern bei ihm blieb? Hatte sie Claus nicht vielleicht schon ihr Wort gegeben? „Nein — nein, dann könnte sie nicht so heiter lächeln.

„Habt Ihr schon mit ihr darüber gesprochen?" fragte er hastig.

„Nein — noch kein Wort. Sie kann es nicht ahnen. Ihr vertretet die Stelle eines Vaters bei ihr — deßhalb habe ich zuerst gegen Euch darüber gesprochen."

Er blickte den Deichbauer offen an und es unterlag keinem Zweifel, er sprach die Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Electricität und ihre geschwätzige Tochter, die Telegraphie.

(Fortsetzung.)

Wenn die Thätigkeit der Electricitäten vorüber, wenn das Gewitter sich entladen hat, so tritt die Ruhe zu neuer Sammlung der Kräfte ein, denn immer kann die Entspolizei nicht thätig sein, so wenig als die Menschenpolizei. Wenn die Arme der letzteren, der Polizeidiener und sein College, der Büttel, den althergebrachten Zopf, die Polizeistunde ausgeübt, und die Gäste, die sie nach 11 Uhr gesehen haben, aufgeschrieben, und die, welche sie nicht gesehen haben, nicht aufgeschrieben haben, so ist das mühsame Polizeitagwerk auch bei ihnen vollbracht und Ruhe tritt ein zu neuer Stärkung. Die Thätigkeit der Luftpolizei, das Gewitter, wird noch sehr oft und zwar der unschädliche Donner für die zürnende Sprache des Herrn und der zerstörende Blitz als sein unmittelbares Dreinschlagen gedeutet, wie der Marsch, den der Lehrjunge von seinem Brodherrn zur vorherbenehmen Obrfeige bekommt, und manchen Menschen fallen da alle ihre Sünden ein, besser noch, als wenn ihnen ein Pfarrer zugeredet hätte Sonntags in der Kirche, die doch Sommers von dem und jenem als Schlafsaal angesehen wird, wie das Gebet und die Predigt als Schlaflied. Aber wenn der Donner über ihren Häuptern rollt und die Nacht sich durch das Leuchten der Blitze zum Tag schauerlich erhellt, dann wird das Lager geflohen und der erzürnte Gott muß durch Beten und Gelübde versöhnt werden. Allerdings ist sie eine feierliche Zeit, die Gewitternacht und der Donner scheint die Herzen ebenso aufzulockern wie die Erde, besonders in der Einsamkeit der Nacht. Warum aber in einem Naturschauspiel gleich den erzürnten Gott sehen? Warum Zittern und Angst vor dem gütigen Schöpfer gegenüber, statt Bewunderung, Ehrfurcht und Anbetung? Ein Polizeiwicht, der unglücklichste auf Gottes Erdboden, wird allerdings schon durch das Rauschen des Laubes in Entsetzen gejagt, wie viel mehr durch das Gewitter.

Tausende von Malen hat sich der Erdball um die Sonne geschwungen und das Gewitter blieb in den Augen der Menschen nichts anderes als ein Auströpfeln der Zornschale des Ewigen, oder gar — so weit ging der Aberglaube von bösen Menschen — den Wettermachern. Nur ein bevorzugter Stand einzelner Völker, wie die Egypter und ihre Schüler, die Etrusker, scheinen diese Naturerscheinung näher gekannt zu haben. Die spitzigen Metallstangen

Digitized by Google

auf dem Tempel in Jerusalem deuten wenigstens auf Blitzableiter.

Erst unsere Zeit hat sich mit den Naturwissenschaften näher und allgemeiner befaßt, ihr verdanken wir nicht nur eine Erklärung der Gewitter, durch den Blitzableiter eine Abwehr des zerstörenden Strahles, sondern auch vielerlei Nachahmungen und die Dienstbarmachung der Electricitäten.

„Was ist denn eigentlich Electricität," wirst du, freundlicher Leser oder Leserin, nach dieser langen Einleitung fragen, „worin besteht sie?" Ja, sage mir zuvor genau, was das Licht ist, das dein Auge empfindet, erkläre mir, was die Wärme ist, die im Winter aus dem Ofen so wohlthuend auf die erstarrten Glieder wirkt, definire mir den Ton, der dein Ohr trifft und harmonisch aneinandergereiht dein Herz bewegt. Du kannst nur sagen, ich sehe, ich fühle, ich höre. Die Electricitäten kannst du nun mit allen fünf Sinnen wahrnehmen, wie wir weiter unten sehen werden, und man nennt sie nach ihren Wirkungen Kräfte. Was aber Kraft so ungefähr ist, oder vielmehr, wie sie sich äußert, hat dieser oder jener schon erfahren, wenn er theure Farben zu kaufen bekam im Streite mit einem stärkeren Gegner. Die Kraft, von der wir sprechen, die Electricitäten, wohnen vereinigt in allen Körpern und die ganze Erde ist ihre Heimath; gleich einem Geiste können sie spurlos durch jeden Körper hindurch, und nur wenn sie durch natürliche oder künstliche Mittel getrennt werden, werden sie den Sinnen der Menschen bei ihrer Wiedervereinigung bemerkbar und zeigen da sich in feuriger Gestalt. Einst sagte man von Geisterbeschwörern, hört sogar hin und wieder noch davon; o ja, wenn man die Kräfte der Natur weckt, wenn z. B. durch das Reiben eines entsprechend großen Harz- oder Glaskörpers Resultate erzielt werden, die dem Gewitter auf das Aeußerste ähnlich sind, kann man da nicht sagen, der Forscher beschwört den Geist (die Kräfte) der Natur herauf? Erinnert sich der geneigte Leser nicht unwillkürlich an jenes arabische Mährchen von Aladin, der durch das Reiben einer silbernen Lampe die an dieselben gebundenen Genien zum Erscheinen brachte? Durch natürliche oder künstliche Mittel werden die Electricitäten getrennt, dieser Mittel gibt es nun mehrere. Uns gestattet der Raum nur von der Entstehung der Gewitter zu reden und von jenem Mittel, das die Seele der Telegraphie hervorruft.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Die Abfälle von Weißblech, die gemeiniglich für werthlos erachtet und weggeworfen werden, lassen sich zweckmäßig verwerthen, indem man damit zinnsaures Natron, ein in der Färberei und Druckerei vielbenütztes Salz bereitet. Man löst in 45 Theilen Natronlauge von 1,35 spec. Gewicht 70 Theile Bleiglätte durch Kochen auf und bringt in diese kochende Lösung so viel Weißblechabfälle als von der Flüssigkeit bedeckt werden. Sehr schnell setzt sich dann metallisches Blei in Blättchen ab, und das Zinn des Weißblechs geht dafür in Lösung. Das Zinnsalz wird darnach durch Abdampfung der Flüssigkeit gewonnen.

Verschiedenes.

(Neue Nutzanwendung der Photographie.) Dieser Tage wurde in einem Münchener Gasthofe ein nicht unbedeutender Diebstahl an Geld, Uhren und Kleidern verübt, der Thäter auf eine eigenthümliche Weise entdeckt, denn in der Eile hatte er seine Photographie verloren oder liegen lassen und somit den besten Steckbrief selbst in die Hände der Polizei geliefert.

Charade.

In dem schönen Schweizerland
Nennt die „Erste" eine Stadt;
Mit der „Zweiten" schlug gewandt
David einst den Goliath.
Was die Beiden Dir bekunden,
Wird am Meeresstrand gefunden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 67. Samstag, den 4. Juni **1864.**

Der Frohsinn.

Es klebt's ein trüber Sinn, in dumpfem Brüten,
Vor Dornen keine Rosen blüh'n zu sehen,
Mit banger Scheu an jedes Werk zu gehen
Und gegen selbsterzeugtes Leid zu wüthen.

Und doch, die Welt ist voller Sang und Blüthen,
Wenn nur der Mensch die Sprache will verstehen,
Wenn nur die Brust durchströmet jenes Wehen,
Das Paradiese schafft und weiß zu hüten.

Ein froher Sinn, das ist der Schelmenjunge,
Der dieses schwere Räthsel löst im Fluge,
Und wo die Brücke fehlt, bereit zum Sprunge,

Ein froher Sinn verkittet manche Fuge,
Ein Leid im Innern, Scherze auf der Zunge,
Schmeckt er nicht Gift in jedem Wonnezuge.

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Homann war aufgeregt und vermochte es nicht zu verbergen.

„So wartet," sprach er, „ich will es ihr selbst sagen und sie mag Euch antworten."

Der Gedanke, daß sie sich weigern möge, durchzuckte ihn. Er trat zur Tyür, um sie zu rufen.

Claus sprang empor, um es zu verhindern.

„Jetzt nicht — jetzt nicht!" rief er. Hierauf war er nicht vorbereitet. „Laßt mich selbst — allein zu ihr sprechen."

Es war zu spät, der Deichbauer hatte sie schon gerufen.

Das Blut war dem jungen Manne in's Gesicht geschossen. Der nächste Augenblick sollte über sein Lebensglück entscheiden. Er war noch nicht darauf gefaßt. Verwirrt, ängstlich blickte er auf die Thür. Sein Herz schlug schnell, laut.

Da trat Marie ein, unbefangen, heiter. Von der Arbeit waren ihre Wangen etwas mehr geröthet, als gewöhnlich — sie sah schöner aus als je.

Der Deichbauer selbst schien jetzt in Verlegenheit zu kommen. Er faßte sich mit Gewalt.

„Marie," sprach er, seine Stimme bebte leise, „Claus hat um Dich angehalten, nun — nun gib ihm selbst Bescheid."

Das Mädchen erröthete. Unwillkürlich senkte es die Augen nieder. Es sollte Bescheid geben auf eine Frage, über die es noch nie mit sich selbst zu Rath gegangen war, an die es nicht einmal gedacht hatte.

Es schwieg und eine peinliche Stille für Alle trat ein.

Aengstlich blickte Claus Marie an. Auch des Deichbauers Auge ruhte auf ihr und ein triumphirendes Lächeln zuckte um seinen Mund, weil er in ihren Mienen zu lesen glaubte, daß sie nicht einwilligen werde.

„Sprich, Marie," drängte er. „Du hast ja zu entscheiden, — nicht ich."

„Ich halte es noch immer für Scherz von Euch," preßte sie endlich hervor.

„Nein," rief Claus, an sie herantretend, „es ist wahr und Gott ist mein Zeuge, daß ich es ehrlich und aufrichtig meine. Ich habe Dich geliebt, seitdem ich Dich zum ersten Male gesehen habe und mehr als ein Mal hat es mich gedrängt, Dir zu gestehen, wie es mir um's Herz war. Jetzt sprich, Marie — das Glück meines Lebens hängt von Deiner Antwort ab."

Des Mädchens Angst und Befangenheit

Digitized by Google

hatte sich gesteigert. Auf ihren Wangen wechselten Röthe und Blässe. Sie fühlte die Blicke, die auf sie geheftet waren.

„Laßt mir Zeit!“ rief sie endlich halb flüsternd und stürzte aus dem Zimmer.

Unbeweglich blieb Claus stehen und blickte ihr nach. Alle seine Hoffnung war mit einem Male gesunken. „Laßt mir Zeit!“ hallte es in seinem Ohre wieder. Was war dies anders, als eine Ablehnung? Kannte sie ihn nicht so gut, wie er sie kannte? Würde er über diese Frage einen Augenblick in Zweifel gewesen sein? Nur Zeit wollte sie gewinnen, um über die Art und Weise der Ablehnung nachzusinnen, um ihm nicht in's Gesicht zu sagen, daß sie ihn nicht liebe.

Claus verließ den Deichhof in der trübsten Stimmung. Es war ihm gereut, daß er diesen Schritt gethan hatte, gereut, daß er das Mädchen in sein Herz geschlossen, daß er überhaupt in dieser Gegend sich niedergelassen. Sein Stolz war verletzt. War es nicht eine Schmach für ihn, daß die Tochter eines Waldhüters ihn zurückgewiesen?! — Und doch wäre vielleicht Alles anders gekommen, hätte er mit dem Mädchen allein reden können. Auch gegen den Deichbauer richtete sich ein Theil seines Grolles.

Dieser jubelte anfangs über den errungenen Erfolg. Er hatte die festeste Hoffnung, daß Marie bei ihm bleiben werde. Bald kehrte indeß die ruhige Ueberlegung zu ihm zurück und er mußte sich gestehen, daß er nicht recht gehandelt habe, daß er dem Glücke des Mädchens nicht entgegenstehen dürfe.

Noch an demselben Abend sprach er mit Marie, um sie zu überreden, daß sie die Bewerbung des jungen Waldbauers nicht zurückweise. Er stellte ihr vor, wie Claus sie wirklich liebe und nicht darauf rechne, daß sie einst von ihm erben werde.

Und auch Marie war mit sich selbst zu Rathe gegangen. Sie mußte den jungen Mann achten und glaubte an seine Liebe, deßhalb gab sie ihre Einwilligung, so schmerzlich es ihr auch war, ihren väterlichen Beschützer verlassen zu müssen. Sie blieb zum wenigsten in demselben Dorfe, konnte ihn täglich sehen und für ihn Sorge tragen.

Ein eigenthümliches Gefühl belebte die Brust des Deichbauers, als er am anderen Morgen nach dem Waldhofe ging, um dem jungen Besitzer desselben des Mädchens Antwort zu überbringen. Es war Freude und Schmerz zugleich, was ihn bewegte. Außerdem hatte er die Genugthuung, Alles gethan zu haben, um Mariens Glück zu begründen.

Nicht ohne Aufregung empfing ihn Claus, der nichts Anderes als eine abschlägige Antwort erwartete. Kaum hatte der Deichbauer ihm indeß mitgetheilt, daß Marie die Seine werden wolle, so ergriff er ungestüm dessen Hand. Die Freudenthränen traten ihm in die Augen und er wandte sich ab, um sie zu verbergen. Dann riß er sich los und verließ den Hof, um zu Der zu eilen, die ihn so glücklich gemacht hatte.

Lächelnd folgte ihm der Deichbauer. So aufgeregt hatte er den jungen Mann noch nicht gesehen.

Jeden Tag, wenn die Arbeit vollendet war, eilte Claus nun nach dem Deichhofe, um die Abendstunde an Mariens Seite zu verbringen. Je mehr er das Mädchen kennen lernte, um so glücklicher fühlte er sich und nicht um eine halbe Welt hätte er ihren Besitz aufgegeben.

An ihrer Seite saß er eines Abends wenige Wochen später. Auch Marie hatte ihn wirklich lieb gewonnen und nicht der leiseste Zweifel stieg in ihr auf, daß sie mit ihm je unglücklich werden könne. Nur selten dachte sie noch an Franz, den sie todt glaubte, weil sie nichts wieder über ihn gehört hatte.

Früher als gewöhnlich wollte Claus an diesem Abende sie verlassen. Marie bat ihn, daß er noch bleiben möge.

„Laß mich fort,“ bat er, „ich finde heute keine Ruhe. Den ganzen Tag hat ein verdächtig aussehender Bursch den Waldhof umschlichen. Ich kenne ihn nicht, aber ich bin fest überzeugt, daß er nichts Gutes im Sinne hat. Deßhalb möchte ich zeitiger als sonst heimkehren.“

Er ging. (Fortsetzung folgt.)

Ueber Electricität und ihre geschwätzige Tochter, die Telegraphie.

(Fortsetzung.)

Die Sonne, welche einst an die Electricitäten die früher angeführte Standrede hielt, ist,

Digitized by Google

wie allgemein bekannt, ein Urquell nicht nur des Lichts, sondern auch der Wärme. Letztere Eigenschaft ist es, welche das Wasser verdunsten läßt und die am Himmel schweben den Dünste, die Wolken, erzeugt. Wenn die Hausfrau ihr Wasser, sei es zum Lieblingstranke, dem Kaffee, sei es zum Fleisch an das Feuer stellt, so wird sie, ehe das Wasser sprudelt, kleine Tröpfchen an dem Deckel hängen sehen; diese Tröpfchen stiegen als kleine, kleine Bläschen aufwärts, erkälteten sich an dem Deckel und fielen zu Tropfen zusammen. In ähnlicher Weise geht die Wolkenbildung vor sich, denn die Wolken sind nichts als Bläschen, welche durch Erkältung Tropfen werden und als Regen wieder zur Erde zurückkehren, oder als Schnee oder Hagel, wenn sie sich nicht nur abkühlen, sondern gar gefrieren. Durch dieses Experiment der Sonne, die Wolken zu bilden, entsteht eigenthümlicher Weise eine Trennung des Electricitätspaares; der Herr Positiv zieht in die Wolken und Madame Negativ bleibt, wie der Frau das Haus geziemt, bübsch auf der Erde hienieden, und ein Gewitter, das ist eine mit Gewalt herbeigeführte Wiedervereinigung des Paars, steht in Aussicht. Daher auch die richtige Prophezeihung im Volksmund nach einigen heißen Tagen, in denen die Wolkenbildung in verstärktem Maße vor sich ging: „Es muß ein Gewitter geben."

Beim Gewitter wird nun die beiderseitige Vereinigung mit Gewalt erzwungen, denn die trockene Luft sieht scheel zur Wiedervereinigung und verhindert diese nach Kräften; gleiche Eigenschaften wie die trockene Luft hat das Glas, das Harz, die Seide, der Schwefel, der Bernstein, der Kautschuk und noch einige andere (schlechte Leiter oder Isolatoren genannt). Die feuchte Luft dagegen und die Metalle (gute Leiter) haben am wenigsten gegen die Wiedervereinigung auszusetzen. Wenn ein heftiges Gewitter am Himmel steht, so hört man erfahrene Leute oft wünschen, wenn es nur regnete, weil sie wissen, daß das Gewitter dann aufhört. Es verbinden sich, sobald es regnet, die Electricitäten stillschweigend und den menschlichen Sinnen nicht bemerklich durch den guten Leiter, den Regen und die feuchte Luft. Ist aber die trockene Luft (schlechter Leiter) zwischen Erde und Wolken, so erfolgt die Vereinigung mit Gewalt unter Blitz und Donner und

„Aus den Wolken ohne Wahl
Zuckt der Strahl."

Stürzt dieser Strahl nun auf einen guten Leiter, auf Metall, auf einen Blitzableiter zum Beispiel, so geht er an diesem unschädlich in die Erde, höchstens daß er die Spitze schmilzt. Oft und viel winkt auch Madame Negativ von der Spitze der Blitzableiter aus, und es ist das Glühen der Spitzen der Ableiter während eines Gewitters Niemand anders, als Madame in ihrer feuerfarbigen Schönheit.

Findet der Herr Positiv auf der Erde auch keinen guten Leiter, so stürzt er aufs Gerathewohl auf eine hohe Spitze zu. Ist sie ein Baum, so zersprengt seine mächtige Hand ihn und wirft Feuer in seine Theile, wenn sie trocken sind. Ist sie ein Haus und er findet brennbare Stoffe, so zündet er, und die Menschen, die er antrifft, werden selten und nur wie durch ein Wunder von dem Strahle unverletzt bleiben.

Darum der Segen der Blitzableiter und Ehre seinem Erfinder, dem biedern Amerikaner, Benjamin Franklin!

Bei der gewaltsamen Vereinigung der beiden Electricitäten der Luft (atmosphärische Electricität), nehmen wir wahr: Lichterscheinung (Blitz); Wärme (Schmelzen metallischer Gegenstände, Entzündung brennbarer Stoffe); Knall (Donner, entstehend durch die plötzliche Theilung der Luft, ähnlich der Peitschenknall, der Flintenknall); mechanische Wirkung (Zersprengen von Gegenständen). Ferner der Schwefelgeruch, als ob der lebendige Gottseibeiuns einen Besuch abgestattet hätte; die Einwirkung auf die Nerven der Menschen, die bis zur Zerstörung des ganzen Organismus führen kann. In den weiteren Wirkungen ist aber der Blitz zu ungeschlacht, als daß man schadlos experimentiren könnte. So wird z. B. Niemand schmecken wollen, wie der Blitz auf der Zunge ist, doch hat man gefunden, daß er bald wie Essig, bald wie Salz schmeckt, es ist jedenfalls ein herber Geselle. Chemische Wirkungen bringt er auch hervor; der stets mit Aufmerksamkeit nach Norden sehenden Magnetnadel richtet er stracks den Blick nach einer andern Weltgegend. Die Hauptsache kommt aber jetzt noch. Das harte Eisen

Digitized by Google

wird durch das Durchblitzen der Electricitäten bleibend magnetisch, das weiche Eisen vorübergehend. Magnetisch nennt man ein Eisen, das die Kraft enthält, andere kleinere Körper von Eisen anzuziehen. Dies ist die Grundlage des bei uns eingeführten Telegraphen.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Flüssiger Dünger.) Der Universitätsgärtner in Freiburg im Breisgau bemerkte an den Ufern eines Baches an der Grenze des Gartens eine sehr üppige Vegetation, als deren Ursache er lediglich die stete Feuchtigkeit ansah. Einmal bemerkte er auf der Oberfläche des Wassers einen fahlblauen fettigen Schimmer und auf dem Grunde einen gleichgefärbten Schlamm; er rührte denselben tüchtig auf und nahm das Wasser zum Begießen. Schon nach 4 Tagen bemerkte er eine so wunderbar erhöhte und üppige Vegetation, daß er Forschungen nach dem Grunde dieser Erscheinung anstellte. Es ergab sich, daß jener schimmernde Ueberzug von dem in der nahen Gasanstalt zum Reinigen des Gases benutzten Wasser herrührte, das in den Bach abfließ. Man nahm solches zum Gießen und Ueberbrausen der Pflanzen und erzielte außerordentlich günstigen Erfolg. Das Gaswasser enthielt 5,55 Procent Ammoniak, das bekanntlich auch eine ausgezeichnete Nahrung für die Pflanzen ist. Aus wie vielen Gasanstalten läßt man noch dieses Wasser unbenützt fortlaufen und holt lieber Guano so zu sagen vom Ende der Welt um theuern Preis!?

Lesefrüchte.

Ist das, was wir unternehmen und verrichten, nicht recht und nützlich, so ist aller Ruhm thöricht und nichtig.

Je minder sich der Kluge selbst gefällt,
Um desto mehr schätzt ihn die Welt.

Vertraue zwei wahren Propheten Dich:
Sie nennen Erfahrung und Klugheit sich.

Verschiedenes.

(Ein Zweikampf.) Die Madrider Correspondencia schildert einen in Valladolid vorgekommenen Kampf zwischen einem Stier und einem Elephanten. Der in die Arena gelassene Stier war jung und hitzig; ohne Furcht vor dem Kolosse, den er vor sich sah, schritt er sofort zum Flankenangriff. Der Elephant aber war so gewandt in seinen Bewegungen, daß er dem anstürmenden Feinde stets mit seinen gewaltigen, indessen mit Pfropfen versehenen Stoßzähnen zu begegnen wußte. Als es dem Angreifer schließlich gelang, mit dem Kopfe die elfenbeinernen Pallisaden zu unterlaufen, beugte der Elephant nur fast unmerklich sein gewaltiges Haupt und drückte, noch ehe sein dickes Fell einen Ritz erhalten konnte, den Stier zu Boden, der denn auch gleich zu weiterem Kampfe unfähig liegen blieb, weil ihm drei Rippen vollständig durchgebrochen waren.

Folgende wörtlich getreue Bittschrift sandte ein Vater, dessen Sohn Soldat werden sollte, an den König von Preußen: „Thränenwerthester Herr König! Eure Majestät werden gütigst verzeihen, wenn ich Ihren Thron belästige. Ich bin Seidenwirker. Voriges Jahr brachte ich meinen Sohn zu Gott (er wurde confirmirt), dieses Jahr zum Tischler. Mein Sohn soll drei Jahre dienen, es könnte mit einem Jahr abgemacht sein und wird schon gehen. Eure Majestät haben ja schon bei mancher Gelegenheit ein Auge zugedrückt, drücken Sie noch ein Mal ein Auge zu."

Der Aufseher einer Porzellan-Niederlage hatte gehört, daß das Wort Comité einen Ausschuß bedeute; als er einem Fremden nun verschiedene Sorten Porzellan wies, unter denen sich auch sogenannter Ausschuß befand, sagte er auf letzteren zeigend: „Das ist Comité-Porzellan und taugt nicht viel."

Auflösung der Charade in Nro. 66:
Bernstein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 68. Dienstag, den 7. Juni **1864.**

Der Deichbauer.

(Fortsetzung.)

Der Deichbauer hatte sich schon früher zur Ruhe begeben. Auch Marie legte sich zum Schlaf nieder. Gewaltsam wollte sie jede Besorgniß von sich scheuchen. Immer und immer kehrten ihre Gedanken darauf zurück. Selbst im Traume verfolgten sie dieselben. Ihr Schlaf war ein unruhiger.

Sie erwachte wieder. Wie lange sie geschlafen, wußte sie selbst nicht. Es war still im Hause. Plötzlich hörte sie leise Tritte vor ihrer Thür. Sie glaubte sich getäuscht zu haben. Sie sprang aus dem Bett und horchte. Deutlicher vernahm sie die Tritte. Eine Thür wurde geöffnet, wie es schien, mit Gewalt.

Sie dachte nur an den Deichbauer. Sollte derselbe unwohl geworden sein! Hastig warf sie einige Kleidungsstücke über und verließ ihre Kammer.

Aus dem Zimmer, in welchem der Deichbauer seinen Geldschrank stehen hatte, drang ihr ein Lichtstrahl entgegen. Furchtlos schritt sie näher und trat in das Zimmer. Erschreckt wollte sie zurückfahren, als sie eine fremde Gestalt an dem Schranke beschäftigt sah. Sie kannte sie nicht.

Schon war sie indeß auch von der Gestalt, einem Manne, erkannt. Er sprang auf sie zu und hielt sie fest. In der Linken hielt er ein Licht. Auge in Auge trafen sie sich, und mit einem leichten Aufschrei drohte sie umzusinken — es war Franz, der ihr gegenüber stand.

Sie erkannte ihn sofort wieder, trotz seines verwilderten Zustandes.

Auch er schien nicht weniger erschrocken zu sein, denn Die, welche er geliebt hatte und noch immer im Herzen trug, hatte er hier am wenigsten erwartet.

Wie gelähmt sank seine Rechte, mit der er sie erfaßt hatte, nieder. Aber das Auge vermochte er nicht von ihr zu wenden. Sie war noch schöner geworden, als das Bild, welches er von ihr in sich trug. Seine Liebe erwachte mit einem Male zu voller Leidenschaft wieder in ihm. Er vergaß die gefährliche Lage, in der er sich befand.

Mit glühenden Augen beugte er sich über das halb ohnmächtige Mädchen.

„Marie — Marie!“ rief er mit gedämpfter Stimme. „Deinetwegen bin ich zurückgekehrt. Es hat mir drüben keine Ruhe gelassen. An Dich habe ich gedacht immer und immer! — Komm, fliehe mit mir!“

Er wollte sie umfassen. Sie raffte alle Kräfte zusammen und stieß ihn zurück.

„Fliehe — fliehe!“ rief sie, mit Mühe die Worte hervorbringend.

„Nicht ohne Dich! Wie schön Du geworden bist!“

Um seinen Mund zuckte ein fast teuflisches Lächeln.

„Du bist ja meine Braut. Haha! Dein Vater war böse, weil er glaubte, ich liebe ein anderes Mädchen als Dich; ich liebe nur Dich allein, darum sollst Du auch mein sein — mein!“

Gewaltsam wollte er sie umfassen.

Sie besaß nicht mehr Kraft genug, ihn zurückzustoßen. Ein lauter Hülferuf rang sich von ihren Lippen, dann sank sie bewußtlos nieder.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie in ihrem Bette.

Sie glaubte anfangs nur einen wilden, düsteren Traum gehabt zu haben — aber der

Digitized by Google

Deichbauer saß an ihrem Bette und sein Auge ruhte besorgt auf ihr.

Immer deutlicher trat das Erlebte wieder vor sie hin und unwillkürlich schauderte sie zurück und schloß die Augen wieder, als könne sie dadurch die Bilder von sich scheuchen.

Vergebens drang der Deichbauer in sie, ihm Alles zu erzählen. Er hatte ihren Hülferuf gehört, war herbeigeeilt und hatte sie ohnmächtig daliegend gefunden. Der halb erbrochene Schrank, fliehende Tritte, welche er gehört hatte, ein offnes Fenster auf der Vorflur hatten ihm verrathen, daß er hatte bestohlen werden sollen und daß Marie rechtzeitig dazu gekommen war.

Allein er vermochte nicht zu begreifen, weßhalb das Mädchen auf keine seiner Fragen Antwort gab, weßhalb sie Alles mit der Hand zurückwies und endlich flüsternd bat, er möge ihr jetzt Ruhe gönnen, später solle er Alles — Alles erfahren.

Konnte der Schrecken allein so mächtig auf sie eingewirkt haben? Er vermochte es nicht zu begreifen, und doch war es nicht anders möglich, denn verletzt war sie nicht.

Durch seine herbeigerufenen Knechte hatte er sofort die Spur des aus dem Fenster Entflohenen verfolgen lassen, sie hatten indeß Niemand gefunden.

Er ließ Marie Zeit zur Erholung, und da bereits der Morgen hereingebrochen war, mochte er sich nicht wieder niederlegen. In seinem Zimmer saß er und sann nach, wer die Verwegenheit gehabt haben könne, in sein Haus einzudringen. Nur Jemand, der mit des Hauses Räumen bekannt war, der wußte, daß er in jenem Schranke das Geld und Werthpapiere aufzuheben pflegte, konnte es gewesen sein.

Unwillkürlich dachte er an den Fall zurück, wo er bereits ein Mal beraubt war und zwar durch seinen eignen Stiefsohn und seine eigene Frau. Daß sie es gewesen waren, war er fest überzeugt, obgleich die Lippen seiner Frau es nie eingestanden hatten. Und Franz? Den schien längst die Strafe seiner Thaten erreicht zu haben, denn auch er hatte nichts wieder von ihm gehört.

Noch saß er sinnend da, als ein Knecht des jungen Waldbauers bestürzt zu ihm in's Zimmer stürzte und ihm mittheilte, daß sein Herr ihn bitten lasse, sofort nach dem Waldhofe zu kommen.

Erschrocken sprang er auf. Ein Unglück mußte geschehen sein, sonst würde Claus nicht so früh zu ihm geschickt haben. Er drang in den Knecht. Dieser erzählte ihm, daß sein Herr am Tage vorher mehrere Male einen verdächtig aussehenden Burschen in der Nähe des Waldhofes und auf demselbey bemerkt habe. Da er befürchtet habe, derselbe könne etwas Uebles gegen ihn im Sinne führen, so habe er mit ihm und noch einem Knechte die Nacht durchwacht. Einige Stunden nach Mitternacht hätten sie denselben Burschen sich dem Waldhofe nähern gesehen. Er habe einige Bündel trockenes Holz mit sich getragen und dieselben in einem Schuppen des Waldhofes niedergelegt. Dann habe er Feuer angezündet, und es sei ohne Zweifel gewesen, daß er den Waldhof habe in Brand stecken wollen.

Ehe er indeß dazu gekommen, seien sie aus ihrem Versteck hervorgesprungen und hätten ihn ergriffen. Er habe sich vergebens mit der Kraft der Verzweiflung zur Wehre gesetzt.

Sie hätten ihn in's Haus gebracht, allein er habe jede Auskunft über sich selbst und sein Vorhaben verweigert. Nicht ein Wort habe er gesprochen, nur ein paar leise Verwünschungen ausgestoßen. Um ihn in Sicherheit zu bringen, bis er heute Morgen dem Gerichte hätte überliefert werden können, sei er in das Erkerzimmer des Hauses geschafft. Die feste Thür sei verschlossen und von außen verriegelt, so daß ein Entweichen unmöglich gewesen sei. Dennoch hätten sie sich nicht zur Ruhe begeben, sondern in dem Wohnzimmer sich unterhalten; die Aufregung habe ohnehin jeden Schlaf von ihnen gescheucht.

Plötzlich sei das dumpfe Geräusch eines schweren Falles zu ihnen gedrungen. Erschreckt seien sie aufgesprungen und vor die Hausthür geeilt, woher das Geräusch gekommen sei. Da habe der Festgenommene vor ihnen gelegen, mit zerschmettertem Kopfe, todt.

Das Ende eines zerrissenen Strickes, welches er noch in der Hand fest gehalten habe, habe ihnen verrathen, daß er habe entfliehen wollen und herabgestürzt sei. Der Fall auf den Kopf habe seinen augenblicklichen Tod herbeigeführt.

„Und Ihr wißt nicht, wer er ist?“ warf der Bauer fragend ein.

Digitized by Google

„Nein," entgegnete der Knecht nach kurzem Zögern.

„Was soll ich aber dort?" fuhr der Deichbauer fort. „Zeigt es dem Gerichte an."

Er dachte in diesem Augenblicke daran, daß er selbst in dieser Nacht hatte sollen bestohlen werden. Die Vermuthung stieg in ihm auf, daß es dieselbe Person sein könne. Marie hatte noch nicht gesprochen — es konnte von Wichtigkeit werden, wenn er sich selbst von dem Aussehen des Todten überzeugte.

„Gut, ich werde mit Dir gehen," sprach er schnell entschlossen, und wenige Minuten darauf verließ er mit dem Knechte das Haus, nachdem er Befehl gegeben, Marie sein Fortgehen zu verschweigen, da er bald zurückkehren werde. (Schluß folgt.)

Ueber Electricität und ihre geschwätzige Tochter, die Telegraphie.

(Fortsetzung.)

Ehe wir bei der geschwätzigen Fräulein Telegraphie aber einen Besuch abstatten, wollen wir auch wissen, wo der Geschlechtsname von Herrn Positiv und Madame Negativ sich herschreibt.

Den alten Griechen schon war bekannt, daß der Bernstein, gerieben, die Fähigkeit erlange, kleinere Körper anzuziehen. Nun heißt aber Bernstein auf griechisch Electron, daher Electricität, Bernsteinigkeit, wenn man sich so ausdrücken will. Nicht nur der Bernstein, sondern alle die schlechten Leiter: Glas, Harz, Seide, Schwefel, Kautschuk, werden durch das Reiben in eine electrische Spannung versetzt, die in ihnen mehr als in andern Körpern ruhenden Electricitäten trennten sich, Mann und Frau werden uneins. Der geneigte Leser reibe nur eine Harzstange an einem wollenen Lappen und er wird finden, daß die Stange kleine Papierschnitzel, Fadenstückchen, anzieht und dann wieder abstößt. Dies sind die primitiven Versuche, die aber, wie wir eben schon angedeutet haben, so sehr vervollkommnet worden sind, daß man Blitze und Donner, natürlich nur im Kleinen und in einem Zimmer darstellen kann, von der Stärke aber doch, daß einen Ochsen sogar, nicht nur einen Menschen der künstlich erzeugte Strahl tödtete.

Dies Electricitätspaar, welches im Gewitter sich wieder vereinigt, nennen die Gelehrten die atmosphärische Electricität, jenes, das durch das Reiben von Körpern den menschlichen Sinnen bemerkbar wird, die Reibungs-Electricität und die weitere künstliche Trennung des Electricitätspaares, welche das Leben des telegraphischen Apparats erzeugt, die Berührungs-Electricität (Galvanismus).

Machen wir nun Fräulein Telegraphie unsere Visite.

Das Wort Telegraph bedeutet Fernschreiber. Fernschreiber gab es auch vorher, ehe die Electricität zu dem Sclavendienste gezwungen wurde. Es waren Balken auf Höhen errichtet, versehen mit einem beweglichen Querstück, das durch verschiedene Stellungen zu dem aufrechtstehenden Balken verschiedene Zeichen andeutete. So von Höhe zu Höhe waren diese Zeichengeber aufgestellt. Wenn nun der erste ein Zeichen machte, so wurde dasselbe sogleich durch seine Bedienung vom nächsten wiederholt und vom dritten weiter getragen, in ähnlicher Weise, wie die berittenen Vorposten der Heere durch einen mehr oder minder raschen Kreisritt die schneller oder langsamer nahende Gefahr andeuten. Daß diese Zeichengeber nur bei hellem Wetter, bei Nacht jedoch gar nicht benützt werden konnten, erklärt sich von selbst. Die heutige Telegraphie kümmert sich weder um Tag noch um Nacht, weder um klare noch trübe Tage, und geht mit einer Schnelligkeit vor sich, die jedem Uneingeweihten wie Zauberei vorkommt. Mit andächtigem Scheu blickt der Aufgeber einer ersten Depesche auf das geheimnißvolle Leben in den Apparaten und findet keine Grenze seines Erstaunens, wenn er, kaum ist seine Depesche abtelegraphirt, gleich wieder die Antwort klopfen hört, wo ein reitender Bote vielleicht einen Tag gebraucht, der schnellste Vogel aber diese Schnelligkeit entfernt nicht erreicht hätte.

Kein Wunder, wenn man oft und viel ausrufen hört, wenn jetzt Einer käme aus dem vorigen Jahrhundert, wie würde der sich vor Erstaunen auf den Kopf stellen, würde sich bekreuzigen und Höllenkünste ver-

Digitized by Google

muthen, wenn man ihm sagte, den Menschen mache eine Entfernung von Tagreisen nichts mehr aus, sie sprechen mittelst des Blitzes mit einander, als ob sie sich gegenüberständen. Jener Bauer hatte entgegengesetzt diesem Grausen eine viel bessere Meinung von dem Telegraphen. Hängt der seinem lieben Fritzle ein Paar neue Stiefel an den Telegraphendraht und meint, der Telegraph werde die Stiefel schon richtig spediren. Sie fanden nun allerdings einen Empfänger in der Person eines vorüberziehenden Handwerksburschen, der sein ausgedientes Paar dafür hinaufhängte. „Potz der Tausend!“ ruft der später wieder herzukommende Vater, „schickt der Fritzle seine alten Stiefel schon wieder retour, Respect vor dem Telegraphen!“

Respect hatte Jener, wie es scheint, auch, der seine weinselige Laune dadurch äußerte, daß er mit einer Telegraphenstange in etwas unsanfte Berührung kam und entrüstet ausrief: „Muß jetzt auch ganz Stuttgart wissen, daß ich heute einen Zopf hab'!“

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Um den Mastschweinen die Freßlust zu erhalten, empfiehlt das „Würzb. Wochenblatt“ folgendes einfache Mittel. In ein Gefäß bringt man Hafer, bedeckt ihn schichtweise mit Salz, gießt dann über das Ganze ein wenig Wasser und gibt davon jedem Schweine täglich zwei Hände voll in mehreren Portionen.

Lesefrüchte.

Wer dem Andern seinen guten Namen stiehlt, beraubt ihn einer Sache, die ihn nicht bereichert, den Andern aber wirklich arm macht.

Der Weise schweigt dem lügenden Gerüchte,
Erfüllt des Rechtthuns hohe Pflicht;
Scheut weder Thor, noch Böseswicht,
Und wandelt fort in stiller Zuversicht
Mit immer heiterm Angesichte,
Der Sonne gleich, wenn sie durch Nebelwolken bricht
Und sie bekrönt mit eignem Lichte.

Verschiedenes.

„Als bei der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung in Mannheim an Pfingsten vorigen Jahres eine Fahrt nach dem Heidelberger Schloß unternommen wurde und der Zug der Lehrer durch Heidelberg sich bewegte, standen an der Ecke einer Seitenstraße unter den vielen Neugierigen 2 Jungen, die sich über die vielen Lehrer wunderten. Da sagte der eine zum andern: „Du, weißt, was ich möcht'? Wenn ich nur so viel Kreuzer hätt', als die allz'samm schon Hieb austheilt haben!“

Des einst berühmten französischen Dichters Manegot fromme Schwester war so gegen die Poesie eingenommen, daß sie eines Tages einen einflußreichen Bekannten auf die Seite nahm und ihm sagte: „Rechnen Sie es nur uns nicht an, daß der abscheuliche Mensch, mein Bruder, Verse macht. Wir Alle halten auf Ehre und Reputation, und er ist der Einzige, der deßhalb unserer Familie zur Schande gereicht.“

(Salmiak als Feuerlöschmittel.) In Nantes (Frankreich) war kürzlich in dem gewölbten Keller eines Droguisten Benzin in Brand gerathen. Da nun Wasser auf brennendes Benzin keine Wirkung übt, rieth ein Apotheker, einen Eimer Salmiak in den Keller zu schütten. Dies geschah und die Flamme erlosch wie durch Zauberschlag.

Ein rothhaariger Geliebter schrieb an seine ebenfalls ziemlich impertinent blonde Geliebte: Mögen unsere beiderseitigen Flammen erst im hohen Alter erlöschen.

Charade.

Wer meine Erste nur ein Mal hat,
Ist meine Zweite noch nicht.
Das Ganze ist ein schönes Land,
Des Fürst hat großes Gewicht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 69. Donnerstag, den 9. Juni **1864.**

Der Deichbauer.

(Schluß.)

Mit raschen Schritten näherte er sich dem Walkhofe. Eine Unruhe hatte ihn erfaßt, über welche er sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte. Der junge Waldbauer empfing ihn mit einer Aufregung, die er vergebens zu verbergen sich bemühte.

Zurückhaltend, halb zaghaft erzählte er ihm den ganzen Vorfall. Weßhalb diese Zaghaftigkeit? Was ging ihn ein Verbrecher an, der bei dem Fluchtversuche um's Leben gekommen war?

Je weniger er sich auf diese Frage Antwort zu geben vermochte, um so mehr steigerte sich seine Unruhe.

„Wo ist der Todte?" fragte er endlich.

„Auf der Scheunentenne," erwiederte Claus. Er schien noch etwas hinzufügen zu wollen, schwieg indeß, als der Deichbauer ihn fragend anblickte.

Rasch schritt dieser auf die Tenne zu. Der Todte lag in der Mitte derselben. Die Morgensonne schien durch die geöffnete Thür und traf das blutbefleckte Antlitz des Todten. Die gebrochenen, starrblickenden Augen waren noch nicht geschlossen.

Mit festem Schritte war der Deichbauer dicht an den Todten herangetreten. Plötzlich fuhr er erschreckt zurück. Seine Hand erfaßte krampfhaft den Arm des jungen Waldbauers, sein Blick war starr auf das Antlitz des Todten gerichtet.

„Es ist Franz — Franz!" rief er.

„Also Ihr erkennt ihn auch?" sprach Claus. „Weder ich noch meine Knechte haben ihn je gesehen, mein Taglöhner wollte ihn erkennen. Ich glaubte ihm nicht — deßhalb ließ ich Euch rufen."

„Er ist es — dort über dem linken Auge die Narbe — er ist es — sein Haar — sein Auge!"

Jetzt erst begriff er, weßhalb Marie so sehr erschreckt war und sich kaum erholen konnte. Ihn hatte sie gesehen, er hatte ihn zum zweiten Male berauben wollen. Gewißheit mußte er hierüber haben.

„Laßt ihn liegen, wie er ist," rief er. „Laßt Niemand zu ihm — ich muß jetzt nach Haus — zu Marie. — Ihr wißt noch nicht — kommt mit mir — schließt die Scheuer zu — kommt!"

Er eilte fort. So wenig Claus ihn auch begriff, so folgte er ihm doch. Den Namen des geliebten Mädchens hatte er genannt, das hatte ihn besorgt gemacht. Was war mit ihr?

Er holte den Deichbauer ein, und mit wenigen abgerissenen Worten theilte dieser ihm den Vorfall in seinem eigenen Hause mit.

Sie erreichten den Deichhof. Marie hatte nach Homann verlangt und er ging zu ihr.

„Laßt mich allein zu ihr gehen," sprach er zu Claus. „Sie wird mir mittheilen wollen, was ihr auf dem Herzen liegt. Sie hat noch keine Ahnung, wie schnell den Buben die Strafe erreicht hat."

Er traf das Mädchen im Bette aufrecht sitzend. Ihre Wangen waren blaß. Als er ihr die Hand reichte, beugte sie sich über sie und ihre Thränen flossen darauf.

„Sei ruhig, Marie!" suchte er sie zu beschwichtigen.

„Ihr sollt Alles wissen," schluchzte sie.

„Rege Dich nicht auf, Kind — ich weiß

es bereits — Franz ist diese Nacht hier gewesen; er — er hat mich berauben wollen."

Erstaunt richtete sie sich empor. Woher wußte er dies? War Franz vielleicht ergriffen und dem Gerichte überliefert? Sie zuckte zusammen. Ihr Herz hatte nichts mehr mit ihm zu schaffen, aber er war ihr Geliebter gewesen und der Gedanke beängstigte sie, daß sie selbst gegen ihn zeugen müsse.

„Ist er ergriffen?" fragte sie zitternd.

„Er ist todt," erwiederte der Deichbauer. „Ein anderes Gericht, als das der Menschen hat ihn erreicht und gerichtet, ehe er zu seinen früheren Verbrechen noch neue hinzugefügt!"

Er erzählte ihr nun den ganzen Vorfall auf dem Waldhofe.

Das Gesicht mit beiden Händen bedeckt hörte sie ihn schweigend an. Erst als er sie fragte: „Hat er nichts zu Dir gesprochen?" erwiderte sie:

„Ich weiß es nicht mehr. Ich hatte keine Ahnung, daß er zurückgekehrt sei. Bis zum Tode erschrocken war ich, als ich ihn plötzlich vor mir stehen sah."

„War er schon in dem Zimmer — an dem Schranke?"

„Ja."

„Woher wußtest Du dies?"

„Ich hatte Schritte vernommen und glaubte, Euch sei irgend Etwas zugestoßen."

„Fragte er nicht nach seiner Mutter?"

„Nein — ich weiß es nicht — der Schrecken raubte mir fast die Besinnung."

Der Deichbauer forschte nicht weiter nach.

Noch an demselben Tage kam ein Gerichtsbeamter aus der Stadt. Erst jetzt wurde der Todte untersucht, nachdem mehrere hinzugezogene Zeugen seine Identität mit Franz bestätigt hatten.

In seinem Rocke befanden sich einige Papiere, welche bewiesen, daß er wirklich in Amerika gewesen war, auch ein Paß, dessen Signalement ziemlich genau mit ihm paßte, der indeß einen anderen Namen als den seinigen trug.

Seine gänzlich zerlumpte Kleidung, sein halb verhungerter Zustand bewiesen deutlich genug, daß das Geld, mit welchem er entflohen war, ihm wenig Segen gebracht hatte. Nur zu schnell schien er es verthan zu haben.

Wahrscheinlich hatte die Noth und der Gedanke, daß seine Mutter Alles für ihn thun werde, ihn zurückgetrieben.

Zwei Tage später gegen Abend wurde er ganz in der Stille zum Friedhofe getragen und dort in einer Ecke in die Erde gesenkt. Niemand folgte ihm. Die Männer, die ihn hinaustrugen und die Erde auf seinen Sarg schaufelten, sprachen nicht einmal ein Gebet für ihn.

* * *

Das Geschick hatte die Lebensaufgabe, welche der Deichbauer sich gesetzt hatte, erfüllt. Der Mörder seines Sohnes war bestraft. Nicht ohne innere Genugthuung konnte er hieran denken.

Wenige Wochen später feierte Marie mit Claus ihre Hochzeit und zog nun nach dem Waldhofe. Es kam ihm schwer an, das Mädchen von sich zu lassen. Es ging nicht anders. Allein wollte er den Hof bewirthschaften. Nur wenige Tage hielt er dies aus, dann bat er den Wassermüller, daß er seine Tochter zu ihm geben möge, und Gertrude trat nun an Mariens Stelle.

Als aber auch Gertrude nach einem Jahre sich verheirathete und er wieder allein dastand, übergab er Claus seinen Hof, nachdem er, weil er nur entfernte und reiche Verwandte hatte, sein übriges Vermögen in einem Testamente Gertruden vermacht hatte.

Nun kam wieder Leben und heiterer Sinn auf den Deichhof, und war auch des Deichbauers Haar in den letzten Jahren weiß wie Schnee geworden, sein Gemüth schien von Jahr zu Jahr wieder frischer und jugendlicher zu werden; nur die Vergangenheit durfte Niemand erwähnen.

Ueber Electricität und ihre geschwätzige Tochter, die Telegraphie.

(Fortsetzung.)

So existiren noch mehrere Anekdoten, und das Komische derselben wollen wir versuchen darzuthun, nur vorher noch das, daß es unrichtig ist, wenn man die unter den Leitungen schon todt gefundenen Vögel für durch den electrischen Strom getödtet annimmt; nicht die Electricität war es, die sie tödtete, son-

Digitized by Google

dern der Eisendraht allein, an den sie im schnellen Fluge anstießen.

Wir haben bereits dreierlei Arten erwähnt, die Electricitäten hervorzubringen, beziehungsweise Herrn Positiv und Madame zu trennen. Außer diesen dreien gibt es noch einige andere, die aber nicht hierher gehören. Uns interessirt hier nur noch die erwähnte Berührungs-Electricität (Galvanismus), die Seele der heutigen Telegraphie.

Eine Frau war es, die Gattin des Lehrers der Chirurgie, Galvani, in Bologna, welche im Jahr 1790 zufällig den ersten Anfang der Berührungselectricität entdeckte, daher Galvanismus. Mehrere Jahrzehente brauchte es aber, bis der Galvanismus besser kennen gelernt und zur Telegraphie benützt wurde. Dadurch, daß zwei Metalle mittelst eines feuchten Körpers (also eines guten Leiters) verbunden werden, wird diese Art von Electricität den menschlichen Sinnen bemerkbar. Kupfer und Zink werden in der Regel benützt. Die Batterie, welche die Electricität in größerer Menge scheidet, besteht aus mehreren Verbindungen von Kupfer, feuchtem Leiter, Zink. In Württemberg besteht die zum Telegraphiren benützte Batterie aus einer Anzahl Gläser, gefüllt mit Salzwasser, (feuchter Leiter), in welchen je in Form von hohlen Cylindern Kupfer (überkupfertes Blei) und Zink sich befinden, Anfang und Ende der Batterie werden, wie der Nord und der Süd der Erde, die Pole genannt. Man spricht von Zinkpol, von Kupferpol. Die Gläser stehen in der Art mit einander in Verbindung, daß der Kupfercylinder des einen Glases mit dem Zinkcylinder des andern Glases verbunden ist, wenn also die Batterie mit Zink anfängt (Zinkpol), sie mit Kupfer aufhören muß (Kupferpol). Die positive Electricität sammelt sich nun am Anfang der Batterie, dem Zinkpole; die negative häuft sich am Ende derselben, dem Kupferpole an, jeden Augenblick bereit, hervorzuschießen, sobald sich außerhalb der Batterie eine Verbindung mit dem andern Pole gibt. Die Berührungs-Electricitäten zeigen bei ihrer Vereinigung nicht den hitzigen Character der atmosphärischen Electricitäten, sie können keine Linie weit durch die trockene Luft springen, sondern sie müssen einen Leiter, Metall oder feuchte Luft als Straße haben; dafür aber bilden sie auch einen monatelang andauernden Strom, während die atmosphärische und Reibungs-Electricität in Form von Schlägen in viel kürzerer Zeit ihre Kräfte verpuffen. Wie die Nachkommen des ersten Menschenpaares gleich in den ersten Zeiten verschiedene Charactere zeigten, wie man die Verschiedenheit wirklich noch jeden Tag an den Menschen bemerkt, ja wie ganze Nationen sich von einander unterscheiden, insbesondere auch in der Art zu lieben, so möchten wir beinahe sagen, so unterscheiden sich von einander in der Weise ihrer Vereinigung die verschiedenen Herren Positive nebst Mesdames.

Von dem Zinkpole, der Station des Positiv aus, geht nun ein Draht auf ein Tischchen, den Apparat. Dort ist er bei dem sogenannten Taster oder Schlüssel (mit dem der Telegraphist hämmert) etwa eine Linie unterbrochen, zieht dann an einer auf dem Tischchen angebrachten Magnetnadel vorüber hinaus in das Freie auf die Stangen mit den Glaskappen bis zur nächsten Station; dort geht er wieder an einer Magnetnadel des Apparats vorüber, zieht sofort in vielen Windungen um zwei anfrechtstehende Walzen von weichem Eisen herum und fährt dann zurück in's Freie und in die feuchte Erde hinunter, in der Regel in einen Brunnen.

Von dem andern Pol, dem Wartplatze von Madame Negativ, führt ebenfalls, ohne den Draht des Herrn Positiv irgendwo zu berühren, ein Draht durch den Apparat (das Tischchen) hindurch, in die feuchte Erde. Der positive Draht mündet also erst auf der nächsten Station in die Erde, der negative gleich auf der ersten der beiden angenommenen Stationen. Die feuchte Erde, in welche beide Drähte gehen, ist nun ein guter Leiter, sie würde das Electricitätspaar nicht hindern, sich zu vereinigen, aber die liniengroße Unterbrechung des Drahts (Schlüssel) bleibt die Ursache der Trennung. Besehen wir diesen Taster oder Schlüssel näher. Denken wir uns an den Hahnen einer gewöhnlichen Flinte, ohne Stangenfeder, den Draht aus dem Zinkpole angelöthet, an dem Zündkegel aber seine Fortsetzung, so haben wir ungefähr das Bild des Tasters. Sobald der Hahnen den Zündkegel berührt, ist ein für die Elec-

Digitized by Google

trieitäten fahrbare Straße über die Glasklappen nach der andern Station und durch deren Brunnen zurück zu dem Brunnen der ersteren Station, von da zum Kupferpol hergestellt, welche Straße aber sogleich wieder unterbrochen wird, sobald man den Hahnen vom Zängkegel entfernt, das heißt den Taster oder Schlüssel öffnet. Drückt der Telegraphist die Taster wieder nieder, so ist die Straße wieder fahrbar, und mit einer Schnelligkeit, die in der Sekunde 60,000 Meilen durchmißt, sucht der Herr Positiv zu Madame Negativ zu kommen. Nun hat die Erde nur 5400 Meilen im Umkreis und ein dazu aufgelegter Leser wird nun berechnen können, wie oftmal die Electricität in einer Sekunde um den Erdball stürzen würde, wenn spiralförmig sich ein gut isolirter Draht um die Erdwände. Ein für das schöne oder zarte Geschlecht noch so begeisterter Mann würde sich, meinen wir, doch besinnen, mit einer solchen Gelegenheit der schönsten und geistreichsten Frau einen Besuch abzustatten; es würde ihm Hören und Sehen vergehen, wenn er in der Dauer eines Augenblinzels etwa elf Mal um die Erde reisen würde, auf die Reisebeschreibung müßten wir jedenfalls verzichten, wenn auch die Fahrt jedes Mal über Afrika gemacht worden wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Charles Bey empfiehlt zur Raupenvertilgung folgendes Mittel: Er legt Kohlen in eine kleine tragbare Kohlenpfanne, wirft dann in die Glutkpulverisirtes Harz mit etwas Schwefelpulver vermischt und bringt den hierdurch entstehenden Rauch unter den Baum, auf dem sich die Raupen befinden. Die meisten Raupen fallen gleich herunter, und die auf dem Baume bleiben, sind todt. Man muß aber womöglich einen Augenblick wählen, in dem der Wind unmerklich ist, damit der Rauch nicht zu früh zerstreut wird.

Das Menschenherz.

Das Menschenherz ist groß und weit!
Die Berge, Thäler, Länder, Meere,
Die Sonnen und die Sternenheere
Umfängt's und trägt's in Seligkeit.
Das Menschenherz ist gar so weit!

Und wieder ist das Herz so klein!
Hat es in sehnendem Verlangen
Ein ihm verwandtes Herz umfangen,
Wird's übervoll von ihm allein,
Und wieder ist das Herz so klein!

Verschiedenes.

(Friedrich Wilhelm III. und Napoleon.) Als der König von Preußen beim Tilsiter Friedensschluß um die Erhaltung der Herzogthümer Anspach und Baireuth bat und dabei bemerkte, diese Provinzen wären die Wiege seines Hauses, sagte Napoleon kalt: „Gewöhnlich zertrümmert man die Wiegen, wenn man größer wird.“ — „Ich werde nicht weiter um die Erhaltung dieser Länder bitten,“ antwortete Friedrich Wilhelm, „Sie können ja nicht fühlen, was es heißt, angestammte Länder zu verlieren!“

Ein Geistlicher in Irland, der eine Leichenrede gehalten hatte, konnte sich, als er das vorgeschriebene Gebet las, bei der Stelle: „dieser unser Bruder“ nicht gleich besinnen, ob die Leiche ein Mann oder eine Frau gewesen war; er wendete sich deßhalb leise an einen ihm nahestehenden Begleiter der Leiche und fragte: „Ist es ein Bruder oder eine Schwester?“ — „Keins von beiden,“ antwortete der Irländer, „nur Bekanntschaft, Herr Pfarrer.“

Soll man sagen Kamelien oder Kameellien? Richtiger und passender wäre vielleicht das Letztere, da der Missionär Kamelli uns 1739 diese herrliche Blume aus ihrem Vaterland herübergebracht haben soll.

Auflösung der Charade in Nro. 68:
Frankreich.

Redaktion, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 70. Samstag, den 11. Juni **1864.**

Myosotis palustris!

(Vergißmeinnicht.)

Sonett.

I.

Beschattet von dem Blätterdach der Weide,
Vom Wellenschlag getränket und umflossen,
Hat lieblich sich dein Blüthenkelch erschlossen,
Du zartes Blümchen, meiner Augen Freude.

Da blickst du nun, im schmucklos grünen Kleide,
Vom Perlenthau des Morgens übergossen,
Der treusten Liebesglut dereinst entsprossen,
Hinab in's Bächlein, ach! im tiefsten Leide.

Ein fühlend Herz hat, nach uralter Sage,
In's nasse Grab genommen seine Liebe,
Gebrochen selbst im Tode nicht die Treue.

Du stehst als Pfand hievon bis heutzutage
Am Rand des Bächleins, und die Frühlingstriebe
Sie locken dich in's Dasein stets auf's Neue. —

II.

Auch meine erste Liebe ist zerronnen
Wie eitel Hauch, wie Dunst im Morgenwehen,
Wie Nebel in dem Sonnenschein vergehen!
Drum hab' ich, Blümchen, dich so lieb gewonnen.

Sinnbild der Treue! Wär' auch nur ersonnen
Die schöne Sage, hat, seh' ich im Wehen
Des Frühlingsodems dich am Bächlein stehen,
Die alte Lieb' sich immer neu entsponnen.

Wie Epheuranken fort und fort umschließen
Im Tode noch den abgestorbnen Baum,
An Stamm und Aesten gipfelwärts sich ziehn:

So sollst du Blümchen grünen und entsprießen
Im Herzen mir, bis zu der Tage Saum:
Des seligsten Gefühles Immergrün. —

R. H. Raquet.

Die Versuchung.

Der Banquier Müller in S. ging unruhig in seinem Arbeitscabinet hin und her, als sein Hausarzt Dr. Stein bei ihm eintrat.

„Guten Tag, lieber Müller, wie geht es? Zeige deine Zunge, deinen Puls! — Dir fehlt nichts, Adieu!"

„Gemach, lieber Karl, ich habe mit dir zu reden, doch nicht wegen meiner!"

„Etwa wegen deiner Frau?"

„Leider!"

„Du seufzest? Doch ich sah sie ja erst gestern im Theater, frisch und strahlend wie immer! — Also nochmals, Adieu!"

„Karl, im Namen unserer Freundschaft, nur zwei vernünftige Worte, meine Frau beunruhigt mich sehr!"

„O man kennt das, sie ist dir zu schön, ich begreife; doch ich kann dir nicht helfen. — Es geht dir wie Allen; in den ersten Jahren seid ihr stolz auf die Reize eurer Frauen, bald aber liebt ihr in dem Weibe nur noch eure Gattin, nicht mehr die Schöne, ihr werdet ängstlich; das, was euch vorher entzückte, wird nun eine Last. Eine schöne Frau ist dann nur noch ein beschwerlicher Luxus, ein glänzender Ausbängeschild, dessen verlockende Seite nach der Straße hingekehrt ist und dessen Rückseite euch bleibt. Ergib dich darin und halte mich nicht auf!"

„Wenn ich dir aber sage, daß meine Frau seit einigen Monaten leidend ist!"

„Schon seit Monaten? Erkläre dich bestimmter."

„Das physische Wohlbefinden meiner Frau läßt allerdings nichts zu wünschen übrig; ich rede von ihrem moralischen Zustande. Sie, die ich vor Zeiten das liebenswürdigste Weib,

Digitized by Google

die beste Mutter nennen durfte, mein Stolz und meine Freude, ist seit einiger Zeit wie umgewandelt. Ich kenne sie nicht mehr, alle ihre guten Eigenschaften haben den widerwärtigsten Eigenheiten Platz gemacht."

„Teufel, das ist ernsthaft und führt mich gerade auf mein Feld. Also eine neue Verkörperung des bösen Geistes in Frauengestalt, da muß ich freilich näher zuhören. — Du weißt, ich verdanke eben den psychologischen Kuren meinen Ruf, und dein Fall berührt also mein Fach nicht minder als meine Freundschaft für dich. Wer die Unzulänglichkeit unseres materiellen Wissens, trotz aller Fortschritte der Wissenschaft, so tief fühlt wie ich, und dabei noch Gewissen genug hat, um seinen Mitmenschen nicht als bloßes Object für seine Experimente anzusehen, der wird unwillkürlich auch in der Medicin auf das geistige Gebiet hinüber gezogen. Ich nenne mich vor Allem gerne einen Seelenarzt, und habe stets mit Vorliebe die Leiden in ihrer Entstehung beobachtet, welche nur ihre Quelle in gesellschaftlichen Uebelständen zu haben scheinen. Das Gift, das diese absetzen, läßt sich zwar nicht immer entfernen, aber man kann ihm oft noch zeitig die Einwirkung auf die empfängliche Stelle verschließen, und wo es nicht mehr gelingt zu heilen, kann ich wenigstens trösten. — Mich trifft dann nie ein Vorwurf, wenn ich auch keinen Dank ernte."

„Ich weiß, du bist ein braves Gemüth, und so rar du dich oft lange Zeit machst, so habe ich doch die unbegrenzteste Zuversicht in deine Kenntnisse und deine Freundschaft. Ich werde wohl beide brauchen, denn ich bin recht unglücklich."

„Geh, du siehst wohl zu schwarz, doch gib mir vor Allem die Krankheitsgeschichte."

„Das ist nicht ganz leicht. Die Veränderung, welche mit dem Charakter meiner Frau vor Kurzem vorging, zeigt sich bis jetzt nur dem aufmerksamsten Auge, und doch schreitet sie für dieses unaufhaltsam vorwärts. Eines Tages, ohne alle sichtbare Veranlassung, hat meine sonst so sanfte Julie plötzlich die Miene eines gehorsamen, aber gereizten Opfers angenommen. Die Weltdame, deren feiner Geschmack jede Uebertreibung verabscheute, sprach plötzlich in der Weise der Unterdrückten, ließ gewisse herbe, verzweifelte Worte fallen, wie sie der „Gefangene von Chillon" nicht düsterer auf die Wände seiner Zelle hätte eingraben können. Mit Schrecken bemerke ich, wie ihre sonst nüchterne Sprache sich zeitweise in einen unbestimmten poetischen Dunst hüllt. Ein ander Mal hat ihr Gespräch, früher so naiv, ja fast kindlich, plötzlich etwas Zweideutiges, sie stellt Fragen, deren Neugierde ans Unschickliche grenzt, und dabei schaukelt ihr Ausdruck fortwährend zwischen der weltschmerzlichen Phrase eines Byron und dem platten Jargon unserer Köchin. Doch damit noch nicht genug; meine Julie sieht jetzt nicht nur ihren Mann für ihren Tyrannen und sich für eine unverstandene schöne Seele an, sie behandelt auch ihre Kinder wie eine Last. Sie spricht nicht mehr von ihnen, sie kümmert sich nicht um sie. So hat sie mir denn eines Tages die eheliche Dornenkrone tief in die Stirne gedrückt, plötzlich, ohne allen Anlaß meinerseits! Begreifst du das?"

„Vielleicht!"

„Doch stille, da kömmt sie selbst, beobachte. Ich werde dir zuweilen Winke geben!"

Der Doctor eilte schnell zu Müller's Secretär und that, als schreibe er dort etwas nieder.

Julie, welche nun in der Thüre erschien, war eine stolze Schönheit in den Dreißigen, auf deren Stirne zwar ein leiser Zug von Melancholie lagerte, die jedoch im Uebrigen nichts von körperlichen oder geistigen Leiden verspüren ließ. Ihre Toilette und besonders der Hut, den sie bereits aufgesetzt hatte, verriethen ihre Absicht, auswärts Besuch zu machen. Sie hatte offenbar erwartet, ihren Mann allein zu finden, denn sie rief beim Eintreten ziemlich überrascht: „Wie, du hast Besuch?"

„Es eigentlich nicht," entgegnete der Doctor mit einer Verbeugung, „ich hatte nur schnell eine Notiz zu machen und bat deßhalb Ihren Gemahl für einen Augenblick um Schreibzeug. Sie erlauben doch, daß ich fortfahre?"

„Gerne; aber, Doctor, Sie machen sich ja so selten, daß Sie mir fast wie eine Traumgestalt vorkommen."

„Entschuldigen Sie das mit meinem Beruf, verehrte Frau, ich lebe vor Allem für die Unglücklichen."

Digitized by Google

„Für die Unglücklichen!“ versetzte Julie bitter. „Freilich, wir — haben Geld, da müssen wir zurückstehen!“

Müller hustete und auch dem Doctor schien Etwas die Kehle zu reizen, doch überließ er, zu seinem Schreibtisch zurückkehrend, die beiden Ehegatten ihrem tête-à-tête, indem er nur erwiderte: „Allerdings habe ich bei einem alten Philosophen gelesen, daß Reichthum nicht glücklich mache, aber bei Ihnen ist das etwas Anderes. Entschuldigen Sie, wenn ich fortschreibe.“

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Electricität und ihre geschwätzige Tochter, die Telegraphie.

(Fortsetzung.)

Dem Anstand für das schöne Geschlecht huldigt in den Augen Mancher Madame Negativ nicht, den sie eilt pflichtlich dem Herrn Positiv die Hälfte des Wegs entgegen, was jedoch durch die allzugroße Zuneigung entschuldigt werden kann, und hiedurch kürzt sich der Weg für Jedes um die Hälfte ab. Sobald nämlich Madame merkt, es sei die Straße in Ordnung (der Taster niedergedrückt), so stürzt sie in ihrer fabelhaften Geschwindigkeit an dem Draht in den Brunnen hinunter. Statt aber dort, wie mancher Schönen weniger schaden würde, zu ertrinken, eilt sie höchst pressant durch das unterirdische Reich, entlang den Telegraphenstangen, während der Herr Positiv bereits sturmschnell an dem auf den Stangen befindlichen Draht vorwärts rast. Bei jeder Stange wird eiligst angefragt, ob eine Zusammenkunft nicht möglich, aber grob ruft die auf der Stange aufgestellte Schildwache, die Gaskappe, den vorüberstürzenden Wanderern zu: „Hier wird nicht passirt, verbotener Weg!“ Die Schildwache würde cassirt, wenn sie dem Verlangen nachgäbe. So vereinigen sie sich endlich auf der Leitung oder in der Erde. Wunderbar bleibt nur, wie die Electricitätshälfte den Weg durch die Erde ohne Wegweiser findet, aber der Liebe ist eben Vieles möglich und sie an und für sich wunderbar, obgleich sie „eine alte Geschichte“ ist.

Der Umstand, daß das weiche Eisen, so lange der electrische Strom durchblitzt, magnetisch, also fähig wird, anderes Eisen anzuziehen, wird folgendermaßen benützt. Oberhalb den zwei erwähnten aufrecht stehenden eisernen Walzen, um welche der Strom circulirt, ist der Schreibhebel angebracht, ein messingner Balken, ähnlich dem einer Waage im Kaufladen. Das Gewicht und die Schaale vertritt beim Schreibhebel eine links unten angebrachte Feder, während auf der rechten Seite an den Schreibhebel quer eine weicheiserne Walze in der Weise angenietet ist, daß sie etwa eine Linie über den beiden aufrecht stehenden ruht. Auf der linken Seite des Balkens ist ferner der Schreibstift, ein spitziger Stift von hartem Stahl. Drückt nun beispielsweise der Telegraphist in Tübingen die Taste der Oberndorfer Linie zu, so ist seine Batterie geschlossen, so lange der Druck währt, und die positive und negative Electricität stürzen in einem andauernden Strom zusammen; hiedurch werden die aufrecht stehenden Walzen magnetisch, und die Folge davon ist, daß der Widerstand der Feder auf der linken Seite überwunden und die rechte Seite mit der eisernen Walze herabgezogen wird, gerade wie bei einem Kaufmann, der nicht gar zu schnell reich werden will, die Waarenschaale die Gewichtsschaale hinaufzieht; die rechte Seite des Schreibhebels ist also herabgezogen, die linke mit dem Schreibstift in die Höhe geschnellt und zwar auf einen Papierstreifen zu, welcher oberhalb des Stiftes um eine Walze geht, geschoben von einer zweiten, durch ein Gewicht in Drehung versetzten Walze. Der Stift drückt auf den Papierstreifen, dieser schiebt, von dem Gewicht und den sich drehenden Walzen getrieben, sich vorwärts und es zeigt sich auf demselben ein Strich. Oeffnet der Telegraphist den Taster wieder, so ist plötzlich der Strom unterbrochen, augenblicklich verlieren die aufrecht stehenden Eisenwalzen ihren Magnetismus, und im gleichen Moment fällt, gezogen von der Feder, die linke Seite des Schreibhebels (Balkens) herab, während die rechte steigt; gerade wie es bei der Waage der Fall, wenn die gewogene Waare herausgenommen ist und die Gewichtsschaale wieder zurückschnellt. Mit dem Herabziehen der linken Seite ist aber auch der Schreibstift von dem Papierstreifen

Digitized by Google

weggezogen worden, und der Strich auf letzterem hat sein Ende erreicht. Wird der Taster, beispielsweise, in Tübingen nur einen kurzen Augenblick niedergedrückt, so entsteht in Oberndorf nur ein Punkt; ist der Druck etwas länger, so entsteht ein Strich. Nun besteht das telegraphische Alphabet nur aus Punkten und Strichen in der Art, daß die in der Sprache am häufigsten wiederkehrenden Buchstaben die kürzesten sind; so ist z. B. das e nur ein Punkt, das i besteht in zwei Punkten, wie aus dem hier eingeschaltenen A b c ersehen werden kann.

a . —, b — . . ., c — . — ., d — . ., e ., f . . — ., g — — ., h . . . ., i . ., k — . —, l . — . ., m — —, n — ., o — — —, p . — — ., q — — . —, r . — ., s . . ., t —, u . . —, v . . . —, w . — —, x — . . —, y — . — —, z — — . .

Auch die Zahlen haben ihre besonderen Striche und Punkte.

Wenn eine Station mit einer andern sprechen will, so ruft sie den Namen der Station und setzt das Wörtlein „von" und ihren Namen hintenhin, z. B.:

Ob(erndorf) v. Tü(bingen);

das erndorf und bingen wird der Kürze zu lieb weggelassen; dieser Ruf wird auf dem Papier in telegraphischer Schrift aussehen: — — — — . . . . . — — . . — —, nur stehen Punkte und Striche in einer Reihe.

(Fortsetzung folgt.)

Die alte Linde.

Schwach und müde wünscht die Linde,
Daß sie Ruh' im Alter finde,
Doch die Wurzel, frisch und kühn,
Zwingt sie immer neu zu blüh'n.

Wenn die Glieder auch veralten,
Bleibt der Keim doch jung erhalten,
Und das Inn're drängt und treibt,
Daß die Ruh' uns niemals bleibt.

Bis zum Schlaf im Leichenkasten
Läßt die Hoffnung nie uns rasten,
Und der Greis noch jammert still,
Daß sein Herz nicht altern will.

Verschiedenes.

Ein Stutzer, der, wie die meisten seiner Collegen, sich keineswegs durch Verstand auszeichnete, kam eines Abends zeitig in's Theater, und als er nur wenige Zuschauer wahrnahm, sprach er, mit der Hand nach der Stirne fahrend und die Haare in Ordnung bringend: „Hu — da ist's leer!" — „Na, das freut mich, daß Sö das endlich einmal einsehen," sagte darauf ein Wiener, „i hob's Ihnen schon lang sagen wollen."

Ledig sagt man in manchen Gegenden statt „einzig." Ein gewisses Gasthaus wurde außerordentlich durch Ungeziefer belästigt. Ein Reisender, der vergebens die Nacht hindurch zu schlafen versucht hatte, beschwerte sich des Morgens bei der Wirthin darüber. „Wie kann denn das sein," versetzte diese, „wir haben doch nicht eine ledige Wanze im Hause?" — „Das kann sein, meine liebe Frau, sie sind alle verheirathet und haben sämmtlich eine zahlreiche Familie."

Als neueste Pariser Mode meldet man Damenfrisuren mit Inschriften. Die Haargeflechte enthalten nämlich förmliche elegante Täfelchen mit kurzen Sätzen oder Wahlsprüchen. Die Buchstaben sind von Gold, Silber oder auch Edelsteinen.

„Möcht' nur wissen, Herr Schulmeister, warum Sie immer einen gar so grimmigen Durst haben?" — „Ja, Freund, das Schulmeisterbrod ist ein saures Brod und da bleibt der Durst nicht aus!"

Logogryph.

Ich bin nicht klein, doch siehst du mich
Bei kleinen Gegenständen nicht.
Bei Palästen, Tempeln, Thürmen, sprich',
Bewunderst du mich nicht?
Und ohne Kopf bin ich ein Thier,
Das dienet zum Vergnügen dir,
Zum Nutzen, viel, oft wenig werth.
Kurz — ich bin ein Pferd.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 71. Dienstag, den 14. Juni **1864.**

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

Müller fragte nun, auf den Hut und die Handschuhe seiner Frau deutend: „Willst du so frühe ausgehen?"

„Möglich," sagte Julie; „doch vorher sage, bist du, neben anderen liebenswürdigen Eigenschaften, neuerdings auch somnambul geworden?"

„Wie so, um des Himmels willen?!"

„Warum, um des Himmels willen, bist du denn die ganze Nacht mit einem wahren Elephantenschritte in deinem Zimmer spazieren gegangen? Man glaubte eine Reitbahn über sich."

„Ich ging ein wenig im Zimmer auf und ab, weil ich nicht schlafen konnte."

„Sind drei Stunden „wenig" und hältst du es für recht, mich im Schlafe zu stören, weil du denselben nicht finden konntest? — Doch das ist ja dein „Recht", und nach einer mehr als zehnjährigen Ehe braucht es keine Rücksichten mehr!"

In diesem Augenblick trällerte der Doctor — wohl in der Zerstreutheit — ein Liedchen, und Julie fügte darum in steigender Entrüstung bei: „Es scheint, dem Freund legt sich ebenfalls keinen Zwang auf."

Müller mochte denken, sein Freund habe genug gehört, und hoffte abzulenken, indem er bemerkte: „Julie, ich glaube, du hast anspannen lassen."

Allein diese unschuldige Bemerkung bekräftigte seine Frau nur in ihrem Ideengang, der nun einmal auf die eheliche Tyrannei hinlief.

„Also auch das weißt du schon, es entgeht dir offenbar nichts mehr. Gut, da nichts deiner „wohlwollenden" Aufsicht verborgen bleibt, so bekenne ich, daß angespannt ist. Wenn du es jedoch verlangst, so bleibe ich zu Hause, du bist hier der Gebieter, sprich ein Wort und ich lege meinen Hut ab."

„Gott bewahre, du thust wohl daran, auszugehen, wenn dir das Vergnügen macht."

„Vergnügen macht? Wahrlich, nach deiner Rede sollte man meinen, ich vergnügte mich mit einem Nichts, mit Ausgängen, Einkäufen. Nein, wenn ich ausgehe, so geschieht es aus einem triftigen Grunde. Ich weiß zwar sehr wohl, daß ihr Männer euch allein nur ernste Geschäfte zuschreibt, nichtsdestoweniger erlaube ich mir doch auch welche zu haben. Vorausgesetzt, daß du mir nicht „befiehlst", keine zu haben."

„Ich habe durchaus nichts dagegen."

„Wirklich, das ist wunderbar, denn du hast so bizarre Launen!"

„Ich?"

„Sollte ich sie am Ende gar selbst haben?"

„Du gewiß nicht, aber es scheint mir zuweilen, als fühltest du dich etwas unbefriedigt."

„Unbefriedigt ich, trefflich! Hören Sie ihn, Doctor, versichern Sie doch meinem Gemahl, daß ich die glücklichste Frau auf der Welt sein müsse."

Der Doctor, welchem daran liegen mochte, vorerst das Duett noch nicht zum Trio erweitert zu sehen, drehte sich nur leicht um und sagte ironisch: „Ich betrachte Sie im Gegentheil als die unglücklichste Frau unseres Jahrhunderts; doch — erlauben Sie, daß ich mein Schreiben endige."

Julie warf ihm einen Blick der Verachtung zu und sprach dann diese sententiösen Worte: „Ihr Männer glaubt nicht an den Schmerz, wenn ihr ihn nicht „auf den blutenden Lippen

Digitized by Google

einer klaffenden Wunde" lest. Für euch gibt es keine wirkliche Qual, als etwa — den Hunger."

Der Doctor zuckte die Achseln, Müller aber eilte, das Gespräch auf den letzten der jenem angedeuteten besorglichen Punkte zu bringen. Er ließ deßhalb zunächst die Bemerkung fallen, es sei wohl schon lange, daß die Erziehung seiner Knaben den Mutterhänden entzogen sei. Und als dieselbe unbeachtet liegen blieb, fragte er wie zufällig: „Kommen heute nicht unsere Kinder aus der Pension? Sie haben acht Tage Ferien."

Doch Julie dachte offenbar beharrlich an etwas Anderes, denn sie äußerte auch jetzt nur obenhin, der Bediente werde die Kinder in der Pension schon abholen, und dann machte sie sich zum Weggehen bereit. Auf der Schwelle kehrte sie nochmals um, als habe sie etwas Wichtiges vergessen, sie wandte sich aber nur an den Doctor mit der Frage: „Apropos, waren Sie es, der mich vorgestern im Theater so herausfordernd lorgnettirte?"

„Verzeihung, gnädige Frau!"

„Es schien mir sogar, als hätte Ihnen endlich Frau v. A. einen kleinen Schlag mit ihrem Fächer auf die Lorgnette gegeben. Wenn sie es that, um Sie davon abzubringen, so war das sehr indiscret. Doch danach frage ich eigentlich nicht; wie gefiel Ihnen B. als Edgardo?"

„Ausgezeichnet. Sie lieben wohl sehr die Musik?"

„Besonders die italienische, und am liebsten höre ich sie in einem glänzenden Saale, inmitten von Licht, Blumen und prächtigen Toiletten. Ich empfinde in diesem Zusammenwirken einen berauschenden Zauber, der mich die Wunder des Hadschisch begreifen läßt. Es ist mir dann, als erzittere mein Innerstes und als verflüchtige sich Alles in dieser gehobenen Atmosphäre zu einer Art Traumleben. Alles regt und bewegt sich dann vor meinen trunkenen Augen, sogar die weißen Karyatiden der Decke und die halbnackten Musen der Vorscene. Sie scheinen mir in dem Taumel um mich von ihren Plätzen herabzusteigen, die einen lassen plötzlich ihre Tuniken sinken, die anderen machen bacchische Bewegungen — —"

„Ja, der Saal ist sehr hübsch," fiel der Doctor trocken ein, „die Farbe ist gut und die Eintheilung zu loben."

„Sie sind ein sonderbarer Schwärmer, Adieu," sagte Julie und ging mit Befriedigung ab, als hätte sie eine höchst geistreiche Bemerkung gemacht.

Müller ließ sich mit einem tiefen Seufzer in seinen Lehnstuhl fallen, und der Doctor stellte sich vor den Armen hin, indem er ihn theilnehmend anblickte.

„Was sagst du zu dem Allem?" begann nach einer Pause der Banquier. „Du weißt, was meine Frau war, und siehst sie nun. Bald frivol, bald bissig, bald weinerlich, bald emphatisch. Du hast alle Stadien ihrer Gemüthsbewegungen mit durchlaufen, was ist das Ergebniß deiner Diagnose?"

„Es steht bereits bei mir fest bis auf's Und."

„Gott Lob, dann bin ich, dann sind wir gerettet, ich und meine Kinder!"

„Noch nicht, Freund. Die Kenntniß des Uebels ist noch nicht dessen Heilung, und der Krankheit deiner Frau ist nicht leicht beizukommen. Sie ist in den Zustand verfallen, den ich in meiner Sprache nennen möchte: die Krisis der tugendhaften Frauen."

„Was verstehst du darunter?"

„Eine moralische Krankheit, welche gerade die bravsten Frauen oft auf der Schwelle der Reife befällt, und die schon Manche im Angesicht des Hafens scheitern machte. Nach meiner Beobachtung, Freund, füllt das Leben der meisten Frauen das Haschen nach den Früchten von Eva's Baume aus. — Die Mutter des Menschengeschlechtes genoß die erste und schönste Frucht, ihre Töchter verschlingen die späteren, wie sie sie finden, reif oder grün, und der Reiz nach der verbotenen Frucht ist so groß, daß selbst die besten Frauen nicht sterben wollen, ohne wenigstens ein einziges Mal davon gekostet, ein wenig hinein gebissen zu haben."

„Du wagst doch nicht zu denken, daß Julie —?"

„Ich denke, daß Julie eine Frau, eine tugendhafte Frau ist, aber eine Frau von Welt und welcher Welt! — Einer Welt, in der jedes Vergnügen eine Versuchung ist, jede müßige Stunde eine Gefahr, jedes Fest mehr Mittel als Zweck. — Sage selbst,

Digitized by Google

geht man auf den Ball um das, was man laut sagt, oder um das, was man sich ins Ohr flüstert? — Deine Frau gehört einer Gesellschaft an, in der allerdings die Tugend geehrt, in welcher aber zugleich das Laster vergöttert unter tausend glänzenden Namen, unter tausend henchlerischen Formen, mit tausend gefälligen Umschreibungen gefeiert wird. — Selbst das Talent der Künstler bestrebt sich unablässig, der alten Schlange neuen Glanz, neuen Reiz zu verleihen; wo du hinblickst, auf die Theater, in die Bildergallerien, in die Museen, überall derselbe Sinnenreiz, Weihrauch für denselben, doch ungenannten Gott. — Und wie willst du nun, daß eine geistreiche Frau nicht den Wunsch empfinde, in den Cultus eingeweiht zu werden, der sich in diese magischen Wolken hüllt, das Geheimniß zu schauen, welches ihr alle diese Blumen verbergen? Zwischen die kühle Achtung gestellt, welche diese Welt der Tugend bewilligt, und zwischen die Bewunderung, die Begeisterung, den Rausch, die den unbekannten Gegenstand dieses öffentlichen Cultus umgeben, — welche Frau in solcher Lage wird nicht eines Tages in sich einen bitteren Zweifel und eine ungeheure Neugierde erwachen fühlen?"

„Halt ein, du erschreckst mich!"

„Wahrhaftig, die Welt ist empörend inconsequent, indem sie als Pedant die Tugend beschelt und gleichzeitig das Laster mit den verlockendsten Tönen ausposaunt! — Hört man dort das Laster zudem jemals bei seinem wahren Namen nennen, im Gegentheil, es lebt völlig incognito unter den schönen Titeln Liebe, Freude, Ideal, Herz, Gemüth! Das besticht; es gibt Leute, deren letztes Mittel bei einer Dame der Vorwurf ist, sie habe kein Herz. Schändlicher Wortmißbrauch! Die Arme will ihren Mann nicht entehren, ihre Kinder nicht beschimpfen, um einem Fremden eine Stunde voll Sinnenrausch zu schenken, und dieser wagt ihr zu sagen, sie habe kein Herz! — Und sie, antwortet sie vielleicht darauf mit einem vernichtenden Gelächter? Bewahre, sie erröthet, sie wird verwirrt, fast überzeugt, besiegt, denn „du hast kein Herz" heißt so viel als „du bist keiner idealen Neigung fähig und wirst auch nie Begeisterung hervorrufen, Alles, was man liebt und beklatscht, bleibt dir fremd. Du gehörst an den Kochtopf und dir muß die kühle Zärtlichkeit des Ehemanns in Schlafrock und Nachtmütze genügen, herzloses Weib!"

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Electricität und ihre geschwätzige Tochter, die Telegraphie.

(Fortsetzung.)

Die Läutewerke, welche noch da und dort bestehen, sind dazu bestimmt, den Telegraphisten durch Glockensignale an den Apparat zu rufen, da diese Signale aber mehr und mehr dem Rufen durch die Schrift Platz machen, ihr praktischer Werth für die Telegraphie also nach und nach sich verliert, so halten wir es hier nicht für den Ort, eine Beschreibung der Läutewerke zu entwerfen und wollen nur das andeuten, daß dieselben auch auf dem Magnetischwerden des weichen Eisens durch den electrischen Strom ihre Grundlage haben.

Die Magnetnadel, deren wir oben Erwähnung gethan haben, wird durch den electrischen Strom von ihrer Richtung Nord-Süd abgelenkt. Sie deutet dadurch dem Telegraphisten an, ob die Leitung in Ordnung ist; ist nämlich die Ablenkung zu stark oder zu unbedeuteud oder gar nicht vorhanden, wenn er auf die Taste drückt, so ist eine Störung der Leitung da, nach welcher gesehen werden muß, ehe wieder telegraphirt werden kann.

Der bisher beschriebene Telegraph ist der von dem Amerikaner Morse erfundene und heißt Drucktelegraph zum Unterschied von den ebenfalls durch die Electricität belebten Nadel- und Zeigertelegraphen. Der Drucktelegraph hat entschiedene Vortheile gegenüber den beiden andern, die in der größeren Schnelligkeit des Zeichengebens (Telegraphirens) und der größeren Zuverlässigkeit bestehen; ein dritter Vortheil ist, daß die Zeichen dem Papier sich eingraben, ohne Zuthun des ein ankommendes Telegramm aufschreibenden Telegraphisten, daß dieser also controlirt werden kann. Der Drucktelegraph entwickelt unter der Hand eines geübten Telegraphisten 100 Buchstaben in der Minute, während die beiden andern in gleicher Zeit etwa 40 Buchstaben wiedergeben.

Digitized by Google

Wenn auch der Drucktelegraph der zuverlässigste ist, so kommt es doch dann und wann vor, daß eine Depesche in der Eile unrichtig aufgenommen (geschrieben) wird, weniger zum Vergnügen des Aufgebers und Empfängers des Telegramms; ferner gelangt nicht jedes in gleicher Schnelle an den Ort seiner Bestimmung. Oft sind die Telegraphenlinien so in Anspruch genommen, daß dieses und jenes Telegramm eben warten muß und dann geht es auch ganz wie in der Mühle: „Wer zuerst kommt, mahlt zuerst."

In England und Baden werden auch Frauenzimmer zur Bedienung der Apparate verwendet; sie machen weniger Ansprüche und es ist gewissermaßen eine Versorgung für die Töchter von Beamten und achtbarer Bürger. Gegen ihre Brauchbarkeit zum Telegraphiren kann entschieden nichts eingewendet werden, seit die Frauenzimmer anfangen sogar Doctoren zu werden. Eine andere Frage dürfte aber doch die Bewahrung des Depeschengeheimnisses sein und wird sich wohl hie und da einer besinnen, ehe er ein wichtigeres Geheimniß in die Hände eines Fräuleins legt.

Der deutschösterreichische Telegraphenverein, Oesterreich, Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, Mecklenburg und die Niederlande umfassend, enthielt im Jahre 1861 545 Vereinsstationen mit 7869$^{1}/_{10}$ geographischen Meilen Leitung; im Jahre 1863 waren es schon 755 Vereinsstationen mit 9633$^{2}/_{10}$ Meilen Leitung. Neben den Vereinsstationen bestehen in jedem Lande Eisenbahntelegraphenstationen, welche zunächst für den Eisenbahnverkehr bestimmt sind, aber auch durch Privatpersonen in der Regel benützt werden dürfen.

(Schluß folgt.)

Lesefrüchte.

Leicht, eben so leicht, als wie man einen Schlafenden ermorden kann, ist es, einen ehrlichen Mann, der ruhig seine Straße wandelt, zu verläumden. Aber den Ruf des unschuldig Verläumdeten wieder herzustellen, ist schwerer, als Pockennarben wieder auszuglätten.

Armuth ist die einzige Last, die schwer wird, je mehrere daran tragen.

Verschiedenes.

Lady Oxford — zu ihrer Zeit die gepriesenste Schönheit Londons — benutzte, als sie einst nach Hofe fuhr, sich aus dem Wagenfenster, um zu sehen, warum ihr Kutscher halte. In dem nämlichen Augenblick umfaßten sie zwei kräftige Arme und ein derber Kuß ward ihren schönen Lippen aufgedrückt. Der Anblick ihrer Reize hatte zu diesem Wagniß einen schmucken Bauernburschen begeistert, der triumphirend fortsprang und einem Kameraden selbstzufrieden zurief: „God dam; Ich habe die schönste Frau in England geküßt!" Als sich über dieses Ereigniß die Lady bei einem näheren Bekannten beschwerte, fragte dieser: „Offenherzig, Gräfin, sind Sie auf den Burschen böse?" — Sie bedachte sich ein Augenblick, lächelte und sagte dann: „Nun, böse gerade nicht!" — Es war eben auch eine Huldigung ihrer Schönheit gewesen!

München. Unsere 15 Brauer haben gegenwärtig nicht weniger als 702,905 Eimer Sommerbier im Keller liegen, was ungefähr 45,688,800 „Maßerln" ergibt, so daß die hiesigen Biertrinker etwa 5,076,533 Maaß Sommerbier im Monat vertilgen können. Diese Biermenge stellt ein Kapital von mindestens 4,217,500 fl. und einen Nettogewinn für die 15 Brauer von mindestens 1,050,000 fl. dar.

Biron, ein französischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, traf an der Hausthür eines Großen mit einem Fremden zusammen, der stehen blieb, um ihm den Vortritt zu lassen. „Treten Sie doch immer ein," sagte der Hausherr zu dem Fremden, „dies ist nur ein Dichter." Da rief Biron lebhaft: „Da einmal meines Ranges erwähnt wird, so bitte ich um den Vortritt!" Und ging rasch voran.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 70:
Groß. Roß.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 72. Donnerstag, den 16. Juni **1864.**

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

„Also du glaubst, daß Jemand meiner Frau den Hof macht?"

„Noch nicht, aber höre weiter. Die bravste Frau, wenn sie nicht blind und taub ist, wird sich also kaum in dieser Welt bewegen können ohne ein Erstaunen, das eines Tages zum Schwindel wird. — So lange sie nun noch Raum vor sich sieht, hält sie sich wohl bei den Gedanken nicht auf, welche die Zweideutigkeit der Welt in ihr erweckt, sie unterdrückt sie und darin besteht ihre Tugend. Sobald sie sich aber dem Ende der Jugend deutlich nähert, erwachen wieder alle jene unterdrückten Zweifel, alle zurückgedrängten Fragen in ihr mit desto größerem Ungestüm. Ein Mal wenigstens, in der letzten Stunde, möchte sie den Vorhang lüften, der sich morgen vielleicht für immer vor ihr senkt. Kopf und Herz verwirren sich, sie weiß eigentlich nicht bestimmt, was sie verlangt; sie verlangt eben nur den unausgesprochenen Sinn Dessen zu erfahren, was um sie vorgeht, was unsichtbar den Anstoß zu allen Zerstreuungen, Festen, zu jeder Emotion der Gesellschaft gab, in der sie bis dahin gelebt hat. Das ist die Krankheit deiner Frau, die sich deutlich in den vorhin beobachteten Symptomen ausspricht."

„Und du hältst sie für gefährlich?"

„Sehr, denn das ist das letzte Spiel, welches der Teufel gegen die Tugend versucht, und er greift es mit höllischem Eifer an."

„Aber was soll der Mann dabei thun?"

„Zusehen und nicht wetten!"

„Eine schöne Aufgabe!"

„Allerdings, Freund, allein ich habe gerade in dieser Beziehung höchst bedenkliche Erfahrungen gemacht. Diejenigen, welche ihrem Unglück vorbeugen wollten, beschleunigten es nur, und die, welche die drohende Gefahr gänzlich ignorirten, waren darum nicht besser daran; sie sparten sich höchstens die fruchtlosen Anstrengungen der Andern."

„Wie wäre es, wenn ich meine Mutter veranlaßte, Julie allmälig im Gespräch vernünftige Ansichten über diese Dinge beizubringen?"

„Wird wenig helfen; sie geht vor Ihresgleichen und besonders vor einer Schwiegermutter nicht aus sich heraus."

„Du bist erbaulich, aber komm' endlich hervor mit deinem Heilmittel, denn bis jetzt dreht du mir nur dein Scirmesser im Herzen herum!"

„Es gibt nur eine Kur, und die liegt in dem Uebel selbst. Man muß die Kranke die Erfahrung an sich machen lassen, daß hinter dem exaltirten Schwindel der sogenannten poetischen Leidenschaften nur ein plumpes, schmutziges Ideal steckt."

„Aber nach einer solchen Erfahrung ist ja Alles vorbei! Ich sehe immer mehr ein, daß meine Julie dem ersten besten Laffen preisgegeben ist, der die Situation begreift."

„Doch gäbe es vielleicht noch einen Weg, dem zuvor zu kommen, freilich setzte er viel Vertrauen in die Freundschaft voraus. Wenn du einen Freund fändest, dem du sagen könntest: „Führe Julie bis an den blumigen Rand des Abgrundes, lasse sie seine gräßliche Tiefe ermessen, aber halte sie zurück, bevor sie der Schwindel hinabreißt. Lasse sie kurz vor dem Ziele die verborgenen Schrecken, die Schmach und Qual des scheinbar so einladenden Weges recht empfinden, damit sie dann freudig zu mir zurückkehrte. — So könnte Julie gerettet werden, doch ich gestehe dir, ich für meinen Theil

Digitized by Google

wüßte Niemand, der der Aufgabe gewachsen wäre, und wagte sie noch weniger zu stellen!"

Müller erkannte verzweifelnd an, daß dies die einzige Aussicht sei, von seinen Sorgen zu kommen, allein er suchte vergeblich unter der Zahl seiner nächsten Bekannten und Verwandten den schicklichen Vertrauensmann. Man war bis zu einem Neffen des unglücklichen Ehemanns gelangt und fand auch diesen nicht turnierfähig, als plötzlich Müller mit Ungestüm die Hand des Doctors ergriff und ausrief: „Ich hab's, der Vater des Gedankens soll ihn auch in die Welt einführen. Du, lieber Doctor, bist allein der Biedermann, der unerfindliche Freund, dem ich meine Ehre anvertrauen darf."

„Du scherzest," entgegnete der Doctor, „bin ich zum Liebhaber geschaffen?"

„Ich bitte dich, zwinge dich dazu."

„Gestehe nur, deine unerwartete Eingebung hängt stark mit deinem Glauben an meine Ungeschicklichkeit zusammen, du hoffst billigen Kaufs davon zu kommen. Aber bedenke, eine radicale Kur setzt stets auch eine wirkliche Gefahr voraus!"

„Leider wahr, und ich erschrecke auch schon vor meinem Entschluß. Man flüstert genug von deinen Eroberungen, aber ich bin eben in extremis, ich wage es auf jede Gefahr mit dir."

„Wie aber, wenn es mir nicht gelänge, Julien, trotz aller Dornen, die ich ihr in den Weg streue, im richtigen Moment zum Stehen zu bringen? Wenn sie nun durchaus durch Dick und Dünn ans Ende wollte!"

„Dann gönnte ich dir noch lieber als Anderen die Begleitung."

„Mir schon recht; doch zum Schlusse noch ein Wort, was dich wohl von deinem Verlangen abbringen wird: ich liebe seit lange deine Frau!"

„Falsche Ausrede, du hast höchstens etwas Freundschaft für sie."

„Wenn ich dir aber sage, daß ich sie liebe!"

„Dann lügst du!"

„Göttlicher Mensch, man liebt seine Frau, warnt ihn vor sich selbst, und er antwortet darauf mit Grobheiten! Also hast du nie geahnt, daß die Schönheit, die Grazie, das feurige Auge deiner Gemahlin längst alle meine Sinne entzündeten, hast du nicht begriffen, daß ich deßhalb meine Besuche so sehr beschränkte? Nun denn, so wisse es jetzt! — Lebe wohl, wenn wir sämmtlich alt geworden sind, dann komme ich wieder und wir lachen dereinst der Sorgen dieser Stunde."

Der Doctor näherte sich der Thür, Müller aber hielt ihn zurück. Der Arme hatte alle Fassung verloren, er wußte nicht mehr, wo aus oder ein, bald bestürmte er den Freund, sich seinem Verlangen zu fügen, bald glaubte er wieder an dessen Liebe und brach in Verwünschungen gegen sich und Alle aus. Dr. Stein war ein eleganter Mann von achtunddreißig Jahren, mit interessantem Kopf, der allerdings gefährlich werden konnte; denn wenn wir ihm bis jetzt auch stark die Neigung zum Theoretisiren und Doctren angemerkt haben, so wußte er dieselbe bei Damen doch sehr wohl zu beherrschen. Er war dort vollkommen ein Mediciner aus Mephisto's Schule, und hat dem manchen stillen Triumph verdankt, auf den er im Herzen eiteler war, als er zugeben wollte. Daß er wirklich eine Neigung zu Julien damals schon empfand, wie er aussprach, müssen wir bezweifeln; wäre es, so würde er nicht geblieben sein und jedenfalls nicht den Entschluß gefaßt haben, den ihm das klägliche Gebahren des Banquiers endlich abzwang.

Nachdem freilich Müller zu dem heroischen Entschluß gekommen war, die Kur mit seiner Frau um jeden Preis zu wagen, konnten Beide auch ihr Gewissen bald durch einen Pact beschwichtigen, der Jedem vor Allem eidlich ewiges Schweigen über ihr Einverständniß auferlegte, sodann dem Ehemann sowohl bei seiner Vertheidigung, wie dem Doctor bei dem Angriff den Ausschluß aller harten Mittel gebot und nur die „ehrlichen Waffen" der Gewandtheit und Ueberredung zuließ, und endlich drittens dem Doctor die Verpflichtung zuerkannte, den Banquier so zeitig zu benachrichtigen, wenn er die Katastrophe unzweifelhaft nahe glaube, daß derselbe mindestens noch eine Stunde zur Abwendung der Gefahr für sich haben werde. Auch in diesem desperaten Falle sollten übrigens alle gewaltsamen Mittel ausgeschlossen sein.

Ein gegenseitiger Handschlag besiegelte den Vertrag, bevor sich die Freunde trennten. Müller gestand jedoch später, daß damals

Digitized by Google

ihm die Hand des Doctors etwa dieselbe angenehme Empfindung gemacht habe, wie die Berührung einer Schlange oder Kröte. Doch er biß die Zähne zusammen und bat nur, die Operation bald zu beginnen, denn lange ertrage er die Situation nicht, ohne toll zu werden. Der Doctor versprach noch an demselben Tage seine Tranchéen zu eröffnen, und verabschiedete sich auf kurze Zeit, um seinen Geschäften nachzugehen und dabei seine Lage ruhiger zu überdenken.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Electricität und ihre geschwätzige Tochter, die Telegraphie.

(Schluß.)

Frankreich hatte am Schluß des Jahrs 1861 455 Telegraphenstationen mit 68,871 Kilometer Leitung; seine Einnahmen betrugen in genanntem Jahre 4 Millionen und 938,098 Franken und die Zahl der expedirten Telegramme war 926,025. (8 Kilometer ungefähr 1 deutsche Meile.)

Rußland war damals noch am Weitesten zurück. Es hatte 1861 138 Staatstelegraphenstationen mit 32,330 Werst Leitung, nahm 327,569 Silberrubel von 1,060,446 Telegrammen. (7 Werste ungefähr 1 deutsche Meile und 1 Silberrubel ungefähr 1 fl. 51 kr.)

Seit 1861 hat sich selbstverständlich auch in ganz Deutschland, in Frankreich und Rußland der telegraphische Verkehr bedeutend gehoben.

Jene große Aufgabe, die alte Welt mit der neuen in telegraphische Verbindung zu bringen, war am 16. August 1858 gelöst; 14 Tage lang wurden Telegramme von Irland nach Amerika und zurückgeschickt, da verstummte der Telegraph wieder, das Tau zerriß. In neuerer Zeit wird aber an einer Verbindung gearbeitet, welche den nördlichen Theil des atlantischen Oceans durchschneiden, über Island, Grönland und Labrador gehen soll. In neuester Zeit ist auch, wenn wir uns recht erinnern, ein Amerikaner von der russischen Regierung mit der Erlaubniß versehen worden, von dem europäischen Rußland über Sibirien eine Telegraphenlinie zu ziehen nach dem nördlichsten Theil von Nordamerika.

Der Telegraphendraht, welcher zwei durch das Meer getrennte Länder verbinden soll, kann natürlich nicht auf Telegraphenstangen mit Gaskappen ruhen, das würde das unruhige Meer schlechterdings nicht leiden. Der Draht wird daher, ehe er in das Meer versenkt wird, mit einer Hülle von Kautschuk umgeben, welcher ebenso wie das Glas gegen die Vereinigung von Herrn Positiv und Madame Negativ sich stemmt. Man nennt dies unterseeische Telegraphenleitungen. In Paris liegen die Drähte, in Kautschuk gehüllt, unter dem Boden; unterirdische Leitungen.

So wird es nun kommen und ist großentheils wirklich schon der Fall, daß der Erdball in seinen alten Tagen mit einem Netze von Draht umgeben wird, was demselben vor einigen hundert Jahren wohl nicht träumte, so wenig als den Vorfahren der Nachteulen, die wirklich noch versuchen, das hereinbrechende Licht mit ihren schwarzen Fittigen abzuhalten, obwohl vergebens. Das Bindemittel der Menschheit, das Wort, mit mehr als Sturmesja mit mehr als Lichtesschnelle durchblitzt es die eisernen Straßen, Zeit und Raum werden weniger fühlbar und zur Unendlichkeit strebt der Mensch.

Aelter und ausgebildeter wird die geschwätzige Tochter der Electricität werden und redseliger die regelmäßige Folge des Alters. Mehr und mehr werden die Naturkräfte die Sclaven des Alterthums ersetzen und die Menschen zur geistigen Freiheit hinanstreben, soweit dies ihr unvollkommener Zustand zuläßt. Und solange die Menschheit besteht, wird die Liebe bestehen, nie wird es aber zwei Liebende geben, so geizig mit ihrer Zeit, so innig und treu in ihrer Neigung, so scharfsichtig in ihren Vereinigungsplänen, so zufrieden, so unbemerkt von der Welt in verbundenem Zustand, wie das ewig gesetzte Electricitätspaar.

Es wollte mit vorstehender Beschreibung natürlich nur die Grundlage der Telegraphie gegeben werden. Die Zusammensetzung der Apparate ist bedeutend complicirter als die beschriebene, und es gehört ein eigenes Studium dazu, alle Einzelnheiten verstehen zu lernen. Diesem Studium aber wird sich schwerlich Jemand unterziehen wollen, welcher nicht selbst mit den Apparaten zu thun hat.

Digitized by Google

Und nun lebe der geneigte und nicht-geneigte Leser wohl und beherzige der letztere: „Eines schickt sich nicht für Alle."

Literatur.

Eines der letzten, aber trefflichsten Werke des rühmlich bekannten, leider nur zu früh verstorbenen Seminarlehrers und Hoforganisten W. Wedemann wird gewiß von allen Freunden und Schülern des Verewigten, sowie von allen strebsamen Orgelspielern bestens willkommen geheißen werden. — Es ist dies sein „Practisches Orgelmagazin, enthaltend eine Sammlung der gangbarsten und werthvollsten Choralmelodien mit mehrfach veränderter harmonischer Begleitung und vielen Zwischenspielen, leicht ausführbaren Modulationen u. s. w." 2te revidirte Auflage. Weimar. 2 Thlr.

Es darf noch hinzugefügt werden, daß diese 2te Auflage sehr correct und im deutlichsten Notenumdruck ausgeführt und überhaupt auf das Beste ausgestattet, somit in jeder Beziehung als eins der besten Werke seiner Art zu empfehlen ist. —

Lesefrüchte.

Nichts ist leichter, als die Schattenseite Anderer aufzufinden; aber seine eigene aufzudecken, das ist eine Kunst, die lange geübt sein will.

Fälle kein Urtheil über Deinen Nächsten, bevor Du Dich nicht an seine Stelle gesetzt hast.

Verschiedenes.

(Deutsche Seligkeit.) Die Deutschen sind doch kuriose Menschen. Oft nennen sie das Seligkeit, was sie ganz unglücklich macht. Dahin gehört z. B. Feindseligkeit, die doch mit der Seligkeit gar nichts gemein hat; die Mühseligkeit, die Niemanden erfreuen kann; die Armseligkeit, die noch Keinen glücklich gemacht; die Habseligkeit, deren Zustand die Armuth des Besitzers beurkundet; die Saumseligkeit, die schon Manchen unglücklich gemacht; die Redseligkeit, die nicht lästig, sondern auch gefährlich ist; endlich die Schreibseligkeit unseres Zeitalters, die noch wenig oder gar nichts Gutes bewirkt hat. Ja, ja, die deutschen Seligkeiten sind Unseligkeiten!

Lord Palmerston besuchte einmal den vor nicht langer Zeit verstorbenen Bildhauer Bahnes. Dieser Künstler war bekannt wegen seiner oft höchst naiven Fragen, und so interpellirte er den Premier bei dessen Eintritt ohne Weiteres mit folgenden Worten: „Nun, wie stehen wir jetzt mit Frankreich? Was denken Sie, Mylord, von der Haltung des Kaisers Napoleon?" — „Mein lieber Bahnes, antwortete Lord Palmerston, wie soll ich das wissen? Ich versichere Ihnen, daß ich heute noch nicht dazu gekommen bin, eine Zeitung zu lesen."

Es mußte ein Maler ein sehr schönes Frauenzimmer malen, das aber etwas ungestaltete Hände hatte. Das Gesicht malte er so natürlich wie es war, die Hände aber verschönerte er außerordentlich. Die Dame sagte hierauf, als das Gemälde fertig war: „Sie haben meinen Händen mehr als meinem Gesicht geschmeichelt!" — „Die Hände bezahlen auch!" war die Antwort des Malers.

Charade.

(Viersilbig.)

In meiner „Ersten" sind die „Andern",
Ein schattig, traulich stiller Ort;
Drum laßt uns jetzt zum „Ganzen" wandern,
Dort wiegt man uns nicht jedes Wort.

Was es in anderm Sinne nennet,
War stets ein Träger für das Licht;
Doch ist's an manchem Ort verpönet —
Warum? — fragt Ihr? — Ich weiß es nicht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 73. Samstag, den 18. Juni **1864.**

Der Abendstern.

Zu Ende ist des Tages lautes Treiben,
Das kurz vorher ein Bild des Lebens bot.
Die Sonne sinkt — die letzten Strahlen bleiben
Und weben golden sich zu Abendroth.
Und dieses, Berg und Thal mit Purpur malend,
Tritt scheidend dann durch's stille Abendthor.
Und fächelnd tritt, in Mädchen-Anmuth strahlend,
Der lichtbekränzte Abendstern hervor.

Und wie ein Bräutigam wird er empfangen
Mit hehrem Glockenklange, — und es schlägt
Ihm jede Brust entgegen voll Verlangen,
Weil er der süßen Ruhe Füllhorn trägt.
Denn Ruhe bringt er, Traurigen wie Müden,
Und gießet Balsam in die kranke Brust,
Und freundlich glänzt sein Strahl, in heil'gem Frieden,
Als wär' er dieses Segens sich bewußt.

Doch nicht allein bleibt er, um zu beglücken,
Ein zahllos Heer von Sternen tritt heran,
Umringen ihn mit klaren Freundesblicken,
Begleiten ihn auf seiner Strahlenbahn.
So wandeln sie in freundlich ernster Weise,
Gar sanft und treu, von Jedermann geliebt,
Und streuen ihre Schlummerkörnlein leise
In manches Aug', das lange Wehmuth trübt.

Sie hören Seufzer, sehen Thränen fließen,
Denn ihnen wird geheimes Leid geklagt,
Sie machen manche Hoffnung wieder sprießen,
An der vorher Verzweiflung schon genagt.
Dem Abendstern darfst hoffend du vertrauen,
Sein milder Strahl stillt jede Thräne gern.
An ihm ist selbst der Hoffnung Bild zu schauen:
Glaubst du sein Ende, wird er Morgenstern.

Hast du dich aus des Schlafes Arm gewunden,
So trifft dich grüßend schon sein erster Blick,
Verherrlicht dir die ersten Morgenstunden
Und tritt erst, wenn die Sonne naht, zurück.

Vergolden ihre Strahlen Thal und Hügel,
Rückt ihre Feuerscheibe weiter vor,
Entflieht er mit der Morgenröthe Flügel
Unsichtbar hin zum fernen Abendthor.

Von da beginnt er seine Reise wieder,
Bei Vollmondschein, als wie bei Mitternacht;
Unwandelbar blickt still sein Auge nieder,
Verbannt den Schmerz mit sanfter, Zaubermacht.
Und will dir dennoch keine Freude winken,
Liegt deiner Wünsche Ziel auch noch so fern,
So laß den Muth, dein Hoffen nur nicht sinken,
Denn freundlich lächelt noch der Abendstern.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

Während Müller's kurzer Abwesenheit traf Dr. Stein die nöthigen Vorkehrungen, um zur Noth für einige Tage die Stadt verlassen zu können, und überlegte dabei emsig den Angriffsplan gegen Julie und das Terrain, auf welchem er ihn entwickeln wollte. Specielleres fiel ihm darüber jedoch nicht ein, es kam Alles darauf an, wie und wo er mit Julien zuerst allein zusammentraf; nur das sagte er sich bestimmt, daß die Scene wo möglich auf's Land verlegt werden müsse und daß dazu Etwas, was einer Entführung ähnlich sehe, die beste Einleitung sei. Es hatte der Frühling begonnen und in seinen Reizen hoffte Stein vielfach erwünschte Anlässe zur Zuspitzung oder Veränderung seiner Angriffslinien zu finden. Müller hatte ein hübsches Landhaus einige Stunden von der Stadt nächst einer Eisenbahnstation am Beginn einer reizenden Gebirgsgegend; dorthin mußte Julie so bald als möglich dirigirt werden.

Digitized by Google

So weit hatten sich die Ideen des Doctors entwickelt, als er ins Haus des Banquiers zurückkehrte. Weder dieser — den er erwarten zu müssen vorgab —, noch Julie waren jedoch zu Hause. Letztere erschien übrigens bald und begrüßte Stein mit der Frage, wo er ihren Mann gelassen habe.

„Ich habe ihn in die frische Luft geschickt."

„Wohin?"

„In die Luft."

„Nun, dort mag er bleiben. Ich bin froh, Sie einen Augenblick allein zu sprechen, setzen Sie sich. — Was halten Sie von meinem Manne, ist er krank, und, wenn nicht, was geht mit ihm vor?"

„Ihr Mann, ich habe nichts bemerkt, was ist denn mit ihm?"

„Das frage ich Sie eben! Begreifen Sie einen Menschen, der die halbe Nacht im Zimmer herumläuft?"

„Er hat so seine Eigenheiten. Warum z. B. will er durchaus Ihr Landhaus in X verkaufen?"

„Wie, hat er diese Absicht bei Ihnen geäußert?"

„Nein, doch unter uns, ist er nicht vielleicht etwas eifersüchtig auf irgend einen seiner dortigen Nachbarn?"

„Müller eifersüchtig! Da kennen Sie ihn nicht. Mein liebes Landhaus wird er übrigens keinenfalls verkaufen, denn ich habe gerade die Absicht, dort den Sommer zuzubringen."

„Vielleicht beeilt er sich eben deßhalb, das Gut im Frühling schon los zu werden. Er muß einen sehr triftigen Grund haben, Sie nicht dort auf dem Lande sehen zu wollen, da ihn selbst die Rücksicht für Ihre Gesundheit nicht abhält."

„Also Sie haben ihm gesagt, meine Gesundheit fordere einen Landaufenthalt, und danach gerade betreibt er den Gutsverkauf?"

„Durchaus nicht!"

„Sie wissen nicht zu lügen, Doctor."

„Es muß dort irgendwo ein gefährlicher Nachbar versteckt sein, gestehen Sie nur."

„Keineswegs, auch glaube ich nicht an die Eifersucht meines Mannes, er kannte sie kaum vor zehn Jahren. — Uebrigens, zu was sich Gedanken machen? Ein Mann, der Nachts im Hause wandelt, ist zu Allem fähig; ich gehe gleich morgen hinaus auf's Land und will doch sehen, ob er mich mitsammt dem Hause verkaufen wird."

„Sie wollen ohne seine Erlaubniß auf's Land?"

„Gewiß!"

Der Doctor entgegnete mit einer unbeschreiblichen Miene, indem er nach seinem Hut griff: „Schöne Frau, Sie erschrecken mich und ich empfehle mich deßhalb lieber schleunigst. Ihre Energie ist gereizt, und wenn ich mir einen kleinen Zweifel an deren Nachhaltigkeit zu erlauben wagte, reisten Sie gar wohl auf der Stelle."

„Jetzt nicht, aber morgen, verlassen Sie sich darauf."

„Gewiß, Madame, ich bin davon überzeugt, also Adieu und glückliche Reise." — Stein ging nach der Thüre, an derselben warf er noch die Frage hin: „Soll ich Ihnen vielleicht im Vorbeigehen Pferde auf der Post bestellen?"

Das zündete, Julie sprang auf, riß an der Schelle und sagte dem Doctor, der sich höchst erstaunt stellte: „Sie sind unleidlich, Sie haben eine kleinliche Idee von mir." — Dem eintretenden Kammermädchen befahl sie sodann, augenblicklich Pferde zu bestellen und den Kutscher den Reisewagen richten zu lassen, dann fragte sie triumphirend: „Nun, sind Sie jetzt zufrieden?"

„Außerordentlich und mit Grund. Sie können Ihr Revolutiönchen mir mit dem größten Schein und ohne alle Gefahr vorspielen. Auf der ersten Station kehren Sie um und sind wieder zu Hause, bevor Ihr Gemahl nur nach Ihnen gefragt hat. Sie haben dann wenigstens den Schein einer heroischen That für sich, und das kann Ihnen vollkommen genügen; nicht Jeder hat ein so scharfes Ahnungsvermögen wie ich!"

„Sie sind ein Spötter und glauben selbst nicht, was Sie sagen."

„Ich glaube es so fest, daß ich einen Vorschlag daran knüpfe. Vor zwei bis drei Stunden habe ich keine dringende Visite zu machen; in der Zwischenzeit wäre eine Spazierfahrt mit Ihnen ins Freie ein herrlicher Genuß, erlauben Sie, daß ich Sie begleite?"

„Herrlich, ich nehme Sie also mit aufs Gut!"

„Vorausgesetzt, daß Sie wirklich hinkommen."

„Still, Sie verdienen keine Antwort mehr.

Digitized by Google

Hier nehmen Sie ein Buch, bis ich das Nöthigste eingepackt habe. Sie sind heute wirklich allerliebst!"

Damit eilte Julie aus dem Zimmer, und der Doctor lachte still in sich hinein; er hatte Alles erreicht, was er wollte, und war ohne merkliche Anstrengung in die Bahn seiner Intriguen hineingeglitten. Das Nächste gab sich nun von selbst, er brauchte nur in dem begonnenen Tone fortzufahren, um sicher zu sein, daß Julie ihn nicht losließ, bis sie das Gut erreicht hätten. Von dort konnte er sich jeden Augenlick mit der Bahn entfernen, falls ihm seine Rolle lästig wurde.

Nach einer kurzen Pause erschien Julie reisefertig, und bald saßen Beide in dem bequemen Reisewagen, der sofort die Landstraße nach X. einschlug. Man hatte etwa zwei Meilen zurückzulegen, während die Eisenbahn eine andere weitere Richtung einschlug, doch kam das Gespräch erst kurz vor Ankunft an der ersten Poststation etwas in Gang. Stein verhielt sich dabei immer noch sehr passiv, so daß sich Julie zuletzt laut über seine Nachlässigkeit und Trivialität in der Unterhaltung beklagte. Endlich hielt man vor dem Posthaus, Stein sah auf die Uhr und sagte, in einer Stunde könne man jetzt ganz bequem wieder in der Stadt sein und er sei seiner Freundin für zwei schöne Stunden sehr verbunden.

Diese jedoch erklärte: „Sie wiederholen heute immer dasselbe Lied wie eine Spieluhr, aber Sie haben sich verrechnet. Vorwärts, Kutscher, nach X."

„Wirklich," rief der Doctor, „das ist Viel, ich hätte es nicht geglaubt! Nun schönen Dank und glückliche Reise!"

(Fortsetzung folgt.)

Lebendige Perlen.

Vor einiger Zeit konnte man in mehreren Pariser Blättern folgende harmlos scheinende Anzeige lesen: „Für den Sultan sucht man Perlen zu sehr hohen Preisen, wenn dieselben rein, makellos und von schöner Farbe sind. Diese Perlen sollen auf keine Schnur gefaßt werden, sondern haben die Bestimmung, selbstständig zu glänzen in den Palästen des mächtigen Padischah. Nähere Auskunft auf frankirte Zuschriften unter der Adresse: „Harem, Bureau poste restante, Paris." Viele Perlenbesitzer richteten an die bezeichnete Adresse Schreiben mit Verkaufsangeboten, erhielten jedoch keine Antwort. Ein Schüler Vidocqs, des großen Polizeimannes, aber schrieb an die bezeichnete Adresse folgendes Briefchen: „Mein Herr! Sie suchen Perlen für den Sultan, ich bin so glücklich, ein solches Kleinod von unschätzbarem Werth zu besitzen. Angelique ist 16 Jahre alt, eine lieblichere Knospe hat noch kein Lenz gezeugt, diese Perle steht Ihrem Gebieter zur Verfügung für den Preis von 50,000 Fr." Die Antwort lautete: „Ich ersuche um eine Photographie der Perle, damit ich deren Preiswürdigkeit beurtheilen kann." Als diesem Wunsch willfahrt wurde, verlangte der anonyme Briefschreiber die göttliche Angelique zu sehen; sie solle an einem bestimmten Tage im Jardin des Plantes sich einfinden, das Erkennungszeichen sollte eine kirschrothe Seidenschärpe sein. In den ersten Tagen des Monats April sah ein reizendes Mädchen, eine kirschrothe Schärpe um die schlanke Taille, erwartungsvoll auf einer Bank unter einem schattenreichen Kastanienbaum; es war Angelique, deren Begleiter sich in der Nähe verborgen hielt. Da rollte eine glänzende Equipage heran, in derselben saß ein ältlicher Herr, dessen Brust der Medschidjeorden schmückte. Kaum hatte er das Mädchen mit der kirschrothen Schärpe erblickt, so ließ er Halt machen, und auf Angelique zueilend, faßte er ihre Hand mit den Worten: „Mein theurer Engel! Sie wollen den Sultan kennen lernen, wohlan, er ist Ihr Sclave; Sie haben ihn durch Ihre Liebenswürdigkeit bezwungen." Angelique erröthete und erblaßte abwechselnd, als ihr bisher unsichtbar gewesener Begleiter plötzlich auf den ordengeschmückten Herrn zutrat und ihm zurief: „Mein Herr, im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie!" „Wer sind Sie?" fragte der erstaunte Vertreter des Padischah. „Ich bin ein Agent der Polizei!" erwiderte derselbe, „und Sie, wenn ich fragen darf?" „Ich bin der Graf von Surinam und werde Ihnen nicht folgen." „Ach, das thäte mir leid, weil ich sonst Gewalt anwenden müßte. Ihre Wohnung, mein Herr!" „Die were

Digitized by Google

ich nur dem Herrn Polizeipräfecten nennen, dem ich vorgestellt zu werden wünsche und befehle." „Sie haben nichts zu befehlen. Sie haben nur zu gehorchen, Herr Graf, denn ich verhafte Sie im Auftrage des Polizeipräfecten, und wenn es Sie interessirt, zu erfahren, wo der Polizeipräfect sich befindet, so sage ich Ihnen, er steht vor Ihnen, ich bin es selbst. Herr Graf, was wünschen Sie von mir?" Der Graf von Surinam erwiderte im Ton eines feinen Diplomaten: „Da ich die Ehre habe, den Herrn Polizeipräfecten selbst zu sprechen, so bitte ich, in meinem Wagen Platz zu nehmen." Der Polizeipräfect verhandelte nicht lange mit dem Herrn Grafen, sondern nahm an seiner Seite Platz, während ein wie aus der Erde plötzlich emporgestiegenes Individuum sich auf den Bock neben den Kutscher setzte und die Richtung des Wagens vorschrieb. Graf Surinam soll demnächst als Angeklagter vor dem Zuchtpolizeigericht erscheinen. Der Staatsanwalt beschuldigt ihn des Handels mit Menschen. Der angebliche Graf ist, soviel man bis jetzt herausgebracht, der Sohn eines Viehhändlers in der Walachei. Man fand in seiner Wohnung mehr als hundert Photographien weiblicher Schönheiten. Nähere Nachforschungen ergaben, daß er die Originale derselben theilweise ins Ausland verkauft und durch diesen Menschenhandel viel Geld erworben hat.

Literatur.

Die vornehme Dame. Winke und Rathschläge für Erzieherinnen und junge Mädchen von Stand bei ihrem Eintritte in die Welt, von Ulrike Lindhofen" ist der Titel einer theoretischen Vorschule des Savoir-faire und Savoir-vivre für Damen, welche aus der Pension oder dem einfachen Familienleben heraus in die große Welt einzutreten berufen sind, und bietet in der That eine ebenso beherzigenswerthe als lehrreiche Lectüre für unsere Frauen und Töchter, auch denen, welchen nicht die Gelegenheit geboten ist zum Eintritt in die höheren Gesellschaftskreise. Das sehr klar und verständig abgefaßte Werkchen lehrt nämlich mit dankenswerther Kürze und Gedrungenheit die schwierige Kunst, über den Anforderungen, welche die heutige Gesellschaft an eine „Dame von Welt" macht, auch die Erfordernisse der Weiblichkeit und Häuslichkeit, und über den Ansprüchen an äußere Glätte und Vollendung, auch diejenigen an innere Gediegenheit und Vollkommenheit des Charakters nicht zu vernachlässigen. Das Buch überragt auf diese Weise um Vieles alle sonstigen gewöhnlichen Handbücher der Etikette.

Die Wolke.

Die Wolke schaut vom Himmelsplan
Sich alle Dinge forschend an,
Darum erscheint ihr Angesicht
Zuweilen trüb', zuweilen licht.

Wenn sie herab zur Erde schaut,
Da wird sie meistens nachtumgraut,
Doch strahlt sie immer lichtverklärt,
Wenn sie das Antlitz aufwärts kehrt.

Verschiedenes.

(Antienglische Poesie.) Unter den Inseraten der Kreuzztg. findet sich nachstehendes gröbliche Akrostichon: **Preußenhasser! Alter Prasser! Lügenfrecher Mephistopheles! Giftler Sprecher, Rüb' und schofel! Streit erregst Du! Treubruch pflegst Du! Oben stehst Du: Nächstens gehst Du! Neidiger Schwätzer! Unheilstiftender Hetzer! Schelm oder Thor! Schwankendes Rohr! Ehre vergißt und raubst Du! Lügenzeug liest und glaubst Du! Lächerlich bist und schnaubst Du!**

Einem Professor der Astronomie, welcher mit der Berechnung der Bahn eines Kometen beschäftigt war, wurde ein Student gemeldet. Ohne von seiner Arbeit aufzusehen, rief er: „Kann in 300 Jahren wieder kommen."

Auflösung der vierfilbigen Charade in Nro. 72: Gartenlaube.

Redaction, Druck und Verlag von O. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 74. Dienstag, den 21. Juni **1864.**

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

Der Doctor sprach's und stand schon mit einem Fuße auf dem Wagentritt, Julie ließ ihn aber nicht hinaus, sondern sagte ironisch: „Bemühen Sie sich nur nicht weiter und halten Sie mich nicht für ein Kind. Sie sollen und wollen gar nicht fort; meinen Sie, ich sähe nicht seit einer Stunde, daß Sie vor Begierde brennen, bei mir zu bleiben? Warum, weiß ich nicht, aber daß es so ist, sagen mir meine gesunden Augen. Also bleiben Sie nur still sitzen, Sie machen ohnehin keine vortheilhafte Figur in Ihrer jetzigen Position. — Vorwärts, Kutscher, und im Galopp!"

„Gut denn," seufzte Stein, „vielleicht erkennen Sie mir das Verdienst zu, den Zorn Ihres Mannes von Ihrem Haupte auf mich ablenken zu wollen. Ich wünschte bei Ihnen zu bleiben, um bei ihm für den Anstifter des Staatsstreiches zu gelten, dessen ganz unschuldiger Begünstiger ich eigentlich nur war. Glauben Sie mir das?"

„Nein!"

„Sie machen meine Situation vor Ihnen unhaltbar, schöne Frau; ich muß entweder zum Wagen hinausspringen oder Ihnen mein Benehmen erklären."

„Mir ist Beides gleich, wie Sie wollen!"

„So sei es. Allerdings suchte ich seit Beginn unserer Fahrt Alles auf, um mich von Ihnen festhalten zu lassen. Das Gefühl berauschte mich, auf diesen weichen Kissen neben Ihnen sitzen zu dürfen und im Verlauf unserer Reise vielleicht einen Blick in die zarte Welt zu thun, die sich in den geringsten Bewegungen einer schönen Frau verräth. Ein tête-à-tête mit der Schönheit und dem gewissen unbekannten Etwas, welches sie ausströmt, war längst der sehnlichste Wunsch meines armen Gehirns, und Sie verzeihen mir vielleicht, wenn ich gewagt habe, dasselbe, als es mir der Zufall heute bot, wie Sie bemerkten, zu verlängern."

„Also Ihre Zunge hat sich endlich gelöst. Nur, scheint mir, nicht mit Glück; ich könnte mich über Ihre Redensart beklagen, doch ziehe ich vor, sie zu überhören. Gestatten Sie mir, nun anzufangen zu träumen, nachdem Sie hoffentlich ausgeträumt haben."

Julie nahm bei diesen Worten ihren Hut ab und ließ ihren Kopf in die Wagenecke sinken; sie sah mit den geschlossenen Augen und dem freier fallenden Haare nur schöner aus, und der Doctor fragte sehr contre coeur: „Darf ich auch schlafen?"

„Nein," erwiderte Julie, ohne die Augen zu öffnen, „das dürfen Sie nicht, sonst könnten die Begegnenden Sie für meinen Gatten halten; halten Sie sich aber ja ruhig."

So ging es einige Minuten schweigend weiter, plötzlich aber richtete sich Julie auf und sagte: „Wir sind doch rechte Kinder; warum zanken wir uns eigentlich den ganzen Weg?"

„Gestehen Sie, gnädige Frau, daß Sie bereuen, mich bis hierher geführt zu haben, und verbessern Sie sich, indem Sie mich aussteigen lassen. Ich hatte nun einmal das Unglück, Ihnen zu mißfallen, und ich fürchte, ein längeres Verweilen verschlimmert dies nur. Entlassen Sie mich, bevor ich Ihnen ganz unleidlich werde; ich möchte Sie lieber sofort verlassen, als diese schmerzliche Erfahrung machen."

„Nun, endlich reden Sie doch einmal ernsthaft, und so will ich Sie denn auch nicht mehr

Digitized by Google

quälen. Sie irren sich, ich habe eine sehr gute Meinung von Ihnen und wünsche ernstlich, Sie zum Freunde zu haben. Ich war schon längst darauf aus, und wenn Sie es nicht bemerkten, so zeigt mir das eben nur wieder, daß ihr Männer die Frauen nicht beachtet, von welchen ihr nur Freundschaft hoffen könnt. Ihr wollt mehr oder weniger, wie es eben fällt. Uebrigens bin ich nicht ganz uneigennützig mit meiner Freundschaft für Sie. Sehen Sie zum Wagenfenster hinaus, während ich Ihnen das erkläre."

„Gut so!"

„Nun, ich habe mir immer vorgenommen, auf meine alten Tage einen Arzt zum Freund zu nehmen, denn für diese Zeit behalte ich mir nur noch eine Leidenschaft vor, die Neugierde, und diese kann nur ein solcher ganz befriedigen. Wenn Sie einmal ganz mein Vertrauen gewonnen haben werden, so sollen Sie staunen, wie viel ich Sie zu fragen habe. Es gibt tausend Sachen, die mich beschäftigen, die ich aber nicht kenne und durchaus wissen will."

„Welche wären dies zum Beispiel?"

„Das erfahren Sie noch nicht so bald, doch versuchsweise sollen Sie mir einstweilen einige Kleinigkeiten erklären. Zum Beispiele, warum hat man mir wohl niemals eine Liebeserklärung gemacht?"

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Natürlich, ich frage auch nur: warum?"

„Liebeserklärungen haben keine bestimmte Form, das, was sie hervorbringt, liegt nicht sowohl im Munde, der sie ausspricht, als vielmehr im Ohr, das sie aufnimmt. Es sind Ihnen sicherlich hundert Mal Redeblumen zu Füßen gelegt worden, die nur nicht zu „Liebesblumen" wurden, weil Sie dieselben nicht aufhoben."

„Und wenn ich sie einfach nicht verstanden hätte, wenn ich schwer von Begriff wäre oder in solchen Dingen die verzweifelste Klarheit verlangte? Wenn ich nun jede Anspielung, die nicht hinter sich die Brücke abbricht und mir den Mann vollständig überliefert, für eine Feigheit hielte, die mir gegenüber nur die Achtung verletzt? Was sagen Sie dazu, Doctor?"

„Nicht viel, gnädige Frau, und vielleicht ließe ich auch das am Besten ungesagt."

„Es ist also wohl eine Grobheit?"

„Möglich!"

„Sprechen Sie dieselbe immerhin aus."

„Nun denn, in meiner unbeschützten Jugend hörte ich einst eine meiner Tanten dieselbe Theorie der Erklärungen vortragen, und ich beeilte mich sofort zu ihren Füßen — wie Sie sich auszudrücken belieht — die Brücke abzubrechen. Zum Lohn dafür wurde mir die Thüre gewiesen —."

„Ich errathe Sie vollkommen, mein Herr," sagte Julie gereizt; „Ihre besorgte Eitelkeit hat Sie hurtig statt einer zweideutigen Galanterie eine noch verletzendere Ironie sagen lassen. Ich suche einen Freund, einen Vertrauten, und finde einen Mann, nur einen Mann!"

„Offenheit gegen Offenheit, ja, gnädige Frau, ich war auf meiner Hut. Ich dachte allerdings, Sie wollten eine Erklärung von mir, jedoch nicht um sie anzunehmen, sondern um die Aufregung zu kosten und hernach das Werkzeug, welches diese Ihnen verschaffen sollte, wegzuwerfen. Vor Jahren wäre ich sicher in die verführerische Falle gegangen, die Sie mir stellten, mit meinen achtunddreißig Jahren aber sieht man sich gehörig um. Ich zog es weislich vor, der von Ihnen vorgeschlagenen Rolle als Freund und Vertrauter treu zu bleiben, und es scheint fast, als wenn eben diese Consequenz mir Ihren Zorn zuzöge. Gott sei Dank, sie trägt mir daneben jedenfalls Ihre Achtung ein."

„Gewisser ist, daß wir soeben in meine Thorfahrt einbiegen, und daß Sie meine Thüre wie diejenige Ihrer Tante ansehen sollen. Es wird Sie nichts abhalten, den nächsten Bahnzug nach der Stadt zu benutzen!"

„Immerhin, ich werde deßhalb doch Ihre Achtung mitnehmen."

Beide sahen schweigend vor sich hin, als man in den Hof des Landguts einfuhr. Da gewahrte Julie einen Menschen auf der Heusschwelle und rief unwillkürlich: „Wer ist das?"

„Ihr Mann, der die Eisenbahn der Post vorzieht!"

„Dann bleiben Sie!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zum Capitel vom Schuldenmachen.

Mit den Schulden geht es wie mit den Kindern; da sind sie bald, aber sie wachsen immer mehr an und essen Einen auf. Die kleinen Kinder und die kleinen Schulden sind übrigens die beschwerlichsten, sie machen am meisten zu schaffen. Wie das Sprüchwort: „Kleine Diebe hängt man, die großen läßt man laufen," in vielen Fällen wahr ist, so ist es nicht minder richtig, daß kleine Schulden mehr von sich reden machen, als große. Fünf Gulden dem Krämer schuldig sein — pfui Teufel! hundert Gulden dem Schneider — das geschieht auch honetten Kunden; tausend Gulden auf Wechsel — das hat schon weniger zu sagen. Gehen die Schulden in die Millionen, dann nennt man sie Anlehen und sie werden öffentlich abgeschlossen.

Das Schuldenmachen auf ein Haus gehört schon gar zu den gewöhnlichen Dingen. Die Hausherren gleichen da oft den Omnibus-Kutschern; sie nehmen auf, was Platz hat, bis Keiner mehr aufsitzt. Eine auf eine Realität vorgemerkte Schuldpost heißt bekanntlich ein Satz. Mit solchen „Sätzen" geht es oft wie mit dem Tintensatz: wenn er zu dick wird, ist endlich gar kein Haus mehr da, lauter Satz! . . Dann ist der Hausherr in der Tinte.

Auch mit den verschiedenen „Sätzen" in einem Tonstücke haben Hausssätze Aehnlichkeit, wenn der Hauseigenthümer fleißig Schulden macht. Erster Satz: Andante con moto . . man muß sich erst an das Thema gewöhnen. Beim zweiten Satze geht's schon allegro, 's ist schon Alles eins. Beim dritten Satze wird gejagt, ein kleines Durcheinander, dann wird umgeworfen und es ist aus. Wie alte Weiber aus dem Kaffeesatze wahrsagen, so kann ein kundiger Mann auch aus dem Hayssatze wahrsagen. Er braucht dazu kein Zauberspruch, nur das Grundbuch. Wer dort diesen oder jenen Hausherrn nachschlägt, kann ihm leicht wahrsagen, was mit ihm geschehen wird. — Man nennt die Bibel das „Buch aller Bücher." Diesen Namen verdient eben so gut das Grundbuch. Die Sätze, welche darin stehen, sind unumstößlich; man kann da die erstaunlichsten Geschichten finden, man sieht dort seine Wunder, und das Evangelium Matthäi ist lange nicht so lehrreich, als die Erfahrung, daß es mit Dem und Jenem Matthäi am letzten ist. — Es gibt eben auch leichtsinnige Bauunternehmer, wie jener, der auf die Frage: „Bauen Sie mit Steinen oder mit Ziegeln?" lächelnd antwortete: „Mit Schulden!" — Wenn man sich dann bei einem solchen Hausherrn erkundigt, wie viel das Haus wohl trage? kann er abermals lächelnd etwa antworten: „Nun, es liegen fünfzigtausend Gulden darauf!" . . Eine nicht seltene Belastungsprobe, welche besonders die schwachen neuen Häuser nicht lange aushalten.

Bekanntlich haben aber nicht alle Leute unbewegliches Gut und müssen, wenn sie Geld brauchen, ihr bewegliches Eigenthum verpfänden. Man nennt dies gemeinhin versetzen, und die Hypothekenbank für solche Kreditnehmer heißt das Versatzamt. Dort gibt man auf gute Worte gar nichts, auf gute Pfänder nicht gar viel. Pfänder der Liebe haben daselbst leider gar keinen Schätzungswerth. Unendlich zahlreich und verschieden sind jene Individuen, welche die Hilfe des menschenfreundlichen Pfandhaus-Institutes in Anspruch nehmen. Im Allgemeinen könnte man die dortigen Parteien in zwei Klassen eintheilen: 1. Jene, welche das Ueberflüssige versetzen, um Geld für das Nothwendige zu erhalten, und 2. Solche, welche das Nothwendige versetzen, um sich die Mittel für das Ueberflüssige zu verschaffen. Die Devise der ersten Klasse heißt: „Leben muß der Mensch!" Die Devise der zweiten lautet: „Leben muß der Mensch!" . . Der Unterschied liegt nur darin, ob man das „muß" oder das „Leben" betont.

Geben wir nun zu den eigentlichen schwebenden Schulden über. Man sollte glauben, schwebende Schulden müßten leicht sein, aber sie können Einen gewaltig drücken. Es kommt darauf an, wie man sie nimmt. Eine schwebende Schuld ist nicht wie eine schwebende Jungfrau; man hält sie nicht gleich für heilig. Erst wenn der ungeduldige Geldgeber droht: „Sie, wenn Sie nicht zahlen, so laß ich Sie heilig einsperren," dann hat der Schuldner Respect, selbst wenn dies kein gläubiger Christ sagt, sondern ein Gläubiger, der kein Christ ist und auch unchristliche Zinsen bezieht.

Digitized by Google

Mit den Schulden geht es auch oft wie mit den Stiefeln. Im Anfange geniren sie ein wenig, sobald man sich aber erst daran gewöhnt hat, geht man recht gut damit herum. Die alten Schulden wie die alten Stiefel geniren am Ende gar nicht mehr, man vergißt ganz, daß man sie hat. Jener flotte Student ging von diesem Grundsatze aus, als er, an eine Schuld gemahnt, lakonisch sagte: „Alte Schulden zahle ich nicht.“ — Und die neuen? „Die lasse ich alt werden.“

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Eierlegen.) Das Eierlegen mancher Hühner hört auf, wenn dieselben zu fett werden. Ein Eigenthümer von 16 Hennen der Dorkingart, welche trotz aller angewendeten Mittel nicht legen wollten, ließ, da er beim Schlachten einiger Thiere auf die erwähnte Ursache geführt wurde, die übrigen etwas hungern, und siehe da, sie begannen nach und nach zu legen und haben sich seither als gute Eierlegerinnen bewährt.

Schwalbe und Amsel.

Die Schwalbe spricht: „Der Liebe Band
Knüpft mich so fest an's Vaterland,
Daß ich beim ersten Frühlingsgruß
Zurück zur Heimath kehren muß.“

Die Amsel aber meint dabei,
Daß jenes Band noch schöner sei,
Womit man treu am Lande hängt,
Wenn's auch der Sturm und Frost bedrängt.

Verschiedenes.

(Ein Duell per Distanze.) Ein französischer Offizier und ein junger englischer Lord, die sich in Baden-Baden kennen gelernt und vertrauten Umgang mit einander gepflogen hatten, entzweiten sich am Spieltische wegen eines Satzes, den Jeder gemacht zu haben meinte, so heftig, daß es zur Contrahirung eines Duells kam. Der Offizier, dem als Geforderten die Wahl der Waffe zustand, entschied sich für Pistolen-Duell auf Barrière, und zwar deßhalb, weil er ein ausgezeichneter Schütze war und darum bei dieser Duellart seinem Gegner, der ein schlechtes Auge und nicht die geringste Uebung besaß, bedeutend überlegen sein mußte. Man einigte sich über das Rendezvous, mußte aber den Tag des Duells auf zwei Monate hinausschieben, weil der Offizier von einer unverzüglichen Dienstpflicht schleunigst abgerufen wurde. Der Engländer begab sich während dieser Zeit nach London, um seine Angelegenheiten zu ordnen. — Als der Tag des Duells herangekommen war, fand sich der Offizier mit seinem Secundanten zur bestimmten Stunde pünktlich auf den Platz ein. Der Engländer war nicht da. Dagegen erschien wenige Minuten darauf im gestreckten Galopp ein englischer Reitknecht, warf sich vom Pferde und überreichte dem Offizier einen schwarz gesiegelten Brief. Als derselbe eröffnet war, las man Folgendes: „Sehr ehrenwerther Freund und Gegner! Da Sie auf 15 Schritte das As aus der Karte schießen, während ich auf 5 Schritte einen Heuwagen fehle, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Sie mich bei unserm Duell todtschießen werden. Um nun Ihnen einen etwaigen Gewissensbiß, mir aber die Mühseligkeit der Reise zu ersparen, habe ich in dem Augenblicke, als Sie dies lesen, mich selbst todtgeschossen, womit ich die Ehre habe zu verharren als Ihr treu ergebenster Freund und Gegner Edwin M..“ Die angestellten Nachforschungen ergaben, daß der Engländer Wort gehalten. Er hatte sich genau zu der Stunde des verabredeten Duells durch einen Pistolenschuß in die Brust das Leben genommen.

Charade.

In ersten beiden ist das Herz bedrängt,
Die letzten beiden werden umgehängt;
Und hast du alle viere schon,
So fliegt's als Schmetterling davon.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 75. Donnerstag, den 23. Juni **1864.**

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

Vielleicht hätte die Lust am Abenteuerlichen jetzt noch bei Stein einer ruhigeren Einsicht Platz gemacht, wenn ihm nicht Müller mit einer ironischen Zuversicht, die plötzlich wieder in laute Zweifel gegen seine Freundschaft umschlug, entgegengetreten wäre. Der Banquier hatte nun einmal das Unglück, weder gegen seine Gemahlin, noch gegen seinen Freund jemals den Ton des Augenblicks finden zu können. Als er seiner Julie aus dem Wagen half, sagte diese im bittenden Tone: „Nimmst du meinen Eigenwillen übel, so sage es, ich kehre augenblicklich um."

Er aber erklärte, indem er den Doctor grüßte, er sei im Gegentheil „entzückt", Beide hier zu sehen. Das war zu unnatürlich, als daß es nicht hätte verletzen und sogleich Stoff zu Redensarten geben müssen, deren Tragweite Niemand mehr berechnen konnte.

„Entzückt bist du? Höchst sonderbar, warum gerade entzückt?"

„Du willst mich doch nicht glauben machen, daß du mir mit deinem Herkommen einen Streich gespielt hast? Ich bin entzückt, weil du eine angenehme Zerstreuung gefunden hast, und mehr noch, daß es dem Einfluß meiner Frau gelang, den gesuchtesten Arzt der Stadt einen Augenblick seinen Patienten zu entführen."

„Ich weiß eigentlich nicht, wer von uns entführt worden ist. Was meinen Sie, Doctor?"

„Ich versichere, daß Sie mich entführt haben, denn im anderen Falle hätte ich Sie nicht Ihrem Manne gebracht."

„Wäre ich Müller, so würde ich Ihnen nicht weiter trauen, als ich sehe."

„Auf alle Fälle ist Stein ein geschickter Arzt, denn seit Jahr und Tag sah ich deinen Teint nicht so animirt als eben jetzt."

„Ich habe unterwegs geschlafen, davon steigt das Blut in den Kopf. Auf Wiedersehen!"

Mit dieser Nothlüge, welche sie mit Stein in gewisser Weise solidarisch verband, eilte Julie ins Haus, Müller aber rieb sich vergnügt die Hände, faßte den Doctor unter den Arm und zog ihn in den Garten.

„Also sie ist unterwegs eingeschlafen, du glücklicher Rival, das war nicht höflich von ihr, aber mich freut's natürlich."

„Dich schläfert man ein, Bester!"

„Ich begreife, daß du ärgerlich bist, doch sie hat nun einmal geschlafen!"

„Wenn du durchaus willst, so soll es gelten."

„Wie so? Ohne Umschweife, hat sie geschlafen oder nicht?"

„Keine Secunde!"

„Soll ich daraus schließen, daß es zwischen euch zu einer Liebeserklärung kam?"

„Mit Worten nicht, doch handelte es sich unausgesprochen sehr darum. Ich bemerke dir übrigens, daß meine Stellung ohnehin schon sehr delicat ist, und daß ich sie aufgeben muß, wenn du mich über jede Bewegung inquiriren willst."

„Wahr, nur glaube ich wenigstens fragen zu dürfen, ob du dich von der Richtigkeit unserer Vermuthungen hinsichtlich Juliens überzeugt hast?"

„Durchaus!"

„Und weiter, ob Julien, deren Krankheit also eigentlich darin besteht, einen Liebhaber

Digitized by Google

suchen zu müssen, die Reise die Ansicht beigebracht haben kann, sie habe das Gesuchte gefunden?"

„Ich habe mein Möglichstes gethan, um sie das merken zu lassen!"

„Dann muß ich wohl auch annehmen, daß du den Artikel 3 überschritten hast?"

„Nein, allein ich schlage dir vor, ihn aufzuheben, denn er ist unsinnig."

„Es scheint, daß du die Kur nur noch als eine Gelegenheit ansiehst, dich geltend zu machen; ich erinnere dich also ernstlich daran, daß sie übernommen wurde, um mir meine Frau wiederzugeben, nicht sie zu verführen!"

„Ach, davon ist gar keine Rede, allein die Entwickelung kann sich unvorhergesehen beschleunigen, die Krisis kann eintreten, wenn du gerade abwesend bist! Wenn du mir nicht mehr traust, so kann ich ja gehen. Wann kömmt der nächste Zug vorbei?"

„Nein, bleibe, nur beschwöre mir nochmals den Artikel 3, ich kann sonst nicht ruhig sein."

„Hier meine Hand!"

Man läutete zu Tische und beide Freunde gingen dahin Arm in Arm. Während der Tafel benachrichtigte Müller seine Gemahlin, daß er Stein auf mehrere Tage eingeladen und bereits ein Zimmer für denselben angewiesen, auch nach dessen Effecten in die Stadt geschickt habe. Er selbst kehre dahin zurück, hoffe aber täglich zu Tische und bis zum Morgenzug bei ihnen sein zu können. Julie erröthete tief und schwieg.

Am anderen Tage machte Julie in Abwesenheit ihres Mannes, wie ganz natürlich, dem Gaste die Honneurs des Hauses, sie führte ihn im Garten herum, zeigte ihm ihre Lieblingsplätze und ließ sich von ihm auf einem längeren Spaziergang nach einer Bergruine geleiten, die im Hintergrunde des Thales, an dessen Ausgang der Garten in einen freien parkartig angelegten Fußsteig überging, hervorragte. Der Morgen war schön, das junge Laub erglänzte von tausend Thautropfen, die Julie scherzend auf Stein's Haupt herabregnen ließ, wenn dieser im Gehen botanisirte und sie einen überhängenden Zweig mit ihrem Sonnenschirm erreichen konnte.

Er, der nun ihre Neigung zum Kosten der Erkenntnißfrucht im Allgemeinen kannte, bemerkte nicht, daß er für Julie selbst eine Studie in dieser Richtung war. Es war ihr oft von seinen intimen Erfolgen erzählt worden, und sie hätte nun gerne au fond untersucht, was ihn denn so „unwiderstehlich" mache. Allerdings eine bedenkliche Studie, zumal wenn daneben vergleichende Anatomie mit den Schwächen ihres Mannes getrieben wurde, doch glaubte sie sich dieser Phantasie mit straft hingeben zu können, weil sie sich ihrer Tugend unendlich sicher glaubte und einen eigenen Reiz spürte, den Vorsichtigen, der ihre erste Schlinge vermieden, doch noch zu ihren Füßen zu sehen, um dann — für alle seine früheren Erfolge bestraft zu werden. Der Ideengang der beiden Leutchen begegnete sich darin sonderbar, daß Jedes sich für unerschütterlich hielt, während es überall sonst an sittliche Kräfte nicht glaubte. Jedes wollte versuchen, und sah nicht, daß es selbst stark versucht wurde. — Vorläufig übrigens blieb Stein der Stärkere, er brauchte sich nur führen zu lassen, den Impulsen, die Julie gab, nachzufolgen und er war sicher, in ihrer Vertraulichkeit vorzurücken. — Wenn Julie an die ewige Einförmigkeit ihres Mannes dachte, der trotz öfterer Anspielungen ihrerseits gewisse philisterhafte Angewohnheiten nimmer ablegen konnte, der seinen ganzen (nicht geringen) Verstand in seinen Geschäftscombinationen anzubrauchen schien, und sein Aeußerstes gethan zu haben glaubte, wenn er überhaupt bemerkte, daß sie verstimmt, unbefriedigt sei, — dann freilich mußte Karl Stein's Werthschätzung rasch hoch steigen. — Er war kein Mensch mit angenommenen Gewohnheiten, sein Reden und Thun war stets dem Moment angepaßt und deßhalb gefällig. Er that zwar dabei keinen Schritt ohne Berechnung, allein das Ziel dieser selbst war ja immer, angenehm zu sein. Wenn er sich im Uebrigen nicht leicht fassen ließ, so hatte er wenigstens bei diesem Landaufenthalt die Gefälligkeit gegen sie, sich beobachten, mit sich spielen zu lassen. — Wie gesagt, der Doctor beschränkte sich zunächst darauf, Julie ankommen zu lassen, ihren Fragen und Neckereien auf halbem Wege entgegen zu gehen, dann aber verschwand er plötzlich durch einen unvorhergesehenen Ausflug vor ihr, um an einem anderen Ende wieder auf-

Digitized by Google

zutauchen. Er wollte Julien sicher machen und zugleich ihre Neugierde und Siegeslust immer mehr reizen, sie sollte das Spiel in ihrem Sinne nur gewinnen, indem sie Alles auf eine Karte setzte und — damit endlich es in seinem Sinne verlieren. Stein spielte mit Julien, als sei er der Teufel, der (wie er zu Müller gesagt hatte) gegen ihre Seele den letzten Trumpf eingesetzt habe, sie sollte endlich sich gefangen geben und nur, wenn es Stein großmüthig erlaubte, von ihrem „Partner" Müller vor „groß Schlemm" bewahrt werden. — Dem Doctor kam dabei sein ausgezeichnetes Plaudertalent zu Hilfe, denn er wußte mit seinen Geschichten ebensowohl gewünschte Aeußerungen bei Julien zu provociren, als solchen, die sie von ihm hören wollte, aalglatt auszuweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Zum Kapitel vom Schuldenmachen.

(Schluß.)

Ist das Schuldenmachen ein Handwerk oder eine Kunst? . . Sie ist ein Mal jenes, das andere Mal dieses. Bei Solchen, die das Schuldenmachen professionsmäßig betreiben und davon leben, ist es ein Handwerk. Wie der Handwerker, kommt auch der Schuldenmacher immer mehr drein, je mehr er Schulden macht. Der Vortheil treibt das Handwerk — die Uebung macht den Meister; diese Sprichwörter gelten auch vom Schuldenmachen.

Beim Handwerke des Schuldenmachens ist es aber nicht gut, wenn man zu sehr bekannt wird. Man geheitet dann immer schwerer. Wenn endlich die Leute mißtrauisch werden, sie dennoch herumzukriegen und ihnen ihr Geld abzuschwatzen, ist keine Kleinigkeit. Dann wird das Schuldenmachen eine Kunst. Dazu gehört Talent, Erfindungsgabe, Inspiration.

Auch eine gewisse Bravour ist erforderlich. Ein Schuldenmacher darf nicht verzagt werden, wenn der erste Angriff abgeschlagen wird. Er muß den Sturm erneuern, bis der Feind, d. h. der Geldgeber, aus seinen letzten Verschanzungen, d. h. Ausreden geworfen ist. Einen Schuldenmacher vom Fach darf es nicht abschrecken, wenn ein paar Freunde sagen: Non possumus. Ein Solcher gleicht dem Quellensinder Abbe Richard — wo er anbohrt, muß Etwas flüssig werden.

Derjenige, welcher diese Gaben nicht hat, bleibt immer nur ein Lehrling im Handwerk, ein Dilettant in der Kunst des Schuldenmachens. Er bringt die Aengstlichkeit nicht los, er traut sich nicht und darum traut man ihm nicht. Ein solcher Stümper bittet schüchtern um 5 Gulden auf 14 Tage und wird abgewiesen. Der Geübte begehrt 50 Gulden bis übermorgen und bekommt sie weit eher.

Es kommt eben viel darauf an, wo und wie man das Schuldenmachen lernt. Ist die Noth die Lehrmeisterin, so bildet sie meist schwerfällige, unbehilfliche Gesellen. Ist aber der Leichtsinn der Lehrmeister, so erzieht er meist Künstler in ihrem Fach, gewandte anstellige Leute, die mit einer gewissen kecken Eleganz darauf los gehen, denen nichts zu gewagt scheint, und die sich vor keinem Schwindel fürchten.

Ein Künstler im Schuldenmachen muß seine Leute zu behandeln wissen. Er thut gewöhnlich so, als ob er Demjenigen, bei welchem er pumpt, eine besondere Ehre erwiese, so daß der Angeredete sich ordentlich schämen müßte, Nein zu sagen. Solch einen chevaleresken Mann, der just seine Brieftasche vergessen hat, kann man ja nicht abweisen. Der Schuldenmacher vom Fach spielt aber nicht immer dieselbe Rolle, er hat Schauspielentalent und weiß sich Masken zu machen, ohne Schminke und Perrücke.

Hat ein solches Individuum hübsch viele Bekannte, so reicht er eine Weile aus und läßt die Schulden ganz bequem alt werden, bis die Gläubiger aus Altersschwäche draufgehen.

Ein Praktikus macht niemals im eigenen Wohnbezirk oder in der Nachbarschaft Schulden, am allerwenigsten beim Krämer. Der ist eine Art lebendes Grundbuch. In einem Nu weiß es der ganze Grund, wer dort lange auf Borg nimmt, und so ist der Kredit schnell untergraben.

An seine Gläubiger denkt der echte Schuldenmacher gar nicht oder doch etwa nur so, wie er an eine alte Geliebte denkt, der er einmal in einer schwachen Stunde das Heirathen versprochen hat: „Warum hat's die dumme Gans geglaubt!"

Digitized by Google

Der Schuldenmacher braucht allerdings ein Gedächtniß, das Ortsgedächtniß, damit er sich die Orte merkt, wo er schuldig geblieben ist, und nicht mehr hingeht.

Gewisse Schuldner haben ein sehr gutes Personengedächtniß, d. h. sie erinnern sich genau, welchen Personen sie schuldig sind, aber sie haben kein Zahlengedächtniß, d. h. sie denken nicht an's Zahlen.

Die Schlimmern haben ein Zahlengedächtniß, d. h. sie wissen ungefähr, wie viel sie im Ganzen schuldig sind, aber sie haben kein Personengedächtniß, d. h. sie wissen nicht mehr, bei wem Allem sie geborgt haben.

Die Schlimmsten und Gebrtesten bringen es endlich dahin, daß sie kein Personen- und kein Zahlengedächtniß haben, d. h. sie wissen gar nicht mehr, wem, und vergessen, daß sie überhaupt Etwas schuldig sind.

Ein Virtuose im Schuldenmachen bringt's sogar noch weiter, als ein anderer Virtuose. Dieser hängt wohl in der Kunsthandlung oder bei Musikfreunden im Zimmer, der Schuldenvirtuose aber hängt auch beim Schneider, beim Kellner, bei der Zimmerfrau und beim Zahlmarqueur. Das ist Popularität! Und stirbt ein solcher Mann, dann erinnern sich seine Freunde an ihn weit länger und lebhafter, als an einen anderen, der ihnen nichts schuldig ist.

Als passende Grabschrift aber wäre für den Todten vorzuschlagen:

Den Gläubigern starb er viel zu bald,
Sein Name ist hier zu lesen;
Als er der Natur seine Schuld gezahlt,
Ist's das erste Mal gewesen.

Grandjean.

Landwirthschaftliches.

Pelargonien können leicht, schnell und zahlreich vermehrt werden, wenn man die alten Stöcke aus den Töpfen nimmt und im Mai oder Juni ins Freie in mürbe, kräftige Gartenerde setzt. Die langen Stengel und Zweige biege man um und befestige sie mit einem Häkchen so in die Erde, daß sie auf einer Seite mit der Wurzel noch in Verbindung stehen und sich auf der anderen Seite frei über das Beet erheben. Die Ausläufer werden im zeitigen Herbst getheilt und in Töpfe gesteckt.

Lesefrüchte.

Wehe thun kann der Verleumder, doch wahrhaft schänden die Schuld nur.

Oft versteckt ein Menschenherz,
Gramerfüllt, im muntern Kreise
Hinter künstlich frohem Scherz
Seinen tiefen, bittern Schmerz;
Weint im Stillen, seufzt nur leise,
Und die Lacher ahnen nicht,
Daß es fast vor Kummer bricht.

Verschiedenes.

Ein junger Pariser bat einst den Minister Talleyrand um dessen Handschrift, um sie seinen Autographien beizufügen. Der Diplomat ließ ihn lange auf Antwort warten. Endlich erhielt der Pariser ein von dem Minister geschriebenes Blatt folgenden Inhalts: „Mein Herr, haben Sie die Güte, morgen Mittag mein Gast zu sein; ich habe einige sehr witzige Fremde eingeladen und möchte nicht gern der einzige [illegible]mmkopf sein." Seit diesem Tage hat der junge Franzose von Keinem mehr eine Handschrift verlangt.

Der Prof. Steenstrup zu Kopenhagen, einer der ersten Naturforscher unserer Zeit, antwortete kürzlich einem deutschen Bekannten auf eine wissenschaftliche Anfrage: „Bei dem jetzigen Verhalten Deutschlands gegen Dänemark kann auch ein wissenschaftlicher Verkehr unter uns nicht mehr bestehen. Früher Ihr Steenstrup."

Auflösung der Charade in Nro. 74:

Trauermantel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 76. Samstag, den 25. Juni **1864.**

Vor der Hochzeit.

O! sprich mit mir, du holdes Wesen,
Ich lausche voller Seligkeit,
Aus deinen Blicken möcht' ich lesen
Ein Märchen der Vergangenheit.
Ist mir's im Herzen bang und düster,
Fehlt mir des Lebens froher Muth:
Bei deiner Lippen süß Geflüster
Wacht auf mein Herz in neuer Gluth.

Was wäre ohne dich das Leben?
Ein Dasein voller Traurigkeit!
Bei dem Gedanken muß ich beben,
Träf' dich nur je das kleinste Leid.
Für einen Kuß leg' ich zu Füßen
Dir Alles, was mein Eigen ist,
Kein herbes Wort soll dich verdrießen,
Wenn einstens du mein Weibchen bist.

Nur dir allein soll angehören
Mein treues Herz, nur dir allein.
Niemals — das will ich heilig schwören —
Will Andern einen Blick ich weih'n.
Ja, wahre Treue soll nur blühen
Als unsrer Liebe schönstes Pfand,
So wollen wir durch's Leben ziehen
In Freud und Leid, stets Hand in Hand.

Zum Paradiese soll auf Erden
Sich bilden unsrer Ehe Glück,
Für alle Mühen und Beschwerden
Bin ich belohnt durch einen Blick.
Und Blumen will ich auf dem Wege
Dir streuen, will dein Sclave sein,
Nur deinem Wohl und deiner Pflege
Will ich mich widmen ganz allein.

O! welches himmlische Vergnügen,
(Im Geiste stellt das Bild sich dar)
Kann ich einst auf den Knieen wiegen
Die holde kleine Kinderschaar.

Nach der Hochzeit.

Es ist doch fast nicht zu ertragen,
Den ganzen Tag führst du das Wort,
Und nichts als ungerechte Klagen
Die muß ich hören immerfort.
Ja, das ist wahr, du kannst nicht schweigen,
So sehr es mich auch stets verdrießt;
Man glaubt, der Himmel hängt voll Geigen,
Wenn du in meiner Nähe bist.

Wie glücklich sind die Junggesellen,
Wie herrlich ist ein solcher Stand!
Der Friede herrscht in ihren Zellen,
Doch Sorgen schaffet Hymens Band.
Nur immer Geld! so wird befohlen;
Mich überläuft ein kalter Graus,
Der Teufel soll die Wirthschaft holen!
Das halte ich nicht länger aus.

Was sagst du? Das müßt' unterbleiben,
Wenn ich in der Gesellschaft bin,
Mit andern Damen Scherz zu treiben?
Das schlage dir nur aus dem Sinn!
Soll ich nur dich allein ansehen,
Dasitzen wie ein Fisch, so stumm?
Laß mich nur meine Wege gehen
Und kümmre dich nicht viel darum!

Zum Balle möchtest du gern heute?
Das fehlte noch! Da wird Nichts draus!
Das schickt sich nur für junge Leute,
Bleib' du deßwegen nur zu Haus!
Den Aufwand laß in Zukunft bleiben,
Du weißt, daß ich kein Rothschild bin;
Und willst du dir die Zeit vertreiben,
Dann setze dich zum Nähtisch hin.

Ich soll auch noch die Kinder hüten!
Der Einfall wäre gar nicht schlecht;
Ich bitte dich, laß mich in Frieden,
Ich bin der Herr und nicht der Knecht.

Digitized by Google

Wie will ich für sie wachen, sorgen,
In meinem Arm sie lullen ein,
Und von dem Abend bis zum Morgen
Ihr treuer Hüter, Pfleger sein.

Ich will dich auf den Händen tragen,
Dein Wille sei Gebot für mich.
Das Höchste, was der Mensch kann wagen,
Das Leben wage ich für dich.
Was deine Blicke nur andeuten,
Das soll für dich, mein Kind, geschehn,
In allen Lagen werd' mit Freuden
Getreu ich dir zur Seite stehn.

Ja, ja, des Lebens schönste Zierde
Ist doch die Ehe! Welche Lust!
Wie leicht und sanft ist ihre Bürde,
O, welche Wonne fühlt die Brust!
Wie auf der Hoffnung Blumenwiesen
Führt uns dahin des Lebens Pfad.
Der Himmel sei dafür gepriesen,
Der dieses Glück bescheeret hat!

Rohrdorf.

Nun höre Einer das Gewimmer,
Die Rangen schreien im Duett,
Geh! schaffe sie doch aus dem Zimmer
Und bringe sie sogleich zu Bett!

Spazieren soll ich mit dir fahren?
Visiten machen in der Rund?
Dergleichen Kosten kann man sparen;
Geh' nur zu Fuß, das ist gesund.
Ja wahrlich, es ist zum Erstaunen,
Den Wünschen setzest du kein Ziel,
Ein jeder Tag bringt neue Launen,
Verschone mich mit solchem Spiel!

Ja, ja, des Lebens größte Plage —
Das ist die Ehe; nur Verdruß
Und sorgenvolle, trübe Tage
Bringt sie hervor im Ueberfluß.
Nur über dornenvolle Gründe
Führt sie uns durch das Leben hin.
Herr Gott, verzeihe mir die Sünde,
Daß ich so dumm gewesen bin!

H. Raquet.

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

Stein's Ton war außerdem ein glückliches Gemisch von ritterlicher Galanterie und dazwischen liegenden Impertinenzen, welche der gewöhnlichen Zurückhaltung nur mehr Relief gaben. Seine deutliche Absicht, zu gefallen, versöhnte mit der unerbittlichen Bestimmtheit seines Urtheils in allem Sonstigen, und neben sehr hohen Ansichten zeigte er zeitweise eine Naivetät des Fragens, die Vertrauen erweckte und mit Nothwendigkeit an Wahrheit glauben machte, wenn der Doctor einmal seine Zurückhaltung brach und sich zu einem Bekenntniß herbeiließ. Das war es, was Stein's Glück bei den Frauen so oft veranlaßt, seinen Ruf der Unwiderstehlichkeit begründet hatte!

In diesem gegenseitigen Anziehen und Abstoßen vergnügten also sich Beide scheinbar ganz harmlos bis zur Ankunft Müller's; am Abend jedoch, als im Salon musicirt wurde, war Julie schon bei den stärkeren Zugmitteln angelangt, um ihren „Löwen" die Mähne schütteln zu lassen. Er durfte ihre Hand lange in der seinigen halten, um einen kostbaren Ring zu betrachten, den sie trug, und als ihr lang herabhängendes Armband ihr beim Klavierspiel lästig fiel, war er berufen, es von dem herrlichen Arm unter dem Feuer ihrer Blicke zu lösen. Doch er blieb kühl und verzweifelt respectvoll; wie verdrießlich, da man sich doch bei allen diesen Herablassungen der besten Absicht und — seiner eignen Unerschütterlichkeit gewiß war!

Müller mochte von letzterer nicht eben so begeistert sein, denn andern Tags beim Frühstück beklagte sich seine Frau wieder über sein rastloses Nachtwandeln. Armer Müller, solltest du ebenfalls deine Festigkeit überschätzt haben — im Zusehen!

Julie und Karl brachten heute die Stunden, welche ihnen Müller's Abwesenheit frei ließ, in einer Hainbuchenlaube des Gartens zu, sie mit Handarbeit, er mit Fertigung einer kleinen Skizze für ihr Album. Dabei kam das Gespräch auf Stein's Laufbahn als Arzt, wobei er die verschiedenen Wechsel von Glück und Enttäuschung schilderte, die ihn endlich auf den Gipfel seines jetzigen Rufes gebracht hatten. Das Gespräch wurde animirt, und

Digitized by Google

Stein entwickelte so großartige Ansichten über seinen Beruf und die ihm in der Stadt gestellte Aufgabe als Mann der Wissenschaft sowohl wie als Helfer der leidenden Menschheit, daß Julie endlich erstaunt fragte: „Aber wie fanden Sie bei solchem Streben noch Zeit zu Erfolgen, wie sie manche Damen Ihnen vorwerfen sollen?"

„Und für die, Sie dieselben an mir rächen wollten!" entgegnete der Doctor mit einem bitteren Lächeln.

„Lassen wir das, da es nicht gelungen ist."

„Im Gegentheil, es muß davon gesprochen werden, denn wenn gesagt werden darf, daß Sie ein Mal in Ihrem Leben unverdient hart waren, so soll man auch zugleich wissen, daß Sie dies gutzumachen verstanden."

Julie fragte sehr verlegen, was er damit meine, und nun spielte Stein die Rolle, welche er bereits vor Müller angedeutet hatte. Er erzählte, daß ihn der Kampf gegen die in seinem Busen erwachenden Gefühle seit Jahren aus ihrer Nähe verbannt hätte; und berief sich dabei auf Details, die ihr frappant genug sein konnten. Endlich, nachdem er noch zu verstehen gegeben, daß nach solchen Voraussetzungen nicht viel dazu gehöre, seine tugendhaften Vorsätze mit einiger Aufmunterung zu Falle zu bringen, wurde er so überzeugend, daß Julie — ihn in der längst beabsichtigten Weise abführte? Keineswegs, sie beschränkte sich nur darauf, ihm zuzurufen: „Bedenken Sie, daß Sie Müller's Freund sind!" und nun wurde Stein, mit erleichtertem Herzen, völlig melodramatisch. Er hatte die erste Umwallung hinter sich, Julie bemitleidete ihn, sie sollte ihn aber auch noch bewundern.

„O ich weiß es, ich weiß es nur zu gut!" rief er, indem er eine Thräne zurückzuhalten suchte. — Es ließ ihn nicht mehr bei Julien, er sprang auf und im Forteilen sank die kostbare so mühsam zerdrückte Thräne auf das Albumblatt zwischen Veilchen und Vergißmeinnicht mitten hinein. — Sie ist dort gefunden und gewürdigt worden, Julie konnte ein Herz, das selbst sich so streng verurtheilte, nicht laut kränken. Sie wollte ihn am Abend nur in zartester Weise an die Pflicht erinnern, nach diesem Geständniß das Haus zu verlassen, aber — Müller ließ sie gerade heute keinen Moment allein. (Fortsetzung folgt.)

Der Menschenfresser.

In munteren Berliner Bürgerkreisen wird jetzt nachfolgende Geschichte erzählt, für deren Wahrhaftigkeit wir uns übrigens durchaus nicht verbürgen wollen. „Es war nicht vor frauen Jahren, sondern in jenen fraulichen, als Allen, so weit die deutsche Zung und Jebuld reichte, Hinkeldey war. Da faßte ein norddeutscher Mann aus der scheenen Jejend der Rehberge, trotzdem sein Vater schon 'rüberjejangen und drüben verkommen war, den Entschluß, nach Amerika auszuwandern. Eben, als er in die preußische Linie eintreten sollte, passirte er die Sonnenlinie, kommt stücklich an, hält sich aber nich lange bei Neu-Yorken uff, sondern fährt jleich rnnter nach Californien und buddelt Jold. Es jlückt ihn, und wie er sich so'nen kleenen Milletär-Etat jesammelt hat, schüttelt er den Joldstaub von de Füße un jeht bei Mississippi's vorüber immer südlich. Kaum is er aber da anjelangt, wo es janz südlich is, so muß er wieder jejen Norden ziehn, indem jejen diesen der Krieg ausbricht, un man ihn als Feldwebel einrangirt. Nu is der Krieg in de Vereinigte Staaten aber insofern merkwürdig, indem Die, die zuerst schießen, die Schlacht jewonnen haben, indem die Andern anskratzen. Nu trifft es sich zufällig, daß, wie der Deutsche als Feldwebel in die Schlacht kommt, der Norden zuerst schießt un der Süden also auskratzt. Da nu aber een eenziger Feldwebel, selbst wenn er ein Deutscher is, das Schlachtfeld nicht allein behaupten kann, so kratzte er ebenfalls aus, un looft un looft un verirrt sich bei die Masse Prairien, die da sind, un jeräth in een Land, wo die Soune jrade uff'n Kopp steht, un wo Landsberger wenig Jeschäfte machen würde, un wo die Wuhuwuhu's leben, ein Indianerstamm, der sich blos von Menschenfressen ernährt. Kaum is er in dies Land eene Strecke gekommen, wie von hier nach Pankow, so naht ein Häuptlink von die Wuhuwuhu's, Hui-Fui, und hat ihn. Schon knabbert ihn dieser an, so fällt ihn der Deutsche zu Füßen und bittet um sein Leben. Der Häuptlink Hui-Fui fühlt een menschliches Rühren, bejnadigt ihm un ernennt ihm zu seinen Secretär, welzen Posten der Deutsche mit Freude annimmt, ohne ihm nach des

Digitized by Google

Salair zu erkundigen. Eben, wie se ze Hause jehen wollen, frägt ihn der Häuptlink: „wie is'n äjentlich Ihr werther Name?" — „„Kulecke!"" — „Kulecke? — Aus Berlin?" frägt der Indianer erstaunt und reißt das Maul auf. — „„Ja, Kulecke aus Berlin!"" — „Denn dhut es mir leeb," sagte der Menschenfresser, „ick habe Ihren Herrn Vater persönlich jekannt, dab war een zu wohlschmeckender Mann, als daß ick Ihnen bejnadigen könnte. Mir schmeckt dab Ribbejpeer noch, wenn ick an ihm denke." Un darauf half allens Schreien von Kulecke nischt, der Häuptlink Hui-Fui spuckte de Jnochen un de Haare von ihn aus un verzehrte dab Fleesch von oben bis unten. Kulecke war alle.

Literatur.

Die von uns schon früher erwähnte Allgemeine Illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer" gibt durch die fortwährende Steigerung ihrer Leistungen wiederholten Anlaß, derselben auf's Neue zu gedenken. Unserer Redaction liegen die letzt erschienenen 20 Nummern vor, und gewährt es ein wahres Vergnügen, dieselben zu durchblättern. Die außerordentlich zahlreichen prachtvollen Illustrationen, deren größter Theil (gezeichnet durch auf dem Kriegsschauplatz befindliche bewährte Künstler) uns die Ereignisse des schleswig-holsteinischen Kriegs veranschaulicht, geben Zeugniß, daß die Verlagshandlung kein Opfer scheut, um in diesem Gebiete das Vollkommenste zu leisten. Was den unterhaltenden Theil betrifft, so heben wir vor Allem die wahrhaft köstlichen Schilderungen aus Schleswig-Holstein vom Grafen Adelbert Baudissin hervor, welcher dem kriegerischen Treiben auf die nur ihm eigene, meisterhafte Art auch die humoristische Seite abzugewinnen versteht. Wer eine dieser Schilderungen gelesen hat, kann das Erscheinen der nächsten gewiß kaum erwarten. Hieran schließen sich die neueste, ausgezeichnete Erzählung Hackländer's „Fürst und Kavalier", der spannende Preisroman Keppel's „Zwischen Dornen", Novellen von Moritz Hartmann, Claire v. Glümer, Zenneck, W. Paffauer, W. Müller, Fr. Bodenstedt, F. W. Arming ꝛc., sowie Correspondenzen von Kossak an. Der übrige, außerordentlich mannigfaltige Inhalt des umfangreichen Journals setzt die Leser von Allem in Kenntniß, was jeden Gebildeten nur irgend interessiren kann. Bei all' dem ist der Preis ein so merkwürdig billiger (per Quartal von 13 Nummern mit je 16 dreispaltigen reich illustrirten Groß-Folio-Seiten nur 1 Thaler oder per Monatsheft nur 10 Sgr. = 36 kr. rhein.!), daß die Anschaffung selbst weniger Bemittelten leicht möglich ist. Wir wiederholen daher unsere frühere Empfehlung dieses dem deutschen Journalwesen gewiß zur Ehre gereichenden Unternehmens.

Verschiedenes.

(Stellvertretung.) Durch ein zufälliges Ausplaudern ist ein eigenthümliches Vergehen zur Kenntniß der Berliner Behörden gekommen und wird wahrscheinlich Gegenstand einer criminellen Anklage werden. Vor drei Jahren soll nämlich in Berlin ein junges Mädchen am Hochzeitstage ihrer Schwester für die plötzlich Erkrankte, um die Hochzeit nicht zu stören, eingetreten sein und sich auf deren Namen haben trauen lassen. Nach der Trauung legte sie den Brautstaat wieder ab und die Erkrankte galt als die richtig angetraute Frau. Als die Stellvertreterin sich jetzt selbst verheirathet hatte, wurde bei ihrem Hochzeitsfest die Sache erzählt und kam so zur Kenntniß der Behörde.

Charade.

Ohne meine ersten zwei
Sähest du dich nie;
Auf die grünen letzten zwei
Treibt man oft das Vieh.
Droben auf des Berges Grat
Man das Ganze sicher hat.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 77. Dienstag, den 28. Juni **1864.**

Die Versuchung.

(Fortsetzung.)

Der dritte Tag ihres Zusammenseins brach an, Julie hatte ihre Lage die Nacht hindurch überdacht und war immer nachsichtiger gestimmt worden. Sie glaubte nun schon, ein würdiges Compromiß geschlossen zu haben, indem sie den Doctor unvertrieben ließ und ihn nur bei der ersten Begegnung aufforderte, der Freund ihres Mannes zu bleiben, während er der ihrige werde. Sie that so, Stein hatte ihre Hand darauf mit so viel Dankbarkeit ergriffen und sich den größten Theil des Tags so decent und ruhig benommen, daß sie sich zu ihrem Entschluß freudig Glück wünschte und alle Gefahr nun für beseitigt hielt. — Aber kurz vor Tisch begegneten sie sich wieder an dem einsamen Platze, wo sie ihm am Morgen die Hand gereicht, und nun?! — Sie wußte selbst nicht mehr, wie es gekommen, was er vorher gesprochen, genug, als er forteilte, brannten seine Lippen auf ihrem bis dahin unentweihten Scheitel. Sie brannten noch am Abend, als ihr Mann den üblichen Kuß vor Schlafengehen auf ihre Stirn drückte, und gleichzeitig durchrieselte sie ein kalter Abscheu vor seiner Umarmung. Sie hatte sich noch nichts vorzuwerfen als eine ungehörige Nachgiebigkeit, Zerstreutheit; wie machten es nur die Frauen, die ihre Männer zu täuschen gewohnt waren — ?

Es ist wahrlich nur der erste Schritt, der Ueberwindung kostet, denn selbst die arme Julie, welche bereits mit dem Glück der Liebe auch lebhaft deren Schmerzen empfand, konnte sich nicht mehr zurückhalten. Stein schien sie zu fliehen, in jedem unbewachten Augenblick aber, wo er an ihr vorüber streifte, rang er ihr eine neue Concession ab. Heute Nacht sollte er sich unter ihrem Fenster den Strauß holen, den sie den Tag über getragen hatte. Sie gab ihn, obgleich sie schon Stunden der tödtlichen Angst mit sich durchgekämpft und überall Argusaugen auf sich gerichtet gesehen hatte. Die unbedeutensten Anlässe brachte sie mit der unreinen Flamme in ihrem Busen in Zusammenhang, in jedem Wort, selbst ihrer Bedienung, fand sie Anspielungen. Sie war maßlos unglücklich, innerlich vernichtet, und doch konnte sie sich das Glück seines Anblicks nicht mehr versagen. Sie wußte, es koste sie nur ein Wort und der edle Mann befreite sie von allen Sorgen, indem er sich entfernte. Er wußte nicht, was sie litt, sonst wäre er unaufgefordert gegangen.

Die Spuren seiner Fußtritte auf dem Blumenbeet unter ihrem Fenster waren bemerkt worden, sie hatte mit Mühe den Gärtner beschwichtigt, der darin einen Einbruchsversuch verrufener Gauner der Nachbarschaft erkannt haben wollte. Ihr Geliebter aber hatte ihr offenbar wichtige Eröffnungen zu machen, denn er hatte sie um sieben Uhr um ein Rendezvous gebeten in dem Zimmer, das sie als Mädchen innegehabt. Sie hatte zugesagt, denn ihr Mann kam heute erst mit dem Abendzug aus der Stadt, und sie war sich bewußt, nichts Böses zu wollen, wenigstens nicht mehr, als in allem Bisherigen schon liegen konnte. Sie hoffte noch immer, im entscheidenden Augenblick ihre Festigkeit wieder zu finden.

Eine Stunde vor sieben Uhr finden wir den Doctor gesenkten Hauptes im Garten eine dunkele Allee auf- und abschreiten. Er war sich seiner früher nur fingirten Liebe bewußt geworden und deßhalb in höchster Seelenangst, sein Erfolg erschreckte ihn, die

Digitized by Google

Krise nahte heran, ohne daß Müller zur Hand war, und in der zwölften Stunde sah nun auch dem Doctor die moralische Verantwortung ihres Spiels, das sie leichtsinnig Kur genannt hatten, schwer auf die Seele. Wie sollte er ohne fremde Intervention die Sache zu Ende bringen, wenn er den Freund nicht verrathen wollte, und — war er denn selbst noch der ruhige Versucher, um hierin vor sich selbst sicher zu sein? — Das trieb ihn hin und her, sein Gewissen redete lauter als seine Leidenschaft, aber er fand kein Auskunftsmittel. Selbst schleunige Flucht war jetzt kein solches mehr, nachdem Julie auf's Aeußerste gebracht schien. — Da, legte sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter; es war Müller, der durch ein Gartenthürchen vom Felde hereinkam. Sein Ton hatte etwas schmerzlich Bewegtes, als er begann: „Freund, betrügst du mich?"

„Nein!"

„Aber du bist halb dazu entschlossen?"

„Leider wahr; als du kamst, fühlte ich mich in fürchterlicher Versuchung."

„Du liebst also Julien jetzt wirklich bis zu dem Grade, daß dein hoher Geist einen Augenblick mit der Ehre und der beschworenen Treue unterhandeln konnte?"

Der Doctor schwieg zerknirscht, und jener fuhr wehmüthig fort: „Siehe, Karl, wir haben Beide gefehlt, das ist nun die Strafe; wir sind in Gefahr, Alle unglücklich zu werden, und ich am meisten. Ich bin auch der Schuldigste, warum habe ich in das frivole Spiel gewilligt und mir nicht selbst vertraut! Was hilft es mir, daß ich noch zeitig zwischen dich und sie treten kann, nachdem ich mich nun überzeugt habe, daß sich das Herz meines Weibes von mir so rasch abwenden konnte. Julie liebt dich so rasend, so rücksichtslos, daß sie sich selbst vor mir nicht beherrschen konnte. Wenn auch äußerlich unser Verhältniß keinen Schaden leidet, innerlich ist es gesprengt, und — ganz eigentlich durch meine Bemühungen. Du warst dabei das bereitwillige Werkzeug, ich aber der Wahnsinnige, der es in Thätigkeit setzte!"

„Gott gab dir diese Rede ein, Müller, denn wärest du mir drohend genaht, so hätte mich die Begierde fortgerissen. Ich erwartete o Etwas, ich rechnete vielleicht darauf und — war nahe daran, die erste Schrecklichkeit in meinem Leben zu begehen. Doch du hast mich beschämt, mich soll der Schmerz nun in gleicher Weise läutern wie dich! Ich halte dir mein Wort und werde mich selbst dafür zu strafen wissen, daß ich mich überschätzt habe. Ich habe das herrlichste Weib versuchen wollen und konnte mich selbst nicht beherrschen, darum werde ich mich auf ewig aus ihrer Nähe verbannen, sobald ich nur sicher bin, daß sie wenigstens nicht unser abscheuliches Complott gegen ihre Ruhe entdecken wird. — Das wäre das Fürchterlichste und würde Julien dir für immer entfremden, genug, daß sie jetzt schon glauben wird, meiner nicht ohne einen ewig nagenden Vorwurf gedenken zu können! Die Arme! wir haben ihre schwache Seite künstlich aufgeregt, ich habe eine frivole Lust darin gefunden, sie zu verwirren, zu betäuben, und glaubte mich im besten Recht, weil ich dich zum Mitschuldigen hatte. Wir haben es leider weit genug gebracht. Hier lies, — von deiner Geistesgegenwart muß es abhängen, ob deine Unglücksweissagung auch auf Julien's Hauptunaufhaltsam hereinbricht."

„Gib das Blatt, was enthält es?"

„Die Ausführung unseres Artikel 3."

Eine halbe Stunde darnach erschien Stein bei Julien in dem Zimmer, das bezeichnet war. Seine Miene war für einen glücklichen Liebhaber jedoch so niedergeschlagen, daß sie ihn bewegt ansah und flüsterte: „Man sagt, das Auge der Geliebten sei die Quelle, aus der euch Freude und Schmerz fließe; wenn es lächle, so strahle auch euer Blick in Wonne. Nun, ich lächle, ich bin glücklich, und du? Was hast du?"

„Julie, täusche dich nicht, du bist nicht glücklich, und wirst es vielleicht nie mehr werden. Blicke um dich, erinnere dich der jungfräulichen Gefühle, welche diese Räume früher zu deinem Heiligthume machten, und frage dich, ob du nach dieser Stunde hier noch die Augen aufschlagen kannst. Mich hat dieser Ort zur Erkenntniß dessen gebracht, was ich an dir gesündigt habe, und ich fühle mich deiner Verzeihung so unwürdig, wie der Gnade des Himmels. Lebe wohl!"

„Wie, was höre ich, liebst du mich nicht mehr?"

Digitized by Google

„O, wäre es das; doch ich denke nicht mehr an mich, ich fürchte nur noch für dich!“

„Und wenn ich dich mehr liebte, als ich Schande und Tod fürchte, wie dann?“

Stein riß sie außer sich an sein Herz: „Engel der Schönheit, was machst du aus mir! — Doch halt, du stürzest dich blindlings in den Abgrund, weil du keine Rückkehr mehr möglich hältst. Dein Muth ist der einer Verzweifelten. Täusche dich nicht, du kannst noch deinen Seelenfrieden retten, nur ich will untergehen. Laß mich fliehen!“

„Unglücklicher, so muß ich denn Alles sagen: Ich kenne nichts mehr im Leben als dich und deine Liebe!“

„Nun denn, so sei uns Gott gnädig!“ rief der Doctor, indem er zu ihren Füßen sank. —

Da hört man plötzlich Fußtritte im Vorzimmer, Julie haucht vernichtet: „Es sind die Schritte meines —, die Schritte Müller's!“ Stein will nach der Thüre, Julie aber hält ihn zurück, damit er dem beleidigten Gatten nicht in die Hände falle. — „Hier hinein in dieses Cabinet,“ flüstert sie, „die zweite Thüre führt in den Salon! — Wie, sie ist verschlossen? Dann bleibe im Cabinet.“

Kaum hatte sie Zeit, ihren Anzug vor dem Spiegel etwas zu ordnen, so trat Müller ein.

„Du bist allein?“ begann Müller, „ich glaubte, Stein sei bei dir!“

„Hier? wo denkst du hin!“

„Warum nicht? Erlaube, daß ich mich etwas ausruhe.“

„Du kommst früher wieder, als du vorhattest.“

„Ja, ich traf die Leute nicht an, die ich suchte, und ging dann sogar noch ein Stück zu Fuß am Flusse hin. Der Mond scheint prächtig.“

„Willst du Dichter werden?“

„Nein, aber man träumt in jedem Lebensalter; träumst du nicht auch zuweilen?“

„Jedenfalls nicht laut!“

„Ganz recht, dazu müßten wir intimer sein.“

„Du redest komisch!“

„Mehr wahr als komisch!“

„Nun laß sehen, was dachtest du im Mondschein?“

„Und du in deiner Sophaecke?“

„Jedenfalls nicht dasselbe.“

„Wer weiß?“

„Also laß sehen, was dachtest du, als du am Flusse hingingst?“

„Ich sammelte einige Erinnerungen, die ich etwa vor zehn Jahren dort gehört hatte.“

„Von unserer Hochzeit?“

„Nur zwei Tage vorher; es ist sonderbar, wie lebhaft sich mir diese Gedanken heute wieder aufdrängten. Ich erwartete damals dort den Moment, wo ich dir und deiner Mutter den Morgengruß darbringen könnte. Ich liebte dich mit solcher Schwärmerei, daß mir auch deine ganze Familie bewundernswürdig vorkam. Vielleicht hatte ein Mensch sich ein so hoffnungsreiches und rührendes Bild von der Ehe gemacht, wie ich. — Obgleich ich manche Genüsse des Lebens kennen gelernt hatte, so verglich ich doch keinen mit dem Glück, dich mein zu nennen, dein Herz bald ganz ohne Zungen an dem meinen schlagen zu hören. Ich liebte dich unaussprechlich.“

Julie machte eine unwillkürliche Bewegung und Müller fuhr fort: „Noch jetzt bewegt mich diese Erinnerung mächtig, aber ich frage mich, wie geschah es, daß doch Manches so anders kam, daß überhaupt heute das eheliche Glück so wenig gilt in der Welt der poetischen Liebe! — Die bloße öftere Berührung mit den Details des Lebens kann nicht das Phänomen allein erklären, ich glaube eher, daß der Umstand daran die Schuld trägt, daß die meisten Eheleute sehr verbrauchte Herzen in die Ehe mitbringen, in so magerer Erde gedeiht keine edle Frucht, wächst aber zu oft der Verrath. — An Verrath denke ich nun zwar bei uns nicht, aber ich fürchte, du bist nicht glücklich.“

(Schluß folgt.)

Literatur.

„Unorganische und organische Chemie für Schulen von Professor D. Ladner.“ Weimar. Preis 1 fl. 10 kr. Herr G. Tröbst, Director der Realschule in Weimar, der tüchtige Bearbeiter dieses trefflichen Buches, sagt sehr richtig, daß der Verfasser seine Chemie „dem Anfänger so einfach

Digitized by Google

und klar hingestellt hat, wie Euklid seine Geometrie." In Folge genauer Bekanntschaft mit dem Buche schließen wir uns gern diesem Ausspruch an und können daher nur wünschen, daß es recht viele Lehrer geben möchte, welche mit diesem kurzen Leitfaden in der Hand die Schüler in das Gebiet der Chemie thatsächlich einführen, und wir dürfen zu diesem Zwecke dies Compendium umsomehr empfehlen, als es von den Elementen der Chemie just soviel bietet, wie bei mäßiger Aufmerksamkeit und in einem abgegrenzten Cursus von der lernenden Jugend erfaßt werden kann. Es genügt ferner allen Denjenigen, welche schon vorgeschritten im Leben, sich eine übersichtliche Kenntniß der Elemente, aus welchen die materielle Welt besteht, und der hauptsächlichsten Verbindungen, in welche jene mit einander treten, zu eigen machen wollen. Ueberdies ist das Buch auch äußerlich sehr gut ausgestattet und die 152 in den Text eingedruckten Abbildungen tragen wesentlich zur Klarheit des Ganzen bei. —

Lesefrüchte.

Es ist eine häßliche Seite am Menschen, daß er so ungern danken mag; Dank ist doch nur das Geständniß, daß man Hülfe fand. Warum schämt er sich, gefunden zu haben, was er sich nicht schämte, zu suchen?!

Was Du am Andern tadelst, verzeih' Dir nicht;
thu es nicht selber!
Schand' ist's, den Tadelnden lehren, wenn die
Schuld ihm selber den Text lies't.

Verschiedenes.

(Neue Lehr-Methode.) Ein Schulrath revidirte die Schule eines Dorfes im Mecklenburgischen und fand sie mit den Anforderungen der Neuzeit nicht schritthaltend genug. Er nahm den Schullehrer zur Seite: Lieber Herr Cantor, Sie haben den besten Willen; es fehlt Ihnen nur an der rechten Methode. Sie müssen die Einsicht aus den Kindern selbst herauslocken; man nennt das die Sokratische Methode: ich werde Ihnen ein Beispiel davon geben; passen Sie recht auf. — Nun, meine lieben Kinder, wie heißt denn hier der nächste Fluß? — Keine Antwort. — Was muß man thun, wenn man sich vergangen hat? — Ein geweckter Kopf: Reue. — Schon recht, aber was noch? Reue und Bu — Kinder: Reue und Buße. — Seht ihr nun wohl? Nun müßt ihr nur nicht sagen: Buße, sondern Busse. Also wie heißt der nächste Fluß? Kinder: die Busse! — In welchen Fluß ergießt sich aber die Busse? — Alles stumm. — Was fällt vom Himmel herunter? — Einer: Regen. — Schön, aber was noch? — Schnee. — Was noch? — Schloßen. — Ganz richtig, aber wenn's große Schloßen sind? — Hagel. — Seht ihr wohl? So war's recht. Nun müßt ihr nur nicht sagen: Hagel, sondern: Havel. Also in welchen Fluß ergießt sich die Busse? — Kinder: In die Havel. — In welchen andern Fluß fließt denn aber die Havel? — Wieder blos glotzende Augen. — Zähle du mal! — Knabe: Eine, zweie, dreie, viere, fünfe, sechse, siebene, achte, neune, zehne, elfe — Halt! Nun müßt ihr nur nicht sagen eilfe, sondern: Elbe! In welchen andern Fluß fließt also die Havel? — Kinder: In die Elbe! — Erlauben Sie, Herr Schulrath, fiel der Cantor ein, daß ich fortfahre; jetzt habe ich Sie ganz begriffen. Nun, wo fließt denn die Elbe hin, liebe Kinder? Zähle mal du! Eine, zweie, dreie, viere, fünfe, sechse, siebene, achte, neune, zehne, eilfe, zwölfe. — Halt! Nun müßt ihr nur nicht sagen: zwölfe, sondern: Nordsee!

Die in Paris und mehreren anderen Orten angestellten Versuche, am Keuchhusten leidende Kinder in die Gasanstalt zu schicken, um sie daselbst die Dämpfe, welche sich bei der Reinigung des Gases entwickeln, einathmen zu lassen, sind auch in Emden von Erfolg begleitet gewesen.

Auflösung der Charade in Nro. 76:
Augenweide.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 78. Donnerstag, den 30. Juni **1864.**

Die Versuchung.

(Schluß.)

Julie stotterte mit einem verzweifelten Blick auf das Cabinet: „Ich weiß wirklich nicht, wo du hinaus willst!"

„Ich versuche laut zu träumen, und wenn es dich nicht zu sehr langweilt, so fahre ich fort: Ich wollte dich glücklich machen, Julie, und da ich es war, so glaubte ich dies auch leicht zu erreichen. So sind die Menschen und ich war jung. Uebrigens hatte ich mir einen schönen Plan für unser Glück ausgedacht. Ich hatte die Wahrnehmung gemacht, daß gerade die durchtriebensten Herzensräuber als letztes Mittel stets die Sentimentalität und die Gefühlsschwelgerei angewendet hatten, die „das Zusammenfließen zweier Seelen" in gewisse Aussicht zu stellen schienen; ich hatte außerdem bemerkt, daß die Freundschaft Jugendgespielen bis ins hohe Alter verband, daß sie denselben jeden Augenblick des Zusammenseins kostbar machte, während ich oft deutlich genug sah, daß Eheleute meist sehr froh waren, wenn sie ein Dritter von ihren tête-à-tête befreite. Ich erklärte mir das endlich so, daß die letzteren zwar verbunden, aber nicht, wie jene, auch einerlei Sinnes seien, und ich beschloß deßhalb, daß wir Beide uns gegenseitig so liebe, so zugängliche Vertraute werden sollten, daß Keines fortan irgend sonstwo ein traulicheres Verständniß suchen solle. Gelingt mir dies, so dachte ich, dann kommt heran mit eurer falschen Poesie, eurem heuchlerischen Gefühl, meine Julie wird etwas Besseres kennen, sie wird ganz mein sein und bleiben wollen!"

„Das dachtest du?" fragte Julie geführt.

„Ja und ich dachte noch weiter. Ich sah uns nicht immer im Glanze der ersten Jugend, ich gedachte auch der Zeit, wo die junge Liebe einer ernsteren Neigung Platz macht, wo sie sich den grauen Haaren anpaßt. Aber auch diese Zeit sah ich in einem lieblichen Bilde, wenn ich bedachte, daß liebe Kinder unsere Blicke von unseren vergangenen Freuden auf die Hoffnungen hinführen würden, die uns für die Zukunft derselben beschäftigten. Ich hoffte, in solcher Umgebung würde auch unser Alter ein glückliches sein, und wir würden mit ruhigem Genuß auf den stets gemeinsam zurückgelegten Weg zurückblicken können. Ich hatte Alles überlegt, nur hatte ich das Wahrscheinlichste übersehen, das nun leider eingetreten ist."

„Wie das?"

„Daß ich nämlich bei aller meiner Liebe zu dir doch unwillkürlich dir wie alle Ehemänner erscheinen würde."

„Ich bin überrascht und verwirrt; du hast Recht, wir hätten uns besser kennen lernen sollen. Doch wem gibst du die Schuld daran, dir oder mir?"

„Uns Beiden, mir, weil ich nicht ausharrte, dir, weil du in dem Gatten nur den Herrn sahst."

„Leider wahr; doch sollte es schon zu spät sein?" fragte Julie mit niedergeschlagenem Blick.

„Wozu zu spät!" entgegnete Müller mit besorgtem Blick.

„Ich habe mich falsch ausgedrückt," berichtigte Julie. „Ich meine, es müßte dem Manne immer gelingen können, seine Frau zu sich zu bringen, sie zu retten."

„Das frage ich dich eben!"

„Wie viele Frauen hätten niemals an eine Untreue gedacht, wenn ihr Mann sie nach

Digitized by Google

deiner Art geliebt hätte. Aber ihr verletzt uns in unserem Stolz, ihr findet zu selten der Mühe werth zu bemerken, daß man uns den Hof macht, und thut nichts, um den Schatz zu wahren, den euch Gott anvertraut hat."

„Du bedenkst nicht, Julie, daß es unmöglich ist, den zahmen Eifersüchtigen zu spielen; wir müssen uns auf eure Ehre verlassen, und wen seine eigene Würde, die langjährige innige Verbindung, der Schwur zum Himmel und die unschuldigen Augen seiner Kinder nicht beschützen, den müssen auch wir aufgeben. Sollen wir unsere Frauen hinter Schloß und Riegel bewahren, ausspioniren lassen? Das würde uns nur erniedrigen und euch zum Verrath reizen!"

„Ich wünschte den Männern allen nur Etwas von deiner Billigkeit, dann wären sie auch nachsichtiger."

„Nachsicht darf kein Mann mit Fehlern dieser Art haben."

„Wenigstens du hättest sie gewiß, davon bin ich überzeugt."

„Du irrst, ich weniger als sonst wer. Ich verzeihte sie nicht nur nicht, sondern ich rächte mich auch nach Kräften."

„Unmöglich, und wie?"

„Du lachst mich sicherlich aus! Bevor ich mich entfernte, setzte ich eine Ehre darein —"

„Du wolltest dich entfernen!"

„Ja, wie du sogleich sehen wirst! Vorher aber bemühte ich mich, — vermißt zu werden. Das wäre mein Stolz. Bevor ich die Schuldige verstieße, würde ich ihr das Gemüth enthüllen, das sie zertreten hat, ich würde meinen Nebenbuhler mit seinen eigenen Waffen bekämpfen und vielleicht — besiegen!"

„Und dann?"

„Dann," sagte Müller und schien zu lauschen.

Julie erfaßte plötzlich ein tödtliches Grausen; sie hörte Pferdegetrappel und das Geräusch eines Wagens im Hofe. „Was soll das?" fragte sie mit verlöschender Stimme.

„Ich vergaß dir zu sagen, Jean holte Postpferde, als ich zu dir heraufging. Der Doctor ist zu einem vornehmen Kranken in der Nachbarschaft gerufen worden und fährt eben weg."

Julie sah ihren Mann angstvoll an, und jedes seiner Worte fiel ihr wie glühende Lava auf's Herz, als er fortfuhr.

„Also „und dann", dann hielte ich meiner Frau ihren Frevel vor, — doch halt, nein, ich sagte ihr nichts und überließe sie ihrem Gewissen, ich reiste ab."

„Das thätest du?!"

„Ja, ich ginge, um ihr die Mühe der Flucht zu sparen. Unsere Kinder nähme ich mit."

„O Gott!" stöhnte Julie, die sich kaum noch aufrecht hielt. Müller aber steigerte plötzlich seinen Ton und sprach in tiefster Bewegung: „Ja, ihre Kinder nähme ich ihr, ich wartete nicht, bis sie das Gesetz verdammte, ich ließe es zu keinem Proceß kommen. Weit fort zöge ich mit den Kindern und versuchte, ob ich dieselben ihre Mutter vergessen lernen könnte. Bis zu meinem Tod wäre mein einziges Streben, den Schandfleck ihrer Geburt von ihren Stirnen zu wischen."

Julie hatte alle Besinnung verloren, sie sah ihren Mann wie eine Irrsinnige an. Dieser erhob sich wieder ruhig und schickte sich zum Gehen an.

„Du wagst nicht, mich fortzuschicken, und doch bist du übermüdet. Gute Nacht!"

Er ging. Julie verbarg ihr Gesicht in den Händen und weinte. Plötzlich sprang sie nach der Thüre des Cabinets und verriegelte sie. In demselben Augenblick hörte man den Wagen wegfahren und Julie stürzte wie vom Blitz getroffen in die Kniee. „Er ist ohne Mitleid, wie er sagte!" Im höchsten Schmerz wüthete sie gegen sich selbst; ein lebhaftes Pochen im Cabinet schreckt sie auf. Sie ruft: „Nein, nur jetzt nicht, unmöglich!"

Doch ihr antwortet nicht Stein, sondern eine helle Kinderstimme ruft: „Mache auf, Mutter, ich bin's und Julius!"

Julie erhebt die Hände zum Himmel und betet inbrünstig: „Gottes Güte ist unerschöpflich!" Dann öffnet sie den Kindern, die sie voll Inbrunst ans Herz drückt.

Die Kinder halten ihr einen großen Strauß hin und jubeln: „Morgen ist dein Geburtstag, Mama; nicht wahr, wir haben dich schön überrascht, Papa hat dies ausgedacht!"

„Ja", sprach Müller, der unbemerkt hinter den Kindern wieder eingetreten war. „Doch

Digitized by Google

der Spaß ist mißglückt, liebe Julie, da er dich erschreckt hat. Nun, ich habe für uns und die Kinder zusammen serviren lassen, im Kreise unserer Liebe wirst du dich schon wieder erholen!"

Julie sank ihm geheilt an den Hals und flüsterte voll tiefer Beschämung: „Du bist nachsichtig, wie der liebe Gott dort oben!"

Adam Riese.

Wie oft hört man: „Das ist richtig" oder „es macht so und so viel nach Adam Riese!" Aber: wer war Adam Riese? Nach welcher Methode rechnete er? Auf diese Frage erhielt man nur dürftige Auskunft. Der Wunsch, über Adam Riese etwas mehr zu erkunden, als die sonst zugänglichen Hilfsmittel bieten, veranlaßte manche Nachfragen und Nachforschungen. Endlich hat eine sehr sorgfältige Arbeit über Adam Riese von Bruno Berlet klares Licht in die Sache gebracht. Hiernach ist Adam Riese 1492 geboren, aber sein Geburtsort unbekannt. Wahrscheinlich stammt er aus Staffelstein in Franken. Im Jahre 1522 ließ er in Erfurt sein kleines Rechenbuch drucken unter dem Titel: „Rechenung auff der Linien und Federn", d. h. Rechnung auf einem Rechenbrette mit Zahlpfennigen und Rechnung mit Ziffern. 1525 erschien die zweite Ausgabe. Damals lebte Adam Riese in Annaberg, war Bergbeamter und zwar von 1528 bis 1530 Receßschreiber, als welcher er die geführten Rechnungen zu prüfen, die Extracte über das Ausbringen der Erze anzufertigen und die geschlossene Ausbeute in ein Buch (Receßbuch) einzutragen hatte, darauf von 1530 ab Gegenschreiber, in welcher Stellung er das Gegenbuch zu führen hatte, in welches die Namen der Gewerke eingetragen werden, die an den verschiedenen Gruben Kuxe (Antheile) haben. Neben seinem Amte hielt Adam Riese (um 1532) eine Privatschule, in welcher er seine Rechenkunst lehrte. Im Jahre 1550 gab er sein großes berühmtes Rechenbuch (Quartband mit 196 Folien) heraus unter dem Titel „Rechenung nach der länge, auf den Liniben und Feder. Dazu fortheil und behendigkeit durch die Proportiones, Practika genannt, mit gründlichem unterricht des visirens. Durch Adam Riesen, im 1550. Jahre. Cum gratia et privilegio Caesareo." Gedruckt zu Leipzig durch Jacobum Berwalt." Im Jahre 1559 starb Adam Riese. Seine Söhne Abraham und Jakob Riese waren als Rechenmeister nicht minder bekannt, namentlich stand ersterer in großem Ansehen, und auch dessen Söhne Heinrich und Karl Riese erhielten den Ruf ihres Großvaters aufrecht. Um zu begreifen, wie Ad. Riese's Rechenbücher ein so großes Ansehen erhalten konnten, — „wer Riese's exempla solverit, galt für einen Meister in der Rechenkunst", — muß man in Betracht ziehen, daß zur damaligen Zeit die jetzt gewöhnliche Rechnungsmethode mit arabischen Ziffern nur Wenigen bekannt, geschweige geläufig war. Es war damals zumeist noch das äußerst umständliche römische Zahlensystem gebräuchlich. Nach diesem System bezeichnen bestimmte Buchstaben eine bestimmte Menge von Einheiten, ohne ihren Werth mit ihrer Stelle zu verändern. Wer Rechnungen auszuführen hatte, bei denen eine Reduction nothwendig wurde, bei denen z. B. Pfennige in Groschen und diese in Thaler oder Gulden umzuwandeln waren, bediente sich eines Rechnenbrettes mit Zahlenpfennigen. Dieses Verfahren ist nach Ad. Riese die sogenannte „Rechenung auf den Linihen", im Gegensatz zu der jetzt gewöhnlichen Rechnungsmethode mit arabischen Ziffern, „Rechenung auf der Feder". Die Rechnungen in den Rendanturen und bei dem Cassenwesen überhaupt wurden zu Adam Riese's Zeit noch mit römischen Zahlzeichen ausgeführt. Die älteste Urkunde, in welcher sich mit arabischen Ziffern geschriebene Zahlen finden, soll vom Jahre 1527 sein. Adam Riese's Hauptverdienst besteht nur darin, daß er die Rechnung auf der Feder bei uns zu einem Allgemeingut gemacht hat. Riese's Rechnung auf der Feder zeigt, obgleich sie im Allgemeinen die uns geläufige ist, doch noch manche Eigenthümlichkeiten. So bezeichnet er bei den Zahlen die Stelle nicht von rechts nach links zählend, sondern von links nach rechts. Statt Ziffern sagt er Figuren. Das Wort Million kennt er noch nicht, sondern sagt dafür tausendmaltausend. Beim Addiren stimmt Riese mit unserer jetzigen Rechnungsweise

Digitized by Google

überein. Beim Subtrahiren wird beim sogenannten Borgen anders verfahren. Diese subtrahirt dann von 10 und addirt den Rest zu der zu kleinen Ziffer des Minuenden, er sagt aber nicht, daß dadurch die nächste höhere Stelle des Minuenden um eine Einheit vermindert sei, sondern vermehrt die nächstfolgende Stelle des Subtrahenden um eine Einheit. Bei dem Multipliciren werden vier verschiedene Arten durchgeführt, von denen die dritte die jetzt gewöhnliche ist. Bei dem Dividiren wird das jedes Mal zu subtrahirende Product nicht hingeschrieben.

Gemeinnütziges.

(Schutz der Hausthiere gegen Fliegen.) In Amerika reibt man zur heißen Jahreszeit alle Morgen den Bauch und die Füße der Pferde, Ochsen und Kühe mit Fischöl, dessen Geruch die Fliegen verjagt. Wer möchte unsern Arbeitsthieren nicht ein ähnliches Schutzmittel gegen die Qualen gönnen, welche ihnen Insecten aller Art auch bei uns zufügen?

Lesefrüchte.

Der Mensch verzeihe Allen, die da fehlen, nur sich selbst nicht.

Tadeln schafft Dir keinen Freund;
Wo Du kannst, da decke Du
Deines Nächsten Fehler zu,
Mach' der Nächste auch Dein Feind.

Verschiedenes.

Der Kaiser von Rußland führt in Kissingen stets einen eigenthümlichen Begleiter mit sich. Auf allen seinen Wegen, sowohl zu Fuß als zu Wagen, begleitet ihn ein mächtiger schwarzer fünfländischer Hund. Dieses Thier hat eine wahrhaft bewunderungswürdige Anhänglichkeit an den Kaiser und entfernt sich selten nur einige Schritte von demselben. Auch der Kaiser scheint sich so sehr an den Hund gewöhnt zu haben, daß er eine förmliche Unruhe zeigt, wenn der Hund ihm fehlt, und nicht selten hört man den Kaiser mit mächtiger Stimme den Namen des Hundes „Tyras" rufen. Besonders freundlich spielt der Hund, obwohl er die Größe eines jungen Löwen hat, mit den kleinen Prinzen, welche nicht selten in die Gefahr gerathen, von ihm umgeworfen zu werden. Jedenfalls ist dieser Hund ein vortrefflicher Wächter für die persönliche Sicherheit des Kaisers. Außerdem hat der Kaiser noch zu seiner persönlichen Bedienung eine Anzahl Kosaken von herculischer Gestalt bei sich, von denen ihn einzelne in ihrer malerischen Uniform (roth mit goldener Stickerei) begleiten.

Ein Geck machte einem sehr schönen, schelmischen Mädchen etwas unzart eine Liebeserklärung. Diese lachte laut auf und immer fort. — Aber sagen Sie nur, bestes Fräulein, warum Sie diese Situation so komisch finden! — O wenn Sie wüßten! — Bitte, sagen Sie mir's. — Ei, meine Mutter sagte noch heute Morgen, wenn ich so flatterhaft sei, werde sich nicht einmal ein Gimpel in mich vergaffen, und ich muß lachen, daß sie vollständig Unrecht hat.

In einem Pariser Criminalproceß war der Angeklagte schlecht vertheidigt worden. Als der Advokat geendet, fragt der Präsident den Angeklagten: „Habt Ihr noch Etwas zu Eurer Vertheidigung vorzubringen?" Angeklagter: „Ich bitte die Herren Geschwornen, Nachsicht mit meinem Vertheidiger zu haben."

Charade.

Ein Fürwort dir die Erste nennt;
Die Zweite ist ein Schatz', den jeder kennt;
Die Dritt' ein Buchstab', den die Erste vorne hat;
Die Vierte nennt dir eine große Stadt.
Wer manches Vorurtheil schon überwand,
Wird 's Ganze sicher auch genannt.

Redaction, Druck und Verlag von V. Prandstätter jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 79. Samstag, den 2. Juli **1864.**

Wechsel.

Das Veilchen grüßt, es weht so lau
Die milde Maienluft;
Füllt Hain und Flur, die schöne Au
Mit würz'ger Blüthen Duft.
Hier Strauch und Baum, dort Gras und Moos
Entsprießet reichem Erdenschooß;
Aus Büschen dicht und Waldeshag
Ertönt der Amsel süßer Schlag.

Viel reiche Hoffnung ziehet ein
Mit dieser Frühlingspracht,
Die uns in Allem, groß und klein,
So froh entgegenlacht.
Und kommt der Sommer glühend heiß,
Dann lohnet sich der Thät'gen Fleiß:
Wohin das helle Auge dringt,
Der Segen uns entgegenwinkt.

Doch auch die Wetter fehlen nicht,
So drohend, schwarz und schwer;
Gar manche reiche Hoffnung bricht
Und bleibt getäuscht und leer.
Schon hüllt der Himmel sich in Grau,
Die Winde wehen scharf und rauh;
Das falbe Laub der Bäume fällt:
Es hat der Herbst sich eingestellt.

Wie kahl und öd in kurzer Zeit
Liegt trauernd Wald und Feld;
Mit seinem weißen Sterbekleid
Der Winter Einzug hält.
Dem fühlet er die Erde ein,
So vorsorglich, so zart und fein;
Genommen nun in seine Hut —
Der friedenreich sie fortan ruht.

Erkennst du nicht in diesem Bild
Des Menschen ganze Bahn?
Der Lebensfrühling fängt so mild,
So düftereich dir an.
Als Kind du noch die Blüthe bist,
Die hoffnungsvoll der Vater küßt;
Die 's Mutterherz — o, höchstes Gut! —
Treu hegt und nährt mit ihrem Blut.

Der Sommer kommt, mit reger Kraft
Verfolgest du dein Ziel;
Wie wallet heiß des Lebens Saft
Und bringet Früchte viel!
Doch wie du strebst und wie du ringst,
Stets Größeres vollbringen willst:
Muth, Hoffnung, Ehr' das Herz dir schwellt —
Dir dünkt zu klein die ganze Welt.

Doch ach! wie ist so wechselreich
Des Menschen Loos; sein Glück —
Wenn's Schicksal winkt — in Scherben gleich
Zerbricht's ein Augenblick.
Geknickt, entblättert, hoffnungsmüd
Siehst forthin Alles an so trüb;
Ein graues Haar das Räthsel löst:
Im Herbst des Lebens du schon stehst.

Bald, bald! dann zeigt das weiße Haupt,
Daß du im Winter bist;
Des Lebens Traum, eh' du's geglaubt,
Auch schon verflogen ist.
Nach kurzer Täuschung — süße Ruh'
Winkt dir das Grab so tröstend zu;
Wir aber, die den Sarg umsteh'n,
Wir rufen nach: „Auf Wiederseh'n!“

Der Hausarzt.

1.

Im Frühlinge des Jahres 18 . . war die Firma „Franz Walburg“ eine der bedeutendsten

und geachtetsten der Handelsstadt B. Man wußte, daß dieses Haus große Exportgeschäfte machte und Commanditen in London und New-York hatte. An der Börse schätzte man das Vermögen Walburg's auf eine Million. Der Handelsherr war noch jung, kaum dreißig Jahre alt und im Besitze einer schönen, liebenswürdigen Frau, die ihm vor sechs Monaten einen Sohn geschenkt hatte. Die Welt beneidete ihn, und dennoch war er nicht glücklich. Seit einiger Zeit hatte sich seiner eine düstere Gemüthsstimmung bemächtigt, er war bleich geworden und arbeitete in seinem Cabinete so anstrengend, als ob er dadurch einen heftigen Seelenschmerz lindern wollte. Die letzte Hälfte des Winters hatte er einsam verbracht; er war selbst an der Börse nur selten gesehen worden. Dies gab zu mancherlei Muthmaßungen Anlaß: Einige hielten ihn für einen nimmersatten Speculanten, Andere wollten von schlechten Geschäften und großen Verlusten wissen, und wieder Andere sprachen von einer unglücklichen Ehe.

Vielleicht hatten die Letztern Recht.

Eines Abends früh verließ Franz Walburg sein Cabinet. Erschöpft von der Arbeit, betrat er sein Wohnzimmer, das im ersten Stock des weitläufigen und glänzend eingerichteten Hauses lag. Christian, der alte Diener, der schon seit zwanzig Jahren im Hause lebte, brachte Licht.

— Lieber Herr, fragte er theilnehmend, wollen Sie nicht mit Madame Walburg zu Nacht speisen?

Der Kaufherr machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, ließ sich den Schlafrock reichen und sank wie ein Kranker auf das Sopha nieder.

— Was soll ich Madame antworten? fragte der Greis.

— Sage ihr, alter Freund, daß ich noch wichtige Briefe zu schreiben hätte. Nun störe mich nicht länger.

Kopfschüttelnd verließ der alte Mann das Zimmer.

— Er ist gemüthskrank! murmelte er vor sich hin. Du lieber Gott, was soll daraus werden? Wie heiter war mein guter Herr noch vor wenigen Monaten, wie blühend und gesund — jetzt ist er nur noch ein Schatten.

Kaum sah sich Franz Walburg allein, als er aufstand, einen kleinen Schlüssel hervorholte, den er unter der Weste an einer schwarzen Schnur trug, und den schweren Mahagonisecretär öffnete, ein altes, gediegenes Möbel. Dann drückte er an einer verborgenen Feder und nahm mit zitternder Hand ein Papier aus dem geheimen Fache, das sich auf den Druck geöffnet hatte. Das Papier war vergilbt und in Form eines Briefes zusammengelegt. Franz öffnete es und las. Seine Lippen zuckten, seine Augen starrten regungslos auf die Zeilen.

— Entsetzlich! Entsetzlich! rief er in einem unbeschreiblichen Tone. Die Worte ändern sich nicht, sie bleiben dieselben, sie drücken klar und deutlich denselben furchtbaren Sinn aus — sie bleiben, was sie sind: mein Todesurtheil! Lieber Gott im Himmel, flüsterte er leiser und indem er die Hände faltete, was habe ich denn verbrochen, daß du ein so furchtbares Strafgericht über mich verhängst? Unglücklicher und elender kann kein Mensch auf dieser Erde sein, als ich es bin — und doch habe ich mir keinen Vorwurf zu machen, mein Gewissen ist rein — ich kann mit freier Stirn zu dir emporblicken und furchtlos zu dir beten.

Seinen Augen entströmten Thränen, die auf das verhängnißvolle Papier fielen. Uebermannt von dem heftigen Schmerze, sank er auf die Kniee nieder und stützte das fieberheiße Haupt auf die Lehne des zunächststehenden Sessels. Den Brief hielt er krampfhaft in der Hand. In dieser Stellung hatte ihn schon mancher Abend gesehen, so hatte er schon manche Thräne vergossen, so hatte er schon oft gebetet und geklagt.

Plötzlich fuhr er auf. Seine glühenden Blicke hafteten auf der Thür.

— Was ist das? Was ist das?

Er lauschte mit angehaltenem Athem. In dem Vorzimmer ließ sich das Rauschen eines Frauenkleides vernehmen — Franz hörte es wohl, so leise das Geräusch auch war. Er sprang auf — zitternd am ganzen Körper suchte er das geheime Fach — und legte den Brief hinein — in der entsetzlichen Aufregung konnte er die Bewegungen nur langsam ausführen — als er das Fach schloß, trat seine Gattin ein. —

Digitized by Google

Doris! stammelte er.

Dann warf er die Thür des Secretärs in das Schloß und verbarg den Schlüssel mit einer Angst, als ob er ein Verbrechen begangen hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Für Mädchen und Frauen.

Eine Frau, die nicht den Muth fühlt, jede, auch die drückendste Lage mit ihrem Manne ertragen zu können, darf nicht heirathen; denn nichts garantirt ihr, daß sie nicht in diese Lage komme. — Du darfst eher einen Mann heirathen, den du mehr achtest als liebst, als einen, den du liebst, ohne ihn zu achten. — Einfach und rein, dies müssen die Grundpfeiler jeder, besonders Frauen-Toilette sein. Alles Andere sind überflüssige Schnörkel. Jeder Anzug, bei dem dies übersehen, gleicht einem vielleicht schönen, aber auf schlechtem Grund gebauten Hause. — Eine schöne Frau ohne ein gutes Herz gleicht einer schönen Blume ohne Geruch. — Eine Frau, die fremden Männern mehr als dem ihrigen gefallen will, gleicht einem thörichten Schäfer, der fremde Schafe füttert und die seinigen, die ihm doch die Kleidung und Nahrung geben, vernachlässigt. — Ein kokettes Weib reizt und gefällt auch wohl, aber fesselt nie dauernd. — Der Ehestand gleicht einem Mühlwerk, gut mahlen nur ein harter und ein weicher Stein; der Natur der Sache nach muß der Mann der harte Stein sein, dies bedenke — und sei weich und nachgiebig. — Beklage dich bei Niemanden, selbst nicht bei deinen Eltern, wegen irgend Etwas über deinen Mann, ehe du ihm selbst deßhalb Vorstellungen gemacht. Unterlässest du dies und thust jenes, so gibst du dem Eindringen fremder Gewalten Raum, welche nicht selten vernichtend auf die zum ehelichen Glück unumgänglich nothwendige Harmonie und Einheit wirken. Bemerkst du, daß dein Mann am Spiel, Trinken u. s. w. Gefallen findet, so mache ihm, wenn die Liebhabereien übertrieben werden, gleich im Anfang ernste, aber sanfte Vorstellungen deßhalb, heftige Auftritte würden Alles verderben. — Verlange von deinem Manne nicht, daß er nach des Tages Arbeit immer bei dir ist. Wenn es schon an sich wenig Geschäfte gibt, die es nicht verlangen, daß der Mann in gesellschaftliche Berührung kommt, so bedarf auch außerdem das Gemüth einer Abwechslung, um nicht zu versauern. — Muthe deinem Mann nie zu, die Kinder zu warten, wenn er dies nicht selbst verlangt. — Die Wirkungen einer klugen Frau auf eine Haushaltung gleichen einem befruchtenden Regen auf ein Ackerland; die einer gelehrten Frau einem Wolkenbruch. — Eine Frau, die die Erziehung ihrer Kinder ihrem Gatten überläßt, ist nichtswürdig und erfüllt ihre Bestimmung eben so wenig, wie eine Uhr ohne Zeiger. — Vermeide zahlreiche Kaffeeschwesterzirkel. Sie sind fast immer die Quelle ehelicher Unzufriedenheit und der Sitz der Verleumdung. — Eine Frau, welche Thränen vergießt, wenn ein Mann mit einem andern Frauenzimmer freundlich spricht, ist albern und bedauernswürdig. — Eine Frau, die kein Vertrauen zu ihrem Manne hat, gleicht einem Schiffer ohne Compaß auf offener See. — Eine Frau ohne Schamhaftigkeit gleicht einem Schmetterling, von dessen Flügeln die Farben verwischt sind. — Im gewöhnlichen Leben ist diejenige Frau die beste, von der man am wenigsten spricht. — Eine Frau muß nicht nur züchtig sein, sondern es auch scheinen. — Frauen, die viel von Tugend und Treue sprechen, gleichen den Kindern, die, wenn sie Etwas haben und verbergen wollen, von selbst rufen: Ich hab's nicht. — Ein Mann kann nicht leicht unglücklicher sein, als wenn er eine Frau bekommt, die entweder gelehrt, empfindsam, galant oder — eine Heuchlerin ist. — Glaubst du Ursache zu haben, deinem Manne wegen irgend Etwas zürnen zu müssen, so sprich dich deßhalb offen gegen ihn aus, nur grolle nicht still und schmolle nicht mit ihm; dies müßte dich früher oder später um die Liebe deines Mannes bringen. — Eine Frau, welche ihren Mann hintergeht, gräbt sich eine Grube, in die sie sicher früher oder später stürzt. — Die Frauen lassen sich so gern mit Rosen vergleichen — möchten sie dabei doch immer bedenken, daß Klatschrosen am wenigsten beliebt sind. — Ein altes Sprichwort sagt: Eine gute Hausfrau hat

Digitized by Google

fünf K zu besorgen: Kinder, Kammer, Küche, Keller und Kleider.

Landwirthschaftliches.

(Außerordentlich große Rettige zu ziehen.) Wenn die Rettige die Größe eines Eies erreicht haben, zieht man, wenn sie zu dicht stehen, die überflüssigen heraus und sticht bei den stehengebliebenen mit einem Hölzchen zwischen den Herzblättchen hinein, doch nicht ganz durch, und legt in diese Oeffnung ein frisches Samenkorn, worauf man die Oeffnung mit Erde bedeckt.

Verschiedenes.

Ueber die Kaiserin von Oesterreich wird aus Kissingen geschrieben: Eine ungemein liebliche Erscheinung bietet die Kaiserin von Oesterreich. Sie steht noch, obwohl sie die liebevolle Mutter mehrerer Kinder ist, in einem fast mädchenhaften Alter, und ist von einer blendenden Schönheit, welche durch einen hohen schlanken Wuchs und eine ungemein reiche Fülle des dunklen Haares noch gehoben wird. Außerdem zeigt sich in dem ganzen Benehmen der Kaiserin diese Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit, welche der bayerischen Königsfamilie (der sie bekanntlich entsprossen ist) eigenthümlich zu sein scheint. Jedermann, der dieses reizende Wesen sieht, müßte sich für dasselbe interessiren und dasselbe mit Wohlgefallen betrachten, wenn er auch nicht die Kaiserin von Oesterreich vor sich hätte. Die Kaiserin scheint noch nicht, wie die Kaiserin von Rußland, den Ansprüchen an die Aeußerlichkeit entsagt zu haben, denn während die Kaiserin von Rußland in ihrer Toilette sehr einfach ist und fast bürgerlich auftritt, verwendet die Kaiserin von Oesterreich eine große Sorgfalt darauf; wir sahen dieselbe ihren Anzug an einem und demselben Tage drei bis vier Mal wechseln, und jedes Mal konnten wir nicht umhin, dem Geschmack der hohen Frau volle Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen. Namentlich bot die Kaiserin in einer weißen Mousselinrobe mit schmalem Besatz von schwarzem Sammt und einer mächtigen Schleppe eine reizende Erscheinung dar. Sie trägt das Haar in einer eigenthümlichen Weise, so daß man den Reichthum desselben leicht erkennt, indem die herab- und hinauflaufenden Flechten in einander übergehen. Diese Coiffüre wurde sofort nach dem Erscheinen der Kaiserin von den Damen der Badegesellschaft vielfältig nachgeahmt. Die Kaiserin bewegt sich oftmals ganz allein ohne irgend eine Begleitung auf der Promenade unter den Brunnengästen. Sie weiß ja, daß sie in Kissingen zu Hause ist. Wo sie nur ein ihr bekanntes Gesicht erblickt, grüßt sie in freundlichster Herablassung. Ueber das ganze Wesen der Kaiserin ist dieser gewisse ätherische Hauch ausgebreitet, welcher auf die Gefahren deutet, mit denen ihre Gesundheit bedroht war und die jetzt so glücklich überwunden sind. Wenn sich die Kaiserin von Oesterreich mit der Kaiserin von Rußland begegnet, so umarmt und küßt sie die ältere Kaiserin jedes Mal mit einer liebenswürdigen Zärtlichkeit.

Ein Bauer ging des Sonntags nach der Predigt von der Kirche schnurstracks in die Schenke. Dort angelangt, gewahrte er, daß er auf dem Wege sein Gebetbuch verloren hatte. Er klagte dies betrübt dem Wirth, dieser rieth ihm, wieder den Weg zur Kirche zurück zu machen, vielleicht, daß er es wieder fände. „O!" erwiderte der Bauer, „ich verlor es ja auf dem Wege von der Kirche zur Schenke und nicht auf dem von der Schenke zur Kirche."

Welche Aehnlichkeit besteht zwischen aufrichtigen Freunden und den ersten grauen Haaren? — Man reißt sie aus und wirft sie von sich, da sie uns fortwährend unangenehme Wahrheiten sagen.

Auflösung der Charade in Nro. 78:
Intelligent.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 80. Dienstag, den 5. Juli **1864.**

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

Jeder Andere wäre von dem Anblicke der jungen Frau entzückt gewesen — Franz bebte zurück; trotz einer übermenschlichen Anstrengung war es ihm unmöglich, auch nur scheinbar Fassung zu bewahren, die er seiner Gattin gegenüber so gern gezeigt hätte. Es lag ihm daran, ihr den Zustand seiner Seele zu verbergen.

Doris mochte fünfundzwanzig Jahre zählen. Da stand sie im weißen Nachtgewande, den zarten Knaben auf einem weißen Kissen tragend! Welch' einen rührenden Anblick boten die junge, reizend schöne Mutter und ihr Kind, das ruhig schlafend in dem Kissen lag, Doris, die ihrem Gatten eine Freude bereiten wollte, indem sie ihm das Kind brachte, an dem er vor kurzer Zeit noch mit so großer Liebe gehangen, das er so oft seinen lieben Engel genannt, Doris selbst war jetzt in tiefster Seele erschüttert.

— Franz, flüsterte sie mit bebender Stimme, willst Du unsern Karl nicht küssen?

Er zuckte heftig zusammen, indem er zurücktrat.

— Dein kleiner Engel schläft so süß, fügte sie hinzu, und ihre Thränen flossen. Nimm ihn, betrachte seine Züge und stärke dich an dem Glücke, das uns der Himmel beschieden hat. Dein heißester Wunsch ist ja in Erfüllung gegangen; wir besitzen nach einer vierjährigen Ehe endlich ein holdes Kind, einen Knaben, der uns beerbt und dein Geschäft fortführt. Ist das nicht ein hohes Glück?

— Ja, es ist ein Glück! preßte er mühsam hervor.

— Und doch wirst du desselben nicht theilhaftig, mein armer Freund! Was ist dir? Warum verschließest du dein Herz den süßesten Freuden? Bist du krank, Franz?

Walburg neigte schmerzlich sein bleiches Haupt.

—Ich bin nicht krank, murmelte er, wie in sich selbst verloren; aber elend, maßlos elend!

Doris trat ihm näher. Das krankhafte Aussehen des Gatten beunruhigte sie. Schmeichelnd und unter Thränen lächelnd, bat sie mit sanfter Stimme:

— Franz, küsse deinen kleinen Engel! Küsse ihn und deine Frau, die dich herzlich liebt, dann wird die trübe Wolke der Schwermuth verschwinden, die sich um deine sonst so heitere Stirn gelagert.

Sie wollte sich ihm anschmiegen.

Franz zuckte zusammen, als ob ihn plötzlich ein Krampf befallen hätte. Er streckte abwehrend die Hand aus und rief mit gellender Stimme:

— Berühre mich nicht, Doris!

— Franz! Franz!

— Entferne den Knaben, ich will ihn nicht sehen! Entferne ihn, wenn du nicht willst, daß mich meine Pein tödtet!

— Deine Pein? Franz, was ist das?

Die arme Frau erstarrte zur Bildsäule; sie war bleich wie der Tod geworden. Regungslos stand sie einige Augenblicke vor dem Gatten, der sich erschüttert abgewendet und die Worte vor sich hingehaucht hatte:

— Ich kann nicht anders!

Das Kind regte sich und begann zu weinen. Die Stimme des zarten Säuglings durchschnitt dem Vater das Herz; er sank, von Schmerz überwältigt, auf einen Sessel. Doris öffnete rasch die Thür, übergab das Kind der

Digitized by Google

im Vorzimmer harrenden Amme und trat in das Gemach zurück, dessen Thür sie schloß. Franz mochte der Meinung sein, die Gattin habe sich entfernt — er erhob sein Haupt — als er die reizende Frau sah, stieß er einen leisen Schrei aus, welcher Schmerz und Angst zugleich verrieth.

— Bist du noch da? fragte er mit Anstrengung.

— Ich kann und will mich mit der Ungewißheit nicht entfernen, in der ich bis zu diesem Augenblicke über dein Benehmen gegen mich gelebt habe. Gib mir Aufklärung, Franz, ich, deine Frau, deine Lebensgefährtin, habe das Recht, sie zu fordern. Mehr noch: nach deinen Worten, die einen furchtbaren Verdacht in sich schließen, erachte ich es für Pflicht, eine Verständigung herbeizuführen. Du willst dein Kind nicht sehen, du weisest mich zurück und wendest dich von mir ab — bin ich eine Verbrecherin? Habe ich deine Liebe, deine Achtung verscherzt? Sprich die Klagen aus, Franz, die du über mich zu führen hast, nenne mir die Gründe deines mich kränkenden Benehmens, und ich werde mich rechtfertigen.

Sie hatte diese Worte nicht mit der Erregung des Stolzes oder unschuldig erlittener Beleidigung gesprochen, sondern in einem weichen, schmerzlichen Tone, der die tiefe Bekümmerniß über das gestörte Glück der Ehe und den innigen Wunsch nach einer friedlichen Ausgleichung bekundete.

— Sieh', fuhr sie fort, als Franz vor tiefem Weh nicht sprechen konnte, ich habe still die namlose Pein erduldet, die das Erkalten deiner Liebe zu mir erzeugen mußte; ich habe geschwiegen, weil ich glaubte, du würdest endlich deine Verirrung einsehen und dich aus eigenem Antriebe deiner Familie wieder zuwenden — jetzt darf ich nicht länger schweigen, denn du könntest mich für schuldig halten, könntest in dem Wahne bestärkt werden, ich fürchte eine Aufklärung der Dinge, die dich betrüben.

— Nein, nein, rief Franz heftig, ich hege keinen Verdacht, der dich kränken könnte! Bei dem großen Gotte, der über uns wacht, schwöre ich dir, daß ich nie an deiner Ehre gezweifelt habe. Ich kenne dich ja, Doris, ich kenne dein Gemüth und deine Grundsätze — du bist rein und schuldlos wie das Kind — das arme Kind! Frage nicht, Doris, ich kann dir jetzt nicht antworten — ach, du bist so schön, so gut und so jung, hast gerechte Anwartschaft auf die Freuden und das Glück des Lebens — ich, Doris, habe dir Alles zertrümmert! Ich stehe als ein Verbrecher vor dir, als ein elender, armer Mann, denn es gibt kein Mittel, meine Schuld zu sühnen und dir das geraubte Glück zurückzugeben. Und das bekümmert mich, das nagt an meinem Herzen wie ein zerstörendes Gift. Die Blicke deiner sanften Augen durchbohren meine Seele, und jedes deiner Liebesworte sagt mir, daß ich an dir gefrevelt habe, an dir und unserm Kinde!

Sie ergriff sanft seine brennende Hand.

— Franz, ich habe mich nicht über dich zu beklagen, du bist mir ja der zärtlichste, beste Gatte gewesen. Liebst du mich nicht mehr? fragte sie leise.

Er blickte sie mit seinen großen, schwermuthsvollen Augen lange an. Dann rief er:

— Du warst mein Alles auf dieser Welt! Dir danke ich ein namenloses Glück — jetzt liegt es zertrümmert zu meinen Füßen. Doris, habe Mitleiden mit mir — wende Dich ab, vermehre durch deine Liebe den Jammer nicht, der mein Herz zerfleischt — laß mich den Weg ziehen, den das Schicksal mir vorgeschrieben, und sorge du allein für unser Kind — sei ihm Mutter und Vater. Du verstehst mich nicht, Doris, und das ist wohl natürlich — aber du darfst, du sollst mich auch nicht verstehen. Wehe uns Beiden, wenn dir je klar würde, was mich betrübt. Geh, geh, armes Weib — ich, der Stärkere, will allein die Last tragen, die ein hartes Schicksal mir aufgebürdet hat. Sage nicht, daß mir das Vertrauen zu dir fehle, daß ich dich ausschließe von den Leiden, die du mit mir gemeinschaftlich zu tragen verpflichtet bist — geh, Doris, geh zu deinem Kinde!

(Fortsetzung folgt.)

Der römische Bettelmönch.

Viele römische Klöster und Mönchsorden, besonders die Kapuziner, haben eine bestimmte Anzahl Bettelmönche unter sich, die beim Eintritt

Digitized by Google

neben dem Gelübde der Keuschheit auch besonders das der Armuth abzulegen haben. Gewöhnlich aus den ärmsten Ständen und ohne wissenschaftliche Bildung, verbessern sie dadurch ihre Lage; die Nahrungssorgen verwandeln sich in Sorgen für ihr Kloster und hierdurch, sowie durch den vielen Umgang, durch den leichten Zutritt zu allen Familien entsteht in ihnen ein seltsames Gemisch von Weltkenntniß, Einfalt und Behaglichkeit.

Da geht gerade Fra Giuseppe über die Piazza Navone! Es ist heute Markt, und ist's auf einem solchen in Deutschland schon nicht kirchenfeierlich still, so ist hier in Rom der Lärm kaum zu ertragen. In Deutschland schimpfen sich zwei Hökerinnen von ihrem Stand quer über den Weg, in der einen Hand die Kaffeekanne, in der anderen das Weißbrod. So leicht geht's hier nicht; die eine hat der anderen nicht freundlich guten Tag gesagt, sofort wird ein Judithgesicht aufgesteckt, das verdrießt die Andere. „Accidente (Mag dich der Schlag rühren!) ruft sie empört. Natürlich steht die Erste auf, die Andere auch, die Kraft der Worte steigert sich von Secunde zu Secunde, man fliegt sich entgegen, man liegt sich in den Haaren, und die normalste Prügelei ist im Gange; neben den derbsten Redensarten gibt's Stiche und Wunden, bis die römische Polizei der Sache ein Ende macht, um nicht beim Anwachsen des Tumultes selber mit hinein gezogen zu werden. Zu solchem Lärm kommt das Gebrüll der vor die Lastwagen gespannten Stiere, das Läuten der nahen Kirchenglocken, das Geschrei der Esel. — „Fische! Fische!" brüllen zwei mächtige Kerle, die auf einer mit Weinblättern bedeckten Trage einen hohen Haufen Fischleichen, Waage und Gewichte tragen. „Guter Bruder!" redet der Eine unsern Fra Giuseppe an, „bitte, Euern Segen und nehmt für Euer Kloster!" Giuseppe bleibt stehen und spricht mit Ruhe und Ernst den Segen über die Fische, während die Eigenthümer, die dadurch auf größeren Absatz rechnen, andächtig zusehen. „Nehmt, nehmt!" sagt der Andere, da Giuseppe nichts von den Fischen in seinen Blecheimer wirft. „Gratias, lieber Mann," antwortet dieser, „heute nicht, vielleicht Freitag!" — „Va bene!" sagen die Beiden. — „Requiescant in pace!" murmelte Giuseppe, fast ungläubig an dem Erfolg seines eigenen Segens. Langsam schreitet er auf einen Grünkrämer zu, dessen Gesicht musternd. Dieser merkt, als er des Bruders ansichtig wird, eine ehrsame Miene und grüßt ihn. Jetzt geht Giuseppe festen Schrittes auf den Kram zu, nimmt Broccoli-kohl, dann Wurzeln, Spargeln, einige Früchte, thut sie in den Eimer und segnet den Besitz des Krämers. Dieser dankt, und Giuseppe schreitet mit herablassender würdevoller Miene weiter. Da heitert sich plötzlich sein Antlitz auf; vor ihm steht der Vogel- und Wildhändler mit seinem Tisch, der ihm vorige Woche jede Gabe versagt, im eifrigen Gespräch mit einem Geistlichen. Aus der ehrerbietigen Stellung des Wildhändlers schließt Giuseppe, daß der Geistliche dessen Beichtvater sei.

(Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Käse gut aufzubewahren und sie vor Würmern zu schützen, ist kein vortrefflicheres Mittel, als sie in Hopfen zu legen. Sie erhalten dadurch zugleich einen angenehmen Geschmack. Auch zur Aufbewahrung des Obstes kann der Hopfen mit Nutzen gebraucht werden.

Lesefrucht.

Es ist eine böse Gewohnheit, über alle Leute, die man kennt, ein Urtheil zu fällen; aber noch fast schlimmer und häufiger ist die, über Leute zu urtheilen, die man nicht hinlänglich kennt.

Verschiedenes.

Zwei Pariser, Tessier und Vilroy, erschienen dieser Tage vor dem Zuchtpolizeigericht in der zerknirschtesten Ueberzeugung, sich schwerer politischer Vergehen schuldig gemacht zu haben. Sie haben zwei Deutsche geprügelt, die zum Glück für die Inculpaten, denen nun zu einer hochpolitischen Vertheidigung

Digitized by Google

aller Raum gelassen ist, von Paris heimgereist sind. Präsident: Es saßen zwei Leute ruhig auf einer Bank des Boulevard Magenta; sie redeten, schien es, deutsch mit einander. Tessier: Es waren Preußen. Vilroy: Wie man nur preußisch sein kann! Präs.: Ganz recht, es waren Preußen. Allein was thut das? Es waren Leute, die Sie gar nicht kannten, und Sie fielen über sie her. Tessier: Sie schimpften auf Frankreich. Vilroy: Wir haben unser Land vertheidigt; entweder ist man Franzose, oder ist es nicht. Präs.: Wie konnten Sie aber wissen, was diese Leute sagten, da sie deutsch redeten? Tessier: Preußisch haben sie geredet. Vilroy: Ich kenne einen Schuster, und da wir zusammenarbeiten und er ein Preuße ist und ich etwas Preußisch in seinem Umgang gelernt habe, so habe ich sehr wohl verstanden, daß sie über Frankreich schimpften, und da sagte ich zu Tessier: „V'la deux choucroûtes qui blaguent les Français.“ (Sieh mal die zwei Krautköpfe, die schelten auf die Franzosen!) Präs.: Ja wohl, und da hat ihnen Tessier seinen Stock auf dem Rücken zerschlagen. Tessier: Herr Präsident, wir sind hier zwei politische Angeklagte. Präs.: Sie sind keineswegs politische Angeklagte; Sie sind der Schlägerei angeklagt. Vilroy: Nun ja, der politischen Schlägerei, das kommt auf Eins heraus. Allein die Andern haben angefangen. Denn als ich sie gefragt habe, wie sie sich unterstehen könnten, die Franzosen zu blaguiren, schauten sie uns an und gaben keine Antwort. Präs.: Natürlich, weil sie als Deutsche nicht verstanden, was Sie wollten. Tessier: Es waren keine Deutschen, es waren Preußen. Präs.: Meinetwegen also, Preußen. Vilroy: Ich muß es doch wissen, da ich die Preußen kenne. Wir sagen ihnen also, Tessier und ich, was wir von ihnen denken. Da steht Einer mir nichts dir nichts auf und schägt mir hinter die Ohren, und der Andere macht es Tessier ebenso. Da sind wir aber über sie hergefallen: Vive la France! und die Sergeants de Ville kamen herbei und haben uns eingesteckt. Tessier: Dann muß ich auch noch bemerken, Hr. Präsident, daß wir Beide total betrunken waren. Vilroy: Es ist dies der erste politische Proceß, in den ich verwickelt bin. Ich bitte um Nachsicht. Tessier: Ich auch; ich habe mich nie vorher in Politik gemischt, und die Andern haben angefangen. Das Tribunal spricht wegen unzureichender Beweise die beiden Patrioten frei. Tessier (beim Weggehen): Que la Prusse n'oublie pas cette leçon! (Möge Preußen diese Lection nicht vergessen!) Vilroy: Vive la France!

An die Sonne.

Sonne sprich, was that die Erde,
Daß du sie so schlimm behandelst
Und mit frostiger Geberde
Steif an ihr vorüberwandelst?
Willst du mürrisch dich entziehen,
Unser Sehnen kalt verlachen,
Sollen wir die Waldpartihien
Unterm Regenschirme machen?
Willst du nicht mehr deiner Rosen,
Die du sonst geküßt, gedenken? —
Ach! auch unsre hellen Hosen
Hängen in den dunkeln Schränken;
Wolken, gleißnerisch wie Schurken,
Stürmen regnend auf einander,
In den Gärten statt der Gurken
Wachsen gelbe Salamander.
Du ertränkst die Rebenblüthen,
Statt mit Wärme sie zu bessern,
Laß doch das — es gibt hienieden
Menschen, die am Fasse wässern.
Flehend knien des Feldes Saaten,
Einen Strahl von dir zu lapern,
Tauchend aus der Fluth beim Baden
Fühlt man frostig Zähneklappern.
Sonne! nur ein Strahlenpfeilchen
Mögst in's Wolkenmeer du schießen,
Daß von deiner Gluth ein Theilchen
Sich in's Herz uns könne gießen,
Auch die Rosen und die Veilchen
Möchten gerne neu ersprießen. —
Scheinst du Sonne uns ein Weilchen,
Daß wir wonnig dich genießen,
Wird den Leser dieser Zeilchen
Dieser Scherz auch nicht verdrießen. —

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 81. Donnerstag, den 7. Juli **1864.**

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

Doris erhob ihr schönes, in Thränen gebadetes Gesicht und sah den bleichen Mann an, der tief erschüttert vor ihr stand.

— Sein Geist ist krank! dachte sie. Ich darf nicht zögern, ärztliche Hülfe zu holen. Franz, sagte sie laut nach einer Pause, du birgst ein trauriges Geheimniß vor mir.

— Wie, ein Geheimniß? fuhr er wie aus tiefen Gedanken empor.

— Als ich eintrat, standest du vor jenem Secretär, den mein Vater bis zum letzten Augenblicke seines Lebens benutzt hat . . . Du warst so erregt . . .

— Doris! Doris! stammelte er in sichtlicher Angst.

— Verbargst mit zitternden Händen ein Papier . . .

— Es ist nichts, nichts, glaube mir.

— Und dennoch drängt sich mir die Vermuthung auf, daß jenes Papier . . .

— Dort bewahre ich mein Geheimbuch — ich befolge genau die Geschäftsgrundsätze deines seligen Vaters.

— Franz, verweigere mir dein Vertrauen nicht. Auch mein Vater berieth in schwierigen Fällen mit seiner Gattin —

— Es liegt kein schwieriger Fall vor.

— Zeige mir das Papier! bat sie schluchzend.

— Gute Nacht, Doris!

Sie wollte ihn küssen. Als sie ihre lilienweißen Arme ausstreckte, wich er so erschreckt zurück, als ob sich ihm ein Gespenst nahete. Dasselbe heftige Zittern befiel ihn, das sich seiner bei dem Anblicke des Kindes bemächtigt hatte. Doris blieb stehen, indem sie beide Hände auf ihren erregten Busen preßte. Mühsam sammelte sie ihre Fassung, um noch einen letzten Versuch zu wagen, dem armen Manne ein Bekenntniß abzulocken.

— Franz, begann sie ernst und ruhig, du kennst meine Liebe für dich, du weißt, daß mein ganzes Herz an dir hängt und daß ich nicht bloß dem Willen meines Vaters folgte, als ich dir die Hand am Altare reichte, sondern einer innigen Neigung, welche die Vorzüge deiner Person in mir erweckt hatten. Diese Neigung ist nicht nur dieselbe geblieben, nein, sie hat sich in der Zeit unserer Ehe zur Leidenschaft für dich gesteigert. Und so ward mir die Erbe durch deine Liebe zum Himmel. Mein Glück war ohne Grenzen, als uns unser Karl geboren ward. Franz, bei dem Andenken an meinen Vater, der dein Glück gegründet hat, gib mir Aufschluß über deine seltsame Stimmung, erkläre mir das Geheimniß deines seltsamen Betragens. Kannst du es über dich gewinnen, mich in den tiefsten Abgrund des Elends zu schleudern, nachdem du mich auf den Gipfel irdischen Glücks erhoben? Dann, Franz, hast du mich nie geliebt, dann zwingst du mich, den Argwohn auszusprechen, daß dich mein Vermögen mehr gereizt hat, als meine Person. O, verzeihe der Mutter deines Kindes, die so harte Worte zu dir spricht. Ich fordere ja nichts, als dein Weib zu sein, das dir mit Leib und Seele angehört. Schließe mich nicht aus von deinem Vertrauen, deine Leiden sind die meinigen, wie deine Freuden die meinigen sind.

Sie schwieg, von Schmerz überwältigt, und verhüllte das Gesicht mit dem Batisttuch, das von ihren Thränen feucht war. Als sie nach einigen Augenblicken wieder aufsah, saß Franz in sich gekehrt da, den prachtvollen

Digitized by Google

Teppich zu seinen Füßen anstarrend. Er hatte in diesem entscheidenden Augenblicke kein Wort des Trostes, keinen Blick der Liebe und Ermuthigung für seine leidende Gattin, die sich von ihm angebetet wähnte und nun zu der Erkenntniß gelangt war, daß sie sich einer leeren Illusion hingegeben. Sie betrachtete den bleichen Mann, der unwillkürlich vor sich hin flüsterte:

— Ich muß stark sein, und wenn mein Herz darüber bricht!

Dann strich er mit der flachen Hand über seine feuchte Stirn, erhob sich wie ein Sinnverwirrter und sagte mit tonloser Stimme:

— Ich verzeihe dir den so eben ausgesprochenen Argwohn — er ist, dem Anscheine nach, gerechtfertigt und nun gute Nacht, Doris! Kannst du es, so schweige über das eingetretene Verhältniß, es ist nicht gut, daß die Welt darum weiß. Nimm die Versicherung, Doris, daß ich leide, daß ich entsetzlich leide!

Schwankend ging er in das Schlafgemach. Doris eilte zu dem Secretär; er war fest verschlossen. Dann trat sie in das Vorzimmer hinaus, wo Christian auf einem Stuhl saß. Der treue Diener erhob sich und sah seine Herrin fragend an.

— Christian, flüsterte sie, dir übergebe ich meinen Mann.

— Was ist es denn? fragte betrübt der Greis.

— Beklage mit mir deinen armen Herrn! sagte die junge Frau schluchzend.

— Er ist also krank, wie ich es gefürchtet habe.

— Sein Geist leidet, nicht der Körper.

— Das kommt von dem angestrengten Arbeiten. Ich habe es immer gesagt, Madame. Herr Walburg arbeitet mehr als drei unserer tüchtigsten Commis. Und das kann kein gutes Ende nehmen, das muß den Geist zerstören.

— Christian, fühlst du dich stark genug, diese Nacht zu wachen?

— O gewiß, Madame! versicherte der Alte. Ich werde einem Andern den Dienst nicht anvertrauen, der mir am Herzen liegt. Ich wache und werde Ihnen morgen früh berichten, was während der Nacht vorgegangen ist.

— Mein Mann verbirgt ein Papier in seinem Secretär . . .

— Ich weiß es; gestern Abend habe ich ihn überrascht, als er den Brief, der schon sehr alt zu sein scheint, las. Da hat er geweint, unser armer Herr, und laut geschluchzt. Ich schäme mich nicht, Ihnen zu sagen, daß ich mit ihm geweint habe.

— Beobachte, beobachte, Christian. Jener Brief enthält die Lösung des traurigen Räthsels.

Doris betrat ihr Boudoir, wo sie weinend auf einen Sessel sank. Mitternacht war vorüber, als sie ihr Bett aufsuchte, um schlummerlos die lange Nacht zu verbringen.

(Fortsetzung folgt.)

Der römische Bettelmönch.

(Schluß.)

Der Mönch tritt an den langen Tisch, auf dem kleine Vögel in buntester Unordnung liegen. Einem Ornithologen müßte das Herz im Leibe weh thun bei diesem Anblick. Sperling, Dompfaff, Lerche, Drossel, ja sogar die graziöse Schwalbe ist da zu finden; Alles wird gegessen; was kümmert sich der Römer um die Arten aller dieser Vögel, er nennt die ganze Gesellschaft „uccelletti." Giuseppe faßt zwei fette Sperlinge, prüft sie mit Kennermiene, wägt sie in der Hand, — hinab in den Eimer! Des Händlers Benehmen wird etwas unruhig, während er mit dem Geistlichen weiter spricht. Giuseppe bemerkt nichts; er faßt eine Drossel, langsam, bedächtig, würdevoll, mit ruhigem Blick den bisherigen Eigenthümer ansehend. Auch sie wandert hinab! Das Gesicht des Händlers wird finster, seine Rede scheint zu stocken, — da faßt Giuseppe eine Taube! „Basta!" ruft der Händler entrüstet über diese Unverschämtheit. — „Basta!" sagt auch Giuseppe; patz, da liegt die Taube bei dem Uebrigen. Dann segnet und bekreuzt er mit Ruhe den geplünderten Tisch, nimmt seinen Eimer, grüßt den Händler und geht seines Weges.

„Bon frate! Bon frate Giuseppe!" ruft ihm plötzlich ein junger Mann zu, dessen Gesichtszüge wie das ganze Aeußere einen deutschen Maler kennzeichnen. „Wie geht's denn? Ihr seid recht lange nicht bei mir ge-

Digitized by Google

wesen! Ich habe jetzt gerade ausgezeichnete Salami, die müßt Ihr versuchen; die Wirthin soll auch wieder Froschkeulen braten, ein gut Glas Wein ist auch noch da, kurz" — „Gewiß werde ich kommen," sagt Giuseppe mit schlauem Lächeln. „Signore ist auf Einmal so besorgt für mein Kloster, bei Ihnen als Protestantin muß man das um so höher schätzen!" — „Ach was Kloster, was Protestant," unterbricht ihn der junge Mann, „ich meine Euch persönlich, und weiter nichts!" — „Zu gütig, Signore, ich komme bestimmt, heute noch, aber vorher muß ich erst zur Strada Babuina!" und wieder blinzelte er pfiffig. — „Strada Babuina," sagte langsam der Deutsche mit erkünstelter Gleichgültigkeit; „was wollt' ich doch da? Richtig! Kommen Sie vielleicht zu Signore Matti?" — „Dahin will ich gerade!" — „Desto besser, da können Sie mir einen großen Gefallen thun, und der Tochter des Matti auch; sie hat nämlich ein Tuch verloren, und ich möchte ihr melden, daß es gefunden; der Vater darf aber vom Finden noch vom Verlieren wissen; wollt Ihr wohl ein ganz kleines Briefchen an sie mitnehmen?" — „Hm," sagt Giuseppe nachdenklich, „das ist ein ganz seltsamer Fall. Ich fürchte nicht, daß es ein Unrecht von mir wäre, aber zu meiner eigenen Beruhigung müßte ich schon bitten, mich den Brief lesen zu lassen, damit ich weiß, daß nichts Böses darin steht!" — „Mit dem größten Vergnügen!" antwortet der Deutsche. „Doch das geht ja nicht! Ich muß es Euch vorlesen; ich habe ja wegen meines schlechten Italienisch Französisch geschrieben; also seht hier die Worte, ich werde sie ganz genau übersetzen." — „Gut!" antwortet Giuseppe und schaut andächtig auf die ihm fremden Hieroglyphen. Ma chère aimée! Ew. Wohlgeboren — Je deviens fou, si je ne te vois pas après midi dans la via condotti — Ihr grünes Tuch, welches Sie verloren, ist in der Via Condotti gefunden." — „Sehr gut, sehr gut!" sagt Giuseppe, „ich sehe, das läßt sich besorgen; auf dem Rückwege komme ich zu Ihnen!"

Zwei Stunden darauf tritt Giuseppe, nachdem er pünktlich den Brief besorgt, wieder aus dem Hause des Malers. Er bringt den wohlgefüllten Eimer in's Kloster, ißt sein Mittagsbrod und besteigt dann in Gesellschaft eines andern Bruders einen mit Eseln bespannten Karren, der Beide in die Umgegend Rom's führt, um dort die von den Campagnolen aus aufrichtiger Pietät geschenkten Gaben für das Kloster zu sammeln.

Literatur.

Es ist gewiß, daß eine uns vorliegende Schrift: „Die Napoleoniden. Kurzer Lebensabriß der hervorragendsten Mitglieder des Hauses Bonaparte, von Madame Lätitia an bis auf die Gegenwart, und der Napoleoniden Einfluß auf die Geschicke Europa's. Zweite Auflage. Weimar. 1 Thlr." in dem gegenwärtigen Augenblicke von hohem Interesse ist, wo der gewaltige Einfluß eines Mitgliedes dieser merkwürdigen Familie in alle europäischen Verhältnisse so mächtig eingreift. Nach sorgfältigem Studium und unter Benutzung guter Quellen entrollt der ungenannte, jedenfalls aber verdienstvolle Verfasser ein anschauliches, klares Bild von dem Leben aller derjenigen Napoleoniden, denen in der Geschichte eine mehr oder minder bedeutende Rolle zuertheilt worden. — Das so reichhaltige, als gründlich eingehende Buch führt dem Leser jede einzelne Persönlichkeit geschichtlich vor, schildert ihren Charakter, ihre öffentliche Wirksamkeit, wie ihr Privatleben und bietet sonach eine vollständige Gallerie dieses Geschlechts von so hoher geschichtlicher Bedeutung. Selbstverständlich verfolgt es hierbei die Geschichte Napoleons III. bis auf die neueste Zeit. — Die Darstellung, jede Einseitigkeit eines befangenen Parteistandpunktes vermeidend, ist lebendig und anziehend.

Verschiedenes.

Es dürfte Manchen interessiren, zu wissen, wie der jetzige Kaiser von Rußland auf seiner längeren Reise seinen Separattrain eingerichtet hat, um alle Bequemlichkeiten zu genießen. Während der Onkel des gegenwärtigen Czars noch vor 60 Jahren die Tour zwischen seinen

Digitized by Google

zwei Hauptstädten zu Pferde zurücklegte und in dem Schnee einer stürmischen Winternacht wie begraben war — sitzt der Neffe Alexander II. ruhig und warm in einem Solonwagen, den ein flüchtiges Dampfroß über die eisigen Steppen Rußlands zieht. Wie bei der unlängst stattgefundenen Reise von Petersburg nach Berlin, besteht der russische Kaiserzug gewöhnlich aus zwölf Waggons, die mit einander zu einem Ganzen verbunden sind, so daß man aus einem in den andern gehen kann, ohne von Außen gesehen zu werden. Die Kaiserin benutzt drei Waggons, und zwar als Schlaf-, Sitz- und Empfangsgemach. Jedes dieser Gemächer ist wieder abgetheilt und entsprechend ausgestattet. Der Kaiser benutzt einen mit grünem Leder ausgeschlagenen, höchst einfach aussehenden Waggon für sich. In einem fünften Waggon ist eine Art Tanzsalon errichtet, im sechsten können sich die kaiserlichen Passagiere mit Billardspielen unterhalten. Der siebente enthält die Küche, und die fünf anderen werden vom kaiserlichen Gefolge eingenommen. Der ganze Train wird mit Gas beleuchtet und ist so wohnlich eingerichtet, daß man ihn für einen beständigen Wohnsitz halten könnte.

Die Mutter des jetzigen Kaisers von Rußland ließ sich eines Tages, da sie ihren Haushalt-Etat ziemlich hoch fand, die täglichen Rapporte vorlegen und fand auf dem ersten — eine Flasche Rum für den Thronfolger. Dies reizt ihre Neugierde, sie blätterte weiter und fand täglich eine Flasche Rum. Ihr jugendlicher Sohn täglich eine Flasche Rum und zurück bis zum Tage seiner Geburt immer täglich eine Flasche, das erschien ihr unerklärlich; sie las die vorhergehende Seite und fand, daß schon am Tage vor seiner Geburt eine Flasche Rum verzeichnet war. Jetzt schien das Räthsel gelöst, es mußte jedenfalls ein Anderer gemeint sein. Man forschte nach und gelangte endlich bis in das achtzehnte Jahrhundert zurück, wo die Flasche Rum zum ersten Male mit der Bemerkung notirt war: Wegen heftigen Zahnschmerzes soll der Thronfolger auf Befehl des kaiserl. Hofarztes einen Theelöffel voll auf Zucker nehmen. Also, weil der damalige Thronfolger wegen Zahnschmerzen einen Theelöffel voll Rum genommen hatte, war auf alle seine Nachfolger hinab für den jedesmaligen Thronfolger täglich eine Flasche Rum notirt worden.

Durch ein Volksfest sollte am 13. Juni das erste Decennium der Eröffnung des Londoner Krystallpalastes begangen werden. Während der verflossenen zehn Jahre ist der Palast von 15,266,882 Menschen besucht worden. Um dem Publicum eine schwache Idee von der Massenhaftigkeit dieser Zahl zu geben, hat die Direction im Gebäude ein Stück Calico aufhängen lassen, auf welchem eine Million schwarzer $^3/_{16}$ Zoll breiter und nur $^1/_8$ Zoll von einander entfernter Punkte gedruckt sind; dennoch bedecken diese Punkte einen Flächeninhalt von 225 Fuß Länge zu 3 Fuß Breite.

Das Kissinger Kurpublikum wurde kürzlich durch einen fränkischen Bauer höchlich amusirt, der sich bei einigen eleganten Herren nach der Frau erkundigte, die, wie man ihm gesagt, so häßlich sei, daß sie dem, der sie heirathete, täglich 100 fl. auszuwerfen versprochen; er sei dazu entschlossen. Factum, keine erfundene Anecdote.

(Brand in Rußland.) In Nischnei-Nowgorod, einer der bedeutendsten der russischen Meßstädte, vernichtete am 16. v. M. eine Feuersbrunst in wenigen Stunden die ganzen hölzernen Budenreihen der Crystall-, Eisen-, Möbel-, Fell-, Frucht-, Filz-, Teppich- und Weinhändler mit sämmtlichen darin vorhandenen Waarenvorräthen, ferner das Theatergebäude und 16 Privat- und Gasthäuser.

Müller: Nee, was müssen die Dänen für Nasen haben! Schulze: Wofo denn? Müller: Na, hier in die Zeitung steht: „Die Fracht der mit Guano beladenen Brigg „Albertine“ ist von den Dänen für eine gute Prise erklärt worden.“ Schulze. Guano 'ne jute Prise? Donnerwetter! Des is schon mehr wie starker Tobak!

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 82. Samstag, den 9. Juli **1864.**

Sage der Kestenburg.
(Hambacher Schloß.)

Seht ihr des Schlosses Ueberrest
Auf kegelförm'ger Höhe?
Dort feierte man manches Fest
Zum Wohle und zum Wehe.

Stolz, wie der Held auf treuer Wacht,
Sah in die Gauen nieder
Die Burg einst, in der Vorzeit Pracht,
Durchrauscht durch Minnelieder.

Ein Friedenssitz der Liebe nur
War Kestenburg gewesen.
Der Revolutionen Spur
Ist jetzt daran zu lesen.

In ihrem Erdgeschosse lag
Ein Faß mit Bachus Gaben,
Wo Tausende wohl manchen Tag
Daran getrunken haben.

Jahrhunderte, gewitterschwer,
Sind hin, seitdem die Bauern
Zerstört die Burg, die kahl und leer
Nun niederblickt mit Trauern.

Zerfällt sie auch, zerrinnt doch nie
Ihr Urbild schöner Tage;
Neu baut sie sich die Phantasie
Und ewig ihre Sage.

F. —lr.—

Der Hausarzt.
(Fortsetzung.)

2.

Am nächsten Morgen berichtete Christian, daß Herr Walburg früh sein Zimmer verlassen habe und in das Comptoir hinabgegangen sei, um zu arbeiten. Die Nacht, fügte der Greis hinzu, ist ruhig verflossen, ich glaube sogar, daß mein armer Herr ein wenig geschlafen hat.

Doris befahl, den Hausarzt, Doctor Martini, zu rufen. Dann ließ sie die Kammerfrau kommen und begann ihre Toilette. Meta war eine alte Jungfrau von fünfzig Jahren; sie hatte schon der Mutter der jungen Frau gedient und war, wie Christian, als ein Erbstück auf die gegenwärtige Generation übergegangen. Doris schätzte die alte Dienerin, und diese hing in unerschütterlicher Treue an ihrer Herrin. Die Bekümmerniß derselben ging ihr tief zu Herzen; sie hätte gern große Opfer gebracht, um das trauernde Gemüth der jungen Dame zu erheitern. Wenn Doris früher sich in kritischen Fällen bei der ernsten und klugen Meta Raths erholt, so beobachtete sie jetzt eine unerklärliche Zurückhaltung; sie suchte selbst durch eine erkünstelte Unbefangenheit die alte Dienerin zu täuschen, die jedoch längst die Spannung bemerkt hatte, welche zwischen den beiden Gatten eingetreten war. Und wie konnte ihr dieser Umstand auch entgangen sein, da sie seit vier Jahren Zeugin des ungetrübten Glücks gewesen, das die beiden Gatten in ihrer Ehe gefunden. Die kluge Alte glaubte zwar auch an eine Krankheit Walburg's; als sie aber von Christian gehört hatte, daß ein altes Papier den Kaufherrn in Angst und Schrecken setze, schüttelte sie bedenklich den grauen Kopf und widersprach der Ansicht, daß Simons, der verstorbene Vater der jungen Frau, doch wohl nicht so reich gewesen sei, als man allgemein annahm. Ich weiß besser, daß Herr Simons eine Million hinterlassen, hatte

Digitized by Google

sie geantwortet; und Herr Walburg hat mit dem Vermögen seiner Frau gut gewirthschaftet, denn er ist ein eben so tüchtiger Kaufmann, als es sein Schwiegervater gewesen. Das Papier muß ihm von andern unangenehmen Dingen Nachricht gegeben haben.

Als Meta die Toilette ihrer Herrin vollendet hatte, ward der Doctor angemeldet. Nicht um ihre Neugierde zu befriedigen, sondern um nöthigenfalls ihre treue Anhänglichkeit zu beweisen, beschloß sie, nach allen Seiten hin zu beobachten und die Gegenwart mit der Vergangenheit in Verbindung zu bringen. Da sie wußte, daß man dem alten, würdigen Arzte vertrauliche Eröffnungen machen würde, schlüpfte sie ungesehen in das Schlafgemach ihrer Herrin und lauschte hinter dem grünseidenen Vorhang.

Der greise Arzt trat ein.

Doris warf sich ihm weinend an die Brust.

— Wie steht es mit Walburg? fragte er bewegt.

— Ich muß an eine Geisteszerrüttung glauben.

— Das wolle Gott verhüten!

— Und doch ist es so.

— Ruhig, ruhig, mein liebes Kind! ermahnte der Doctor. Die Uebel sind in der Regel nicht so schlimm, als sie auf den ersten Blick erscheinen. Mag immerhin Walburgs Verstimmung einen moralischen Grund haben — wir besitzen ja, so glaube ich fest, der wirksamen Mittel genug, um die Harmonie in seinem Gemüthe wieder herzustellen. Er liebt Sie, er ist glücklich über das Geschenk des Himmels, den holden Knaben.

— Und dennoch, dennoch! rief weinend die arme Frau. Er hat das Kind von sich gestoßen, und mich will er nicht mehr sehen, er schließt mich aus von seinem Vertrauen. In seinem Benehmen liegt Etwas, das meine Ehre verletzt.

— Das ist nicht möglich!

— Dann wieder spricht er von zertrümmertem Glücke und klagt sich als einen Verbrecher an, Doctor, Ihnen gegenüber will ich offen sein — helfen Sie mir, retten Sie meinen armen Mann!

— Das ist mein inniger Wunsch und wird mein redliches Bestreben sein. Theilen Sie mir mit, was geschehen ist, und ich werde Ihnen als Arzt und Freund zur Seite stehen.

Doris erzählte nun, was am verflossenen Abend in dem Zimmer Walburgs geschehen. Der Doctor hatte aufmerksam zugehört, ohne durch irgend ein Zeichen die Ansicht zu verrathen, die er von den Dingen hegte.

— Sie haben also das Papier gesehen? fragte er.

— Ja.

— Und er sucht es Ihnen zu verbergen?

— Mit den Aengstlichkeit des Diebes, den man ertappt.

— So müßte man zunächst sich dieses Papieres bemächtigen, sei es durch Gewalt oder durch List.

— Verfahren Sie, Doctor, wie es Ihnen nöthig erscheint, ich werde mich Allem willig fügen.

Der Arzt ließ den alten Christian eintreten.

— Wo ist jetzt Ihr Herr, Christian!?

— Er arbeitet schon seit sechs Uhr in seinem Cabinete.

— Wie benahm er sich, als Sie ihm diesen Morgen den Dienst leisteten?

— Herr Doctor . . .

Verschweigen Sie mir nichts!

— Und auch ich will Alles wissen! sagte Doris heftig. Was ist geschehen! Bekennen Sie, Christian, wenn ich nicht an Ihrer Dienertreue zweifeln soll.

Der Greis trocknete die Thränen, die seinen trüben Augen entquollen.

— Mein Herr muß sehr krank sein! stammelte er. Ach Verzeihung, Madame, wenn ich Ihnen nicht Alles gesagt habe, aber es ist traurig. Das Herz möchte mir brechen, wenn ich daran denke.

— Reden Sie endlich! befahl ernst der Arzt.

— Sie wissen, daß ich diese Nacht im Vorzimmer verbracht habe, ohne daß es mein Herr ahnte. Ich hatte die Thür offen gelassen, um genau beobachten zu können. Mein Stuhl stand dicht neben der Thür. Da ward ich plötzlich durch ein Geräusch aus meinem Halbschlafe geweckt — ich hörte, daß Herr Walburg den Secretär schloß und dann auf und ab ging. Von den Worten, die er mit sich selbst sprach, verstand ich keines; aber mehr als ein Mal stieß er die gräßlichsten Verwünschungen gegen den ver-

Digitized by Google

storbenen Herrn Simons aus, er nannte ihn einen Seelenverkäufer, einen schlechten und herzlosen Vater und einen Verbrecher, der nicht werth gewesen, daß er eines ruhigen Todes gestorben sei. Dann wieder verfluchte er sein Schicksal und sprach von Selbstmord. Plötzlich hörte ich einen Fall — da mußte ich natürlich zu Hilfe eilen. Als ich in das Zimmer trat, lag Herr Walburg wie leblos auf dem Teppich. Er kam wieder zu sich, als ich ihn emporgerichtet und auf das Sopha gesetzt hatte. Ach, Herr Doctor, Sie hätten nur die Blicke sehen sollen, mit denen er mich anstarrte. Mir wurde angst und bange vor ihm.

— Wer hat dich gerufen? fragte er barsch.

— Niemand, mein lieber Herr.

— Mensch, du lügst! schrie er mich mit erstickter Stimme an, und seine starken Hände erfaßten den Kragen meines Rocks, daß mir fast der Athem verging.

— Warum sollte ich denn lügen, mein lieber Herr!?

— Christian, bekenne, daß dich meine Frau gedungen hat, mich zu überwachen, bekenne, daß du mir mein Geheimniß entreißen und mich verrathen willst.

Ich betheuerte ihm, daß mich nur die Sorge um seine Gesundheit herbeigetrieben habe. Als ich ihm auf Befragen gesagt, daß Madame längst zu Bette gegangen, und daß außer mir im Hause Niemand mehr wach sei, ward er wieder ruhiger.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Mode.

Die meisten unserer Leser erinnern sich der alten Mode, daß die Haare der Helden und Dichter mit Eichenlaub bekränzt wurden zum Zeichen allgemeiner Hochachtung; aber daß auch die Kartoffelblüthe einst ein Gegenstand der Mode war, daß die Kartoffelblüthe selbst im Haare einer Königin und in dem Knopfloch eines Königs prangen durfte, wer hätte diese arme bescheidene duftlose Proletarierblume einer solchen Ehre würdig gehalten! Und doch hat sie diese Ehre genossen, diese unscheinbare arme Kartoffelblüthe, doch hat sie im schönen blonden Haar der Königin Marie Antoinette geprangt, doch hat König Ludwig XVI. sie in dem Knopfloch seines Rockes getragen. Damals freilich war die Kartoffel noch nicht in ihrer wahren und wichtigen Bedeutung erkannt, damals verschmähte der Arme noch diese Frucht, die er bald darauf als seine Wohlthäterin preisen sollte.

Damals mußte König Friedrich der Große die Bauern in Schlesien noch durch militärische Gewalt zum Bau der Kartoffel zwingen, und in Frankreich war die Kartoffel nur als die Nahrung der Schweine bekannt. Wehe Dem, der es wagte, dem hungrigen französischen Volk, in dessen Kopfe schon die Revolution spukte, die Kartoffel als Nahrung anzubieten; es würde sich dadurch vielleicht noch mehr beleidigt gefühlt haben, als durch die Worte Foulons, „daß das Volk ebenso gut wie seine Pferde Heu essen könne."

Dennoch wagte es ein kühner Mann, dessen klarer Blick die Noth, welche über Frankreich hereinbrechen mußte, erkannte, dennoch wagte es der Apotheker Parmentier, in einer eigenen kleinen Schrift dem französischen Volk die Kartoffel als Nahrung anzuempfehlen, indem er ihnen zugleich eine chemische Analyse der Kartoffel gab und ihnen bewies, daß sie ein gesunderer Nahrungsstoff sei, als das schlechte schwere, schon mit allerlei Moos und Wurzeln untermischte Brod von ungeschrotenem Mehl, das damals schon die Nahrung der Armen ausmachte.

Ein Schrei des Entsetzens und der Indignation ging durch ganz Frankreich, Jedermann verwünschte den Verwegenen, welcher es wagte, das Futter der Schweine den Menschen als Lebensmittel anzubieten. Hätte man Parmentier so gut gekannt, wie man Foulon kannte, so würde man ihn an die Laterne gehängt haben, so gut, wie man Foulon einige Jahre später, als erstes Wahrzeichen der erwachenden Revolution, erhenkte.

Aber während ganz Frankreich indignirt war und dem frechen Apotheker zürnte, hörte der sanfte und menschenfreundliche König allein auf den Rath, den Parmentier gegeben. Der König wußte, daß die Kornspeicher leer waren und daß, wenn die nächste Ernte wiederum mißriethe, ganz Frankreich dem Hungertode verfallen sei. Man mußte daher bei Zeiten auf ein Auskunftsmittel

Digitized by Google

sinnen, diesem Uebel zuvorzukommen. Der König beschloß daher, mit der Erfindung Parmentiers einen Versuch zu wagen. Er wies ihm dazu auf einem seiner Privatgüter im Innern Frankreichs eine ungeheuer große Sandfläche an, und Parmentier pflanzte da seine Kartoffeln. Die Pflanze gedieh in dem „Sandmeer", welches bis dahin nutzlos und uncultivirt dagelegen, und während man in ganz Frankreich klagte über abermaligen Mißwachs des Korns, blühte das Kartoffelmeer Parmentiers in wunderbarer Pracht, und der sandige Boden trug eine feine, wohlschmeckende Frucht.

Seines Erfolges froh, eilte Parmentier mit einem Riesenstrauß seiner Kartoffelblüthe und einem Korb voll Früchten (denn die Kartoffel trägt wie der Lorbeer Blüthe und Frucht zugleich) nach Paris, um seinem edlen königlichen Gönner die Kunde von dem glücklichen Gedeihen der Frucht zu bringen. Der König empfing ihn gütevoll, er hörte mit Theilnahme seinem Bericht zu und betrachtete lächelnd den großen Strauß von Kartoffelblüthe.

„Wenn Frankreich jetzt die Kartoffel als Nahrung annimmt," rief Parmentier begeistert, „so ist es vor Hunger und Elend geschützt! Es ist an Ihnen, Sire, Ihr Volk zu bewegen, daß es die Nahrung annimmt, welche die allgütige Mutter Erde bereit ist, ihm zu bieten."

Der König blickte mit einem sinnenden Lächeln auf den Strauß hin. „Wir werden darüber nachdenken, wie wir es anzufangen haben," sagte er, „um bei unserm stolzen und eigensinnigen Volk die Kartoffeln in Mode zu bringen. Wenn wir das erlangen können, so findet sich das Uebrige von selbst. Kommen Sie heute Abend um neun Uhr wieder hieher, dann werde ich Ihnen sagen, ob ich ein Mittel gefunden habe, die Kartoffel in Mode zu bringen." —

(Schluß folgt.)

Literatur.

Für Ingenieure, Maschinisten, Mechaniker, Baugewerke jeder Art empfiehlt sich ein in 2ter vermehrter Auflage erschienenes Buch unter dem Titel: „Elementarer Unterricht über orthographische Projection, oder das geometrische (Linear-) Zeichnen. Nach einer neuen, gründlichen und leichtfaßlichen Methode von W. Binns. Mit 28 Quarttafeln." Seinem Zwecke nach soll es ein Lehrbuch und Mittel sein, durch welches jeder Techniker sich über die Grundsätze und Regeln zum Entwerfen und Zeichnen der Gegenstände, die bei seinem Geschäfte vorkommen, genügend unterrichten kann, wodurch die Fähigkeit erwächst, Grundrisse, Aufrisse, Durchschnitte, Maschinenbaulichkeiten u. s. w. in natürlicher oder verjüngter Größe und Bildung darzustellen. Daß eine solche genaue Kenntniß des Maschinen- und Werkzeichnens für die Eingangs angeführten Fächer von größter Wichtigkeit ist, liegt auf der Hand und nach genommener Einsicht scheint uns das oben genannte Hilfsmittel eine sichere Grundlage zu sein, um befriedigende Endresultate herbeizuführen, weil dasselbe den ausübenden Werkmann oder Künstler, ohne weitläufige mathematische Deductionen, Stufe für Stufe durch eine Reihe von Anfangs leichten zu schwerern und zusammengesetzteren Uebungen, von der Projection eines Punktes, dem Projiciren gerader Linien und einfacher Figuren zu krummlinigen und complicirten Gegenständen überführt, so daß keine Projection eines vorkommenden Gegenstandes seiner Werkthätigkeit unmöglich wird.

Verschiedenes.

S. Iloobste denn, des Maximilian das Feuer der Bejeisterung in Mexico wird unterdrücken können?

M. Jewiß, er hat ja schon mit Pumpen anjefangen.

Logogryph.

Mit C ist's eine Stadt;
Mit Z der Mönch es hat.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 83. Dienstag, den 12. Juli **1864.**

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

— Christian, sagte Walburg, ich bin wirklich krank, ich habe gräßliche Fieberträume, die mich zu Tode martern. Wenn du gehört hast, was ich gesagt habe, so achte nicht darauf, es war tolles Zeug, das mir der Traum vorgaukelte. Ja, wahrhaftig, das tollste Zeug von der Welt!

Und dabei lachte er so seltsam, daß es mir durch Mark und Bein ging. Dann mußte ich ihm versprechen, Das, was ich gehört und gesehen, zu verschweigen. Aber ich sehe wohl ein, daß ich nicht schweigen darf, daß es meine Pflicht ist, zu reden.

— Ja, mein alter Freund, es ist Ihre Pflicht, sagte der Arzt, denn wenn ich nicht die Aeußerungen der Krankheit Ihres Herrn kenne, ist es mir unmöglich, die richtigen Mittel zu ergreifen.

— Das sehe ich wohl ein, Herr Doctor.

— Was geschah später?

— Herr Walburg warf sich auf das Bett und befahl mir, ihn um sechs Uhr zu wecken. Als ich kam, war er schon angekleidet. Er trank eine Tasse Kaffee und ging in das Comptoir, nachdem er mich noch einmal an mein Versprechen erinnert hatte.

Man entließ den Diener.

— Was beginne ich? fragte weinend die junge Frau.

— Sie verhalten sich ruhig, pflegen Ihr Kind und überlassen mir die Sorge für Ihren Mann. Einen ähnlichen Versuch, wie der von gestern Abend, ihn zum Geständnisse zu bringen, halte ich nicht für rathsam; Sie verursachen sich und Walburg eine nachtheilige Aufregung. Lassen Sie sich aufsuchen, Walburg wird schon kommen, denn er liebt seine Gattin und sein Kind. Ich weiß, daß ich viel von Ihnen fordere, denn es muß Ihnen schwer werden, Gleichgültigkeit bei dem Leiden des Gatten zu erkünsteln; aber folgen Sie mir, wir werden bald zum Ziele gelangen. Dies ist für den Augenblick die Verordnung, die ich Ihnen zu geben habe. Von nun an sehen Sie mich täglich ein, auch zwei Mal in Ihrem Hause. Jetzt werde ich Walburg bei der Arbeit aufsuchen.

Der Arzt verließ das Zimmer und stieg die Treppe hinab. Er trat in die Comptoirs, die sich in dem Erdgeschosse befanden. Die Commis, der Buchhalter und der Cassier waren in voller Thätigkeit. Wohin das Auge sah, entdeckte es eine musterhafte Ordnung. Nichts verrieth, daß die Seele dieses wohlorganisirten kaufmännischen Körpers leide oder in Ausübung ihrer Functionen ermattet sei. Durch ein Glasfenster sah man in das Cabinet des Chefs. Walburg stand an seinem Pulte und arbeitete.

— Wie geht es Ihnen, mein wackerer Urban? fragte der Arzt einen alten Commis, der die Correspondenzen besorgte.

— Gut, Herr Doctor. Es gibt viel zu thun.

— Gerade jetzt?

— Herr Walburg läßt uns nicht zu Athem kommen. Ein großes Geschäft treibt das andere. Ich beklage mich nicht, denn ich bin an Thätigkeit gewöhnt — aber ich möchte Ihnen eine Bitte an's Herz legen, Herr Doctor.

— Sprechen Sie, Freund Urban.

— Herr Walburg überarbeitet sich, flüsterte er ihm zu. Sehen Sie ihn an, er muß krank sein. Gerne nehme ich einen

Digitized by Google

Theil seiner Geschäfte auf mich; aber ich wage es nicht, ihn zu erinnern, denn er ist sehr reizbar. Wenn wir kommen, steht er an seinem Pulte, und wenn wir gehen, steht er noch da. Er muß auch des Nachts arbeiten. Rathen Sie ihm ab, Herr Doctor, es geht sonst nicht gut.

— Das wird geschehen. Und nun antworten Sie mir, Urban!

Der Arzt fragte flüsternd:

— Begeht Walburg bei der großen Abspannung nicht geschäftliche Versehen?

— Im Gegentheil; ich bewundere die Accurateſſe, mit der er arbeitet. Seine Briefe sind kurz und bündig und die Aufträge, die er ertheilt, so präcis, daß ein Irrthum nicht möglich ist. Auch in der Wahl der zu machenden Unternehmungen vergreift er sich nicht; er nimmt die herrschenden Conjuncturen mit einem wunderbaren Scharfblick wahr. Diesen Mittag will er selbst, nach langer Zeit wieder einmal, die Börse besuchen.

Der Doctor Martini drückte dem Correspondenten die Hand und ging grüßend durch die Reihe der Commis. Als der Freund und Arzt vom Hause trat er ohne Umstände in das Cabinet. Walburg empfing ihn ernst, fast verdrießlich; er sah ihn fragend an, ohne die Feder aus der Hand zu legen. Der Arzt schien dies nicht zu bemerken, er stellte Hut und Stock in einen Winkel, rieb sich die Hände und sagte heiter:

— Freund Walburg, ich komme diesen Morgen in einer Geschäftsangelegenheit zu Ihnen. Darum suche ich Sie in Ihrem Cabinete auf. Aber wie — sind Sie krank?

— Nein, durchaus nicht, antwortete ein wenig verlegen der Kaufherr.

— Sie sehen bleich aus.

— Ich habe in den letzten Nächten viel gearbeitet.

— Also mehren sich die Geschäfte?

— Massenhaft, massenhaft! rief Walburg. Ich muß meine ganze Energie aufwenden, um nicht in Rückstand zu gerathen. Doch bald wird es überstanden sein, dann werde ich mir Ruhe gönnen. Ich beabsichtige, diesen Sommer eine Reise nach der Schweiz und Italien zu machen.

— Vortrefflich! Dazu kann ich als Arzt nur rathen. Verändertes Klima, die Zerstreuungen der Reise werden Ihnen wohlthun. Doch bleiben wir bei der Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt.

— Was ist es? fragte Walburg gespannt.

— Ich kenne seit einem Jahre eine alte Dame aus New-York, die in unserer Stadt still und zurückgezogen von einer bescheidenen Pension lebt. Sie ist eine Deutsche und war in der neuen Welt verheirathet. Fast den ganzen Winter lag sie krank und ich habe sie behandelt. Madame Siebold ist eine brave, achtungsvolle Wittwe . . .

— Ich erlasse Ihnen die Empfehlung, lieber Doctor, unterbrach ihn Walburg, indem er sein Arbeitspult erschloß. Sie wollen der armen Frau eine Unterstützung vermitteln — hier ist Geld . . .

— Nein, lieber Walburg. Hören Sie mich an. Sie können ein gutes Werk verrichten, ohne die Hand nach der Kasse auszustrecken. Die Krankheit der Wittwe bestand in der Sehnsucht nach ihrem einzigen Sohne, der Commis in einem Hause zu New-York ist. Die Hälfte seines Gehaltes hat er regelmäßig seiner Mutter zufließen lassen. Es ist dies wohl ein Beweis von der Herzensgüte des jungen Mannes, der sich nicht verkennen läßt.

— Ohne Frage! rief Walburg.

— Im vorigen Herbste fallirte der Chef Ludwig Siebold's.

— Die Firma?

— Nortsen und Compagnie.

— Ganz recht. Herr Nortsen hat einen ächt amerikanischen Bankerott gemacht, bei dem auch ich um eine kleine Summe gekommen bin.

— Sie kennen die Firma — desto besser. Der Commis, der nichts erspart hatte, weil er seine Mutter unterstützt, konnte nicht sofort einen passenden Platz finden und geriet in Noth. Auf meine Veranlassung brachte ihn ein hiesiger Schiffskapitän nach Europa, denn ich wollte die Quelle der Krankheit verstopfen, an der die arme Wittwe leidet. Der Commis ist angekommen; ich habe ihn kennen gelernt und muß gestehen, daß er auf mich den vortheilhaftesten Eindruck gemacht hat. Er spricht und schreibt vollkommen Englisch und Französisch und besitzt ein gewinnendes Aeußere. Sie wissen, daß es in

Digitized by Google

unserer Stadt der jungen Kaufleute mehr gibt, als Stellen vorhanden sind, und da es nun gewissermaßen meine Pflicht ist, den auf meine Veranlassung angekommenen Commis unterzubringen, so wende ich mich an Sie. Der Arbeit ist glücklicherweise so viel vorhanden, daß Sie meinen Protegé täglich placiren können. Ich bitte Sie darum als Freund und als Arzt — Letzterer befiehlt es sogar, damit Sie sich nicht völlig aufreiben. Für die Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit des jungen Siebold verbürge ich mich. Das ist mein Geschäft. Nun antworten Sie.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Mode.

(Schluß.)

Getreu dem erhaltenen Befehl stellte sich Parmentier um neun Uhr Abends wieder in den Tuilerien ein. Dies Mal führte man ihn indeß nicht in das Arbeits-Cabinet des Königs, sondern nach der andern Seite des Schlosses, wo in den goldenen Staatssälen eine glänzende Gesellschaft versammelt war. Ein Meer von Glanz und Licht strahlte dem armen Apotheker entgegen, als er in die geöffnete Saalthüre eintrat. Geblendet von so ungewohnter Pracht, ganz verwirrt und betäubt mußte er sich an eine der vergoldeten Säulen lehnen, um nicht umzusinken, während der Page, der ihn eingeführt, dem erhaltenen Befehl gemäß zum König eilte, um ihm Parmentiers Ankunft zu melden.

Als der arme, schüchterne Apotheker endlich seine Augen an den Glanz gewöhnt hatte und es wagte, den Blick empor zu heben, sah er vor sich die Gestalt des Königs, der ihn mit lächelnder Gutmüthigkeit betrachtete und mit einem freundlichen Neigen seines Hauptes auf den Strauß deutete, der in seinem Knopfloch stack. Dieser Strauß war von Kartoffelblüthe. Der König nahm lächelnd die Hand Parmentiers und durch den Kreis der staunenden und scheu zurückweichenden Hofleute, der Herzoge und Fürsten, der Marquis und Grafen führte der König den unscheinbaren, unbekannten Apotheker zu der andern Seite des Saales, wo inmitten eines Kreises der ersten und vornehmsten Damen Frankreichs eine hohe stolze Frau stand, alle andern überragend an Schönheit, Anmuth und Majestät. Zu dieser hin führte der König seinen scheuen, zitternden Begleiter. „Madame," sagte der König, laut genug, um von Jedermann verstanden zu werden, „Madame, da bringe ich Ihnen den Mann, dessen menschenfreundliche Gelehrsamkeit ein Mittel erfunden hat, unser armes, geliebtes Volk vor Hunger und Noth zu schützen."

Marie Antoinette, die sonst so stolze und unnahbare Königin, reichte mit einem wundervollen Lächeln Parmentier ihre Hand dar. „Mein Herr," sagte sie, „da ich die Mutter dieses geliebten Volkes bin, für das Sie so menschenfreundlich Sorge tragen wollen, so habe ich wohl ein Recht, Ihnen im Namen meiner Kinder zu danken. Und da eine gute Mutter immer erst die Nahrung prüft, welche man ihren Kindern vorsetzt, so erlauben Sie mir wohl, daß ich das auch erst thue und erst heute Abend beim Souper die Kartoffeln versuche, welche Sie unserm Volke anbieten."

Parmentier, betäubt von so viel Gnade und Herablassung, war keines Wortes der Erwiederung mächtig, und neigte sich nur stumm und verwirrt auf die weiße von Brillanten blitzende Hand nieder, welche die Königin ihm dargereicht. Da hörte er neben sich die freundliche Stimme des Königs, welche zu ihm sagte: „Nun wollen Sie denn nicht einmal Ihr Auge zu dem Antlitz Ihrer Königin emporheben und den Schmuck betrachten, den sie trägt?"

Das war ein Befehl, dem man wohl gehorchen mußte! Parmentier schaute empor, er blickte verwirrt in das edle, schöne Antlitz der Königin, dann stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus, und indem er fast geblendet einen Schritt zurückwich, füllten sich seine Augen mit Thränen der Rührung. Er hatte den Schmuck gesehen, welchen die Königin in ihrem schönen Haar und an ihrem vollen Busen trug, diesen Kranz und dieses Bouquet von Kartoffelblüthe! Der König weidete sich lächelnd an dem gerührten Erstaunen Parmentiers.

„Sind Sie nicht auch der Meinung," sagte er dann, „daß es uns gelingen wird, die Kartoffel auf diese Art bekannt zu machen? Man muß erst die Blüthe pflegen, um die

Digitized by Google

Frucht zu genießen. Bringen wir also erst die Kartoffelblüthe in Mode, um nachher die Kartoffel selber in Mode zu bringen. Nehmen Sie sich in Acht, von heute an werden alle Damen von Ihrer Kartoffelblüthe haben wollen."

Der König hatte richtig prophezeit. Jede Dame des Hofes beeilte sich, den Schmuck zu adoptiren, den die Königin erfunden, und bei dem nächsten Hofball sah man neben den Brillanten und Perlen die Kartoffelblüthe auf den Häuptern und an den Busen der schönen Damen der französischen Aristokratie. Die Kartoffelblüthe ward ein Modeartikel, und bald wollte auch das Volk nicht hinter dem Hofe zurückbleiben. Es wollte seinen Strauß von Kartoffelblüthe so gut haben, wie die Marquise, es wollte auf seinem Tisch die gekochte Kartoffel so gut haben, wie die Königin. Die Mode, diese Tyrannin der ganzen Welt, die Mode hatte dies Mal ihre guten Früchte getragen. Sie gab dem hungernden Frankreich die Kartoffel!

Gemeinnütziges.

(Verfahren, um Fässer aller Art zu reinigen.) Um unreine Butterfässer und andere hölzerne Gefäße sehr leicht zu reinigen, fülle man die Geschirre mit Wasser, welches mit Mehl oder Kleie angerührt ist, und lasse das Wasser so lange darin, bis es in Gährung geräth. Die Gefäße werden dann sauber ausgewaschen, vollkommen rein und verlieren den dumpfigen üblen Geruch, selbst wenn sie bereits schimmelig geworden waren. Das gegohrene Kleienwasser läßt sich als Schweinefutter benutzen.

Lesefrucht.

Ich habe gehabt, ist ein armes Wort,
Ich hätte gern, ist thöricht,
Ich werde haben, ist auch kein Hort,
Ich habe, das klingt gehörig!
Drum, was du hast, das nimm für Viel,
Beim Hoffen und Wünschen da gibts kein Ziel.

Verschiedenes.

(Der Prophet im Schnapsladen.) — „Wißt Ihr denn," sagte neulich ein phantasiereicher Schuhmacher inmitten eines politischen Gesprächs zu mehreren Mittrinkern, „wißt Ihr denn, wohin des noch alles kommen wird? Seht mal, wenn Rothschild erst allens Jeld haben wird, wat jar nich mehr lange dauern kann, so is die Erde sein und der liebe Jott muß sie ihm abkoofen, un wieder neue Könije einzusetzen. Denn die Könije sind alle von Jottes Jnaden, un nich von Rothschilds Jnaden, det werdt Ihr oft jelesen haben. Also muß er ihm die Welt abkoofen. Wahrscheinlich hat aber nu der liebe Jott bei die schlechten Zeiten nich so viel baares Jeld disponibel, un muß daher uf Zinsen schuldig bleiben. Det jeht nu wieder so fort, un läppert sich wieder so ran, wie bei uns in Europa, un ehe dausend Jahre verjehen, is das Haus Rothschild Mitbesitzer des Himmels und sämmtlicher Welten. Ob denn Beide des Jeschäft unter de Firma Rothschild und Comp. fortsetzen werden, weß ich nich, nur so viel weß ich, det der Mond un de Sonne nich mehr umsonst scheinen werden, un det Keener mehr ohne viele Jroschens selig werden kann!"

Ein Aufseher zeigte in einem Antiken-Saale unter mehreren Seltenheiten auch den Degen Bileams, mit dem derselbe einst seine Eselin zu tödten drohte. Eine Dame bemerkte, daß Bileam keinen Degen gehabt, sondern sich nur einen solchen gewünscht hätte. — „Das ist eben der Degen, den er sich gewünscht hat," erwiederte der Aufseher.

(Inspections-Scene.) General (an die Mannschaft Fragen stellend): „Nun, sag' Er mir: Was denkt Er sich denn, wenn Er einmal im Felde so seine Fahne flattern sieht?" — Rekrut: „Daß der Wind geht, Herr General!"

Auflösung des Logogryphs in Nro. 82:
Celle. Zelle.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 84. Donnerstag, den 14. Juli 1864.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

Walburg reichte mit einem schmerzlichen Lächeln dem Arzte die Hand.

— Doctor, sagte er, Sie kann und darf ich nicht abweisen. Ihr Protegé ist von diesem Augenblicke an mein Commis.

— Sie haben ihn ja noch nicht gesehen.

— Dessen bedarf es nicht. Ihre Empfehlung genügt, und damit ist das Geschäft abgemacht, über das Salär werde ich mich mit Siebold einigen.

— Diesen Nachmittag führe ich Ihnen den neuen Commis zu.

— Ich erwarte Sie, Doctor, hier in meinem Cabinete. Haben Sie meine Frau gesehen? fragte Walburg so unbefangen, als es ihm möglich war.

— Ihre Frau und ihren Sohn.

— Nun?

— Beide bedürfen des Arztes nicht. Doris ist eine reizende junge Mutter, und Ihr Karl ist ein Engel. Sie sind zu beneiden, Walburg — aber warum arbeiten Sie, als ob Ihnen das liebe Brod fehlte? Erhalten Sie sich dem Glücke, das Ihnen der Himmel in Gattin und Kind beschieden hat. Aber was ist das? Warum zittern Sie?

— Nichts, nichts! murmelte Walburg, indem er mit der Hand über seine feuchte Stirne fuhr. Ich bin ein wenig erschöpft. Es wird vorübergehen. —

Dann stützte er sein bleiches Haupt auf die Hand und starrte auf das vor ihm liegende Papier.

Der Arzt prüfte ihn mit forschenden Blicken. Er konnte sich nicht verhehlen, daß Walburg sich seit kurzer Zeit merklich verändert hatte. Sein Gesicht war ungewöhnlich bleich und mager geworden und seine Augen schwammen in einem matten Glanze. Aus der so eben stattgehabten Unterredung ließ sich auf eine Geistesstörung nicht schließen, er hatte zusammenhängend und mit jenem Wohlwollen gesprochen, das dem braven Manne eigen war. Geschäftlicher Natur konnten seine Sorgen auch nicht sein, warum zitterte er, als seines ehelichen Glückes Erwähnung geschah?

— Es ist vorüber, Doctor! rief Walburg aufstehend. Ein leichter Schwindel erfaßte mich. Sollte er wiederkehren, so nehme ich Ihre Hilfe in Anspruch. Bringen Sie mir den neuen Commis.

Der Doctor entfernte sich, ohne weiter in Walburg zu dringen. Es lag dies in seiner Absicht, obgleich er sich ernster Befürchtungen nicht erwehren konnte. Walburg besuchte heute die Börse. Um 3 Uhr nahm er, ernst und schweigsam, mit seiner Gattin das Mittagessen ein, und gegen 4 Uhr empfing er den Doctor, der ihm Ludwig Siebold, einen wohlgebildeten jungen Mann von achtundzwanzig Jahren, zuführte. Das Engagement war abgeschlossen, und schon am nächsten Morgen stand der neue Commis an seinem Arbeitspulte. Die ersten Aufträge, deren sich Ludwig entledigte, bewiesen, daß dem Comptoir eine thätige Arbeitskraft gewonnen war.

3.

Gegen Abend des zweiten Tages hielt der Wagen des Doctors Martini in einer engen, schmutzigen Gasse vor einem jener Häuser, die zum Zwecke der Speculation erbaut sind. Solche Häuser enthalten viel Wohnungen,

Digitized by Google

haben wenig frische Luft und riechen nach Armuth.

Der Doctor stieg drei dunkle Treppen hinan, auf deren Stufen sich große Erhabenheiten sichtbar machten, die sich durch den verhärteten Schmutz, den die Passanten dort zurückgelassen, gebildet hatten. Die Füße des vielbeschäftigten und menschenfreundlichen Arztes waren an solche Wege gewöhnt. Auf dem schmalen Vorplatze blieb er erschöpft stehen und sah sich um. In der Tiefe zeigte sich ein Fenster. Er tappte dorthin. Auf dem Fenster, das sich zwischen zwei verpesteten Dachrinnen befand, stand ein mit Erde gefüllter Holzkasten, in dem junge Levkojen und einige Monatsrosen dufteten. Hier zeigte sich das ganze Leben im Kleinen — aber auch das ganze Elend des Lebens. Den frischfarbigen und wohlriechenden Blumen gegenüber erschien ein matter Sonnenstrahl, den der Himmel aus Barmherzigkeit durch die enge Schlucht der hohen Häuser sandte, Staub, Schmutz und jene unbeschreibliche Farbe, die den kleinen Wohnungen des alten Stadttheils eigen ist. Man erkennt die feuchten Wände, das wurmstichige Treppengeländer, die auseinander klaffenden Fensterrahmen und die altersschwachen, einst braun oder roth gewesenen Thüren.

An einer dieser Thüren zog der Doctor den verbogenen Draht einer Klingel. Gleich darauf öffnete ein junges Mädchen die Thür.

— Wohnt hier Jungfer Rosa Beifuß?

— Ja, mein Herr! antwortete das freundliche Mädchen.

— Ich möchte sie sprechen.

Der Doctor trat auf den Vorplatz, der zugleich die Küche bildete. Das junge Mädchen öffnete eine Thür, die zu dem freundlichen Wohnstübchen führte. Niemand hätte einen so reinlichen, netten Raum in dem alten, finstern Gebäude gesucht. Die dicht an einander grenzenden Fenster waren mit weißen Gardinen und einem mannigfaltigen Blumenflor geschmückt. Die wenigen Möbeln glänzten und waren mit Decken belegt. In dem Lehnstuhle am Fenster saß eine alte Frau, reinlich und anständig gekleidet. Das schneeweiße Haupt bedeckte eine saubere Haube, und sauber wie die Kopfbedeckung war das graue Kleid und die weiße Schürze. Diese alte Matrone, die mindestens fünfundsechszig Jahre zählen mußte, war Jungfer Rosa Beifuß, die Bewohnerin des Stübchens. Bei dem Eintreten des Doctors sah sie neugierig über ihre große Hornbrille hinweg und legte eine Näharbeit bei Seite.

Der Arzt nannte seinen Namen.

— Ida, einen Stuhl für den Herrn Doctor! rief die Alte eifrig, die großen Respect vor dem renommirten Arzt hatte. Sie kannte ihn aus den großen Familien, für die sie arbeitete.

Der Doctor saß ihr gegenüber. Ida wollte die Arbeit wieder ergreifen; aber Rosa gab ihr einen Auftrag für die Küche, um sie zu entfernen.

— Ich danke Ihnen, Mademoiselle! sagte freundlich der Arzt. Es ist mir lieb, wenn ich mit Ihnen unter vier Augen reden kann.

— Was führt Sie zu mir, geehrter Herr Doctor?

— Die Absicht, Sie um einen Dienst zu bitten.

— Befehlen Sie, und ich thue, was in meinen Kräften steht.

Das Benehmen Rosa's verrieth Gewandtheit im Umgange und einen für ihren Stand seltenen Takt.

— Ich komme, Mademoiselle, in einer sehr wichtigen und ernsten Angelegenheit. Ehe ich jedoch die Sache selbst berühre, bitte ich Sie um das Versprechen, meinen Besuch als ein Geheimniß zu bewahren — gleichviel ob Sie mir die gewünschte Auskunft ertheilen können oder nicht.

— Ihnen, Herr Doctor, leiste ich jedes Versprechen! antwortete, ohne zu überlegen, die Näherin. Ich bin stolz darauf, daß Sie mich Ihres Vertrauens würdigen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Heirathsversprechen.

Julie hat sich verheirathen wollen und dabei ihre Garderobe verloren; Margot ist gegen Juliens Zukünftigen spröde gewesen und hat dadurch ein Kleid gewonnen. Der Zukünftige endlich hat zu Allem diesem den Vortheil viermonatlicher Kost und Wohnung, freilich hinter Schloß und Riegel, errungen. Lassen wir nun

Digitized by Google

ein Jedes seinen Antheil an dieser Geschichte vor Gericht erzählen.

Julie: Ich bin 21 Jahre alt und als Kammerjungfer in der Rue Mont martre placirt. Durch eine Landsmannin wurde ich mit Herrn Jean bekannt. Dieser frug mich gleich am ersten Tag, ob ich mich nicht verheirathen wolle, ich sei ganz nach seinem Geschmack. Ich gab ihm zur Antwort, ich sei in meiner Stelle so schlecht und enge logirt, daß ich nicht einmal wisse, wohin ich mit meinem Koffer solle, und schon aus diesem Grunde sei ich nicht abgeneigt, mich mit einem guten Jungen zu verheirathen; worauf er erwiederte, da sei ich just an rechten Ort, ich könne gar keine bessere Wahl treffen als ihn, namentlich was den Platz betreffe, sein Zimmer sei nämlich außerordentlich groß, so daß ich, ohne ihn zu belästigen, die zu erfolgtem Aufgebot meinen Koffer hineinstellen könne. Ich gab meine Zustimmung und trug meinen Koffer in Herrn Jean. Darauf schickte ich mich an, nach Hause zu reisen, um meine Papiere zu holen. Ich nahm also einen Platz auf der Eisenbahn, dritter Classe.

Präsident: Ihre Reisebeschreibung können Sie anderswo ergänzen; sagen Sie uns lieber, in welchem Zustand Sie bei Ihrer Rückkehr nach Paris Ihren Koffer gefunden haben.

Julie: Mein Koffer selbst war im besten Zustand von der Welt, man hatte ihm nichts zu Leide gethan.

Präsident: Fehlte denn auch nichts daraus?

Julie: Ei du mein Gott, freilich! Sonst wäre ich ja nicht hier. Es fehlte mir ein prächtiges Kleid, drei Unterröcke und ein rother Crinolinrock, endlich 19 Franken an Geld, die ich ganz unten in einem alten Strumpf verwahrt hatte.

Präsident: War das Kofferschloß erbrochen worden?

Julie: Aber das hatte Herr Jean ja gar nicht nöthig; ich hatte ihm ja den Schlüssel zurückgelassen!

Nun tritt Margot, eine hübsche Blondine, vor die Schranken und sagte aus:

Ich machte die Bekanntschaft des Herrn Jean auf dem Ball. Beim ersten Contretanz fragte er mich, ob wir nicht der Ersparniß halber zusammenziehen wollten. Ich erwiederte, ehe ich auf so Etwas eingehen könnte, müßte ich es erst überlegen. Beim zweiten Contretanz erzählte er mir, er sei Wittwer und besitze noch sämmtliche Effecten seiner seligen Frau. Zugleich versprach er mir ein Kleid. Nun war meine Ueberlegung gemacht, ich nahm seinen Vorschlag an und erhielt das Kleid.

Präsident: Haben Sie in dem Koffer weiße Unterröcke und eine rothe Crinoline gesehen?

Margot: Er ließ mich ja nie in den Koffer hineinsehen, sonst wäre mir die rothe Crinoline sicher nicht entgangen, ich sehne mich schon lange genug darnach!

Präsident: Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig?

Jean: Schuldig? Hören Sie gefälligst erst, in welchem Verhältniß ich mit Fräulein Julie stand. Fragen Sie sie mir meines Geld sie die Reise nach Haus gemacht hat! Mit keinem anderen als dem meinigen! Ich hatte ihr fünf Franken zulegen. Noch mehr: ich hatte ihr 3wöchigen Urlaub für ihre Reise bewilligt; das Fräulein ist aber 14 Tage ausgeblieben; da ich daher danken mußte, sie zieht ihr Versprechen wegen der Heirath zurück, so habe ich inzwischen meine kleinen Forderungen liquidirt.

Präsident: Das heißt für 5 Franken, welche Sie ihr geliehen haben wollen, nahmen Sie Kleidungsstücke dieses Mädchens im abgeschätzten Werthe von 77 Franken, und 19 Franken an baarem Gelde; dies beweist nebenbei, daß Sie das arme Mädchen lediglich hinter's Licht führen wollten und so wenig vor wie nachher daran dachten, sie zu heirathen.

Jean: Nur aus Rücksicht für sie selbst, Herr Präsident, entsage ich der Heirath; während ihrer Abwesenheit sagte mir nämlich ihre Freundin, Julie sei brustleidend, und wenn sie heirathe, sei sie beim ersten Kinde so gut wie verloren.

Bei dieser Erklärung bricht Julie in ein herzliches Gelächter aus, daß alle Besorgnisse des theilnehmenden Auditoriums für ihre Gesundheit vollständig verscheucht werden, worauf Herr Jean die im Eingang erwähnte Belehrung verdientermaßen davon trägt.

Landwirthschaftliches.

(Die Entstehung des Sauerwurms in den Weinbergen.) Nach mehrjährigen Beobachtungen gelang es mir, die Entstehung des Sauerwurms zu entdecken und so dessen Verbreitung zu verhindern. Ich hatte nämlich einen Wingert, in dem ich jedes Jahr bedeutenden Schaden durch den Sauerwurm verlitt. Da der Wingert zwischen zwei Raine lag, die mit Dornen und Gesträuch bewachsen waren, so glaubte ich die Ursache des häufigen Sauerwurms hierin zu finden, doch drängte sich mir die Frage auf: durch was entsteht der Sauerwurm? Den Rebstichler tödtete ich blos, weil ich es von Jugend auf gehört hatte, daß man ihn tödten solle und ohne einen Grund seines Schädlichseins zu wissen. Da ich aber durch die Rebstichler immer sehr viele zusammengerollte Blätter in meinem Wingert hatte und den Rebstichler selbst beim Zusammenrollen der Blätter und dem Dareinlegen der Eier beobachtete, so stellte ich mir die Frage: was entsteht aus den Eiern? Ich wählte daher Rollen, die schon länger gerollt waren, von denen ich erwarten durfte, daß die Eier aufgegangen seien; wie erstaunte ich aber, von einem Käferei einen Wurm zu finden, oder vielmehr ein Würmchen, das aber dieselbe Farbe wie der Sauerwurm hatte, nämlich einen fleischfarbenen Körper mit einem braunen Kopfe. Nach dieser Entdeckung war ich darauf bedacht, das zusammengerollte Laub sorgfältig abzulesen und die Rebstichler zu vertilgen und bezweckte dadurch, daß ich nicht mehr von dem Sauerwurm belästigt ward. Ich gebe zwar zu, daß der Rebstichler nicht immer seine Eier in zusammengerollte Blätter legt, indem er ein zu träges Insect ist, um sich immer ein zuvor abgestochenes und verwelktes Blatt zu seinem Eierlegen zu wählen, vielmehr glaube ich, daß er auch in die lose Rinde der Rebstöcke seine Eier legt, aber immer bleibt das Zusammenrollen der Blätter zum Zwecke seines Eierlegens sein Element, wodurch man ihn leichter vertilgen kann als durch Chloroform. Was nun das betrifft, daß er den Rießling-Trauben schädlicher ist als den anderen, so ist dieses hieraus erklärlich, daß der Sauerwurm nur in der Zeit der Blüthe sich in den blühenden Schein einspinnt, also von dem Geruch der Blüthe angezogen wird; wenn nun ungünstiges Wetter die Blüthezeit verzögert, so hat das ausgeschlüpfte Würmchen mehr Zeit, die blühenden Trauben aufzufinden, daher thut er auch größeren Schaden, und da der blühende Rießling mehr Aroma hat als die anderen, so findet ihn das Würmchen um so leichter, da es nur von dem Aroma angezogen die blühenden Trauben findet.

Freihert von Babo schrieb schon in seinem Handbuch über den Weinbau von dem Heu- oder Sauerwurm, aber er schrieb die Entstehung einem Nachtschmetterling zu; so sehr ich nun die Verdienste des Herrn von Babo um die Landwirthschaft achte, so hat er wahrscheinlich nicht die Gelegenheit gehabt, sich selbst von der Entstehung des Sauerwurms zu überzeugen und sich auf andere Berichte beschränkt. Meine Behauptung kann ich aber jedem Weinbergsbesitzer zur Selbstbeobachtung empfehlen und er wird es bestätigt finden, daß der Sauerwurm aus den Eiern der Rebstichler kommt.

Kindenheim, im Mai 1864.

Joh. Dettweiler.

Räthsel.

Ich bin zwar nur ein winzig Ding,
Doch sind'st du mich bei manchen Sachen,
Bin für den Kaiser selbst nicht zu gering,
Und Alles kannst du aus mir machen.
Beim Hasen trifft du lang mich an,
Ganz kurz nur — bei dem Affen;
Mich hat der Bauer, Graf und Edelmann,
Die Marokkaner und Schlaraffen;
Der Pater und die Klosterfrau,
Und paarweis gar die Bayersau.
Im Kuhstall und beim Maskenball,
Da findest du mich überall;
Und selbst den kämpfenden Polacken
Sitz' ich gar fest in ihrem Nacken.
Wer bin ich nun? Laß es uns gleich erfahren!
Und weißt du's nicht, so nimm dich bei den Haaren.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 85. Samstag, den 16. Juli **1864.**

Lied der Feuerwehr.

„Was sollen die Männer in dunklem Gewand
Mit der Helme hellleuchtendem Blinken?
Wohl tragen das Beil sie als Wehre zur Hand,
Doch seh' ich kein Schwert an der Linken —
Vorbei sind die Kriege, vorüber der Streit —
Wohl ein müßiges Spiel in thatloser Zeit?"

Wohl ziehen wir nimmer hinaus in die Schlacht
Unter blutrothem Kriegessterne:
Die stillen Thaten, die wir vollbracht,
Sie dringen nicht weit in die Ferne.
Doch ob wir zum Kampf nicht, zum blutigen, geh'n,
Wir lernten dem Tode in's Auge zu seh'n!

Wo die Flamme lodert entsetzlich hell,
Der Zerstörung schauriges Zeichen,
Soldaten des Friedens, wir rüsten uns schnell,
Ob Weib und Kind auch erbleichen;
Nicht gilt es hier tödten zu Jammer und Harm,
Zu retten gilt es mit starkem Arm.

Ob der brennende Balken stürzt unter dem Dach,
Ob Rauch uns und Flammen umringen,
Wir brechen uns durch in's bedrohte Gemach,
Der Mutter ihr Kindlein zu bringen;
In der höchsten Gefahr, in der schaurigsten Noth
Wir nahen als Retter vom Flammentod.

Drum wenn ihr euch leget auf nächtlichen Pfühl,
Um im Frieden der Ruhe zu pflegen,
So nennt unser Treiben kein müßiges Spiel,
Erbittet uns Stärke und Segen;
Befehlt euer Haus in des Ewigen Hand,
Der als rettende Engel auch Menschen gesandt.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

Der Arzt reichte Rosa die Hand und begann halb leise:

— Sie haben früher im Dienste des Herrn Simons gestanden?

— Ja. Ich war Kammermädchen der ersten Gattin des braven Herrn.

— Und wie bekannt, besaßen Sie das Vertrauen Ihrer Herrin?

— Bis zu einem gewissen Grade — ja. Madame Simons hatte ihre Eigenheiten — sie war stets kränklich und daher überaus reizbar. Es gab da manches Familiengeheimniß, das ich theils errathen, theils durch Zufall kennen gelernt habe. Ich bin unter traurigen Verhältnissen aus dem Hause geschieden — aber trotzdem habe ich wie das Grab geschwiegen. O, mir ahnt schon, wo hinaus Sie wollen, Herr Doctor. Sie sind der Hausarzt des Herrn Walburg . . .

— Und Walburg ist sehr krank.

Rosa wiegte ihr graues Haupt.

— Auch Madame Walburg? fragte sie.

— Die junge Frau grämt sich über den Zustand ihres Mannes, der ihr wie mir unerklärlich ist. Ich suche nach Mitteln . .

— Und diese Mittel glauben Sie bei mir zu finden?

— Ja. Erzählen Sie mir, was Ihnen aus jener Zeit bekannt ist. Niemand weiß, daß ich mich an Sie wende.

— Ich werde mich kurz fassen, Herr Doctor.

Wir sprechen also von der ersten Ehe Herrn Simons.

— Ganz recht. Anna Boto war die Tochter eines Börsenagenten, der gute Geschäfte und ein anständiges Haus machte. Ich war

Digitized by Google

der jungen, eben nicht schönen Dame als Kammermädchen zugetheilt und bediente sie schon, als Simons ihr den Hof machte. Dieser hatte sein Geschäft mit wenig Mitteln gegründet und suchte und fand in Anna Boto eine vermögende Frau. Ich zog mit in das Haus des Ehegemahls. So glücklich nun der Kaufmann in seinen Unternehmungen war, so unglücklich sollte er in der Ehe werden. Das erste Kind, das Anna ihm schenkte, starb, und die junge Mutter ward krank. Es ist wahr, die kranke Frau peinigte ihren Mann durch eine maßlose Eifersucht, aber mir war es doch vorgekommen, als ob diese Eifersucht gegründet sei. Ich will es jedoch dahingestellt sein lassen. Madame Simons mußte jeden Sommer das Bad Ems besuchen, und ich begleitete sie. Die Abwesenheit seiner Frau mag der lebenslustige Simons wohl benutzt haben. Die Schwiegereltern des Kaufmanns starben, ohne eben viel Vermögen zu hinterlassen. Dafür ward er indeß hinreichend entschädigt. Aus Guadeloupe lief die Nachricht ein, daß ein Onkel der Madame Simons dort gestorben sei und seinen Bruder, den Börsenagenten Boto, zum Universalerben eingesetzt habe. Herr Boto war ebenfalls todt, und die Erbschaftsansprüche gingen auf die Tochter, Madame Simons, über. Es schien, als ob der Himmel das Unglück wieder gut machen wollte, das er durch den Tod des Kindes angerichtet hatte.

Die Erbschaft bestand größtentheils aus Ländereien, Fabriken und Sclaven, und da Herr Simons nicht Lust hatte, diese zu verwalten oder verwalten zu lassen, entschloß er sich, Alles zu Gelde zu machen und die Capitalien in seine Handlung zu stecken. Zu diesem Zwecke unternahm er eine Reise nach Guadeloupe, und der nunmehr verstorbene Advocat S. mußte ihn begleiten. Nach vierzehn Monaten kehrte Herr Simons mit einem eigenen Schiffe zurück, das mit Geld und indischen Waaren beladen war. Um nicht kinderlos zu bleiben, wie er fürchtete, hatte er von seiner Reise nicht nur Geld und Gut, sondern auch einen allerliebsten Knaben von vier Jahren mitgebracht, den er als Sohn adoptiren und erziehen lassen wollte. Dies war der kleine Franz, der jetzige Herr Walburg. Aber die kranke Frau wollte von dem Knaben nichts wissen, es kam zu sehr heftigen Scenen, und man mußte das Kind außer dem Hause verpflegen lassen. Denselben Winter starb die Frau, und ich wage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die Eifersucht ihren Tod beschleunigt hat. Kaum war sie begraben, so kam der kleine Franz, zu dem Herr Simons eine außerordentliche Vorliebe hegte, wieder in das Haus. Man vermuthete Mancherlei, und ich selbst hatte so meine Vermuthungen. Schon nach einem Jahre verheirathete sich der reiche Kaufmann wieder, und zwar mit der jüngeren Schwester seiner ersten Frau, deren Vermögen Herr Simons verwaltete. Die Ehe ließ sich ganz gut an. Als aber Hedwig, so hieß die junge Frau, ihrem Manne eine Tochter geschenkt hatte, die reizende Doris, da entstanden auf's Neue Zwistigkeiten wegen des Knaben. Der Gatte wollte den Herrn spielen und leistete hartnäckig Widerstand; aber die Gattin setzte ihren Kopf auf und ließ kein Mittel unversucht, um zum Ziele zu gelangen. Eine Partei mußte ich ergreifen, und so schlug ich mich auf die Seite der Frau. Meta, die Haushälterin, ein hübsches, aber naseweises Geschöpf, hielt es mit dem Manne und suchte die Entfernung des Knaben zu hintertreiben, der prächtig heranwuchs. Nun bestand Madame auf der Entlassung der Haushälterin; vergebens — der Herr wollte nicht. Wochenlang sahen sich die beiden Gatten nicht, und dann wurde correspondirt. Ich trug die Briefe der Madame, Meta brachte die Briefe des Herrn, der seinerseits wieder darauf bestand, daß ich entlassen würde. Ach, Herr Doctor, so reich die Leute auch waren, so unglücklich lebten sie, und mehr als ein Mal hatte ich meine Sachen schon gepackt, um abzuziehen, aber die gute Frau hielt mich stets zurück, denn sie meinte, sie sei ganz verlassen, wenn ich ginge.

— Eines Tages mußte ich dem Herrn einen Brief überbringen.

— Wie befindet sich meine Frau? fragte er ruhig.

— Sie ist leidend, Herr Simons.

— Thorheit! murmelte er.

— Lieber Herr, bat ich, Sie sollten doch Nachsicht haben.

— Nicht übel. Und daran erinnern Sie mich.

Digitized by Google

— Weil ich Madame liebe.

— Wenn Sie Ihrer Herrin wirklich zugethan sind, so sollten Sie, anstatt die Flamme zu schüren, sie zu löschen suchen. Man weiß schon, wie Sie verfahren.

— Lieber Herr, Meta hat mich bei Ihnen verleumdet; ich habe stets die Dinge zum Besten zu kehren gesucht.

— Warten Sie!

Er las den Brief. Ich sah, daß er gerührt ward.

— Was soll ich Madame antworten? fragte ich.

— Daß ich selbst kommen werde.

Dann schloß er den Brief in den Secretär, während er die andern, die ich gebracht, zerrissen und in den Ofen geworfen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

Das ungeheuerste Aufsehen erregt in ganz Belgien ein vor dem Assisenhofe zu Antwerpen verhandelter Proceß. Der Held oder vielmehr das ausersehene Opfer jenes Processes, Neffe und einziger Erbe eines steinreichen Mannes, ist durch nachgewiesene Ginstüffe seines jesuitischen Erziehers, des Paters Lhoire, zu einem verderbten Subjecte geworden und seit 20 Jahren von einem Gefängnisse in's andere gewandert. Während dieser Frist haben die Jesuiten die 4—6 Millionen starke Erbschaft des Onkels erlangt. Eben sollte nun jener unglückliche Mensch das Gefängniß von Vilvorde verlassen, als er mittelst eines ihm zugeschriebenen, nach dem Ausspruche der Jury gefälschten Drohbriefes auf's Neue auf die Anklagebank gebracht wurde. Zum Jubel des Publikums wurde er freigesprochen, und seitdem beschäftigt sich die ganze Presse des Landes mit dieser cause célebre. Flugschriften und Blätter erscheinen in Fülle über die Angelegenheit, und Sammlungen werden veranstaltet, um dem berechtigten Erben mittelst eines Civilprocesses zur Wiedererlangung seines Gutes zu verhelfen. Die Sache erregt weit mehr Interesse, als die Lösung der Ministerkrisis.

Wir lassen daher nachstehend diesen merkwürdigen Proceß ausführlich folgen.

Benoit François de Buck war 1817 in einer geachteten Familie zu Antwerpen geboren; er verlor beide Eltern schon in seinem 10. Jahre und wurde in das Haus seines Oheims, Wilhelm van Boey, aufgenommen. Der Letztere, ein kinderloser Wittwer von außerordentlichem Reichthum, hegte für alle Glieder seiner Familie wohlwollende Anhänglichkeit; aber höher stand ihm der Jesuitenpater Josephus Lhoire, welcher mit vollendeter Tactik den Alten umstrickte, um in Besitz des großen Vermögens zu gelangen. Sehr zu unrechter Zeit kam dem ehrwürdigen Vater daher der kleine de Buck.

Aber der schlaue Jesuit war weit entfernt, seinem Unmuth den entferntesten Ausdruck zu geben; er bot vielmehr seine Hülfe zur Erziehung des Knaben dem alten van Boey an, der dieses Anerbieten auch sofort acceptirte.

Dieser Knabe, sagte sich Pater Lhoire, ist das erste und größte Hinderniß, daß die Millionen des alten Schwachkopfs van Boey in die Casse meiner Congregation wandern. Ehe dies, machen wir diesen Knaben unschädlich!

Das System des Pater Lhoire war auf das reizbare Temperament des Knaben, das ihm jeden äußeren Zwang unerträglich machte, berechnet; ebenso reizte der Pater die Einbildungskraft des Knaben und brachte ihm Ahnung von Genüssen bei, die seine Phantasie mit glühenden Bildern erfüllen und ihm den Zustand der Abgeschlossenheit und des Zwanges allmälig unerträglich machen mußte. Bis zu seinem vierzehnten Jahre hatte François keinen Umgang mit andern Knaben seines Alters; dafür aber war seine Phantasie bereits so vollständig verdorben, daß Pater Lhoire nur noch sehr geringe Mühe aufzuwenden hatte, um den Jüngling in die Bahn seines spätern unglücklichen Lebens zu drängen. Einzelne jugendliche Ausschreitungen, zu denen der scheinbare Erzieher meist selbst die Veranlassung gab, wußte er in den Augen des bereits altersschwachen Oheims zu schwärzlichen Verbrechen vergrößert, und von jetzt an begann für François ein System der Strenge, gegen das alle Fibern seiner lebhaften Natur sich empörten. Heftige Auf-

tritte zwischen ihm und seinem Oheim, in welchen Patre Lhoire scheinbar den Vermittler abgab, legten den ersten Grund zu einer allmälig immer weiter sich ausdehnenden Entfremdung; — der Oheim sah in seinem Neffen nicht mehr den geliebten Verwandten, der ihm den Abend seines Lebens erheitern sollte, vielmehr einen undankbaren Taugenichts, an dem alle Wohlthaten, die er ihm erwiesen und in noch viel reicherem Maße zugedacht hatte, verloren seien. François andererseits floh die Gesellschaft seines mürrischen, grämlichen Oheims, und zwischen Beiden stand der glatte, fromme Pater Lhoire, dessen anfängliche Versöhnungsversuche unmerkbar einem System der Aufhetzung und Verdächtigung Platz machten.

Das ging nicht mehr länger so fort. François, jetzt 15 Jahre alt, floh; eines Tages aus seinem Gefängnisse, um in der Freiheit sein krankhaft aufgeregtes Gemüth zu erfrischen. In solcher Stimmung gerieth er in die Gesellschaft mehrerer Knaben. Die junge Gesellschaft nahm ihren Weg nach einer vor der Stadt gelegenen Kapelle, in welcher zur Zeit ihrer Ankunft weder ein Küster, noch irgend eine andächtige Seele anwesend war; den Knaben stand Alles, die Sacristei, die Orgel und vor Allem die hinter dem Altar aufgestellten Heiligenbilder zur ungestörten Belustigung offen. Unter diesen Heiligenbildern befand sich eine Madonna mit silberner Himmelskrone. Diese Krone wurde als gute Prise von dem Haupte der Madonna genommen; François selbst nahm zwar keinen Antheil an dem Diebstahle, wagte es indessen nicht, seinen neugewonnenen Freunden entgegenzutreten, und leistete das Versprechen des unverbrüchlichsten Schweigens. Die That wurde bald, ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln der jugendlichen Uebelthäter, ruchbar, und die eigentlichen Diebe ermangelten nicht, den Verdacht der Hauptschuld auf François de Buck zu lenken.

Bei dem alten van Boey erregte die Nachricht von diesem Vorfalle die heftigste Bestürzung; Pater Lhoire verfehlte nicht, diese so viel wie möglich zu steigern und dem Oheim die Ueberzeugung beizubringen, daß nur eine exemplarische Bestrafung des jugendlichen Diebes diesen von der Bahn eines verbrecherischen Lebens bewahren könne. Ungeachtet der Betheuerungen des Knaben, daß er an dem Diebstahl selbst keinen Theil genommen, ungeachtet seiner flehentlichen Bitten, ihn nicht der Schande preiszugeben, sorgte Pater Lhoire selbst dafür, daß der Vorfall den Gerichten zur Aburtheilung übergeben wurde, und der 15jährige François de Buck wurde zu einjähriger Kerkerstrafe verurtheilt. Der erste Schritt, ihn zum Galeerensträfling heranzubilden, war geschehen.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Ein Kapellmeister wollte sich bei seinem Gebieter, der militärische Musik sehr liebte, dadurch empfehlen, daß er zu seiner Oper Janitscharenmusik setzte. Er fragte einen Freund: „Nun, wie gefällt Dir meine Musik?“ „Ich verstehe nichts davon,“ entgegnete dieser; „aber N...., der's versteht, meinte, die Musik wäre wohl gut, wenn nur die große Trommel nicht immer: bumm, bumm, bumm machte.“

Der Herzog Cosmus von Medicis trieb Malerei und Bildhauerkunst. Er verfertigte einen Neptun und ließ ihn auf dem Herrenplatze in Florenz auf eine Fontaine stellen. Eines Tages fragte er den berühmten Michel Angelo, was er von der Statue des Neptun halte. „Ach,“ antwortete der Künstler, „Gott verzeihe Ihnen, gnädiger Herr, daß Sie ein so prächtiges Stück Marmor verdorben haben!“

Folgender Witz circulirt gegenwärtig in Wien über Schleswig und geben wir ihn unsern Lesern als Pröbchen eines ächten Wiener Calembours: „Die Deutschen nehmen von Schleswig blos die Mitte — „swi“ — das andere „Schle—g“ bleibt den Dänen, und weil sie's nicht anders haben wollen, so werden sie „Schle—g“ (Schlag) bekommen, „s'wi“ werden sie nächstens sehen.“

Auflösung des Räthsels in Nro. 84:

Der Buchstabe „a“.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Rastatt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 86. Dienstag den 19. Juli 1864.

Festgedicht,

Seiner Majestät dem vielgeliebten Könige

Ludwig I.

bei

Allerhöchstdessen Ankunft in Edenkoben,

am 15. Juli 1864,

in allertiefster Ehrfurcht dargebracht

von den

Jungfrauen der Stadt Edenkoben.

Ein Jubelruf, nur selten so vernommen,
Schallt heute laut und hoch durch's Pfälzerland,
Der greise Fürst ist wieder angekommen
Aus Algier, von dem fernen Meeresstrand.
Nicht ohne Sorge hörten wir Dein Scheiden
Und flehten innig drum den Himmel an,
Er möge Dich gesund und wohl geleiten
Und schützen auf der Wogen weiten Bahn.

Erhört ward Deines treuen Volkes Flehen,
Und reich gesegnet war Dein Aufenthalt,
Denn während hier des Nordens Stürme wehen,
Zieht dort der Frühling schon durch Feld und Wald,
Entzücket von den Reizen jener Zone,
Und stets gekräftigt durch den Blumen Duft,
Da riefst Du aus: In dieser milden Sonne
Schöpf' ich beständig neue Lebensluft.

Und so ist heute uns die Freud' geworden,
Den theuern Pfalzgraf wieder hier zu seh'n,
Drum schallt der Jubel laut an allen Orten,
An schön bekränzten Häusern Fahnen weh'n.
Und hoch beglückt eilt Alles Ihm entgegen,
Der so viel Schönes, Großes hat vollbracht,
Dem Seines Volkes Wohl am Herz gelegen,
Und auch der Armen hilfreich stets gedacht.

O guter König, möcht' es uns gelingen,
Den Bürgern Deiner treuen Pfälzerlands
Heut unsern Dank voll Ehrfurcht darzubringen
Für das, was Deine Huld gewähret hat.
Das Ludwigsstift, es ist nun bald vollendet,
Und dankend blickt es nach der Ludwigshöh'.
O mögest Du, der es voll Huld gespendet,
Recht glücklich sein in Deiner Pfälzer Näh'.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

— Verzeihung, wenn ich Sie unterbreche, sagte der Arzt, der mit Spannung zugehört hatte. Dieser letzte Brief also rührte Herrn Simons?

— Ja.

— Kennen Sie den Inhalt desselben?

— Nein.

— Ist bei Madame Simons nichts vorgegangen, das Sie zu Vermuthungen berechtigt...

— Ich wüßte nicht, Herr Doctor. Nur dessen erinnere ich mich, daß Hedwig acht Tage sehr niedergeschlagen war und oft still vor sich hin weinte und daß meine Tröstungen vergebens waren.

— Und den Brief schloß Simons in den Secretär?

— Als ob ihm viel daran läge.

— Erinnern Sie sich des Secretärs?

— O, sagte lächelnd Jungfer Beifuß, ich habe ihn oft gesehen. Es war ein schweres Mahagoni-Möbel mit vergoldeten Schlössern und Ringen. Christian sagte immer, es sei ein Meisterstück, denn es enthalte eine Menge Kästen und Fächer, die nicht Jeder sehen, geschweige denn öffnen könne. Auch meinte er, lägen in diesem Secretär die Werthpapiere und Geheimbücher der Handlung.

— Ich bitte, fahren Sie fort.

— Eine Viertelstunde später ging Herr Simons zu seiner Frau. Beide hatten eine lange Unterredung, von der ich kein Wort gehört habe, da ich mich entfernen mußte. Denselben Abend speisten die beiden Gatten wieder an einem Tische und am folgenden Morgen ward Franz, der damals sieben Jahre zählte, nach Hamburg in ein Pensionat gebracht. Somit war nun der eheliche Frieden hergestellt und Doris war der Liebling der glücklichen Eltern. Meta und auch ich blieben im Hause. Es mußte dies wohl eine der Bedingungen des Friedens-Contractes sein. Man sprach nicht mehr von Franz, und Alles ging einige Jahre gut, wenn auch Madame ihre frühere Heiterkeit nicht wieder gewann. Da ward meine gute Herrin plötzlich krank. Ich bleibe dabei, daß ein geheimer Kummer an ihrem Herzen genagt hat. Sie wurden zu Hilfe gerufen, und ich sehe Sie noch, wie Sie mit ernsten Mienen an dem Krankenbette standen. Der arme Mann war tief bekümmert, ich habe auch gehört, wie er geweint und gebetet hat. Eines Abends bat er die Gattin um Verzeihung wegen der Kränkungen, die er ihr zugefügt. Ich stand hinter dem Bettvorhange verborgen und mußte mit ihm weinen.

— Karl, flüsterte sie mit schwacher Stimme, meine letzte Stunde ist nicht fern.

— Hedwig! Hedwig! rief schluchzend der gebeugte Mann. Der Arzt hat die Hoffnung nicht aufgegeben.

— Ich fühle, wie es in mir steht!

— Du wirst genesen, die Krankheit ist langwierig.

— Wie es auch kommen möge, ich fordere ein Versprechen von dir.

— Alles gewähre ich, mein liebes Kind — fordere, fordere!

— Denke an Franz!

— Ich habe dir früher Antwort gegeben, jetzt bekräftige ich es durch einen Schwur.

— Dank, Dank, mein lieber Mann! stammelte gerührt die Kranke.

— Nun beruhige dich, ich handle ganz nach deinem Willen, der mir heilig ist.

Madame Simons schlummerte ein, und der Gatte zog sich auf sein Zimmer zurück, nachdem er mir die größte Sorgfalt empfohlen hatte. Meta, die mich in dem Nachtwachen ablösen wollte, durfte das Gemach nicht betreten, die Kranke wollte die Wirthschafterin nicht sehen. Bei dem versöhnlichen Character, den die gute Frau besaß, begriff ich diese fortgesetzte Abneigung nicht, und sie ist mir bis heute ein Räthsel geblieben.

In derselben Nacht erwachte Madame Simons plötzlich, als ob sie von einer unsichtbaren Hand geweckt würde. Sie fuhr empor und blieb aufrecht sitzen. Ich mußte mich über die Kraft wundern, die sie noch besaß. Sie rief meinen Namen. Als ich neben dem Bette kniete, wie ich es pflegte, wenn ich mit ihr sprach, sprach sie mit unverkennbarer Aengstlichkeit und Hast:

— Rosa, wo ist mein Mann?

— Er befindet sich in seinem Zimmer.

— Gut, recht gut!

— Soll ich ihn rufen?

— Nein, ich habe mit dir zu reden, mit

Digitized by Google

dir allein. Schließe die Thüre, damit man uns nicht belauscht.

Ich schloß die Thüre und kehrte an meinen Platz zurück. Die Kranke sah entsetzlich bleich aus, und das große Auge in dem abgezehrten Gesichte glühte fieberhaft. Ich ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. Draußen auf der Straße rief der Nachtwächter ein Uhr. Ich werde jene traurige Nacht nie vergessen. Doch, mein Herr, unterbrach sich Rosa, indem sie die mageren Hände faltete, ich müßte Ihnen jetzt die Worte einer Sterbenden mittheilen, die ich als Geheimniß zu bewahren gelobt habe, wollte ich nicht eine Lücke in meiner Erzählung lassen.

— Mademoiselle, sagte ernst der Arzt, Sie unterstützen mich in der Erfüllung meiner Berufspflicht, wenn Sie mir die Mittheilungen nicht vorenthalten, die ein verhängnißvolles Dunkel aufzuhellen vermögen. Sie leisten nicht nur mir, Sie leisten der Tochter Ihrer Herrin einen Dienst, den man Ihnen kaum wird vergelten können. Die Veranlassung, daß ich Sie darum bitte, ist die traurigste von der Welt. Das Gelübde, das Sie einer Sterbenden abgelegt, kann Sie nicht hindern, das Glück Lebender zu befördern. Es ist Ihnen Christenpflicht, mir, dem verschwiegenen Arzte, Alles zu eröffnen; Sie haben mein Wort, daß ich von Ihrem Geheimnisse nur den Gebrauch mache, der sich mit meiner Ehre und meiner Pflicht vereinbaren läßt.

— Nun, so will ich dann sprechen: Rosa, flüsterte hastig die Kranke, du hast mein Leiden gesehen, du weißt, wie ich geduldet habe, antworte jetzt, damit ich ruhig sterben kann.

— Was wollen Sie denn wissen, liebe Madame?

— Bekenne offen: ist Franz der Sohn eines Schiffscapitäns, der im Meere umgekommen?

— Ich weiß nichts, Madame.

— Was vermuthest du? Kann ich meinem Manne glauben?

— O, glauben Sie ihm nur!

(Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

Als François das Gefängniß verließ, war sein Lebensglück für immer vergiftet. An den Thüren des Gefängnisses harrte Pater Josephus Lhoire seines Opfers; es war der Jesuit, welcher den Knaben in das Haus seines Oheims zurückführte. — Das Wiedersehen zwischen Beiden war kalt und peinlich, den Oheim hielten die Ermahnungen des Paters, seinem Neffen nicht eine unzeitige Liebe zu zeigen, den Knaben dagegen Scham und das Gefühl der erlittenen Härte zurück, sich gegenseitig ihr Herz zu öffnen. Wieder brachte François Tage und Wochen einsam auf seinem Zimmer zu, von keinem Menschen aufgesucht, von Selbstvorwürfen und Verzweiflung an seiner Zukunft gequält.

Diese düstere Stimmung des jungen Menschen erreichte allmälig einen Grad, der seinem Oheim ernstliche Besorgnisse einflößte; allein statt den einzig möglichen Weg einzuschlagen, der François vom Untergang hätte retten können, ließ der alte van Boey nach dem Rathe seines geistlichen Freundes den Knaben in eine Irrenheilanstalt bringen! Das Entsetzen des jungen Menschen, als ihm dieser Entschluß seines Oheims und seines Erziehers mitgetheilt wurde, ist in einem Briefe, den er lange Jahre nach diesen Vorgängen an seine Verlobte schrieb, ergreifend geschildert. Wir heben nur hervor, daß er in seiner Verzweiflung in das Zimmer seines Oheims stürzte und diesen mit Drohungen überschüttete — Drohungen, die nachmals von dem Alles beobachtenden Pater Lhoire „als ein auf den alten van Boey gerichteter Mordversuch“ dargestellt wurden!

Aus dem Irren-Hospitale zu Froidmont nach sechsmonatlichem Aufenthalte als völlig genesen (!) entlassen, weigerte François sich entschieden, in das Haus seines Oheims zurückzukehren, und auch dieser hatte keine Neigung, „den verzweifelten jungen Menschen“ wieder in seiner Nähe zu sehen. Er wurde mit dem nächsten Schiffe nach der Havannah gesandt, um in dem Hause eines alten Geschäftsfreundes van Boey's als Handlungslehrling einzutreten. Ueber diese Periode seines Lebens geben die Verhandlungen des Processes nur eine sehr dürftige Auskunft; es scheint, daß der Principal an dem düstern und excentrischen jungen Menschen keinen Gefallen fand und ihn nach kurzer Zeit wieder

Digitized by Google

nach Europa zurücksandte. Abermals wurde er in ein Handlungshaus, diesmal zu Braine le Comte im Hennegau, gesandt, wo er ein junges Mädchen, Katharine Manfroid, kennen lernte, die ihm die heftigste Liebe einflößte. Das Mädchen erwiederte dieselbe, und Beide träumten sich bereits in ihr künftiges Glück hinein, als eine folgenschwere Verirrung zum zweiten Male — dies Mal mit vollem Grunde — den jungen François den Gerichten überlieferte. Er hatte etwa 20 Francs zu augenblicklichen Bedürfnissen heimlich aus der Kasse seines Principals genommen; allerdings in der vorgegebenen Absicht, das Entwendete bei der ersten Gelegenheit wieder zu ersetzen. Aber das Gericht sah hierin keinen mildernden Umstand. François wurde als gewöhnlicher Dieb im Rückfalle zu zweijährigem Gefängniß und Stellung unter polizeiliche Aufsicht verurtheilt.

Von jetzt an bildet sein Leben einen Abhang, auf dem er immer tiefer hinabgleiten sollte. Aus dem Gefängnisse von Tournai „auf Wohlverhalten“ entlassen, begab er sich, ohne das Haus seines Oheims aufgesucht zu haben, nach Frankreich, nahm hier unter falschem Namen Dienste in der Fremdenlegion und wurde wegen Straßenraub (der jedoch nicht vollständig erwiesen ist) zu dreijähriger Galeerenstrafe im Hafen von Toulon verurtheilt.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Als radicales, von zwei russischen Aerzten durch eine Reihe von Jahren mit dem glücklichsten Erfolge angewandtes Mittel gegen die Hundswuth bezeichnen die öffentlichen Blätter den innerlichen Gebrauch der Wurzel der Spiræa almaria. Sollte sich die Richtigkeit dieser Angabe bestätigen, so wäre dies eine unschätzbare Wohlthat für die Menschheit, und zwar um so mehr, als die genannte Pflanze sich allenthalben in großer Menge findet. Dieselbe heißt aber nicht, wie ein Blatt dem andern gläubig nachdruckt, Spiræa almaria, sondern Spiræa ulmaria, ulmen- oder rüsterblättrige Spierstaude, leicht kenntlich an ihren unterbrochen gefiederten, unten oft schneeweiß-filzigen, gesägten Blättern und den rispenförmigen weißen Blumenbüscheln. Sie wächst an Gräben und auf feuchten Wiesen und blüht im Juni und Juli.

Verschiedenes.

Ob Alpenstock, ob Regenschirm? Zwischen den Verfassern von Reisehandbüchern ist ein Streit ausgebrochen, welche Waffe der Fußreisende vorziehen solle. Bädeker sagt: „Als Stab diene ein Regenschirm mit starkem Stock und bequemem Griff, kann man's haben, unten mit einer starken Eisenspitze beschlagen. Er leistet als Stab bergauf besseren Dienst als der Alpenstock, auf den man sich mit der flachen Hand nicht stützen kann, und bergab, wenn er nicht zu kurz ist, fast denselben.“ Verlepsch spricht sich dahin aus: „Für Bergparthien ist ein Alpenstock unentbehrlich. Leute, welche zwar vom Gebirge sprechen, aber wohl immer in den Thälern wanderten, verwerfen zwar den Bergstock als eine ziemlich überflüssige Stütze und meinen, jeder gewöhnliche kurze Handstock oder gar ein Regenschirm leiste die gleichen Dienste; man lasse sich von solchen nicht täuschen.“

Lulli kam von ungefähr in eine Kirche, wo während des Gottesdienstes eine seiner Opernarien, welche man mit einem geistlichen Texte parodirt hatte, gesungen ward. Der fromme Florentiner kreuzte und segnete sich, kniete nieder und rief voller Andacht aus: „Verzeihe mir, mein Gott, ich habe dies Stück niemals für Dich gemacht.“

Charade.

Der ersten Beiden Klang gar viel bedeutet,
Die letzten Zwei die Köchin wir bereitet.
Das Ganze Etwas die besagt,
Aus dem man die zwei Ersten macht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbkhler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 87. Donnerstag, den 21. Juli **1864.**

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

— Aber der Brief von einer gewissen Familie — erinnere dich — er kam durch Zufall in meine Hände — sie forderte Geld zur Erziehung ihres Sohnes — sie erinnerte meinen Mann an seine Vaterpflichten — die Verirrung während seiner ersten Ehe — ich habe sie zu spät erfahren — o, mein Gott, ich will das Unglück meines Mannes nicht — er soll nicht wissen, daß ich an gebrochenem Herzen sterbe — in meiner Schatulle liegt der Brief — nimm ihn, daß er nicht entdeckt werde — was geschehen, läßt sich nicht ändern — fort den Brief! — Jetzt trat das Delirium ein, die Kranke sprach unzusammenhängend und sank in die Kissen zurück.

Ich eilte zu der mir wohlbekannten Schatulle und fand den Brief, den ich in meinem Kleide verbarg. Dieser Brief war auf folgende Weise in unsere Hände gerathen: Eine Frau traf Christian auf der Hausflur und verlangte, daß er sie zu Herrn Simons führe. Als ihr gesagt ward, daß der Herr verreist sei, bat sie den Bedienten, er möge den Brief, den sie ihm gab, seinem Herrn einhändigen, sobald er zurückkehre. Christian, ein argloser Mensch, legte den Brief auf den Schreibtisch, wo ihn Madame Simons fand. Die von einer Frauenhand geschriebene Adresse erregte die Eifersucht, und die Eifersucht veranlaßte Madame, den Brief zu sich zu nehmen und zu erbrechen. Halb ohnmächtig sank sie in meine Arme, als sie die Zeilen gelesen hatte. Von da an begann der häusliche Krieg, den ich Ihnen geschildert habe, und der mit der Entfernung des Knaben endigte. So viel Mühe wir uns auch gaben, jene Frau zu ermitteln, wir konnten keine Spur finden. Christian hat an das Papier, das er für einen Bettelbrief gehalten, nicht wiedergedacht. Zu welchem Zwecke übrigens Madame den Brief aufbewahrte, ist mir ein Räthsel geblieben.

— Und wohin ist er gekommen? fragte der Arzt.

— Ich habe ihn als eine Reliquie meiner unglücklichen Herrin heilig gehalten, da sich einige Zeilen von ihrer Hand darunter befinden. Hier ist er.

Rosa stand auf, erschloß ein Kästchen, das sie aus ihrer Commode holte, und überreichte dem Doctor einen beschmutzten Brief. Dieser las ihn, anscheinend ruhig, aber der Inhalt berührte ihn schmerzlich.

— Vertrauen Sie mir den Brief, der Aufschlüsse gewähren kann, für kurze Zeit an, bat er; Sie werden ihn aus meiner Hand zurückerhalten.

Jungfer Belfuß willigte ein und erzählte weiter:

— Die Kranke kam nach einiger Zeit wieder zur Besinnung, und ich mußte ihr feierlich geloben, Alles, was wir gethan und gesprochen, geheim zu halten, was auch geschehen möge; sie wollte nicht, daß ihr Mann vor den Augen der Welt compromittirt werde. Gegen Morgen verlangte sie einen Priester; sie empfing das letzte Sacrament und starb ruhig in den Armen ihres Mannes, der vor Schmerz vergehen wollte. Sie wissen es ja, Sie waren Zeuge jener erschütternden Scene. Die Todte ward mit einem Pompe begraben, wie ihn die Stadt wohl nie gesehen hat. Ungefähr vier Wochen nach dem Begräbniß ließ mich Herr Simons in sein Zimmer

Digitized by Google

kommen. Mit der ihm eigenen Ruhe und Festigkeit bedeutete er mir an, daß Doris einer Erziehungsanstalt übergeben werden solle und daß er meiner Dienste entbehren könne. Dann händigte er mir fünfhundert Thaler ein, und ich zog ab. Das Geld verwandte ich zu meiner häuslichen Einrichtung, suchte und fand Arbeit, und lebe seitdem in stiller Abgeschiedenheit von der Welt. Als ich später hörte, daß Franz Walburg die Tochter seines Principals geheirathet habe, machte ich mir Vorwürfe, geschwiegen zu haben; aber das Versprechen, das ich der Sterbenden gegeben, mag mich entschuldigen.

Der Doctor Martini hatte einige Augenblicke stumm den Brief betrachtet.

— Die Heirath der beiden jungen Leute, die sich leidenschaftlich lieben, hat der verstorbene Simons selbst betrieben! murmelte er vor sich hin. Bei der Ehrlichkeit des Mannes läßt sich kaum annehmen, daß er, um Franz Walburg zu begünstigen, sich eines Verbrechens schuldig gemacht, das seine einzige, rechtmäßige Tochter in's tiefste Elend stürzt. Er hat oft von dem Heirathsproject mit einer Vorliebe gesprochen, die jeden Zweifel verscheuchen muß. Noch auf dem Sterbebette hat er die kaum getrauten Gatten gesegnet und den jungen Mann ermahnt, sich für die ihm bewiesenen Wohlthaten dadurch dankbar zu bezeigen, daß er über Doris Glück wache.

— Seltsam bleibt die Sache immer! meinte Rosa.

— Sie werden also schweigen?

— Nur Sie, Herr Doctor, können mich zum Reden bewegen.

— Sollte Walburg, was kaum anzunehmen ist, sich an Sie wenden. . . .

— Fürchten Sie nichts, Herr Doctor, ich werde zu handeln wissen. Das Glück der Tochter meiner verstorbenen Herrin liegt mir nicht minder am Herzen, als Ihnen. Aber Eins rathe ich Ihnen . . .

— Nun?

— Halten Sie die alte Meta im Auge. Das ist eine boshafte Person. Scheinbar hängt sie mit großer Liebe an Doris; aber ich wette, daß sie noch eine Rache an der todten Madame Simons verübt, von der sie nicht wohl gelitten war. Wenn Herr Walburg, wie ich aus Ihren Worten schließen muß, Verdacht hegt, so hat ihn nur diese Meta angefacht, von der ich einmal Drohungen gegen Madame ausstoßen hörte. Ich möchte selbst behaupten, daß sie dem armen Mann den Brief in die Hände gespielt hat. Vergessen Sie nur nicht, daß Meta die Vertraute des Herrn war, daß sie sich leicht des Briefes bemächtigen konnte, den, wenn er so wichtige Aufschlüsse enthält, Simons vor seinem Tode wohl vernichtet haben würde. Glauben Sie mir, Herr Doctor, fügte Rosa eifrig hinzu, dieses Weib ist zu Allem fähig. Den Christian hatte sie schon damals dergestalt unter dem Pantoffel, daß der gutmüthige Mensch vor ihr zitterte. Bald standen beide hier, bald dort und flüsterten heimlich mit einander — o, ich habe sie oft überrascht. Was Christian wußte, erfuhr Meta, und was Meta wollte, that Christian. Der einfältige Mensch fürchtete den Einfluß der Wirthschafterin, denn sein bequemer Posten war ihm lieb. Achten Sie auf die Meta. Je länger ich darüber denke, je größer wird mein Argwohn gegen diese Person. Nun, sie braucht ja Herrn Walburg nicht mehr, sie besitzt ein hübsches Vermögen und kann ohne den Lohn einer Dienstherrschaft leben. Bedenken Sie nur, lieber Herr, mich hat man fortgeschickt, als Madame die Augen geschlossen, und jene Person, die so oft die Kranke geärgert, dieses Weib ist geblieben. Nun, bei meiner armen Seele, da muß ja ein Blinder sehen, wer im Hause regiert hat.

Rosa Veitfuß, die bisher so sanft gewesen, war plötzlich in große Aufregung gerathen. Sie legte die Hornbrille ab, griff zur Dose und versorgte ihre spitze Nase mit einer duftenden Prise. Der Arzt versicherte, ihre Winke beachten zu wollen, ermahnte noch ein Mal zur Verschwiegenheit und entfernte sich. Ida gab ihm das Geleit bis zur Hausthür.

— Mein Gott, rief Rosa, als sie allein war, habe ich es mir doch gedacht! Auf dem Hause ruht ein Fluch, es soll nun einmal eine glückliche Ehe nicht darin stattfinden. Wehe den armen Menschen, wenn es der verruchten Hand gelingt, den Schleier zu heben, der mitleidig eine schreckliche Vergangenheit bedeckt. Ich wasche meine Hände

in Unschuld und Ein zufrieden, daß man mich damals fortgeschickt hat.

Als Ida eintrat, saß Rosa sinnend in ihrem Lehnstuhle.

Tante, sagte das hübsche Kind von neunzehn Jahren, nun werde ich heute doch nicht fertig mit der Arbeit.

Grämе dich nicht darüber, auf einen Tag kommt es ja nicht an. Ich bedauere, daß du dein junges Leben nicht besser genießen kannst. Es ist ein trauriges Loos, vom Morgen früh bis in die tiefe Nacht am Nähtische zu sitzen. Dein Vater hätte wohl besser für dich sorgen können.

Wie kommen Sie auf diese Gedanken? Ich beklage mich ja nicht . . .

Das ist es eben, was mich schmerzt. Gehe, mein Kind, besorge jetzt die nöthigen Einkäufe, ich werde indeß das Abendessen bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

Pater Lhoire hatte seinen Zögling nicht aus den Augen verloren. In Toulon erhielt derselbe, nachdem er sich längst von seinem Oheim und dem Jesuitenpater vergessen glaubte, von unbekannter Hand (wie sich später herausstellte, war es ein Agent der Jesuiten) unerwartet die Summe von 30 Francs zugestellt, mit der Versicherung, daß sein Oheim sich seiner annehmen werde, wenn er nach beendigter Strafzeit nicht alsbald nach Belgien zurückkehren, sondern im Auslande den Anfang zu einem besseren Leben machen werde. Es muß schon hier bemerkt werden, daß der alte van Boey zu dieser Zeit von dem Aufenthalte seines Neffen nicht das Geringste wußte, und Pater Lhoire aus naheliegenden Gründen es für gut fand, den jungen Menschen als verschollen gelten zu lassen.

Inmittelst wurde van Boey veranlaßt, in Begleitung seines Freundes Lhoire und zwei anderer Jesuiten eine Reise nach Rom zu unternehmen, die ihn, wie aus seinen nachgelassenen Papieren hervorgeht, an Geschenken für den Papst und ähnlichen kleinen Ausgaben die Summe von 200,000 Francs kostete. In Rom wurde auch am 20. Juli 1850 ein Testament errichtet, welches, mit Ausnahme einiger kleinen Legate an die Verwandten van Boeys, worunter François de Buck im Falle seines Wiederauftauchens mit 200 Francs jährlicher Rente bedacht war, das Jesuitencollegium zu Antwerpen zum Universalerben seines in etwa sechs Millionen Francs bestehenden Vermögens einsetzte.

François de Buck erhielt von dem nämlichen Agenten, der ihm die ersten 30 Francs überbracht hatte, anfangs in kurzen Zwischenräumen, dann aber zögernd und erst nach dringenden Bitten, weitere Geldbeiträge zugestellt, mit Hilfe deren er sich seine unglückliche Lage einigermaßen erleichtern konnte. Etwa 6 Monate vor Beendigung seiner Strafzeit wurde er durch einen Brief des Pater Lhoire überrascht, in welchem ihn dieser in salbungsvollen Worten aufforderte, ein vollständiges schriftliches Bekenntniß seiner bisherigen Uebelthaten, ohne Verschweigung der geringsten Einzelheiten und ohne dieselben etwa zu beschönigen, dem würdigen Manne, der ihn seither in seinem Unglück beigestanden, zu übergeben, in welchem Falle dieser ihm die Summe von 400 Francs zustellen werde, um ihn in den Stand zu setzen, im Auslande einen ehrlichen Gewerbszweig zu ergreifen. François ließ sich bereit finden, das verlangte Bekenntniß unter Anleitung jenes „würdigen Mannes“ aufzusetzen; er klagte sich darin rückhaltlos nicht nur der wirklich von ihm verschuldeten Vergehungen, sondern auch mancher Dinge, die er später entschieden in Abrede stellte, an. Die versprochenen 400 Francs wurden ihm hierauf zugestellt, er übergab sie dem Almosenier des Bagno zur Aufbewahrung, um sie nie wieder zu erhalten. Ein Fluchtversuch von den Galeeren, zu dem er sich bald nach diesen Vorgängen hinreißen ließ, schlug fehl und trug ihm eine Verlängerung seiner Strafzeit um drei Jahre ein. Nach Beendigung der Strafzeit wandte sich de Buck nach Deutschland, wo er das Tischlerhandwerk erlernte und nach dem Zeugniß seiner Arbeitgeber sich mehrere Jahre lang eines musterhaften Lebenswandels befleißigte.

In dieser, von seiner unglücklichen Vergangenheit so verschiedenen Lage überkam ihn die Sehnsucht nach seiner Heimath; zugleich tauchte das Bild seiner Jugendgeliebten,

Digitized by Google

Katharine Manfrold, wieder in ihm auf, mit der er sich, im Falle sie noch keinem anderen Manne angehören sollte, zu verheirathen gedachte. Am 20. October 1852 kehrte der jetzt 35jährige de Buck nach Belgien zurück, fand seine Geliebte noch unverheirathet und bereit, ihm anzugehören, zugleich erfuhr er den zwei Jahre früher erfolgten Tod seines Oheims, dessen ganzes ungeheures Vermögen in die Hände der Jesuiten übergegangen war.

Francois ließ nach seiner Rückkunft in seine Heimath es nicht an Versuchen fehlen, wenigstens einen Theil seines von den Jesuiten erschlichenen Erbes zu erhalten; er wandte sich zu dem Zwecke namentlich an den Pater Thoire, der ihm denn auch unbedeutende Unterstützungen, die nicht einmal die im Testament ausgesetzte Summe erreichten, von Zeit zu Zeit zukommen ließ. Am 20. October 1852 soll er, wie der Anklageact sagt, „stürmischer als je den Pater Thoire bedrängt und diesen für den Fall der Weigerung mit dem Tode bedroht haben." Obwohl, wie es im Anklageact ausdrücklich heißt, kein Versuch zur Ausführung dieser Drohung gemacht wurde, fanden doch die Gerichte, da es erwiesen war, daß de Buck einen Dolch und verschiedene Werkzeuge, wie eine Säge, eine Feile, einen englischen Bohrer ꝛc. bei sich trug, ihn auf die Klage des Paters Thoire (wobei dieser das in Toulon von de Buck erschlichene Bekenntniß dem Gerichte mittheilte) des Vagabundirens mit Waffen und verbotenen Instrumenten schuldig und verurtheilten de Buck zu 10jähriger Gefängnißhaft und Stellung unter polizeiliche Aufsicht. — Die Jesuiten waren auf diese Weise von dem unbequemen Menschen einstweilen befreit; allein die 10jährige Haft nahte sich ihrem Ende, und es mußte ein Mittel gefunden werden, den Unglücklichen für alle Zukunft unschädlich zu machen. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Wir haben in „Der elegante Haushalt, dessen Einrichtung und Führung nach den Anforderungen des Reichthums und des guten Geschmacks sowie den Sitten und Gebräuchen der höhern Stände entsprechend. Nebst Winken über Meublement, Einrichtung der Zimmer, über Toilette, Comfort, Domestiken, Equipage, herausgegeben von Baronin Ulrike von Eindhofen. Zweite Auflage. Weimar, Voigt. Preis 45 kr." die Bekanntschaft eines Buches gemacht, welches allerdings mehr für jene Bevorzugten bestimmt ist, denen mit dem Bedürfniß der Eleganz auch die Möglichkeit seiner Befriedigung zu Theil geworden ist. — Aber auch diese können daraus lernen, den Besitz mit Anstand und Geschmack zu genießen, und darum ist dieses kleine Werk, welches in practischen, ja geistvollen Winken und Fingerzeigen die Begriffe von wahrer Elegang und Feinheit in der Lebensweise darlegt, unserer Ansicht nach keineswegs eine unnöthige Sache, vielmehr eine recht dankenswerthe und zeitgemäße Erscheinung. — Entsprechend seinem Inhalte, ist das Buch auch äußerlich mit Zierlichkeit ausgestattet.

Verschiedenes.

Auf dem Bahnhofe zu Thun wurde, wie gewöhnlich, zehn Minuten vor Abgang eines Zuges mit der Stationsglocke geläutet. Gleich darauf kommt ein Oberländer Bäuerlein und läutete ebenfalls wacker; auf die barsche Frage des Stationsvorstehers, warum er dies thue, entgegnete er kaltblütig: He, i hett gern e Zeddel für uf der Iisenbahn z'fahre!

Lehrer. Wie groß ist Mecklenburg-Schwerin? Schüler. Das kann Niemand berechnen. Lehrer. Warum nicht? Schüler. Weil man gar nicht wissen kann, wie viel Ruthen die Herren besitzen, und wie viel davon auf ihre Knechte kommen.

Auflösung der Charade in Nro. 86:
Glockenspeise.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 88. Samstag, den 23. Juli **1864.**

An die Heimath.

Lebe wohl! du Heimatherde,
Dir will ich mein Liebchen weih'n,
Und bis mich einst deckt die Erde
Werd' ich mich an dir erfreu'n.

Golden strahlst du mir entgegen
An des Rheinstroms stolzem Strand,
Von des Himmels reichstem Segen
Hochbeglückt, mein Heimathland!

Auf die Auen sanft gegossen
Ruhst du an der Berge Rand,
Rings von ew'gem Grün umflossen,
Theures, schönes Heimathland!

Paradiesisch üpp'ges Leben
Keimt aus deiner vollen Brust,
Und der Saft von deinen Reben
Ruft hervor der Freude Lust.

Gerne nehm' ich meine Habe,
Wenn mein Blick geruht auf dir,
Greife kühn zum Wanderstabe, —
Denn dein Bild lebt stets in mir.

— Nur noch einmal möcht ich schauen,
Wenn ich steh' am Grabesrand,
An dem Rhein die Pfälzergauen, —
Dann — adel mein Heimathland.

Dürkheim a. d. Haardt. H.

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

Ida setzte ihren leichten Strohhut auf das braune Haupt, warf die einfache Mantille um die runden Schultern, küßte der alten Tante die Wange und hüpfte mit der Behendigkeit der Gazelle die Treppe hinab, die jetzt völlig dunkel war. Von dem nahen Kirchthurm herab erklang die siebente Stunde, als sie in die dämmernde Straße trat. An der nächsten Ecke ward sie von einem jungen Manne gegrüßt, der rasch in die schmale Gasse biegen wollte. Erschreckt blieb sie stehen.

— Guten Abend, Herr Siebold, flüsterte sie.

Ihre Hand zitterte, als Herr Siebold sie ergriff und sie an seine Lippen drückte.

— Sie kommen so früh schon? fragte sie dann.

— Ich muß die Stunde der Freiheit benutzen, um acht Uhr habe ich wieder Dienst.

— Dienst?

— Freuen Sie sich mit mir, Fräulein Ida, ich habe ein vortreffliches Engagement gefunden.

— Nehmen Sie meinen herzlichen Glückwunsch.

— Danke.

— Wo sind Sie angestellt?

— In einem der ersten Comptoirs der Stadt — ist Ihnen die Firma Franz Walburg bekannt?

— Das will ich meinen!

— Walburg ist mein Chef und ich bin sein Commis mit einem Gehalte von achthundert Thalern.

— Achthundert Thaler jährlich? fragte Ida erstaunt.

— Natürlich. Und dazu kommt noch ein Weihnachtsgeschenk von mindestens zwanzig Louisd'or. Herr Walburg ist ein nobler Prinzipal, wie allgemein bekannt.

Herr Siebold hatte sich Ida's Arm bemächtigt und zog sie von der Straßenecke fort, um dem Strome der Vorübergehenden

Digitized by Google

zu entkommen. Sie ließ sich diese Vertraulichkeit gern gefallen, bezeichnete ihm aber den Weg, den sie zu nehmen hatte.

— Morgen ist Sonntag, begann der junge Mann; der Nachmittag und der Abend gehören mir. Darf ich hoffen, daß wir uns um drei Uhr an demselben Orte treffen, wo ich das Glück hatte, Sie zum ersten Male zu sehen?

— Ich glaube, meine Tante wird den schönen Frühlingstag benutzen, und wenn sie ausgeht, wählt sie stets den Garten, in dem Sie uns so freundlich einen Dienst geleistet haben.

Sie gingen weiter.

Ida sah von Zeit zu Zeit zu dem blühenden, kräftigen jungen Manne empor, der einen Jahresgehalt von achthundert Thalern bezog. Das Wort Gehalt wirkt magisch auf eine heirathsfähige Jungfrau, denn in ihm liegt größtentheis die Verwirklichung des heißesten aller Wünsche. Ida, die arme Näherin ohne Vermögen und ohne Aeltern, die seit lange schon von der Mildthätigkeit ihrer alten Tante gelebt, hielt den Commis für einen Krösus. Achthundert Thaler jährlich waren in ihren Augen eine enorme Summe. Ihr war, als ob Herr Siebold nur die Hand auszustrecken brauchte, um die Tochter aus einer wohlhabenden Familie zu erlangen.

— Sie werden also kommen? fragte er schmeichelnd.

— Ach, Herr Siebold, Sie sind jetzt so reich, und ich bin ein armes Mädchen — Ihnen kann wahrhaftig nichts daran liegen — es wäre doch wohl besser, wenn Sie die Absicht aufgäben, bei meiner Tante eingeführt zu sein.

Ida hatte, wie man zu sagen pflegt, auf den Busch geklopft, die so eben gesprochenen Worte waren nicht im Ernste gemeint. Aengstlich harrte sie der Antwort, die einige Augenblicke auf sich warten ließ. Siebold hatte nämlich zur Seite gesehen und bei dieser Gelegenheit die brennende Purpurröthe auf den zarten Wangen des jungen Mädchens bemerkt, trotz der Abenddämmerung. Er hätte diese reizende Wange gleich küssen mögen. Aufgeregt durch sein Glück und die Nähe der Geliebten beschloß er, diese passende Gelegenheit zu einer Erklärung nicht vorübergehen zu lassen.

— Wäre ich reich wie Herr Walburg, ich würde mich nur dann glücklich preisen, wenn ich mit Ihnen den Reichthum theilen dürfte.

— Herr Siebold! stammelte sie freudig bestürzt.

— Ich habe bereits mit meiner Mutter gesprochen; sie freut sich, Sie und Ihre Tante morgen kennen zu lernen. Die Woche ist mir recht lang geworden — wollen Sie nun, da ich so nahe am Ziele bin, mich zurückweisen?

— Nein! flüsterte sie ganz leise. Wenn Sie es wirklich ehrlich mit mir meinen, werden wir kommen.

— Deß' ist Gott mein Zeuge! Ach, Ida, nun hat meine Stellung erst den rechten Werth für mich, nun werde ich mit doppeltem Eifer arbeiten. Aber, könnte auch ich fragen, ist es von Ihrer Seite ernstlich gemeint, wenn Sie mir die Annäherung gestatten? Ida, ich fordere einen Beweis dafür.

— Du lieber Himmel, was kann ich thun? Genügt Ihnen mein Wort nicht?

— Nein. Ich bin der ungläubige Thomas! rief Siebold mit Laune. Sie hatten in dem Garten eine Brosche verloren, und ich war so glücklich, Ihnen den Schmuck, wenn auch zertreten, zurückzubringen.

— Die Brosche ist nicht ächt.

— Desto besser.

— Mir lag nur daran, weil sie ein Geschenk meiner Tante ist — ich kann sie nicht wieder tragen.

— Vortrefflich! Nun dürfen Sie die Annahme dieses Schmuckes noch weniger verweigern. O nehmen Sie, Ida! Er mag uns stets daran erinnern, daß eine Brosche unsere erste Bekanntschaft vermittelt hat. Weisen Sie dieses kleine Zeichen meiner Aufmerksamkeit zurück, so liefern Sie den Beweis nicht, den ich mir vorhin zu fordern erlaubte.

Bei den letzten Worten glitt ein Etui in die zitternde Hand Ida's. Sie sah ihn sprachlos an. Wie oft hatte sie den unächten Schmuck bedauert, den ein harter Fuß ihr zertreten — jetzt besaß sie einen neuen, und wahrscheinlich auch einen ächten. Statt zu danken, drückte sie zärtlich die Hand des großmüthigen Gebers und versprach, der Einladung für morgen zu folgen. Noch eine Viertelstunde ward unter zärtlichen Kosen der Spaziergang fortgesetzt, und wir können ver-

Digitized by Google

sichern, daß die Broche über das Schicksal Beider entschied. Als sie sich trennten, durfte Siebold die Wange, deren Purpurröthe ihn entzückt hatte, küssen. Glücklicher hat wohl nie ein Commis in später Abendstunde sein Comptoir betreten, als Ludwig Siebold. Ida erwirkte denselben Abend noch von der Tante das Versprechen, Sonntags den Lieblingsspaziergang nach dem Garten zu unternehmen und dort bei einer Tasse Kaffee den Nachmittag zu verplaudern. Rosa Beifuß hatte ein weiches Herz und freute sich der Freude, die sie ihrer fleißigen Nichte gewähren konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

„Im Laufe des Monats September 1862," so heißt es im Anklageact, „empfing Hr. Frédéric Bossaert, Provinzial des Jesuitenordens für Belgien, einen aus Vilvorde datirten, von Benoit de Buck unterzeichneten Brief, in welchem dieser sich als „den unglücklichen und beklagenswerthen Neffen des verstorbenen van Boey, welcher das Jesuiten-Colleg zu Antwerpen so reich ausstattete," ankündigt. Er spricht dann von seiner gegenwärtigen Haft, die er den Machinationen des Pater Lhoire zuschreibt, und behauptet, daß der Letztere ihn habe wissen lassen, es sei die Familie van Boey auf Befehl und mit Einwilligung des Provinzialen ihres Erbes beraubt worden, von dem auch der Bischof zu Mecheln einen Theil empfangen habe. Den Pater Lhoire belegt der Verfasser des Briefes mit den gehässigsten Beschuldigungen und fügt hinzu: „Diesem Ungeheuer wird es sehr gleichgiltig sein, daß das Blut seiner Oberen und seiner Collegen fließt, daß der Cardinal ein tragisches Ende nimmt und das Haupt eines Verzweifelten auf dem Schaffote rollt. Deßhalb, ehrwürdiger Herr, und um ein Unglück zu verhüten, wage ich es, Sie im Namen der Menschlichkeit zu bitten, das Erbe meiner Familie oder auch nur einen Theil davon zurückzuerstatten. Ich werde gern auf einen Vergleich, wie es Gebrauch bei den Jesuiten ist, eingehen; aber vergessen Sie nicht, daß ich, ohne alle Mittel gelassen, wieder dem Unglücke anheimfalle, und daß es einen Gott nicht nur für die Geistlichkeit, sondern auch für die übrigen Menschen gibt. Der General Ihres Ordens, welcher über mehr als 400 Millionen verfügt, hat das Vermögen meines Oheims nicht nöthig, und ich werde wie, merken Sie es sich wohl, auf mein rechtmäßiges Erbe verzichten. Mögen die Schuldigen sich zu verbergen suchen, ich werde sie zu finden wissen; denn ich habe nichts mehr zu verlieren. Ich habe Sie gewarnt. Geben Sie mir mein Erbe zurück, und Sie werden nie etwas von mir zu fürchten haben. Vilvorde, 27. Juli 1863. François de Buck."

In diesem Briefe sieht die Anklage eine Bedrohung des Lebens des Provinzialen, des Pater Lhoire und selbst des Erzbischofs; „denn, heißt es in dem Briefe, es ist jenem Ungeheuer gleichgiltig, daß der Cardinal ein tragisches Ende nimmt und dafür das Haupt eines zur Verzweiflung getriebenen Menschen auf dem Schaffote rollt."

„Der Sieur Bossaert," fährt der Anklageact fort, „legte diesem Briefe, welcher um beinahe ein Jahr vordatirt ist, anfangs kein sonderliches Gewicht bei; nachdem er jedoch erfahren, daß der Pater Hessels zu Antwerpen im Laufe des Jahres 1863 einen fast gleichlautenden Brief von de Buck empfangen hatte, und der Angeklagte am 13. October 1863 in Freiheit gesetzt war, entschloß er sich, den Brief der Justiz zu überliefern, um Ereignisse zu verhüten, welche die Vergangenheit de Buck's nur zu sehr befürchten ließen. In dem Instructions-Verfahren leugnete de Buck, der Verfasser jenes Briefes zu sein; aber der Styl, die Schrift, die fehlerhafte Orthographie, die augenscheinliche Aehnlichkeit des Schriftstücks mit andern im Laufe der Untersuchung mit Beschlag belegten Briefen de Buck's, endlich der ganze Inhalt des Briefes, lassen keine Zweifel übrig, daß nur der Angeklagte der Verfasser sein kann. Was den Umstand betrifft, daß der Brief mit dem Datum des 27. Juli 1863 schon im October 1862 abgesandt wurde, so besagt derselbe weiter nichts, als daß de Buck den Brief im Voraus geschrieben hatte, um ihn bei seiner Entlassung aus dem Gefängnisse zu Vilvorde an die Adresse gelangen zu lassen. Vielleicht

Digitized by Google

auch beruht die Vordatirung auf einem bloßen Schreibfehler. Die in dem Briefe ausgesprochenen Drohungen waren während einer fast 10jährigen Gefangenschaft hinreichend überlegt, und sie würden unfehlbar ausgeführt worden sein, wäre nicht der Angeklagte durch seine abermalige Verhaftung hieran verhindert worden."

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

In jetziger Zeit, wo alle technischen Erzeugnisse in möglichster Vollkommenheit verlangt und geboten werden, sind, um nicht zurückzubleiben, einem großen Theile der Gewerbtreibenden geometrische Kenntnisse und Fertigkeit im geometrischen Zeichnen ein nothwendiges Bedürfniß geworden. Höchste Accuratesse, Zeitersparniß und mancherlei Kunstgriffe sind der Gewinn hiervon. Unseres Erachtens wird dieses wirksame Mittel zur gewerblichen Vervollkommnung durch eine uns kürzlich zu Gesicht gekommene Schrift geboten, welche unter dem Titel: die Geometrie und das geometrische Zeichnen in practischer Anwendung auf die Berufsarbeiten der Künstler und Handwerker, vornehmlich der Lithographen, Mechaniker, Maschinenbauer, Bild- und Steinhauer, Maurer, Zimmerleute, Dach- und Schieferdecker, Tischler, Klempner, Kupferschmiede, Schlosser, Gebäudemaler und Anstreicher, Gärtner u. s. w., zum Selbstunterricht herausgegeben von L. Rudolphi — 16 Sgr. — bei Voigt in Weimar erschienen ist. — Das nützliche Büchlein ist übersichtlich und leicht verständlich verfaßt; es gibt das Wissenswürdigste und Nothwendigste aus der Geometrie, verlangt aber dabei durchaus keine gelehrte Vorbildung. Die 132 dazu gehörigen Abbildungen sind exact gearbeitet und erhöhen um Vieles den Werth des Ganzen.

Verschiedenes.

(Das Geschenk des Bettlers.) Die jetzige Zeit hat vor jeder andern ihre Licht- und Schattenseiten. Wir haben unsere großen Verbrecher, wir haben aber auch Tugend in Lumpen. Ein junges Mädchen fand eine reiche Mitgift, weil es lange Zeit hindurch einem Greis Almosen gereicht hatte. Wohlthun trägt früh oder spät immer seine Zinsen. Kürzlich wurde eine Hochzeit in einer abgelegenen Straße Londons gefeiert. Eine zahlreiche Versammlung war zugegen, um der Feier beizuwohnen. Ein Gutsbesitzer heirathete Miß Anna, ein vollkommen schönes Mädchen von achtzehn Jahren, dessen Vater jedoch in Folge unglücklicher Spekulationen sein ganzes Vermögen verloren hatte. In dem Augenblick, als man zur Tafel gehen wollte, tritt ein Mann in's Zimmer, der wie ein Landmann gekleidet ist, man erstaunt über den ungebetenen Gast, und will so eben eine Erklärung von ihm fordern, als er selbst das Räthsel löst. „Hier sind," spricht er, „tausend Pfund in guten Banknoten, welche Miß Anna ihrem Gemahl als Mitgift zubringt. Es ist der Arme von der Paulskirche, der seiner Wohlthäterin das Geld zurückgibt, welches sie ihm einst geliehen hat." Da nun ein Jeder voll Erstaunen den Unbekannten umzog, fuhr dieser fort: „An dem Tage, wo ich zu betteln aufhörte, befand ich mich im Besitze eines ziemlichen Sparhafens, mit dessen Hilfe ich mir ein Stück Feld kaufte, das ich selbst bebaute. Meine Ernten waren vom Himmel gesegnet, aber stets gedachte ich des sanften, züchtigen Mädchens, das mir so regelmäßig beim Kirchenbesuche Wohlthaten zufließen ließ. Ich erfuhr, daß dieses Mädchen sich verheirathete und daß es arm sei, darum erscheine ich nun hier, um mein Hochzeitsgeschenk zu überbringen. Wir dürfen nicht hinzufügen, welchen Eindruck dieser Zug auf die Versammlung hervorbrachte.

Montaigne behauptete, er habe vor Nichts mehr Furcht, als vor der Furcht selbst. Aus Furcht, Furcht zu haben, fürchte er sich; denn sie sei ihm unter allen Gemüthsbewegungen die furchtbarste.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Bühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 89. Dienstag, den 26. Juli **1864.**

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

4.

Der Sonntag, der Tag des Herrn, war gekommen. Eine reine, milde Frühlingssonne schien auf die Erde herab, die im strahlenden Blüthenschmucke ihren Schöpfer feierte. Die Glocken riefen feierlich zur Andacht in die Kirchen. Auch Doris verließ, einfach geschmückt, das Haus, bestieg den Wagen und fuhr zur Kirche. Sie wollte im Gebete Trost für ihr leidendes Herz suchen. Wehmüthig sah sie auf den leeren Platz an ihrer Seite, wo sonst Franz gesessen, — der arme Mann stand heute in seinem Comptoir und arbeitete bei verschlossenen Thüren. Für ihn gab es keine Kirche, keine Gattin, kein Kind mehr. Die unglückliche Frau konnte sich der Thränen nicht erwehren; sie weinte über den nach ihrer Meinung geistig zerrütteten Gatten. Traurig gestimmt durch den Anblick so vieler glücklicher Menschen kehrte sie nach zwei Stunden zurück. Als sie die weite Hausflur betrat, öffnete sich die Thür, die zu den Comptoirs führte, und Franz, bleich wie ein Schatten, trat langsam heraus. Sein matter Blick fiel auf Doris, die, einen Blumenstrauß und das Gebetbuch in der Hand tragend, tief erschüttert stehen geblieben war.

— Doris! hauchte er mit bebenden Lippen.

Sie trat ihm näher und reichte ihm mitleidig die Hand. Ein Thränenstrom rann über ihre bleichen Wangen, sie konnte vor Schmerz über das traurige Geschick ihres geliebten Gatten kaum das Wort „Franz" stammeln.

— Mein Gott! Mein Heiland! rief der Unglückliche.

Er wollte fliehen, aber ein mächtiges Gefühl hielt ihn zurück. Dem Kampfe erliegend, sank er zu ihren Füßen nieder und drückte die Spitzen ihres Shawls an seine bleichen Lippen.

Doris umklammerte seinen Hals und drückte heiße Küsse auf sein braunes Haar.

— Franz, liebst Du mich wieder? fragte sie in rührenden Tönen. Hast Du Dein Herz mir wieder zugewendet? Franz, ich bin ja stets eine treue, liebende Gattin gewesen — Franz, habe Erbarmen mit meiner Seelenpein! Gedenke Deines Kindes . . .

Er hob die Hände zum Himmel empor.

— Reiner Engel, rief er, ich habe Dein Leben vergiftet, ich bin der Verräther Deines Glückes. Verzeihe mir, ich bin unschuldig!

Dann riß er sich los und schwankte wie ein kranker Mensch die Treppe hinan.

— Unbegreiflich! flüsterte die arme Frau. Sein Geist muß krank, recht krank sein.

— Folgen Sie ihm nicht! rief eine Stimme.

Als Doris sich wandte, erblickte sie den Doctor Martini, der Zeuge der Scene gewesen war. Schweigend reichte er der weinenden Frau den Arm und führte sie in ihr Zimmer.

— Meine liebe Freundin, begann er mild, Sie haben Recht, wenn Sie Walburg für krank halten. Aber seine Krankheit ist nicht unheilbar, ich glaube, daß sie bald gehoben sein wird. Helfen Sie seinem Arzte, indem Sie ferner vermeiden, ihn heftig zu erregen und, was ich als eine Hauptsache bezeichne, schonen Sie sich selbst und fügen Sie sich nur kurze Zeit dem Unvermeidlichen, damit Sie nicht erkranken, wenn Ihr Mann genesen ist, und vertrauen Sie Ihrem alten Doctor, der schon Rath schaffen wird. Kehren Sie

Digitized by Google

sich nicht an die Aeußerungen eines verirrten Geistes, wundern Sie sich aber auch nicht über die Mittel, die ich ergreifen werde. Demnach bleiben Sie ruhig in Ihrem Zimmer und denken Sie, Franz sei verreist. Er wird wiederkommen, ich bringe ihn zurück. Dann schließt er Sie und sein Kind in die Arme, und die traurige Vergangenheit wird vergessen sein. Sie wissen, daß ich eine strenge Befolgung meiner Vorschriften fordere.

— Adieu, Doris, ich gehe zu unserem Kranken.

Der Greis ging über den Corridor und trat in ein Vorgemach, wo er den alten Christian antraf. Dieser berichtete, daß Walburg soeben gekommen sei und das Zimmer verschlossen habe. Sein guter Herr, fügte er hinzu, befinde sich in einem traurigen Zustande, denn er sei so angegriffen gewesen, daß er kaum die Schwelle habe überschreiten können. Der Doctor veranlaßte den Diener, draußen auf dem Corridor zu warten, und Jedem, wer auch kommen möge, den Zutritt zu versagen. Kaum befand er sich allein, so klopfte er an die Thür.

— Walburg, öffnen Sie!

Es erfolgte keine Antwort. Der Doctor wiederholte sein Klopfen und sein Rufen — umsonst — in dem Zimmer regte sich kein Laut.

— Ihr Arzt fordert Einlaß! rief der Greis, dem für den armen Kaufherrn zu bangen begann. Wenn Sie nicht öffnen, lasse ich die Thür sprengen!

Jetzt ließen sich rasche und heftige Schritte vernehmen und gleich darauf ward die Thür aufgerissen. Walburg stand an der Schwelle.

— Sie, Doctor, fragte er vorwurfsvoll, wollen meinen Hausfrieden stören?

— Wie es meine Pflicht ist, rief zornig der alte Herr. Noch bin ich Ihr Hausarzt, und wie mir als solchem Pflichten obliegen, habe ich auch Rechte. Ich weiß aus Erfahrung, daß die eingebildeten Kranken die gefährlichsten sind, und Sie, mein Freund, sind ein Kranker dieser gefährlichen Art. Soll ich es ruhig mit ansehen, daß Sie ein ausgemachter Hypochonder werden? O nein, Verehrter, mein Ruf als Arzt ist mir zu lieb, und ehe ich mir diesen untergraben lasse, gebe ich lieber meine Praxis in Ihrem Hause auf. Um Ihnen dieses zu sagen, hätte ich wahrlich die Thür zertrümmern lassen, wenn Sie nicht geöffnet hätten.

Der Arzt war eingetreten und hatte die hohe Flügelthür hinter sich geschlossen.

— So, jetzt sind wir allein. Nun bestimmen Sie, ob ich Ihr Hausarzt bleiben soll oder nicht. Im ersten Falle werde ich ein scharfes Examen mit Ihnen abhalten, im zweiten aber entferne ich mich auf der Stelle, und Sie sehen mich in Ihrem Hause nie wieder.

— Doctor, so sprechen Sie mit mir? fragte Walburg schmerzlich.

— Weil ich muß, weil Sie mich dazu zwingen. Es ist Arznei, bittere Arznei, die ich Ihnen reiche.

— Bleiben Sie mein Freund!

Walburg streckte beide Hände aus.

— Das wird auf Sie ankommen. Beginnen wir das Examen. Wenn ich heilen soll, muß ich den Sitz des Uebels kennen. Mann, wie sehen Sie aus! Und dennoch verbergen Sie mir Ihr Leiden, dennoch behaupten Sie gesund zu sein, und schließen mir die Thüre vor der Nase zu. Element, benimmt sich so ein junger Mann gegen seinen väterlichen Freund? Da verfuhr Ihr seliger Schwiegervater anders: Doctor, sagte er, es möchte nun im Körper oder im Hause nicht richtig sein, Doctor, rathen Sie, was fange ich an? Und so fragte er mich auch, als es sich um Ihre Person handelte. Ohne mich hätten Sie weder die liebenswürdige Doris, noch die schöne Firma erhalten. Ohne den alten Doctor, vor dem Sie die Thüre verschließen, wären Sie in das Waisenhaus gewandert, statt auf die Handelsschule nach Hamburg. Antworten Sie: verdiene ich nun Ihr Vertrauen oder nicht? Bin ich Ihr Freund gewesen oder Ihr Feind?

— Doctor, Doctor! rief Franz erschüttert und warf sich an die Brust des Greises.

Nach einigen Augenblicken riß er sich los, öffnete mit fester Hand den Secretär, holte den Brief aus dem geheimen Fache und reichte ihn dem Greise, indem er sagte:

— Hier ist die Quelle meines Leidens. Prüfen und handeln Sie, aber schonen Sie Doris, die arme, arme Frau.

Walburg lehnte sich mit verschränkten Armen an den Secretär. Der Arzt las still folgende Zeilen:

Digitized by Google

Karl!

Ich vermag es nicht, dir mündlich den schon oft ausgesprochenen Wunsch noch ein Mal an das Herz zu legen, darum ergreife ich die Feder. Willst du das Glück, das uns der Himmel in unserer Doris geschenkt, mir vollständig erhalten, so schaffe den Knaben aus dem Hause, bei dessen Anblick, so oft er mir wird, ich erzittere. Es ist deine Pflicht, für das unschuldige Kind zu sorgen, aber du hast auch Pflichten gegen die Mutter deiner Tochter zu erfüllen, und diese sind, ich behaupte es als deine dir von Gott angetraute Gattin, heiliger, als jene gegen ein leichtsinniges Geschöpf. Laß den Knaben fern von hier erziehen, opfere große Summen, um ihn zu einem tüchtigen Geschäftsmanne zu machen: aber erinnere mich nicht zu lebhaft an deinen Fehltritt. Ich habe das Recht, diese Rücksicht von dir zu fordern. Erfülle meine Bitte, Karl, und du erleichterst mir die Verzeihung, die dir mein Herz längst zugedacht hat. Bleiben diese Zeilen ohne Erfolg, so muß ich annehmen, daß du mich absichtlich kränken willst, und daß dir die Ehre deiner Gattin nichts mehr gilt. Ich fordere keine Worte, keine Versicherungen mehr, wohl aber die That.

Im Juni 18 . . . Hedwig."

(Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

Dies der wesentliche Inhalt des in der Sitzung des Assisenhofs zu Antwerpen vom 13. Mai d. J. verlesenen Anklageacts.

Der Präsident schreitet zunächst zur Vernehmung des Angeklagten:

Frage: Sie wurden im Jahre 1834 wegen eines Kirchendiebstahls verurtheilt?

Antwort: Ja, Herr Präsident, zu einem Jahre Gefängniß; aber das Verbrechen ist nicht von mir begangen worden.

Fr.: 1837 machten Sie einen Mordversuch auf ihren Oheim?

A.: Niemals, Herr Präsident.

Fr.: Sie wurden in Folge dieses Vorgangs in das Hospital zu Froidmont gebracht?

A.: In Folge der Machinationen des Pater Lhoire, der mich als Geisteskranken behandeln ließ.

Fr.: Wohin begaben Sie sich nach Ihrer Entlassung aus dem Hospitale?

A.: Nach Braine le Comte, zu dem Bruder des Pater Lhoire; dann wurde ich nach der Havannah gesandt und kehrte nach etwa einem Jahre zurück, um in Braine le Comte als Handlungsgehilfe einzutreten.

Das Verhör wiederholt nun die bereits oben geschilderten Thatsachen und fährt dann fort:

Fr.: Sie wurden im Jahre 1853 zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt?

A.: Von dem Untergerichte nur zu fünf Jahren; der öffentliche Ankläger hatte nur acht Tage Gefängniß beantragt. Der Appelhof erhöhte die Strafe willkürlich auf zehn Jahre. Man sah die bei mir gefundenen Werkzeuge, mit denen ich ehrlich mein Brod erwerben wollte, als Diebswerkzeuge an; ich wurde eines Mordversuchs auf den Pater Lhoire beschuldigt, obwohl ich nichts gethan hatte, was diese Behauptung rechtfertigen konnte. Ich verlangte nur eine Jahresrente von 800 Francs für ein Vermögen von 4 bis 5 Millionen, um das ich beraubt worden war.

Fr.: Sie wurden bei dieser Gelegenheit verhaftet?

A.: Ja, und zwar durch die Arbeiter des Klosters, welche Pater Lhoire herbeigerufen hatte.

Nach einigen Bemerkungen über den Aufenthalt des Angeklagten im Gefängnisse zu Vilvorde läßt der Präsident demselben den im Anklageact bezeichneten Brief vorlegen.

Frage.: Haben Sie diesen Brief geschrieben?

Antwort: Nein, er ist ein Machwerk der Jesuiten; ich habe ihn nie vor meiner jetzigen Verhaftung gesehen.

Fr.: Sie haben einen andern Brief an den Erzbischof zu Mecheln während Ihres Aufenthaltes im Gefängnisse zu Vilvorde geschrieben?

A.: Ja, der aber niemals an seine Adresse langt ist. Der Almosenier des Gefängnisses trat in meine Zelle, als ich grade an dem Briefe schrieb. Auf seine Frage theilte ich ihm mit, daß ich dem Cardinal meine Lage mittheilen wollte. Er nahm hierauf den noch unbeendigten Brief in seine Hände, las ihn aufmerksam durch und wechselte zwei oder

Digitized by Google

drei Mal während des Lesens die Farbe. Er sagte mir, daß ich in Allem, was ich da geschrieben, Recht habe, nur sei es falsch, daß Pater Lhoire das Geheimniß der Beichte gebrochen; und hierauf strich er die letztere Stelle aus. Er suchte mich auch zu überreden, den Brief nicht abzusenden; denn die Mitglieder der Aufsichts-Commission gehörten alle der clericalen Partei an, sie würden den Brief nicht an seine Adresse gelangen lassen. Als ich schwieg, forderte er den Brief von mir, ich verweigerte dies; allein er nahm ihn mir aus der Hand und ging hinweg. Am andern Morgen wurde nach ihm gefragt, er war abwesend und kehrte erst am Abend zurück.

Fr.: Haben Sie den Verdacht, daß der Almosenier den Brief den Jesuiten überliefert?

A.: Er mag es gethan haben, ohne dabei an etwas Böses zu denken. Wenige Wochen vor meiner Entlassung bemerkte er auf meine Frage nach dem Schicksal des Briefes, daß die Aufsichts-Commission die Absendung desselben untersagt habe.

Der Secretär der Verwaltungs-Commission des Gefängnisses zu Villvorde erklärt, nie etwas von jenem Briefe gehört zu haben.

Dem Angeklagten wird hierauf von dem Präsidenten die Aehnlichkeit der Schriftzüge in dem incriminirten Briefe mit einem von ihm nach dem Dictat des Instructionsrichters geschriebenen zweiten Briefe, sowie das auffallende Zusammentreffen der orthographischen Fehler vorgehalten; der Angeklagte beharrt jedoch auf seiner Behauptung, daß der Brief von den Jesuiten gefälscht sei, in der Absicht, ihn abermals in das Gefängniß zu schicken.

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Die Menschenanzahl, welche nach der mosischen Zeitrechnung schon auf Erden gelebt haben, wird zu 27,000 Billionen angegeben. Dividirt man diese Summe mit 27,874,000,000 (der Anzahl Quadratmeilen Land), so kommen auf eine Quadratmeile 1,354,522,076 und 5 auf einen Quadratfuß. Angenommen nun, daß eine Ruthe in 12 Gräber getheilt werden und jedes Grab 100 Personen enthalten könnte, so müßte die Erde schon hundert Mal wieder aufgegraben worden sein, um ihre Bewohner zu begraben, vorausgesetzt, die Beerdigungen wären gleichmäßig vertheilt gewesen. Hätte man die Leichen auf der Erdoberfläche liegen lassen und wären nicht verwest, so würden sie das ganze Land 100 Fuß hoch bedecken.

Eine Dame von Stande ließ sich in einem Concert hören und sang wie ein Engel. In dem Augenblick, da sie ihre Cadenz endete, erhob sich in der Nähe die Stimme eines Esels. Ein einfältiger Musiker, der ihr auch gern seinen Beifall bezeigen wollte, näherte sich der Dame, und rief voller Verwunderung aus: „Ach, gnädige Frau, was ist doch für ein Unterschied zwischen ihrem schönen Gesange und dem da in der Nähe.“ „Das ist ja curios,“ antwortete sie, „ich hatte die Stimme da in der Nähe für die Ihrige gehalten.“

Das Spiel „Den Großvater zeigen“ wie man es hier nennt, oder „faire voir Paris“ wie die Franzosen sagen, hat in der verflossenen Woche wieder ein Opfer verlangt, was wir zur Warnung hier veröffentlichen. In Agen (Frankreich) nahm nämlich ein dort wohnendes 18jähriges Mädchen den Kopf eines Kindes zwischen die Hände und hob es so in die Höhe, um ihm „den Großvater zu zeigen!“ — Sobald das kleine Wesen auf diese Art nur einige Zoll vom Boden aufgehoben war, ließ sich ein leises Krachen an seinem Halse vernehmen — das Kind war todt!

(Wieder ein Jubiläum.) Die erste deutsche Apotheke hatte im Jahre 1364 die ehemalige freie Reichsstadt Ulm. — Die erste öffentliche Apotheke der Welt errichtete im Jahre 765 der arabische Khalif Almansur zu Bagdad. Es werden demnach nicht nur die Apotheker beider Hemisphären, sondern ganz besonders die deutschen Apotheker am Sylvesterabend des laufenden Jahres bedeutend zu jubiliren haben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 90. Donnerstag, den 28. Juli **1864.**

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

Der Greis verbarg seine Bestürzung, er suchte unbefangen zu scheinen.

— Dieser Brief, sagte er, ist jetzt erst in Ihre Hände gekommen?

— Ich fand ihn dort, als ich nach einem Geheimbuche suchte. Durch Zufall berührte ich die verborgene Feder, die das mir unbekannte Fach öffnete.

— Der Brief ist falsch; man hat eine Intrigue ersonnen, um Ihr Glück zu stören. Wer kann die Aechtheit verbürgen?

— Ich kenne aus andern Documenten die Handschriften meiner Schwiegermutter genau — wollen Sie vergleichen?

Franz wollte von Neuem den Secretär öffnen.

— Unnütz, mein Freund. Die Züge sind allerdings täuschend nachgeahmt, aber . . .

— Auch das Datum trifft zu: im Juli hat man mich nach Hamburg gebracht, Simons hat nicht gezögert, der Forderung seiner Gattin nachzukommen. Wollte ich nun auch die Aechtheit des Briefes bezweifeln und an eine nichtswürdige Intrigue glauben, so drängt sich mir die Frage auf: Wer kennt jenes geheime Fach, und wem kann daran liegen, mein höchstes Lebensglück zu zerstören? Auf diese Frage finde ich keine Antwort, wohl aber muß ich schließen, daß Simons, der den Brief empfangen, ihn aus irgend einem Grunde aufbewahrt hat. Doctor, ich habe gezweifelt, habe lange mit mir selbst gekämpft; jetzt kann ich es nicht mehr. Wenn ich die Liebe des alten Mannes zu mir bedenke, der mir das Handelshaus und das Vermögen erhalten wollte, das Doris zusteht, weil es von der Familie ihrer Mutter kommt . . .

— Halt, mein Freund! rief der Arzt. Da sind wir bei einem wohl zu beachtenden Punkte angekommen. Hängen die Dinge zusammen, wie Ihr Argwohn sie calculirt hat, so würde der vorsichtige Simons wahrlich diesen Brief vernichtet haben, der früher oder später Licht über seinen dunklen Plan verbreiten mußte. Niemand hat den Verstoßenen besser gekannt als ich — und demnach behaupte ich, daß er unfähig war, das Glück seines Sohnes auf eine von der Kirche und dem Staate verdammte Weise zu befördern. Ich gehe noch weiter und behaupte: Ist dieser Brief wirklich ächt, so hat Hedwig ihren braven Mann mit ungegründeter Eifersucht verfolgt. Franz, mißtrauen Sie Ihrem Wohlthäter nicht, Sie begehen eine Sünde an Ihrer liebenswürdigen Gattin und an sich selbst — des unschuldigen Kindes will ich nicht einmal gedenken. Dieser Brief bleibt in meiner Tasche, und bald, verlassen Sie sich darauf, werde ich Ihnen den Beweis liefern, daß Sie ein großer Hypochonder sind.

— Alles, Alles will ich sein, nur nicht . . .

— Genug, Doris mag vor der Hand an Ihre Krankheit glauben; sie soll nie das Gespenst kennen lernen, das seit Wochen die Ruhe ihres Mannes verscheucht hat. Diesen Mittag bin ich Ihr Gast — wir speisen mit Doris und entwerfen den Plan zu der Sommerreise, die jedenfalls stattfinden wird. Franz, seien Sie ein Mann! Adieu, um drei Uhr sehen wir uns wieder.

Der Arzt ging und bestieg seinen Wagen. Hätte Walburg die sorgliche Miene des braven Alten sehen können, er würde sich nicht der Hoffnung mit der Freude eines Bräutigams hingegeben haben, der nach unsäglichen Schwierigkeiten endlich die geliebte Braut

heimführen kann. Zur großen Verwunderung des alten Christian ließ er sein Pferd satteln und machte einen Spazierritt nach dem Landhause, das er in kurzer Entfernung von der Stadt besaß. Er fühlte sich wirklich krank und hoffte Stärkung von der frischen Frühlingsluft. Um drei Uhr erschien der Gast und nahm mit den beiden Gatten das Mittagsmahl ein. Das Glück, das Doris empfand, als der Arzt Arm in Arm mit Walburg in das Zimmer trat, läßt sich nicht beschreiben. Taktvoll bewahrte sie indeß die Zurückhaltung, die der Greis ihr zur Pflicht gemacht hatte, um das leidende Gemüth Walburg's nicht heftig zu erregen. Als der Doctor schied, flüsterte er der jungen Frau zu:

— Lassen Sie ihn gewähren; Sie sehen, daß meine Medicin zu wirken beginnt. Zerstören Sie durch voreilige Zärtlichkeiten meine Cur nicht, die bald vollendet sein wird.

5.

Der Doctor Martini hatte eine unruhige Nacht gehabt, denn die Angelegenheit Walburg's machte ihm schwere Sorgen. Nachdem er reiflich die Verhältnisse erwogen und sie durch Erinnerungen aus seinem Umgange mit Simons ergänzt, konnte er sich des Argwohns nicht erwehren, daß der Verstorbene auf Unkosten der Moral eine kaufmännische Speculation ausgeführt hatte. Das enorme Vermögen war auf Walburg übergegangen, und Doris, die schon früh eine zärtliche Neigung zu dem armen, aber stattlichen und intelligenten jungen Manne gehegt, der als erster Commis in dem Comptoir ihres Vaters arbeitete, sah ihren sehnlichsten Wunsch erfüllt: sie war die Gattin Walburg's, den sie mit Leidenschaft liebte. Der Vater hatte also das Glück seiner Kinder gemacht. So dachte und schloß mit Entsetzen der würdige Arzt. Was konnte er unternehmen, um Walburg's gegründete Zweifel zu zerstreuen, Zweifel, die er mit ihm theilen mußte, und die arme Doris vor schrecklichen Aufklärungen zu bewahren, die bei dem beklagenswerthen Gemüthsleiden ihres Gatten nicht ausbleiben würden? Und welchen Eclat mußte der Jammer der benedeteten Familie in der Stadt hervorbringen? Die traurigen Consequenzen ließen sich kaum ermessen. Die einzige Abhilfe, die beschafft werden konnte, bestand darin, daß Walburg, und wenn auch durch falsche Documente, zu seiner früheren Gemüthsruhe zurückgeführt würde. Es mußte der Mantel der Vergessenheit über die furchtbaren Familienwirren gebreitet werden.

Der Greis hatte mit kummervollem Herzen diesen Entschluß gefaßt, als Ludwig Siebold angemeldet ward.

— Ich habe nicht viel Zeit! rief der eilfertige Arzt dem Eintretenden entgegen. Was bringen Sie?

— Es ist meiner Mutter nicht vergönnt gewesen, antwortete der junge Mann, Ihnen mündlich den Dank für Ihre menschenfreundliche Sorge auszudrücken — sie sendet dem Herrn Doctor diesen Brief.

Der Arzt nahm den Brief und warf einen Blick auf die Adresse. Er rieb sich die Stirne, als ob er sein Gedächtniß reizen wollte, und erbrach dann hastig das Couvert. In sichtlicher Spannung las er einige Augenblicke.

— Emilie Siebold! murmelte er.

Hastig trat er zu seinem Schreibtische und holte ein Papier hervor, dessen Zeilen er mit denen des soeben empfangenen Briefes verglich. Nachdem er beide Papiere aus den zitternden Händen gelegt, trat er dem jungen Manne näher und sah ihn mit forschenden Blicken an.

— Wie alt sind Sie? fragte er.

— Achtundzwanzig Jahre.

— Wo sind Sie geboren?

— B. ist meine Vaterstadt.

— Gut. Gehen Sie in Ihr Comptoir; ich werde Ihre Mutter besuchen. Arbeiten Sie fleißig und machen Sie meiner Empfehlung Ehre.

Der erstaunte Ludwig, der den Arzt nie so gesehen, verbeugte sich und ging. Der Doctor verglich noch einmal die beiden Briefe und legte sie in sein Taschenbuch, das er zu sich steckte. Es schien ihm ein Hoffnungsstrahl aufgegangen zu sein, denn in froher Erregung fragte er sich mit lauter Stimme;

— Greift hier die Vorsehung ein oder der Zufall? Wenn es Zufall ist, gibt es keine Vorsehung. Verklärter Simons, bitte um Segen für die Bemühungen deines Hausarztes und verzeihe ihm, wenn er dich für einen mehr als leichtsinnigen Patron gehalten

Digitized by Google

hat. Alter Sünder, muß ich dich jetzt noch ertappen? (Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

In der Sitzung vom 13. Mai wird das Zeugenverhör begonnen. Wir heben daraus Folgendes hervor:

Frédéric Bossaert, 60 Jahre alt, Jesuiten-Provinzial zu Lüttich, sagt aus: Ich empfing den incriminirten Brief im Juli 1862 und sandte denselben im October des folgenden Jahres an den Untersuchungsrichter ein. Der Brief war frankirt. Ich wußte, daß der Angeklagte im Monat October 1863 aus dem Gefängniß zu Vilvorde entlassen werden würde; und ich würde den Unglücklichen nicht abermals vor die Assisen gebracht haben, wäre mir nicht seine polizeiliche Ueberwachung als völlig unzureichend zur Verhütung der von ihm beabsichtigten Uebelthaten erschienen. Der Pater Hessels empfing ebenfalls einen Brief von dem Angeklagten, der ungefähr dasselbe enthielt, wie der meinige. Ich habe nach Empfang des Briefes die Enveloppe weggeworfen.

Adv. Robert, Vertheidiger des Angeklagten: Wie kommt es, daß Zeuge die Enveloppe des Briefes, der doch in seinen Augen sehr wichtig war, nicht aufbewahrt hat?

Bossaert: Daran ist meine Unerfahrenheit in derartigen Dingen Schuld. (Lärm auf der Tribunen.)

Adv. Janson, zweiter Vertheidiger: Haben Sie den Brief nicht in eine andere Enveloppe gesteckt?

Bossaert: Ja, um ihn nicht beschmutzen zu lassen.

Robert: In dem Instructions-Verfahren erklärte der Zeuge, daß er den Brief dem Gerichte überliefert, weil derselbe einen tiefen Eindruck auf den Pater Lhoire gemacht habe; gleichwohl behauptet der Letztere, den Brief niemals gesehen zu haben.

Bossaert: Ich hatte ihm den Inhalt mündlich mitgetheilt. (O! O! auf den Tribunen.)

Präsident: Woher wußten Sie, daß der Angeklagte grade am 13. October aus dem Gefängnisse zu Vilvorde entlassen werden würde?

Bossaert: Ich kann dies nicht angeben; ich wußte indessen, daß er an diesem Tage das Gefängniß verlassen werde.

Instructionsrichter Demeny erklärt unter Anderm, daß der Angeklagte während der Voruntersuchung gebeten habe, ihm die Auswanderung nach Amerika zu gestatten, um sich den Verfolgungen der Jesuiten zu entziehen.

Paul Hessels, 63 Jahre alt, Jesuit zu Antwerpen: Ich erhielt einen Brief von dem Angeklagten, in welchem er mir Vorwürfe machte, an der Erbschleicherei bei seinem Onkel mich betheiligt zu haben; ich kann indeß nicht sagen, daß der Brief eine Drohung mit dem Tode oder dergleichen enthielt. Er bat mich um Geld und wiederholte seine früheren Angriffe auf den Pater Lhoire. Ich habe den Brief dem Pater Franquepille zu Brüssel überliefert; er war ungefähr von gleichem Inhalte, wie der an den Hrn. Provinzial gerichtete. Ein aus dem Gefängnisse zu Vilvorde entlassener Individuum hatte ihn mir überbracht.

Der Angeklagte: Ich habe niemals an den Zeugen geschrieben. Ich bitte, sämmtliche Entlassene aus der damaligen Periode zu vernehmen; es wird sich zeigen, daß der Zeuge die Unwahrheit redet. Ich konnte ihn schon deßhalb nicht um Geld bitten, weil es den Gefangenen zu Vilvorde nicht erlaubt ist, Geld bei sich zu führen.

Präsident (zum Zeugen): Hat Sie der Almosenier von Vilvorde nicht bedeutet, vor dem Angeklagten auf der Hut zu sein?

Zeuge: Nicht mich, sondern meine Oberen.

Adv. Janson: Der Zeuge hat das Gegentheil vor dem Instructionsrichter erklärt. Kann derselbe über die von dem Angeklagten behauptete Erbschleicherei Auskunft geben?

Hessels: Ich war der Beichtvater des verstorbenen van Boey. Der Advokat Valentyns wurde von diesem zum Universal-Erben ernannt. Hr. van Boey war einige Jahre vor seinem Tode in Begleitung mehrerer Mitglieder unseres Ordens in Rom gewesen. Ich habe ihm in seinem letzten Stündlein

Digitized by Google

beigestanden; kein Glied seiner Familie war zugegen, und schon mehrere Wochen vor seinem Tode hatte ihn das Gesicht verlassen. Hr. Valentyns war meines Wissens bei dem Tode van Boey's nicht zugegen; ich habe ihn auch sonst nicht bei meinen Besuchen angetroffen.

Adv. Robert: Seit der Pater Lhoire und der Zeuge die Beichtiger des verstorbenen van Boey waren, ist die Familie des Letzteren geflissentlich fern gehalten worden.

Adv. Janson: Glaubt der Zeuge, daß ein Priester das Geheimniß der Beichte brechen werde? Antwort: Nein, niemals! Fr.: Auch dann nicht, wenn das Bekenntniß schriftlich gegeben wird? Antw.: Ah, das ist etwas Anderes! Fr.: Wenn das schriftliche Bekenntniß ausdrücklich sagt, daß es unterm Siegel des Geheimnisses gegeben ist, hat dann der Priester nicht die Pflicht zu schweigen? Antw.: Ja, wenn er die Verpflichtung angenommen hat. Fr.: Also ein Contract gehört dazu? Sehr gut — ich wollte durch die Frage den Herren Geschworenen ein Bild von der Moralität des Zeugen geben!

Der Zeuge Pater Lhoire wird eingeführt. Auf den Tribunen entsteht bei seinem Eintritte eine langdauernde Bewegung; der Präsident beschließt, die Vernehmung dieses Zeugen auf die folgende Sitzung zu verschieben.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Mittel gegen aufgebrochene Frostbeulen.) Feingeschabte Kreide wird mit gewöhnlichem Thran zu einer steifen Salbe gemacht, diese gelind erwärmt und mit derselben ein Stück Leinwand, etwas größer als das Geschwür, bestrichen und aufgelegt. Dieses Pflaster wird so oft erneuert, als ein vermehrtes Gefühl von Wärme anzeigt, daß es trocken geworden; nachher wechselt man nur Morgens und Abends. Das Pflaster pflegt den Schaden in 5 bis 6 Tagen zu heilen.

Sprüche des Confucius.

Wohin sich nur die Mücke setzt,
Da läßt sie Schmutz zurück;
Das reine Weiß ist gleich verletzt,
Und hin der Unschuld Glück.

Wohin Dich nur die Wespe sticht,
Da schwillt es schmerzlich an;

Und wo Verleumdung Netze flicht,
Da ist's um dich gethan.

Verschiedenes.

Am letzten Montage gegen Abend ward auf einem der Pariser Boulevards das Mitleid des Publikums durch eine arme Mutter rege gemacht, welche die größte Zärtlichkeit für ihre Kinder zeigte. Sie hatte deren zwei, das andere hielt sie im Arme. Ihre bescheidene Haltung, ihr flehender Ton und der Anblick der beiden unschuldigen Würmer hatten schon Viele zu kleinen Gaben bestimmt, als ein Stadtsergeant auf sie zutrat und sie ins Gebet nahm. Voll mütterlichen Instincts preßte die arme Frau das kleine Kind in ihren Armen fester an ihre Brust, um den Sergeanten zu rühren. Diesem aber kam es auffällig vor, daß das Kind sich so still verhielt, und er nahm die Frau mit zur Wache. Dort entdeckte man nun, daß das arme kleine Würmchen nichts weiter war, als eine Puppe, der man eine Crinoline angezogen und ein Häubchen aufgesetzt hatte. Die ganze nette Familie ward ins Arbeitshaus spedirt.

Pflanzen-Räthsel.

Viele schlanke Säulen ragen
Aus der Ersten hohen Hallen;
Den, der diese aufgeschlagen,
Meine beiden Letzten sagen.

In die Erste mußt du wallen,
Willst das Ganze du erfragen;
Trink's im Weine, und vor allen
Wird dir dieser Trank gefallen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 91. Samstag, den 30. Juli **1864.**

Eine Geisterstimme.

Zu Mount-Vernon im Haine, im Schattengrün versteckt,
Von prunklos schlichtem Scheine im Grabe überdeckt,
Lag still der größte Todte, des Landes bester Sohn,
Der Freiheit Frühlingsbote, der tapfre Washington.

Wohl ruht er lange stille in wohlverdientem Schlaf,
Da nur von Friedensfülle sein Ohr die Kunde traf,
Da über seinem Haupte die Freiheit auf sich schwang,
Da Niemand mehr sie raubte, die muthig er errang.

Doch jetzt die müden Brauen bewegten plötzlich sich,
Wie wenn durch stille Auen ein frischer Windzug strich,
Langsam hebt er die Lider und schaut voll Sorg' hinauf —
„Was tönt zu mir hernieder? Was weckte jetzt mich auf?

„Das ist ja Schwerterklirren, das klingt wie Kampfgeschrei,
Das sauft wie Kugelschwirren ob meinem Grab vorbei."
Da greift er nach dem Schwerte, das rostig bei ihm lag,
Und steigt hinauf zur Erde aus seinem Sorkophag.

Frei steht der Held, der graue, und forscht weit über's Land,
Ob er den Feind erschaue, der wider ihn erstand.
Die weiten Landesgrenzen steht nirgend er bedroht,
Und doch die Banner glänzen und gierig mäht der Tod.

Und doch die Schwerter klirren, es klingt das Schlachtgeschrei;
Er hört die Kugeln schwirren an seinem Haupt vorbei.
Mit der Verzweiflung Muthe zeigt eine rohe Schaar
Nach eignem Bruderblute, bringt's ihrem Wahne dar.

Da drängt sich eine Thräne aus seinen Wimpern schwer,
Des Arms erschlaffte Sehne, das Schwert hält sie nicht mehr.
Das Werk sieht er zertrümmert, das noch im Tod sein Glück,
An ihrem Sarge zimmert die große Republik.

„O haltet ein mit Morden! Vergießt kein Bruderblut
Ihr Kämpfer aus dem Norden, ihr aus des Südens Glut!
Ob ihr im Bruderkriege noch länger euch verheert,
Durch die verruchten Siege wird das Panier entehrt.

„Ihr Kämpfer aus dem Süden, die ihr das Band gesprengt,
Was nützt euch euer Wüthen und ob ihr sengt und brennt?
Ihr habt auf Menschenrechte der Willkür Fuß gestemmt:
Gott wollte keine Knechte! — Sein Wort wird nicht gehemmt.

„Und ob ihr jetzt noch fechtet auch in verfluchtem Wahn,
Ihr werdet doch geächtet den Sündenlohn empfahn;
Wie unter reifen Halmen des Schnitters Sense mäht,
Wird noch der Herr zermalmen die Saat, die ihr gesät.

„Und ihr, die aus dem Norden herzogen in den Streit,
Was kämpfen eure Horden? Ihr Schwert ist nicht gefeit.
Die keusche Bürgertugend ist eurer Brust entflohn,
Entnervt ist eure Jugend, der Mammon auf dem Thron.

„Bei euch sind Ehrenstellen wie eure Dirnen feil,
Vergessen alle Quellen, die sonst des Staates Heil.
Geht — Keinen seh' ich siegen im unheilvollen Streit,
Doch Beide unterliegen — eu'r Schwert ist nicht gefeit.

Digitized by Google

„Und wollt ihr es zerreißen im Kampfe ungedämpft
Das Band, das einst mit Eisen die Väter euch erkämpft,
Dann geht zu jenem Male, das ihr für mich erhöht,
Wo auf dem Capitale mein ehern Bildniß steht.

„Das nehmt und tragt's zum Grabe, das mein Gebein bedeckt,
Damit es Ruhe habe und es kein Blut befleckt;
Und stellt auf jene Säule die Zwietracht häßlich wild,
Die euch als Todeseule entrollt der Zukunft Bild.

„Wenn ihr das Werk der Väter verlästert und zerstört,
Wenn ihr das Sternenbanner, das schimmernde, entehrt,
Dann ist am Glockenthurme der Zeit die Stunde nah,
Wo unter wildem Sturme hinsinkt Amerika!"

Der Hausarzt.

(Fortsetzung.)

Der Doctor bestieg lächelnd seinen Wagen und ließ sich nach der Wohnung der Madame Siebold fahren. Die Wittwe empfing ihren Arzt mit ungeheuchelter Freude. Jetzt, da die Krankheit ihrem Gesichte den Stempel nicht mehr aufdrückte, ließ sich erkennen, daß die alte Dame vor Zeiten einmal sehr schön gewesen war; sie besaß feine Manieren, sprach gut und zeigte bei passenden Gelegenheiten ihre wohlerhaltenen weißen Zähne. Das ergraute Haar trug sie in zierlichen Löckchen unter einer sammtenen Haube mit gelben Bändern. Ihre Hand, wenn auch mit einigen Runzeln bedeckt, fesselte die Aufmerksamkeit durch Weiße und Zierlichkeit.

Der Arzt, der neben ihr auf dem Kanapee Platz genommen, kam ihren Dankesergießungen dadurch zuvor, daß er den Brief, den er von Rosa Beifuß erhalten, aus dem Taschenbuch nahm und ihn mit der Frage überreichte:

— Ist das Ihre Unterschrift, Madame?

Frau Siebold hatte noch gute Augen; sie las ohne Brille die Zeilen und rief überrascht aus:

— Du lieber Himmel, das war eine schreckliche Zeit.

— Ist das Ihre Unterschrift? wiederholte der Arzt.

— Ich will es nicht leugnen, Herr Doctor. Mein Ludwig ist . . .

Sie verhüllte ihr Gesicht mit dem Tuche und begann zu weinen. Es blieb unentschieden, ob sie vor Zorn oder Rührung Thränen vergoß. Als sie den Tribut gezollt, den die Erinnerung gebieterisch gefordert, legte sie ein offenes Geständniß ab und schloß mit den Worten:

— Simons hat es verschmäht, diesen Brief zu beantworten, obgleich er eine treue Schilderung meiner Lage enthält. Nun, ich verzeihe ihm, da sein Schwiegersohn die Hartherzigkeit wieder ausgleicht.

— Nennen Sie den Verstorbenen nicht hartherzig.

— Kann ich anders? Dadurch, daß er seine Hand von mir und seinem Sohne abzog, war ich gezwungen, den Schiffskapitän Siebold zu heirathen, der mich mit seinen Bewerbungen verfolgte. Aus Verzweiflung reichte ich dem Manne die Hand und ging mit ihm nach New-York, um nur der Stadt zu entkommen, in welcher der Hartherzige lebte, der sich zum zweiten Male verheirathet hatte, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen.

— Erlauben Sie mir, daß ich meinen Freund rechtfertige. Simons hat diesen Brief nicht erhalten, er ist seiner argwöhnenden Gattin in die Hände gerathen, und diese hat ihn verborgen. Er hätte wahrlich seine Emilie nicht verlassen, wenn . . .

— Dahinter steckt ein Verrath; diese Meta, der ich den Brief zur Besorgung übergeben, hat eine Bosheit verübt. Wahrlich, ich habe später, als ich den übereilten Schritt gethan, oft daran gedacht! rief Emilie Siebold.

— Ist Ihr Sohn stets bei Ihnen gewesen?

— Ja, Herr Doctor. Ich nahm ihn mit mir nach New-York und ließ ihn dort zum Kaufmann heranbilden. Als später mein Mann mit seinem Schiffe verunglückte, erhielt ich eine kleine Wittwenpension. Diese ist das einzige Gute, das mir von meinem Manne geworden. Die Sehnsucht trieb mich nach Europa zurück — das Uebrige wissen Sie.

— Verzeihung, Madame — ist Ludwig Ihr einziges Kind?

— Ja.

Der Doctor wußte genug. Er verließ seinen Platz. Emilie bat um Verschwiegenheit, damit die Stellung ihres Sohnes nicht

Digitized by Google

gefährdet werde, der keine Ahnung davon habe, daß Madame Walburg seine Stiefschwester sei. Martini gab seinem Kutscher Befehl, nach dem Hause Walburgs zu fahren.

Das Kind, das Madame Simons im Hause nicht dulden wollte, war Franz nicht, so viel stand fest. Wer aber war nun Franz? Hatte Simons ihn wirklich von der Reise mitgebracht? Vielleicht konnte Meta Auskunft geben?

Martini, der das ganze Haus des Kaufmanns kannte, suchte die Zimmer der Domestiken auf, die sich in dem freundlichen Souterrain befanden. Das Stübchen Meta's wußte er genau, hatte er die Alte doch erst im verflossenen Winter, als sie krank lag, täglich besucht. Er betrat eine Art Vorgemach, das sein Licht durch ein Fenster in der Thür erhielt. Das Fenster war nur angelehnt, und darum ließen sich die Worte Meta's verstehen, die mit einer zweiten Person in Wortwechsel gerathen zu sein schien. Der Doctor lauschte durch das Fenster. Die Haushälterin stand mit geballten Fäusten vor dem langen Christian und zischte wie eine Schlange die Worte:

— Unglücklicher, verräthst du eine Silbe, so leugne ich die ganze Geschichte!

— Siehst du denn nicht, daß Franz krank ist? fragte der Bediente in weinerlichem Tone.

— Ich sehe Alles?

— Meta, aber du kennst den Grund der Krankheit nicht.

— Kennst du ihn etwa?

— Weil ich ihn kenne, muß ich sprechen.

— Das begreife ich nicht. Du hast, wie ich, Herrn Simons auf dem Sterbebette feierlich das Versprechen gegeben, das Geheimniß mit in das Grab zu nehmen. Nur unter dieser Bedingung hat er unsern Franz zu Dem gemacht, was er ist. Glaubst du, der reiche Walburg, der erste Kaufmann und Schiffsrheder der Stadt, wird dich, seinen Bedienten, als Vater anerkennen? Genügt es dir nicht, im Stillen deine Freude zu haben?

— Meta, du bist so aufgeregt — höre mich doch nur an.

— Ich will nichts wissen, und nun schweige! Dein Bekenntniß wird die Krankheit nicht vertreiben, es wird sie noch ärger machen.

— Element! rief Christian weinend, jetzt laß mich auch einmal zu Worte kommen. Ich habe gestern Morgen, weil mich die Angst fast tödtete, das Gespräch zwischen Franz und dem Doctor belauscht.

— So! Und was hast du denn aus diesem Gespräche erfahren?

— Daß Franz sich einbildet, er sei der Sohn des verstorbenen Herrn Simons. Ja, sieh mich nur an, es ist so! Ich habe deutlich jedes Wort des Gespräches verstanden, das Franz mit dem Doctor geführt. Aber hier kann kein Doctor, hier müssen wir helfen, und das bald.

(Schluß folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

Die Sitzung vom 14. Mai beginnt mit der Vernehmung des Zeugen Pater Lhoire, 71 Jahre alt, zum Jesuiten-Colleg zu Antwerpen gehörig.

Frage: Haben Sie Kenntniß von einem durch den Angeklagten an den Provinzial Ihres Ordens gerichteten Drohbrief?

Antwort: Ein Polizei-Commissär zu Mons theilte mir die Thatsache mit. Der Provinzial hatte mich bereits drei Monate früher davon unterrichtet.

Fr.: Haben Sie den Brief gelesen?

Antw.: Ja, der Hr. Provinzial gab mir ihn zum Lesen.

Fr.: Sie kennen den Angeklagten seit langer Zeit?

Antw.: Von Kindesbeinen an. Ich habe ihn auch nach seiner ersten Verurtheilung gekannt, da ich der Freund seines Oheims de Boey war, der mir ihn dringend empfohlen hatte. Durch meine Vermittlung wurde er nach Braine le Comte gesandt, um die Handlung zu erlernen. Dort hat er sich übel aufgeführt und wurde später nach Tournay gesandt, um hier abermals wegen Diebstahls verurtheilt zu werden. Ich habe dem Bestohlenen im Auftrage des alten van Boey sein Geld zurückerstattet. Später ist er wegen Straßenraubes zu drei Jahren Galeeren verurtheilt; er bat mich während dieser Haft brieflich oft um Geld.

Digitized by Google

Angekl.: Das ist nicht wahr, ich habe von Toulon außer einem Brief — dem Bekenntniß — nie an den Zeugen geschrieben; er möge die Briefe vorzeigen.

Zeuge: Ich besitze die Briefe nicht mehr.

Fr.: Wissen Sie etwas von einem Mordversuch, den der Angeklagte auf seinen Oheim gemacht haben soll?

Antw.: Jawohl, ich habe die Pistolenkugel selbst in der Thür gefunden. — Angekl.: Das ist unwahr!

Präs.: Unterbrechen Sie nicht! (Zum Zeugen): De Buck wurde in Folge dessen in die Irrenanstalt zu Froidmont gebracht?

Antw.: Ich glaube wohl, kann mich dessen aber nicht mehr genau erinnern.

Fr.: Nach seiner Entlassung von den Galeeren hat der Angeklagte Sie aufgesucht?

Antw.: Zu wiederholten Malen, um Geld von mir zu fordern.

Fr.: Machte er Ihnen Vorwürfe, daß Sie ihn um das Erbe seines Oheims betrogen hätten?

Antw.: Ja, in der heftigsten Weise. Als er zum letzten Mal bei mir war, traf er mich in der Kapelle und zog ein Pistol aus der Tasche, um mich mit dem Tode zu bedrohen.

Fr.: Sagte er bei dieser Gelegenheit etwas?

Antw.: Allerdings, er verlangte das Vermögen seines Oheims von mir; ich antwortete, daß ich darüber nicht zu verfügen hätte.

Fr.: Darauf zog er das Pistol aus der Tasche?

Antw.: Ja, aber ich entriß ihm die Waffe, worauf er entfloh. Ich überlieferte das Pistol der Polizei; bei meiner Rückkehr stand de Buck wieder an der Thür, und ich brachte mich natürlich in Sicherheit. (Gelächter.) Später ist ermittelt worden, daß er einen Dolch bei sich trug.

Fr.: Hat der Angeklagte von Vilvorde aus an Sie geschrieben?

Antw.: Ich habe keinen Brief von ihm erhalten, wohl aber zwei gelesen, die er dort geschrieben hatte; der eine war in drohendem, der andere in bittendem Tone geschrieben.

Fr.: Sie haben im Instructionsverfahren erklärt, von dem Angeklagten mehrere Briefe aus Vilvorde empfangen zu haben.

Antw.: Das muß ein Mißverständniß sein; wahrscheinlich handelte es sich um frühere Briefe. (Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Vasen und andere Gegenstände aus Alabaster zu reinigen.) Man beseitigt zuerst die Fettflecken, wenn solche vorhanden sind, mittels Terpentinöls; hierauf taucht man die Gegenstände in Wasser ein, worin man sie ziemlich lange liegen läßt, damit die Unreinlichkeiten sich auflösen. Nach dem Herausnehmen reibt man sie mit einem recht trockenen Pinsel, läßt sie trocknen und fährt mit gepulvertem Gyps darüber. Auf diese Weise wird der Gegenstand ganz rein, als ob er aus der Hand des Bildhauers käme.

Akrostichon.

Aus deinen Äuglein, blau und mild,
Man blickt der Unschuld schönstes Bild;
An deinem Mund, den Röslein gleich,
Lacht treuer Liebe Königreich;
In deinem Herzen sprudelnd springt
Ein Quell, der in die Seele dringt!

K.

Verschiedenes.

Auf dem Lande wurde ein Knabe gefragt: „Was sind die Engel?“ Er wußte nicht zu antworten. — Ein neben ihm sitzender Schulkamerad flüsterte ihm ins Ohr: „Die Engel sind pure Geister.“ Der Gefragte, welcher ihn nicht richtig verstanden hatte, gab nun den Bescheid: „Die Engel sind Burgermeister.“

In einer Reitschule saß ein junger Fant so schlecht zu Pferde, daß der Stallmeister ihm zurief: „Steigen Sie doch einmal vom Pferde und schauen Sie sich an, wie elend Sie darauf sitzen!“

Auflösung des Pflanzenräthsels in Nro. 90:
Waldmeister.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 92. Dienstag, den 2. August 1864.

Der Hausarzt.

(Schluß.)

Meta konnte vor Schrecken kaum noch reden, es schien, als ob ihre so geläufige Zunge gelähmt sei. Sie trocknete sich mit der Schürze die Augen und reichte dem weinenden Christian die Hand. Wenn es so ist, stammelte sie, da dürfen wir nicht schweigen; aber Mann, meine Seele! wir müssen vorsichtig verfahren, damit die gute Doris nicht hinter das Geheimniß kommt und eben so wenig der Doctor.

— Ich kann nicht mit ihm reden, meinte Christian. Mir ist, als ob er mir in's Gesicht lachen müßte . . .

— So ist es mir auch, Alter. Bedenke doch nur, der reichste und angesehenste Mann in der Stadt ist —

— Ruhig, Meta! Er hat den verwünschten Brief gefunden, der ihm die Seelenruhe geraubt; er mag nun auch den Contract finden, der ihn wieder zum glücklichen Menschen macht. Dann brauchen wir kein Wort mit ihm zu reden, dann kann er selbst seine Schlüsse ziehen. Das Uebrige findet sich.

— Ich verstehe dich, Christian. Jetzt habe ich Dienst bei Madame — gib mir den Schlüssel zu dem Zimmer; nach einer halben Stunde wird der Contract in dem Kasten liegen — wir bedürfen seiner nicht mehr. Gehe in die Stadt und besorge ruhig deine Geschäfte.

— Aber vor eilf Uhr, Meta; um diese Zeit pflegt er eine Stunde zu ruhen und den Secretär zu durchsuchen.

Die Haushälterin breitete die Arme aus, Christian die seinigen — Beide hielten sich einige Augenblicke umschlungen. Der Doctor merkte, daß es Zeit sei, sich zu entfernen; er eilte auf die Hausflur zurück, ging durch die Comptoirs und betrat das Kabinet des jungen Handelsherrn, der mit gewohntem Eifer sich der Arbeit hingab. Unter dem Vorwande einer Unterredung bewog er ihn, mit ihm das Wohnzimmer aufzusuchen. Es geschah. Der Doctor verschloß die Thür und zog den Schlüssel aus dem Schlosse.

— Wozu das? fragte Walburg.

— Ihr Hausarzt beginnt die Operation, die zu Ihrer Heilung nöthig ist. Oeffnen Sie den Secretär.

Walburg kam mechanisch der Aufforderung nach. Der Doctor behielt die Uhr in der Hand. Unter gleichgültigen Gesprächen verfloß eine Viertelstunde. Dann öffnete der Arzt das Schlafkabinet, ließ seinen Patienten eintreten und zog die Thür an. Beide nahmen auf Stühlen so Platz, daß sie durch den grünseidenen Vorhang der Glasthür das Wohnzimmer übersehen konnten.

— Doctor, ich beschwöre Sie, hat der erstaunte Franz, sagen Sie mir, was hier vorgehen wird — kommt Doris?

— Nein!

— Eine fremde Person?

— Beobachten Sie den Secretär; aber was auch vorgehen möge — rühren Sie sich nicht und sprechen Sie weder ein lautes noch ein leises Wort.

— Der Secretär enthält Gelder und wichtige Papiere . . .

— Ich übernehme jede Verantwortung. Ruhig, mein Freund, die Krisis naht; ich hoffe, daß sie zu Ihrem Vortheile vorübergehen wird.

Walburg schüttelte ungläubig den Kopf über den Alten, aber er fügte sich und wartete in Geduld der Dinge, die da kommen sollten.

Digitized by Google

Seine Geduld sollte nicht lange auf die Probe gestellt werden. Ein Geräusch deutete an, daß in das Schloß der Thüre des Wohnzimmers ein Schlüssel gebracht wurde. Die Thüre öffnete sich und Meta trat ein. Sie schlich zum Secretär — verwundert sah sie, daß er offen stand. Sie verbarg einen kleinen Schlüssel in der Tasche ihrer Schürze. Dann ließ sie die Feder spielen, und das geheime Fach ward sichtbar. Rasch nahm sie den Brief und las. Walburg wollte aufspringen; der Doctor hielt ihn zurück, indem er flüsterte: Wollen Sie den Plan zerstören, der Ihnen Aufklärung gibt? Ein Laut, eine Bewegung, und Alles ist verloren. Ich erkläre Ihnen die Vorgänge, sobald die Alte sich dort entfernt hat.

— Dachte ich es doch, daß es dieser verwünschte Brief sei! rief unwillkürlich die Haushälterin. Herr Simons hat vergessen, ihn zu vernichten, und ich habe ebenfalls nicht wieder daran gedacht. Herr Walburg, lesen Sie diesen Contract und dann machen Sie, was Sie wollen. Wir bedürfen des Documents nicht mehr. Es muß übrigens noch ein zweiter Contract vorhanden sein — du lieber Gott, wer weiß denn alle Schlupfwinkel dieses verwünschten Möbels, das der selige Simons von meinem Bruder, dem Tischler gekauft hat — es ist sein Meisterstück.

Die Pendule schlug eilf. Meta warf erschreckt ein Papier in das geheime Fach, drückte die Feder an, schloß den Secretär, schlüpfte aus dem Zimmer und drehte den Schlüssel im Schlosse. Alles war wieder still.

— Nun ist es Zeit! sagte der Doctor, indem er in das Zimmer trat.

Schon in dem nächsten Augenblicke hatte sich Walburg des Papieres bemächtigt. Die beiden Männer lasen es gemeinschaftlich. Es war ein vollständiger, von einem Notar verfaßter und von dem Gerichte beglaubigter Contract, wonach Christian und Meta ihren Sohn Franz dem Kaufmann Simons überlassen und sich verpflichten, ein ewiges Stillschweigen zu bewahren, Simons dagegen verpflichtet sich, den Knaben, im Falle er ihn nicht adoptirt, anständig erziehen zu lassen und ihm die kaufmännische Carriere zu eröffnen, überhaupt nach besten Kräften für sein Glück zu sorgen. Den beiden Domestiken ward der Dienst im Hause bis an ihr Lebensende zugesichert. Der Contract trug das Gerichtssiegel und die Unterschrift, die wohlbekannte, des Kaufmanns. Einen Zweifel ließ das Document nicht zu. Das freudige Erstaunen Walburgs zu beschreiben, ist keiner Feder möglich. Doctor, rief er aus, nun erkläre ich mir Alles! Simons hat seiner Gattin das Versprechen gegeben, mich nie zu adoptiren; er hat Wort gehalten, aber er hat mich zu seinem Schwiegersohne und Nachfolger gemacht. Aber wer ist jene Emilie, deren in diesem schrecklichen Briefe Erwähnung geschieht?

Der Doctor erzählte nun, was der Leser bereits weiß. Walburg war plötzlich wie umgewandelt. Er erbrach sämmtliche Fächer des Secretärs und zog unter lautem Jubel das zweite Exemplar des Contracts hervor. Auf der Rückseite des Contracts stand, von des Verstorbenen eigener Hand geschrieben: „Ich habe diesen Contract redlich erfüllt; sollte er Dir, mein Franz, nach meinem Tode in die Hände fallen, so entnimm aus beiliegendem Briefe meiner Frau, daß ich Dir Doris zur Frau geben, aber Dich nicht adoptiren konnte. Ehre Deine Eltern, und sollte Dir einmal Ludwig, der Sohn Emilie Westerd, die den Kapitän Siebold geheirathet, unter die Augen kommen, so nimm Dich seiner als Bruder an. Karl Simons."

Die beiden Männer blieben noch eine Stunde beisammen. Der Doctor erzählte und erklärte; Franz war beruhigt und glücklich, denn er konnte mit ganzer Liebe seiner Gattin wieder anhängen, die ein Mißverständniß ihm geraubt hatte. Aber welche Haltung sollte er den verschiedenen Personen gegenüber beobachten? Der Arzt rieth, Doris in die Verhältnisse einzuweihen, die jetzt so glückliche Lösung gefunden, denn es sei nicht gut, daß zwischen Ehegatten irgend ein Geheimniß obwalte. Mit Meta und Christian war bereits durch den Contract eine Verständigung angebahnt. Man ließ die alten Leute kommen. Zitternd traten sie ein. Als Franz seine Mutter umarmte, rief diese unter Thränen: „Das habe ich wohl verdient, denn ich habe meinen Sohn stets gesehen und durfte mich ihm nicht nennen. Aber was thut man nicht, um das Glück seines Kindes zu machen! Ich würde mit meinem Geheimnisse gestorben sein, wenn es mir die

Digitized by Google

Krankheit nicht entrissen hätte." Der treuherzige Christian hatte eine zu große Ehrfurcht vor Walburg, den er als seinen Herrn zu betrachten gewohnt war, als daß er sich der Vaterfreude ganz rückhaltslos hingeben konnte; er begnügte sich damit, dem jungen Mann die Hand zu küssen.

Nun führte der Arzt seinen geheilten Patienten zu Doris. Walburg drückte sie in stürmischer Hast an sich und holte seinen Knaben herbei, den er jubelnd durch das Zimmer trug. Der Doctor Martini erzählte nun zum zweiten Male die seltsame Verwirrung und die an's Wunderbare grenzende Aufklärung der Verhältnisse.

— Hättest du mich früher eingeweiht, sagte Doris bewegt, so würde ich dir entgegnet haben, daß mein Vater einer solchen Verirrung nicht fähig gewesen, und daß ich im Vertrauen auf seine Redlichkeit und Moralität mich meines Glückes stets erfreut hätte. Doch, du hast mir jetzt einen Beweis deiner innigen Liebe gegeben — könnte ich dir zürnen, so wäre es nur deßhalb, daß du mich von deinem Leiden ausgeschlossen hast!

Ehe Franz die Reise nach Italien antrat, auf der Meta als Wärterin ihres Enkels das glückliche Paar begleitete, übergab er dem Doctor ein Geschenk für Rosa, Beisuß und eine namhafte Summe für die Wittwe Siebold. Im Herbste führte Ludwig, der zum Buchhalter avancirt war, seine Ida heim. Der Buchhalter wunderte sich zwar über die Bevorzugung, die ihm von seinem Chef ward, aber er hat nie nach dem Grunde derselben gefragt. Vielleicht hatte es ihm Emilie verboten.

— Und wie steht es mit uns? fragte Walburg den Doctor, als die Hochzeit Ludwigs gefeiert war.

— Ich bleibe Ihr Hausarzt! antwortete lächelnd der Greis. Meine Praxis lege ich nieder, denn ich werde nun zu alt.

Der Doctor Martini hatte nur noch eine Familie, die er besuchte, und diese war die seines Freundes Walburg.

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

Der Vertheidiger, Advokat Janson, richtet an den Zeugen verschiedene, auf die angeblichen Geldspenden bezügliche Fragen, die der letztere in sehr unklarer und theilweise widersprechender Weise beantwortet; er bemerkt zuletzt, daß sein Gedächtniß schwach sei.

Adv. Robert: Wie hoch belief sich das Vermögen des verstorbenen van Boey?

Antw.: Ich weiß es nicht.

Fr.: Waren es nicht 5 oder 6 Millionen?

Zeuge (sehr gleichgiltig): O, man liebt es stets, zu übertreiben.

Fr.: Ist nicht mit dem Gelde des Hrn. van Boey der Jesuiten-Palast zu Antwerpen gebaut?

Antw.: Die erste Anregung hierzu ging nicht von ihm aus.

Fr.: Es handelt sich darum, ob nicht mit dem Gelde van Boey's der Jesuitenpalast gebaut ist?

Antw.: Ich weiß es nicht.

Fr.: Hatte der Angeklagte den in Toulon geschriebenen Brief, worin er seinen Lebenslauf schildert, nicht unter dem Siegel der Beichte Ihnen zukommen lassen?

Antw.: Nein, der Brief war eine Art Selbstbiographie. (Gelächter im Auditorium.)

Fr.: War der Brief ein Bekenntniß?

Antw.: Ich habe darin nur eine Spielerei gesehen. (O! O! auf den Tribunen. Der Angeklagte will reden, wird aber von dem Präsidenten unterbrochen.)

Adv. Janson läßt den Brief dem Zeugen vorlegen. Der letztere bemerkt zögernd, daß sein Gesicht sehr schwach sei; er wisse nicht, ob er den Brief je gesehen habe.

Präs.: Sie selbst haben den Brief den Gerichten überliefert.

Der Präsident verliest hierauf die ersten Zeilen des Briefes, welcher in folgender Weise beginnt: „Ich bin im Begriff, Ihnen das Bekenntniß der von mir in den letzten sieben Jahren begangenen Sünden abzulegen."

Adv. Janson: Also dieses Bekenntniß überlieferte Pater Lhoire der Polizei! Mit welchem Rechte?

Antw.: Ich wurde gefragt, ob ich Schriftstücke von dem Angeklagten besitze.

Fr.: Sie ließen sich den Brief von der Polizei zurückgeben?

Antw.: Ich hatte ein Interesse daran, ihn aufzubewahren.

Digitized by Google

Fr.: Sie allein wußten um die Thatsache, daß de Buc zu Toulon unter dem falschen Namen de Vandael detinirt war. Es war dies ein Beichtgeheimniß, und Sie beeilten sich, dasselbe der Polizei mitzutheilen.

Antw.: Er hatte mir geschrieben, daß er den Namen de Vandael angenommen habe; als Beichtgeheimniß konnte ich dies nicht betrachten.

Fr.: Hat der Angeklagte die Beichte verlangt?

Antw.: Nein, aber er schrieb den Brief aus freiem Antriebe.

Angekl.: Ich wurde zu jenem Bekenntniß durch die Vorspiegelung verleitet, daß mein Glück davon abhänge, daß ich die Hälfte des Erbes meines Oheims erhalten solle, wenn ich ein vollständiges Bekenntniß ablegen würde. Als ich nach Belgien zurückkehrte, beeilte sich Pater Lboire, das Bekenntniß der Polizei zu überliefern.

Der Präsident fährt mit dem Zeugenverhöre fort.

Arthur Vanderxalle, Director der Strafanstalt zu Vilvorde, ertheilt dem Angeklagten das Zeugniß „eines höchst unmoralischen Menschen;" er weiß jedoch auf die Frage des Präsidenten keine andere Begründung als die Vergangenheit des Angeklagten hierfür anzuführen. Im Gefängnisse zu Vilvorde habe dieser sich stets ruhig betragen; ein Mal sei er bestraft worden, weil er gegen das Reglement einem Mitangeklagten Brod gegeben habe.

Pierre Robin, 50 Jahre alt, Strohflechter aus Frankreich, gibt eine sehr verwirrte Auskunft über den angeblichen Straßenraub, wegen dessen der Angeklagte in Toulon zur Galeerenhaft verurtheilt wurde. Drei Individuen, unter denen er den Angeklagten nicht bemerkt haben will, hätten ihn auf der Landstraße mit Stöcken überfallen und ihm seinen Paß abgenommen.

Adv. Janson: Brachten Sie den Fall bei den Gerichten zur Anzeige?

Antw.: Illico subito, mein Herr Jury, weil sie mir meinen Paß gestohlen hatten, um ihn zu mißbrauchen, und deßhalb steht er jetzt wieder vor dem Herrn Jury. (Gelächter.)

Präs.: Erkennen Sie den Angeklagten als eines jener Individuen wieder?

Antw.: Mein Herr Jury, sie sagten mir nicht guten Morgen und nicht guten Abend, sie haben mich geprügelt und liegen gelassen, wie den Reisenden in Samaria. (Abermaliges Gelächter.) (Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Wohlfeiles Siegellack zum Packen.) 20 Loth gemeiner Terpentin werden heiß gemacht, 1 Pfund Schellack darein geschmolzen und dann so viel Mennig zugesetzt, bis eine schöne Farbe erzielt ist. Wenn man mit der Weingeistflamme dieses Siegellack flüssig macht, so kann man es sehr wohl auch zu Briefen anwenden. Demnach kann sich Jeder, der viel zu siegeln hat, mit geringer Mühe seinen Siegellackbedarf selbst verfertigen.

Verschiedenes.

Ein Viehhändler, welcher, um zu seiner Zahlung zu gelangen, eine Partie beschnittener Goldstücke annehmen mußte, war darauf bedacht, selbe bald wieder los zu werden, und nahm sie daher beim nächsten Viehein kauf mit sich. Die Bauern, von welchen er Vieh kaufte, erkannten diese leichten Goldstücke und wollten sie nicht annehmen. Um sie hierzu zu bewegen, sagte er endlich: „Gebt nur eine Goldwage her, Ihr sollt gleich sehen, wie wenig am Gewichte fehlt." Als er solche erhalten, legte er in die eine Schale das Normalgewicht und in die andere das leichte Goldstück sammt einem Kreuzer, wodurch das Gleichgewicht alsbald hergestellt wurde. „Ja, das ist etwas Andres," sagten die Bauern ganz beruhigt, „wenn der Unterschied nur einen Kreuzer beträgt, so kommt es uns nicht darauf an, und wir wollen das Geld annehmen." Natürlich war der Viehhändler noch beruhigter als die Bauern.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 93. Donnerstag, den 4. August **1864.**

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

Der Schauplatz unserer Erzählung ist ein kleines Landstädtchen in den Bergen des Schwarzwaldes, da, wo sich dessen quellenreiche Thäler allmälig in die weite Rheinebene hinaus verlieren. Der Ort ist ländlich regellos gebaut, und ganz am Ende liegt das neue Schulhaus mit einem hübschen, von alten Obstbäumen überwölbten Garten, von welchem ein Fußweg durch die Wiesen an den Bach hinab führt. In den sorgfältig gepflegten Beeten blühen schon Tulpen und Narzissen, der erste Schmuck des erwachenden Frühlings. Es ist Abend und — obgleich hoch oben auf dem breiten Scheitel der Hornisgrind noch Schneestreifen glänzen — ist die Luft so angenehm mild, daß die Tochter des Lehrers drinnen im Stüblein bei offnen Fenstern ihrem Nähgeschäft obliegt. Die über den Bergen des Elsasses schwebende Sonne wirft ihre letzten Gluthstrahlen über die Vorhügel in das reinliche Gemach, und die altmodische, laut tickende Schwarzwälderuhr schlägt rasselnd eben Dreiviertel auf Sechs. Die Näherin legt ihre Arbeit bei Seite und streckt das blonde Köpfchen neugierig lauschend zwischen blühenden Levkojen und Geranien zum Fenster hinaus. Es scheint, als erwarte sie Jemand — und so ist es auch in der That. Denn heute Abend nach sechs Uhr sollen die Stadtmusikanten und die Chorsängerinnen hier im Schulhaus sich versammeln zur Abhaltung einer Probe; auf morgen ist die Hauptprobe anberaumt und am Sonntag wird zum Besten armer Waisenkinder die Production unter der Leitung des Lehrers und Chorregenten Friedlieb unwiderruflich stattfinden.

Es war noch keiner der Erwarteten zu sehen, und das hübsche Kind setzte sich wieder zur Arbeit, halblaut ein paar Strophen des Volkslieds vor sich singend:

Wo e kleins Hüttle steht,
Ist e kleins Gäetle, ꝛc.

Dann schwieg es wieder gedankenvoll eine Weile, während das versinkende Tagesgestirn die jugendliche Gestalt mit rosigem Schimmer verklärte.

Die buntbemalte Schwarzwälderin an der Wand verkündete just die sechste Stunde — als ein Veilchenstrauß zum Fenster herein geflogen kam und zu den Füßen der singenden Schönen niederfiel. — Eine rasche Wendung des Köpfchens ließ noch gerade so viel von dem muthwilligen, hinter den Blumen sich verbergenden Schützen sehen, um ihn zu erkennen.

„Ja duck dich nur!“ rief das Mädchen überrascht aus, indem es das Sträußchen aufhob und ans Fenster sprang, in dessen Rahmen ein rothbackiger, mit einer pelzverbrämten Sammetkappe bedeckter Krauskopf zum Vorscheine kam.

„Bist du allein?“ fragte freundlich lächelnd der junge Bursche.

„Nein!“ erwiderte schalkhaft das Mädchen, — „es ist eben noch Jemand bei mir gewesen. — Rathe, wer?“

„Dein Vater?“

„Nein!“

„Der Herr Peregrin?“

„Auch nicht!“

„Nu, wer denn?“

„Komm' herein, dann will ich dir's sagen. — Die Andern werden nun auch bald kommen.“

Digitized by Google

Der Krauskopf ließ sich das nicht zwei Mal sagen; mit einem Satz sprang er die Stufen zur Hausthüre hinauf und trat ins Zimmer, ehe noch das Mädchen Zeit gehabt, auf zuvorkommende Weise die Thüre zu öffnen.

„Und jetzt — die geheimnißvolle Person? fragte er, der Schönen die Hand reichend.

„Wunderwitziger Mensch!“ lachte das Annele (so heißt die Lehrerstochter). „Lueg, es ist Jemand bei mir gewesen, aber nur in Gedanken, verstehst? Du kennst ja das Sprichwort vom Wolf: Wenn man ihn nennt, kommt er gerennt!“

„Annele!“ sagte der junge Mann, und seine Augen nahmen einen eigenthümlichen Glanz an, „schau', heut' den ganzen Tag bin ich so fröhlich und vergnügt — und weiß doch nicht, weßhalb; und doch, freilich weiß ich's! Schau, der Gedanke, daß du's so gut mit mir meinst, macht mich so froh und glücklicher, du darfst mir's glauben, als der Besitz von Haus und Hof.“

„Hast du als noch keine Nachricht vom Herrn Vetter?“ fragte das Annele mit ernster werdendem Gesichtchen. Der Bursche schüttelte den Kopf.

„Es dauert lang,“ meinte das Mädchen.

„Ja — denk' nur,“ sagte der Krauskopf zutraulich; „heut' Nacht hat es mir geträumt, der Herr Vetter hab' geschrieben und zugesagt, er woll' für Alles prompt einstehen; und da sei ich schnell drüber gesprungen und hab' frischweg bei deinem Vater um dich angehalten. Und das Alles ist mir so lebhaft fürkommen, daß mir's alsfort noch ist, als müßt' es wahr sein und als hätt' ich Alles schon schriftlich in Händen.“

Mit diesem Traum nun hatte es eine eigene Bewandtniß, die übrigens der Leser bereits aus den Reden der jungen Leute wird errathen haben. „Soll und Haben“ war auch hier der Punkt, oder vielmehr der Berg, über den sich der sonst allmächtige Liebesgott unmöglich so leicht hinwegsetzen konnte. Der Vater hatte dem Sohn, wie es so oft im Leben geschieht, ein stark verschuldetes Gut hinterlassen; um es gegen ungeduldige Gläubiger behaupten zu können, war baares Geld erforderlich. Noch bei Lebzeiten der Eltern hatte der Sohn, wenn jene über diesen Punkt verhandelten, sagen hören: Gi nun, der Bruder wird sicherlich auch Etwas thun, er hat ja keine Kinder! — Dieser Mann, der Hoffnungsanker der Familie, war frühe schon aus der Heimath fortgezogen und hatte sich als Mitalied einer Schwarzwälder Uhrenhändlergesellschaft in Sachsen niedergelassen, wo er, nach eigenen und den Berichten von aus der Fremde heimkehrenden Landsleuten, in sehr guten Verhältnissen lebte. — Ein paar Tausend Gulden — und das väterliche Erbe war für den Schwestersohn gerettet! Und wirklich hatte dieser ein Herz gehabt und hatte dem „Herr Vetter“ sein Anliegen schriftlich vorgebracht. Aber die sehnlichst erwartete Antwort war bis jetzt immer noch nicht eingetroffen. Nur ein luftiges Traumbild hatte ihm, wie wir vorhin gehört haben, Gewährung seiner Wünsche verheißen — und diese Verheißung genügte vorderhand vollständig, um ein heißblüthig liebendes Herz mit Zuversicht und Hoffnung zu erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

Henri Rombaut, Almosenier des Gefängnisses zu Vilvorde, weigert sich lange, den Zeugeneid zu leisten, da er über Thatsachen auszusagen haben würde, die ihm unterm Siegel des Geheimnisses mitgetheilt seien. Das Gericht läßt diese Einrede nicht gelten und den Zeugen beeidigen. Er wiederholt die bereits mitgetheilten Umstände in Betreff des von dem Angeklagten an den Erzbischof zu Mecheln gerichteten Briefes, gibt zu, daß er die Jesuiten zu Antwerpen vor den Absichten des Angeklagten gewarnt habe, und weiß über das Verhalten des letztern während seiner Haft nichts Ungünstiges zu sagen. Er sei mehrmals bestraft worden, weil er seine Gefängnißkost mit einigen seiner Mitgefangenen getheilt habe, auch habe ihn die Verwaltung in Folge dessen zur Zellenhaft verurtheilt.

Dr. Goethuys, Gefängnißarzt zu Vilvorde, hat den Angeklagten während seiner Haft zu beobachten Gelegenheit gehabt und ihn einmal

Digitized by Google

in Folge der im Gefängniß umlaufenden Gerüchte befragt, ob er wirklich einen erneuten Mordversuch auf den Pater Lhoire beabsichtige. De Buck entgegnete, daß er nicht so dumm sei; es würde ihm dies ja gar nichts helfen.

Marie Elisabeth Salé, 49 Jahre alt, Schwägerin des Angeklagten, wird über das Verhältniß des alten van Boey zu den Jesuiten und über dessen letzte Lebenszeit vernommen. Am Tage seines Todes, sagt dieselbe, habe sie sich in das Haus ihres Oheims begeben, um ihn noch ein Mal zu sehen; die Haushälterin habe sie jedoch bedeutet, daß die Beichtväter Pater Hessels und Lhoire bei dem alten Herrn seien und Niemand zugelassen werden könne. Sie waren bereits, fährt die Zeugin fort, drei Tage und drei Nächte ununterbrochen bei meinem Oheim gewesen. Am Nachmittage starb der Letztere, und ich kehrte in meine Wohnung zurück, hatte aber noch Gelegenheit, zu bemerken, wie einer der Jesuiten das Haus verließ, nachdem er der Haushälterin gesagt hatte, daß er außer seinem Brevier nichts mit sich nehme.

Fr.: Wußten Sie oder ein Glied Ihrer Familie zur Zeit des Todes van Boey's, daß der Angeklagte noch am Leben sei?

Antw.: Er galt bei uns für verschollen. Ich muß hinzufügen, daß in der letzten Lebenszeit van Boey's kein Glied seiner Familie Zutritt zu ihm fand, es waren stets die Jesuiten bei ihm. Ich habe von der Haushälterin gehört, daß Pater Hessels zu meinem Oheim gesagt habe: „Wenn Sie Ihr Vermögen Ihrer Familie hinterlassen, so wird alle Schuld für die Uebelthaten, welche mit diesem Gelde begangen werden, auf Ihre Seele fallen." (Gelächter.) Hr. von Boey bestellte den Advokaten Valentyns zu seinem Universal-Erben, obwohl er ihn nur drei Tage vor seinem Tode zum ersten Male gesehen hatte.

Wilhelm Crabeels, 48 Jahre alt, Verwandter des Angeklagten: Als ich de Buck im Jahre 1853 wieder sah, war ich im höchsten Grade erstaunt; wir hatten ihn für todt gehalten. Als de Buck zum Pater Lhoire ging, sagte ihm dieser, daß sein Oheim, so viel er wisse, mündliche Anordnung getroffen habe, daß ihm einige Unterstützung aus seinem Vermögen gegeben werden solle. Bald darauf erhielt er von dem Pater Lhoire ein 100 Francs-Billet mit der Aufforderung, sich niemals bei den Jesuiten wieder blicken zu lassen, wenn er nicht verhaftet werden wolle.

Der Zeuge berichtet auch über die Schritte, welche die Familie van Boey's gethan hatte, um das Testament umzustoßen. Zwei Anwälte sind bereits von ihr zu diesem Zwecke angenommen worden, aber beide haben unbegreiflicher Weise die Sache liegen gelassen. Der Zeuge will die Würdigung dieses Verhaltens der Jury überlassen. Gegenwärtig habe die Familie Hrn. Bara zu Antwerpen mit dem Processe betraut.

Adv. Robert: Können Sie über den Tod van Boey's irgend eine Auskunft geben?

Antw.: Am Todestage waren zwei meiner Verwandten bei der Versiegelung des Nachlasses zugegen. Die Jesuiten gingen aus dem Hause, nachdem sie der Dienerschaft gesagt hatten: „Seht, wir nehmen nichts mit uns hinweg." Im Testament sind mehrere meiner Verwandten mit einem Legat von 35,000 Francs, mein Bruder mit der Hälfte dieser Summe bedacht; ich selbst erhielt eine Jahresrente von 500 Francs, Marie de Buck eine solche von 700 Francs. Alle Glieder der Familie sind mehr oder weniger im Testamente berücksichtigt worden, mit alleiniger Ausnahme des François de Buck. Der Advokat Valentyns widersetzte sich dem Verlangen, daß die Glieder der Familie bei der Entsiegelung des Nachlasses zugegen seien. Die Trappisten hatten ebenfalls gewaltige Anstrengungen gemacht, die Erbschaft des van Boey zu gewinnen, aber die Jesuiten hatten ihnen den Rang abgelaufen. In Folge dessen wurde die Beerdigung van Boey's auf dem Kirchhofe der Abtei von Wezemael von ihnen verweigert; der Superior Vanlangenbock erklärte in ironischer Weise, man möge den Alten bei seinem Gelde begraben. Derselbe Geistliche äußerte später, die Jesuiten würden de Buck schon warm zu halten wissen.

Fr.: Gehörten Sie nicht früher selbst dem Jesuitenorden an?

Antw.: 1835 nahm ich an der Mission nach Missouri Theil. Mein Onkel hatte die Kosten der Reise bestritten. Dort angekommen, wurde ich angewiesen, von meinem Oheim einen Theil meiner künftigen Erbschaft zur

Digitized by Google

Erbauung einer Kirche zu erbitten; ich weigerte mich dessen, aber der Brief wurde gleichwohl abgesandt, und die Kirche wirklich gebaut. Ich verließ bald darauf mein Novizitat und kehrte nach Belgien zurück, woselbst mir von den Jesuiten Hindernisse wegen meiner Verheirathung bereitet wurden, weil ich das Cölibatsgelübde abgelegt. Ich habe mich in Folge dessen ohne Dispens verheirathet.

(Fortsetzung folgt.)

Gewinnnützliges.

Alte vergilbte Kupferstiche, Holzschnitte und Drucksachen lassen sich **leicht bleichen, wenn man eine filtrirte Lösung von Chlorkalk mit doppelt kohlensaurem Natron füllt und in die überstehende Flüssigkeit das Papier taucht.** Man wascht das Papier **dann mit Wasser gut aus, taucht es nochmals in eine Lösung von unterschwefligsaurem Natron, welches den letzten Rest von Chlor wegnimmt, und gibt zum Schluß ein Bad von reinem Wasser.**

Bei'm Gewitterregen.

Sieh, wie der Gewitterregen
Mächtig rauschend niederfällt,
Wie der Baum im reichsten Segen
Seine grüne Fahne hält,
Die verdorrt vom Sonnenstrahle
Welk und schlaff herniederhing,
Bis sie aus der vollen Schale
Reichen Labetrunk empfing.

Auch des Menschen Seele schmachtet
Gleich dem welken dürren Baum,
Wenn sie Gram und Schmerz umnachtet
Und des Lebens bitt'rer Traum,
Bis der Thränen heiße Quelle
Weich und lieblend niederthaut,
Und des Menschen Auge helle,
Heiter in die Zukunft schaut.

Verschiedenes.

(Moderne Liebe.) Ein junger Kaufmann aus Posen war mit der hübschen Tochter eines reichen Kaufmanns zu Berlin verlobt, und sollte die Hochzeit in diesen Tagen gefeiert werden. Nun war aber die Braut vor einigen Monaten in einem so hohen Grade von den Pocken befallen worden, daß sie bei der Wiedergenesung mit Entsetzen gewahrte, all ihre Schönheit sei dahin, und befürchten mußte, dieser Umstand würde sie dem Herzen des Bräutigams entfremden. Letztere kam nun auch, sah seine Braut und trat mit Schrecken einige Schritte zurück. Dann wandte er sich an seinen Schwiegervater in spe und erklärte demselben auf's Entschiedenste, daß unter diesen Umständen aus dem Geschäft nichts werden könne, es sei denn, die Mitgift der Braut werde um 15,000 Thlr. erhöht. Der Vater mochte Derartiges wohl schon erwartet haben, nahm die Erklärung ruhig auf und bot 5000 Thlr. Nach langem Hin- und Herreden einigte man sich schließlich über eine Erhöhung der Mitgift um 10,000 Thlr., und so war das Glück der armen Braut gerettet. In den nächsten Tagen findet bereits die glänzende Hochzeit statt.

Ein Curiosum meldet man aus Bassum in Hannover. Der Besitzer eines alten Hundes ist desselben überdrüssig und entledigt sich seiner, indem er ihn an einem Baume aufhängt, und nachdem er kein Lebenszeichen mehr gibt, verscharrt er ihn unter Baumlaub. Wer aber beschreibt sein Erstaunen, als der Mann, nach Hause zurückgekehrt, seinen todt geglaubten Hund, aber mit mißtrauischen Blicken, sich entgegen kommen sieht. Der Hund war noch eher zu Hause wieder angelangt, als sein ihn mordender und begrabender Herr!

Jemand sagte in der Biographie eines armen Teufels: „Er würde ein berühmter Literat geworden sein, wenn er nicht so kurzsichtig gewesen wäre, daß er Das, was er schrieb, regelmäßig mit der Nase wieder auszewischt hätte."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 94. Samstag, den 6. August 1864.

Propempticon der Lateinschüler.

Die ernste Stunde ist erschienen,
Wo in die Welt der Knabe tritt;
Wo er mit tief bewegtem Sinnen
Beginnt des Lebens ersten Schritt;
Wo von des Lebens Ernst bedrängt
Den Blick er in die Zukunft lenkt.

Verglommen sind der Jugend Freuden,
Verstummt des Knaben Scherz und Spiel;
Es mahnet ihn der Strom der Zeiten,
Zu schauen nach dem fernen Ziel,
Zu wappnen sich mit hehrem Muth,
Zu steuern auf des Lebens Fluth.

Gar vielfach sind des Lebens Pfade,
Verhüllet oft des Schicksals Plan;
Den führet es zum Ziele grade,
Den lenkt es ab von seiner Bahn;
Den treibt's nach Süden, den nach Nord;
Das Glück, es wohnt an jedem Ort.

Wohl thürmen hoch sich oft die Wellen,
Wild stürmend um des Schiffes Kiel;
Wie manches Schiff sieht man zerschellen
Selbst an dem schon errungnen Ziel!
Wie mancher Segler flink und leicht
Ward von des Sturmes Grimm erreicht.

Doch schreckt den Mann nicht Schicksals Tücke,
Nicht Wetternacht, nicht Sturmeswuth;
Im Kampfe nur mit dem Geschicke
Bewähret sich der echte Muth.
Im Feld der Thaten nur gedeiht
Die Springwurz*) der Vortrefflichkeit.

Nicht flaumgebettet will erschlaffen
Der junge Aar auf seinem Horst,
Will selber ringen, selbst erraffen
Die Nahrung sich im nahen Forst;
Zu walten frei in Flur und Wald,
Treibt's ihn hinaus mit Allgewalt.

Und sieh den zarten Fittig wiegen,
Ihn prüfen seiner Schwingen Kraft,
Von Fels zu Fels in kühnern Flügen
Ihn ringen nach der Meisterschaft,
Bis ihn des Sturmes Wucht ergreift,
Und frei er nun im Aether schweift.

So laßt auch uns den Fittig schwingen,
Die zarte Kraft, die in uns wohnt;
Stets heißer nach dem Ziele ringen,
Das reich des Strebens Mühen lohnt:
In Kunst und Wissen stets voran,
Stets höher auf der Tugend Bahn.

Auf dieser Sphäre laßt uns walten,
Nach Weisheit strebend und nach Licht;
Zum Kampf gerüstet stets uns halten
Für Wahrheit, Recht, Gesetz und Pflicht.
Auf diesen Säulen nur allein
Beruht des Staates Wohlgedeihn.

Drum laßt uns ringen, laßt uns streiten
Für dieser Pfeiler heil'gen Grund,
Und unsern Schwur, bevor wir scheiden,
Besiegeln heut mit Herz und Mund:
Dem hehren Ziel der Sittlichkeit
Sei unsre ganze Kraft geweiht!

Neustadt, 6. August 1864. Str.

*) Die Wurzel einer fabelhaften Pflanze, welche, je die Sage geht, die festesten Schlösser öffnet und e r borgensten Schätze erschließt.

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

(Fortsetzung.)

„Aber wo ist dein Vater?" fragte der junge Bursche, dem Gespräch eine andere

Wendung gebend, indem er seine silberne Sackuhr hervorzog und sie mit dem alten Schwarzwälder Möbel an der Wand verglich. „Es ist ja schon Sechse vorbei."

„Er ist drüben in der Schulstube noch mit dem Theater beschäftigt. Das ist ein Leben und eine Unmuß' in dem Haus! Aber dafür freu ich mich auch auf die Aufführung so, daß ich fürcht, es möcht was dazwischen kommen, was mir den Spaß verdirbt. Es ist gewöhnlich so, wenn ich mich recht von Herzen auf Eppes freu."

„O du närrisch Kind!" versetzte der Friedle. „Lueg, wir Alle freuen uns ja darauf — und mit Recht. Denn Alles ist gespannt darauf: die Herren vom Amt, der Herr Decan, der Physikus, der „Steuerquaker", der Renovater und die Schreiber alle kommen."

„Und weißt du schon," fragte das Annele freudig, „daß der Herr Peregrin dem Vater versprochen hat, alle Unkosten auf sich zu nehmen? Das Gerüst, die Beleuchtung, die Zettel — Alles bezahlt er."

„Ei, wie freigebig!" versetzte der Friedle eintönig. „Sag, kommt denn der Herr Peregrin viel in euer Haus?"

„O ja, fast alle Tag!" bestätigte das Mädchen. „Du glaubst gar nicht, wie sich Der für die Aufführung interessirt; er ist ein gar so großer Freund von Musik und Theater."

„Glaubst du, daß er nur allein wegen dem Gesang und Theaterspiel in euer Haus kommt?" fragte der Friedle mit besonderer Betonung.

„Ha — er kommt halt," meinte das Annele, „weil er auch sonst gern mit dem Vater über Allerlei discurirt, über Feldbau, Zeitungsnachrichten und Dies und Jenes. Er ist ein gar gescheidter und gesprächiger Herr, der Peregrin, mit dem sich der Vater Stundenlang unterhalten kann."

„Und — hast da nicht schon bemerkt — ?"

„Was denn?" fragte das Annele.

„He nu, ich mein," sagte der Friedle mit argwöhnischem Lächeln, „daß er auch gern mit dir sich unterhält — schönthut — „Liebes Aennchen!" — „Schönes Kind!" — und dich dabei anmegt mit ein'm Paar Augen —"

„Oh," lachte das Annele — „ich glaub gar du — nein, hör, wenn du mir mit solchen Flausen kommst."

„Du hörst ja, von Ihm, nicht von dir ist die Red'. — Ich mein ja nur!" begütigte der junge Mann.

„Du thust ihm Unrecht, Friedle, nein, da muß ich jetzt lachen: haha ha, was du Dein anbichten möchtest! O ihr Mannsbilder, wie doch drei euch gleich Feuer im Dach ist; denk doch nur, er könnt ja, hol mich Gott! fast mein Großvater sein."

„Freilich," versetzte der Friedle, „aber man hat Beispiele —"

„Ja, von eifersüchtigen, närrischen Menschen," fiel das Annele ein. „O Friedle, wo hast denn auch deine Augen und dein' Verstand!"

„Er ist ein reicher Herr!" warf der Friedle hin.

„Ei, und wenn er von purem Gold wär, wie der goldne Mann auf dem Rastatter Schloß, so möcht ich ihn nicht!"

„Dann — hab ich auch noch einen Verdacht," fing der Freund wiederum an, ohne sich in seinen Schlußfolgerungen wankend machen zu lassen.

„Noch einen?" rief das Annele lachend. „Ich glaub, die ganze Welt kommt dir heut verdächtig vor."

„Ja, hör nur," fuhr der Friedle ernsthaft fort, „es will mir scheinen, als speculirt der Peregrin auf mein Gütle. Du weißt, er ist hierher gekommen, um da im Gebirg eine Kur zu brauchen. Wenn er nun Morgens früh seine Spaziergänge macht, kehrt er gewöhnlich bei mir an, setzt sich in die Stube, besichtiget die Scheuer, den Stall und erkundigt sich nebenher gar so angelegentlich nach Allem, was das Gütle durchschnittlich abwerfe; wie viel Jauchert Ackerland, wie viel Wieswachs dabei seien? Und vorgestern, denk nur, fragt er sogar nach der gerichtlichen Taxation. — Ja, Der hat Absichten, er glaubt da einen guten Schnitt zu machen, das Gut um den Drittel des Werths zu erwischen. So eine Kaufmannsseel sucht eben überall ihren Schnitt zu machen; und wittern die Creditoren baares Geld, so sind sie im Stand und schlagen los, ohne nur zu warten, zu was der Herr Vetter sich entschließt. Verstehst? das ist's, was ich fürcht!"

„O das wär aber — nein, das kann ich doch nicht von dem Peregrin glauben, Das

Digitized by Google

trau ich ihm doch nicht zu," sagte das Annele betroffen und nachdenklich.

„Was thut nicht der Eigennutz!" philosophirte der Friedle weiter; „wenn halt Einer das gesetzliche Recht für sich hat, so meint er, das Andere geh' ihn nichts mehr an. So ist heutzutag die Welt!"

„Es kommt mir unglaublich vor; wenn es aber doch so wäre, nicht mehr anschauen thät ich ihn," versicherte das Annele hitzig.

„Nu ja, es ist auch blos Vermuthung von mir. Und dann, ein paar Worte vom Herrn Vetter — und der Riegel ist vorgeschoben. — Adje Speculation!"

„Ich trau ihm's auch gar nicht zu. Schau, er wird halt sonst nach Allerlei fragen, aus purer Langweil und aus Wunderwitz, wie's die Herrn aus der Stadt haben, wenn sie auf's Land kommen; sie wollen Alles wissen und meinen Wunder, wie gnädig und herablassend sie seien, wenn sie recht naseweiß nach Allem fragen. Lueg, da," sagte zur früheren Heiterkeit zurückkehrend das Mädchen, indeß es aus der Kammer nebenan einen Arm voll Kleider holte und vor dem Burschen ausbreitete; „da hat mir das Bäsle gestern schon die Markgräflertracht geschickt, in der ich bei der Aufführung das Gedicht hersagen soll. Sie ist mir wie angegossen und heimelt mich wieder recht an," setzte es hinzu und trat vor den Spiegel, das Flügelhäubchen sich aufzusetzen.

„Zeig," sagte der Friedle, „sappermost, sie steht dir prächtig! So gefällst du mir fast noch besser, als in deiner Modekleidung.

„Drum mußt du wissen," versetzte das Annele, „daß ich die Tracht früher auch getragen hab, bis zu der Zeit, wo der Vater den hiesigen Dienst bekommen hat."

„Ei, du hättest sie nie ablegen sollen. Das sieht doch zehn Mal properer und auch wohlhäbiger aus, als euer jetziges Tragen. Aber sag, wie steht es mit dem Gedicht? Meinen Theil kann ich hersagen, geläufig wie Wasser!"

„An mir soll's nicht fehlen!" versicherte das Annele.

„Ja, aber um was ich bitt: nur das letzte G'sätzle recht deutlich! Verstehst? Auf das kommt Alles an; schau, so:

„Und drüber hebt si d' Sunne still in d' Höh
Und luegt in d' Welt und seit: was mueß i seh
In aller Früeih? — Der Friedle schlingt si Arm
Ums Kätherli, und's wird em wohl und warm.
Druf hätt em's Kätherli e Schmäzli gi."

Und während der Friedle die Strophe — aus Hebel's „Ueberraschung im Garten", welches liebliche Gedicht die Beiden bei der Production dramatisch aufführen sollten — langsam hersagte, versetzte er sich so in den Geist der Dichtung, daß er das hübsche Kind fest an sich preßte und mit einem herzhaften Kuß seine rothen Lippen besiegelte.

„Aber —" sagte das Mädchen, aus seinen Armen sich loswindend, „so natürlich dürfen wir's bei der Aufführung nicht machen. Was würden auch die Leut dazu sagen!"

„Ei, laß sie sagen," rief der Friedle triumphirend. „Ein Mal müssen sie es ja doch erfahren, daß wir uns Beide von Herzen lieb haben. Und —"

(Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

Die Vernehmungen der folgenden Zeugen, welche meist über die Beziehungen des alten van Boey zu seiner Familie sich aussprechen, bieten im Einzelnen wenig Bemerkenswerthes dar; wir können sie schon deßhalb übergehen, weil alle Zeugenaussagen in der Vertheidigungsrede des Advokaten Robert in scharfen Zügen recapitulirt sind. Der Zeuge Crabeels sagt unter Anderem noch aus, daß der Jesuitenpater Hessels eines Tages in heftiger Aufregung geäußert habe, de Buck werde Zeit seines Lebens nicht wieder das Gefängniß verlassen. Auf seine Bemerkung, daß dies ihm doch zweifelhaft erscheine, erwiderte Pater Hessels, mit solchen Subjecten wisse man schon fertig zu werden.

Katharina Manfroid, die Verlobte des Angeklagten, schildert die Anstrengungen, welche Letzterer nach seiner Rückkehr aus Deutschland gemacht habe, um als Tischler sich in Braine le Comte niederzulassen. Es würde ihm dies nach ihrer Meinung gelungen sein, wenn Pater Lhoire nicht die bekannte Anklage gegen ihn erhoben und der Polizei das in Toulon er-

Digitized by Google

schlichene Bekenntniß mitgetheilt hätte. Als sie in Folge dessen dem Pater Lhoire Vorwürfe gemacht, daß er ihren Verlobten nicht nur um sein Erbe betrogen, sondern auch jetzt die Gewinnung einer ehrlichen Existenz ihm vereitele, habe dieser lächelnd erwidert: Menschen, wie die Back, hätten ihren besten Platz im Gefängniß.

Der Staatsanwalt Delecourt begründet hierauf die Anklage. Er erzählt in sehr gedehnter Weise die Vergangenheit des Angeklagten, daß er von Jugend auf Anlage zu allem Schlechten gezeigt und über die Hälfte seines Lebens in den Gefängnissen zugebracht habe. Dieser Mensch behaupte, daß der Einfluß der Jesuiten an seinem ganzen Unglück schuld sei, der Jesuiten, die ihm doch nur Wohlthaten erzeigt hätten, und deren Fürsorge noch weiter gegangen sein würde, wenn Jener nicht die ihm zugedachten Wohlthaten mit den brutalsten Drohungen bezahlt hätte. (O! O! im Auditorium.) Pater Lhoire habe das Recht und die Pflicht gehabt, die von dem Angeklagten in Toulon niedergeschriebene biographische Notiz, welche keineswegs in die Kategorie der Beichte gebracht werden könne, den Gerichten mitzutheilen. — Auf den eigentlichen Gegenstand der Anklage übergehend, bemerkt der Staatsanwalt, daß der Provinzial Bossuert, als er den empfangenen Drohbrief den Gerichten überliefert, keineswegs die Absicht gehabt habe, die Verhaftung des Angeklagten herbeizuführen; es sei ihm vielmehr nur darum zu thun gewesen, den Letztern unschädlich zu machen. Wenn die Jesuiten, meint der Staatsanwalt, den Angeklagten hätten verfolgen wollen, so würden sie den Brief nicht acht Monate lang aufbewahrt haben, ehe sie Gebrauch davon machten; zu bedauern sei es allerdings, daß ein Jesuit sich zu der Aeußerung habe hinreißen lassen, der Angeklagte werde Zeit seines Lebens nicht wieder das Gefängniß verlassen, aber dies beweise durchaus nicht, daß die Jesuiten im Allgemeinen zu einer Verfolgung des Angeklagten entschlossen gewesen seien. Der Staatsanwalt sucht dann darzulegen, daß der Brief von Niemandem anders, als dem Angeklagten geschrieben sein könne, und daß derselbe schwere Drohungen enthalte, sowie es auch mehr als wahrscheinlich sei, daß der Angeklagte diese Drohungen, hätte er die Gelegenheit dazu gehabt, zur Wahrheit gemacht haben würde. Schließlich glaubt der Staatsanwalt noch einige Worte zur Wiederlegung der den Jesuiten zur Last gelegten Erbschleicherei bei dem alten van Boey sagen zu müssen; van Boey habe eine große Anhänglichkeit zu den Jesuiten gehabt, es sei dies ein sehr natürlicher Umstand, an dem nur die Gehässigkeit Anstoß nehmen könne. Eine Erbschleicherei sei durchaus nicht erwiesen.

(Fortsetzung folgt.)

— —

Landwirthschaftliches.

Die „Allgem. landw. Ztg." theilt mit: Man hat die Erfahrung gemacht, daß sich von der Milch in Zinkgefäßen fast ein Drittheil mehr Butter gewinnen läßt, als von gleicher Milch, welche in irdenen Gefäßen gerunnen ist.

Verschiedenes.

(Ein Wunderkind.) In Steinfurt bei Friedberg haben die Eheleute Falck ein Töchterchen, welches jetzt 2½ Jahre alt und 98 Pfund schwer ist. Es kommt dies dem Gewichte eines kräftigen Knaben von 15 Jahren gleich. Das Kind fing alsbald nach der Geburt an, sich in dieser Weise zu entwickeln, und bietet jetzt einen Anblick, der schwer zu schildern ist. Bei sonstiger seinem Alter entsprechender Größe ist der ganze Körper mit einer ungeheuren Fettmasse umgeben. Die Arme und Beine sind so umfangreich, daß sie die eines erwachsenen Mannes übertreffen. Das Kind steht geistig Kindern seines Alters nicht nach, es ißt nicht mehr als andere Kinder, es spricht, kann der Körperschwere halber aber noch nicht stehen.

Charade.

Die Erste sah' im Waffensaal,
Zerbrechlich ist die Zweite,
Erhalten wirst ein Mineral,
Fügst du zusammen Beide.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler Jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 95. Dienstag, den 9. August **1864.**

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

(Fortsetzung.)

„Still — ich glaub, der Vater kommt!" unterbrach ihn das Annele.

Und wirklich, er war's, der alte Schulmonarch, der vielbeschäftigte Director des so sinnreich in Scene gesetzten Werkes, das wohl auf zwei Stunden im Umkreis so viel von sich reden machte. Unter dem Arm die Geige, den Bogen, gleichsam das Scepter, in der Hand, war er herein gekommen, um der Tochter noch einige Befehle in Betreff des Arrangements zur heutigen Probe zu ertheilen. Nach einer freundlichen Begrüßung des Friedle wendet er sich halb verwundert zur Tochter.

„Potztausend!" rief er aus, „schon in der Tracht?"

„Drum haben wir eben eine vorläufige Prob abgehalten, der Friedle und ich," entgegnete ein wenig verlegen das Annele.

„Nun," fragte der Vater, „seid ihr eurer Sach gewiß? Kann man sich auf euch verlassen?"

„Vollkommen, Herr Lehrer!" erwiderte der Friedle. „Wir hätten gar keine Probe mehr nöthig; nicht wahr, Annele?"

Das Annele nickte.

„Ei, das will viel sagen," meinte der Lehrer, „ohne Generalprob! Die ist selbst bei Künstlern ersten Rangs nöthig, geschweige denn bei Liebhabern. Drum nehmt euch zusammen, sag ich euch, wir werden ein zahlreiches und nobles Publicum bekommen."

„Aber doch nicht schon bei der Prob?" fragte ängstlich das Annele.

„Gott bewahre!" sagte der Vater, „da hat Niemand Zutritt als der Herr Peregrin. Er hat mir versprochen, der Prob heut beizuwohnen."

„Natürlich!" murmelte der Friedle ärgerlich in sich hinein, „Der muß ja die Nas' überall haben."

„Was ich sagen wollt, Annele," commandirte sodann der Alte. „Geh, trag noch ein paar Stühl hinüber in die Schulstube. Sie werden jetzt bald kommen."

„Ich will dir helfen, Annele!" sagte der Friedle und packte flink einige Stühle auf.

„Was Der auch so eifrig ist!" redete der Alte vor sich hin, als Beide mit den Stühlen verschwunden waren. „Ich glaub, er denkt und dichtet nichts mehr Anderes als seine Ueberraschung. So ist's recht: Lust und Lieb zu einem Ding macht alle Müh und Arbeit ring, sagt des Sprichwort."

Dann fuhr er mit kühnen Bogenstrichen über die Saiten und entlockte dem alten Instrumente Töne, die wie eine improvisirte Jubelouvertüre klangen, und der Kanarienvogel im zierlichen Käfig über dem Fenster fiel trotz der späten Abendstunde aus vollem Halse schmetternd ein, so daß selbst die Stimme des Annele, welches zurückkam, die Ankunft der Mimen und Musikanten zu vermelden, ungehört verhallte. Ebenso ging es dem Friedle, welcher nachfolgte, um zu fragen, ob er noch mehr Stühle hinübertragen solle. Herr Friedlieb ließ sich in seinen Phantasien nicht stören, — bis die Thüre abermals sich öffnete und ein nicht mehr junger, städtisch, aber nicht eigentlich neumodisch gekleideter Herr eintrat. Seine ganze Erscheinung hatte etwas Schlichtes; mit Ausnahme der schweren, über der Weste zur Schau getragenen goldenen Uhrenkette, ließ nichts den Mann verrathen, dem sein Vermögen erlaubte, zu seinem Ver-

Digitized by Google

gnügen zu reisen und da und dort nach Belieben einen längeren Aufenthalt zu nehmen.

„Ich komme spät," sagte er, „nicht wahr? Sie haben am Ende gar auf mich gewartet?"

„Ganz und gar nicht, Herr Peregrin," entgegnete zuvorkommend der Lehrer. „So eben, in diesem Augenblick seid Ihr die Mitglieder drüben angerückt."

„Bin sehr begierig!" ließ sich der geehrte Gast vernehmen. „Es macht Ihnen doch erstaunlich viel Mühe, nicht wahr? Ich denke aber, das Schwierigste wird überwunden sein. — Und Sie, liebes Annchen?" fuhr er fort, ohne die Antwort seines Freundes abzuwarten, „wie geht's Ihnen? was macht die Declamation? fühlen Sie nicht ein bischen Angst, so wie etwa der Recrut, wenn er zum ersten Mal im Feuer exerciren soll?"

„O gar nicht!" gab das Annele zur Antwort; „ich verlaß mich halt auf die nachsichtige Zuhörerschaft."

„Ei freilich," sagte lächelnd Herr Peregrin; „wer so viele Freunde hat, wie unser schönes Annchen, dem darf für den Erfolg niemals bange sein."

„Meine Freunde," versetzte das Mädchen etwas schnippisch, „sind wohl die aller Andern; ich glaub nicht, daß ich ganz besondere hab, wenigstens unter den Zuhörern nicht," setzte es zweideutig hinzu; und der Friedle warf einen schadenfrohen Blick seitwärts auf den zutunlichen Herrn und murmelte etwas wie „Merks Marx" zwischen den Zähnen.

„Man hat oft Freunde da, wo man sie am wenigsten vermuthet; und sehr oft sind solche unbekannte Freunde gerade die besten und probehaltigsten," entgegnete Herr Peregrin, ohne sich durch das spröde Wesen des schönen Kindes irre machen zu lassen.

„Ich mein aber," sagte dieses scheinbar unbefangen, „ein Mädchen soll nicht gar zu viele Freunde haben. Eine Freundschaft, die sich unter Viele theilt —"

„Kann unmöglich stark sein, wollen Sie sagen", fiel ihm Herr Peregrin ins Wort. „Ganz richtig in gewissem Sinn: es soll ihr Herz nicht unter Viele theilen; ja freilich in dem Sinn soll und kann ein Mädchen nur einen Freund haben."

Natürlich, dachte der Friedle, und der bist du!

„Es ist dies ein gar zartes und interessantes Kapitel," fuhr der galante Herr Peregrin fort, „von welchem wir übrigens, wie ich merke, ganz übereinstimmende Ansichten haben. Ich hoffe, liebes Annchen, Sie werden sich später bewogen fühlen, auch mich unter die Zahl Ihrer Freunde aufzunehmen."

„Am Samstag, das heißt morgen also, Herr Peregrin," fing jetzt der Lehrer an, der unterdessen in seinen Notenheften geblättert hatte, „wird die Ankündigung im Wochenblatt erscheinen; auch die Zettel sind schon fertig und sollen morgen ausgegeben werden." Und nachdem er ihm ein Exemplar hiervon überreicht hatte, lud er seinen geehrten Gast ein, mit hinüber in die Schulstube zu gehen, wo die Probe jeden Augenblick beginnen könne.

Der Friedle aber war den Beiden nicht sogleich gefolgt; er hielt das Annele am Aermel zurück und fragte mit gedämpfter Stimme: „Nu, kommt dir mein Verdacht jetzt noch so lächerlich vor? Ist das nicht eine förmliche verblümelte Liebeserklärung gewesen?"

„O, ich mein," gab das Annele lebhaft zur Antwort, „er hat's merken können, woran er ist."

„Freilich, aber du hättest ihn noch stärker abtrumpfen sollen."

„Ah — man darf doch nicht unhöflich sein," entgegnete das Annele. „Du siehst ja, wie der Vater für ihn eingenommen ist. Ich würd ihn grausam verzürnen."

„Ich hätt gute Lust, gar nicht mehr mitzumachen," brummte der Friedle ärgerlich im Hinausgehen und setzte trutzlich die Pelzkappe aufs linke Ohr.

„Das wär noch schöner!" ereiferte sich das Annele. „Hör, mach jetzt keine Streich — und sei vernünftig, komm!" Und damit nahm es ihn am Arm und schob ihn sachte vorwärts gegen die Thüre des Schulzimmers.

Da jedoch, wie wir sorben gehört haben, bei der Probe außer Herrn Peregrin keine Zuhörer eingelassen werden, so müssen wir unsere Neugierde bezähmen bis zum Tage der vielbesprochenen Aufführung. Nur so viel sei bemerkt, daß die Probe nach Wunsch ausgefallen und der Kunst- und Hausfreund Peregrin sich bewogen fühlte, am Schlusse derselben sämmtliche Mitwirkende über den

Digitized by Google

Schellenkönig zu loben und dem hocherfreuten Director mit vielsagendem Händedruck von Herzen zu gratuliren. (Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

Der Vertheidiger, Advokat Robert, ergreift das Wort: „Man hört es der Anklage an — beginnt derselbe — daß sie Mißtrauen in ihre eigenen Kräfte setzt; sie trägt ihre Schwäche unverkennbar zur Schau und sucht sich durch die düsteren Antecedentien des Angeklagten zu decken. Dieses Verfahren macht der Vertheidigung ihre Aufgabe leicht, und ich bin fast versucht, dem ehrenwerthen Organ des öffentlichen Ministeriums dafür zu danken, daß er uns durch seinen Vorgang das Recht einräumt, auch unsererseits über die Grenzen der abgeurtheilten Sache hinauszugehen und das Leben des Angeklagten zu recapituliren — ein Leben, in dem das Unglück eine weit größere Rolle als das Verbrechen spielt, in dem Manche ein geheimnißvolles Fatum, wir dagegen die ununterbrochene Spur einer feindlichen Verfolgung erblicken.

Der Angeklagte soll die Bahn des Verbrechens mit einem Kirchendiebstahl zu Antwerpen begonnen haben. Aber, wiewohl er verurtheilt wurde, halte ich seine Schuld keineswegs für erwiesen; jedenfalls war er in jenem zarten Alter, wo die mangelnde Zurechnungsfähigkeit das Verbrechen ausschließt, und unbegreiflich mußte es scheinen, daß grade sein angeblicher Wohlthäter und Erzieher, der Pater Lhoire, den Knaben den Gerichten überlieferte — unbegreiflich für Jeden, welcher die Spuren des von den Jesuiten gelegten Planes nicht verfolgt hat, sehr erklärlich für Die, welche etwas tiefer mit der Vergangenheit sich beschäftigt haben.

Der Vertheidiger geht nun auf die bereits im Eingange des Berichts erzählten Zwischenfälle über. Er weist nach, daß die größte Unwahrscheinlichkeit gegen die Behauptung des Pater Lhoire vorliege, der Angeklagte habe einen Mordversuch auf seinen Oheim gemacht, und fährt dann fort:

Der junge de Buck wurde in die Irrenanstalt zu Froidmont eingespeert. Dort schrieb er einen Brief, in dem er sich selbst des Mordversuchs auf seinen Oheim anklagt; aber der Brief trägt den Stempel seines Ursprungs, es ist der Beichtgeruch stark über ihn ausgebreitet. Der Pater Lhoire benutzte den Gemüthszustand des Knaben, um ihm ein Bekenntniß zu entlocken, das ihm für immer das Herz seines Oheims entfremden sollte. Ich muß bei der Rolle, welche Pater Lhoire in diesem Trauerspiele einnimmt, etwas länger verweilen. Er ist eines der intelligentesten, scharfblickendsten und gewandtesten Mitglieder der nur allzusehr berühmten Gesellschaft Jesu. Ich gebe ihm gern dieses Zeugniß. In diesem Orden, wo das Individuum vor der Gesellschaft verschwindet, wo Alles nur auf einen einzigen allgemeinen Zweck gerichtet ist, müssen die Rollen mehr als in irgend einem andern Verhältniß vertheilt werden. Dieser Zweck ist die universelle Herrschaft, zunächst die Herrschaft über die Gewissen; aber die Jesuiten ziehen die weltliche Herrschaft der geistlichen in vielen Fällen vor; die gespickten Kassen sind ihnen oft lieber, als die geretteten Seelen. (Gelächter.) Den am wenigsten befähigten Gliedern des Ordens wird der Unterricht, der zweiten Klasse die Missionen, der dritten, wozu die befähigtsten Glieder gehören, die Erbschleicherei übertragen. Das ist die Specialität des Paters Lhoire, der Pater Hessels und Franqueville, die zwar nicht die vollendete Geschicklichkeit des Ersteren erreicht haben, indessen immerhin diesem Geschäfte nicht fern stehen. Welche Beute mußte für diese drei Genossen ein Mann, wie der verstorbene van Boey, ein Frömmler bis zum Exceß, dabei Millionär und alter Junggeselle, sein! Sie dringen zu Dutzenden in sein Haus und üben allmälig eine absolute Herrschaft über seinen Geist aus. Sie verstehen es, seine Familie zu entfernen, sie triumphiren auch über eine andere religiöse Gesellschaft, die mit ihnen zu rivalisiren sucht, die Trappisten. Der Geschickteste trägt den Raub davon.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

Eierschalen oder Kalk unter das Futter der Hühner in hinreichender Menge gemengt,

Digitized by Google

bewirken nicht nur ein begieriges Fressen desselben Seitens der Hühner, sondern diese legen auch 2—3 Mal so viel Eier als sonst. Eine gut genährte Henne ist im Stande, eine Menge Eier zu liefern, jedoch kann sie dies nicht ohne dies nöthige Material zur Schale, wenn ihr Futter auch sonst noch so nahrhaft ist, und muß damit ganz aufhören, wenn sie nur mit kalkfreiem Futter und Wasser ernährt würde.

Die Zeit.

Lob sei der Zeit und ihrer Wunderkraft!
Die Zeit bringt Rosen und es wird dem Saft
Der Traube Süßigkeit mit ihr zu Theil;
Sie bringt dem Müden Ruh, dem Kranken Heil;
Was du mit Eifermuth umsonst bekämpft,
Die Zeit ist's, die es niederwirft und dämpft.
Des Geistes Herrschaft und die Heiterkeit,
Nach denen du vergebens rangst im Leid,
Im Sturm der Leidenschaft, sie kommen dir
Von selber mit der Zeit und frommen dir.
Im tiefsten Abgrund, wo zu Tod erschreckt
Dein Auge keinen Ausweg mehr entdeckt
Und Hülfe nicht erkundet ringsumher,
Empfängst du Stund' um Stunde mehr und mehr
Die Stärke, die sich endlich wagt hervor
Und muthig wieder klimmt zum Tag empor.
Wie langsam auch Genesung naht, sie naht,
Unglaubliches wird mit der Zeit zur That,
Denn alle Kraft ist nicht so stark im Streit,
Vernunft ist nicht so mächtig wie die Zeit.
Getrost darum, o Mensch, und zage nicht,
Aufringe dich vertrauensvoll zum Licht!
Wenn auch nicht Alles, — unerwartet Viel
Ist für Bejarrlichkeit gespart am Ziel.

Verschiedenes.

Der vierjährige Sohn eines Berliner Weinhändlers hatte zur Feier seines Geburtstags 8 seiner Mitschüler und Spielgenossen zu sich geladen. Die Knaben begaben sich, nach kurzem Aufenthalte in dem Wohnzimmer, nach dem Garten, um sich dort durch Spiel die Zeit zu vertreiben. Als sie sich zum Abendessen nicht einfanden, begab sich der Hausherr, um sie zu rufen, nach dem Garten. Wider Erwarten fand er Niemand dort anwesend; keine Spur von den Knaben war aufzufinden. Es wurde zehn, sogar elf Uhr, aber Niemand aus der Gesellschaft erschien. Jetzt wurde der Vater unruhig, er schickte seine Dienstboten nach allen Himmelsgegenden aus. Aber auch diese kehrten unverrichteter Sache wieder heim. Schon wollte der Weinhändler zur Polizei senden, als er plötzlich ein anhaltendes Stöhnen, welch es aus dem Keller herzurühren schien, vernahm. Er begab sich mit seinen Leuten sofort in den verdächtigen Keller. Als er denselben betreten, bot sich ihm ein eigenthümlicher Anblick dar. Sämmtliche Knaben lagen am Boden und — schliefen. Die neben ihnen liegenden geleerten Weinflaschen deuteten zur Genüge darauf hin, auf welche Weise die jungen Herren den Geburtstag ihres Kameraden gefeiert.

(Tonkünstler-Versammlung zu Karlsruhe.) Dem Vernehmen nach soll in der vorletzten Woche des August d. J. in Karlsruhe eine mit musikalischen Aufführungen verbundene Tonkünstler-Versammlung, ähnlich denen, welche in den Jahren 1859 zu Leipzig und 1861 zu Weimar veranstaltet wurden, stattfinden. Dieselbe ist von dem Vorstande des Allgemeinen deutschen Musikvereins zu Leipzig nach Vorschrift der Vereinsstatuten ausgeschrieben worden, und ist der Zweck derselben, neben Anregung durch mündliche Vorträge und Besprechungen, den Mitgliedern zugleich Gelegenheit zur Aufführung ihrer Werke zu geben. Die hierbei veranstalteten Aufführungen, die sämmtlich im großh. Hoftheater stattfinden, erstrecken sich auf Chor- und Orchesterwerke, sowie Compositionen für Kammermusik und Solovorträge, und hat die Hauptdirection Herr von Bülow übernommen.

Auflösung der Charade in No. 94:
Spießglas.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
oder
Neustadter Zeitung.

No. 96. Donnerstag, den 11. August **1864.**

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

(Fortsetzung.)

II.

Am nächstfolgenden Tage finden wir die Lehrerstochter Nachmittags im Garten schon eifrig mit ihren Zöglingen, den zarten Sexlingen, beschäftigt. Es schien heuer einen baldigen Sommer und ein fruchtbares Jahr geben zu wollen. Alle Anzeichen dazu waren vorhanden: früher Donner, Märzenstaub, das Erscheinen wilder Kraniche und überaus günstige Loostage. Um die sonnigen Halden flatterten bereits einzelne Schmetterlinge, während über den zartgrünenden Saaten in blauer Luft die Lerchen lustig ihre Jubellieder erschallen ließen.

Auf dem nahen Anger am rasch fortwellenden Bächlein spielten Kinder und weideten Gänse zwischen langen, zum Bleichen ausgespannten Leinwandstücken. Alles, die ganze Natur hatte ein so frisches, frohes Aussehen, daß man kaum glauben mochte, es gebe heut Menschen mit finstern, griesgrämlichen Angesichtern. Und doch wandelte Einer auf dem Fußwege durch die Wiesen daher, der von all den günstigen Anzeichen und Frühlingsbotschaften nichts zu hören und zu sehen schien. Mit eingekniffenen Lippen, ärgerlich, weder rechts noch links blickend, rannte er geraden Weges auf das Schulhaus zu. — Das Annele, als es eben einmal von seiner Arbeit sich erhob und über den unbelaubten Haag in die Wiesen hinaus schaute, verwunderte sich, den Friedle zu so ungewohnter Stunde daher kommen zu sehen. Es ging ihm bis zur Gartenthür entgegen; er aber grüßte kurz und sagte, es solle nicht erschrecken, er habe ihm Etwas zu sagen.

„Hat der Herr Vetter geschrieben?“ fragte es voll schlimmer Ahnung und schaute ihm forschend ins Gesicht.

„Ja!“ sagte der Friedle keuchend und erhitzt vom schnellen Laufen.

„Nu, und wie lautet's?“

„Schlecht!“ entgegnete er betrübt. — „Denk nur, Der schreibt ja, daß er gar nichts thun kann! Er hab sein Geld alles in Häusern und im Geschäft stecken; die Zeiten seien gegenwärtig schlecht und — kurzum, er entschuldigt sich und gibt mir statt Geld wohlfeile Rathschläge — wie man's macht, wenn man nichts für Einen thun will.“

Das Annele schüttelte den Inhalt seiner weißen Gartenschürze, eine Anzahl grüner Setzlinge, sogleich auf das Frühbeet und ging mit ihm, ohne ein Wort zu reden, hinein in die Wohnstube.

„So ist die Welt,“ fing hier der Friedle in desperater Laune wieder an. „Jeder schaut auf seinen eigenen Nutzen — und denkt, die Andern sollen sehen, wie sie durchkommen.“

„Und gibt es denn nun gar kein Weg mehr, das Gütle zu behaupten?“ fragte das Mädchen tief Athem holend und schlug mit dem Sacktüchlein, das es unterdessen hervorgezogen, Schweigen gebietend gegen den Käfig des Kanarienvogels, der mit unzeitigem Jubel die Redenden zu begleiten angefangen hatte.

„Die Gläubiger,“ erklärte der Friedle, „dringen halt auf den Verkauf, oder verlangen sichere Bürgschaft. — Und was wär es auch, wenn sie noch ein Jährle oder zwei zuwarten wollten. Die Last ist zu groß, und mit aller Müh und Arbeit könnt ich mich am End doch nicht behaupten. Drum ist es besser, der

Digitized by Google

Karren bricht jetzt als später. Die Welt ist ja groß und weit."

„Du wirst doch nicht —," unterbrach ihn das Annele besorgt.

„Fortgehen, meinst du? — Schau, nicht mit zehn Gäul könnt mich Einer jetzt noch hier im Ort zurückhalten."

„So leicht gibst du Alles auf?" fragte das Mädchen im Tone des Vorwurfs.

Der Friedle heftete einen prüfenden Blick auf das liebe Kind, das sich halb unwillig von ihm abgewendet hatte.

„Annele," sagte er mit erzwungener Ruhe, „kann ich dir zumuthen, daß du deine Hoffnung auf einen Menschen setzen sollst, dem nichts übrig bleibt, als sein Glück in der weiten Welt zu suchen?"

„Also so wenig Vertrauen setzest du in mich?" entgegnete es ernst. „Ich müßt dir wahrhaftig zürnen, wenn ich glauben könnt, du hältest mich wirklich für so wankelmüthig."

„Ich kann dir's redlicherweis fast selber nicht mehr zumuthen! Meine einzige Hoffnung," sagte er achselzuckend, „ist jetzt Amerika! Und da kann ich mir denken —"

„Kleingläubiger Mensch!"

„Ist's nicht meine Pflicht, so zu reden? Doch sei nicht ungerecht, du weißt nicht, wie schwer es mich ankommt."

„Friedle!" sprach das Annele entschlossen, indem es seine Hand ergriff, „ich schreck vor keinem Opfer zurück. Was ist Lieb und Treue, die nur in guten Tagen feststeht, in bösen aber sich nicht bewährt? — Lueg, ich hab mir alle Fäll schon durch den Kopf gezogen, hin und her. Wenn ich aufwach in der Nacht und es ist Alles still um und um, und ich hör Zwei, ich hör Drei schlagen, da mach ich mir meine Gedanken und stell mir vor, wie Alles noch kommen könnt. — Es ist wahr, wenn mir früher Einer gesagt hätt, ich müßt mein Glück noch drüben in Amerika suchen, ich hätt ihn ausgelacht; es ist mir ein Gedanke gewesen, den ich nie hab fassen können. Manchmal in der Nacht, wenn der Sturm so fürchtig gethan hat, als woll er die Dächer und Giebel einreißen, und das Wetter gewesen ist, als käm der jüngste Tag, — da hab ich mir jedes Mal lebhaft vorgestellt, wie's Einem jetzt sein müßt auf dem Meer. — Und wenn die Mannen Abends bei uns als erzählt haben, wie es drüben sei, weder Treu noch Glauben unter den Menschen und überall nur Eigennutz oder Betrug, — und wie so Mancher sich wieder heim wünscht und zuletzt im Elend vergeht — lueg, da ist es mir oft windeweh geworden bei dem bloßen Gedanken, auch ich müßt einmal so die Heimath und die Eltern und Alles im Stich lassen und in ein Land ziehen, wo Einem Alles fremd ist, selbst die Sprach. — Jetzt ist mir's anderst: jetzt weiß ich, daß ich's auch thun kann, Friedle. — Nur Eins fiel mir schwer, ich gesteh dir's frei, der Abschied vom Vater, — wenn ich denken müßt, ich säh ihn zum letzten Mal im Leben." Und damit wischte sich das Annele mit dem Tüchlein einige Mal über die Augen.

„O du gutes herziges Kind!" rief der Friedle bewegt und schloß es zärtlich in seine Arme. „Jetzt bin ich vollkommen getröstet, komm es, wie es wolle. — Freilich," setzte er treuherzig hinzu, „geh auch ich nicht so ring fort, wie manch Anderer. Was meinst, wie ungern ich abzieh von Haus und Hof, wo schon Eltern und Großeltern gehaust haben; wo kein Markstein steht, kein Baum und kein Busch, der mir nicht von Jugend auf bekannt ist? Aber ich bin resolvirt und auf Alles gefaßt. Hier zu Land wär ich meiner Lebtag halt der verdorbene Bauer; drüben ist ein anderer Boden, auf dem es mir eher gelingen wird, mich wieder aufzuschwingen. — Ich bin gesund, Gottlob, und kräftig, und im Schaffen geh ich Keinem aus dem Weg, woher er kommt. Ich will schanzen und rackern Tag und Nacht — vor keiner Arbeit schreck ich zurück, und wenn's Steinklopfen wär. Alles nur in dem Gedanken: wenn du's zu Etwas bringst, vorwärts kommst und Glück hast — so —"

Er hielt einen Augenblick inne und schaute das Annele beweglich an; und es verstand, was er sagen wollte, und versicherte: „Auch ich bin nicht verzärtelt auferzogen. Du weißt, wie wir's bisher gehabt haben, und wie es bei dem schmalen Einkommen geheißen hat, Hand anlegen früh und spät. — Es ist freilich ein bedenklicher Schritt, aber williges Herz macht leichte Füß, denk ich, und unser Herrgott ist überall."

Digitized by Google

„Du machst mir wieder neuen frischen Muth," fabelte der Friede hochaufathmend und den herzigen Schatz mit inniger Lust betrachtend. „Haus und Hof können sie haben," rief er resignirt und schlenkerte seine Pelzkappe auf den neben stehenden Tisch — „da, fallt drüber her wie hungrige Raubvögel; was liegt mir daran, wenn nur du mir bleibst! — Und", setzte er lächelnd hinzu, „so ganz mit leeren Händen brauch ich just auch nicht fortzugehen. Fünf, sechshundert Gulden bleiben mir im schlimmsten Fall über alle Schulden. — Und wenn alle Strick brechen," schloß er zum Humor übergehend, „so können wir ja unser Brod noch auf dem Theater verdienen. Der Anfang dazu ist Bigott ja gemacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

De Buck war Anfangs für seinen Oheim ein Gegenstand besonderer Vorliebe, die Jesuiten fürchteten von ihm bei der Schwäche des Greises eine besondere Gefahr für ihre Pläne, und der Knabe mußte um jeden Preis beseitigt werden. Es gelang ihnen dies nur zu sehr; in ihm wurden denn alle übrigen Verwandten personificirt, und dem alten van Boey fort und fort in die Ohren geschrieen: Sehen Sie den Gebrauch, den man mit Ihrem so mühsam zusammengebrachten Vermögen machen würde! Sie werden für alle Sünden, die man mit diesem Gelde begehen wird, verantwortlich sein! Wie wohl wird sich Der in Ihrem Hause fühlen, der in diesem selben Hause die Spuren seiner mörderischen Absichten zurückgelassen hat! — Pater Lhoire war nicht nur der Beichtvater und geistliche Lenker des verstorbenen van Boey, er war auch das Factotum in seinem Hause, sein Geschäftsführer und Intendant, er befaßte sich zu gleicher Zeit mit den geistigen und den pecuniären Interessen des alten van Boey. Er übernahm die Erziehung des jungen de Buck; er brachte ihn nach Braine le Comte. (Der Vertheidiger wiederholt hier bereits mitgetheilte Thatsachen und legt besonderes Gewicht darauf, daß Pater Lhoire die Heirath des Angeklagten mit Katharine Manfroid, die ihn zu einem geordneten Leben zurückgeführt haben würde, zu verhindern wußte.) Am 1. November 1849 — fährt der Vertheidiger fort — schrieb de Buck von Toulon aus an den Pater Lhoire; er kündigte darin seine Absicht an, nach Belgien zurückzukehren. Auf den Pater Lhoire mußte dies einen sehr unangenehmen Eindruck machen; de Buck galt für todt, die Familie war beseitigt und die Erbschaft des alten van Boey den Jesuiten schon ziemlich sicher. Die Rückkehr des Neffen konnte die Erbschaft wieder in Frage stellen. Deßhalb wurde de Buck bedeutet, daß, wenn er nach Beendigung seiner Strafzeit nicht alsbald nach Belgien zurückkehre, sondern einige Jahre im Auslande bleibe, die Jesuiten für sein Fortkommen sorgen würden; er erhielt, um ihn an dies Versprechen glauben zu machen, von Zeit zu Zeit Geld zugesandt. Zugleich aber wurde der bereits hinfällige Greis van Boey zu einer Reise nach Rom gezerrt; man schleppte ihn von Kloster zu Kloster, von Kirche zu Kirche, und dort in Rom endlich kam das heißersehnte Testament zu Stande, nachdem man dem Alten beiläufig 200,000 Francs an Geschenken entlockt hatte. Die Trappisten waren geschlagen und der alte van Boey hielt seinen Neffen für todt. Die Jesuiten wußten ihn in diesem Glauben zu erhalten; denn wenn er erfahren hätte, daß ein Glied seiner Familie auf den Galeeren sei, würde vielleicht das Gefühl für die Ehre seiner Familie erwacht sein, und ein Augenblick konnte das mühsame, jahrelange Werk der Jesuiten zerstören. — Pater Lhoire schickte dem Angeklagten Geld aus seiner Tasche. Es ist erwiesen, daß er log, als er behauptete, daß der Onkel das Geld gegeben.

Präsident: Er hat erklärt, daß sein Gedächtniß schwach sei.

Adv. Robert: Er erinnert sich außerordentlich gut anderer Dinge. — Der alte van Boey stirbt endlich. Die Verhandlungen geben uns ein Bild von der schmachvollen Flucht der ehrwürdigen Väter aus dem Sterbehause; wie sie ihr Brevier öffnen und mit cynischer Schamlosigkeit sagen: „Wir nehmen nichts mit uns hinweg!" — eine Aeußerung, die beweist, daß sie jenen Ver-

Digitized by Google

dacht mit vollem Rechte fürchteten. Es wäre jetzt der Augenblick dagewesen, wo sie ihr heiliges Amt erfüllen, über den Todten wachen, die Familie trösten konnten, aber nein, sie fliehen, um den Vorwürfen dieser Familie zu entgehen, die sie ärger als Gewissensbisse fürchten mußten. Der Advokat Valentynus war nominell zum Universal-Erben ernannt, obwohl van Boey ihn erst wenige Tage vor seinem Tode, da er kaum noch sehen konnte, kennen gelernt hatte. Er war das Werkzeug der Jesuiten und lediglich eine untergeschobene Person, um die Bestimmungen des Gesetzes zu umgehen. Die außerordentliche Frömmigkeit des Valentynus erlaubte den Jesuiten dieses gefährliche Vertrauen in ihn zu setzen. Die Erbschleicherei war vollendet. Das Testament enthielt die Clausel, daß bei dem geringsten Versuch der Verwandten, das Testament umzustoßen, diese der ausgesetzten Legate verlustig sein sollten. De Buck allein war in dem Testamente nicht erwähnt. Für ihn gab es keinen Vortheil, aber auch keine Fessel; er konnte das Testament angreifen, und die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit war vorhanden, daß er den gespielten Betrug aufdecken werde. Dies mußte um jeden Preis verhindert werden. Deßhalb hielt man ihm das Phantom seines Bekenntnisses entgegen, deßhalb harte Pater Lhoire von dem Galeeren-Sträfling zu Toulon das Bekenntniß seiner Uebelthaten verlangt, um dasselbe als eine Waffe gegen den Exhprätendenten zu gebrauchen.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Ein neues Ausrottungsmittel für alle Nagethiere, wozu die Mäuse gehören, ist kohlensaurer Baryt in der Gestalt eines feinen Pulvers. Um ihn als Mäusegift zu verwenden, wird das Pulver mit Mehl gemengt oder zu einem Teige geknetet, der immer als Köder dienen kann. Dieser Stoff, welcher seine volle Wirkung auf diese Thiere übt, wird in England jährlich in großer Menge zur Vertilgung von Feldmäusen und Ratten verbraucht. Das „Journal d'Agricult. pratique" empfiehlt ihn insbesondere aus dem Grunde, weil er nicht die Nachtheile der anderen früher angewendeten Gifte hat.

Verschiedenes.

Ein Schuldner schrieb an seinen Gläubiger „Sie mahnen mich an die schuldigen 100 Thaler und wollen mich, wenn ich nicht zahle, in Wechselarrest setzen lassen. Da mir nun augenblicklich keine anderen Münzsorten zu Gebote stehen, so kann ich Sie nur in Fersengeld auszahlen."

An die verehrlichen Herrn Lehrer der hiesigen Lateinschule.

Geschehen ist der ernste Schritt
Und hinter uns die schönste Zeit.
Der Knabe zagend nur betritt
Die Welt mit ihrer Last und Freud.
Wohl mag das schwache Herz hier zagen:
Ein schwerer Kampf ist noch zu wagen.

Doch muthig woll'n wir ihn beseh'n,
Wohnt edler Same in der Brust.
Nie, nie soll dieser untergeh'n,
Dann weichet auch die böse Lust.
Schön sollen diese Keime treiben
Und immer in dem Herzen bleiben.

Doch Euch, Ihr Geber solcher Gab',
Zu danken, treibt das Herz. Die Müh',
Die Sorg', die man euch übergab,
Gelöset habt Ihr glänzend sie.
Noch viele Tage Euch verleihe
Der Herr, zu Andrer Glück er's weihe.

Er gebe Euch noch viele Freud',
Erzeiget durch ein willig Herz;
Fern sei von Euch das kleinste Leid,
Nie nag' an Eurer Brust der Schmerz.
Nur Glück und Freude bei Euch wohne
Und Eure schwere Müh' belohne.

So Geärnet die schönste Frucht habt Ihr,
In unserm Herz Gefühl es ist,
Gestreut den schönsten Samen hier,
Den jeder Schüler nie vergißt.
Nie soll der Dank in uns erkalten
Als Lohn für Euer edles Walten.

Neustadt, den 8. August 1864.

Ein absolvirter Schüler der Lateinschule.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Köhler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 97. Samstag, den 13. August **1864.**

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

(Fortsetzung.)

„Ja, siehst du," sagte das Annele gutmüthig, „ich hab doch Recht gehabt, es werd Eppes dazwischen kommen, was mir die Freid verdirbt. O, ich hab's geahnt die ganze Zeit her; es ist mir manchmal wie ein Stein auf dem Herz gelegen, so daß ich vielmal gemeint hab, ich werd am End noch ernstlich krank. — Und dann hab ich wieder so viel an die Mutter selig denken müssen; und letzthin, denk nur wie sonderbar, hat es mir geträumt, sie sei noch am Leben und sei bei mir im Garten und schau nach den Blumen, die ihre Liebhaberei gewesen sind, — und da seien halt zu meinem Kummer schon alle welk und verdorrt gewesen, nur ein Rosenstöckle von allen ist noch grün gewesen und hat frisch zu blühen angefangen. — Sag, was bedeutet denn das, wenn es Einem von Blumen oder Rosen träumt?"

„Ach, was wird's bedeuten!" sagte der Friedle. „Schau, du hast die Täg viel mit dem Garten zu schaffen gehabt, und was man den Tag über treibt und woran man viel denkt, das kommt Einem gern zu Nacht im Traum vor. Das hab ich selber schon hundertmal an mir erfahren. — Wie manchmal bin ich nicht im Traum auf dem Feld, ich fahr, zacker, lad Heu, schneid Kurzes oder fahr mit dem Zug, oder bin im Stall bei den Rossen. Und siehst, so kommen dir deine Beschäftigungen für; wärst du ein Stadtfräule, so würd es dir vom Theater, von Bällen, von Krinolinen, von Uniformen, Visiten, Chaisenfahren und anderm Trödel träumen."

Herauf fragte er nach dem Vater der Annele, dem er den Inhalt der so eben erhaltenen fatalen Botschaft doch auch mittheilen wolle. Der Vater, sagte das Annele, sei in die Amtsstadt gegangen, um dort für die Verbreitung der Zettel Sorge zu tragen. Dann richtete es an Friedle die Frage, warum er gestern nach der Probe sich so fortgeschlichen habe, wie die Katz aus dem Taubenhaus?

„Du weißt, warum!" gab er zur Antwort. „Seine verdammte Zudringlichkeit kommt mir jeden Tag abgeschmackter vor. Und es steht fast aus, als thu er's extra nur mir zum Aerger und zum Verdruß."

„Ah, laß ihm doch die Freud!" begütigte das Annele. „Glaub mir, wenn er mir einmal gar zu knollig kommt, will ich ihm den Weg schon zeigen."

In dieser Weise plauderten sie noch eine Weile fort; dann wurde das Gespräch durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen; und nachdem das Annele geöffnet, trat ein kleines Mädchen ein, welches vorsichtig im Arm einen Blumentopf und in der Hand ein zusammengefaltetes Papier trug. Das volle rothbackige Gesichtchen schaute einen Augenblick sprachlos unter dem runden, mit rothen Moosrosen verzierten Wälderhütlein hervor; dann, als es genugsam Athem geschöpft, begann es seinen Auftrag pünktlich herzusagen: die Mutter lasse die Jungfer Gote *) grüßen, und da schick sie ihr den Blumensamen und den Rosmarineinschnitt, den sie ihr versprochen hab.

„Da hast du jetzt die Auslegung von deinem Traum!" warf der Friedle scherzhaft hin,

*) Pathin.

Digitized by Google

„Rosmarin bedeutet Brautschaft, offenbar wirst du nun bald Braut werden."

Bis dahin, meinte das Annele, indem es das Blumenstöcklein sorgsam auf den Tisch stellte, habe das Zweiglein Zeit genug zum Wachsen; „gelt Rosele, bis deine Gote einmal das Brautkränzlein von ihm nehmen wird?"

Das Rosele nickte, erinnerte sich aber bei diesen Worten an das Versprechen der Mutter: daß es bei der Hochzeit seiner Gote als Ehrenmägdlein ein Kränzlein tragen dürfe.

Die Gote bestätigte es und setzte hinzu: „Weißt du aber auch, mit wem ich Hochzeit mache?"

Das Kind schwieg und schaute mit seinen großen Blauaugen fragend den Friedle an.

„Wie dem Friedle da, meinst du?" sagte das Annele lachend. „Komm, gib ihm's Händle und sag: sind au Gottwilche (Gottwillkomm), Vetter Friedle! — So, und jetzt zeig, kannst du das nette Sprüchlein noch, das ich dich letzthin gelernt hab? Sag's dem Friedle schön her und sag, er soll sich's merken. — Wie heißt's?"

„Sorg, sorge, soll ich das oder die Waldvögelein?" fragte das gelehrige Rosele.

„Das Erste," meinte die Gote und das Kind sagte in einem Athem sein Sprüchlein her:

„Sorg, sorge, aber nicht zu viel,
Es geht doch, wie's Gott haben will."

„Und jetzt das Zweite," commandirte das Annele, „aber hübsch langsam!" — Die Augen unverwandt auf die Gote gerichtet declamirte das Rosele:

„Sagt an, meine lieben Waldvöglein,
Wer ist's, der euch erhält?
Wo fliegt ihr aus, wo kehrt ihr ein,
Wenn Schnee im Winter fällt?
Es gibt's ja die Erfahrung,
Daß Gott euch all ernährt,
Er schickt euch euer Nahrung,
Weil ihr ihn täglich ehrt.

Ihr habt kein Koch, kein Keller,
Und seid so wohlgemuth,
Ihr trinkt kein Muskateller,
Und habt so frisches Blut.
Wie mag der Mensch so sorgen,
Ihm selber machen bang?
Vielleicht heut oder morgen
Hört er's letzt Vogelgesang!"

„Bravo!" rief der Friedle fröhlich aus, indem er das Kind unter den Armen faßte und es mit raschem Schwung in die Höhe hob: „Ihr trinkt kein Muskateller, und habt so frisches Blut. — Juhe!"

„Da kommt jetzt der Vater," bemerkte das Annele gegen das Fenster gewendet; „und auch der Herr Peregrin!"

„Dann geh ich!" entgegnete der Friedle rasch, während er von der Kleinen abließ und sogleich nach seiner Mütze griff. „Mit Dem mag ich jetzt nicht zusammentreffen. — Bhütigott!"

„Wart, geh da 'naus," sagte das Annele und öffnete die in den Garten führende Thüre, „dann brauchst ihm nicht in den Weg zu laufen. — Komm, Rosele, komm, geh mit in den Garten, hilf mir hacken und säen!" Und damit nahm es das von dem Rosele hergebrachte Papierpäckchen vom Tische und eilte mit der Kleinen der Thüre zu. „Ich mag auch nicht mehr mit ihm zusammenkommen," sagte es zum Friedle. „Seitdem ich weiß, daß er auf das Gretle spannt, ist mir sein Anblick zuwider wie Gift und Operment, verzeih mir's Gott. — Kommet!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Fortsetzung.)

Pater Bossaert, welcher sich in dem Zeugenraume, umgeben von den Jesuiten Lhoire, Franqueville und Hessels, befindet, erhebt sich, bleich und in lebhafter Aufregung; er verlangt, daß ihm der Präsident das Wort gewähre.

Präsident: Worüber wollen Sie sprechen?

Bossaert: Ueber Alles. Der Vertheidiger geht auf ganz andere Dinge über. Ich will über Alles, was er gesagt hat, gehört werden.

Präsident: Ich kann Ihnen nur das Wort gestatten, wenn Sie Ihrer Aussage Etwas hinzuzufügen, d. h. dieselbe zu berichtigen haben. Ist dies der Fall?

Bossaert: Nein.

Der Provinzial nimmt wieder auf seinem Sitze Platz und unterhält sich leise, aber sehr lebhaft mit dem Pater Hessels.

Der Vertheidiger fährt fort: Pater Lhoire

Digitized by Google

selbst gab in seinem Verhöre an, daß jene Biographie nichts als ein Roman, eine Spielerei sei, welcher der Angeklagte in der Hoffnung auf die ihm zugesagte Unterstützung sich unterzog. Er ahnte nicht, daß Pater Lhoire ihn verrathen, ihn um sein Erbe gebracht habe; er wußte nicht einmal, daß sein Oheim todt sei. Er kehrte nach Belgien zurück. Konnte er voraussetzen, daß jene Biographie, die man ihm so hinterlistiger Weise entlockt hatte, eines Tages als eine Waffe gegen ihn benutzt werden würde? Gewiß nicht; denn er würde sonst dem Pater Lhoire, als er ihm das Bekenntniß sandte, geschrieben haben: Sie allein wissen darum, daß ich den gefälschten Namen Bardael trug, daß ich Galeerensträfling war, und Sie, der Freund meines Oheims, mein zweiter Vater, werden dieses Geheimniß, das Ihnen in Ihrer priesterlichen Eigenschaft mitgetheilt ist, nicht verrathen! Nun wohl, dieses Schriftstück lieferte der Pater Lhoire den Gerichten aus. Das ist eine Infamie. Ich glaube, es aussprechen zu dürfen, daß ein solcher Mensch ein Ungeheuer ist. (Lebhafter Beifall im Auditorium.)

Präsident: Sie betrachten den Brief als eine Beichte.

Adv. Robert: Darauf kommt es wenig an. Entweder enthielt der Brief nur eingebildete Dinge, dann beging Pater Lhoire durch die Ueberlieferung desselben an die Gerichte einen Act schändlicher Verleumdung, oder er enthielt Wahrheiten, so machte Jener sich einer Infamie schuldig, indem er den Schützling verrieth, der ihm von seinem Wohlthäter empfohlen war. (Sensation.) Diese aus der Phantasie gegriffene Lebensbeschreibung mußte die Gerichte täuschen. De Buck war hiernach ein Wahnsinniger, ein Mörder. Er kämpfte gegen sein eigenes Phantom, gegen das phantastische Ungeheuer de Buck. Opfer, die er niemals gesehen, stiegen aus dem Grabe empor, um ihn anzuklagen, und die Flammen des Gefängnisses von St. Bernard beleuchteten diese düstere Gruppe.

Der Präsident macht hier den Vertheidiger darauf aufmerksam, daß ein rechtskräftiges Urtheil der Gerichte keiner Kritik unterworfen werden dürfe.

Der Vertheidiger fährt fort: Ich setze großen Zweifel in den Werth des von den Jesuiten-Vätern geleisteten Eides, auf den der öffentliche Ankläger so großes Gewicht zu legen scheint. Man denke nur an die Lehre des berühmten Sanchez von der Mentalreservation.

Der Provinzial Bossaert erhebt sich hier von seinem Sitze und schleudert dem Vertheidiger einen lebhaften Protest gegen solche Aeußerungen zu. (O! O! und Gelächter im Auditorium.)

Der Vertheidiger hebt, im Gegensatz zu der laxen Auffassung des Beichtgeheimnisses seitens der Pater Lhoire und Hessels, welche sogar eine Art Contract hierdurch nothwendig halten, die Aengstlichkeit des Almoseniers zu Vilvorde hervor, der sich geweigert habe, über ihm anvertraute Geheimnisse, seien dieselben nun als Beichte oder auf gewöhnlichem Wege ihm mitgetheilt, Zeugniß abzulegen; er geißelt sodann die affectirte Einfalt der Jesuiten, ihr scheinbares Mitleid mit dem Angeklagten und ihre ausweichenden Antworten, sobald es sich um einen wichtigen Punkt handle. „In dem ganzen Verhöre wird man keine einzige bestimmte Aussage der Jesuiten finden; sie fürchten sich stets, compromittirt zu werden, widersprechen sich selbst und untereinander, gelangen aber bald wieder zu einer Verständigung."

Der Vertheidiger geht nun auf den eigentlichen Gegenstand der Anklage, den Drohbrief, über. Kein anderer Umstand, als die Aehnlichkeit der Schriftzüge mit der Handschrift des Angeklagten, könne als Indicium für die dem Letzteren zur Last gelegte Urheberschaft angegeben werden; und es bedürfe wohl kaum eines Hinweises auf die zahllosen Fälschungen, deren sich die Mitglieder des Jesuitenordens zur Erreichung ihrer Zwecke schon bedient hätten, um den Beweisgrund hinfällig zu machen. Die Anklage stütze sich deßhalb auch hauptsächlich auf die Vergangenheit des Angeklagten; allein die Jury werde anerkennen, daß weder die Vergangenheit, noch die Zukunft eine Domaine des öffentlichen Anklägers sei, daß er sich vielmehr lediglich an den vorliegenden Fall zu halten habe. Wenn es gestattet sei, die Vergangenheit des Angeklagten bei dem Wahr-

Digitized by Google

spruch in Betracht zu ziehen, so würden die Geschworenen jetzt ein ganz anderes Bild von dieser Vergangenheit, als die Anklage es geliefert, empfangen haben.

„De Buck — schließt der Vertheidiger — war zu einer glänzenden Lebensstellung bestimmt; Reichthum, Liebe und Freundschaft standen ihm offen; aber das Gebäude seiner Hoffnungen wurde zertrümmert, er ward verrathen durch eine Hand, über die wohl kein Zweifel mehr bestehen kann. Und nun, nachdem er Jahrzehnte hindurch sein furchtbares Loos getragen, nachdem er kaum dem Gefängnisse entronnen, will man ihm den Rest seines Lebens durch eine neue Anklage rauben. Sie, meine Herren Geschworenen, werden dieses Unrecht nicht zulassen. Ihr Wahrspruch wird die lange Getrennten vereinigen; de Buck aber, dem Sie die Freiheit wieder geben, wird sich dieser Freiheit nicht zur Ausführung seiner angeblichen Drohungen, sondern dazu bedienen, seiner Verlobten ihre Ehre, seinem Sohne die Legitimität zu geben!“ (Lebhafter Beifall im Auditorium.)

Der Staatsanwalt Delecourt erwidert dem Vertheidiger, daß sein Plaidoyer nur ein Roman sei, keine Thatsache von Bedeutung sei darin angeführt, und die Beschuldigung, daß die Jesuiten die Familie van Boey um ihr Erbe betrogen, sei ebenso ungerechtfertigt, als leichtsinnig. Er glaubt, daß es den Geschworenen unmöglich sein werde, ein freisprechendes Verdict abzugeben.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Ludwig Hauff erwähnt in seinem „Leben und Wirken Maximilian's II.“ ein Privatgemach des Königs, welches nur wenige Vertraute des Verblichenen betreten haben und „Sanctuarium“ oder „Allerheiligstes“ genannt wurde. Es befindet sich dasselbe im obersten Stockwerk im Pavillon des Königsbaues, in der südöstlichen Ecke desselben, und hat drei Fenster, wovon eines gegen den Max-Josephsplatz, die zwei anderen nach der Altane hin gehen. Aus dem Ballsaale gelangt man durch zwei Vorzimmer zu diesem ausschließlich zum Privatgemache des Monarchen bestimmten Gemache, zu welchem man übrigens auch von dem im ersten Stock befindlichen Arbeitszimmer auf einer geheimen Wendeltreppe gelangen konnte. Das eine Vorzimmer enthält viele seltene Gemälde von Meistern der Neuzeit und ward vom König als ein zweites Arbeitszimmer benutzt, wenn er ganz ungestört arbeiten wollte. Von diesem Vorzimmer gelangt man dann in das eigentliche Sanctuarium, ein ziemlich großes Zimmer, das den Eintretenden in eine feierliche Stimmung versetzt. Links vom Eingang zwischen zwei Fenstern bemerkt man zuerst ein Bild, die Apotheose eines guten Königs,“ nach Wilhelm Kaulbach's Entwurf von seinem Neffen Friedrich Kaulbach ausgeführt. Vor dem Bilde steht ein Betschemel, und eine geschmackvoll gearbeitete Lampe hängt von der Decke herab. In den Friesen befinden sich 7 Gemälde, die Regententugenden darstellend, personifizirt durch bayerische Fürsten. An den Wänden herum stehen auf den Gesimsen die trefflich gearbeiteten Bronzebüsten von 24 berühmten Männern, neben jeder Büste liegt die Lebensbeschreibung des Mannes, dem die Büste angehört, und an den Wänden hinter denselben sind Sprüche von Weisen und großen Männern, Bibelstellen ꝛc. angebracht, Denksprüche, welche die größte Menschenfreundlichkeit und Vaterlandsliebe, sowie das Durchdrungensein von den Pflichten eines Regenten athmen. Hieher in dieses Heiligthum zog sich der König Max zurück, so oft er mit sich in wichtigen Dingen zu Rathe ging, und noch in den letzten Tagen seines Lebens soll er sein „Allerheiligstes“ aufgesucht haben, um bei den Anfechtungen, die er in jener Zeit zu bestehen hatte, sich zu sammeln und Ruhe zu gewinnen. Den Schlüssel zu diesem Sanctuarium trug der König stets bei sich.

Als im Jahre 1465 so viele böhmische Dörfer abgebrannt worden waren, daß man weit und breit keines derselben mehr sehen konnte, so pflegte man nachher von Dingen, die Einer nie gesehen hatte, zu sagen: Es sind ihm böhmische Dörfer.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 98. Dienstag, den 16. August **1864.**

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

(Fortsetzung.)

III.

Ein paar Minuten nach dem beschleunigten Rückzug der Drei trat der Lehrer mit seinem geehrten Freund in das Zimmer. Sie sprachen von der projectirten Aufführung, und Herr Friedlieb berichtete, daß er der Ankündigung wegen soeben in der Amtsstadt gewesen sei und nun die Zettel morgen erhalten werde.

„Das muß man Ihnen lassen," complimentirte Herr Peregrin den vielbeschäftigten Director, „Sie geben sich erstaunlich viel Mühe. Ueberhaupt habe ich mich überzeugt, daß Ihre Wirksamkeit auch außerhalb der vier Schulwände eine höchst löbliche und ersprießliche ist. Dabei wundere ich mich nur, einen Mann von solchen Verdiensten nicht längst besser verwerthet und, was auch dazu gehört, besser gestellt zu sehen."

„Pah!" entgegnete der Lehrer mit ironischem Lächeln, „auch ich habe in jüngeren Jahren solche Ideale gehegt, nämlich, daß ein ordentlicher Kerl durch tüchtiges, nicht gerade nach der beliebten Schablone gemodeltes, Streben vorwärts kommen könne ohne Protection und ohne daß er den Fuchsschwanz zieht und Bücklinge macht. Seitdem ich mich aber bald ein Schwabenalter hindurch ernstlich mit der Weltgeschichte, besonders der neuern, beschäftigt habe, bin ich in diesen Dingen um Vieles nüchterner geworden. — Doch lassen wir uns nicht von unserem angeschlagenen Thema abbringen."

„Ganz recht, lassen Sie uns von Nächstliegendem und nicht von der Weltgeschichte reden. Ich möchte nämlich über eine ganz besondere Angelegenheit mit Ihnen Rücksprache nehmen," unterbrach Herr Peregrin seinen Freund, während er im altmodischen Großvaterstuhl, dem ansehnlichsten Möbel der prunklosen Schulmeisterswohnung, Platz nahm. Nachlässig hingestreckt, den großen Elfenbeinkamm seines wuchtigen Meerrohrs unter das glattrasirte Kinn gestützt, sagte er dann mit einer gewissen diplomatischen Wichtigkeit: „Ich möchte Ihren Rath hören, geschätzter Freund, in einer ganz besonderen Angelegenheit."

„Wenn ich dienen kann!" versetzte der Lehrer neugierig und rückte ebenfalls einen Stuhl zurecht.

„Drum hab ich ein Plänchen, lieber Herr Friedlieb, und möchte gerne hören, was Sie dazu sagen." Und nachdem der behäbige Herr dem Lehrer eine Prise aus der schweren silbernen Dose geboten, hub er an:

„Wie Sie wissen, ist hier in der Nähe ein kleines Hofgut feil. Die Lage in dem stillen Wiesenthal ist ganz superb — und ich hätte Lust, als Käufer aufzutreten. — So wie ich höre, ist der gegenwärtige jugendliche Besitzer zum Verkauf genöthigt — und die Creditoren scheinen nicht abgeneigt, das Ganze gegen eine Rundsumme in Baar loszuschlagen."

„So viel ich weiß," entgegnete der Lehrer etwas überrascht, „hat der junge Mensch, der Friedle, sich an seinen Onkel gewendet, und man glaubt, daß ihn dieser mit Glücksgütern gesegnete Mann nicht stecken lassen wird."

„Ja, da höre ich soeben vom Bürgermeister, daß von daher ein abschlägiger Bescheid eingetroffen ist."

„Ei, was Sie nicht sagen; da verlaß sich Einer auf reiche Vettern!" rief der alte Schulmonarch aus. — „Das ist mir's erste Wort!

Digitized by Google

Ja, dann ist's freilich Mathä am Letzten mit dem Friedle!"

„Nun — was sagen Sie zu dem Plan? Glauben Sie, daß das Gütchen bei gehöriger Bewirthschaftung seine Procente abwerfen wird? Sie sind mit den landwirthschaftlichen Verhältnissen der Gegend vertraut, was meinen Sie?"

„Bei dem gegenwärtigen niederen Güterpreis," meinte der Lehrer, „können Sie Ihr Geld sicherlich nicht besser anlegen. In einigen Jahren schon kann es um ein Drittel des jetzigen Werthes steigen. Die Felder sind gut und die Wiesen gehören zu den besten der ganzen Gemarkung. Wie gesagt, es fehlte dem Friedle nur an hinreichendem Capital."

„Ja, es ist eben in der Welt einmal nicht anders," versetzte Herr Peregrin; „sehr vielen tüchtigen Menschen fehlt es an Geld, und wo viel Geld ist, fehlt es sehr oft an tüchtigen Menschen."

„Sie haben Recht!" versetzte der Lehrer. „Und dann gehört auch Glück dazu, Weltglück. Mancher hat eben Pech in Allem, was er anfangt. So Einer ist der Vater des Friedle gewesen. Mit lauter Schinden und Plagen ist er um sein Sach gekommen. Und dann war eben der frühzeitige Tod seiner wackeren Frau ein Unglück für ihn und die Haushaltung."

„Also rathen Sie mir zu?"

„Unbedingt! Sie machen einen Schick, ob Sie es nun im Ganzen oder stückweis wieder verkaufen."

„Das möchte ich nun nicht thun," erklärte Herr Peregrin; „ich verknüpfe mit dem Kauf einen ganz besonderen Plan. Als Freund vom Landleben hegte ich von jeher den Wunsch, mir ein stilles Asyl in irgend einem grünen ruhesamen Erdenwinkel gründen zu können. Und seit dem Tode meiner Frau hänge ich diesem Gedanken mehr als je nach. — Sie wissen, ich bin hieher gekommen zu meiner Erholung, um fern vom Stadt- und Geschäftsleben der Ruhe zu pflegen. Der Aufenthalt hier in den Bergen hat länger gedauert, als ich anfangs dachte. Die schöne Natur, die stärkende Luft, meine freundlichen Wirthsleute, Alles gefällt mir hier; — da höre ich von dem bevorstehenden Verkauf des Gutes, und mein Entschluß ist gefaßt. — Freilich, das Gütchen will bewirthschaftet sein. Wer A sagt, muß auch B sagen. Und was ist ein Hauswesen ohne eine tüchtige Hausfrau? So wie Sie vorhin auch ganz richtig den frühen Tod der Bäuerin unter die Gründe des ökonomischen Ruins des in Rede stehenden Hauswesens gezählt haben. — Ich sage, wohl gemerkt, eine tüchtige Hausfrau, kein solches Wesen, das, wenn es dem Manne etwa zehntausend Gulden zubringt, dagegen für dreißigtausend Ansprüche macht. — Nun habe ich mein Augenmerk auf ein Mädchen gerichtet, von dem Sie mir, lieber Herr Friedlieb, wohl am besten sagen können, ob es da vollkommen an seinem Platz sein möchte."

(Fortsetzung folgt.)

Der Proceß de Buck in Belgien.

(Schluß.)

Advokat Janson, zweiter Vertheidiger: Es ergeht dieser Anklage, wie jeder schlecht begründeten Ausführung; sie sucht ihre Argumente in allgemeinen Thatsachen, in der Vergangenheit und in der Zukunft. Sie sucht hypothetische Verbrechen und mögliche Eventualitäten hervor, um auf die Geschworenen einzuwirken. Aber ich glaube, daß in diesem Proceß schuldvollere Personen gegenwärtig sind, als Derjenige, welcher auf der Anklagebank sitzt. Ich will nicht tiefer auf die Vergangenheit des Angeklagten eingehen, als nöthig ist, um Ihnen zu zeigen, daß nicht ein zu bestrafender Schuldiger, sondern ein Opfer, das Sie retten müssen, vor Ihnen steht. Wie kommt es, daß dieser aus einer geachteten Familie hervorgegangene Mensch eine Verbrecher-Laufbahn durchmachen mußte? Weil von seinem zartesten Alter an eine feindliche Hand sich zwischen ihn und seine Familie stellte! Diese Hand ist die des Vaters Lhoire.... Der Vertheidiger schildert nun in glänzender Darstellung alle Machinationen des Vater Lhoire, durch welche der Angeklagte in's Verderben gebracht wurde, und fährt dann fort: Ah, wenn ich diesen mit dem Priesterrocke bekleideten Menschen vor mir sehe, wie er den Unglücklichen, den er bereits um so Vieles beraubt hat, zu verfolgen und für den Rest seines Lebens zu verderben sucht, dann kann

ich meine gerechte Entrüstung nicht zurückhalten! Ich muß die Hoffnung aussprechen, daß es eine höhere Gerechtigkeit gibt, die einst diese räuberischen Priester, welche die irdische Gerechtigkeit nicht zu erreichen vermag, vor ihren Richterstuhl ziehen wird! Ich schließe, meine Herren, um den Augenblick nicht länger hinauszuschieben, in dem Sie den Angeklagten der Freiheit zurückgeben werden. Ich weiß nicht, ob de Buck in seiner Zelle, in seinem Gefängniß sich die Mittel verschaffen konnte, jenen Brief zu schreiben. Ich weiß nicht, ob es ihm gelang, die Wärter zu bestechen, um diesen Brief an Den zu befördern, welcher acht Monate später, wenige Tage vor der Freilassung des Angeklagten, den Brief mit kalter Berechnung der Justiz überlieferte. Die Jesuiten rechneten vielleicht auf die fieberhafte Aufregung, welche ein Gefangener nach langer Haft in den letzten Augenblicken vor seiner Befreiung fühlt; sie rechneten auf die furchtbare Wirkung, welche eine abermalige unerwartete Verhaftung auf seinen Geist und seinen Körper ausüben mußte!

Aber was ich bestimmt weiß, ist, daß der Brief, selbst wenn der Angeklagte ihn geschrieben haben sollte, keine Drohungen enthält, die das Gesetz zu bestrafen haben würde; hierin wenigstens hat den Verfasser des Briefes seine Schlauheit im Stiche gelassen. Wer auch dieser Verfasser sein mag, er kannte den Angeklagten nur zu wohl, als er ihn den unglücklichen, beklagenswerthen de Buck nannte. (Zu dem Letztern gewendet): Jawohl sind Sie ein Unglücklicher, der in seiner Kindheit nicht die ersten unaussprechlichen Eindrücke empfangen hat, die ihn vor seinen spätern beklagenswerthen Verirrungen bewahrt haben würden. Jawohl sind Sie ein Unglücklicher, da Sie, kaum der Kindheit entwachsen, in einen an Geistesstörung grenzenden Zustand geriethen, in dem Sie Handlungen begingen, welche auf Ihr ganzes Leben einen unheilvollen Einfluß üben mußten. Sie sind ein Unglücklicher, da Sie während Ihrer Kindheit, während Ihrer Jünglingsjahre, während Ihres reiferen Alters von den Machinationen und Intriguen eines Ordens umgeben waren, dessen Macht sich über die ganze Erde erstreckt! Nun wohl, da Sie am Ende Ihrer Leiden! Dank den Männern, welche jetzt Ihr Urtheil über Sie fällen werden, welche die seltene Macht besitzen, Alles berücksichtigen und Vieles verzeihen zu dürfen, werden Sie in die Gesellschaft zurückkehren, aus der man Sie für immer verbannen wollte; Sie werden Ihre Verlobte wiederfinden, die Ihrer mit Seelenangst harrt, Sie werden das Kind finden, das Sie bisher nur durch Ihr Unglück kannte, und dem Sie bald ein zärtlicher Vater sein werden. O! lassen Sie mich, der Ihnen in dieser harten Prüfung beigestanden hat, es sagen, daß Ihnen noch eine große, edle Aufgabe bevorsteht Machen Sie durch ein ehrenvolles, reines Leben die Anklage zu Schanden, mit der man Sie verderben wollte. Es sei dies Ihre einzige Rache gegen Ihre Verfolger, die einzige Waffe, welche Sie den tückischen Verleumdungen, deren Opfer Sie hätten werden können, entgegensetzen! (Stürmischer, langanhaltender Beifall auf den Tribunen, den der Präsident vergeblich zu verbieten sucht; er läßt die Tribunen hierauf räumen.)

Der Staatsanwalt fordert die Jury auf, sich nicht durch die Beredtsamkeit des Hrn. Janson hinreißen zu lassen, sondern nur die Thatsachen des Processes in Betracht zu ziehen.

Präsident: Hat die Vertheidigung noch etwas hinzuzufügen?

Die beiden Vertheidiger verbeugen sich.

Präsident: Und Sie, de Buck?

Angeklagter: Ich hege das Vertrauen zu den Herren Geschworenen, daß Sie Gerechtigkeit walten, die Wahrheit über Lüge, das gute Recht über den Betrug triumphiren lassen werden.

Den Geschworenen werden hierauf folgende zwei Fragen vorgelegt: 1) Ist der Angeklagte schuldig, durch einen im Laufe des Jahres 1862 von ihm geschriebenen, das Datum: Vilvorde, den 28. Juli 1863 tragenden, an den Jesuiten-Provinzial Bossaert gerichteten Brief, diesen oder andere Mitglieder des Ordens mit dem Tode bedroht zu haben? 2) [Für den Fall der Bejahung dieser Frage] Hatte der Angeklagte die Absicht, seine Drohung auszuführen?

Die Geschworenen ziehen sich in das Berathungszimmer zurück, und die Sitzung wird auf 4 Uhr Nachmittags verlegt. Die Mitglieder des Barreau beglückwünschten Hrn.

Digitized by Google

Janson wegen seines glänzenden Vortrags; Katharine Manfredi, die Verlobte des Angeklagten, dankt ihm unter Thränen.

Um 4 Uhr 20 Minuten wird die Sitzung wieder aufgenommen.

Der Präsident richtet an das Auditorium die Aufforderung, wie auch die Entscheidung der Jury ausfallen möge, sich jeder Manifestation zu enthalten.

Man blickt sich vergeblich nach den Jesuiten um, die sich durch eine Seitenthüre entfernt haben, um jeder Manifestation des Publikums zu entgehen.

Der Obmann der Geschworenen erklärt, daß die Jury die erste Frage verneint und folgeweise über die zweite nicht berathen habe.

Der Präsident läßt den Angeklagten vorführen und verkündet ihm seine Freisprechung.

Der Angeklagte (mit bewegter Stimme): Dank, meine Herren Geschworenen, Dank, Sie haben Gerechtigkeit geübt! Dank, Herr Janson! Dank, Herr Robert!

Der Präsident erklärt die Sitzung für geschlossen.

Das Auditorium bricht bei diesen Worten in die lange zurückgehaltenen stürmischen Manifestationen aus. Der Ruf: Es lebe Janson! wieder mit den Jesuiten! wird vielfach gehört. Vor dem Justizpalast bewegt sich noch lange nach Schluß der Sitzung eine zahlreiche aufgeregte Volksmenge. Es werden Subscriptionen für de Buck beschlossen, um ihm seine Niederlassung als Litchler und die Anstrengung eines Prozesses gegen die Jesuiten wegen der Erbschleicherei zu ermöglichen.

Literatur.

Wir nehmen Veranlassung, den gewerblichen Theil unserer Leser darauf hinzuweisen, daß bei Voigt in Weimar — dessen „Schauplatz der Künste und Handwerke" bekanntlich in einer großen Reihe von Hand- Lehr- und Musterbüchern für alle Gewerbe die reichste Ausbeute und eine unerschöpfliche Quelle gewerblicher Mittheilungen enthält — kürzlich wieder neue vermehrte und verbesserte, den neuesten Standpunkt bezeichnende Auflagen von folgenden technischen Werken erschienen sind:

1) „Thon's Legir- und Löthkunst, oder Anleitung, alle in der Technik in Anwendung kommenden Legirungen, sowie auch die zu feste und dauerhafter Vereinigung metallischer Körper erforderlichen Lothe zu bereiten." Dritte Auflage. 54 kr. — 2) „Gerstenbergk's Tafeln zur Berechnung der Baustämme, Blöche, Klötze und vierkantig beschlagenen Hölzer nach dem Cubikfuße, sowie der Bretter, Bohlen, Fourniere nach dem Quadratfuße." (1 fl. 30 kr.) Die letztere Schrift, welche bereits 4 Auflagen erlebte, hat sich durch ihre große Zuverlässigkeit und zweckmäßige Einrichtung bei dem bauwissenschaftlichen Publikum schon seit lange einen guten Namen gemacht. Sie bildet zugleich den 1. Theil der „Encyclopädie der rechnenden Baukunst"; der 2. Theil derselben enthält die „Tafeln zur Berechnung des Cubikinhalts der Mauern, Quadern, Platten, Pfeiler ꝛc."; der 3. Theil die „Tafeln zur Berechnung des Cubikinhalts der Gräben, Fußböden, Wand- und Dachflächen" und der 4. Theil die „Geometrische Mess- und Berechnungslehre für Baugewerke".

Verschiedenes.

Fort mit der Krinoline! Aus Wien wird berichtet: „In den hiesigen adeligen Kreisen gehört es nunmehr zum guten Tone, daß keine Dame mehr in öffentlichen Gesellschaften mit einer Krinoline erscheint. Diese Verbannung des Reifrockes scheint durch das Beispiel der Kaiserin herbeigeführt worden zu sein!"

Charade.

„Wem blühet doch am schönsten wohl das Leben?"
Wem noch die erste Sylbe nicht entschwunden.
„Wer mag des Glückes Gipfel wohl erstreben?"
Wer nach die Herzens Wunsch die Zweite hat gefunden.
„Wo ist der Unschuld Blüthe still verborgen?"
Im schönsten in das Ganzen Lebensmorgen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 99. Donnerstag, den 18. August **1864.**

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

(Fortsetzung.)

Der Lehrer hatte seinem Freunde mit Verwunderung zugehört, dieselbe erreichte aber den höchsten Grad, als Herr Peregrin lächelnd fortfuhr: „Es ist, wie ich weiß, eine Ihrer liebsten Schülerinnen — ein Mädchen, von dem ich wenigstens glaube, daß es alle Eigenschaften und Tugenden besitzt, einen Mann glücklich zu machen. — Auch glaube ich zu wissen," setzte er mit selbstgefälliger Miene hinzu, „daß es einen solchen Antrag nicht von der Hand weisen wird. — Nun, errathen Sie nicht?"

Meister Friedlieb schüttelte ungläubig den Kopf. „Wahrhaftig, ich kann mir nicht denken —"

„Ich glaubte, Sie müßten es längst schon errathen haben. — Ei gewiß! — — Nein? — Nun, soll ich Ihnen auf die Spur verhelfen? — Ihr Vorname ist — Anna!"

„Anna?" fragte der Lehrer gedehnt.

„Und ist keine Andere — als Ihr eigenes Töchterchen!" ergänzte Herr Peregrin.

„Ha ha ha!" fuhr Vater Friedlieb mit erzwungenem Lachen heraus. „Sie belieben zu scherzen!"

„Mein völliger Ernst, Lieber!"

„Wirklich? — Erlauben Sie, daß ich es für einen Scherz halte."

„Ei, was ist denn so Unglaubliches an der Sache?" fragte Herr Peregrin fast ein wenig beleidigt. — „Ich dächte, Sie sollten nichts dagegen einzuwenden haben."

„Einzuwenden? — Ei, der Wunsch eines Vaters wird immer der sein, sein Kind an der Seite eines wackeren Mannes glücklich zu sehen. — Ist es wirklich Ihr Ernst, was ich immer noch nicht recht glauben kann — und stimmt meine Tochter bei — so —"

„Daran, an der Einwilligung Aennchens, glaube ich nicht zweifeln zu dürfen. In ihren schönen Augen glaube ich geheime Sympathie zu lesen, eine Geheimschrift des Herzens, die mir deutlich sagt, daß es liebt mit aller Innigkeit eines unverdorbenen jugendlichen Gemüthes. — Wie? Und Sie sollten nicht auch bemerkt haben dieses zarte Neigen des Herzens zum Herzen? — Wären Sie nicht so vollauf mit den Proben und Vorbereitungen zu Ihrem wirklich sinnig ausgedachten Spiel beschäftigt, es hätte Ihnen unmöglich entgehen können. — Nun hören Sie — die Ungeduld, diese wichtige Angelegenheit so bald wie möglich zum Ziele geführt zu sehen, läßt mich nicht länger mehr zaudern. Noch heute will ich ein entscheidendes Wort, eine rasche Werbung versuchen. Sie, lieber väterlicher Freund, sollen mich dabei unterstützen, obwohl ich glaube, daß ich keinen Alliirten nothwendig haben werde. Lieb wäre mir's aber jedenfalls, wenn Sie Ihre Tochter auf eine passende Art darauf vorbereiten wollten, ihr meine Absichten so von ferne zu merken gäben; verstehen Sie? — Ich befürchte nämlich, die Ueberraschung, ja ich darf wohl sagen die Freude möchte sonst zu groß sein. Hat man doch Beispiele, daß allzu große, plötzliche Freude den Menschen zu tödten vermag."

Der überraschte Lehrer wußte immer noch nicht, ob er glauben oder zweifeln sollte. Doch die Miene, mit welcher sein Freund sich vom Stuhle erhob und ihm die Hand schüttelte, verrieth nichts weniger als einen bloßen Scherz — und so sagte er denn:

Digitized by Google

„Nun gut; ja freilich, die Ueberraschung wird groß sein, potz tausend!“

„Und zum Schluß,“ sagte Herr Peregrin in der Zuversicht eines abgemachten Geschäftes, „nehme ich mir die Freiheit, lieber Freund und baldiger Schwiegerpapa, mich auf heute Abend bei Ihnen zu Gast zu laden. Aber, ich bitte, ohne Umstände, Fräulein Aennchen soll ja nicht über den gewöhnlichen Küchenzettel hinaus gehen. Ganz einfach, nicht wahr?“

„Fürchten Sie nicht,“ sagte Herr Friedlieb lächelnd; „es ist dafür gesorgt, daß es in Schulmeistershäusern nicht allzu üppig hergeht.“

Herr Peregrin griff nach Hut und Stock mit dem Bedeuten, daß er noch einen Gang hinüber zum Bürgermeister machen wolle. „O, daß ich's nicht vergesse,“ wendete er sich auf der Thürschwelle noch ein Mal an seinen Freund, „Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie den jungen Friedle auf heut Abend vor der Probe hieher bestellen wollten; ich möchte ihn über Verschiedenes noch befragen. Bis dahin also Adieu! Machen Sie Ihre Sache gut und sagen Sie dem lieben Kinde recht viel Schönes von mir. — Bis längstens in einer Stunde bin ich wieder hier. Ehe noch der Tag sich schließt, möchte ich Alles ins Reine gebracht sehen; — und ehe die Nacht ihren dunklen Schatten über die Erde breitet, denke ich, feiern wir ein frohes, recht frohes Familienfest! — Auf Wiedersehen also, auf Wiedersehen!“

Dem guten Friedlieb war alles Das so unverhofft gekommen, daß er sich, als er allein war, mehrmals an den Kopf greifen mußte, ob er auch ganz nüchtern sei, oder ob etwa die paar Schöpplein, die er in der Amtsstadt zu sich genommen, seinen Verstand dermaßen umnebelt hätten, daß er Wahrheit und Dichtung nicht mehr recht von einander zu unterscheiden vermöge.

Sein Töchterlein aber hatte nicht sobald den widerwärtigen Courschneider vom Hause weggehen sehen, als es in die Stube zurückkehrte. — Der Vater fragte, ob während seiner Abwesenheit Niemand ihn zu sprechen verlangt habe?

„Niemand als der Friedle,“ berichtete das Annele.

„Aha — ich kann mir's denken, in welcher Angelegenheit. — Er hat schlimme Botschaft erhalten?“

„Ja!“

„Er dauert mich!“

„Mich auch!“ sagte das Annele betrübt. „Ja, was wird er jetzt nur anfangen?“

Das Annele sagte, daß er vorhabe, sein Glück in Amerika zu suchen.

„In Amerika — in Amerika!“ wiederholte der alte Schulmann mißbilligend. „Zu einer Zeit, wo ihm nichts Anderes drüben übrig bleiben wird, als den Schießprügel auf den Buckel zu nehmen und sein Leben für fremde Händel in die Schanz zu schlagen!“

Das Annele schwieg, als überlegte es, ob es dem Vater nicht Alles sogleich entdecken solle. Das Geheimniß seiner Liebe war ihm jetzt erst ein recht drückendes geworden, seit Aussicht auf eine leichte und frohe Lösung der brennenden Herzensfrage verschwunden und es so zu sagen die wirkliche Verlobte des Friedle war. Schon war es im Begriff, dem Vater Alles zu sagen, als dieser rasch das Fenster öffnete und einem zufällig vorübergehenden Schüler zurief, er solle hinüber zum Friedle rennen und ihm sagen, er möge heut Abend eine Stunde vor der Hauptprob hieher ins Schulhaus kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Junggesellen und die Frauen unserer Zeit.

Von Amely Bölte.

Die Zahl derjenigen Männer, welche am Abende ihres Lebens nicht die traute Flamme des eigenen häuslichen Herdes lodern sehen, deren Stirne, wenn Krankheit sie faltet, keine liebende Hand glättet, zeigt sich jetzt täglich größer. Die Sehnsucht nach einer Gefährtin in Freud und in Leid wird entweder durch das Behagliche der Räumlichkeiten unserer Restaurants, oder auch von der Furcht vor der Sorge, welche die Erhaltung einer Familie mit sich führt, zurückgedrängt. Genug, die Männer ziehen es vor, unverheirathet zu bleiben.

Wenn die Männer bei diesem Beschlusse beharren, so müssen auch Sie, meine jungen

Digitized by Google

Freundinnen, sich entschließen, die schützende stärkere Hälfte auf Ihrem Wege durch das Leben zu entbehren. Doch thun Sie das nicht gern, und mit Recht nicht gern. Die Natur hat Sie auf einen Erhalter und Versorger angewiesen, Sie fühlen auf jedem Schritte vorwärts den Mangel eines Führers und Berathers, Sie wollen sich aufopfern, wollen mit Ihrem Herzen in ganzer Hingabe an einen Gegenstand sorgend und liebend thätig sein, und was Sie auch sonst für einen Beruf wählen mögen, so füllt keiner Sie völlig aus, bringt keiner Ihre schönsten Eigenschaften so in Thätigkeit, wie derjenige einer Hausfrau, Gattin und Mutter.

Es muß Ihnen also Alles daran liegen, die Männer wieder dahin zurückzuführen, daß sie, sowie sie eine gewisse Selbständigkeit erreicht haben, eine Familie zu gründen wünschen. Es sollte dieser Wunsch der Thätigkeit, dem Streben des Mannes ein Sporn sein. Eine eigene Häuslichkeit, ein junges Weib, reizende Kinder, das muß in verlockenden Bildern vor seiner Seele stehen und ihm keine Ruhe lassen. So sollte es sein; aber so ist es nicht mehr. Es kann aber wieder so werden, und daß es so werde, muß das Bemühen der Frauen sein.

Fragen wir darum einmal, was den Männern dieses Vorurtheil gegen die Ehe eingeflößt hat? Wenn man mit ihnen darüber redet, so sagen sie: die Frau sei in heutiger Zeit keine Ersparniß, sondern ein Luxus. Vor fünfzig Jahren habe ein junger Mann heirathen können, weil sein Junggesellenleben, sein Speisen im Wirthshause mehr noch gekostet, als der eigene Herd, an dem seine kleine Frau geschaltet und gewaltet; aber in jetziger Zeit sei davon keine Rede. Die Mädchen träumten nur von Sammetmöbeln und Vergnügungen, keine möge von Beschränkungen, Einfachheit und Ersparnissen hören; ihre Kleidung allein koste die halbe Einnahme und ihre Wäsche erfordere ein eigenes Mädchen. — Was das Letztere betrifft, so soll die Aeußerung auf den Umfang der Röcke sich beziehen. — Allerdings schaudert es einen jungen Mann, wenn er Sie auf einem Balle mit fünf weißen Etagen über der Crinoline erblickt, von denen die äußerste eine Weite von 15 Ellen hält. Er glaubt, um eine Toilette für Sie zu bestreiten, einen ganzen Laden auskaufen zu müssen; seine Einbildungskraft stellt ihm vor, daß Sie hundert Ellen Stoff mit Vergnügen auf Ihrem zarten Körper mit sich forttragen könnten. Er weiß, daß die Kleidungsstücke nicht nur gekauft, sondern auch gewaschen und gebügelt sein wollen, und er zieht die Folgerung: daß Ihr Hauswesen sich um die Sorge für das Herstellen Ihres Anzuges drehen möchte, und er und seine Bedürfnisse davor in den Schatten treten, ja übergangen werden könnten.

Diese Folgerung, Sie müssen es bekennen, ist nicht ganz aus der Luft gegriffen. Wenn in Ihrer Häuslichkeit nur ein dienendes Mädchen gehalten wird, so hat diese alle Hände voll zu thun, um ihrer jungen Herrin feine Wäsche herzustellen; soll es aber nicht von dem Mädchen geschehen, sondern außer dem Hause gemacht werden, so kostet es dem Hausherrn eine ansehnliche Summe. Dabei ist noch der Uebelstand, daß ein Mädchen, das Zofendienste leistet, selten zugleich eine gute Köchin ist; folglich wird der Tisch schlecht bestellt werden, es sei denn, Sie selbst verständen die Küche. Ist dies nun wohl auch der Fall? — Können Sie sich aber eine Häuslichkeit behaglich denken, in welcher weder Herrin noch Dienerin gut zu kochen verstehe? Was mich anbetrifft, so kann ich es nicht, noch möchte ich das Opfer der Unerfahrenheit dieser jungen Hausfrau sein. Nichts verstimmt mehr, als mit gutem Appetit sich an den Tisch zu setzen und eine unschmackhafte Schüssel zu finden.

(Schluß folgt.)

Wo wohnt das Glück?

Wo wohnt das Glück? — Am eignen Herd,
In treuer Liebe Schutz;
Das Leid selbst wird dir lieb und werth,
Die kleinste Freude groß.
Wo wohnt das Glück? — Im eignen Haus,
Sei's noch so eng und klein;
Was kümmert Haß und Neid dich draus,
Wohnt Lieb' und Freundschaft ein!
Wo wohnt das Glück? — In eigner Brust,
Drin eine Stimme spricht:
„Das Glück läßt sich nicht greifen just,
Wer's suchet, findet's nicht!"

Digitized by Google

Verschiedenes.

(Eine Gerichtsverhandlung in Amerika.) Ein Soldat vom 7. Illinois-Infanterie-Regimente in der Stadt Springfield im Staate Missouri in Amerika griff die neunjährige Tochter eines angesehenen protestantischen Geistlichen auf offener Straße auf, setzte das Kind, indem er ihm den Mund zuhielt, in einen Wagen, den er führ, und begab sich mit ihm in einen nahen Wald. Was er dort mit dem Kinde that, entzieht sich der Beschreibung. Das Kind ward in Folge der Behandlung geisteskrank. Dem eigenen Vater gelang es, den Excedenten persönlich zu ergreifen und ihn der Behörde zu überliefern. Er vergaß bei dieser Gelegenheit, daß er Geistlicher war; er fühlte sich nur als Vater, schlug den Verbrecher mit einem Stocke mehrfach in das Gesicht und würde ihn getödtet haben, wenn die Beamten sich nicht dazwischen geworfen hätten. Der Kindesräuber ward vor die Geschworenen verwiesen. Die Entrüstung ob der grenzenlosen moralischen Verkommenheit, die er bewiesen, war so allgemein, daß eine große Volksmasse am Tage vor der Sitzung das Gefängniß stürmte, um Lynch-Justiz an ihm zu üben. Es gelang indessen den Gefängnißbeamten, ihn in Sicherheit zu bringen. Am nächsten Tage war der Sitzungssaal dicht umlagert. Sobald der Angeklagte auf die Verbrecherbank geführt worden war, stürzte einer der Brüder des geraubten Kindes aus den Reihen der Menge auf ihn zu und feuerte, bevor man es hindern konnte, aus einem Revolver drei Schüsse auf ihn ab, von denen ihn indessen nur einer leicht in der Schulter traf. Der Verbrecher flüchtete über die Schranken der Anklagebank hinter die Stühle der Richter, man hinderte seinen Mörder, ihm zu folgen, und führte Jenen zu seiner Sicherheit in das Zimmer, wo die Geschworenen versammelt waren. Sofort ward nach Militär gesandt. Aber lange bevor dieses erscheinen konnte, sprengte die Menge die Thüre des Geschwornenzimmers, und wieder stürzte der Bruder des jungen Mädchens in blinder Wuth hinein und feuerte auf die Gefahr hin, einen der Geschworenen zu tödten, in deren Mitte der Angeklagte stand, wieder mehrere Schüsse auf letzteren ab. Dieses Mal traf er besser, der Angeklagte stürzte nieder und verschied auf der Stelle. Der junge Mann warf nun die Waffe weg und stellte sich dem Gerichtshofe als Gefangener. Man kann sich die Sensation denken, welche diese Scene verursachte.

Wrangel's Deutsch. Gen. Wrangel, der bekanntlich fortwährend im Kriege mit der deutschen Grammatik und Orthographie lebt und z. B. „mir" und „mich" niemals unterscheiden kann, wurde von einem jungen Offizier gebeten, ihn einem andern Generale als Adjutant zu empfehlen. Wrangel sagte zu und schrieb dem betreffenden General einige Zeilen. Voll Freude eilte der junge Offizier hin und übergab sein Empfehlungsschreiben. Der General erbricht den Brief, liest ihn verwundert zwei Mal und sagt endlich:

„Nein, ich kann Sie nicht brauchen!"

„Nein?"

„Da lesen Sie!"

Der Offizier liest und erschrickt. In dem Brief steht u. A.: „Nehmen Sie also diesen jungen, f e i g e n Mann." Entrüstet eilt der junge Mann zu Wrangel, sich beschwerend, daß der General-Feldmarschall ihn einen „Feigling" genannt habe. Wrangel, nachdem er den Offizier angehört, brummte etwas in den Bart, wie: „Die K . . . . können nicht einmal lesen; was habe ich geschrieben, wer sagt, daß Sie ein Feigling seien? Soll ich buchstabiren? Achtung! f-e-i-g-e-n, einen fähigen Mann habe ich Sie genannt; — so, nun gehen Sie nochmals hin." Der Offizier erklärte dem General den orthographischen Irrthum und erhielt die Stelle.

„Du", sagte ein Knabe zu einem andern, „heißt Dein neuer Schulmeister nicht Zeisig?" „Ja, er heißt Zeisig, aber er sollte eigentlich Wachtel heißen, da er immerfort schlägt."

Auflösung der Charade in Nro. 98:

Jungfrau.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neukodt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 100. Samstag, den 20. August **1864.**

Liebe und Freundschaft.

Es wachsen zwei Blumen im menschlichen Herzen,
Sie duften balsamisch, ein Himmels-Geschenk;
Sie adeln den Menschen, verscheuchen die Schmerzen,
Sie kennen nicht Hader noch böses Gezänk;

Umschlingen die Seelen mit rosigen Ketten,
Entfalten die Blätter, — welch' liebliche Pracht! —
Auf lockerem Boden, gereinigten Betten,
Wo Unschuld und Tugend entgegen uns lacht.

Obgleich sie mit nichten exotische Pflanzen,
Gedeihen sie doch nur auf wärmerem Land;
Sie tragen oft Stacheln, gleich riesigen Lanzen —
Und haben zuweilen das Messer zur Hand.

Sie kommen nicht fort wohl bei neidischen Wesen,
Im eisigen Herzen, deß Rinde zu hart,
Und doch läßt der Heuchler gar oft es uns lesen:
„Bei mir ist nicht Liebe noch Freundschaft verscharrt."

Wenn schmachten die Blümlein und lechzen nach Regen,
Gekn icket sie hat eine ruchlose Hand,
Entgegen streckt magere Finger, verwegen,
Und streuet in's Auge verderblichen Sand; —

Dann perlen am Duftkelch, vom Schmerze umflossen,
Im Auge des Menschen, gar lieblich und schön,
Die Thränen der Wehmuth, den Blümlein entsprossen,
In denen wir einst uns so glücklich gesehn.

O himmlische Gaben, ihr solltet stets blühen
Im schönen Gefäße, das schlägt in der Brust,
Im Herzen des Menschen, da solltet ihr sprießen
Den heiligen Frieden — das wär' eine Lust.

Diedesfeld. Wassemer.

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

(Fortsetzung.)

Der Herr Peregrin, erklärte er sodann dem Töchterlein, wolle mit dem Friedle Einiges reden. — „Der Herr Peregrin wird heut Abend unser Gast sein," fuhr er, mit bedächtigen Schritten im Zimmer auf- und abgehend, fort. „Sorg deßhalb für ein gutes Nachtessen, — hast gehört?"

Die Tochter bejahte.

„Wir werden den Herrn Peregrin wahrscheinlich für längere Zeit hier behalten." —

„So!"

„Er wird vielleicht unser Nachbar werden!"

„So!"

„Aber zum Kuckuck!" fuhr der Vater beinahe unwillig heraus, „du bist ja heut so einsilbig!"

„Was soll ich denn reden?"

„Was reden? — du sollst dich freuen über den heutigen Tag; — es steht unserem Haus ein recht erfreuliches Ereigniß bevor. Der Herr Peregrin hat vor, sich hier ansässig zu machen. — Weißt du's schon, er hat das Gütle gekauft?"

„Was?" rief das Annele leidenschaftlich verwundert, „das Gütle? Also ist es doch so? Nein, das hätt ich ihm aber doch nicht zugetraut, — den Friedle von Haus und Hof vertreiben!"

„Wie ihr doch über Alles so vorschnell aburtheilt — von Haus und Hof vertreiben! Der Friedle kann nun einmal nicht mehr existiren, weil ihm sein reicher Vetter, der Knauser, nicht helfen will. — Und da kommt's auf Eins heraus, ob der Heinz oder der Kunz als Käufer auftritt. Vom Herrn Peregrin

aber ist's keine Geldspeculation — er ist ein Freund von der schönen Natur, er schwärmt für unsere Gegend, und ich freu mich, ihn wenigstens für einen Theil des Jahres hier zu behalten. — Er ist ein feiner, gebildeter Mann, sehr vermöglich, wie ich aus sicherer Quelle weiß — und ein aufrichtiger Freund unseres Hauses. — So wie er mir heut unter vier Augen anvertraut hat, geht er mit dem Gedanken um, noch ein Mal in den Ehestand zu treten. Und ich denk, es dürfte sich Jede glücklich schätzen, von einem so soliden und gefühlvollen Mann gewählt und bevorzugt zu werden. Meinst du nicht?"

„Ja — aber nach meinem Gusto wär' er nicht!" versetzte das Annele wegwerfend.

„Nicht?" wiederholte der Vater betroffen.

„Ei, schau doch, wie heiklich! Nu, und was hast du denn an ihm auszusetzen, wenn man fragen darf?"

„O gar nichts, aber —"

„Nun, was aber?"

„Ha, ich mein," sagte das Töchterlein erröthend und verlegen, „man kann Jemand recht hochschätzen, aber lieben —"

„Richtig, schau, wie romantisch! Ei freilich — man kann auch in eine Person bis über die Ohren verliebt sein, und sie doch nicht hochachten können. — Doch abgesehen von solchen Principienfragen: was würdest du sagen, wenn Herr Peregrin z. B. heut Abend käm, um dir seine Hand anzubieten?"

Das Annele erblaßte flüchtig, zwang sich aber zum Lachen. „Ihr macht Spaß, Vater!" sagte es.

„Bin nicht aufgelegt zum Spaßmachen."

„Es kann unmöglich Euer Ernst sein!"

„Nun, wär es denn ein Mirakel, wenn ein solider älterer Mann ein junges Mädchen ohne Vermögen heirathen würde? Und bist du dem Herrn Peregrin nicht so zu sagen selbst stillschweigend entgegen gekommen?"

„O Vater, wo denket Ihr hin!" versetzte erstaunt die Tochter. „Ich entgegen kommen? Im Gegentheil, ich bin ihm ausgewichen und weich ihm aus, wie und wo ich kann."

Vater Friedlieb blieb mit verschränkten Armen mitten im Zimmer stehen und sagte mit einem Anflug von Unwillen: „Nun so sag ich dir jetzt nur so viel, er ist gesinnt, dir den Antrag zu stellen. — Was du darauf antworten willst, ist deine Sache, um dein Wohl und Weh handelt es sich. Darum überleg. Die Reu kommt oft hintennach wie der hinkende Bot, sagt das Sprichwort. — Ich kann und mag dich nicht zwingen; ich bin kein Tyrann. Aber Eins möcht ich dir als Vater aus Herz legen: handle nicht übereilt; verschließ dein Ohr nicht wohlgemeintem Rath. — Schau, ich bin alt. Du weißt, daß wir bei unserem schmalen Schulmeistereinkommen nicht daran denken konnten, Geld auf Zins zu legen — und du weißt auch, wie die aufgeklärte Welt in diesem Punkt denkt. — Du bist noch frei, kein Versprechen und keine unglückselige Bekanntschaft bindet dich, wie es bei so Vielen der Fall ist, wenn der Vater ein nachsichtiger Schwachkopf ist und die Augen zudrückt, wo er sie offen haben sollte. — Drum sag ich dir noch ein Mal, zieh die Vernunft zu Rath."

Das Annele bestand sichtlich einen schweren Kampf mit sich selbst; — konnte es länger schweigen? Nein unmöglich. Drum nahm es sich zusammen und sagte: „Ob es dem Herrn Peregrin mit seinem Antrag Ernst ist oder nicht, weiß ich nicht; aber Das weiß ich, daß ich ihn nimals heirathen kann. — Ich will offen sein gegen Euch, Vater, ich hab mir ohnehin schon die ganze Zeit her heimliche Vorwürfe gemacht, daß ich's nicht schon längst gewesen bin. — — Ich hab mein Sinnen und Trachten auf einen Andern gestellt."

„So —!" sagte der Vater verblüfft — „und dieser Andere?"

Annele's Wangen färbten sich hochroth, während sein Mund keck den Namen „Friedle" aussprach.

„So —!" versetzte Vater Friedlieb. „Den Friedle? Und was denkst du denn anzufangen, wenn er, wie du vorhin gesagt hast, nach Amerika auswandert? — Ihm auch nachfolgen, denk ich wohl!"

„Ich kann doch mein Wort nicht brechen, Vater!"

„Ah versteht sich — ja, die Jugend ist heutzutag flink in ihren Entschlüssen. Zu was auch lang überlegen? Zeigt sich ein Hinderniß, geht es einem Päärle nicht gleich nach Wunsch — adje — fort über den Rhein — womöglich mit dem nächsten Schnellzug. Wie es später kommen wird — darum braucht

Digitized by Google

sich Niemand zu kümmern, am allerwenigsten die Eltern." (Fortsetzung folgt.)

Die Junggesellen und die Frauen unserer Zeit.

Von Amely Bölte.

(Schluß.)

Ich kann mir also ganz gut vorstellen, daß ein Mann, wenn er bedenkt, wie viel Bedienung die jungen Mädchen unserer Zeit beanspruchen, und wie wenig sie in der Häuslichkeit leisten, davor zurückschreckt, sich eine Gefährtin zu wählen, die ihm Opfer und Entbehrungen auferlegt. Ueberlegen Sie es nur recht, meine jungen Freundinnen, und Sie werden sich zugestehen, daß im umgekehrten Falle, sollten Sie die Erhalterin des Mannes sein und die Aussicht vor sich haben, daß er Ihnen so viel kosten würde, um aller Wahrscheinlichkeit nach Ihre Garderobe auf das Geringste zurückführen zu müssen und einen neuen Winterhut kaum alle drei Jahre erschwingen zu können, auch Sie vor einer Ehe zurückschrecken würden, die Ihnen das eigene Bild in abgetragenen, altmodischen Kleidern vor das Auge führte.

Jeder Mensch will, mit einem Schritte vorwärts im Leben, Etwas erreicht haben, jeder strebt nach einer Förderung seines materiellen Wohles und neuen Bedingungen zu neuem Glücke; so ist denn auch die Frau für den Mann eine solche, und nur weil er fürchtet, daß sie es nicht sein werde, bietet er ihr sein Schicksal zu theilen nicht an. Die Männer im Ganzen und Allgemeinen darüber zu beruhigen, daß die Mädchen heutiger Zeit für sie kein bloßer Luxus, keine bloße Last seien, muß daher unser Bestreben werden. Wir können uns diesen Zweck zur Aufgabe bei jeder Erziehung nicht lebhaft genug vorstellen. Das Mädchen soll einst die Gefährtin des Mannes werden. Welche Eigenschaften sind zu diesem Posten die geeigneten? Vor allen Dingen eine Kenntniß des Haushaltes, der sorgfältigen und sparsamen Eintheilung des Bedarfes und das Verstehen der Kochkunst. Alle diese Dinge sollen nicht nur theoretisch gekannt, sondern practisch erlernt werden, weil nur Das, was man mit der eigenen Hand gemacht, mit der eigenen Einsicht geleitet hat, zu Fleisch und Blut wird. Man muß alle Einzelheiten genau kennen, um den richtigen Ueberblick des Ganzen zu gewinnen.

Was der Mann begehrt, wenn er eine Gefährtin wählt, ist eine Häuslichkeit. Je mehr nun ein Mädchen geschickt sich zeigt im Elternhause, oder wo es auch sei, durch ihre Vorsorge es Anderen bequem zu machen, desto mehr wird ein Mann wünschen, der Gegenstand zu sein, dem diese Vorsorge allein und ausschließlich zugewendet sei. Je einfacher sie ist, desto wohler wird ihm in ihrer Nähe werden. Wenn er sieht, daß sie nicht Zerstreuungen außer dem Hause für ein Glück hält, sondern das Schalten und Walten in demselben, so wird er Vertrauen zu ihr, als seiner Hausfrau, fassen. Wenn er aber, was häufig geschieht, die Mutter die Wirthschaft besorgen sieht, während die Tochter, wie eine schön geschmückte Puppe, am Fenster sitzt und stickt, oder an ihren Kleidern ändert, so kommt ihm der natürliche Gedanke, daß Diejenige, welche sich gewöhnt, ihre ganze Zeit mit der Sorge für ihre Person zu verschwenden, das Sorgen für Viele nicht mehr lernen werde; und wie reich, wie arm man sei, aus diesen Sorgen der Frau für ihre Umgebung geht das Wohlbefinden der Familie hervor. — Je mehr Sie also, meine jungen Freundinnen, sich jung gewöhnen, für Andere zu leben und das Glück Ihrer Umgebung zur Aufgabe Ihres Lebens zu machen, um so sicherer wird auch ein Mann Ihnen mit Vertrauen seine Hand anbieten. Glauben Sie, daß der Zweck des Lebens darin besteht, Anderen recht viel zu nützen und, wohin das Schicksal Sie auch stelle, in gewissem Bezuge unentbehrlich zu sein; und das Glück wird Ihnen nicht fehlen. Außerdem aber wird nichts so sicher die Männer von ihren Vorurtheile heilen, eine Frau sei jetzt nur noch ein Luxus, als Ihr anmuthiges Schalten und Walten am häuslichen Herd, Ihr Sinnen und Denken, ihn zu verschönern und goldeswerth zu machen.

Gemeinnütziges.

(Ueber das Mahlen des gebrannten Kaffee's.) Es dürfte vielleicht nicht allge-

Digitized by Google

mein bekannt sein, daß gestoßener Kaffee wohlschmeckender ist, als gemahlener; dies ist jedoch factisch der Fall, und Savarin stellte mehrere Versuche an, welche ihn von dieser Thatsache überzeugten. Die Türken, welche anerkannt die trefflichsten Kaffeeköche sind, gebrauchen keine Kaffeemühlen, sondern stoßen den Kaffee in Mörsern mit hölzernen Keulen, welche letztere immer werthvoller werden, je länger sie zu diesem Zwecke dienten. Savarin brannte sorgfältig ein Pfund Mokka und theilte den Kaffee in zwei Portionen; die eine wurde gemahlen, die andere nach türkischer Manier gestoßen und dann Kaffee bereitet. Sowohl er selbst, als auch einige Unparteiische, welche den mit gleichen Portionen der auf die angegebene Weise zerkleinerten Kaffeebohnen bereiteten Trank kosteten, waren einstimmig der Meinung, daß der mit dem gestoßenen Kaffee hergestellte den Vorzug verdiene. Savarin fügte seiner Aufforderung, den Versuch selbst zu wiederholen, noch folgende Anekdote bei, welche gleichfalls beweist, daß eine verschiedene Manipulation auch verschiedene Resultate bei einer und derselben Sache liefert. „Monsieur", sagte Napoleon eines Tages zu Laplace, „wie kommt es, daß ein Glas Wasser, in welchem ich ein Stück Zucker löse, weit angenehmer schmeckt, als wenn ich gepulverten Zucker anwende?" „Sire," erwiederte der philosophische Senator, „wir kennen drei verschiedene Stoffe mit gleicher Zusammensetzung, Zucker, Stärke und Gummi; warum sie trotzdem verschiedene physikalische Eigenschaften besitzen, ist ein Geheimniß, welches uns die Natur vorenthalten hat. Ich vermuthe aber, daß bei dem Stoßen des Zuckers möglicher Weise kleine Zuckerpartikelchen in Gummi oder Stärke umgewandelt werden und dann eine Geschmacksverschiedenheit bedingen." Savarin bemerkt dazu, daß spätere Beobachtungen die Vermuthung Laplace's bestätigt hätten.

Lesefrüchte.

Es gehören mehr Handlungen dazu, von Kindern gehaßt, als von ihnen geliebt zu sein. Gehaßte Eltern müssen zuerst lange gefehlt haben. Eltern unterdrücken oder nicht aufkeimenden Liebe aber helfen selten die Jahre nach.

Nähre den Ordnungssinn deines Kindes; lehre es früh den Flitter im Putze fühlen, — einen andern Schmuck der Reinlichkeit, der Ordnung, des Geschmackvollen und Passenden kennen.

Verschiedenes.

Dem berühmten Violinspieler Vieuxtemps begegnete einst auf seiner Kunstreise ein etwas unbequemer Fall. Er hatte sein Absteigequartier bei einem reichen Russen und war nicht wenig erstaunt, als er beim Mittagessen unter dem Tische eine schwarze Masse ihre glühenden Augen auf sich richten sah. „Stören Sie sich nicht daran," sagte die Dame vom Hause, „es ist der schwarze Wolf, er ist zahm." — Als Vieuxtemps sich Abends schlafen legen wollte, zeigte sich ihm dieselbe schwarze Masse. „Stören Sie sich nicht daran, es ist der schwarze Wolf, ich will ihn wegjagen," sagte der Bediente. — Am andern Morgen hörte Vieuxtemps Flintenschüsse vom Hofe heraufdönen. — „Was bedeutet das?" fragte er den hereintretenden Bedienten. — „Stören Sie sich nicht daran," antwortete dieser; „man erschießt den schwarzen Wolf, weil er diese Nacht unsern Koch zerrissen hat."

Charade.

Wenn zur „Ersten" meine „Zweite"
Commandirt der General,
Sind vereinigt alle Beide
Seines Wortes Wiederhall.

Dieses „Ganze" wildem Tönen
Folgt begeistert der Soldat;
Jeden Widerstand verhöhnend
Wird vollbracht die kühne That.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 101. Dienstag, den 23. August **1864.**

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

(Fortsetzung.)

„O wie thut Ihr mir Unrecht, Vater!“ sagte thränenden Auges die Tochter. „Wenn Ihr wüßtet, wie mir's ist und was ich mich schon bekümmert hab.“

„Ja ich weiß,“ versetzte mit väterlichem Ernste der Lehrer; „ich weiß, daß du nicht zu Denen gehörst, die es so leicht nehmen. Es würde dir gehen, wie so Vielen, die schon beim Abschied aus der alten Heimath den Entschluß so tief bereut haben. — Und was den Friedle betrifft, so hab ich nichts gegen ihn; er ist in meinen Augen nicht weniger werth geworden, seitdem er keine Liegenschaften mehr besitzt. — Ich will dir weder zu- noch abrathen — auch von einer Auswanderung dich nicht mit Gewalt zurückhalten; — nur Eins möcht ich dir ans Herz legen: wart, bis ich die Augen geschlossen hab, — thu es deinem alten Vater und dem Andenken deiner seligen Mutter zu lieb.“

„O Vater, wenn Ihr so redet,“ seufzte das Annele in Thränen ausbrechend.

„Ich kann nicht anders reden; ich will dich nur von unbedachten, übereilten Schritten zurückhalten. Weise den wohlgemeinten Antrag eines braven Mannes nicht so kurz und schroff von der Hand. Alles in der Welt ist der Prüfung werth.“

„Soll ich den Friedle jetzt aufgeben?“ sagte das Annele, sich die Thränen trocknend; „soll ich ihm den Rücken kehren, weil sich eine günstigere Gelegenheit auftut? Soll ich, wie so Manche heutzutag, nur den Platz und das Vermögen heirathen? Wenn der Friedle denken thät, wie so viele junge Männer, so hätt er bei seiner Wahl nur auf Geld und Gut gesehen; dann hätt er sein Güetle wohl auch behaupten können. Und jetzt soll ich ihm dafür den Abschied geben!“

„Das verlang ich nicht!“ versetzte mit Nachdruck der Vater. „Was ich verlange, ist Ueberlegung, daß nichts im ersten Sturm geschehe. — Die Glückseligkeit des Lebens hab ich nie nach der Größe und Schwere des Geldsacks bemessen, hab nur zu oft schon zu beobachten Gelegenheit gehabt, wie viel Leerheit des Gemüths und wie viel Mißmuth auch bei vollen Kisten wohnen. Aber Das weiß ich auch, daß, wenn ein Baum wurzeln und gedeihen soll, ein solider Grund dazu vorhanden sein muß. Zuneigung allein ist noch nicht hinreichend, einen dauerhaften Hausstand zu begründen; denn bis jetzt hat selbst die Liebe das Geheimniß noch nicht entdecken können, von der Luft zu leben. — Wärst du wie so Viele, die Heimath und Eltern so gleichgiltig verlassen können, wie der junge Vogel das alte Nest, so wär ich nicht so besorgt um dich und würd dir selber rathen, geh, such dein Glück in der weiten fremden Welt. — Aber es ist schon spät. Ich hab noch einen Ausgang zu machen. — Sorge für das Nachtessen!“

Mit diesen Worten eilte der Vater hastig davon, das gute Kind in nicht geringer Gemüthsaufregung zurücklassend.

IV.

Lange saß Annele unbeweglich, den Kopf in die Hand gestützt, am Tisch. Heiße Thränen stahlen sich die Wangen herab, während der Blick mit wehmuthsvoller Bitterkeit auf dem gerade vor ihm stehenden Ros-

Digitized by Google

marinstöcklein haftete, dem Geschenk, aus welchem der Friedle kurz vorher dem Annele einen baldigen Brautstand prophezeit hatte. — Daß der Tag so enden würde, wer hätte es dem Morgen ansehen können? Doch Freud und Leid sind ja Nachbarn. Wie hatte sich das Annele gefreut auf die theatralische Aufführung! Und jetzt schien es, als wollten die freudigen Stunden auf lange, lange Zeit von ihm Abschied nehmen. Das Annele wenigstens sah den Weg nicht, auf dem sie so bald wiederkehren konnten. — Das gute Mädchen sah sich plötzlich in so peinliche Lage versetzt, wie noch nie zuvor im Leben; es fühlte vollkommen, wie seelengut es der Vater meine, zugleich aber auch, wie der Friedle mit so warmer, treuer Liebe ihm unwandelbar ergeben sei. — Wenn die Mutter selig noch am Leben wär — fragte es sich in Gedanken — was würde sie dazu sagen? O könnt sie herabschweben aus den seligen Höhen und mir auf den rechten Pfad verhelfen. — Es preßte die Hände krampfhaft über der Brust zusammen, als wollt es einen herben Schmerz niederkämpfen. — Wie bitter fühlte die Tochter jetzt den frühen Verlust! Denn sie war sich zum ersten Mal recht deutlich bewußt, daß es Lebensfragen gebe, für die nur Mutterliebe ein volles inneres Verständniß hat. —

Der Tag neigte sich bereits seinem Ende zu. Die Schatten streckten sich lang und länger draußen im grünen Grasgarten, und die Schwarzwälderuhr schlug warnend ein Viertel ums andere — das Annele achtete es nicht. Erst als der Bube, den der Vater zum Friedle hinauf ins Thal geschickt hatte, wieder am offenen Fenster erschien, um zu vermelden, daß der Friedle kommen werde, fuhr es auf aus seinem Sinnen und ging hinaus in die Küche, nach des Vaters Willen für das Abendessen zu sorgen.

Eine Stunde später kam der Vater, von Herrn Peregrin begleitet, wieder zurück. Sie begaben sich in den Garten, denn Herr Peregrin wünschte den „wundervollen Sonnenuntergang" von da aus betrachten zu können. Es war auch wirklich der erste milde Frühlingsabend, und die Lerchen hoch über dem flammenden Abendroth fanden kein Ende, seine Schönheit in schmetternden Tönen zu loben.

„Ein allerliebstes Ruheplätzchen, dieses," sagte Herr Peregrin, indem er in der Laube mit der Aussicht hinaus auf den fernen, in einzelnen Goldstreifen blitzenden Rheinstrom Platz nahm. „Was ist das comfortabelste Prunkgemach dagegen?"

„Es ist auch mein Lieblingsplätzchen," bestätigte Vater Friedlieb. „Manch schönen Sommerabend und manch stillen Sonntagnachmittag hab ich hier schon verträumt."

„Und das Gärtchen mit seinen Blumen und sorgfältig gepflegten Beeten — wie sich in Allem der ordnungsliebende Geist der schönen Gärtnerin ausspricht! Wahrlich," versicherte Herr Peregrin, „immer mehr überzeuge ich mich, welch eine treffliche Hausfrau Ihre Tochter abgeben wird. — Und wie wird sie sich freuen, drüben auf dem Hofe als unumschränkte Gebieterin schalten und walten zu können. Was meinen Sie?"

„Ja," versetzte Meister Friedlieb etwas verlegen, „da wird es freilich zu thun genug geben."

„Mein Kaufgeschäft ist nun vollständig in Ordnung; sogar die Urkunde darüber ist schon in meinen Händen. — Und nun lassen Sie hören, wie weit Sie gekommen sind. Oder haben Sie noch keine Gelegenheit gefunden, Winke zu geben. Wie?"

„Hm — doch — so im Allgemeinen —" murmelte Herr Friedlieb.

„Nun?" fragte Herr Peregrin erwartungsvoll.

Der Lehrer räusperte sich und sprach in Absätzen von Elternkreuz und — Kindern, die heutzutag gescheidter sein wollen als die Eltern, — von Eigensinn und durchkreuzten Planen — und rückte endlich — so schonlich als möglich — mit der Wahrheit heraus. Der Freund schien betroffen, zwang sich jedoch zur Heiterkeit. „Der Friedle? — Ha, ha, der scheint mir aber kein gefährlicher Nebenbuhler zu sein. Bedenken Sie doch, was hat denn Der für Aussichten!"

„Sie wissen," versetzte der Lehrer achselzuckend, indem er sich mit dem Sacktuch den Schweiß von der Stirne trocknete, „die Jugend hat viele Aussichten, aber wenig Einsicht." Dann verhehlte er dem abgewiesenen Freier nicht, daß das thörichte Ding, wie er seine Tochter zu nennen beliebte, fest entschlossen

Digitized by Google

zu sein scheine, dem Friedle sogar nach Amerika zu folgen.

Herr Peregrin verzog abermals den Mund zum spöttischen Lachen. „Possen, Kindereien! — Fürchten Sie nichts; ich halte Ihre Tochter für viel zu vernünftig, um sich von diesem Ritter von Habenichts mir nichts dir nichts übers Weltmeer entführen zu lassen. Der Roman wird bald ausgespielt sein, oder ich müßte mich sehr täuschen. Sehen Sie," setzte er mit der sichern Miene eines gewiegten Geschäftsmannes bei, indeß er ein Papier aus der Rocktasche zog; „sehen Sie, dieses Gewicht will ich in die Wagschale werfen, — und ich wette, sie wird zu meinen Gunsten ausschlagen. Vor der Wucht dieser Verschreibung wird das Nebelbild Amerika in Nichts zerrinnen."

Meister Friedlieb strich sich schweigend die wenigen Haare aus der bedenklich gefurchten Stirne, während er nach passenden Worten suchte, um seinem geehrten Freunde begreiflich zu machen, wie schwierig es sein dürfte, ein jugendlich verliebtes Herz mit Geld und Verschreibungen bestechen zu wollen. Damit, fürchtete er, werde sein wohlmeinender Freund vollends Alles verderben. Ehe er jedoch seinen Bedenklichkeiten hinreichend Worte verleihen konnte, schritt der Friedle zur Gartenthüre herein, den Beiden einen trockenen „Guten Abend" bietend.

(Fortsetzung folgt.)

De mortuis nil nisi bene.

In der Illustrirten Zeitung vom 11. Juni d. J. wird eine Biographie Meyerbeer's mit den Worten eingeleitet: „De mortuis nil nisi bene: ein schlechter Spruch! Rede über die Todten nichts als Gutes heißt: Belüge die Lebenden."

Man müßte sich wirklich wundern, wie ein so abgeschmackter Satz: Rede über die Todten nichts als Gutes! je habe Geltung gewinnen können, wenn dies wirklich der Sinn des lateinischen Spruches wäre. Aber Denen, welche ihn so übersetzen, muß ihr Latein etwas abhanden gekommen sein, indem sie das Adverbium bene mit dem Neutrum des Adjectivs verwechseln wie [illegible] lautete: De mortuis nil nisi bona. Wie er jetzt lautet, ist es ein schöner Spruch. Nach ihm soll man über die Todten nur die Wahrheit sagen, aber soll sie bene, d. h. in einer weniger leidenschaftlichen, in einer gemäßigteren, milderen Weise sagen, als es gegen Lebende manchmal möglich und auch nöthig ist, welche man widerlegen, zurecht- und zurückweisen muß, und welche sich vertheidigen können. Der Schreiber dieser Zeilen hat dieselbe irrige Auslegung des Spruches in einem anderen Blatt schon ein Mal gerügt, sie scheint aber so verbreitet zu sein, daß der Spruch wiederholt dagegen gerettet und in Schutz genommen werden muß. Auch der Vorschlag eines Frankfurter Arztes und humoristischen Dichters, das bene durch vere zu ersetzen, beruht auf demselben unrichtigen Verständniß des Spruches, da nichts bene gesagt sein könnte, was nicht zugleich vere gesagt wäre. Gibt es Fälle, in welchen der Spruch nicht anzuwenden und durchzuführen ist, so wird er dann dem anderen lateinischen Wort unterliegen: Exceptio firmat regulam oder: Nulla regula sine exceptione.

Landwirthschaftliches.

Der Gaskalk, wie er von allen Gasanstalten zu billigem Preise zu beziehen ist, wird bis jetzt von den Oekonomen noch so wenig gewürdigt, daß es angemessen erscheinen mag, wiederholt die Ansichten von Chemikern darüber zu hören. Hr. Schilling von München spricht sich in einem Briefe an die Gasanstalt Neustadt folgendermaßen aus:

Der Gaskalk enthält schwefligsauren Kalk, der unter dem Einfluß von Athmosphäre und Regen in schwefelsauren Kalk übergeht, Kohlensäure und Salmiak, und ist in mancher Beziehung nützlich für die Landwirthschaft. Viele Pflanzen, z. B. der Klee, enthalten große Mengen schwefelsauren Kalkes als Bestandtheile, und es ist ein alter Gebrauch, Kleefelder mit Gyps zu bestreuen, so daß der Gaskalk unmittelbar zum Wachsen und Gedeihen solcher Pflanzen als Nahrungsmittel dienen kann, ferner dient er vermöge seiner Eigenschaft [illegible]

Digitized by Google

niederfällt, oder welches sich bei der Verwesung organischer Körper bildet, für die Vegetation nützlich zu machen, und endlich kann er, wenn er frisch gebraucht wird, durch seinen intensiven Geruch, zur Vertilgung von Insecten und Würmern, welche den Pflanzen schädlich sind, beitragen. Bei dieser letzteren Anwendung darf es freilich nicht wundern, wenn der Graswuchs für eine gewisse Zeit fast ganz verschwindet, nach der Zeit kehrt das Wachsthum üppiger, wie zuvor, zurück.

Am besten wendet man den Gaskalk an, wenn man ein Mal oder zwei Mal in der Woche den Composthaufen damit bestreut. Eine große Menge Ammoniak, die sonst nutzlos verloren geht, wird auf diese Weise gebunden. An manchen Orten sind die Oekonomen bereits daran gewöhnt, ihn zu verwenden, und er bildet dann eine stehende Einnahme für die Gasanstalten, an vielen Orten jedoch sträuben sich die Landleute, weil sie sich nicht die Mühe geben, ihn richtig anzuwenden.

Hiermit in der Hauptsache übereinstimmend sagt Hr. Dr. Schneider, der Vorstand einer landwirthschaftlichen Lehranstalt in Worms: „Der Werth des Gaskalkes stützt sich vorzugsweise auf seinen Gehalt an kohlensaurem Ammoniak, welches mit dem Gase entweicht und von dem Kalke fixirt wird. Der Gehalt wechselt, je nach dem Werthe der Kohle und der Betriebsweise, von $^1/_4$—$1\,^0/_0$. Der Maximalwerth des Zollcentners Gaskalk kann im frischen Zustande auf 30 kr. berechnet werden. Die vortheilhafteste Anwendung findet er bis jetzt in der Landwirthschaft und zwar als Zusatz zu Composthaufen. Frisch auf's Feld gebracht wirkt er in der Regel nicht vortheilhaft.

Lesefrüchte.

Tact ist der Verstand des Herzens. Den Verstand des Verstandes den kennen wir, ihn haben Tausende, den Verstand des Herzens haben Wenige; Wenige dies sichere Gefühl, was Anderen wohlthun, was sie verletzen könnte. Der ächte wahre Tact ist keine kalte Welttugend, keine bloße Formenglätte des Benehmens. Der Tactvolle ist gut und bescheiden! . . .

Wenn dir's im Kopf und Herzen schwirrt,
Was willst du Beff'res haben?
Wer nicht mehr liebt und nicht mehr irrt,
Der lasse sich begraben! —

Verschiedenes.

In Amerika gibt es sonderbare Namen. So nannte ein Bewohner des Staates Michigan, Namens Stickney, seine Söhne One Stickney, Two Stickney, Three Stickney und seine beiden Töchter ebenfalls One Stickney und Two Stickney. Was sich zu deutsch eben wiedergeben ließe durch: Schmitz I, Schmitz II, Schmitz III. Die alten Römer trieben es übrigens mit ihren Quintus und Sextus auch nicht viel besser. Drei Kinder einer Familie in Vermont heißen Joseph, And, Another (Joseph, Und, ein Anderer), und die nächsten Geschwister dieser Drei erhalten möglicher Weise die Namen Desgleichen, Ueberdies, Ungeachtet. In einer andern Familie wurde das sechste Kind Finis getauft, weil die Eltern es für die letzte Gabe Gottes hielten. Als aber mit der Zeit noch drei Gottesgaben hinzukamen, eine Tochter und zwei Söhne, nannten sie die Tochter Addenda und die Söhne Appendix und Supplement. Demselben arithmetischen Principe folgend, nannte ein Familienvater in Pensylvanien seinen zweitgebornen Sohn James Also (Jacob Ebenso) und den dritten William Lekewise (Wilhelm Desgleichen.)

Der höhere Zeitungsstyl hat eine schätzenswerthe Bereicherung erfahren. Von einem „blühenden Damenflor" hat man auf Bällen schon längst geredet; jetzt spricht man auch von einem „imposanten Männerwald."

Auflösung der Charade in Nro. 99:
Sturmmarsch.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 102. Donnerstag, den 25. August 1864.

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Euch," begann Herr Peregrin sogleich, mit einer gewissen kalt berechnenden Ueberlegenheit sich an den trutzlich dastehenden Burschen wendend, „ich habe Euch kommen lassen, um noch einige Auskunft über das von mir, wie Euch der Bürgermeister gesagt haben wird, bereits erstandene Gut zu erhalten." Er zählte die Punkte her — und der heimatlos gewordene, nicht sonderlich zum Reden aufgelegte Friedle beantwortete jede Frage kurz und gut. Hierauf gab ihm der behäbige Herr und nunmehrige Gutsbesitzer allergnädigst zu verstehen, daß er nicht abgeneigt sein würde, zu seinem „weiteren Fortkommen" einen Beitrag zu leisten; im Falle er nämlich sein Auswanderungsproject verwirklichen wolle, sei er erbötig, ihn mit Reisegeld zu versehen. —

Der Friedle verzog den Mund, als wollte er sagen: Ich kenne den Grund deiner Großmuth, bedanke mich aber dafür. „Reisegeld hab ich keines nöthig, ich danke Ihnen," entgegnete er mit erzwungener Höflichkeit. „Ein gesunder und starker Mensch soll kein Almosen annehmen!"

„Bravo, diese Gesinnung macht Euch Ehre! Es ist wahr, Ihr seid jung und gesund und mit Wetten und Wagen muß man das Glück ersagen. An Eurer Stelle würde ich das Gleiche thun. Der Jugend steht ja die ganze Welt offen."

Während des Gesprächs war das Annele unter der Thüre des Hauses erschienen, um dem Vater zu vermelden, daß das Nachtessen fertig und der Tisch gedeckt sei.

„Ei sieh da, unser liebes Aennchen," sprach Herr Peregrin galant. „Habe schon lange nicht mehr das Vergnügen gehabt, d. h. seit gestern Abend. Sie sehen, wie verwöhnt ich bin; sehe ich die hübschen blauen Augen nicht jeden Tag, so meine ich, es fehle mir Etwas. — Sie sind immer beschäftigt und finden wenig Zeit, sich mit Ihren Freunden zu unterhalten."

Das Annele schwieg und wollte sich sogleich wieder entfernen, als ihm der Vater mit den Augen zuwinkte: „Nu, so gib doch Antwort!"

Das Annele gehorchte: es sprach von Arbeiten in Küche und Garten, aber mit einer Zurückhaltung, die — zumal in Verbindung mit den sichtbarlich verweinten Augen — einen etwas weniger zuversichtlichen Freier ohne Zweifel von weiteren Anträgen zurückgeschreckt haben würde. Herr Peregrin aber fuhr fort, dem guten Mädchen Artigkeiten über Artigkeiten zu sagen, wie bei ihm häusliche Thätigkeit so zu sagen zur zweiten Natur geworden, und wie unähnlich es den in unseren Modeinstituten gebildeten Jungfräuleln sei, die sich nur in Dingen übten, von welchen man voraussehen könne, daß sie solche später gar nicht brauchten 2c.

„Nun, und du willst dein Glück übern Wasser suchen? hör ich!" wendete sich der Lehrer an den finster blickenden Friedle.

„Bin fest entschlossen!" entgegnete dieser.

„Ueberleg's wohl, ehe du den Bündel machst! Mancher will dem Regen entlaufen und fällt ins Wasser. Und dann wirst du wissen, daß der Pfennig nirgends mehr gilt als da, wo er geschlagen ist."

„Nicht überall, Herr Lehrer," brummte der Friedle. „Bei uns im Badischen ist es an manchen Orten oft umgekehrt."

„Glücklich der Mann," lispelte jetzt Herr

Peregrin dem erröthenden Annele zu, „dem ein so thätiges Weibchen einst zur Seite steht. Und in der That, ich wüßte Jemand, der sich glücklich schätzen würde —"

„Ich will weiter!" murmelte der Friedle mit einem grimmigen Seitenblick auf den Zudringlichen; „der Herr da hat scheint's nichts mehr mit mir zu verhandeln."

„Was presssirt denn so?" sagte der Lehrer; „vor der Hauptprob wirst du doch nichts mehr arbeiten wollen?"

„Nun, errathen Sie wohl," setzte Herr Peregrin dem Annele zu, „wer dieser Jemand wohl sein könnte? Ich gewiß, Sie müssen es wissen. Wo geheime Herzenswünsche so lebhaft sich begegnen, braucht es der Worte nicht, sich zu verständigen."

Dem Friedle stieg das Blut in den Kopf. Er ballte die Faust — und wollte mit einem Kreuz, Donner und Wetter dreinfahren. Sein Nebenbuhler aber schien nichts zu sehen und zu hören und sich her; ganz nur mit dem holden Gegenstand seiner Wünsche beschäftigt, lispelte er:

„Heiß geliebt und still geschwiegen;
Wahre Liebe spricht nicht viel:
— Nur in unbändaren Zügen
Malt dies heiligste Gefühl!"

Ist ein Gedicht, das ich einmal in einem Stammbuch gelesen habe."

„Ich muß fort; es ist Niemand in der Küche und ich hab die Suppe überm Feuer!" bat das Annele und wollte sich von dem überlästigen Herrn, der seine Hand ergriffen hatte, manierlich losmachen.

„Die Suppe!" rief Herr Peregrin aus; „wer wollte in solchen Momenten an die Suppe denken. Holdestes Kind!"

„O, ich bitte!" flehte das Annele dringender; während der Friedle, der mit der Pelzmütze in der Hand wie von bösem Zauber gebannt immer noch dastand, ein paar derbe Verwünschungen vor sich hin brummte.

„Was würden Sie thun," begann Herr Peregrin ganz ernsthaft, aber in so schmeichelrischem Ton, als ihm nur möglich war; „was würden Sie sagen, wenn ein Mann, dem zu seinem Glück nichts weiter fehlt als eine treue, tugendhafte Hausfrau, wenn dieser Mann, um Ihre Hand zu werben?"

Vater Friedlieb stand wie auf Kohlen bei diesem peinlichen Verfahren. Gerne hätte er seiner Tochter einen heimlichen Wink gegeben — als diese ein Herz faßte und nach kurzem Zaudern erklärte: „Ich würd' sagen, daß auf diese Hand schon ein Anderer ein Recht hat — und dieser Andere — ich bekenn es frei — steht hier."

Mit diesen Worten ging sie auf den Friedle zu und gab ihm die Hand. „Ich weiß, daß Widerwärtigkeiten aller Art auf uns warten — aber das schreckt mich nicht ab. — — Schaut mich nicht so unwillig an, Vater — Ihr wißt, wie schwer ich mich von Euch und Allen trennen würd' — und daß es kein Leichtsinn von mir ist."

„O herziges Annele!" jubelte der Friedle gerührt und umfaßte das holderröthende Mädchen, „wie kann ich dir's vergelten?"

Vater Friedlieb schaute bald auf das vereinte jugendliche Paar, bald auf seinen zurückgesetzten Freund, als wollte er sich bei diesem entschuldigen und sagen: Da habt Ihr nun die Bescherung! Mit Eurem unzeitigen Antrag habt Ihr Alles verdorben!

Herr Peregrin jedoch ließ sich nicht aus seiner weltmännischen Fassung bringen; als wäre er seines endlichen Sieges dennoch gewiß, zog er das erwähnte gewichtige Papier lächelnd aus der Tasche und sagte gelassen zu Annele: „Die Achtung und Freundschaft, die ich für Ihren Vater hege, die väterliche Theilnahme, die mich für Ihr Wohlergehen so zärtlich besorgt macht, die Gewißheit, daß Sie auf dem beabsichtigten Wege Ihrem Glücke nicht entgegengehen können — Alles das berechtigt mich, noch ein letztes wohlgemeintes Wort zu sprechen. — Lernen Sie wenigstens aus dem Inhalte dieses Documentes einsehen, wie gut ich es meine und wie arg Sie mich verkannt haben. Es ist ein Anerbieten, wie es Ihnen sicherlich so leicht nicht wieder gemacht werden wird. — — Hier — lesen Sie."

Das Annele machte eine entschieden ablehnende Bewegung. (Fortsetzung folgt.)

Kennzeichen der Hundswuth.

Der Professor A. Bouley an der Veterinärschule zu Alfort in Frankreich hat neuerdings

ein Buch über die „Kennzeichen der Hundswuth“ erscheinen lassen, in welchem eine Menge falscher Meinungen über die Krankheits-Symptome der tollen Hunde berichtigt und auf eine Anzahl von bisher unbeachteten Symptomen aufmerksam gemacht wird. Im Allgemeinen, sagt der Verfasser, nehme man an, daß die Krankheit nothwendiger Weise durch Wuthanfälle, Lust zum Beißen u. s. w. charakterisirt werde; darin liege aber ein gefährliches Vorurtheil, welches schon manches beklagenswerthe Unglück zur Folge gehabt habe. Man thue also gut, sich vor jedem Hunde in Acht zu nehmen, der nicht mehr die Kennzeichen der Gesundheit an sich trage. Die ersten Zeichen der Tollwuth äußern sich dadurch, daß der Hund in düsterer Laune und beständig aufgeregt ist, fortwährend seine Stellung ändert; das Thier flieht seinen Herrn, verkriecht sich, aber zeigt noch durchaus keinen Trieb zum Beißen. Eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten, welche besonders von Wichtigkeit zu kennen ist, besteht darin, daß der Hund, selbst bei ziemlich vorgerücktem Krankheitszustande, nicht seine Anhänglichkeit an die Personen verliert, denen er angehört. Dies geht so weit, daß er sich oft in voller Wuth scheut, seinen Herrn anzugreifen. Daher kommt es denn, daß man sich nur zu häufig der Illusion hingiebt, der Hund sei nicht toll, wenn er sich anhänglich zeigt. Während der Anfangs-Periode der Tollwuth zeigt der Hund ein eigenthümliches Delirium. Dasselbe wird auch durch sonderbar befremdende Bewegungen charakterisirt, welche bezeugen, daß das Thier Gegenstände sieht und Geräusche hört, welche nur in seiner Einbildung existiren. Zu einer mehr vorgerückten Zeit der Krankheit nimmt die Unruhe zu. Sehr merkwürdig aber, zugleich sehr gefährlich ist es, daß in dieser Phase bei vielen Hunden die Anhänglichkeit zum Herrn noch zunimmt. Ein anderes Vorurtheil ist das, daß die Wasserscheu als ein unfehlbares Zeichen der Tollwuth angesehen wird. Professor Bouley stellt dies durchaus in Abrede und behauptet, daß ein toller Hund, wenn übrigens die Zusammenschnürung seines Schlundes es noch erlaubt, nicht Wasser scheut, es sogar häufig mit Begierde säuft. Ein besonderes charakteristisches Merkmal in dieser Phase besteht darin, daß er einen Trieb zeigt, Alles, was ihm in den Weg kommt, zu zerreißen oder zu zerbeißen. Man soll sich mithin sehr vor einem Hunde hüten, der plötzlich den Einfall bekommt, in den Zimmern die Fußdecke oder andere Sachen zu zerreißen oder zu zerzausen. Der Schaum vor dem Maule ist kein immer zutreffendes Kennzeichen. Der tolle Hund, dessen Schlund trocken ist, macht eine Bewegung, als ob ihm Etwas im Halse stecken geblieben wäre. Das Bellen des tollen Hundes ist vor allen Dingen charakteristisch und soll für einen Kenner der Krankheit das allersicherste Zeichen der Wuth sein; obgleich es schwer ist, die Art dieses Bellens zu beschreiben, so muß doch erwähnt werden, daß stets die Stimme des Thieres sich sehr merklich verändert hat. Ein sehr eigenthümliches Symptom ist das, daß der Hund, wenn er toll ist, beim Schmerze stumm bleibt. Wenn man ihn schlägt, sticht oder gar brennt, gibt er keinen Schmerzenslaut von sich. **Man soll sich mithin vor Hunden in Acht nehmen, so bald sie für Schmerzen sich weniger empfindlich zeigen, als gewöhnlich.** Merkwürdig ist es, daß der Hund in diesem Krankheitszustande gerade durch das Ansehen anderer Hunde am Meisten zur Wuth angereizt wird. Ein Hund, der dennoch wider seine Gewohnheit auf andere Hunde sich stürzt, macht sich dadurch in hohem Grade der Tollwuth verdächtig. Oft kommt es auch vor, daß der Hund beim Beginne der Krankheit plötzlich das Haus seines Herrn verläßt und in der Fremde umherirrt, bis Hunger und Elend ihn wieder ins Haus zurückführen, wo er dann gemeiniglich in sehr traurigem Zustande ankommt und nur zu oft von seinem mitleidigen Herrn freundlich aufgenommen und gestreichelt wird. **Vor solchen entflohenen und wieder zurückkommenden Hunden soll man sich ganz besonders hüten.** Wenn der Hund sich mit den Symptomen zeigt, die man gewöhnlich als die Zeichen der vollendeten Wuth anführt, ist er häufig weniger zu fürchten, als wenn er noch nicht so ernährt ist.

Gemeinnütziges.

Um feste Milch, wie solche namentlich Auswanderern mit Kindern mitzunehmen ge-

Digitized by Google

rathen wird, zu bereiten, nehme man zu ungefähr 56 Pfund Milch 14 Pfund Zucker und einen kleinen Theelöffel voll kohlensaures Natron. Dieses wird unter stetem Umrühren gekocht, jedoch nicht direct über dem Feuer, sondern in einem andern mit Wasser gefüllten Gefäße, bis das Ganze zu einer festen, butterähnlichen Masse wird. — Diese Milch hält sich dann, in Blechbüchsen wohlverschlossen, monatelang. Beim Gebrauche nehme man eine kleine Quantität und verdünne sie mit Wasser, bis sie der gewöhnlichen Milch entspricht.

Verschiedenes.

(Parfumerie.) Unsere schönen Leserinnen interessirt es vielleicht, zu erfahren, wo größtentheils die Blumen wachsen, deren süßen Duft die schönen Flacons auf ihrem Toilettentische aushauchen. Der Hauptplatz dafür ist das südliche Frankreich und Piemont, namentlich Montpellier, Grasse, Nismes, Cannes und Nizza; die beiden letzteren Orte sind namentlich das Paradies der Veilchen und liefern jährlich gegen 13,000 Pfd. Veilchenblüthen. Nizza erntet bei 100,000 Pfd. Orangeblüthen und Cannes eben so viel und von feinerem Geruche; 500 Pfd. Orangeblüthen geben etwa 21 Pfd. reines Neroli-Oel. Zu Cannes gedeiht die Akazie besonders gut und liefert jährlich gegen 9000 Pfd. Blüthen. Eine große Parfumerie-Distillation zu Cannes verbraucht jährlich 140,000 Pfd. Orangeblüthen, 20,000 Pfd. Akazienblüthen (Acacia Farnesiana), 140,000 Pfd. Jasminblüthen, 20,000 Pfd. Veilchen und 8000 Pfd. Tuberosen, neben einer großen Menge anderer wohlriechender Kräuter.

(Eine Schauergeschichte aus dem Wiener Prater.) Dieser Tage miethet ein eleganter, bleicher junger Mann in der Stadt Wien einen Fiaker und befiehlt, ihn nach dem Prater in die Haupt-Allee zu fahren, — gehorsam befolgt der Fiaker seines Gastes Befehl und lenkt die Rosse mit jener Grazie, welche nur Kunstreiter und Wiener Fiaker besitzen; wollüstig hingestreckt wiegt sich der bleiche Dandy auf den eleganten, lichten Kissen des Wagens. Die Haupt-Allee ist nicht mehr „Saison", also menschenleer, und als der Fiaker zum zweiten Male am Rondeau anlangt, wendet er den Kopf, um den Herrn im Wagen zu fragen, ob er nicht ein andere Tour befehle. Doch zu seinem Entsetzen bemerkt er, daß der bleiche Dandy eine Doppelpistole in der Hand hält, den Hahn derselben aufzieht und den Zeigefinger bedenklich an den Drücker legt. „Ew. Gnaden, was g'schieht denn? was thun's denn?" ruft der bestürzte Fiaker. „Du siehst es ja," antwortet ruhig der bleiche Dandy, „ich will mich erschießen!" — „Wär nicht übel!" eifert der Fiaker, „in meinem neuen, wunderschönen Wagen, der noch nicht einmal gezahlt ist! Haben's im Prater vielleicht nicht Platz genug?" — „Du hast Recht, wack'rer Mann," ruft der Dandy, und aus dem Wagen springend eilt er ins Gebüsch, der Fiaker aber, grausend vor dem Knall,

— der den Fall

Eines Menschen soll bedeuten,

haut in die Pferde und fliegt nach dem Pratersterne, um einen Polizeimann zu requiriren; allein weder dieser noch sonst Jemand fand einen Erschossenen, der Fiaker durchlas täglich alle Blätter, um den „Selbstmord im Prater" zu finden, bis er endlich zu seinem Aerger die Einsicht erlangte, er sei das Opfer eines Schwindlers geworden, der — umsonst im Prater spazieren fahren wollte.

Der Küster aus Ledbury verheirathete sich vor Kurzem mit Miß Barnes, einer ledigen Dame von da. Das Alter des glücklichen Paares, beläuft sich zusammengenommen auf 164 Jahre. Die Braut ist in ihrem 64. und der Bräutigam in seinem 88. Jahre.

Räthsel.

Zwei Zeichen nur, sie führen dich
In graue Vorzeit weit zurück.
Gib 5 schieb ein, so zeige ich
Dir gegenwärt'gen Augenblick.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 103. Samstag, den 27. August **1864.**

Ein Feldherr.

Mitten in dem Schlachtgetümmel, wo am wildesten
der Kampf,
Wo die Gegner kaum sich kennen, in dem dichten
Pulverdampf
Hält der Führer, den die Hitze des Gefechts zu weit
getrieben,
Triumphirend, wenn des Feindes Reiter auseinander-
stieben.

Seine kampfgewohnte Rechte schwingt das oft erprobte
Schwert;
Wie die Blitze zünden, trifft es, wenn's verzehrend
niederfährt,
Und so scharf als wie die Schneide seines Schwertes
ist die Rede,
Wenn begeistert er die Scharen auffordt zu verstärkter
Fehde.

Weiter, immer vorwärts stürmend, treibt er den ber-
drängten Feind,
Bis der Sieg, der lange schwankend, seinen Fahnen
sicher scheint.
Da, als ob der Gott der Schlachten diese Hoffnung
wollt' vernichten,
Sieht er, wie der Feinde Kugeln seiner Tapfern
Reihen lichten.

Und als ob ihm nur die Wendung des Geschickes
würd' gezeigt,
Hat den Helden eine Kugel, nur zu gut gezielt, erreicht.
Krampfhaft noch sein Schwert umklammernd, sitt er
blutend hingesunken,
Klirrend sprüh'n ob seinem Haupte andrer Schwerter
Feuerfunken;

Sausen, seinen Fall zu rächen, kämpfend um den
heil'gen Sieg,
Bis der Donner der Kanonen, der Musketen Knattern
schwieg.

Die noch eben siegestrunken, wanken jetzt bestürzt
und fliehen —
Sieh' die Müden hingesunken, Manche flehend auf
den Knieen.

Wie aus fast erloschnem Feuer noch der Wind ein
Flämmchen schürt:
Hat des Feldherrn schwaches Leben diese schnelle
Flucht berührt.

Mit dem Aug' folgt er den Streitern, bis er sieht
die Feinde fliehen —
Lächelnd stirbt er, als die Seinen siegend ihm vorüber
ziehen.

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

(Fortsetzung.)

„Nun, so lesen Sie es, lieber Herr Lehrer und besorgter Vater, lesen Sie es vor. Wie Sie sehen, ist das Ding in aller Form ausgefertigt und bereits mit meiner Unterschrift versehen."

Vater Friedlieb nahm das Papier, entfaltete es und überflog die Zeilen flüchtig; dann, nachdem er die Unterschrift gelesen, stotterte er, mit großen Augen den großmüthigen Freund vom Kopf bis zum Fuße betrachtend: „Wie — was? — Mit Ihrer Unterschrift? — Ist's möglich — so heißt ja — Sie wären also —?"

„Nicht war, es lautet annehmbar und wird wohl nicht zurückgewiesen werden?" fragte Herr Peregrin lachend.

„Nein, nein — Das wird nicht zurückgewiesen werden," sagte Vater Friedlieb mit bewegter Stimme. — „Friedle, schau her — der Bruder deiner seligen Mutter — der

Herr Vetter aus Sachsen!“ Und dabei deutete er auf Freund Peregrin.

„Mein Herr Vetter?!“ — rief wie aus einem Traum erwachend der Friedle.

„Ja, Kinder,“ nahm jetzt der Onkel — denn er war es wirklich — das Wort, „der Scherz muß ein Ende nehmen; er hat auch seine ernsthafte Seite gehabt. Komm her, Friedle — Annele, kommt — gebt mir die Hände, nehmt auch mich auf in das Bündniß, das ihr soeben geschlossen habt.“

„Ich trau meinen Augen kaum!“ rief wie duselig der junge Bursche, während er seinem Herrn Vetter ehrerbietig die Hand reichte.

„Und du?“

„Zeig, was machsch für Aeugli?
Was zupfsch am seidene Bendel?“

„Heißt's nicht so in Hebel's Wiese?“ fragte schalkhaft der zum Onkel gewordene Herr Peregrin das mit Rosengluth übergossene Annele. „Komm — gib dem Oheim deines Bräutigams ein herzhaftes Schmätzle. — Da — du hast die Probe vortrefflich bestanden!“ — Er schloß die minnigliche Jungfrau in seine Arme und drückte einen festen Kuß auf die Lippen, die vor wenig Augenblicken noch so entschiedene Worte der Ungunst gegen ihn ausgesprochen.

„Das heißt einmal eine Ueberraschung!“ sagte Vater Friedlieb freudig aufathmend.

„Ei freilich, die Ueberraschung im Garten, der würdige Schluß des artigen Gedichtes, das die Beiden da so fleißig miteinander einstudirt haben,“ versetzte der Oheim.

„Wer hätt auch so was denken können?“ verwunderte sich das gute Annele.

„Allerdings, der Spaß war etwas stark. Aber ich denke, Vater Friedlieb vergibt mir die Täuschung, zu welcher ich meine guten Gründe gehabt habe,“ erklärte der Oheim. — „Und dann sagte ich ja nur, daß ich Jemand kenne, der sich glücklich schätzen würde, unser thätiges Annele als Hausfrau und Gehilfin im Gütchen drüben einführen zu können. Daß ich dieser Jemand sei, habt ihr euch Alle ja nur eingebildet. — Uebrigens kam das Ding so: als sich vor etwa zwei Jahren Friedle's Vater selig kurz vor seinem Tode an mich wendete und mir seine finanzielle Bedrängniß vorstellte, mußte ich ihn vertrösten; denn ich war just um selbige Zeit selbst in eine bedenkliche Geschäftskrisis verwickelt; dazu kam noch die Krankheit und der bald darauf erfolgte Tod meiner guten unvergeßlichen Frau. — Auf dein eigenes Schreiben, Friedle, beschloß ich sodann selbst hierher zu reisen; ohnehin war es schon längst mein Wunsch, die Heimath nach so langer Zeit wieder ein Mal zu sehen, welche ich vor sechsundzwanzig Jahren, also noch vor der Verheirathung deines Vaters und dem Hierherzug meiner Schwester, zum letzten Mal besucht hatte. Es kam mir der Gedanke, mich unter fremdem Namen bei euch hier einzuführen, um Alles unbefangener sehen und prüfen zu können. Ich wollte eben nicht einfallen wie der steinreiche Onkel aus Ostindien oder Amerika, der gewöhnlich in Komödien mit den Worten: „Seid glücklich, ihr habt jetzt Geld genug,“ dem Herzgesperr zweier Liebenden ein Ende zu machen pflegt. Ich konnte mein Incognito unbedenklich durchführen, da ich wußte, daß mich hier, wo ich vorher nicht gewesen, Niemand persönlich kennen werde. Denn selbst droben auf dem Wald, in meinem Vaterort Furtwangen, traf ich nur noch wenig Bekannte aus der Jugendzeit. — Nachdem ich mich von Friedle's Fleiß und Thätigkeit überzeugt hatte, war es mir ein weiteres Anliegen, dem Hauswesen recht bald die so nothwendige Hilfe einer tüchtigen Hausfrau zugeführt zu sehen. Ich lernte Herrn Friedlieb kennen und den stillen häuslichen Sinn unseres Annele. Und da ich den Proben zu eurer bevorstehenden Production mehrmals beigewohnt, glaubte ich aus eurem beiderseitigen natürlichen Spiel auf eine Neigung schließen zu müssen, die ich auf die Probe zu setzen beschloß — es war die Hauptprobe — die ihr nun zu meiner vollsten Zufriedenheit bestanden habt. Obwohl ich nicht dafür bürgen möcht,“ setzte er gegen das Annele gewendet scherzhaft hinzu, „daß, wenn meine fingirten Bewerbungen etwas günstiger aufgenommen worden wären, ich am Ende selbst in der Eigenschaft als Examinator durchgefallen, d. h. in allem Ernst als Candidat aufgetreten wäre. Diese Urkunde, die mir euer wackerer, ins Vertrauen gezogener Bürgermeister vor wenigen Tagen schon ausfertigte, sichert dir den un-

Digitized by Google

angefochtenen Besitz des väterlichen Gutes. Betrachte den Zuschuß, den ich leiste, als das Heirathsgut deiner Braut."

Zitternd vor freudiger Aufregung griff der Friedle nach dem rettenden Papier. „Herr Vetter, Annele, Herr Lehrer," frohlockte er, „es wird mir fast schwindlig — 's Güetle und 's Annele au glei dazu —. O vergelt's Gott tausend Mal! Es ist mir alsfort, als könnt' es nicht wahr sein und sei Alles noch vom gestrigen Traum."

„Auch ich danke Ihnen vom Grund des Herzens," sagte das Annele mit nassen Augen, indem es die Hand des braven Mannes ergriff und an sein Herz und seine Lippen drückte.

(Schluß folgt.)

Ein ergreifender Auftritt.

Alex. Dumas erzählt einen solchen aus seinen Jugenderinnerungen. Der Sohn eines alten, unerschütterlichen, braven Försters, in dem großen Walde des Herzogs von Orleans bei Villers Cotterets (wo der erzählende Dichter geboren wurde) kam in den Verdacht, einen reichen jungen Mann aus Paris, der sich bei einem Geschäftsfreunde seines Vaters befand, um sich für den Holzhandel practisch auszubilden, aus Eifersucht erschossen zu haben. Der Leichnam war gefunden und der angebliche Mörder ergriffen, dessen Schuld sicher zu sein schien. Als er eingebracht wurde, hatten sich auch die Eltern des Unglücklichen eingefunden, um den Sohn noch ein Mal zu sehen. Sobald die Mutter denselben erblickte, rief sie laut aus: „mein Sohn! mein lieber Sohn!" und wollte ihn mit ihren Armen umschlingen, der Vater aber hielt sie zurück und sagte: „Mutter, jetzt nicht; erst müssen wir wissen, ob wir ihn unsern Sohn noch nennen können, oder ob wir einen Mörder vor uns haben." Dann wendete er sich an den Maire, während die Gensdarmen den Gefesselten umgaben, und sagte: „Ich bitte um weiter nichts, als ihm in das Gesicht sehen und ein Paar Worte mit ihm reden zu dürfen, dann werde ich selbst sagen, ob er schuldig ist oder nicht." Die Erlaubniß konnte nicht wohl verweigert werden. Der Vater trat an den Sohn heran, die Anwesenden bildeten einen Halbkreis um die Gruppe und Aller Herzen klopften fast hörbar. Da streckte der alte Förster die Hand aus und sagte: „Seid Alle Zeugen, die ihr hier steht, was ich ihn fragen werde und was er antworten wird. — Vor der alten Frau da, die Deine Mutter ist, — vor dem weinenden Mädchen da, das Deine Braut ist, — vor dem würdigen Geistlichen, der Dich zum Christen gebildet hat, frage ich, Dein Vater, der Dir von Kindheit an die Liebe zur Wahrheit und den Haß gegen die Sünde, vor Allem gegen die Lüge, eingepflanzt hat, frage ich Dich hier, Bernhard, wie dich Gott da oben einst fragen wird: „Bist Du schuldig oder unschuldig?" Dabei sah er den Sohn mit einem Blicke an, der in den Tiefsten des Herzens lesen zu wollen schien.

„Vater . . .", begann der Beschuldigte, aber der Alte unterbrach ihn und sagte:

„Nimm Dir Zeit, . . . übereile Dich nicht, damit Dein Herz nicht in den Abgrund des Verderbens sinke. Sieh mich an . . Auge in Auge . . , und Ihr Alle da seht ihn fest an und hört wohl, was er sagt . . . Und nun antworte!"

„Vater . . . ich bin unschuldig," antwortete der Sohn ruhig und gefaßt.

Da streckte der Alte seine Hand wieder aus, legte sie auf die Achsel seines Sohnes und sagte:

„Knie nieder!"

Der Sohn gehorchte und der Vater sprach im Tone der festesten, unerschütterlichen Ueberzeugung:

„Ich segne Dich . . . Gott segne Dich . . . Du bist unschuldig. Der Beweis Deiner Unschuld wird kommen, wenn es Gott gefällt. Es ist dies eine Sache zwischen ihm und den Menschen. Mag nun die Justiz ihren Lauf haben. Mutter," setzte er zu der weinenden Frau hinzu, „jetzt komm' und umarme Deinen Sohn."

Nach dieser Scene, die alle Anwesenden auf's Tiefste ergriffen hatte, wurde der Gefangene in den Kerker abgeführt, der Proceß begann, aber nach kurzer Zeit wurde der wirkliche Mörder entdeckt und der Sohn kehrte von aller Schuld rein in das Vaterhaus zurück.

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

(Etwas für das Haus.) Eine sehr gute Methode, schönes, schmackhaftes und nahrhaftes Rauchfleisch zu erzielen, ist folgende, die in der „Illustr. Gewerbztg." mitgetheilt wird: Das betreffende Fleisch wird wie gewöhnlich in größere oder kleinere Stücke, von etwa 5—8 Pfund schwer, zertheilt und in siedendes Wasser getaucht, jedoch sofort wieder herausgenommen und mit den Händen stark mit Kochsalz, dem eine kleine Menge Salpeter zugesetzt worden war, einige Zeit eingerieben. Nachdem dieses Einreiben vollzogen worden, werden die Stücke endlich von allen Seiten mit Kleie berieben und in diesem Zustande 6—8 Wochen hindurch bei einem unterhaltenen gelinden Schmauchfeuer geräuchert. Auf diese Weise wird ein Rauchfleisch erzielt, welches lange Zeit hindurch aufbewahrt werden kann und stets einen angenehmen Geschmack zeigt, und selbstverständlich zu den guten nahrhaften Speisen zu rechnen ist. Durch den Umstand, daß das Fleisch momentan in siedendes Wasser getaucht wird, gerinnt der Eiweißstoff, und das Fleisch erhält dadurch einen Ueberzug, der verhütet, daß sich die nahrhaften Bestandtheile daraus ausscheiden können. Daß dieses Verfahren ebensowohl bei Rindfleisch wie bei anderen Fleischwaaren anzuwenden ist, dürfte klar sein.

Selbstgeständniß.

(Von Mörike.)

Ich bin meiner Mutter einzig Kind,
Und weil die andern ausgeblieben sind,
Was weiß ich, wie viel, die sechs oder sieben,
So ist eben Alles an mir hängen blieben;
Ich hab' müssen die Liebe, die Treue, die Güte
Für ein ganz halb Dutzend allein genießen,
Ich will's mein Lebtag nicht vergessen,
Es hätte mir aber noch wohl mögen frommen,
Hätt' ich nur auch Schläg' für sechse bekommen.

Verschiedenes.

(Ein Stück aus der Handelsgeschichte Englands.) Im Jahre 1234 schlief der König von England zum ersten Male auf einem Strohsack, früher auf Brettern. 1246 waren die Häuser größtentheils noch mit Stroh gedeckt, und im Jahre 1300 kannte man in London noch keinen Kamin, geschweige denn einen Ofen. Man wärmte sich darum nur an Gluthpfannen. Wein wurde, als Arznei, in den Apotheken gekauft. Man kannte noch keine Wagen. Die Vornehmen ritten auf Pferden mit den Damen hinter sich. Im Jahre 1340 betrugen die Steuern 30,000, nicht etwa Pfund Sterlinge, sondern — Wollsäcke. Die Richter und Advokaten wurden mit Zimmet und Pfeffer bezahlt. Im Jahre 1343 kamen die ersten Stecknadeln auf; bis dahin bedienten sich die Damen hölzerner Stifte. 1344 wurde das erste Gold in England geprägt. Die ersten seidenen Strümpfe trug die Königin Elisabeth im Jahre 1561, nachdem der König von Frankreich diese Mode zuerst in Gang gebracht hatte im Jahre 1547.

Wer ist besoffen? Ein Fremder, der von einem Volksfeste heimkehrte und auf dem Wege von einem betrunkenen Eckensteher gestoßen wurde, rief demselben zu: „So stoßen Sie mich doch nicht, Sie besoffener Esel!" Da blieb der Eckensteher stehen, so gut er stehen konnte, und rief mit lallender Stimme: „Wie so Esel? Sie kennen — kennen — die Naturgeschichte nich, die kennen Sie nich; Sie haben keene Universität nich! Wie können Sie glauben, daß een Esel besoffen is, wie? Kein Esel is besoffen, Sie dummer Junge Sie! Der Mensch ist besoffen! Der Esel is nüchtern is er', alle Esel sind nüchtern, sind sie! Jeder, wer nüchtern is, is een Esel!"

Welche Aehnlichkeit besteht zwischen dem menschlichen Körper und Charakter und einem — Kessel? — Wenn sie ein Mal ein Loch erhalten haben, so müssen sie fortwährend geflickt werden.

Auflösung des Räthsels in Nro. 402:
Ur, Uhr.

Redaction, Druck und Verlag von D. Frauzkhler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 104. Dienstag, den 30. August **1864.**

Die Hauptprobe.

Erzählung aus dem badischen Schwarzwald.

(Schluß.)

„Ich will Euch," nahm der Onkel wiederum das Wort, „über euer künftiges Wohlverhalten keine lange Predigt halten. Euer Onkel, der vor dreißig Jahren als armer Uhrenhändler aus der Heimath droben fortgezogen ist, gibt euch den Rath, Hebel's „Wegweiser" euch zur Richtschnur zu nehmen:

„Weisch, wo der Weg zum Gulden isch?
Es goht de rothe Chrützern no;
— — Grad fürst gohts in Mäßigkeit
Mit stillem Sinn in Pflicht und Recht."

„Verstanden?"

„O, wie beschämen Sie uns durch Ihre Güte. Wir Beide", versicherte das überglückliche Anuele, „können Ihnen nie genug danken. Und hernach haben wir auch noch recht sehr abzubitten, der Friedle und ich, weil wir Ihnen in unserem Unverstand auch gar so Unrecht gethan haben und Ihnen — ich kann es nicht verhehlen — recht bös gewesen sind."

„Ja, wir bitten von Herzen um Verzeihung," fiel der Friedle gutmüthig ein.

„Der Kampf ist beendigt, der Friede geschlossen und aus den Rivalen sind treue Verbündete geworden," sagte der Oheim in bester Laune. Und als sich auch Vater Friedlieb herbeidrängte, dem Freunde mit warmem Händedruck zu danken für das Glück der Kinder, das für Eltern, wie er sich ausdrückte, ein Vorgeschmack der Himmelsfreuden sei, meinte Jener, es bleibe eben den Alten anders nichts übrig, als sich mit den Jungen zu freuen und hiermit sich gleichsam selbst wieder zu verjüngen. — „Meine Großmuth, liebe Leute, ist übrigens nicht so außerordentlich: ich erfülle nichts weiter als eine Pflicht im Andenken meiner Schwester selig, der Mutter Friedle's, die an mir, dem jüngsten der Brüder, so zu sagen Mutterstelle vertreten hat."

„So bewährt sich eben das Sprichwort immer wieder auf's Neue: Liebe trägt Zinsen!" bemerkte Vater Friedlieb.

Sein Freund aber schlug mit rascher Handbewegung ein Schnippchen wie Einer, der nach einem gelungenen Streich einen Anlauf nimmt zur Lust und Fröhlichkeit. „Jetzt, nachdem Jammer und Noth so glücklich abgethan ist," meinte er, „wollen wir um so lustiger und eifriger unsere lang vorbereitete Production zum Besten der armen Kinder ins Werk setzen. Ich denke," wendete er sich schalkhaft an das minnigliche Anuele, „da die Proben so gut ausgefallen sind, wird die Aufführung um so brillanter werden! — Und nun kommt, laßt uns zu Tische gehn, um, wie ich es voraussagte, noch heute ein recht frohes Familien- und Verlobungsfest zu feiern."

Wie nun am Sonntag darauf die Production ausgefallen, vermag der Berichterstatter aus den Acten nicht anzugeben; nur so viel kam ihm zu Ohren, daß das Wochenblatt des Bezirks in seinem nichtamtlichen Theil eine außerordentlich günstige Besprechung darüber gebracht habe. Am meisten Lorbeeren, heißt es, seien der Declamation des Friedle und Anuele gespendet worden, von welch Letzterem man nur bedauern müßte, daß es sich nicht von Jugend auf ganz der theatralischen Laufbahn gewidmet habe. — Man erzählt sich von Kaiser Franz, als er einmal einem fremden Gesandten mehrere Zeichnungen aus seiner Jugend vorgelegt, und der galante Diplomat ihm das Compliment gemacht habe, wie Schade

Digitized by Google

es sei, daß Seine Majestät sich nicht ganz der Kunst gewidmet hätten, er trocken erwidert habe: Nu, 's thut's so al — Aehnlich so mochte sich auch unser Annele trösten. Wohnte es mit seinem thätigen jungen Manne auch nicht in einem Kaiserpalast, so war's doch ein eigenes Haus auf eigenem Grund und Boden, wo es und der Friedle, seitdem die Gläubiger befriedigt waren, fast noch unumschränkter regierten, als selbst ein Kaiserpaar.

Das weitläufige, von Wiesengrün und Obstbäumen umgebene Bauernhaus ist — wie uns die neue Inschrift über der Hausthüre besagt — unter Friedle's und Annele's Regentschaft vor etwa einem Jahr gründlich „renovirt" worden. An der vorderen Wand zwischen den Wohnräumen und den Stallungen prangt in einem frischgrünen Blumenkranz das Sprüchlein des Rosele:

Sorg', sorge, aber nicht zu viel,
Es geht doch, wie's Gott haben will.

Unts zwischen blühenden Levkojen- und Nelkenstöcken auf dem Straußbrett vor dem Kammerfenster grünt sorgsam gepflegt ein Rosmarin; es ist derselbe, der den Friedle zu der Prophezeihung veranlaßt hatte, das Annele werde in Bälde Braut werden. Ueber dem ganzen idyllischen Heimwesen aber waltet jener Geist einsamer Ruhe und ländlicher Freiheit, der den Flüchtling aus dem geräuschvoll bewegten Stadtleben zuweilen so mächtig anzieht und verlocken möchte, auch hier sich eine Hütte zu bauen.

Der brave Mann, dem unser junges Paar sein häusliches Glück verdankt, hat sich vom Geschäftsleben ganz zurückgezogen. Als ächter Sohn des Schwarzwaldes ist er zurückgekehrt, um droben in der Heimath an den rauschenden Ufern der Bregach sich anzusiedeln und seinen Lebensrest in wohlverdienter Ruhe hinzubringen. Jedes Jahr zur schönen Herbstzeit besucht er seine „Kinder", wie er den Friedle und das Annele zu nennen pflegt.

Manch schönen Herbstabend und manch stillen Sonntagnachmittag verbringen sie dann zusammen drüben beim Vater Friedlieb in der Gartenlaube mit der prächtigen Aussicht auf den fernen blitzenden Rheinstrom und die blauen Vogesen. Am Sonntag nach Tisch wird gewöhnlich dort der Kaffee getrunken, wobei es Onkel Peregrin — wie er sich scherzweise immer noch gerne nennen hört — an Neckereien niemals fehlen läßt von wegen der „Ueberraschung im Garten" und dem gewaltigen Korb, den er dazumal als Brautwerber vom Annele erhalten. Der behäbige Mann verweilt oft mehrere Wochen lang auf dem Hofe. Die Nähe der liebenswürdigen, bei aller Thätigkeit immer gleich heiteren jungen Frau scheint ihm beinahe zum Bedürfnisse geworden, und der dortige Aufenthalt so zu sagen der Nachsommer seines eigenen fernen Jugendfrühlings zu sein. Menschen mit gesundem, von Selbstsucht nicht verengtem Herzen altern eigentlich nur körperlich: Geist und Gemüth bleiben jung und frisch auch unterm Schnee des Alters. Eines der bewährtesten Hausmittel hiezu hat uns Freund Peregrin selbst angegeben: sich mit den Jungen zu freuen und in ihrem Glück und in ihrer Liebe sich gleichsam selbst wieder zu verjüngen.

Mit seinem Besuche im vorigen Sommer erfüllte er aber ein besonderes Versprechen: bei der Taufe eines „jungen Friedle" das Ehrenamt eines Pathen zu versehen. Und als beim Taufschmaus sich die Gläser füllten und man auf das Wohl des neuen Weltbürgers trank, wünschte der Onkel von Herzen: der kleine Friedle möge alle Proben, die ihm das Leben später auferlegen werde, ebenso glücklich bestehen, wie seiner Zeit der große Friedle mit seinem guten Annele.

Das International-Institut,

das soeben in Bruchsal von einer Actiengesellschaft mit 150,000 fl. gegründet worden ist, scheint die Ausführung im Kleinen eines Planes zu sein, der vor mehren Jahren aufgetaucht ist und nichts Geringeres vorhatte, als sämmtliche lebende Sprachen durch gegenseitigen Unterricht in einer zu Rom zu errichtenden Anstalt lehren zu lassen.

Es dürfte manche Eltern interessiren, aus dem Lehrplane des Bruchsaler Instituts Näheres zu erfahren; es möge deßhalb hier zunächst folgen, was über die Lehrmethode gesagt ist.

Bei dem Erlernen lebender Sprachen, deren Kenntniß für die jetzige Generation nicht allein

Digitized by Google

bloß wünschenswerth, sondern auch durch den in unserer Zeit so ungemein gesteigerten Verkehr zu einer unumgänglichen Nothwendigkeit geworden ist, würde sich als das einfachste Mittel vor Allem empfehlen, das Kind, sobald es überhaupt zu sprechen anfängt, mit mehreren Personen verschiedener Nationalität zu umgeben, welche sich mit ihm, jede in ihrer Muttersprache, unterhalten würden; auf diese Weise würde das Kind mehrere Sprachen zusammen ohne Schwierigkeiten, wie spielend und auf natürliche Weise gerade so gut wie die eigene Muttersprache lernen. Aber eine solche Erziehung können nur die reichsten Familien ihren Kindern zu Theil werden lassen, deren Mittel einen derartigen Kostenaufwand erlauben, um ihren Kindern mehrere solche ausländische Erzieher oder Gouvernanten zu beschaffen. Dieser Weg ist hauptsächlich in Rußland üblich, wo die höhere Gesellschaft deutsch, französisch und englisch ganz rein und ohne den geringsten Accent spricht.

Verbieten nun die Verhältnisse die Befolgung dieses natürlichen Weges oder ist der richtige Zeitpunkt dazu versäumt worden, so bleibt nur eine methodische Erlernung der fremden Sprachen übrig und dazu ist unstreitig das Alter von 12. bis 16. Jahre das geeignetste. Nach diesem Alter ist das Ohr schon zu sehr an die Laute der Muttersprache gewöhnt, um fremde Laute leicht und richtig auffassen zu können, gleich wie auch die Zunge bei der Aussprache derselben mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, zumal wenn dieselben in der eigenen Sprache nicht vorkommen. Nach dem 25. Jahre ist es beinahe unmöglich, einer fremden Sprache vollkommen mächtig zu werden, und hat man es auch unter vieler Mühe und Arbeit bis zu einer gewissen Fertigkeit und Sicherheit in derselben gebracht, so wird man sich doch nie der Beobachtung des richtigen Accentes rühmen können.

Bei der künstlichen Erlernung einer fremden Sprache, im Gegensatz zu dem oben angedeuteten natürlichen Wege, sind zwei Methoden im Gebrauch:

Die eine Methode, in allen Gymnasien Europa's angewendet, besteht darin, den Schülern mit Hülfe der Grammatik und theils mündlicher theils schriftlicher Uebersetzungen von der einen Sprache in die andere die Regeln der zu erlernenden beizubringen. Es ist nicht zu leugnen, daß bei systematischer Behandlung diese Methode eine genaue Kenntniß der Construction und tiefe Einsicht in den Bau der Sprache erzielt und so für todte Sprachen, welche man nicht mehr im gewöhnlichen Verkehr braucht, genügt; allein für neuere Sprachen kann sie unmöglich Anspruch auf alleinige Gültigkeit machen, da man bei der Erlernung dieser vorzüglich praktische Zwecke befolgt und diese nur dann erreicht werden, wenn man es nicht nur zu einem vollkommenen Verständniß, sondern auch zu einem geläufigen Sprechen derselben gebracht hat.

Die andere Methode besteht ganz einfach darin, in Mitte des Volks zu leben, dessen Sprache man sich aneignen will, und ist jedenfalls an und für sich das geeignetste Mittel, um einer fremden Sprache vollkommen mächtig zu werden. Aber abgesehen von den sonstigen Bedenken, die es für manche Eltern geben mag, ihre Kinder in dem zartesten Alter (vom 12. bis 16. Jahre) in ein fremdes Land zu schicken, wird sie schon der ungeheure Kostenaufwand davon abschrecken, der mit einem Aufenthalt von je mehreren Jahren in England und in Frankreich verbunden wäre.

Zur Beseitigung dieser Schwierigkeiten wurden nun seit geraumer Zeit schon verschiedene Wege angestrebt, und das Resultat dieser Bestrebungen ist jetzt eine neue Methode, welche die Vortheile der beiden andern in sich vereinigt und besonders im gegenseitigen Unterricht besteht, wie folgt:

Gegenseitiger Unterricht. Es werden junge Leute aus England, Frankreich und Deutschland, welche das 12. Jahr zurückgelegt haben und ihre Muttersprache vollkommen können, in ungefähr gleicher Anzahl, zusammen erzogen. Lehrer, welche mehrerer Sprachen mächtig sind, unterrichten sie in der Klassenzeit in den Regeln der Sprache nach der ersten Methode, während die Zöglinge selbst in der Studierzeit die zweite Methode in Anwendung bringen; je einem französischen Zöglinge, dem die Erfinder dieser Methode den Namen Monitor gegeben, werden mehrere deutsche und englische Schüler zugetheilt; zuerst liest er ihnen in französischer Sprache vor und lehrt sie alle dasselbe lesen

Digitized by Google

und gut aussprechen; später dictirt er ihnen alle Unterrichtsgegenstände, welche in den Klassen vorgenommen werden. Natürlich werden auch deutsche und englische Zöglinge die Rolle eines Monitors für ihre Muttersprache übernehmen. Diese Uebungen, welche in besondern Sälen unter Aufsicht der Lehrer stattfinden, haben nach schon einzeln gemachten Erfahrungen die schönsten Resultate erzielt; auch wird dieser gegenseitige Unterricht durch den so häufigen Verkehr der französischen, englischen und deutschen Zöglinge während der Erholungsstunden und Spaziergänge ergänzt, so daß jeder dieselben Fortschritte macht, als wenn er abwechselnd mehrere Jahre in Frankreich oder in England sich aufhielte.

Wer Weiteres über die Organisation ꝛc. des Instituts zu erfahren wünscht, erhält auf Ansuchen den Lehrplan von dort zugesendet.

Gemeinnütziges.

Ein vorzügliches, augenblicklich und sicher wirkendes Mittel gegen den Bienen- oder Wespenstich ist die Petersilie. Man hat dabei nichts zu thun, als den gestochenen Theil mit dem Kraut dieser Wurzel einzureiben, und Schmerz sowie Geschwulst hören sofort auf.

Verschiedenes.

Am 4. Juni wurde in Turin das eherne Standbild des piemontesischen Nationalhelden Pietro Micca enthüllt. Folgendes ist in Kürze die Geschichte desselben: Als während der Belagerung Turins durch die Franzosen unter dem Herzog La Feuillade und dem General Marsin im Jahre 1706 Prinz Eugenius zum Entsatz der hochbedrängten Stadt heranrückte, boten die Franzosen ihr Möglichstes auf, vor dessen Eintreffen Herr der Stadt zu werden. Als am 27. August ein Generalsturm von den Belagerten mit Energie zurückgeschlagen worden war, versuchten in der Nacht vom 30. die Franzosen, sich der Citadelle mit List zu bemächtigen. Es stiegen zu diesem Zweck nächtlicher Weise 100 Grenadiere unbemerkt in den Graben und kamen bis zu der Thüre einer Courtine, die sie sich zu zertrümmern anschickten. In dieser Courtine war für den Fall eines wiederholten Sturmes eine Mine angebracht worden, allein dieselbe war noch nicht mit dem nöthigen Zündfaden versehen, um gefahrlos entzündet werden zu können. In dem Minengang befand sich der Pionier Pietro Micca und ein Offizier, welche das Arbeiten der Franzosen im Graben gewahr wurden. Beide sahen ein, daß Stadt und Festung verloren waren, sobald es den Franzosen gelang, die Thüren zu bewältigen. Der Moment war furchtbar; schon war die erste eiserne Thüre gewichen und die zweite in Angriff genommen. Da erklärte Micca dem Offizier, daß er sich für sein Land und seinen Herzog opfern wolle, und hieß ihn sich entfernen, nachdem er ihn noch gebeten hatte, dem Gouverneur seine Frau und seine Kinder zu empfehlen, die nun ihren Ernährer verloren. Kaum war der Offizier in Sicherheit, als Pietro Micca die Mine mit der Lunte in Brand steckte und sich und mehrere 100 Franzosen, welche bereits auf der Höhe der Courtine Posto gefaßt hatten, unter den Trümmern derselben begrub. Der ganze Dank des Herzogs, dem dadurch Stadt, Land und Krone gerettet wurden, bestand in der Anordnung, daß der Familie des Micca, so lange eine solche existire, täglich zwei Rationen Commißbrod gratis verabfolgt werden sollten. Nach 158 Jahren widerfährt nun dem piemontesischen Winkelried sein Recht, und sein Denkmal steht nun vor dem Eingang in die Citadelle, dem Schauplatz seines Opfertodes.

Charade.

Die ersten Zwei — ein Futteral;
Daß letzte Beiden nässen, ist bekannt.
Das Ganze ist ein Mineral
Und auch mit Abschiedsthräne nah' verwandt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 105. Donnerstag, den 1. September **1864.**

Geld.

I.

Durch eine der Hauptstraßen von H. ging im Frühlinge des Jahres 18 ein Mann, dessen Aeußeres in einer kleinen Stadt Aufsehen erregt haben würde. Er trug einen ziemlich langen grauen Rock, der bis an den Hals fest zugeknöpft war, lange Gamaschen von derselben Farbe und einen schwarzen Quäkerhut. Unter dem Hute hervor quoll ein dünnes, schneeweißes Haar, das sich auf dem Kragen des Rockes kräuselte. Weiß wie das Haupthaar war auch der Bart, der das kleine, hagere, von tausend Falten durchfurchte Gesicht zur Hälfte bedeckte. Gebeugt, auf seinen Rohrstock gestützt, wich er ängstlich den vorübergehenden Personen aus, als ob er fürchtete, gestoßen oder aufgehalten zu werden. Klein, hager und schwächlich, wie er war, hatte er allen Grund, auf seiner Hut zu sein, um nicht von dem Strome der Passanten fortgerissen zu werden. Plötzlich blieb er vor einem Hause stehen, dem stattlichsten und größten in der Straße, über dessen geöffneter Thür sich ein großes Schild mit goldenen Buchstaben befand. Er sah auf und las laut:

„Daniel Neuberg. So bin ich am Ziele!" fügte er hinzu. „Gebe Gott, daß ich in meinen Hoffnungen nicht getäuscht werde. Ich habe einen langen, beschwerlichen Weg zurückgelegt!"

Rasch trat er in das Haus. Links zeigte sich eine große Glasthür, durch die man in eine Reihe von Comptoirs sehen konnte, in denen zahlreiche Commis emsig arbeiteten. Rechts befand sie die Loge des Portiers, der an dem offenen Fenster saß.

„Wohin?" rief eine Stimme.

Der kleine Mann zog seinen Quäkerhut, trat lächelnd dem Fenster näher und antwortete sehr bescheiden:

„Zu Herrn Neuberg!"

Der Portier sah nach dem Chronometer, der über der Thür des Comptoirs hing. „In 10 Minuten ist es 9 Uhr!" murmelte er. „Mein Herr empfängt noch in seinem Zimmer. Gehen Sie die Treppe hinan und wenden Sie sich an den Bedienten."

Der kleine Mann kam der Weisung nach. Ein Diener brachte ihn in das Vorzimmer, wo einige andere Personen bereits warteten. Er grüßte ruhig und bescheiden und ließ sich auf einem Stuhle nieder. Den Hut auf seinen Knieen haltend, musterte er mit seinen hellen, klugen Augen die Anwesenden, die den schlichten, fast ärmlich gekleideten Mann kaum zu bemerken schienen. Verließ eine Person das Zimmer des Banquiers, so meldete der Diener eine andere an. Diese Eingelheiten wurden so ceremoniell ausgeführt, als ob ein regierender Fürst Audienz ertheilte. Und wahrlich, Neuberg war ein Fürst, ein Geldfürst, der erste Banquier der großen Handelsstadt. Man las in den Gesichtern der Zurückkehrenden, wie sie der Gebieter empfangen hatte. Einige sahen freundlich und zufrieden aus, — Andere besorgt und kummervoll; wieder Andere traten bleich und zitternd ein und verließen wie sinnverwirrt das Vorzimmer.

Der Bediente fragte höflich nach dem Namen des kleinen Mannes. Dieser holte eine Brieftasche von schwarzem Leder hervor, nahm eine Karte und gab sie dem Bedienten, der sich nun wieder an die Thür des Cabinets postirte. Nach einer halben Stunde war

der kleine Mann der Einzige, der wartete. Da trat hastig ein elegant gekleideter junger Mann ein.

„Ich will Herrn Neuberg sprechen!“ rief er fast athemlos.

Der Diener verneigte sich und sagte:

„Belieben der Herr Baron Platz zu nehmen.“

„Warten? Unmöglich, Freund!“

„Ich bedaure, Herr Baron — die Ordnung —“

„Melde Er mich auf der Stelle!“

„Wenn jener Herr, der an der Reihe ist, Ihnen gestattet —“

Der Baron sah den schlichten Mann geringschätzend an.

„Ihr Geschäft, mein Freund, ist wohl nicht dringend?“ fragte er ungestüm.

„Und wenn es nun dringend wäre, Herr Baron?“

„Mein Gott! Was können Sie bei dem Banquier zu thun haben! Bagatellen, Anleihen, Belästigungen! Man kennt das!“

Der Fremde nahm ruhig Tabak aus seiner kleinen, dem Anscheine nach goldenen Dose und sagte lächelnd:

„Ich räume Ihnen gern meine Stelle ein, wenn Sie es auch verschmähen, mich darum zu bitten.“

Die letzte Person verließ das Cabinet und das Vorzimmer.

„Melden Sie den Herrn Baron!“ sagte der Fremde.

Es geschah, und der junge Mann trat rasch in das Cabinet.

„Wie nennt sich dieser Baron?“ fragte der kleine Mann, der ruhig auf seinem Stuhle verblieb.

„Geyer,“ war die Antwort.

„Alfred von Geyer?“

„Ich glaube, ja. Der Edelmann hat viel mit meinem Herrn zu thun; es vergeht keine Woche, daß er nicht ein Geschäft hat.“

„Und dennoch haben Sie ihn nicht sofort eingelassen?“

„Bei Herrn Neuberg gilt weder Rang noch Stand; ich würde meinen Dienst verlieren, meldete ich nicht in der Reihenfolge, wie die Herren kommen. Da Sie freiwillig zurückgetreten sind, habe ich keine Verantwortung.“

„Das gefällt mir, das ist gut, das ist brav! Geschäft bleibt Geschäft, mag es groß oder klein sein. Und auf den Rock, den ein Geschäftsmann trägt, kommt es auch nicht an.“

Schon nach einigen Minuten erschien der Baron wieder; er setzte zornig seinen Hut auf das schön frisirte Haupt und murmelte einen Fluch vor sich hin, während er das Vorzimmer durchschritt. Der Bediente trat in das Cabinet, um die Karte zu überreichen. Eine Minute später überschritt der kleine Mann die für so Manchen verhängnißvolle Schwelle. Eine Pendule schlug 10 Uhr.

Daniel Neuberg zählte zwar nur erst 56 Jahre; aber er schien viel älter zu sein. Die tiefen Furchen, die nach allen Richtungen sein Gesicht durchzogen, legten Zeugniß ab von einer rastlosen, anstrengenden Thätigkeit, von einem arbeitsvollen Leben. Seine hohe und breite Stirn verrieth den scharfen Denker und das große, helle Auge den steten Beobachter. Die wenigen Haare, die sein Haupt noch schmückten, waren schneeweiß. Seine Toilette war einfach, überaus sauber und frei von Prätiosen. Trotz der breiten und knochigen Gestalt hatte das Benehmen des Banquiers einen gewissen Schliff, eine Leichtigkeit und Gewandtheit, die einem Diplomaten Ehre gemacht haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Ludwig Uhland

Es war im Jahre 1857, als eine ganze Schaar junger enthusiastischer Verehrer des großen Volksdichters die Universität Tübingen bezog. Ihm vor Allem galt ihrer Herzen begeisterter Schlag, und Schwaben, sowohl wie Norddeutsche suchten thn auf und schätzten sich glücklich, den großen Uhland, das Ideal ihrer Jugend, persönlich kennen zu lernen. Einer aus Bremen war der schwärmerischste unter den jugendlichen Schwärmern, und so oft sie Abends oder vielmehr Nachts aus der „Kneipe“ kamen, stiftete er die Communitonen an, daß sie mit ihm vor Uhland's Haus zogen und dort noch einen Gesang anstimmten. Meist wählten sie dazu das herrliche Lied: „Wenn heute mein Geist herniederfliegt“, und sangen dann gewissenhaft alle sieben achtzeiligen Strophen. So ging

Digitized by Google

es längere Zeit fast jede Nacht fort und keiner der jungen begeisterten Verehrer des greisen Dichters dachte daran, daß sie den Gefeierten durch ihren schallenden Gesang in seinem ersten Schlafe störten.

Da erhielten sie eines Tages sämmtlich eine Einladung zu seinem frugalen Abendbrod ins Haus des Dichters. Gluthend folgte jedes dieser seltenen Auszeichnung und stellte sich rechtzeitig in Gala ein. Uhland bewirthete sie auf's Liebenswürdigste und das „frugale Abendbrod" ließ Nichts zu wünschen übrig. Auf das Essen folgte eine förmliche Weinschlacht, und im Enthusiasmus sangen die Studenten ein Lied nach dem andern. Endlich stimmte ein Schwärmer aus Bremen das Lied vom Geiste an, der jetzt in der That zu ihm herniedergestiegen war. Uhland hörte still vor sich hinlächelnd den Gesang bis zu Ende an; aber wie staunten seine jugendlichen Verehrer, als er hierauf ganz ernsthaft versicherte, dieses Lied gefalle ihm jetzt gar nicht mehr, es sei um viele Strophen zu lang; wenn er es noch ein Mal zu dichten hätte, würde er es viel kürzer machen. Dieser Ausspruch des Meisters, der fast einem Verdammungsurtheil seines herrlichsten Gedichtes gleichkam, wurde zuerst mit stummem, starrem Erstaunen angehört, und dann folgten die lebhaftesten Widersprüche von allen Seiten. Uhland ließ ruhig den Sturm an sich vorübergehen und sagte zuletzt: „Aber, meine Herren, dieses Lied kostet mich jede Nacht meinen besten Vormitternachtsschlaf; wär' es kürzer, könnt' ich bälder wieder einschlafen." Damit lenkte er freundlich die Unterhaltung auf ein anderes Thema und — durfte von nun an ungestört schlafen. Nur der Schwärmer aus Bremen soll es noch zuweilen ganz leise beim Nachhausegehen vor sich hingesummt haben.

Noch eine andere Anekdote, die am Tage vor des Dichters Begräbniß in Tübingen unter manchen andern erzählt wurde, ist so characteristisch, daß sie wohl verdient, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Eines Tags erhielt Uhland durch die Post einen Brief, den ihm ein junges Frauenzimmer aus Norddeutschland schrieb, voll Enthusiasmus über den herrlichen schwäbischen Dichter, welchem sie ihre kindliche Verehrung zu bezeigen nicht umhin könne. Es war die Sprache eines ebenso geist- als gemüthvollen Wesens, und Uhland — der wohl gewiß viele solcher schwärmerischen Briefe in seinem Leben erhalten hat, las doch diesen mit einer ganz besonderen Theilnahme. Wie aber erstaunte er erst, beim Umwenden eines Blattes einen — Zehnthalerschein zu finden, den ihm seine kindliche Verehrerin mit dem Bemerken übersandte, sie wisse, daß deutsche Dichter gewöhnlich arm seien, und die besten am ärmsten; daher wage sie's, ihn zu bitten, sich für dieses Geld einige Flaschen guten Wein zu kaufen und sich diesen so wohl schmecken zu lassen, als es ihm seine junge Freundin wünsche. Noch größer als seine Ueberraschung war Uhland's Freude über das so anmuthig gebotene Geschenk. Der sehr wohlhabende Dichter, in dessen Keller wohl manches stattliche Faß edlen Rebensaftes ruhte, meinte, als seine Umgebung rieth, das Geld den Armen zu schenken: „Nein, dieses Geld wird nach dem Sinne seiner liebenswürdigen Geberin verwendet." Und in der That kaufte sich der Dichter für die zehn Thaler einige Flaschen Rheinwein und trank sie nach und nach auf das Wohl des norddeutschen Kindes. Den Armen aber schenkte er die gleiche Summe aus seiner Kasse.

Eines Tages traf Berthold Auerbach den nun verstorbenen Dichter mit anderen Freunden versammelt, während Gustav Schwab eben den Pilgrim von St. Just vorlas. Diese schöne Platen'sche Romanze fand vielen Beifall; doch bemerkte Uhland kopfschüttelnd: „Bediadem!"

„Das Haupt, das jetzt der Krone sich beraubt,
Mit mancher Krone war's bediadem!"

„Weischt, lieber Schwab, das g'fallt mir net. „Bediadem" sicht a wüstes Wort." — Das Wort „bediadem" fand indeß lebhafte Vertheidiger, und Uhland versank wieder in sein geliebtes Schweigen, aber umgekehrt, wie sich bald zeigte. Denn als er mit Auerbach heimging, zog vor ihnen ein Bäuerlein, das zu schwer geladen hatte und von der einen Seite des Weges zur anderen taumelte. „Sieh' mal, Auerbach," sagte Uhland, auf das Bäuerlein zeigend, „der da ist bediabuselt!"

Gemeinnütziges.

(Schlechten Kaffee wesentlich zu verbessern.) Man übergießt zu diesem Zwecke die schlechteren Sorten von Kaffee mit kochendem Wasser, rührt einige Male um, gießt hierauf das übelriechende Wasser ab, trocknet den Kaffee und brennt ihn wie gewöhnlich zum Gebrauche. Auf diese Weise gelang es mir, schlechte Sorten, die außerdem lange in feuchten Gewölben aufbewahrt wurden, so wieder herzustellen, daß der Kaffee den Character eines ganz guten wieder erhielt. Es ist dieses Verfahren bereits im Großen wie im Kleinen ausgeführt worden und stets mit dem besten Erfolge.

Lesefrüchte.

Der größte Fehler, den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet.

Versprichst du, ohne zu halten, drohst du, ohne zu halten, so zerstörst du selbst dir jedes Gewicht bei deinen Kindern.

Verschiedenes.

In den Laden eines Stettiner Modehändlers tritt vor kurzer Zeit eine Dame, um einen Hut zu kaufen. Nachdem sie vielfach besehen, gewählt und wieder verworfen, entschließt sie sich endlich zu einem sehr schönen seidenen, von dem zwei ganz gleiche Exemplare vorhanden sind, und die der Verkäufer eben erst aus Berlin erhalten haben will. „Der Preis?“ — „Zehn Thaler.“ — „Nein, das ist mir zu theuer, so viel kann ich nicht geben.“ Der Kaufmann preist nun seine Waare, rühmt das Elegante des Hutes, die ausgezeichnete Façon, versichert, es sei ein wahrer Musterhut direct aus Berlin, kurz, die Dame läßt sich bewegen, und das Handeln hin und her beginnt. Da wird dem Kaufmann etwas in's Ohr geraunt und dieser räth nun mit einem Male der Dame vom Kaufe ab, was natürlich auffällt und Veranlassung gibt, nach der Ursache zu fragen. Der Kaufmann erzählt nun, wie er eben erfahren, daß das andere Exemplar am Morgen früh von Jemanden gekauft worden sei, der es sehr preiswürdig gefunden und auch gleich ein Unterhäubchen dazu bestellt habe; er fürchte aber, die Dame werde nur ungern mit jenem Käufer einen ganz gleichen Hut tragen, weßhalb er abrathe. „Nun, wer ist denn der Käufer?“ — „Ihre Köchin.“

Der Londoner Chirurg Henry Thompson, welcher den König der Belgier von seinem hartnäckigen Uebel befreit hat, an dessen Entfernung sich mehrere hochstehende medicinische Capacitäten des Auslandes vergebens versucht hatten, ist von seinem dankbaren Patienten mit dem Leopoldsorden geschmückt und zum außerordentlichen Chirurgen Sr. Majestät ernannt worden. Diesen Auszeichnungen war das hübsche Honorar von 4000 Pf. St. (48,000 fl.) schon vorausgegangen.

Bei den Leichenbegängnissen in London ist es Sitte, Leute zu bezahlen, welche weinend der Leiche folgen müssen. Ein Schuhmacher, der dies Geschäft neben seinem Handwerk betrieb, bat eines Tages einen seiner Bekannten, am Abend bei der Beerdigung des Banquiers C. statt seiner zu weinen. Als ihn dieser fragte, warum er das Geld nicht selbst verdienen wolle, antwortete er: „Heute kann ich unmöglich weinen, denn meine Frau ist diesen Morgen gestorben.“

Eine Frau, deren Kind nicht schlafen wollte und immer fort schrie, weckte ihren sanft schlafenden Mann, sie mit dem Wiegen des Kindes abzulösen, und führte als Hauptgrund für ihre Bitte an, daß er eben so gut wie sie Theil an dem Kinde habe. „Du hast Recht,“ sagte der Mann, indem er sich auf die andere Seite legte, „wiege Du also Deinen Theil, ich lasse den meinigen schreien.“

Auflösung der Charade in No. 104:
Scheidewasser.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbüller jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 106. Samstag, den 3. September **1864.**

Vaterland und Freiheit.

Ein edler Fürst, gerecht zur Strafe, wie zum Lohne,
Strahlt wie der Sonne gold'ne Pracht;
Mit Freuden blickt das Aug' hinauf zum hohen Throne,
Und fest geschützt ist seine Macht.
Es schirmen ihn der treuen Liebe feste Bande,
Und stolz erhebt das Volk das Haupt im freien Lande.

Im freien Land, am heim'schen Herd, bei off'nen Thüren,
Die Freiheit nur erzeugt den Mann
Und sichert Weg' und Steg', wohin sie mögen führen,
Und bricht der Eintracht feste Bahn.
Nur in der Freiheit keimt die Blüth' des Vaterlandes,
Und Knechtschaft ist die Hölle des Verstandes.

So wie ein Bau, wenn ohne Fundament er bliebe,
Stürzt ein beim kleinsten Windesstoß, —
So sinkt der höchste Thron ohn' seines Volkes Liebe,
Und alle Bande fallen los.
Der stolze Bau zerfällt in nicht'ge Trümmer,
Und fort ist aller Glanz und äuß're Schimmer.

Der Funke glimmt und immer höher steigt die Flamme,
Und lodert endlich riesengroß, —
Das Volk erhebt sich einig aus dem Sclavenschlamme
Und reißt sich von der Kette los. —
Der Vater mit dem Sohn und Enkel trägt die Waffen,
Dem Vaterland die alte Freiheit zu verschaffen.

Sei's schwarz auch noch in manchem Erdenthale,
Schon glänzt das junge Morgenroth,
Und näher rücken seiner Freiheit gold'ne Strahle,
Verschwunden ist des Volkes Noth. —
Und froh begrüßt das Vaterland aufs Neue
Ein glücklich Volk, die alte neuverjüngte Treue.

M.

Geld!

(Fortsetzung.)

So einfach Herr Neuberg, so prachtvoll und reich war aber sein Cabinet. An den mit braunem Sammt beschlagenen Wänden hingen werthvolle Oelgemälde in schweren Goldrahmen. Die hohen Fenster umhüllten Gardinen von blaßgrüner Seide. Jedes einzelne Möbel war ein Meisterstück. Von der Decke herab hing ein glänzender Kronleuchter.

Der Banquier stand in der Mitte dieses reichen Gemaches, die Karte in der Hand haltend, als der kleine Mann eintrat. Nachdem er durch eine Verbeugung auf den Gruß des Ankommenden gedankt, fragte er:

„Herr Gotthelf Jonas?

„Gotthelf Jonas aus New-York."

„Was führt Sie zu mir, mein Herr?"

„Lesen Sie diesen Brief und Sie werden Alles wissen."

Gotthelf Jonas holte sein schwarzes, viel gebrauchtes Taschenbuch wieder hervor und überreichte dem Banquier den Brief, den er sorgfältig verwahrt hatte.

„Von Herrn Ostermann in New-York!" fügte er hinzu.

Das Gesicht des Banquiers verklärte sich, als er diesen Namen gehört und die Adresse gelesen. Freundlich deutete er auf einen Sessel. Jonas ließ sich nieder und betrachtete die Gemälde und die Ausstattung des Zimmers wie ein Mann, der Kostbarkeiten dieser Art zum ersten Male sieht. Neuberg hatte sich mit dem Rücken an sein großes Bureau gelehnt, öffnete den Brief und las:

„Verehrter Freund!

Ueberbringer dieser Zeilen ist Herr Gott-

Digitized by Google

helf Jonas, ein Deutscher, der trotz aller Mühen und Arbeiten sein Vermögen in Amerika eingebüßt und viel Elend ertragen hat. Nehmen Sie sich seiner an; was Sie ihm thun, dankt Ihnen Ihr Freund Peter Ostermann."

„Sie bringen mir Zeilen von lieber Hand," sagte Neuberg, indem er die ärmselige Kleidung des Empfohlenen betrachtete, „Peter Ostermann interessirt sich für Sie und das genügt mir, Ihnen eine Summe zukommen zu lassen, die Sie nach Belieben verwenden mögen."

Neuberg nahm eine Geldrolle von seinem Bureau und wollte sie Gotthelf Jonas geben, der sich erhoben hatte.

„Danke, mein Herr!"

Und Jonas machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Wie, Sie weisen das Geld zurück?"

„Verzeihung, Herr Neuberg . . ."

„Es ist Gold! Leute, die mir Peter Ostermann empfiehlt, speise ich nicht mit grobem Courant ab."

„Kennen Sie den Inhalt des Briefes?"

„Nein. Als ich die neue Welt verlassen wollte, um mein Vaterland wieder aufzusuchen, ging ich zu Herrn Ostermann, der mich seit einer Reihe von Jahren kennt, theilte ihm den Plan mit und bat ihn, er möge mich unterstützen. Er schrieb jenen Brief, den er mir mit den Worten übergab: Herr Neuberg ist mein Compagnon und wahrer Freund, obgleich wir uns im Leben nie gesehen haben; unsere Freundschaft ist aus dem ehrlichen und exacten Geschäftsverkehre entstanden, der unseren beiderseitigen Wohlstand gegründet hat. Die Uebereinstimmung unserer Ansichten und Charaktere hat uns einander nahe gebracht, und Alles, was der Eine ausführt, billigt der Andere. Sie verhandeln mit Peter Ostermann, wenn Sie mit Daniel Neuberg verhandeln, und was Neuberg verspricht, hält Ostermann — so umgekehrt. Es bedarf nur dieses Briefes, und Sie haben Peter Ostermann in Europa wiedergefunden. Reisen Sie mit Gott!"

„Mein Freund hat Recht!" sagte der Banquier, der den Fremden mit forschenden Blicken betrachtet hatte. „Nehmen Sie Platz und verhandeln Sie mit Peter Ostermann."

Beide Männer saßen sich einander gegenüber. In dem Wesen des Gotthelf Jonas zeigte sich jene feierliche Ruhe, die dem Greisenalter eigen ist; er bemerkte es wohl, daß der Banquier ihn mit Blicken maß, die nicht frei von Argwohn waren, er fühlte es, daß eine Inquisition beginnen sollte — sein Auge senkte sich nicht, hell und klug richtete es sich auf Neuberg, in dessen Zügen sich erkennen ließ, daß ihm die Würde des Greises imponirte.

„Was wollen Sie, Herr Jonas, daß ich für Sie thue?" fragte er mit einem Anfluge von Ironie, die seine Neugierde verdecken sollte.

„Ich fordere viel, sehr viel; aber wenn Sie mich anhören wollen, werden Sie meine Kühnheit erklärlich finden. Vor Jahren hatte mein Vater ein blühendes Geschäft in dieser Stadt — die Firma Gotthelf Jonas war an der Börse geachtet. Nach dem Tode meines Vaters ging die Firma auf mich über, nicht aber das Glück, das sie bisher begleitet hatte, obgleich ich mit Vorsicht und Berechnung speculirte. Es traf mich Schlag auf Schlag; ich mußte, um mich vor dem Schuldgefängnisse zu retten, entfliehen. Nur ein kleines Kapital nahm ich mit mir, das als Grund zu einem neuen Geschäfte in Amerika dienen sollte. Sie, Herr Neuberg, werden sagen, daß ich unrecht gehandelt, meinen Gläubigern nicht Alles zurückgelassen zu haben — ich aber war der Meinung, daß ich in Amerika mit leerer Hand Nichts erwerben konnte, und erwerben mußte ich, um meinen Verbindlichkeiten in Europa nachzukommen. Von den zwanzigtausend Thalern, die mein Reiseportefeuille barg, wäre jedem einzelnen Gläubiger nur ein geringer Theil geworden, und ich wäre trotzdem ein Betrüger geblieben. So wanderte ich also aus, um für meine Gläubiger zu arbeiten, von denen einer durch meine Schuld zu Grunde gegangen war. In New-York hatte ich Glück, und schon nach einigen Jahren konnte ich daran denken, Rückzahlungen zu machen. Da trat eines Morgens derselbe Mann in mein Comptoir, den ich ruinirt hatte. Er war ein Bettler und hatte mit Weib und Kind an amerikanischen Eisenbahnen gearbeitet. Peter Ostermann empfing von mir die ganze Summe, die ich ihm schuldete."

Digitized by Google

„Peter Ostermann?“ rief erstaunt der Banquier.

„Dies ist der Name des Bettlers, der meine Firma zufällig gefunden hatte und statt des Almosens, das er fordern wollte, fünfzigtausend Dollars empfing.“

Der Banquier zog die Glocke. Der Diener trat ein.

„Ist Jemand im Vorzimmer?“

„Ja, Herr.“

„Wer?“

„Der Herr Baron von Geyer.“

„Ich empfange nicht mehr. Morgen früh acht Uhr ist mein Cabinet wieder geöffnet.“

Der Diener entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei neue Entdeckungen.

Vor einiger Zeit brachten englische Journale die Mittheilung, daß ein Londoner Photograph, Warner, durch das Mikroskop die Entdeckung gemacht habe, daß sich auf der Netzhaut des Auges eines Ochsen das Bild fixirt habe, das ihm im letzten Lebensmoment erschienen. Als der Künstler es von dem Auge auf das Papier gebracht, sah man wieder durch das Mikroskop alle jene Gegenstände, welche der Gesichtssinn des Thieres im Moment des Todesstreiche aufgenommen: die Mauer, das Fenster und die Thür der Schlachtzelle, wie die Gesichtszüge des die Axt schwingenden Schlächters. Alle diese Gegenstände reflectirten in der Netzhaut des Auges wider wie auf der innern Fläche einer Camera obscura, und das Bild verharrte selbst nach dem Tode auf der Netzhaut, da das Auge keinen zweiten Eindruck mehr empfangen, der den erstern verwischt hätte.

Man hegte anfänglich Zweifel gegen die Wahrheit dieser Thatsache und nahm die Berichte mit Geringschätzung auf; dennoch war die Sache für die Gelehrten zu interessant; es wurde experimentirt, und neue Thatsachen brachten die Zweifler zum Schweigen. Jetzt ist diese Entdeckung zu einem Gottesgericht geworden.

Unsern von Paris wurde kürzlich in einer Villa die Besitzerin in ihrem Gartensalon ermordet gefunden. Das Verbrechen wurde noch vor Beginn der Nacht vollbracht; die dicht an dem Salon wohnende Kammerfrau hatte kein Geräusch vernommen, keine verdächtige Person sich am Tage in der Nähe der Villa gezeigt. So schien jede Spur, den Verbrecher ausfindig zu machen, verloren, da auch nicht der leiseste Verdacht irgendwen aus der Umgebung der ermordeten Dame belastete.

Bei den darüber gepflogenen gerichtlichen Untersuchungen erinnerte sich einer der Richter, vielleicht veranlaßt durch den Anblick des weit aufgerissenen, wie von Angst und Schreck erstarrten Auges des unglücklichen Opfers, jener in England gemachten Entdeckung. Man schritt zur mikroskopischen Untersuchung der Netzhaut und fand in dem verglasten Auge der Verstorbenen das treue und lebendige Abbild ihres Mörders im Moment, wo er den Dolch gegen sie erhoben. Mit dieser sofort zu Papier gebrachten Photographie wird es unzweifelhaft den Nachforschungen der Polizei gelingen, den Verbrecher zu ermitteln. Das Bild zeigt einen unterseten Menschen mit [illegible] Gesichtsausdruck, krausem Haar, buschigen Brauen und Kinnbart. Er scheint ein Mann in den dreißiger Jahren zu sein. Seine Bekleidung besteht aus einem Leinwandkittel und weiten, großcarrirten Pantalons; die Waffe, die er in der Hand hat, ist ein dolchartiges Messer, das er mit sich genommen haben muß, da es nicht gefunden wurde.

Somit ist der Sonnenstrahl ein Verbündeter des Gerichts geworden; möge er ihm überall die rechte Leuchte durch die Nacht des Verbrechens sein!

Die zweite, praktisch zu verwerthende Entdeckung bezieht sich auf das neulich von Duchesne in Boulogne erschienene Werk: „Mécanisme de la physionomie“, das in Paris viel Aufsehen macht.

Der gelehrte Arzt behauptet in seinem Buche, daß jeder Ausdruck des menschlichen Gesichts, den es in den verschiedenen Erregungen der Seele in natürlicher Weise annimmt, auch durch ein künstliches Mittel hervorgebracht werden kann. Dies Mittel besteht darin, daß man diese oder jene auf den Ausdruck einwirkende bestimmte Muskel der electrischen Berührung unterwirft, wodurch

Digitized by Google

selbst auf dem trägsten, des Mienenspiels völlig unkundigen Gesicht sich die krappantesten Geberden wilder Leidenschaften wie süßer Empfindungen zeigen.

Duchesne constatirte vor Kurzem in dem großen Saal der Ecole medicine vor einer zahlreichen Versammlung die Unfehlbarkeit seiner Theorie. Eine ganze Stunde experimentirte er an dem starren Gesicht einer Leiche und rief durch die Macht des electrischen Stroms in grausiger Wahrheit auf ihm den Ausdruck des Zorns, der Trauer, des Schreckens, der Bewunderung und der Dumpfheit, des Verdachts, der Verzweiflung und maßlosen Freude hervor.

Sowie der electrische Strom aufhörte, den starren Zügen auf künstlichem Wege Leben und Ausdruck zu verleihen, zeigte das Gesicht die unbeweglichen des Todes.

Die Speculation hat sich nun auch sofort dieser Entdeckung bemächtigt. Ein geschickter Mechaniker hat es unternommen, so kleine electrische Batterien herzustellen, daß man sie in der Hand verbergen kann, so daß dadurch dem Schauspieler, Redner, dem Rollenreimer, sei es nun Brutus oder Antonius, ein mächtiger Verbündeter ihrer Beredsamkeit gegeben wird. Denn man begreift, daß es für sie alle von nicht geringer Wichtigkeit ist, ein Werkzeug zu besitzen, das ihrer Physiognomie den hinreißendsten Ausdruck gibt, den gerade die Situation erheischt und der doch im gewöhnlichen Leben so vielen Gesichtern abgeht, weil die Natur dem Individuum entweder nicht die genügende Muskelbeweglichkeit oder den geistigen Factor gab, der nun auf rein mechanischem Wege gefunden ist. Man sagt, daß die Diplomaten sich besonders für das Gelingen dieses Unternehmens interessiren und bereits eine nicht unbedeutende Anzahl solcher electrischen Batterien bestellt haben, um sie bei erster Gelegenheit, vielleicht am Neujahrstage bei der Gratulation in den Tuilerien, zu erproben, um die verschiedenen Empfindungen der verschiedenen Nationen auf ihren Gesichtern sichtbar werden zu lassen, die Europa Napoleon III. gegenüber im Herzen hegt.

Landwirthschaftliches.

(Gewöhnliche Weinbergspfähle von doppelter Dauer.) Vor einigen Tagen, schreibt Dochnahl in der „Pomona", fand ich in einem Weinberge des Unterlandes, wo jeder Rebstock an einem Pfahle erzogen wird, alle Hölzer oben gespitzt und diese Spitzen so versteinert oder glasig, daß ich nicht im Stande war, mit dem Messer ein Stück davon abzuschneiden. Nachdem ich den Besitzer aufgesucht, um ihn deßhalb zu befragen, erfuhr ich mit Staunen, daß die Pfähle durchaus nicht irgendwie präparirt worden sind, sondern nur jedes Jahr umgewendet werden, so daß der Theil, welcher in diesem Jahre im Boden steht, im nächsten zur Spitze wird, die sich durch die Erde und den Einfluß der Witterung wie Stein verhärtet. Der Eigenthümer versicherte mich, daß durch dieses alljährliche Umwenden der Pfähle die Dauerhaftigkeit verdoppelt werde, daß sein Weinbergsholz 10 Jahre länger brauchbar wäre als das seiner Nachbarn.

Verschiedenes.

Auch in Gotha müssen, schreibt die „Dorfztg.", in dieser tollen Zeit die Hunde Beißkörbe tragen, nur die Spitze machen eine Ausnahme, wie wir aus den dortigen Blättern ersehen. Einem Eiferer gegen die Beißkörbe wird entgegnet, er könne ganz ruhig sein und den Spitz, welcher ihn im Laufe der Jahre beim Nachhausegehen aus der Kneipe so oft begleitete, trotz dem neuen Hundegesetze und trotz dem Fallmeister auch fernerhin unbehindert nach Hause führen.

Räthsel.

Vier Zeichen nur spann' ich in's Joch,
Dreifach ist ihre Deutung doch.
Du kannst nicht ohne mich die Frucht genießen,
Du kannst nicht ohne mich das zarte Bündniß schließen;
Komm' ich, so hört die Blume auf zu sprießen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Bühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 107. Dienstag, den 6. September **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

„Kann ich fortfahren?“ fragte Jonas lächelnd, nachdem er seine kleine Nase durch eine duftende Prise erfrischt hatte.

„Ich bitte darum, mein Herr!“

„Peter Ostermann etablirte eine kleine Wechselstube, machte Exportgeschäfte in Tabak und ward nach wenig Jahren ein reicher Banquier. Sein Haus ist das größte und schönste am Broadway. Die Summe, die ich erübrigte, deponirte ich bei Peter Ostermann, dessen Firma für eine der solidesten der Stadt gehalten wird. Verhältnisse, deren ich der Kürze wegen weiter nicht erwähnen will, hemmten mich in meinen Unternehmungen; dazu kamen große Verluste, die mir listige Schurken zugefügt, wie man sie zu Tausenden in Amerika trifft, und ich verbrachte lange Zeit in dem Schuldgefängnisse. Als ich die Freiheit wieder erlangte, war ich alt und kränklich, und mir blieb nichts als die Summe, die ich Peter Ostermann übergeben hatte.“

„Konnte der Banquier Sie nicht vor dem Schuldgefängnisse retten?“

„O, mein Herr, das Geld, das meinen Gläubigern gehörte, war mir heilig!“ rief der Greis. „Lieber hätte ich das ganze Leben in dem Schuldgefängnisse hingebracht, ehe ich einen Dollar davon genommen. Und weßhalb saß ich in Haft? Ehrloser Schwindeleien wegen, deren Opfer ich geworden war. Müde des entsetzlichen Treibens in der neuen Welt, stellte ich mich Ostermann vor, der mich jahrelang nicht gesehen und geglaubt hatte, ich sei gestorben. Mein Vermögen betrug hundertfünfzigtausend Dollars, das er mir in Wechseln auf seinen Freund Daniel Neuberg einhändigte. Hier sind die Wechsel.“

Gotthelf Jonas holte ruhig zum dritten Mal sein Taschenbuch hervor. Der Banquier prüfte die Wechsel und fand, daß sie in Ordnung waren.

„Gut,“ sagte er erstaunt; „man wird Ihnen das Geld, wie es Pflicht ist, einhändigen. Präsentiren Sie Ihre Papiere morgen meinem Kassier.“

„Verzeihung, Herr Neuberg, ich bedarf heute noch des Geldes!“

„Heute noch?“

„Ich möchte es sogleich mit mir nehmen.“

„Die ganze Summe?“

„Ja.“

„So muß ich es möglich zu machen suchen.“

Der Banquier wollte nach der Glocke greifen.

„Warten Sie!“ sagte der kleine Mann, indem er seine magere Hand ausstreckte.

„Warum?“

„Ich komme jetzt auf die Bitte, die ich „Herrn Ostermann“ auszusprechen habe.“

Neuberg nahm seinen Platz wieder ein.

„Seit einigen Tagen,“ fuhr Jonas fort, „bin ich nun hier, und meine erste Sorge war, die Leute aufzusuchen, denen ich schulde. Fast alle befinden sich in den mißlichsten Verhältnissen, und nach den Erkundigungen, die ich eingezogen habe, hat mein Fallissement das Unglück dieser sonst braven Geschäftsleute bewirkt, die sich in den ungünstigen Zeiten nicht wieder erholen konnten. Bin ich auch nicht so ganz strafbar, als es die Welt glaubt, so drängt es mich doch, die Schande von meinem Namen abzuwaschen und dahin zu streben, daß die Wunden geheilt werden, die ich geschlagen habe.“

Digitized by Google

„Das ist brav!“ murmelte der Banquier, der bewundernd dem Greise zuhörte.

„Bei der Ausführung dieses Vorhabens zähle ich auf Ihre Hilfe.“

„Sie werden den Betrag der Wechsel ausgezahlt erhalten.“

„Das genügt nicht.“

„Wie,“ fragte Neuberg, „hundertfünfzigtausend Dollars genügen nicht . . .“

„Mir fehlen noch fünfzigtausend Thaler, um Alles zu decken, und diese Summe erbitte ich mir von Ihnen, gestützt auf die Empfehlung Peter Ostermann's.“

„Mein Herr,“ sagte der Banquier nach einer kurzen Pause, „ich wiederhole Ihnen, daß ich die Wechsel meines Geschäftsfreundes anerkenne, aber ich kann es trotzdem nicht unterlassen, meine Verwunderung darüber auszusprechen, daß Ostermann dieser Wechsel in seinem Briefe mit keiner Silbe erwähnt oder mir sonst einen Avis gegeben hat, wie dies geschäftlicher Brauch ist.“

Der Alte lächelte, indem er sagte:

„Ganz recht; der Avis wird auch nicht ausbleiben. Ich habe eine glückliche Fahrt gehabt, und darum bin ich der Correspondenz zuvorgekommen. In der Ueberzeugung, daß Peter Ostermann mir sein Vertrauen nicht entzogen haben würde, habe ich mich an Sie gewendet.“

„Aber mein Freund in New-York würde Sie auch gefragt haben: Sind Sie im Stande, die Summe, die ich Ihnen kreditire, zurückzuzahlen?“

„Diese Frage ist zu natürlich, als daß ich mich darüber wundern sollte,“ antwortete ruhig der Greis. „Der Geschäftsmann verlangt Garantieen. Könnte ich Ihnen nun auch sagen, daß ich durch meine Ehrlichkeit ein Geschäft mache, dessen sicherer Ertrag mich nicht nur in den Stand setzt, binnen Jahresfrist die erhaltene Summe zurückzuzahlen, sondern mir auch einen Ueberschuß gewährt, der mich in meinem Alter vor Elend schützt, so hätte ich Ihnen zwar dargethan, daß ich nicht planlos handle, aber ich hätte immer noch keine Garantie geliefert, und darum stütze ich mich nur auf die Empfehlung Ostermanns, der mich genau kennt.“

Der Banquier hatte den Brief seines Geschäftsfreundes noch ein Mal gelesen.

„Herr Jonas,“ begann er dann, „ich bin als ein armer Commis in diese Stadt gekommen, der nichts besaß, als einen Rock und in der Tasche desselben befand sich ein schlechter Dukaten. Mit diesem Dukaten habe ich mein Geschäft gegründet. Die Last der Arbeit und Sorgen erdrückte mich fast, es fehlte selbst nicht an Hohn und Spott, wenn ich, um Verbindungen anzuknüpfen, mich reichen Geschäftsleuten vorstellte — das Alles erschütterte meine Ausdauer nicht, und jeden Thaler, den ich besitze, habe ich im Schweiße meines Angesichtes verdient — ich besitze aber auch eine zahlreiche Familie, habe nach mehr als einer Seite hin Rücksichten zu nehmen — mein Freund Ostermann wird es mir nicht verargen, wenn ich Sie nicht in dem Umfange unterstütze, als Sie es wünschen. Sie haben mein Wort, daß sofort die Wechsel gezahlt werden — mehr kann ich vor der Hand nicht thun. Noch heute wird ein Brief nach New-York abgehen — in vier Wochen werde ich Ihnen, bezüglich des letzten Punktes, definitive Antwort geben.“

Neuberg sah nach der Uhr und erhob sich. Auch Gotthelf Jonas verließ seinen Platz, indem er sagte:

„So muß ich mir auf andere Weise Mittel zu verschaffen suchen, wenn Ihr Wille unbeugsam ist.“

Der Banquier zog die Glocke. Er befahl dem eintretenden Diener, den Kassier zu rufen. Der Kassier kam. Man besprach die Zahlung. Jonas forderte Staatspapiere. Noch ein Mal wurden die Wechsel geprüft und für richtig befunden. Der Kassier, ebenfalls ein bejahrter Mann, ward aufmerksam, als er den Namen Dessen hörte, der die Wechsel präsentirt hatte. Nach einigen Fragen und Antworten ergab es sich, daß Bauer, so hieß der Kassemann, als Commis in dem Comptoir des Gotthelf Jonas gearbeitet hatte. Während man noch sprach, brachte ein junger Mann die soeben angekommene Post. Unter den Briefen befand sich einer, der die Wechsel des Jonas avisirte. Die letzten Bedenken waren nun geschwunden, und der Greis erhielt in guten Papieren den Betrag, den er mit derselben Ruhe, die er stets gezeigt, in sein schwarzes Taschenbuch legte. Dann entfernte er sich, nachdem er bemerkt hatte, daß

Digitized by Google

er nach vier Wochen wieder anfragen werde, wenn er dazu genöthigt sein sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Salz des Lebens.

Die meisten Menschen sind im größten Irrthume über ihr „tägliches Brod," über gesunde und gute Nahrung und begehen deßhalb die größten Fehler gegen ihren eigenen und Anderer Vortheil. Fast Jeder glaubt, daß vieles Essen guter Speisen nährend und stärkend sei, wenn's nur eben gegessen werde. Gute Speisen sind ihnen solche, die gut schmecken und für nahrhaft gelten, Fleisch, Braten, Bier, Wein, Kuchen, allerhand Fettes, Gesalzenes, Geschmalztes, Gezuckertes und Gewürztes. Junge, gesunde Magen stark arbeitender und sich viel im Freien bewegender Menschen können freilich zunächst Alles vertragen; aber sie verderben sich doch gelegentlich den Magen, werden irgendwie krank und essen und trinken leicht den Tod oder wenigstens lange Krankheiten und alle möglichen Ursachen zu Krankheit und Siechthum in den Leib hinein. Deßhalb ist's für Jeden, auch den Gesündesten mit Straußmagen, von der größten Wichtigkeit, sich richtige Vorstellungen von Nahrungsmitteln und von der Art, wie sie nähren, zu verschaffen und sich für sich selber und die Seinigen danach zu richten.

Ein Nahrungsmittel ist Alles, was nährt. Aber was nährt? Nur allein das, was wirklich verdaut wird. Die besten, nahrhaftesten Speisen werden schädlich, werden oft Gift, wenn sie nicht wirklich verdaut, in unser eigen Fleisch und Blut verwandelt, uns ähnlich gemacht, assimilirt werden. Alles, was wir genießen, muß deßhalb erstens wirklich verdaulich sein und zweitens Etwas von den Körpern enthalten, aus denen unser Körper selbst besteht. Aus diesem Grunde gehören eine ganze Menge Dinge zu Nahrungsmitteln, von deren Vorhandensein in unsern Speisen, von deren Nahrungswerth die meisten Menschen keine Ahnung haben.

Jeder wird lachen, wenn wir Wasser nicht nur ein Nahrungsmittel, sondern eins der ersten und hauptsächlichsten nennen. Da aber „nähren" heißt: die Kraft des Körpers erhalten und die verbrauchte Kraft ersetzen, spielt Wasser wirklich die erste Rolle unter den Nahrungsmitteln. Jeder Mensch besteht zu zwei Dritteln aus Wasser und verbraucht täglich viele Pfunde davon. Wenn sie nicht ersetzt werden, stirbt der Mensch viel eher als durch Entbehrung fester Nahrungsmittel.

Das eine Drittel fester Masse, woraus der Körper besteht, enthält wieder ein ganzes Drittel Mineralien, unorganische Körper, wie Kalk, Salze, Phosphor, Eisen, sogar Schwefel. Deßhalb gehören Kalk, Salz, Phosphor, Eisen u. s. w. zu den Nahrungsmitteln. Nehmen wir nur folgende davon heraus: Kalk und Phosphor, Phosphorkalk und Salz, gewöhnliches Kochsalz.

Wir finden keinen einzigen Körpertheil, in welchem nicht mehr oder weniger Phosphorkalk als nothwendiger, unentbehrlicher vorhanden wäre, da der Mangel an Phosphorkalk jeden dieser Bestandtheile des Körpers krankhaft ändert, ihn zerstört, wohl gar unmöglich macht. Dies gilt namentlich von den Knochen. Schwangere Frauen, die viel Phosphorkalk für die Ernährung und Knochenbildung der Leibesfrucht abgeben müssen, werden deßhalb oft so schwach in den Knochen, daß Brüche derselben sehr schwer, oft gar nicht zu heilen sind. Kinder, die zahnen, verbrauchen sehr viel Phosphorkalk für das Wachsthum der Zähne, außerdem der Knochen überhaupt, so daß Mangel an phosphorhaltiger Nahrung just in dieser Zeit oft die Quelle der sogenannten „englischen Krankheit," doppelter Glieder, krummer Beine und Rückgrathe, nicht selten der „Bucklichkeit" wird. Dies reicht schon hin, uns von der Wichtigkeit dieses Nahrungsmittels, des Phosphorkalks, zu überzeugen, überhaupt von der Kenntniß aller Substanzen, die dem Körper unentbehrlich sind, obgleich sie niemals als Gänge bei der Tafel aufgetischt werden. Bei Schilderung des Magens werden wir erfahren, daß wir die nothwendigen Nahrungsmittel Kalk, Phosphor, Eisen u. s. w. größtentheils unbewußt in gewöhnlichen Speisen gleich mitgenießen und zwar in der einzig und allein verdaulichen Form. Phosphor allein genossen ist bekanntlich das furchtbarste Gift. Auch Eisen würde natürlich in Form von Federmessern oder fricassirten Nähnadeln dem Magen schlecht bekommen.

Digitized by Google

Ein Franzose überzeugte sich und die Welt von der Nothwendigkeit des Phosphorkalks durch Tauben, die er blos mit Wasser und Getreide fütterte, ohne ihnen phosphorhaltigere Körper zugänglich zu machen. Sie crepirten alle elendiglich an Diarrhöe und Knochenerweichung.

Bei dieser Gelegenheit will ich eine Bemerkung machen, die ich zuerst in der „Physiologie des gemeinen Lebens“ von dem Engländer Lewes fand und die mir zuerst selbst als ganz unglaublich auffiel. Aber 's hat seine Richtigkeit. Nämlich Zucker, so verschrieen als Kindern, besonders den Zähnen derselben nachtheilig, ist nicht nur ein süßes Nahrungsmittel, sondern auch just sehr vortheilhaft für die Zähne, weil der Zucker, im Magen verdaut, für Phosphor im Körper sorgt. Dies geht so zu: Zucker verwandelt sich im Magen in Milchsäure, und Milchsäure löst Phosphorkalk, den wir in andern Speisen unbewußt mit genossen haben, so auf, daß er den Knochen und Zähnen als Nahrungsmittel zugeführt wird. Deßhalb befördert Zucker die Bildung guter Zähne. Die Neger in den Plantagen, die mehr Zucker essen als alle andern Menschen, zeigen, wenn sie lachen, von einem Ohre bis zum andern eine Doppelreihe der stärksten, weißesten Zähne. Die Lust am Süßen bei Kindern, die noch Knochen und Zähne brauchen, ist deßhalb ein ganz richtiger Instinkt der Natur, so daß Eltern sich trösten mögen, wenn ihre Orgelpfeifen von Kindern ihr Taschengeld öfter, als den Alten lieb ist, beim Zuckerbäcker und Conditor mit Bonbons und „Düten“ voll süßer Herrlichkeiten vertauschen. Nur wollen wir damit der eigentlichen Näscherei das Wort nicht reden.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Bei seinem letzten Aufenthalte im Bad Vichy kam der Kaiser Napoleon bei seinen Promenaden an einem Teich vorüber, dessen stehendes Wasser bei der herrschenden Hitze sehr übel ausdünstete. Nach Vichy zurückgekehrt, ließ er sofort den Maire rufen und bedeutete diesen, wie solch Gewässer in der Nähe jeden bewohnten Ortes etwas sehr Widriges sei, in der Nähe eines Badeortes aber ganz unstatthaft wäre. Der Maire versprach in Jahresfrist dies Uebel zu beseitigen und glaubte den Kaiser mit dieser Versicherung zu beruhigen. Napoleon sah den Herrn Maire etwas scharf an und fragte wohl noch etwas schärfer: „Wie lange brauchen Sie zur Beseitigung dieses Uebelstandes?“ Der arme Maire, von dem Blick und dem Tone eingeschüchtert, erwiderte nun: „Sire, in 3 bis 4 Monaten hoffe ich, den kaiserlichen Befehl vollziehen zu können.“ „Jedenfalls haben Sie sich versprochen,“ entgegnete Napoleon abermals, „Sie wollten sagen, in 3 bis 4 Tagen!?“ „Unmöglich,“ rief der überraschte Maire und starrte den Kaiser an, als ob er sagen wollte: „Du bist von Sinnen.“ „Impossible?“ rief der Kaiser, „nous verrons“, und auf dem Absatze sich herumdrehend, ließ er den verblüfften Maire stehen. Wenige Minuten nachher ging eine telegraphische Depesche aus dem Cabinet des Kaisers nach Paris, welche sechs Compagnien Jäger nach Vichy per Extrazug befahl; eine zweite ging an den Director der kaiserlichen Gärten, welche den Befehl enthielt, unverzüglich 5 bis 6 Waggons Strauchwerk und transportable Blumen nach Vichy zu senden. Die Jäger und die Blumen kamen, Tag und Nacht wurde gearbeitet, und richtig fand man am vierten Tage Nachmittags an Stelle des übelriechenden Teiches einen recht hübsch angelegten Garten.

(Amerikanische Deutlichkeit.) Junger Mann neben einem jungen Mädchen sucht seinen Fuß an den ihrigen zu rücken.

Junge Dame: „Mein Herr, wenn Sie mich lieben, so sagen Sie es frei heraus — machen Sie mir aber die Strümpfe nicht schmutzig.“

Auflösung des Räthsels in Nro. 106:
Reif.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 108. Donnerstag, den 8. September **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

Die Geschäfte in dem Bankhause nahmen nun ihren gewöhnlichen Verlauf. Um ein Uhr Mittags fuhr Neuberg nach der Börse. Die Zeit begann, in der die Course stiegen und fielen. Der Banquier verkehrte mit seinen Sensalen, die ihn, wie Adjutanten den Feldherrn, umschwärmten. Die Negotianten machten heute gute Geschäfte. Plötzlich bahnte sich ein junger Commis den Weg zu Neuberg, der an einem Pfeiler lehnte und Notizen in sein Portefeuille machte.

„Was bringen Sie, Gustav?“ fragte er den Athemlosen.

„Von London ist eine telegraphische Depesche eingegangen.“

Der Banquier erbrach das Siegel und las:

„Peter Ostermann in Newyork hat seine Zahlungen eingestellt. Die Commandite hier ist geschlossen. Sidney und North sind gefallen. Nehmen Sie keine Anweisungen von O. mehr an. Paterson.“

So niederschmetternd diese Nachricht auch war — Neuberg verrieth durch keine Bewegung den Eindruck, den sie auf ihn ausgeübt. Der größte Theil seines Vermögens stand auf dem Spiele. Noch vor einigen Stunden hatte er auf Rechnung des Fallliten eine bedeutende Summe gezahlt. Die Wechsel des alten Jonas waren für ihn nun werthlos. Fast schien es, als ob der Greis unter der Maske der Ehrlichkeit eine Schurkerei verübt hätte, und für diese Annahme sprach vorzüglich der Umstand, daß die Zahlung mit so großer Dringlichkeit betrieben worden war. Jonas hatte das Bekanntwerden des Fallissements gefürchtet. Aber in diesem Falle mußte er mit Peter Ostermann im Einverständnisse handeln, da nur ein Vertrauter den Stand des gefallenen Bankhauses wissen konnte. Um äußerlich seine Ruhe zu bewahren, gab sich Neuberg den Geschäften hin, denn man beobachtete ihn, nachdem er die Depesche gelesen hatte. Mit der Geschicklichkeit des Diplomaten wußte er den Anträgen auszuweichen, die irgendwie zu der Firma Ostermann in Beziehung standen. Noch vor dem Ablaufe der Börsenzeit trat er den Rückweg nach seiner Wohnung an. Er ließ den Buchhalter und Kassier in sein Cabinet kommen und theilte ihnen die verhängnißvolle Depesche mit. Bestürzt starrten die Männer ihren Chef an, denn sie kannten die Verluste, die bevorstanden. Man rieth, Gotthelf Jonas durch die Polizei aufsuchen zu lassen; Neuberg aber fand keinen Grund dazu, da das Geschäft ordnungsmäßig abgemacht war. Statt dessen begann er zu arbeiten, um wenigstens am Platze zu retten, was noch zu retten möglich. Leider war dies nur wenig, da gegen Abend schon andere Depeschen das Fallissement Ostermanns in New-York und den Sturz der englischen Häuser angezeigt hatten.

II.

In der Dämmerung einer schmalen, von hohen Häusern gebildeten Straße schimmerte der graue Rock des kleinen Mannes, der langsam über das schlechte Pflaster dahinschritt. Diese Straße ward von armen Leuten bewohnt und erfreute sich nicht des besten Rufes. Die Häuser waren schmutzig, eng und finster. Dumpf und schwül war die Luft, die still in den eingeschlossenen Raume lag. Hier ward es früher dunkel als in den übrigen Straßen, denn die hervorspringen-

Digitized by Google

den Dächer ließen nur einen schmalen Streifen des Firmamentes sehen.

Gotthelf Jonas redete eine alte Frau an, die gaffend auf der Schwelle stand.

„Sie wissen ohne Zweifel hier Bescheid, liebe Frau?“ fragte er, den Hut in der Hand haltend.

„Das will ich meinen!“ war die stolze Antwort. „Wer sechsundzwanzig Jahre in einem und demselben Logis wohnt, kennt die ganze Straße. Was wollen Sie denn wissen? Wen suchen Sie?“

„Man sagt mir, daß Friedrich Lewes hier wohne.“

„Da hat man Ihnen die Wahrheit gesagt. Sehen Sie dort, schräg gegenüber, die erleuchtete Thür?“

„Ja, liebe Frau.“

„Das ist der Laden des Friedrich Lewes.“

„Er hat einen Laden?“

„Ei freilich! Und was für einen!“ fügte lachend die Alte hinzu. „Bei Lewes kann man Alles bekommen: Seife und Schuhwichse, Wagenschmiere und Schwefelhölzer, Rauchfleisch und Lottozettel, Schweizerkäse und Cigarren, Thran und Briefpapier, Steinkohlen und Kaffee.“

„Dies zu hören, ist mir lieb. Demnach macht Lewes gute Geschäfte?“

„Guter Herr, Sie müssen wohl fremd sein in unserer Stadt!“ sagte die Frau, indem sie von der hohen Schwelle herabtrat, als ob sie den Kleinen näher ins Auge fassen wollte.

„Ja, ich bin fremd.“

„Wären Sie einheimisch, so müßten Sie wissen, daß die Bewohner dieser Straße alle am Hungertuche nagen und daß, wer nur immer kann, es vermeidet, sich hier niederzulassen. Mit einem Arbeiter ist das anders — der geht Morgens und kommt Abends — aber ein Kaufmann, du lieber Gott! Lewes ist recht heruntergekommen.“

„So!“ sagte Jonas, der längst gemerkt hatte, daß er auf die rechte Person gestoßen war. „Ist Ihnen ein Prischen gefällig?“

Er präsentirte der Alten seine Dose.

„Danke! der Tabak ist gut. Diese Sorte hat Lewes nicht. Wie gesagt, er ist recht heruntergekommen. Ich erinnere mich noch, daß er ein großes Geschäft in der Wallstraße hatte, daß er während des Sommers in einem schönen Landhause vor dem Thore wohnte und seine Kutsche von zwei prächtigen Pferden ziehen ließ. Jetzt zieht der alte Mann einen Handwagen, auf dem er Kohlen und Holz holt für seinen Laden und Madame Lewes legt Gurken ein und Häringe.“

„Er ist also verheirathet, hat auch wohl Familie?“

„Sieben Kinder, lauter Mädchen! das älteste ist 20 oder 21 Jahre alt — das hübscheste Kind, das ich kenne. Nun folgen die anderen wie die Orgelpfeifen in unserer Kirche. Und alle haben die schönsten Lockenköpfe — die Kinder sind bekannt, man sieht sie gern. Das ist auch der einzige Segen, der auf der Familie ruht, der Kindersegen nämlich. Man muß es der Madame Lewes nachsagen, sie ist eine prächtige Frau, die Tag und Nacht arbeitet. Und wenn man bedenkt, daß ihr von Jammer und Elend keine Silbe an der Wiege gesungen ist, so muß man wahrhaftig staunen, daß sie sich in die traurige Wirthschaft so gut findet.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Salz des Lebens.

(Schluß.)

Auch gemeines Kochsalz gehört zu den wesentlichsten Nahrungsmitteln, so daß wir nicht zu sehr zu zürnen brauchen, sollte eine verliebte Köchin manchmal unsere Suppe versalzen. Salz bildet einen wesentlichen Bestandtheil aller Säfte, Kräfte, Muskeln und Gewebe des Körpers, obgleich dies Liebig leugnet. Die Untersuchungen Bibra's, Barral's und anderer Physiologen haben die Allgegenwart des Salzes in allen Körpertheilen genau nachgewiesen. In den festen Bestandtheilen des Blutes, der Quelle aller Nahrung, bildet Kochsalz nicht weniger als 75 Procent. Mangel an Salz ist die Quelle vieler Krankheiten. Salz ist manchmal schon Ursache wilder Kriege geworden, um es zu erobern. Um den Bedarf an Salz zu befriedigen, lassen sich Menschen und Thiere keine Mühe verdrießen. Die Salzmonopole Preußens u. s. w., die diese Grundbedingung alles Gedeihens und Lebens für Menschen und Thiere

Digitized by Google

vertheuern, knapp und schlecht machen, gehören zu den schädlichsten, Krankheit, Siechthum und künstlichen Tod erzeugenden Vorrechten.

Der wilde Büffel in den Wildnissen Amerika's läuft Hunderte von Meilen weit, um einmal ordentlich Salz zu lecken. Die Jäger in den innern Theilen Südafrika's finden immer gute Beute, wenn sie sich an Salzquellen verbergen. Selbst unsere Hausthiere lassen sich leicht kirren, wenn man ihnen Salz auf der Hand anbietet. Menschen und Thiere kommen elendiglich um, wenn man ihnen auf längere Zeit Salz vorenthält. Dies wußten schon alte Despoten und Criminalbeamte, welche die Tödtung durch salzlose Nahrung zu den grausamsten und qualvollsten Strafen rechneten und daher oft gegen verhaßte Staatsverbrecher angewandt haben sollen. Uebrigens ist das Salzmonopol eine ähnliche Strafe für all unschuldig Vieh und Menschenkind, nur in langsamer wirkender Weise.

Salz ist Geld, wenigstens in manchen Theilen Afrika's, Salz steht höher als Liebe. Wenigstens kommt es an der Küste von Sierra Leone nicht selten vor, daß ein Mann Weiber und Kinder für Salz verkauft, wenn er's nicht billiger kriegen kann. Ja, was thut der Mensch nicht für sein Leben? Und Salz ist ein nothwendiger Theil für dessen Erhaltung. Es ist in allen Arbeiten der Lebensthätigkeit unentbehrlich, besonders insofern es das wesentlichste aller directen Nahrungsmittel, Eiweißstoffe, auflöst und so erst verdaulich macht, indem es sich selbst in Wasserchlorsäure, unentbehrlich im Magensafte, und in Soda verwandelt, welche der Galle zu Gute kommt, die ihrerseits wieder bei keiner gesunden Verdauung fehlen darf.

Salz ist nun endlich und hauptsächlich der Hauptagent des geheimnißvollsten und wesentlichsten Ernährungsgeschäftes für jeden einzelnen Körpertheil. Um dies in kürzester Weise klar zu machen, müssen wir zuerst bedenken, daß alle unsere Nahrungsmittel in den geschlossenen Magen und aus dem geschlossenen Magen in die Gedärme übergehen, ohne je mit den einzelnen Körpertheilen indirekte Verbindung zu kommen. Wie gelangen nun die abgeschlossenen Nahrungsmittel als Nahrung in die einzelnen Muskeln, Gewebe, Nerven, Knochen? Sie dringen alle durch geschlossene Häute hindurch, aus und ein, hin und wieder, worin, beiläufig gesagt, der ungeheure Unterschied zwischen den Experimenten des Chemikers in undurchdringlichen Gläsern und Retorten und zwischen den Lebensprocessen liegt, die durch keine undurchdringlichen Häute von einander abgeschlossen sind, sondern meist blos chemisch auf einander wirken und sich stets durch alle Wände hindurch mit einander mischen und wandeln. Dieses Wechselgeschäft flüssiger Nahrungssäfte durch geschlossene Thüren und undurchdringliche Wände heißt einwärts Endosmosis, auswärts Exosmosis. Man muß sich diese Worte merken, wie man sich merkt, daß der Stuhl Stuhl und nicht Tisch heißt. Es gibt keine bezeichnenden Worte im Deutschen dafür. Wenigstens müßten sie erst gefunden und gemünzt und in Umlauf gesetzt werden. Das können wir hier nicht. Am besten ist's wohl, man gibt ihnen deutsches Bürgerrecht, wie dem Worte „Fenster," das erst ganz lateinisch war.

Man merke sich die Worte und eine Vorstellung von der Sache. Man fülle eine wasser- und luftdichte Blase Alkohol oder Weingeist und lege sie in ein leeres Glas. Dann wird der Alkohol in der Blase abgeschlossen bleiben. Füllt man aber das Glas mit Wasser, so spaziert der Alkohol durch die undurchdringlichen Wände in's Wasser, und Wasser in den Alkohol, so lange, bis sie ganz gleichartig gemischt sind und das Wasser außerhalb der Blase so viel Alkohol enthält, wie die Blase, im Verhältniß zur Größe. Wir haben also innerhalb und außerhalb ganz gleiche Theile von Wasser und Alkohol. Das Wasser ist hineingedrungen — Endosmose; der Alkohol heraus — Exosmose. Alkohol und Wasser sind von verschiedener Dichtigkeit. Daher die Erscheinung. Das Gesetz der Endos- und Exosmose heißt also: Flüssigkeiten von verschiedener Dichtigkeit durch organische Wände oder Häute von einander geschieden gehen in einander über, bis der Unterschied der Dichtigkeit aufgehoben ist.

Und dies ist das eigentliche Geheimniß und Gesetz aller Verdauung und Ernährung.

Digitized by Google

Salz aber vergrößert die Dichtigkeit aller Flüssigkeiten im Körper und wirkt deßhalb verdauend, nährend auf alle dünneren Flüssigkeiten, welche die gesalzene Flüssigkeit, gesalzene Nahrungssäfte im Körper umgeben. Ohne Salz würde die Dichtigkeit dieser Säfte vielleicht gleich sein? daher würden sie ohne Wechselgeschäft, ohne Stoffwechsel, ohne Leben neben einander fließen. Das Salz bewirkt aber endos- und exosmotischen Stoffwechsel. Deßhalb ist Salz ein Moses-Zauberstab des Lebens.

Also Respect vor Salz! Und keine Salzmonopole mehr! Auch Achtung vor Wasser, vor Kalk und Phosphor, vor Zucker und Stärke, vor Eisen und sogar Schwefel! Sie gehören alle zu unseren wesentlichen Nahrungsmitteln, nothwendigen Bedingungen unserer Gesundheit.

Gemeinnütziges.

(Mittel, alles geräucherte Fleisch vor Maden zu bewahren.) Das beste Mittel, alles geräucherte Fleisch, Speck, Schinken, Würste und dgl. gegen Maden zu sichern, ist das Hineinlegen in trockene durchgesiebte Buchenasche. Man streut nämlich in einen Kasten, der an einem trocknen und luftigen Orte stehen muß, etwas Asche auf den Boden, legt dann das geräucherte Fleisch ꝛc. hinein, streut wieder Asche darauf und fährt so fort, bis der Kasten voll ist. Nur muß man Alles mit Asche bedecken, damit kein Insect seine Eier an das Fleisch legen könne. Vor dem Gebrauche läßt man das auf diese Art eingepackte Fleisch mit einer trockenen oder nassen Bürste von dem Schimmel reinigen, der sich daran gesetzt hat, der aber dem Wohlgeschmacke gar nichts schadet. Auf diese Art trieft kein Fett aus dem geräucherten Fleische, es bleibt ein ganzes Jahr hindurch und länger saftig und gegen alle Würmer gesichert. Der Reinlichkeit wegen kann man es vor dem Einlegen in die Asche mit Papier umwickeln.

Lesefrüchte.

Du darfst, du sollst, was Gott verleiht, genießen;
Nur frage stets; wozu? wie viel? und wann?
Damit nicht später Kummerzähren fließen,
Wo jüngst die Thräne des Entzückens rann.
Nie kann dir Vollgenuß so viel gewähren,
Als Uebung im Versagen und Entbehren.

Die wahre Welt, in der wir leben,
Ist unser Herz. Was dieses in sich schließt,
Ist Wirklichkeit. Nur Traum ist alles Streben
Nach dem, was draußen ist und wie ein Dunst zerfließt.

Verschiedenes.

Das Prairie-Journal brachte folgende Anzeige: „Der Häuptling der Haynse bietet 1000 Pferde einem respectabeln jungen weißen Manne; der gut empfohlen ist und seine 18jährige Tochter heirathen will; er muß sich im Territorium der Indianer niederlassen und sich auf den Ackerbau verstehen, den er den Indianern lehren soll. Die Pferde sind 50—80000 Dollars werth. Die junge Indianerin ist von mittlerem Wuchse, mit regelmäßigen Zügen, schwarzen Augen, gleichen Haaren und starken Formen. Sie hat viel Anstand und Grazie!"

Am Vorabend des Neujahrstages beschloß eine Lehrerin die Schule mit der Rede an ihre Schulmädchen: „So, ich wünsche Euch Glück zum neuen Jahr und daß Ihr fleißiger werdet, als im vergangenen Jahre." „Ich danke," erwiderte eines der kleinen Mädchen ganz schüchtern, „wünsch' ebenfalls."

Charade.

Die Erste nennt ein Schloß,
Wo ER gewohnet hat;
Die Zweite ist ein Schloß,
Wo's Oestreichs Kaiser hat;
Das Ganze eine Stadt,
Die viele Häuser hat.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 109. Samstag, den 10. September **1864.**

Romanze.

Liebreiz um das Rosenmündchen
Und das Auge lichtumflossen,
Ruhet Donna Blanka schmachtend
Auf dem Sopha hingegossen.

Vor ihr aber steht Don Diego,
Wagt es kaum, ein Wort zu stottern:
Blaumrändert ist sein Auge,
Seine langen Beine schlottern.

Seine langen Beine schlottern,
Sein Gesicht ist fahl und aschgrau;
Schmachtend steht er da, als wär' er
Eine lebensmüde Waschfrau.

Und es spricht die süße Donna;
„Guter Don, mit Schmerzen seh' ich,
Daß Ihr schon seit vierzehn Tagen
Keiner schönen That mehr fähig!

Guter Don, o sprecht, was fehlt Euch?
Sagt mir, was Ihr zu beklagen!
Ist es Weltschmerz, der Euch quälet?
Sind es Schulden, die Euch plagen?"

Und es spricht darauf Don Diego:
„Süße Donna voller Hulden!
Nein, mich quälet nicht ein Weltschmerz
Und mich plagen keine Schulden.

Ach, mich quält ein tiefer Leiden,
Als der Weltschmerz, als die Schulden;
Den App'tit hab' ich verloren,
Süße Donna voller Hulden!

Ruinirt ist, ach! mein Magen;
Alles scheint mir ganz abscheulich.
Ja, selbst Sie, o süße Donna,
Find' ich aschermittwochgräulich.

Und mir pocht's in meinem Kopfe
Wie ein zentnerschwerer Hammer.
Gräßlich, Donna! ist mein Uebel;
Deutsche nennen's — Katzenjammer."

Geld!

(Fortsetzung.)

„Die Frau stammt also aus guter Familie?" fragte Gotthelf.

„Das will ich meinen! Der Vater der Frau Lewes war ein angesehener Kaufmann und Friederike, seine einzige Tochter, ein sehr schönes Mädchen, das der Freier in Hülle und Fülle hatte. Sogar ein Baron lief dem Alten der Tochter wegen das Haus ein. Gotthelf Jonas, so hieß der Vater, wollte hoch hinaus und hätte gern den Baron zum Schwiegersohne gehabt; Friederike war aber anderer Meinung, der junge Kaufmann Lewes, ihr Nachbar, der sich erst etablirt hatte, war ihr lieber."

„Wie gut Sie unterrichtet sind, liebe Frau!"

„Nun, wenn man Hausmädchen ist, kann man wohl so Etwas erfahren."

„Das ist höchst interessant!"

„Warten Sie nur, das Beste kommt noch. „Geben Sie mir noch eine Prise, lieber Mann. So — danke — der ist besser als Schneeberger. Nun merken Sie auf: Die Freier drängten sich also nach der schönen und reichen Friederike; aber mit einem Male blieben sie weg, als ob die Cholera ins Haus gefahren wäre."

„Warum blieben sie weg?"

„Weil Gotthelf Jonas, der reiche Banquier, Bankerott gemacht hatte und verschwunden war. Da konnte man deutlich sehen, was

Digitized by Google

die jungen Herren eigentlich gewollt hatten — Geld, nichts als Geld! Friederike war durch den Bankerott um kein Haar anders geworden, aber man achtete nicht mehr auf sie. Das Gericht trieb das arme Mädchen aus dem Hause und verkaufte, was da war. Die gute Tochter gab Alles hin, selbst ihre Schmucksachen, um die Gläubiger zu befriedigen. Aber das war nur ein Tropfen auf den heißen Stein und es ging Mancher zu Grunde. Auch Lewes hatte durch den alten Jonas viel verloren und man sprach davon, daß er sein Geschäft schließen müsse; aber er ließ es offen, holte sich die hübsche Friederike, die in einem Dachstübchen wohnte, und heirathete sie zum Erstaunen der ganzen Stadt. Ich habe nicht gestaunt, denn ich wußte, daß sich Beide herzlich gut waren; Lewes machte nun die größten Anstrengungen, um den Verlust zu verschmerzen, den ihm ein unsichtbar gewordener Schwiegervater zugefügt hatte; aber es ging nicht, nach 3 Jahren mußte er sein Geschäft aufgeben und das Gericht verkaufte ihm das Haus und die Vorräthe, gerade wie dem alten Jonas. Friederike wurde zum zweiten Male an die Luft gesetzt. Lewes fing nun Mancherlei an — Nichts wollte glücken. Er war Makler, Schreiber, Lohnkellner und Fremdenführer. Endlich gewann er 600 Thaler im Lotto und mit diesem Gelde legte er da drüben das Geschäft an, das ihn kümmerlich ernährt. Der große Kaufmann ist ein Käseverkäufer geworden. Wenn nur der elende Laden in einer besseren Straße läge, so ließe ich es mir noch gefallen; aber so hat er nur arme Leute zu Kunden, die borgen und nicht bezahlen. Neulich hat er meinen Nachbar, einen Aufkäufer, verklagt und ihn mit Gewalt zum Zahlen einer ziemlich bedeutenden Schuld gezwungen, denn Lewes findet ja seine Waaren auch nicht auf der Straße — was thut nun der rohe Aufkäufer, um sich zu rächen? Er wirft dem armen Menschen, der lange Geduld mit ihm gehabt hat, die Ladenfenster ein. Man kann es ihm nicht beweisen, weil ihn Keiner dabei erwischt hat; aber ich wette einen Zentner Karpfen gegen einen faulen Häring, daß der Aufkäufer diese Nichtswürdigkeit verübt hat. — Aha, da kommt mein Mann angetorkelt — ich erkenne schon am Tritte, daß er schwer geladen hat. Na warte, Dir will ich den heißen Kopf tüchtig abkühlen."

Es kamen wirklich schwere Schritte näher. Ein starker Mann in Schurzfell und Jacke erschien.

„Platz da!" rief er, die knochigen Fäuste ausbreitend. „Goddam, die Hitze ist zum Ersticken."

„Aha, er spricht Englisch!" rief die Frau. „Nun weiß ich schon, was die Glocke geschlagen hat. Komm' nur herein, Alter, wir wollen ein Wort Deutsch mit einander reden."

„Goddam, die Hitze! Meta, eine Kanne Wasser!"

„Die sollst Du haben! Reines Flußwasser!"

Der Mann schwankte in das Haus, die Thür ward zugeschlagen und Gotthelf Jonas war allein. Der Tumult, der sich in dem Hause erhob, hatte kein Interesse für ihn; er ging gedankenvoll über die Straße und blieb vor einem erleuchteten Fenster stehen, das mit Verkaufsartikeln, wie sie die Frau genannt, angefüllt war. Durch die trüben Scheiben ließ sich der kleine Raum des Ladens übersehen.

Jonas, die Hände auf seinen Stock gestützt, starrte durch das Fenster. Trotz der Armseligkeit herrschte eine musterhafte Ordnung in den aufgestellten Kleinigkeiten. Auf dem reinlichen Pulte, das neben dem Fenster stand, lag ein aufgeschlagenes Contobuch. Das braun angestrichene Geräth war spiegelblank. Die Reihe der Fläschen und Fläschchen erglänzte hell im Lichte der Lampe, die von der niederen Decke herabhing.

Da klingelte die Thür und ein kleiner zerlumpter Knabe trat von der Straße ein. Der schrille Ton der Glocke war noch nicht verklungen, als auch schon ein junges Mädchen hinter dem Ladentische stand und den Käufer bediente. Der Knabe ging; die Verkäuferin trat zu dem Pulte, ergriff die Feder und schrieb. Welch eine schlanke, reizende Gestalt beugte sich über das Pult! Wie schön war das Profil des zarten, bleichen, aber nicht krankhaften Gesichts! Die schweren Flechten des dunkelblonden Haares bildeten auf dem Hinterkopfe einen glänzenden Kranz. Das einfache Kleid von braunem Merino war so sauber und nett, daß es der Trägerin

Digitized by Google

ein aristokratisches Ansehen verlieh. Jonas trocknete sich bewegt die Thränen aus den Augen.

„So sah meine Friederike aus, als ich sie verlassen mußte!“ flüsterte er. „Ach, diese Züge, diese lieben Züge haben sich meinem Gedächtnisse tief eingeprägt. Die Enkelin tritt mir in der Gestalt meiner Tochter entgegen.“

Der Greis weinte. Er mußte mit der zitternden Hand sich an die feuchte Mauer stützen, um nicht zu Boden zu sinken. So verblieb er einige Minuten. Die Vorübergehenden gewahrten den grauen Mann nicht, der, von tiefem Weh erfüllt, murmelte: Was mögen die armen Menschen gelitten haben! Bin ich denn auch im Stande, sie für die traurige Vergangenheit zu entschädigen? Auf dem Manne meiner Tochter hat der Fluch gelastet, den die Welt mir nachgerufen! Und diese Welt hat ihn sinken lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine amerikanische Wette.

Eine in St. Louis erscheinende Zeitung erzählt von einer eigenthümlichen Wette, die zwei dort lebende Herren vor etwa zehn Monaten mit einander eingegangen sind. Sie machten nämlich zusammen aus, wenn die Unionstruppen Richmond nicht innerhalb eines Monats nehmen sollten, so habe Derjenige, welcher behauptete, daß dies geschehen würde, seinem Gegner einen guten Apfel zu geben — sollte sich Richmond noch fernere dreißig Tage halten, zwei Aepfel — und so für jeden weiteren Monat doppelt so viel Aepfel, als für den vorhergehenden Monat. Die Pointe dieser sonderbaren Wette liegt darin, daß seitdem bereits neun Monate verflossen sind und der Verlierende bis jetzt an seinen Gegner 1, 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128 und 256 Aepfel — zusammen also 511 Stücke auszahlen mußte. Bis dahin sieht das Ding nicht so gefährlich aus; beim 10. Monat aber hatte unser Mann 10 Dollars auszugeben und 60 Pfund Aepfel zu kaufen, blos um seinen Wettverpflichtungen nachzukommen. Da übrigens jetzt wahrlich keinerlei Aussicht auf die bevorstehende Einnahme von Richmond vorhanden ist, so wird die Sache für den guten Mann von Monat zu Monat ernsthafter und schließlich wäre kein Rothschild im Stande, die Aepfel zu erkaufen, um die Wette zu bezahlen. Rechnen wir einmal ein Stückchen nach; es sind zu bezahlen:

Im 10. Monat	512	Aepfel.
„ 11. „	1,024	„
„ 12. „	2,048	„
„ 13. „	4,096	„
„ 14. „	8,192	„
„ 15. „	16,384	„
„ 16. „	32,768	„
„ 17. „	65,536	„
„ 18. „	131,072	„
„ 19. „	262,144	„
„ 20. „	524,288	„
„ 21. „	1,048,576	„
„ 22. „	2,097,152	„
„ 23. „	4,194,304	„
„ 24. „	8,388,608	„

Am Ende des zweiten Jahres hat er somit 8,388,608 Aepfel zu liefern, welche ihm 327,680 Dollars kosten, abgesehen von den 81,920 Dollars, die er schon ausgeben mußte. Noch einmal drei Monate, ohne daß Richmond genommen wäre, würden ihm sogar 2,621,440 Dollars kosten. Sollte aber der Krieg gar noch einmal so lange dauern, als bisher, also noch weitere drei Jahre, so wäre kein Volk der Erde im Stande, die Wette zu bezahlen — ja, es gäbe dann wohl schwerlich genug Aepfel dazu weit und breit auf der ganzen Erde. Also hüte man sich und sei sehr vorsichtig, ehe man eine derartige Wette eingeht!

Gemeinnütziges.

(*Waschen des Kaffees.*) Schon vor mehreren Jahren empfahl mir — schreibt eine deutsche Hausfrau — ein Bewohner des Cap's der guten Hoffnung das Waschen des Kaffee's, da er täglich mit ansehe, wie unreinlich die Neger bei der Bearbeitung desselben verfahren. Ich befolgte seither seinen Rath und befand mich gut dabei. Nicht nur überzeugte ich mich, daß dadurch ein Schmutz von dem Kaffee entfernt wird, von dessen Dasein ich vorher keine Ahnung

Digitized by Google

hatte, sondern fand den noch nicht unbedeutenden Nutzen, daß 1 Loth von dem gewaschenen Kaffee ungefähr die Kraft habe, als $1\frac{1}{2}$ Loth vom ungewaschenen; jedoch darf derselbe nicht zu braun geröstet oder gebrannt werden. Die Mühe dabei ist klein. Sind zuerst alle schlechten Bohnen, Steinchen ꝛc. aus dem Kaffee gelesen worden, so wäscht man denselben durch 1—2 nur lauwarme, ja nicht heiße Wasser, und läßt ihn dann, auf einem reinen Tuche oder Papier ausgebreitet, abtrocknen. In Vorrath zu waschen, fand ich nicht rathsam, da er leicht noch einige Feuchtigkeit behalten und dann schimmeln würde. Bei der Gelegenheit entdeckt man auch, ob der Kaffee gefärbt sei, was leider nicht selten und bei den am höchsten im Preise stehenden Sorten meist der Fall ist. Derselbe färbt das Wasser gründlich und hinterläßt auf dem Papier, auf dem er getrocknet wird, dergleichen Flecke. Ohne Zweifel ist diese Farbe der Gesundheit nachtheilig, und es verdient also auch in dieser Beziehung das Waschen des Kaffee's alle Beachtung.

Verschiedenes.

Ein Gerümpler in einer Arbeitervorstadt zu Paris kaufte bei einer Versteigerung eine Anzahl Teller von alter Fayence, sämmtlich als Ausschußwaare. Einen dieser Teller verkaufte er Kindern für 25 Centimes (7 Kreuzer); er verdiente dabei wenigstens 24 Centimes und war seelenvergnügt. Ein Vorübergehender sah den Teller, welchen die Kinder zum Sammeln von Gaben bei der üblichen scherzhaften Nachahmung des Frohnleichnamsfestes in der Octave (d. h. am achten Tage nach dem Feste) gebrauchen; er gefiel ihm und er kaufte ihn für einen Franken. Bei ihm sah ihn ein Kunstkenner, und zahlte ihm sogleich zweitausend Franken dafür. Jetzt bietet der Besitzer den Teller zum öffentlichen Verkaufe aus und wird wenigstens zehntausend Franken dafür erhalten, da fünf sehr reiche Liebhaber darum feilschen. Der Teller ist nämlich aus der Fayencefabrik König Heinrich's II.; er ist aus einer Art Pfeifenerde, mit weißgelblichem Schmelze bedeckt, und schwarze Zeichnungen so wie zwei Figuren im florentinischen Style sind in der Masse eingelegt und eingebrannt. Der Teller trägt das Wappen Heinrich's II. und seiner Geliebten Diana von Poitiers. Man kannte bis jetzt in der ganzen Welt nur 45 Stücke aus dieser Fayencefabrik, und jedes ist mindestens zu fünf- bis zehntausend Franken verkauft worden.

(Tabakrauchen.) Prof. Virchow hielt vor Kurzem im Berliner Handwerker-Verein einen Vortrag über das Tabakrauchen, worin er die schädlichen Folgen desselben vom medizinischen Standpunkt aus beleuchtete und zu dem Schluß kam, daß eine Beschränkung des übermäßigen Rauchens (wie es namentlich in Norddeutschland getrieben wird, wo es zu einer wahrhaft krankhaften Manie geworden ist) zur Erhaltung der Gesundheit durchaus nothwendig sei. Unter Anderem tritt er auch gegen das allgemein verbreitete Vorurtheil auf, daß Rauchen nach Tisch die Verdauung fördere. „Gänzliches Einstellen des Rauchens" sei für diese das Beste. Wie Berliner Blätter berichten, hätte sofort eine Anzahl junger Männer beschlossen, das Rauchen aufzugeben.

Die Badische Landeszeitung meldet, daß man in Frankreich jetzt die Gasmaschine in den Bäckereien verwendet; u. A. soll bei dem Bäckermeister Kiehlmann in Straßburg eine Knetmaschine im Gange sein, welche von einer Lenoir'schen Gasmaschine getrieben wird und treffliche Erfolge erzielt: denn einen so schönen, reinlichen Teig und daher so weißes, schmackhaftes Brod vermöge das alte Verfahren nicht herzustellen. Eine Abordnung von Pariser Bäckern hat die Einrichtungen geprüft und sich sehr beifällig darüber ausgesprochen.

Auflösung der Charade in Nro. 108:
Hamburg.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 110. Dienstag den 13. September **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

Die Glocke an der Thür ertönte von Neuem. In dem Laden stand eine corpulente Frau dem jungen Mädchen gegenüber, dessen ganzes Gesicht der Beobachter nun sehen konnte.

„Guten Abend, Mamsell Hedwig!"

„Was steht Ihnen zu Diensten, Frau Nachbarin?" fragte Hedwig.

Die Frau forderte und Hedwig kam der Forderung mit der Gewandtheit nach, die lange Uebung erzeugt. Das nun folgende Gespräch konnte Jonas deutlich verstehen, da in der Straße völlige Stille herrschte.

„Liebe Mamsell, ich muß Ihnen Etwas erzählen."

„Was denn?" fragte Hedwig mit einer Miene, welche die Ergebung in das unvermeidliche Schicksal verrieth, die Schwätzerin anhören zu müssen.

„Haben Sie Besuch gehabt?"

„Nein."

„Das wundert mich."

„Warum denn?"

„Vorhin fragte ein Fremder nach Ihnen."

Hedwig schien zu erschrecken.

„Ein Fremder?" wiederholte sie mit unsicherer Stimme.

„Er erkundigte sich nach dem Geschäft Ihres Vaters."

„Was haben Sie ihm geantwortet, Frau Nachbarin?"

„Die Wahrheit, und Sie wissen, ich bin Ihnen gut."

„Ich glaube Ihnen."

„Der Mensch kam mir verdächtig vor, denn er bot mir eine Prise, um mich zum Reden zu bewegen. Na, da habe ich ihm denn alles Gute gesagt, was ich von Ihnen weiß."

„Wie sah er denn aus?"

„Er hatte einen großen Bart und helle Augen, die selbst in der Dämmrung blitzten. Wie gesagt, er kam mir verdächtig vor. Wäre mein Mann nicht dazwischen gefahren mit seinem „Goddam!" — und Sie wissen, in welchem Zustande er englisch spricht — ich hätte den Fremden ausgefragt. Als ich meinem Manne einige Püffe versetzt und ihn in die Stube gesperrt hatte, wollte ich nachsehen — da war der Fremde verschwunden. Mamsell Hedwig!" rief die Frau plötzlich.

„Was denn?"

„Sehen Sie nach dem Fenster!"

„Mein Gott, dieses Gesicht!" rief Hedwig erschreckt.

„Der Fremde! der Fremde!"

„Er umschleicht unsern Laden . . ."

„Jetzt ist er fort! Sehen Sie wohl, daß ich Recht habe? Das hat Etwas zu bedeuten."

„Und mein Vater ist nicht zu Hause!"

„Lassen Sie es nur gut sein, Mamsell; wenn irgend Etwas passirt — wir wohnen da drüben. Mein Mann hat zwar einen schweren Kopf, aber auch eine schwere Faust. Mit dem winzigen Patron wollen wir schon fertig werden."

Jonas hatte sich zurückgezogen, als er gehört, daß er für eine verdächtige Person gehalten wurde; um das Aufsehen zu vermeiden, war er rasch an den Häusern hingegangen.

„Warum erschrack Hedwig?" fragte er sich. „Fürchtet die Familie Verfolgungen? Vielleicht komme ich zur rechten Zeit, um einen Angriff abzuschlagen. Ich erinnere mich, daß auch ich in steter Angst bebte, als meine Verhältnisse anfingen mißlich zu werden.

Digitized by Google

Jeder Fremde flößte mir Furcht ein, in jedem Gesichte erblickte ich einen Gläubiger, und Leute, die Geld haben wollen, sind erbitterte Feinde, wenn sie nicht sofort befriedigt werden. Das ist nun einmal so in der Welt und wird auch wohl immer so bleiben."

Als er nach zehn Minuten zurückkam, war die gefährliche Nachbarin verschwunden. Statt ihrer stand ein junger Mann an dem Ladentische, der sich eifrig mit Hedwig unterhielt. Beide flüsterten, so daß Jonas kein Wort verstehen konnte. Aber aus ihren Mienen ließ sich schließen, daß sie sich zärtliche Worte zuflüsterten. Hedwig schien nicht mehr so bleich zu sein; ihr zartes Gesichtchen hatte ein leichtes Colorit erhalten und ihre dunkelblauen Augen glänzten lebhaft.

Diese Augenblicke, dachte Jonas, sind vielleicht die einzigen glücklichen in dem Leben des jungen Mädchens, das den ganzen Tag mit rohen Menschen zu verkehren gezwungen ist, arme Frau, die aus einer dem Fenster gegenüber sich befindenden Thür eintrat, störte die Unterhaltung. Hedwig reichte dem jungen Manne einige Cigarren; dieser zündete gleichgiltig eine derselben an, grüßte und verließ den Laden, als ob er nur gekommen sei, einen Einkauf zu machen.

„Wie ist der Tag gewesen, Hedwig?" fragte die Frau, in deren bleichen Zügen der Kummer deutlich zu lesen war.

„Nicht gut, liebe Mutter," antwortete Hedwig traurig. „Die Leute müssen in andern Läden ihre Einkäufe machen. Unsere Waaren sind doch gut und preiswürdig . . ."

„Der Vater läßt lange auf sich warten!" sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer. „Er wollte gegen Abend schon zurückgekehrt sein."

„Friederike!" murmelte Jonas, der die heiße Stirn an das Fenster gedrückt hatte. „Gram und Sorgen haben ihr schönes Gesicht verunstaltet. Sie weint — armes Weib, wenn der Mammon deine Thränen trocknen kann, so werden sie bald nicht mehr fließen."

Hedwig hatte den Blick auf das Fenster gerichtet.

„Mutter," rief sie erschreckt, „dort zeigt sich das Gesicht wieder, das ich schon vor einer halben Stunde gesehen habe! Der Mensch muß ein besonderes Interesse haben, unsere Lage kennen zu lernen, denn er hat sich bei der Nachbarin erkundigt."

Frau Lewes hatte nur flüchtig den Kopf am Fenster sehen können, denn in demselben Augenblick trat ihr Mann ein.

„Friedrich!" rief sie, „Du kommst spät!"

„Guten Abend, Friederike!" sagte der erschöpfte Mann, indem er seiner Gattin die Hand reichte und ihr einen Kuß auf die Stirn drückte.

„Ich lese es Dir in den Blicken, daß Deine Wege erfolglos gewesen sind."

„Ja, Frau, ich habe nichts ausgerichtet. Wohin ich komme, werde ich abgewiesen. Die Leute können immer noch meine Vergangenheit nicht vergessen, die ihnen Mißtrauen eingeflößt hat. In Neuberg's Comptoir behandelte man mich wie einen Bettler — ich habe allen Muth verloren. Wie viel Geld ist in der Kasse?"

„Drei Thaler!" antwortete Hedwig weinend.

„Frau, Tochter," sagte Lewes, „wenn ich dem Schuldgefängnisse entgehen will, muß ich morgen früh meine Insolvenz anzeigen."

Die Mutter legte beide Hände vor das Gesicht und begann zu weinen.

„Einer so kleinen Summe wegen!" schluchzte sie. „Was soll aus uns werden!"

„Still! Da ist der Fremde noch!" flüsterte Hedwig.

„Der Bettler!" fügte Lewes hinzu. „Der Mann ist vielleicht glücklicher, als ich. Gebt ihm eine Münze, wenn er anklopft."

Die beiden Gatten zogen sich in das Innere der Wohnung zurück. Kaum war Hedwig allein, als Gotthelf Jonas eintrat. Bestürzt sah sie den Greis an. Dann wollte sie die Thür hinter sich öffnen, um den Vater zu rufen.

„Fürchten Sie nichts, mein liebes Kind," sagte der Alte mit bewegter Stimme. „Ich komme in der Absicht, mit Ihnen zu berathen, wie der Verlegenheit Ihres Vaters abzuhelfen sei. Der arme Mann sprach von Insolvenz — nein, das darf nicht geschehen! Friedrich Lewes, der brave Mann, der rechtliche Negotiant, er soll nur diesen Laden schließen, um sein Haus in der Wallstraße wieder zu beziehen und dort ein Geschäft zu eröffnen, das des tüchtigen Kaufmannes würdig ist. Nun,

Digitized by Google

liebes Kind, nennen Sie mir die Summe, deren Ihr Vater für den Augenblick bedarf. Ich kann wohl annehmen, daß Sie darum wissen. Sehen Sie mich nicht ungläubig an," fügte der Greis hinzu, indem er sein schwarzes Taschenbuch hervorholte — „ich treibe keinen Scherz mit ernsten Dingen. Genügen tausend Thaler? Hier ist die Summe in guten Banknoten — morgen oder übermorgen sehen Sie mich wieder. Als Dank fordere ich nichts weiter, als daß Sie mir Ihre Hand reichen."

„Lieber Herr," stammelte Hedwig, „bleiben Sie doch!"

„Kann nicht!" rief Gotthelf, dem die Thränen über die Wangen rannen.

„Nennen Sie mir den Namen unseres Wohlthäters!" bat das reizende Kind mit gefalteten Händen.

„Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Humoristisch-historisch-politische Abhandlung über den Hausschlüssel.

Verächter der Polizeistunde, eiserner Feind der Hausfrauen, Ersparer unzähliger Gardinenpredigten, Beruhigungswalzer in nächtlichen Stunden, wenn es vom Thurme 11 Uhr geschlagen, sei mir gegrüßt! Ja, sei mir gegrüßt, du eiserne Waffe, die ihren Dienst beginnt, wenn der schäbige Tag hinabgesunken! Treuer, fester Freund der Nachtschwärmer, welch' ein beseligendes Gefühl, dich in der Tasche zu wissen. Wenn Abends 11 Uhr der Ruf: Meine Herren, Polizeistund! von freundlichen Kehlen ertönt und die Schlüssellosen nach Hause treibt als brenne ihnen der Kopf, dann lache ich mit dir all' die Eilfertigen aus, denen es nicht vergönnt ist, dich an's Herz zu drücken. Schon die Natur hat dich durch Form und Gestalt vor allen deinen Collegen ausgezeichnet. Wie robust, wie stämmig bist du gegen die kleinen Bureau-, Secretär-, Commod-, Speiseschranks- und Chatoullenschlüssel. Die Schlüssel zu Speiseschrank, zu Geldschrank sind zwar auch nicht zu verachten, aber gegen dich sinken sie zurück in ihre Nichts durchbohrenden Gefühle. Der Hausschlüssel ist das Attribut der Jungesellen, lustiger Ehemänner und des nicht unter dem Pantoffel stehenden freien Mannes und in der Stunde, wo der Mensch ihn zum ersten Male einsteckt, da wird er Mann. Der Hausschlüssel gleicht der Poesie; er arbeitet nur bei Nacht. Bei Tag, wenn die Sonne herabscheint, unter deren Strahlen Kartoffeln und Trauben reifen, da hängt er ruhig an der Wand und träumt von der Poesie der Nacht, vom Wirthshausleben, von Abenteuern, gefüllten Flaschen und Kartenspiel. Dann aber, wenn, um mit Macbeth zu reden, die eine Erdenhälfte todt und die Gegnerei den furchtbaren Dienst der Hekate beginnt, dann tritt der Hausschlüssel seinen Dienst an. Mit Freude steckt ihn sein Herr in die Tasche und — „Arm in Arm mit dir, fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken" — geht er hinaus in die Nacht. Ja, der Hausschlüssel ist der treue Freund im Leben eines Garçon, er stellt in seiner Rocktasche das Gleichgewicht der verlorenen Tagesstunden her; er ist die Balancirstange, die ihn hält auf dem Seil der schwankenden Zeit; er theilt seine Lust, seine Freude und — seinen Katzenjammer. Ich möchte weinen, wenn ich einen Menschen sehe, der keinen Hausschlüssel hat, er ist die Butter auf das Brod des Lebens, der Waldmeister im Maitrank nachtschwärmerischer Gefühle, der eiserne Höllenzwang in der Stunde der Versuchung nächtlicher Herausperrung. Hat mit Wollust gedenke ich noch an jene schneeige, kalte Winternacht, in der ich einst vom Balle nach Hause ging. Schon von Weitem hörte ich einen mir bekannten Herrn an die Hausthüre klopfen, er klapperte vor Kälte, er war im Gefrierpunkt vom Scheitel bis zur Sohle, er war ein Unglücklicher, denn — er hatte keinen Hausschlüssel. O, in diesem Momente fühlte ich die Seligkeit dieses eisernen Instrumentes wie noch nie. Er rief vielleicht für sich: Ein Königreich für einen Hausschlüssel! und bei mir bedurfte es nur eines Griffes in die Tasche. Triumphirend schloß ich auf, das Knarren der Thüre war Gesang für mein Ohr, ich war geborgen und rief mit Pathos:

Umgürte dich mit dem ganzen Stolze deines Hauses,
Ich, ein Hausschlüsselbesitzer, verachte dich.
Ach, was könnte ich Alles für Haus-

Digitized by Google

schlüsselthaten erzählen! was endlich könnten die Hausschlüssel selbst, die stummen Zeugen so manchen zärtlichen Rendezvous, uns sagen! Wer hat es nicht erlebt — — doch Alles — Alles hat seine Zeit. — Auch dem Hausschlüssel wird sein Brod gebacken. Das Wort Solidität, es ist die Feile, die an seinem Daseyn frißt. Des Garçonlebens müde, tritt der Mensch in den Ehestand und dann hängt der Hausschlüssel an der Wand, behaftet mit dem Gedanken, daß die schönen Tage von Aranjuez vorüber, daß er roh und rostig, daß er reif wird für's alte Eisen. Doch bei Ehemännern, „wo der Muth in der Brust seine Spannkraft übt," da ist auch das Reich der Hausschlüssel noch nicht zu Ende. Dem kleinen Veilchen gleich, das im Verborgenen blüht, hängt er an der Wand oder ruht in der Tasche düsteren Gründen, in den Nähten tief versteckt. Mit dem Hausschlüssel in der Hand schlägt der Mann das Pantoffelregiment in die Flucht. Es heißt: der Bart macht den Mann; das ist die Pfeife, wonach die Frauen tanzen sollen. Je heller und polirter der Hausschlüssel, je heller der Verstand und die Kraft des Mannes. Der Mensch kann europamüde werden, das thut nichts, wenn er aber hausschlüsselmüde wird, dann ist's alle, da wissen wir, — was es geschlagen. — Darum ihr Ehemänner, stets: „Bart mit der eisernen Stirn," und wenn die Frau dagegen streitet, wenn sie euch nicht ein Stümpchen länger gönnen will, dann „Landgraf, werde hart!" und beherzige die weise Lehre:

„Immer mit dem Hausschlüssel!"

Literatur.

Unbestritten gehört es zu den gewichtigen Aufgaben der Tagespresse, die Verbreitung guter und nützlicher Bücher zu fördern, wie Machwerke schonungslos als solche hinzustellen. — Wir sind heute in der ersteren Lage, indem wir auf ein Buch hinweisen, welches — obschon nur für einzelne unserer Leser direct bestimmt — doch die Hebung und Vervollkommnung eines ganzen Gewerkes bezweckt, mithin auch dem Allgemeinen zu Gute kommt, ein Werk, welches in seiner unlängst ausgegebenen 6. vermehrten und verbesserten Auflage unbedenklich als das erste und beste seines Faches genannt werden darf. Es führt den Titel: „Ciliax vollständiges Handbuch des Riemers und Sattlers, herausgegeben von Louis Reineck" und behandelt die sämmtlichen Riemer- und Sattlerarbeiten in einem Bande von 364 Seiten und einem Atlas von 55 Tafeln (enthaltend 779 treffliche Abbildungen, meist Musterzeichnungen) in so wahrhaft ausgezeichneter Weise, so umfassend und den neuesten Anforderungen entsprechend, daß dies Buch*) füglich in keiner Riemer- und Sattlerwerkstätte fehlen sollte, in welcher sanft der Geist des Fortschrittes und der Vervollkommnung, der Sinn für Belehrung durch Lectüre heimisch sind.

Verschiedenes.

In einem Bierhause saß einst ein junger milchbärtiger Kaufmann, demselben vis-a-vis ein alter Förster in grauem Barte, neben diesem ein Studiosus. Der Kaufmann log so entsetzlich und renommirte dergestalt, daß der Barometer herunterging. — Nach langem Zuhören sagte endlich der Student: Sie sind ein unverschämter Lügner, ein dummer Esel ꝛc. Der Kaufmann, aufgebracht, wollte diesen sogleich auf Tod und Leben fordern und fragte den Förster: Altes Haus, was soll ich in dieser Sache machen? Dieser entgegnete: Seien Sie ganz stille, der Herr ist im Stande und beweist Ihnen das Gesagte; dann sind Sie erst blamirt.

Charade.

Die Erste drückt;
Die Zweite trägt;
Das Ganze schreibt, —
Wer schuldig bleibt.

*) Bei Voigt in Weimar erschienen; es kostet in 6. Auflage mit Atlas 2 Thlr.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzkhler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 111. Donnerstag, den 15. September **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

Der Greis war verschwunden. Hedwig stand wie träumend vor dem Gelde, das sie für falsch zu halten versucht war, denn sie konnte weder an den Reichthum, noch an die Großmuth eines fremden, unscheinbaren Mannes glauben, der sich auf so seltsame Weise genähert hatte. Mit zitternden Händen prüfte sie die Banknoten — sie waren ächt. Dann rief sie den Vater, der in Begleitung der Mutter ängstlich eintrat.

„Was ist geschehen?" fragten Beide.

„Dort! dort! Tausend Thaler — gute preußische Banknoten!" rief Hedwig.

„Wer gab sie Dir?"

„Jener arme Mann, dessen Gesicht wir am Fenster gesehen — er weinte und zählte mit zitternder Hand das Geld — morgen oder übermorgen will er wiederkommen. Ach, er sprach so seltsame Dinge, daß ich fast an seinem Verstande zweifelte."

Die Freude über die Beseitigung der Gefahr überwog alle Bedenken. Der Krämer nahm das Geld, das er als richtig erkannte, und führte seine Gattin in das Wohnzimmer, wo die Kinder des Abendessens harrten. Als Hedwig eine Stunde später den Laden geschlossen hatte und sich zu den Eltern gesellte, erzählte sie alle Einzelheiten des beglückenden Ereignisses. Man hielt den Fremden in dem unscheinbaren Rocke für einen Sonderling und bedauerte nur, daß er sich dem Danke Derer entzogen, die er vom Untergange gerettet hatte. An Gotthelf Jonas, der seit seiner Flucht spurlos verschwunden war, dachte Niemand. Friedrich Lewes schüttelte schmerzlich lächelnd den Kopf, als er die Aeußerung des Fremden über das Haus in der Wallstraße hörte, und diese vorzüglich war es, die ihn an einen reichen Sonderling glauben machte. Die Hausfrau, durch Arbeit und Sorgen bis zum Tode erschöpft, brachte heute die Kinder leichten Herzens zur Ruhe, sie wußte ja, daß die dringendste Gefahr beseitigt war und daß noch 900 Thaler zur Verbesserung des Geschäftes blieben. Der Krämer erzählte, wie er vergeblich den reichen Neuberg zu sprechen versucht, wie er von Pontius zu Pilatus gewiesen worden und wie er endlich den Rückweg mit der Ueberzeugung habe antreten müssen, daß von dem Banquier, als dem Inhaber des Wechsels, keine Nachsicht zu erwarten sei. Dann habe er bei verschiedenen Personen, die Geldgeschäfte machten, die Summe leihen wollen; aber jede derselben habe triftige Gründe zur Verweigerung gehabt.

„Bist Du denn nicht bei Deinem guten Freunde Edler gewesen?" fragte Frau Friederike.

„Auch bei ihm bin ich gewesen."

„Und was hat er geantwortet?"

„Seine Freundschaft zu mir sei ihm zu werth, als daß er sie eines Darlehens wegen auf das Spiel setzen könne."

„Das begreife ich nicht!"

„Edler meint, wolle man einen Freund verlieren, so müsse man bei ihm Geld leihen, denn bei der Rückzahlung käme es sicher zum Zwiste. Er bedauerte mich, lud mich zum Abendessen ein, was ich natürlich ablehnte, sprach von Gottvertrauen und ging dann mit seiner Frau zur Betstunde, die jeden Abend bei einem alten Geistlichen abgehalten wird."

„Der Mann hegt seltsame Ansichten von Freundschaft. Damit Du ihm erhalten bleibst, will er Dich untergehen lassen."

Digitized by Google

„Vorwand, nichts als Vorwand!“ rief Lewes. „Zwischen einem Armen und einem Reichen ist Freundschaft ein Ding der Unmöglichkeit. Doch genug, beginnen wir ein angenehmeres Geschäft.“

Bald war es still in dem Hause des Krämers, der seit langer Zeit nicht so ruhig geschlafen hatte, als in dieser Nacht. Schon früh am nächsten Morgen erschien ein Wechseldiener, der den Familienvater auf Ansuchen des reichen Banquiers in Haft bringen wollte. Lewes zahlte und ging an die Geschäfte des Tages. Ehe er jedoch Schritte zur Veränderung seiner Lage unternahm, wollte er die versprochene Rückkehr des seltsamen Wohlthäters abwarten. Hedwig waltete heute als die liebenswürdigste Verkäuferin in dem kleinen Laden und wog im Gefühl ihres Glückes den armen Leuten reichlich die Waaren zu, die sie verlangten. Sie ertheilte Wohlthaten nach ihrer Weise.

III.

Das Haus, das Gotthelf Jonas einst in glücklichen Zeiten bewohnt hatte, war jetzt das Eigenthum des Barons von Geyer, eines Edelmannes, der schon seit lange als Speculant in der Stadt lebte. Er „vermittelte“ Verkäufe und Tausche von Gütern, wies Hypotheken auf sichere Grundstücke nach, machte in Eisenbahnactien und spielte in verschiedenen Landeslotterien. Einem Gerüchte zufolge hatte er einst ein großes Rittergut in Holstein besessen, das er durch Processe verloren, und war dann in die Stadt gezogen, um mit dem Reste seines Vermögens zu speculiren, da er sich nicht entschließen konnte, als armer Oekonom zu leben. Diese Veränderung der äußeren Umstände fällt in die jüngeren Jahre des Barons, als er noch unverheirathet war. Wie Alles bei ihm zur Speculation ward, so sollte auch die Heirath eine Speculation werden, und der Adel hielt ihn nicht ab, sich um die Töchter reicher Kaufleute zu bewerben. Statt die Unternehmungen des Barons zu schildern, begleiten wir den alten Gotthelf Jonas, der mit dem Schlage 11 Uhr vor dem Hause des Barons erscheint und wehmüthig nach dem Orte sieht, wo einst seine Firma geprangt hatte. Das Aeußere des großen alten Gebäudes hatte sich nur wenig verändert; nur das Innere war den Verhältnissen des Bewohners gemäß eingerichtet. Das Erdgeschoß, in dem sich sonst die Comptoirs befanden, diente dem Baron zur Wohnung. Die beiden Stockwerke waren an reiche Privatleute vermiethet.

Jonas zog an dem Griffe, der sich neben dem Porzellanschilde befand, auf welchem der Name des Barons stand.

Ein Neger in Livree öffnete. Der Edelmann liebte es, durch seine Domestiken Aufsehen zu erregen. Der krausköpfige Mensch mit dem glänzend schwarzen Gesichte mochte 30 Jahre zählen; er trug schwarze Pantalons, eine gelbgestreifte Weste und einen rothen Frack mit weißen Knöpfen, auf dem sich das Wappen des Edelmannes erkennen ließ.

Jonas drückte bescheiden den Wunsch aus, den Herrn Baron zu sprechen.

Der Neger ließ den kleinen grauen Mann eintreten und schloß die Thür. In ziemlich gutem Deutsch fragte er, wen er melden solle. Der Greis überreichte schweigend seine Karte. Nun ward er in ein Vorzimmer geführt.

„Hier war einst meine Kasse!“ murmelte er vor sich hin. „Ach, wie hat sich Alles verändert! Die Kasse eines ruinirten Banquiers ist zum Vorzimmer eines speculirenden Edelmannes geworden.“

Der Neger öffnete die Flügelthür. Eine junge Dame in prachtvoller Toilette rauschte heraus, sah stolz auf den sich verbeugenden Jonas und verschwand.

„Bob!“ rief eine Stimme in dem angrenzenden Zimmer.

„Gnädiger Herr?“

„Eintreten lassen!“

Gotthelf Jonas trat in ein elegantes Zimmer, ohne Hut und Stock abzulegen.

Der Baron von Geyer war ein kurzer, dicker Mann von vielleicht 57 Jahren. Seine Toilette war die eines jungen Stutzers, der auf Eroberungen ausgeht, sie bestand aus blendend weißer Wäsche, untadelhafter Kravatte, Frack und Pantalons nach dem neuesten Schnitt. Den etwas dicken Kopf schmückte eine schön frisirte braune Perrücke mit Seitenlocken. Das mit einer feinen Röthe überzogene und glatt rasirte Gesicht schmückte ein

Digitized by Google

schwarz gefärbter Schnurrbart, der ihm das Aussehen eines gedienten Militärs gab. Das Haupt trug er hoch wie die Rose, die mit der Oberlippe einen stumpfen Winkel bildete. In dem Augenblicke, als Jonas eintrat, setzte er ein goldenes Lorgnon an und betrachtete den kleinen grauen Mann, der sich schweigend verneigte.

„Gotthelf Jonas?“ fragte er schnarrend.

„Zu dienen, Herr Baron!“

„Unmöglich!“

„Warum unmöglich?“

„Der Fallit ist todt, und lebte er noch, er würde es nicht wagen, diese Stadt zu betreten.“

Jonas blieb ruhig; bescheiden lächelnd antwortete er:

„Der Fallit wagt noch mehr: er stellt sich selbst dem Herrn Baron von Geyer vor. Das ist allerdings eine Kühnheit, die man bewundern muß.“

Der Baron ließ das Lorgnon sinken, daß es an einer feinen Goldkette über die breite Brust herabhing.

„Sie tragen einen schlechten Rock,“ sagte er wegwerfend, „sehen verhungert aus — hier ist ein Dukaten — mehr kann ich nicht für Sie thun.“

„Ich bin kein Bettler, mein Herr!“ sagte würdevoll der Greis. „Bedürfte ich einer Unterstützung, ich würde nicht zu Ihnen gekommen sein.“ Der Edelmann warf den Kopf empor und fragte stolz:

„Was wollen Sie?“

„Sie werden es hören.“

„Beeilen Sie sich, ich habe Geschäftsgänge von Wichtigkeit abzumachen. Fünf Minuten seien Ihnen vergönnt.“

(Fortsetzung folgt.)

Das ledige Fräulein.

Die frischen Knospen, welche eben jetzt der warme Hauch der Frühlingssonne weckt, betrachten wir mit Freude und Liebe; aber mit dem Dichter des Münchhausen sagen wir doch:

Die schönste Rose, die da blüht,
Das ist der rosenfarb'ne Mund
Von wonniglichen Weiben;
Sie thut sich erst als Knospe kund
In sich geschlossen und bemüht,
So recht für sich zu bleiben.

Unter allen Knospen die schönste, um so reizender, weil bemüht, für sich zu bleiben! Aber wie lange währt dieses Bemühen? Der Dichter antwortet:

Der Mai küßt alle Rosen wach,
Den rosenfarb'nen Mund der Kuß:
Die Lippe kommt zum Blühen;

und daran schließt sich der Wunsch:

D'rum jeder Lippe ihren Kuß
Und jedem Kuß an seinem Tag
Der schönsten Lippen Glühen!

Der Dichter meint es gut genug, aber daß jeder Lippe der rechte Kuß werde, das bleibt nur zu oft einer der fatalen „frommen Wünsche.“ Da gibt nun die Knospe das Bemühen, für sich zu bleiben, auf, auch ohne von dem Maienkusse geweckt zu sein, aber ach! diese Lippe kommt dann nimmer zum Blühen.

Das zarte schlanke Mädchen mit dem edlen Profile, das oft unsern Blick gefesselt hat, wie es mit leichten Schritten, die Mappe im Arme, die höhere Töchterschule verließ, mag wohl schon mit Behagen wahrnehmen, wie der junge hübsche Lieutenant, der geschniegelte Referendarius mit dem unvergleichlichen Schnurrbart ihr bewundernd entgegen- und nachblicken, aber ihr Rosenmündchen ist züchtig geschlossen und weit entfernt, eine Berührung mit seinen Schnurrbärten zu wünschen. Unschuld und Mädchenstolz haben noch einen Verbündeten in dem erhebenden Bewußtsein, daß der Vater ein hoher Beamter, die Mama von altem Adel ist.

Diana ist in ihr 16. Lebensjahr getreten, die Knospe steht in vollster duftigster Pracht, die langen Locken sind einer Frisur à la St Germain gewichen, welche die edle Stirn prächtig umschließt, und die Lippen sind fester als je geschlossen. Diana tanzt leidenschaftlich, ist von Anbetern umschwärmt, deren jeder schwört, daß er bereit ist, für sie die Düppeler Schanzen incl. Brückenkopf zu stürmen; sie wird aber von ihren edlen Eltern darauf aufmerksam gemacht, daß unter den Courmachern nur zwei seien, welche ihr „eine Existenz zu bieten“ vermöchten,

Digitized by Google

der frivole Hauptmann mit der jungen feurigen Nase und der reiche Assessor mit der Hasenscharte. Beide stellen ernstliche Anträge, beide erhalten Körbe. Komischer Weise unterstehet sich auch ein junger Kaufmann, zwar ein Mensch von angenehmem Wesen und gutem Einkommen, aber doch immer ein Kaufmann, um die Hand der edlen Diana anzuhalten, deren Vater ein hoher Beamter und deren Mutter von altem Adel ist. Die junge Dame fertigt ihn sehr kurz ab; sie war im Begriffe, mit dem Lieutenant von Blasewind und dem Baron Pfiffig auszureiten. Die Herren schüttelten sich vor Lachen, da ihnen Diana das eben erlebte Abenteuer erzählt.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Die pünktlichen ländlichen Musiker.) Ein Steuerrath, der sich in einem Dorfe unweit Dresden aufhielt und an einem Sonntag die Kirchenmusik daselbst auf dem Orgelchor mit anhörte, bekam Lust, weil er die Tonkunst gut verstand, sich eine Stimme auszubitten. Man überläßt diese seiner Wahl, und da er sie auf's Beste executirt, so laden ihn die Feldapollo's zu der darauf folgenden Fuge ein. In diesem Stücke nimmt er sich vor, bei Gelegenheit einer Pause ihre Einsicht auf die Probe zu stellen. Er tritt um einen Tact später ein, als er sollte, ersetzt aber sogleich seinen Fehler wieder, indem er einen Tact überspringt, und singt hernach ohne fernern Anstoß seine Stimme bis an's Ende fort. Begierig zu wissen, ob sein Versehen bemerkt sei, fragte er, wie er sich bei der Fuge gehalten hätte? Recht wohl, antworten die Feldmusiker, ausgenommen, daß er an einem Orte, den sie ihm in seiner Stimme mit den Fingern wiesen, so ein bischen daneben gestochen, wiewohl er seinen Fehler in dem folgenden Tacte sofort wieder gut gemacht hätte. Wie ist es möglich, sagte der Steuerrath voller Verwunderung, daß Ihr guten Leute so pünctlich zu sein gelernt habt? — O, mein lieber Herr Steuerrath, antwortete ein neben ihm stehender Bauer, das haben wir Alle auf der Scheune beim Dreschen gelernt. Wir merken es gleich den Augenblick, wenn der Flegel ausbleibt.

Einem armen Künstler träumte einmal: ihm war eine große Summe Geld gestohlen; höchst angstvoll erregt schrie er im Schlaf, wachte auf, kam zu sich, und das Erste, was er sagte: „Gott sei Dank, daß ich nichts habe!“

Neueste Staaten-Schnaderhüpfel.

Dänemark.

Von englischer Treu' hab'
Geträumt ich heut' Nacht
So schön, daß ich wollt',
Ich wär' nimmer erwacht.

Nord-Amerika.

Sonst hatt' ich der Thaler viel,
Und Gulden auch —
Jetzt hab' ich nur „Kreuzer“ genug
Und Schulden auch.

Griechenland.

Nichts mehr kann mich freuen,
Als daß ich Nichts hab',
Nun nimmt mir kein Kaiser
Und kein König was ab.

Frankreich.

Ein Licht bläst man aus, und
Das Feuer bläst man an,
Und gar Viele, die blasen,
Denken doch nicht daran.

Frankreich und Italien.

Der Fuchs und der Has'
Woll'n mit'nander in's Gras; —
O, wenn der Has' wüßt',
Wie viel der Fuchs frißt! —

Auflösung der Charade in Nro. 110:
Schuldschein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 112. Samstag, den 17. September **1864.**

Selig.

S hofft jeder Mensch, der Seligkeit
Theilhaftig einst zu werden,
Und doch gibt's Menschen weit und breit,
Die selig schon auf Erden.
Wenn wir auch halten noch so sehr
Uns frei von Nebenwegen,
Tritt nicht bald Dieser und bald Der
Feindselig uns entgegen?

Getrieben stark wird hie und da
Der Bank- und Actienschwindel,
Drum sieht man auch nur fern und nah
Armseliges Gesindel.
Beschaut Euch den und jenen Staat
Und seiner Herrschaft Meister,
Was gibt's da, gitt's ne kühne That,
Doch für sammselige Geister.

Gar Mancher, der in dieser Welt
Gern spielt den Splitterrichter,
Ist nur — in's rechte Licht gestellt —
Trübseliges Gelichter.
Als Braut ist Jede, glaubet mir,
Holdselig anzuschauen,
Doch in den Ehen gibt's dafür
Fast nur — redselige Frauen.

Dann sieht ein Jeder, der nicht blind,
Wie man das Wort auch deute,
Daß Alle, die leutselig sind,
Auch sind — selige Leute.
Glückselige auch gibt's weit und breit,
Dafür sorgt Amors Köcher,
Doch wird in dieser Zeitlichkeit
Am seligsten der — Zecher.

Geld!

(Fortsetzung.)

Jonas sah sich nach einem Sessel um, auf dem er sich niederließ, ohne um Erlaubniß zu bitten.

„Ich bin erschöpft," flüsterte er lächelnd; „die alten Beine wollen nicht recht fort, sie haben schon zu viel Dienste geleistet im Leben. Was nun die fünf Minuten anbetrifft, so werden Sie die Güte haben, eine halbe Stunde hinzuzufügen, denn unsere Verhandlungen sind wichtiger, als Ihre Geschäftsgänge."

Der Baron öffnete eine Thür, die sich hinter ihm befand.

„Alfred," rief er, „gehe mit Deiner Schwester voran, ich werde folgen."

Derselbe junge Mann, den Jonas im Vorzimmer des Banquiers gesehen, erschien in der Thür.

„Warum, Vater?" fragte er erstaunt.

Der Vater deutete auf den Greis:

„Es ist Besuch angekommen!"

„Ach, den Herrn kenne ich!" rief Alfred. „Viel Ehre, daß Sie sich meiner erinnern. Ich nehme es als einen Beweis Ihrer Dankbarkeit für den geleisteten Dienst. Bethätigen Sie diese Dankbarkeit dadurch, daß Sie mich mit Ihrem Herrn Vater allein lassen."

„Geh', geh', mein Sohn," sagte unruhig der Baron; „ich werde Dir bald folgen."

Alfred schüttelte verwundert das Haupt und ging.

„Wohlan, Herr Jonas," begann der Baron nach einer kurzen Pause, „wir sind allein, was wollen Sie?"

Dann warf er sich nachlässig in einen Sessel.

„Seit meiner Flucht sind 24 Jahre ver-

Digitized by Google

flossen," sagte der Greis; „ich kann Ihnen nicht zumuthen, daß Sie sich der einzelnen Umstände erinnern, unter denen ich entfloh. Gestatten Sie mir, daß ich Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe komme, wir werden uns dann leichter verständigen. Sie bewarben sich um meine Tochter, um meine liebe Friederike, die für eine reiche Erbin galt. Ich war damals schwach genug, nur äußere Verhältnisse zu berücksichtigen und den Abschluß einer Ehe wie ein Börsengeschäft zu betrachten. In dieser Verblendung verlobte ich Ihnen meine Tochter und bemerkte nicht, daß ich das Herz des armen Kindes zerriß, das sich meinem Willen gehorsam fügte. Meinem künftigen Schwiegersohne durfte ich schon eine Summe von 50,000 Thalern anvertrauen, als er einen vortheilhaften Gutskauf machen wollte. Es war dies die erste Anzahlung auf die Mitgift meiner Friederike. Ich ließ mir von Ihnen nur eine einfache Quittung darüber geben, die ich Ihnen am Hochzeitstage zurückerstatten wollte. Sie drangen nun zwar auf die Verbindung, ich konnte sie aber aus geschäftlichen Rücksichten nicht beschleunigen. Ein Haus in Brüssel hatte fallirt und meine Firma war erschüttert. Der Ehrgeiz stachelte mich und ich strengte alle Mittel an, um die Verluste zu verschmerzen. Es war umsonst, denn ein neuer Schlag traf mich, der meine Anstrengungen scheitern machte. Habe ich Fehler begangen, so hat mich die Vaterliebe dazu verleitet, und kann dies auch den Geschäftsmann nicht entschuldigen, so findet doch mein Herz eine Beruhigung darin, einen Trost, der mich in den härtesten Tagen aufrecht erhalten hat. Als ich keinen Ausweg mehr sah, als selbst meine Ehrlichkeit zweifelhaft erscheinen mußte, wenn ich meinen Manipulationen kein Ende machte, wollte ich die Zukunft meines Kindes sicher stellen. Ich ließ den Verlobten Friederike's kommen. Mein Freund, fragte ich ihn, lieben Sie meine Tochter wirklich, ist es Ihnen nicht nur um mein Vermögen zu thun? Der Verlobte schwor bei seiner Kavalierehre, bei seinen Ahnen und Wappen, daß er die reizende Friederike ihrer persönlichen Vorzüge wegen liebe und daß er sich eine Kugel durch den Kopf jagen würde, wenn er die Hand seiner Braut nicht erhielte. Nun setzten wir die Vermählung fest und der glückliche Bräutigam schwur auf's Neue, daß der bezeichnete Tag nicht vergehen dürfe, ohne ihm Friederike für immer zu verbinden. Bei der Leidenschaftlichkeit des Bräutigams konnte ich an der Erfüllung seines Schwures nicht zweifeln und ich ergab mich nun mit jener Fassung in mein Schicksal, die ich aus der gesicherten Zukunft Friederikens schöpfte. Den folgenden Tag wollte ich meine Insolvenz anzeigen. Mit diesem Entschlusse ging ich in mein Comptoir und arbeitete bis tief in die Nacht. Da klopfte es von der Straße aus an den verschlossenen Fensterladen. Dort, wo Sie sitzen, Herr Baron, stand mein Pult, und dort, an jenem Fenster mit den Goldfischen, hörte ich das Klopfen. Erschreckt öffnete ich das Fenster und die Klappe in dem Laden.

„Wer ist da?" fragte ich.

„Erschrecken Sie nicht, Freund, ich bin's!"

„Wer? wer? fragte ich, denn ich konnte in der Finsterniß die Züge des Mannes nicht erkennen, der in einen Mantel gehüllt auf der Straße stand.

„Edler, Ihr Wechselsensal!" war die Antwort. „Ich sah Licht durch die Ritzen des Ladens und klopfte an."

„Was führt Sie zu mir?"

„Lassen Sie mich ein, ich habe Ihnen Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen."

„Mit dem Hauptschlüssel öffnete ich die Thüren, und zwei Minuten später befand ich mich mit dem Sensal allein in diesem Gemache.

„Jonas," begann der wackere Mann, „durch Ihre Hilfe habe ich mir ein kleines Vermögen erworben und zu Dem, was ich bin, haben Sie mich gemacht — die Dankbarkeit führt mich zu Ihnen — o, daß ich sie bei einer so traurigen Gelegenheit bethätigen muß! Fliehen Sie; ehe der Morgen graut, wird man Sie verhaften."

„Warum? fragte ich entsetzt. Was habe ich verbrochen?"

„Sie sollen falsche Wechsel ausgestellt haben. Man weiß, daß Sie schwere Verluste erlitten, man kennt Ihre Anstrengungen, sich aufrecht zu erhalten. Diesen Abend ist die heimlich betriebene Ermittelung so weit gediehen, daß Sie verhaftet werden können. Auch ich, der beeidete Sensal, habe ein Verhör zu bestehen gehabt. Ich habe lange mit mir gekämpft,

Digitized by Google

es ließ mir keine Ruhe, und da bin ich, Sie zu warnen — die Wechsel sind unzweifelhaft von Ihnen ausgegangen."

„Ich riß meinen Schrank auf, in welchem ich Werthpapiere aufbewahrte; Herr Baron, ich läugne nicht, daß ich in einer schwachen Stunde falsche Wechsel angefertigt, daß ich sie zur raschen Beschaffung einer Summe verwenden und zur Verfallszeit einlösen wollte — aber die Wechsel sind in meinem Schranke liegen geblieben, denn mir fehlte der Muth, ein falsches Spiel zu wagen. Mehr als ein Mal habe ich die Hand darnach ausgestreckt — sie sank stets zurück. Und jetzt curirten die Wechsel — man hatte sie mir gestohlen! Ich gestand dem Freunde mein Vergehen, Alles sprach gegen mich. Wer wollte wohl an einen solchen Diebstahl glauben? Mußte man meine Angabe nicht als eine erbärmliche Ausrede betrachten? Konnte ich überhaupt die Anfertigung falscher Papiere läugnen? War nicht nach Angabe meines Freundes meine Schuld so gut wie constatirt? Mir blieb nichts als die Flucht, die ich eine Stunde später ausführte. Der Sensal schaffte einen Wagen, der mich nach Bremen brachte. Der Zufall war mir günstig — ein Dampfboot lag zur Abfahrt bereit. Nach zwölf Tagen stieg ich in New-York an's Land. Seit jenem Tage sind 24 Jahre verflossen, welche Zeit ich dazu anwendete, um so viel zu erwerben, als zur Deckung meiner Schulden nöthig. Dies ist mir gelungen; der Banquier hat seine Pflicht erfüllt; aber er ist nun wieder ein armer Mann und muß daran denken, seine Außenstände einzukassiren. So wende ich mich denn zunächst an den Herrn Baron von Geyer, der, da er mein Schwiegersohn nicht geworden, mein Schuldner geblieben ist. Ich frage an, wann ich meine Quittung, die ich aus erklärlichen Gründen dem Concursverfahren entzogen, präsentiren und das Darlehen in Empfang nehmen kann." (Fortsetzung folgt.)

Das ledige Fräulein.

(Schluß.)

Zehn Jahre später, die Knospe ist nicht zur Rose geworden, aber auch keine Knospe mehr. Diana's Wangen sind ein wenig blaß und eingefallen, das Gesicht ist nicht mehr schön, aber es ist, wie man sagt, interessant. Sie geht ganz schwarz gekleidet, die Herren sagen, sie sei immer noch eine imposante Erscheinung. Diana entwickelt ein bedeutendes Talent in Arrangements von Lustbarkeiten, fertigt und verschenkt hübsche Handarbeiten zu Geburtstagen oder als Vielliebchen, widmet sich mit Fleiß der früher nur verdrossen betriebenen Musik und entwickelt gegen Jedermann die höchste Potenz der Liebenswürdigkeit. Das vormalige „Bemühen, so recht für sich zu bleiben," hat einem krampfhaften Drange nach Vergesellschaftung Platz gemacht. Gedankenvoll läßt sie ihr Auge haften auf den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses; dort ist der Verwegene eingezogen, welcher vor Jahren der gefeierten Schönheit seine Hand anzutragen wagte; er scheint glücklich zu sein im Besitze einer jungen Frau und mehrerer blühender Kinder. Diana seufzt; in dem Seufzer vergißt sie, daß ihr Vater ein hoher Beamter, ihre Mutter von altem Adel ist.

Der reiche Assessor hat, nachdem er abgewiesen worden, Dianens Nähe gemieden, vergeblich sind alle Bemühungen, ihn wieder heranzuziehen; der Hauptmann läßt zwar nach wie vor „sein Licht leuchten", allein die Heirathslust ist für ihn ein überwundener Standpunkt, seine ganze Andacht sitzt in seiner Nase.

Sechsunddreißig Diana ist gelb und welk geworden; das Auge hat sein Feuer, die Stirn und Wange ihre Glätte eingebüßt. Die schwarze Robe wich geschmacklosem Putze, Massen von Schminke sind die Zuthat zu den plötzlich wieder lang getragenen Locken, die vor zwanzig Jahren das jugendfrische Gesicht umflatterten. Diana zeigt ein exaltirtes Wesen, spricht viel über Politik, natürlich in ächt conservativem Geiste, hat mitunter Fettflecken in ihrem Kleide, macht Gedichte, tritt ihre Schuhe schief und geht periodisch sehr fleißig in die Kirche. Der boshafte Hauptmann beobachtet sie auf Schritt und Tritt, und weiß alle Tage Etwas von ihr zu erzählen. Er behauptet sogar, daß sie, da sie seine Frau zu werden sich umsonst angestrengt, den Versuch gemacht habe, seine Mutter zu werden. In nicht zu mißdeutender Weise habe

Digitized by Google

sie sich seinem Vater, dem steinalten Obersten, als Gattin und Pflegerin angetragen. Täglich sieht man sie altmodisch-flitterhaft geputzt, einen Strickbeutel am Arm und von einem fetten Wachtelhunde begleitet, einsam im Thiergarten promeniren, junge Mädchen mit Strenge, junge Männer mit verschämtem Lächeln anblickend. Dieser höchst bedenkliche Zustand ist mit dem sechsundvierzigsten Jahre zu Ende. Die Locken werden wieder aufgebunden, die Schminktöpfe aus dem Fenster geworfen, die Flitter durch ruhige Gewänder ersetzt. Das Gesicht nimmt einen ernsten, würdevollen Ausdruck an, die Dame blickt auf das eben verflossene Decennium kopfschüttelnd zurück, wie erwachend von einem unsinnigen Traume. Sie wird, sei es im elterlichen Hause oder in dem von Verwandten, sehr praktisch und haushälterisch, bewirbt sich allenfalls um die Aufnahme in ein Stift und rühmt in Gegenwart von Männern nur noch ihre Kochkunst, den letzten schwachen Hoffnungsschimmer festhaltend, daß ein alter Herr, welcher das Herz im Magen oder seinen Magen im Herzen trägt, die einst so bezaubernde Diana — als Köchin heirathe. Sic transit gloria mundi, selbst wenn der Vater ein hoher Beamter und die Mama von altem Adel ist.

Kunst-Notiz.

Im Kunstvereine in Berlin ist gegenwärtig der Kupferstich unseres Landsmannes Hrn. Reg. Bmstr. Bubl das Heidelberger Schloß aufgestellt, das in der dortigen Nationalzeitung von dem anerkannt gediegenen Kunstkritiker Titus folgende Beurtheilung erfährt: „Gelegentlich empfehlen wir den Besuchern des Kunstvereins einen neuerdings ausgestellten Kupferstich von Bubl in Frankfurt a. M. nach einer Landschaft von C. Fahr. Fahr war ein glänzend begabter Genosse von Cornelius, Veit, Overbeck und Schadow in Rom, der neben der Historienmalerei die Landschaft in einem höheren Geiste zu pflegen trachtete, der aber leider Frühzeitig in der Liber ertrank. Die gegenwärtige Landschaft faßt den Charakter der Heidelberger Natur im großen Styl zusammen, und man muß es Bubl nachrühmen, daß er den Absichten des Vorbildes in trefflicher Weise entsprach. Das Blatt ist mit der strengsten Einfachheit und in allen Theilen harmonisch durchgeführt: voll Schwung und Kraft im Vordergrund, voll zarten Duftes in der Ferne. Der Landschaften wählte seinen Standpunkt oberhalb des Schlosses unter hohen Baumgruppen, die nach links in einen schattigen Gang blicken lassen, während man geradeaus durch eine breite Lücke auf das Schloß und auf das Neckarthal niederschaut bis an den Horizont hinaus: ein malerisch schönes Naturbild und, wie schon angedeutet, in seiner Behandlung auf den Maßstab des Historischen gebracht.

Lesefrüchte.

Verachte nicht den Arbeiterstand,
Denn er nützt dir und dem ganzen Land.

Ein braver Handwerker im schlichten Rock
Ist mehr werth, als ein Geck mit Frack, Glace und Stock.

Verschiedenes.

Zu Rothschild in Frankfurt kam ein Commerzienrath, der von seiner Würde und Bedeutung äußerst eingenommen war; Rothschild wollte den dringenden Brief, an dem er schrieb, rasch vollenden und bat den Besucher, sich einen Stuhl zu nehmen. Der Commerzienrath fragte in hohem Tone, ob dem Herrn Baron nicht gemeldet worden sei, daß er der Commerzienrath X. aus Z. sei, worauf Rothschild, ruhig fortschreibend, rief: Nun da nehmen Sie sich zwei Stühle!

Charade.

Die Erste enthält die Mittel zum Beißen;
Die Andere die Sachen zum Beißen;
Das Ganze hindert am Beißen.

Redaktion, Druck und Verlag von D. Franz Bühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 113. Dienstag, den 20. September **1864.**

Geld.

(Fortsetzung.)

Der Baron war aufgestanden, hatte seine fleischigen, mit blitzenden Ringen geschmückten Hände auf den Rücken gelegt und brach nun in lautes Lachen aus.

„Sie haben da eine rührende Geschichte erfunden, Herr Jonas! Es ist wahr, ich hatte Ihrer Tochter die Ehe versprochen und würde auch, weil ich das hübsche Kind liebte, mein Versprechen gehalten haben — aber Herr, ich bin ein Edelmann, und von der Baronin Geyer darf man nicht sagen: Sie hat ihrem Gatten ein gestohlenes Vermögen zugebracht. Hätten Sie den Skandal beobachten können, den Ihre Flucht veranlaßte, hätten Sie den Jammer sehen können, den Ihr Fallissement bewirkte, Sie würden heute nicht die Freiheit haben, mich an jene Zeit zu erinnern."

„Nein, Herr," sagte Jonas bescheiden, „das wage ich nicht; aber ich bin der Meinung, daß dieselbe Ehre, die Sie adelt, die Tochter eines flüchtigen Bankerotteurs zu heirathen, Ihnen gebietet, ein auf Treu und Glauben gegebenes Darlehen zurückzuzahlen."

Der Baron biß die Lippen zusammen.

„Mein Herr," sagte er, seinen Zorn unterdrückend, „auf diese Aeußerung kann ich Ihnen nur antworten, daß ein Wechselfälscher auch fähig ist, eine falsche Quittung zu machen. O man kennt diese Art Industrie," fügte er hinzu; „in mir haben Sie den rechten Mann nicht gefunden — ich rathe Ihnen, Ihre Künste andern Orts auszuführen!"

„Sie verfahren hart mit mir," sagte Jonas, indem er sich ruhig erhob. „Und ich habe es einst so gut mit Ihnen gemeint. Da Ihnen nun Ihre Ehre nicht gebietet, eine alte Schuld abzutragen, so werde ich Sie dazu zwingen müssen."

„Unverschämter!" rief der zornige Baron, „Sie sollten mich bedauern, statt zu beleidigen."

„Aus Rücksicht auf unsere früheren gegenseitigen Beziehungen werde ich Ihren heutigen Besuch ergessen und verschweigen."

Der Greis schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er schmerzlich lächelnd, „diese Rücksicht haben Sie nicht zu nehmen. Man weiß bereits, daß ich zurückgekehrt bin und Herr Neuberg hat, wie Sie, meine Karte. Warum auch sollte ich mich verbergen? Meine Schulden sind bezahlt, und was die Wechselfälschung anbetrifft, so bin ich im Stande, den Dieb nachzuweisen, der die falschen Papiere in Umlauf gesetzt hat. Sie begreifen wohl, daß ich mit freier Stirn vor das Gericht treten kann. Aber, Herr Baron, ich gebe Ihnen zu bedenken, wie strafbar der Raub ist, der das Vertrauen seines väterlichen Freundes mißbraucht, die Schränke erbricht und Papiere raubt."

„Was wollen Sie sagen?" rief erbleichend der Baron. „Das klingt fast wie eine Drohung."

„Fragen Sie Ihr Gewissen, mein Herr, nicht mich!" antwortete Jonas, dessen strenge Blicke den Edelmann durchbohren zu wollen schienen.

„Bob!" rief Herr von Geyer, indem er zugleich eine Glocke in Bewegung setzte.

Der Neger trat hastig ein.

„Transportire diesen Mann auf die Straße!"

„Wie," fragte Jonas, „mich wollen Sie hinauswerfen lassen?"

„Zum Beweise, daß ich einen frechen Abenteurer nicht fürchte. Wohl!“ wiederholte der Baron mit einer gebieterischen Handbewegung.

Der Schwarze war unschlüssig; mitleidig betrachtete er den Greis, der vor Erregung zitterte und sich auf seinen Stock stützte.

„Ihr Diener, Herr Baron, achtet den dreiundsiebzigjährigen Mann, der keine andere Waffe zu Vertheidigung besitzt, als sein kahles Haupt. Ich gehe, aber Sie sehen mich wieder.“

Gotthelf Jonas verließ schwankend das Cabinet, dessen Thür krachend hinter ihm zugeworfen war. Als er auf die Straße trat, murmelte er vor sich hin:

„Die Leute, denen ich zahlte, waren grenzenlos höflich und priesen meine Rechtlichkeit; dieser Baron, von dem ich forderte, war grob und schalt mich einen Betrüger — o, über die Macht des Geldes! Wie erbärmlich sind doch die Menschen! Wundere dich nicht, Alter, du hast lange genug gelebt, um diese Erscheinung erklärlich zu finden.“

Er rief einen Fiaker, bezeichnete ihm ein Haus, das er zu erreichen wünschte, stieg ein und fuhr davon.

IV.

Es war gegen elf Uhr Morgens, als der Banquier Neuberg seinem Bedienten befahl, das Vorzimmer zu schließen. Er hatte, wie jeden Tag, auch heute empfangen und in gewohnter Weise Geschäfte abgeschlossen oder abgelehnt. Keiner von Denen, die den Geldmann gesprochen, hatte eine Veränderung in seinem Wesen bemerkt; Niemand ahnte, daß die Firma nur durch künstliche Mittel noch aufrecht erhalten werden konnte. Neuberg verließ sein Cabinet und trat in einen reizenden Salon, dessen Fenster nach der belebten Straße hinausgingen. Als ob es ihm nicht länger möglich sei, die Maske der Ruhe und Unbefangenheit zu tragen, sank er mit einem tiefen Seufzer auf den nächsten Sessel nieder. Sein Gesicht verfinsterte sich und die Augen starrten auf den kostbaren Teppich, der den Boden bedeckte.

„Wenn ich mich täuschte!“ murmelte er vor sich hin. „Wenn der Baron das Vermögen nicht besäße, von dem das Gerücht spricht!“

In diesem Augenblicke ward die Thüre geöffnet und ein junger Mann trat grüßend ein.

„Vater!“

„Ah, endlich, Henry! Hast Du den Sensal gesprochen?“

„Ja. Hier ist das Gutachten.“

Henry, ein eleganter junger Mann von vierundzwanzig Jahren, überreichte seinem Vater einen Brief.

Der Banquier trat an das Fenster und las:

Verehrter Freund!

„Sie verlangen Auskunft über die Vermögensverhältnisse des Barons von Geyer — ich kann Ihnen nur sagen, der Mann ist gut. Außer bedeutenden liegenden Gründen in Holstein besitzt er Actien der rentabelsten deutschen Eisenbahnen, und das Vermögen seiner Frau, einer Gräfin von Secking, beträgt allein dreimalhunderttausend Thaler. Ich habe für ihn bedeutende Papiereinkäufe gemacht und kann danach wohl die Umstände beurtheilen. Eröffnen Sie ihm getrost den geforderten Credit. Indem ich Discretion empfehle, versichere ich, Ihnen gern diesen kleinen Dienst geleistet zu haben. Ehler.“

„Gut, recht gut!“ sagte zufrieden der Banquier, indem er den Brief in die Brusttasche seines Fracks schob. „Setze Dich zu mir, Henry, ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu reden.“

Beide Männer saßen auf dem prachtvollen Divan. Henry sah besorgt aus, als ob er fürchtete, Dinge hören zu müssen, deren Berührung er vermieden wünschte. Der Vater begann mit ruhigem Ernste:

„Wie stehst Du mit Deinem Freund, Alfred von Geyer? Ist der kleine Zwist ausgeglichen?“

„Ich habe mich nicht darum bemüht, Vater. Der junge Baron ist ein so großer Geck, daß mir an seiner Freundschaft wenig liegt. Ich weiß, er hat mich bei Ihnen verklagt —“

„Henry, es fällt mir nicht ein, Rechenschaft von Dir über Deine Handlungen zu fordern, da ich Deine Grundsätze kenne; aber, wer auch die Schuld an dem Zerwürfnisse tragen möge — ich muß den Wunsch

Digitized by Google

aussprechen, daß Du mit Alfred in Freundschaft lebest."

Vielleicht kannte Henry die Bedeutung dieses Wunsches; er erröthete leicht und senkte die Blicke zu Boden.

„Weil Sie es wollen, Vater, werde ich die Beleidigung Alfreds vergessen."

(Fortsetzung folgt.)

Nur keine Uebertreibung!

Ein Beitrag zu dem „Salz des Lebens" von P. W., Bs. Gs.

In Nro. 107 und 108 dieses Unterhaltungsblattes findet sich ein Aufsatz: Das Salz des Lebens.

Obgleich dieser Aufsatz manches Wahre enthält, und der Verfasser davon auf jeden Fall ein Mann ist, dem daran liegt, die Menschen zu unterrichten, so ist doch Vieles grade aus der Luft gegriffen und vielleicht nur geahnte Muthmaßungen als directe Wahrheit hingestellt, die jedes wissenschaftlichen Beweises entbehren. Der erste Satz: „Die meisten Menschen sind im größten Irrthum über ihr tägliches Brod ꝛc.", dieses Wort möchte ich nicht ausgesprochen haben, wenn ich auf der andern Seite behaupten will, daß schon im Kinde ein richtiger Instinkt der Natur liege, das für seinen Körper Nothwendige auszuwählen. Große Fehler in Beziehung der Nahrung werden freilich oft begangen, aber nur weil die Leute nicht anders können. Denn jedem Taglöhner sagt sein Instinkt, daß des Morgens statt seinem heißen (oft auch von Cichorie dunkel gefärbten) Kaffee eine kräftige Suppe; des Mittags, statt den blauen Kartoffelschnitzen, ein ordentliches Stück Fleisch; und des Abends statt den gesottenen Kartoffeln ein paar gebackene Eier freilich besser und stärkender für ihn wären; aber wo kein Geld ist, hört der Instinkt auf.

„Ein Nahrungsmittel ist Alles, was nährt," dies ist sicher eine unumstößliche Wahrheit; daß aber „die besten, nahrhaftesten Speisen schädlich werden, zu Gift werden, wenn sie nicht wirklich verdaut werden ꝛc.", dies ist nur ein komisches Wortspiel, das ordentlich betrachtet, sich grade selbst widerspricht; denn eine Speise ist nur dann nahrhaft, wenn sie verdaulich ist, eine nahrhafte Speise muß also auch verdaut werden, denn sonst ist sie nicht nahrhaft, vorausgesetzt, daß der Körper in gesundem, normalem Zustande ist.

Verf. hat nun eine Ansicht über die Nahrungsmittel entwickelt, die ich nicht billigen kann. Er schließt nämlich von der Zusammensetzung einzelner Bestandtheile des Körpers direct auf die Nahrung zurück. Will man dieses thun und nicht den Körper als ein Ganzes betrachten, so glaube ich nur dem Blute den Platz einräumen zu dürfen, und nicht, wie Herr Verf. gethan hat, den Knochen. Denn Blut ist der Träger des Lebens, es ist der Uebergang der Speisen zu unserem Fleisch und Knochen.

Von dem Blute müssen wir annehmen, daß es in gesundem Zustande alle Substanzen der verschiedenen Theile des Körpers in solcher Qualität enthält, daß der Körper fortbestehen kann. Verf. hat's nun bei seinen Nahrungsmitteln hauptsächlich auf phosphorsauren Kalk und Salz abgesehen. Ich will nun nicht streitig machen, daß diese Stoffe eine große Rolle im Organismus spielen; so besteht der größte Theil unserer Knochen aus phosphorsaurem Kalk. Bedenken wir jedoch, wie langsam der Stoffwechsel in den Knochen vor sich geht, so wird man leicht einsehen, daß wir zur Nahrung, den Substanzen, die das Fleisch bilden, gegenüber, nur sehr geringe Mengen davon verbrauchen, was auch durch die Analyse des Blutes bestätigt wird. So fand C. Schmitt bei 2 Untersuchungen folgende Zahlen:

In 1000 Theilen Blut
bei 25jährigen Männern
$788^{7}/_{10}$ Wasser
$211^{3}/_{10}$ feste Subst.

und hierin $^{193}/_{1000}$ Theile phosph. Kalk,
bei 30jährigen Frauen
$824^{5}/_{10}$ Wasser
$174^{5}/_{10}$ feste Subst.

und hierin $^{418}/_{1000}$ Theile phosph. Kalk und Bittererde zusammen; also sind dies nur geringe Mengen.

Nun wird ein Nahrungsmittel dann am nahrhaftesten sein, wenn es der Zusammensetzung des Blutes am nächsten entspricht und die Substanzen in einer Form enthält, daß sie

Digitized by Google

leicht gelöst werden können. Zu dieser gehört vor allen: Milch und Ei, dann Fleisch und Blut.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Es gibt zahllose Clavierschulen; aber die meisten sind entweder zu theuer oder sie gehen zu schnell vom Leichten zum Schweren, oder sie bringen dem angehenden Clavierspieler eine Menge theoretischer Regeln, die er nicht auch sogleich praktisch in Anwendung bringen kann. Dadurch wird aber dem Anfänger gleich von vornherein das Studium verleidet und dem Lehrer der Unterricht unendlich erschwert. —

Wir können indeß eine Clavierschule bezeichnen, welche ganz geeignet ist, beim Lehrer wie beim Schüler Lust und Liebe zur Sache zu fördern, und welche ersterer bei seinem Unterricht unbedenklich in Anwendung bringen kann. — Es sind dies die: „Practischen Uebungen für den progressiven Clavierunterricht. Nach pädagogischen durch die Erfahrung bewährten Grundsätzen und mit genauer Berücksichtigung der Fassungskraft des Schülers, von Wilhelm Wedemann". —

Diese Uebungen umgehen mit Glück und Geschick die oben gerügten Mängel und gelten als die vorzüglichsten, welche wir bemerken haben, aber auch als die weitverbreitetsten; denn vom 1. Hefte sind bereits 12, vom 2.-8., vom 3. und 4. 6 neue Auflagen erschienen. — Sie sind in gutem, scharfem Typendruck ausgeführt und auf starkes Papier gedruckt. — Um den Schüler im Notenlesen und Tacthalten zu üben, wie ihn durch Abwechselung und Zusammenspiel noch mehr anzuregen, hat Herr Wedemann auch „vierhändige Clavierlectionen" in mehrfachen Auflagen herausgegeben, welche an Trefflichkeit und Brauchbarkeit den obengenannten Uebungen in keiner Weise nachstehen. — Die 4händigen Uebungen, wie die 4händigen Lectionen umfassen je 4 Hefte und jedes dieser Hefte hat den billigen Preis von 35 kr.

Verschiedenes.

Von einem kaiserlich haytischen Hofballe gibt ein Brief im „W. Herald" folgende recht anmuthige Schilderung: Ihre schwarze Majestät, die Kaiserin, hatte plötzlich Lust zum Tanzen bekommen und rasch, was von distinguirten Personen in der Nähe war, zu einem bal improvisé zusammentrommeln lassen. Man fand die haytischen Herzoge und Barone meist auf Tonnen ihre Siesta halten, die Cigarre im Munde. Nachdem Ihre Majestät die erlauchten Gäste empfangen, erhielt der kaiserliche Intendant, in vulgärer Sprache der Ceremonienmeister, den Befehl, die Carabina (einen haytischen Tanz) zu formiren und zu eröffnen. Kaum war dieses aber geschehen, als Ihre Majestät in ihrem feinen Anstandssinn das höchste Aergerniß nahm, daß Herzoge mit Gräfinnen und Barone mit Ritterinnen tanzten; eine schamlose Verletzung der Hofetiquette, die Ihre Majestät auf keinen Fall zu dulden gesonnen sei, so lange le bon Dieu das kaiserliche Diadem auf ihrem Haupte erhielte. Der Ceremonienmeister entschuldigte sich mit Mangel an betitelten Personen, Ihre Majestät spülte ihren Verdruß mit einem Glase Liqueur hinab und gab hierauf sich und ihren Gästen ein pas seul zum Besten, genau wie es die Ureinwohner Afrika's tanzen. Da jedoch der kaiserliche Gemahl zu bedenken gab, daß dieser Tanz vielleicht nicht mehr im feinsten Geschmack sei, so stand Ihre Majestät davon ab.

(Ein geographischer Schneider.) Baron: „Nehmen Sie mir Maß zu einer Weste, aber machen Sie mir sie nicht zu kurz!" Schneider: „Wie viel Grad westlicher Länge bestimmen der Herr Baron?"

Auflösung der Charade in Nro. 112:
Maulkorb.

Redaction, Druck und Verlag von D. Krampfhöller jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 114. Donnerstag, den 22. September **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

„Morgen," fuhr der Banquier fort, „ist Sonntag — ich gebe meinen Frauen eine Gesellschaft in unserm Landhause — der Baron mit Sohn und Tochter ist geladen — auch Du wirst zugegen sein. Die Mutter empfängt die Damen, Du wirst mir behülflich sein, die Männer zu empfangen. Aber, mein Freund, lege die Melancholie ab, die Dich seit einiger Zeit plagt; zeige ein freundliches Gesicht und vor Allen der Schwester Alfreds, der liebenswürdigen Albertine von Geyer. Suche ihr zu gefallen, ein Bemühen, das Dir nicht schwer werden kann. Verstehst Du mich, Henry?"

Henrys Mienen drückten zunächst Erstaunen aus, das er zu verbergen suchte, dann aber eine ruhige Ergebung in den Willen des Vaters, der ihn forschend anblickte. Er zögerte indeß einige Augenblicke, die Gedanken auszusprechen, welche die letzten Worte in ihm erregt. Als aber der Vater wiederholte: „Hast Du mich verstanden, Henry?" antwortete er:

„Ich glaube, mein Vater! Sie wollen eine Verbindung anbahnen mit dem Baron, der ein adeliges Wappen an dem Schlage seines Wagens und in seinem Pertschaft führt."

„Der Baron, mein Freund, ist ein reicher Mann!" fügte der Banquier rasch und in einem strengen Tone hinzu. „Außer seinem Wappen besitzt er ein Vermögen, dessen Dein Vater bedarf, wenn er den Schlägen nicht erliegen will, die ihn in den letzten acht Tagen betroffen."

„Um Gotteswillen, Vater!" rief Henry erschreckt. „Die Firma Neuberg wäre erschüttert?"

„Sie ist erschüttert und wird unfehlbar fallen, wenn ihr nicht bald eine starke Hand emporhilft. Du begreifst wohl, daß der Stand der Dinge, den außer uns Niemand ahnt, ein tiefes Geheimniß bleiben muß. Peter Ostermann in New-York, dem ich zu viel vertraut bei meinen überseeischen Unternehmungen, reißt mich mit sich hinab. Henry, ich kann wohl sagen, daß meine Rettung in Deiner Hand liegt. Es ist wohl kaum ein Opfer zu nennen, das ich Dir auferlege, wenn ich Dir die Annäherung an eine reiche und schöne Dame zur Pflicht mache. Man wird Dich beneiden, denn Albertine ist eine von den ersten Häusern unserer Stadt gesuchte Partie. Der Baron hat die Einladung angenommen; versäume also die günstige Gelegenheit nicht, die sich Dir morgen bietet. Zur Verständigung diene Dir noch die Mittheilung, daß der Baron mir längst Andeutungen gemacht hat, die seinen Wunsch, sich mit uns zu verbinden, deutlich ausdrücken; ich habe sie überhört, weil ich es Deinem Herzen überlassen wollte, eine Wahl zu treffen. Die Dinge haben sich geändert und der Geschäftsmann hat ein ernstes Wort mitzureden. Ich kann, nach einer so langen Pause, diesen Punkt nicht berühren, ohne Verdacht zu erwecken — mache Du zunächst die Einleitungen . . ."

„Genug, Vater!" bat Henry mit zitternder Stimme, um ihm die Schilderung der Dinge zu ersparen. „Ich kenne jetzt meine Pflicht und werde sie zu erfüllen suchen."

„Verzieh nicht, Henry, daß die Früchte meines zwanzigjährigen Mühens auf dem Spiele stehen. Die gegenwärtigen Zeiten sind nicht mehr so, daß ein Geschäftsmann mit Nichts beginnen kann, wie Dein Vater einst. Aber, Henry, warum zitterst Du?"

Digitized by Google

„Mein Vater!“

„Hast Du andere Versprechungen zu erfüllen . . .“

„Nein, nein!“

„Deine Hand, Henry! Ich zähle auf Dich. Der Tag Deiner Verlobung wird der erste Tag sein, an dem ich wieder frei aufathmen kann. Verzögere ihn nicht — es liegt Gefahr im Verzuge!“

Ein Diener meldete den Baron von Geyer und Familie an. Man ließ den Besuch nicht lange warten. Der Baron, seine Tochter führend, trat mit dem freundlichsten Gesichte von der Welt ein. Wer hätte ahnen können, daß dieser Mann vor Kurzem eine so ernste Unterredung gehabt!

„Mein Freund,“ rief er schon auf der Schwelle der Thür, „wir kommen, um Ihnen persönlich anzuzeigen, daß Ihre Einladung für morgen uns wahrhaft entzückt hat. Die Idee ist kostbar, ein Frühlingsfest zu geben! Wir armen Menschen sind den ganzen Winter in den engen Häusern eingeschlossen gewesen — warum sollen wir auf den Sommer warten, da der Frühling so schön ist? Meine Albertine wird ihre Toilette nach dem neuesten Pariser Geschmacke einrichten.“

„Dessen bedarf es nicht, um Sie reizend erscheinen zu lassen!“ flüsterte Henry der jungen Dame zu, die ihn soeben durch Verbeugung gegrüßt hatte.

„Schmeichler!“ flüsterte Albertine erröthend zurück.

Der Baron deutete schweigend auf das junge Paar, das das angefangene Gespräch fortsetzte. Neuberg antwortete durch ein Lächeln des Wohlgefallens.

Madame Neuberg erschien. Das Gespräch ward allgemein und eine halbe Stunde später ging man zum Dejeuner, das die wirthliche Hausfrau hatte auftragen lassen.

Wer diesen Kreis von Menschen hätte beobachten können, die bemüht waren, sich gegenseitig zu täuschen! Der Banquier, dieser strebsame und ernste Mann, an dessen ehrlichem Herzen die Furcht vor dem Sturze seiner geachteten Firma und der Ehrgeiz nagten, den erschütternden Sturm zu überstehen, legte sein Gesicht in freundliche Falten und sprach zum ersten Male anders, als er dachte; er arrangirte selbst ein Fest inmitten der Betrübniß, um an seinen Reichthum glauben zu machen und die nach seiner Meinung glänzende Heirath seines einzigen Sohnes zu befördern. Henry Neuberg bewies der kokketten Albertine die zartesten Aufmerksamkeiten, wenn auch mit Widerstreben, denn sein Herz liebte bereits eine Andere heiß und innig. Die Schöne, die sich ihrer selbst wegen bevorzugt glaubte, nahm die Huldigungen mit Stolz und Freude an. Der Baron spielte den Cavalier, nannte sich den Freund des bürgerlichen Banquiers und erkünstelte Gleichgiltigkeit, obgleich ihm Henry's Benehmen eine Zentnerlast von der Brust wälzte, denn er hoffte Rettung von der Verbindung mit Neuberg, dessen Reichthum er für unermäßlich hielt. Madame Neuberg bezwang ihren Widerwillen und spielte die sorgsame Hausfrau. Alfred spielte den blasirten Dandy, er lag nachlässig auf einem Sessel und übersah die Gruppe.

Das Gespräch drehte sich um Actien. Der Baron wußte den Cours auswendig und verwünschte die Papiere, deren er sich eine Menge noch bei guter Zeit vom Halse geschafft — wie er sagte.

Der Banquier sprach von dem Fallissement Peter Ostermann's, pries sich glücklich, daß er, wie von einer Ahnung geleitet, sich nicht stark mit ihm engagirt habe und erwähnte lächelnd eines kleinen Verlustes, den er zu den Geschäftsspesen rechnen wolle. Der brave Neuberg! Er sprach die erste Lüge aus, um sich vom Untergange zu retten.

„Wie hoch beläuft sich der Verlust?“ fragte der Baron.

„Kleinigkeit . . . 20,000 Dollars!“ war die gleichgiltig ertheilte Antwort.

Herr von Geyer sah selbstgefällig vor sich hin; den Sohn eines Vaters, der über den Verlust von 20,000 Dollars lächelte, konnte er für seine Tochter brauchen.

Albertine flüsterte Henry zu:

„Tanzen Sie gern?“

„Mit Ihnen, mein Fräulein, ja!“ antwortete er verbindlich.

Sie reichte ihm die wirklich schöne Hand und sagte:

„Ich freue mich innig auf den nächsten Ball.“

„Er wird Ihnen zu Ehren veranstaltet werden.“

Diese Gesellschaft brachte die einzelnen

Digitized by Google

Personen so nahe, daß jede das Ziel, das sie verfolgte, schon erreicht wähnte. Nur Henry zitterte bei dem Gedanken an das Opfer, das er dem bedrängten Vater zu bringen genöthigt war.

(Fortsetzung folgt.)

Nur keine Uebertreibung!

Ein Beitrag zu dem „Salz des Lebens“ von L. W., Ph. Ch.

(Fortsetzung.)

Daß Milch und Ei die wichtigsten Nahrungsmittel sind, wird Jedermann leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß Säuglinge Monate lang mit Milch genährt werden und recht gut gedeihen. Die Vöglein in der Schale nähren sich blos von Ei und wachsen doch.

Nun wird man mir vorhalten, daß es aber Menschen gibt, die lange Zeit weder Ei noch Milch noch Fleisch genießen und doch dabei leben. Nun, so merke, lieber Leser, daß die Natur hierin vorgesorgt hat. Erstens hat sie die Stoffe, die in diesen Körpern enthalten sind, oder wenigstens ähnliche, in alle möglichen Pflanzen und Früchte vertheilt und du genießest sie daher, wenn auch nur in geringer Menge, so doch täglich, ohne dein Wissen. Zweitens hat sie dir einen Organismus geschaffen, dem es nicht so genau darauf ankommt. Es kann ein Körper den andern theilweise vertreten und zwar so, daß die nicht nahrhaften Stoffe die andern gleichsam zurückhalten, daß sie nicht so bald fortgehen, daß der Stoffwechsel verlangsamt wird. So ist z. B. der Käs ein recht kräftiges Nahrungsmittel (indem Käsestoff fast dieselbe Zusammensetzung hat wie Eiweiß), von dem sich die meisten Schweizer nähren. Haben nun die Schweizer Holz zu machen, so essen sie zu Haus ordentlich Käs und nehmen sich ein ordentliches Stück Speck mit in die Berge. Dort ist es nämlich nicht so wie bei uns, daß die Holzmacher alle Abend nach Haus gehen, und des Mittags die Frau ihnen das Essen in den Wald bringt, denn der Schweizer Holzmacher hat oft tagelang zu gehen, bis er an seinen Bestimmungsort kommt, und bleibt oft wochenlang aus und ißt während dieser Zeit nichts als Speck. — Speck bildet aber kein Blut und ist also genau genommen kein Nahrungsmittel, aber er verlangsamt den Stoffwechsel im Organismus, die andern Körper werden länger aufgehalten, werden langsamer verzehrt.

Der Körper braucht aber nicht allein Nahrung zur Bildung von Fleisch und Blut, er braucht auch Nahrung zur Erhaltung der Wärme. (Mit leerem Magen fühlt man eher Schauer vor Kälte, als mit vollem. Im Winter verbraucht man, trotz der geringeren Arbeit, mehr Nahrung, als im Sommer.) In unserem Körper geht gleichsam eine Verbrennung vor sich, die diese Wärme liefert, die Stoffe aber, die zu dieser Verbrennung nöthig sind, sind stärkemehlartige oder fette Substanzen. Stärkemehlhaltige Nahrungsmittel sind Kartoffeln sowie alle krautartigen Gemüse, die die Menschen fast täglich genießen. Was den phosphorsauren Kalk betrifft, so finden wir diesen in allen Getreidekörnern, sowie in allen Hülsenfrüchten (Bohnen, Erbsen, Linsen) in solcher Quantität, daß ihn der Organismus gar nicht all verarbeiten kann. Und diese Nahrungsmittel genießen die Menschen doch auch häufig. Brod wird jeden Tag gegessen, und es wird wenig Küchen geben, in denen nicht wöchentlich 1 oder 2 Mal (??) irgend ein Bohnen-, Erbsen- oder Linsengemüse vorkommt. Zudem enthalten diese Früchte auch einen eiweißähnlichen Körper, sie sind deßhalb auch in anderer Beziehung nahrhaft und daher der arbeitenden Klasse, die ohnedies wenig Fleischkost genießt, als Nahrungsmittel anzuempfehlen. —

Was Verf. über Zucker sagt, ist ein Irrthum, denn es ist nicht erwiesen, daß gewöhnlicher Zucker in Milchsäure übergeht; wohl thut dies der Milchzucker, aber nicht der Rohrzucker. Daß die Milchsäure nicht vom Zucker herrührt, ist leicht einzusehen, denn unsere Kühe fressen keinen Zucker und geben doch täglich ein ordentliches Quantum Milchsäure. Auch findet man in allen Mägen Milchsäure, ob Zucker genossen oder nicht. Ueberhaupt ist die Entstehung der Milchsäure im Magen noch völlig unaufgeklärt. Und ich halte es nicht für ehrenbringend, wenn Jemand, der kein physiologischer Chemiker

Digitized by Google

ist, physiologisch-chemische Processe so hinstellt, als wär's ein leichtes, längst ausgemachtes Ding, obgleich sie noch eine große Streitfrage unter den Gelehrten sind. Er kann dadurch nur seine Schwächen zeigen.

(Schluß folgt.)

Lesefrüchte.

Die Lust der Sinnlichkeit ist nur ein Augenblick,
Der schon verschwunden ist, indem er kaum beginnt;
Ein bloßer Traum! Ist denn ein Traum wohl werth,
Daß man ihn für ein Glück erklärt?

Von allen Arten Muth gibt es eine, die die Frauen vor den Männern voraus haben: der gegen Schmerz.

Verschiedenes.

(Züge aus dem Leben des Königs Max II.) In dem eben erschienenen Buche: „Leben und Wirken des Königs Maximilian II. von Bayern", von Ludwig Hauff, lesen wir: „1857 im Februar reiste der König nach Rom. Auf dieser Reise ereignete es sich, daß der König von der Station Aquapendente einen Abstecher nach Orvieto machte, um die dortige herrliche Kirche zu besichtigen, während sein Gefolge die gerade Straße nach Monte Fiascone fortsetzte. In Monte Fiascone traf der Reisemarschall Tambosi eine englische Familie, welche wegen der Pferdebestellung für den König in sehr großer Verlegenheit war, indem sie dadurch an der Weiterreise gehindert wurde. Da indessen zu erwarten war, daß der König wegen seines Aufenthaltes in Orvieto erst mehrere Stunden später eintreffen würde, so gab Tambosi den Bitten der Engländer nach und trat ihnen von den für den König bestellten Pferden vier zur Weiterreise auf die nächste Station ab, indem diese abgetretenen Pferde bis zur Ankunft des Königs in Monte Fiascone zurück und für den König in Bereitschaft sein konnten. Die englische Familie setzte unmittelbar nach dem königlichen Gefolge ihre Reise fort, blieb jedoch unterwegs zurück, und am andern Morgen erfuhr man, daß dieselbe von einer Räuberbande in der Nähe von Viterbo überfallen und rein ausgeplündert worden sei. Ohne Zweifel war dieser Räuberanfall auf den König abgesehen, von dem die Räuber wohl wußten, daß er im letzten Wagen fahre deßhalb wurde die englische Familie statt de Königs angefallen, der erst gegen Morge auf der Villa Malta bei Rom anlangte."

Ein junger Kaufmann in einer Vorstadt zu Wien legte jüngst während einiger Tag in das Schaufenster seines Verkaufslocal einen geschriebenen Zettel, auf welchem di Worte standen: „Der Besitzer dieses Geschäft wünscht sich mit einem braven Mädchen ode einer jungen Wittwe zu verehlichen." Ver mögen ist nicht erforderlich!" — Der Lade des jungen Heirathscandidaten soll seitde nicht leer von Käuferinnen gewesen sein.

Friedrich II. wandte sich an einen alte Premier-Lieutenant mit der Frage: „Wie vi Katholiken, Reformirte und Lutheraner h Er in seiner Compagnie?" Der Gefragte nannte die Summen. — „Welchen Glauben hat Er?" — „Majestät, daß ich endlich Capitain mit entsprechenden Einkünften werde," antwortete schnell der Offizier. — „Mag sein — nur verleite Er Niemand zu diesem Glauben", antwortete der König.

Ein Componist, der viele Noten copiren ließ, bezeichnete dem Abschreiber immer die Anfangsworte der Arie und die Stunde, wann er die Abschrift haben müsse. So schrieb er ihm eines Tages auf: „Laß sie fließen, die Thränen der Wonne — bis morgen Abends sieben Uhr."

Charade.

Wer kennte dich nicht, du tapferer Held,
Da dich doch sah das Leipziger Feld.
Eine männliche Silbe hinzu,
So siehest der Geister größten du.
In Versen zu leben,
War sein Bestreben.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 115. Samstag, den 24. September **1864.**

Lamey.

Was hallt im lieben Nachbarland
Von Kanzel und Altar?
Was stöhnt und ächzt von Zorn entbrannt
Der frommen Väter Schaar?

Ist Ronge da, der Antichrist,
Und führt die Schäflein fort?
Ist's Renan gar, der Atheist,
Mit seinem Lästerwort?

Geht eine Bassaridenschaar*)
Dem Cölibat zu Leib
Und zwingt die frommen Väter gar,
Zu nehmen sich ein Weib?

Ist's Petri Stuhl, den man entweiht
Mit frechem Spott und Hohn?
Den Vater ach! der Christenheit
Gestürzt von seinem Thron?

Ach nein! ach nein! das alles nicht
Erhitzt der Väter Blut;
Die Schule ist's, das Fünklein Licht,
Das jetzt sie so in Wuth.

Die Schule, wo bis diese Stund'
Ihr Stab terrorisirt,
Sie wird, das ist des Grolles Grund,
Von Laien jetzt regiert.

Und daß in Cult und Scholarchat
Ein Laie sitzt und stimmt,
Das macht die Herren desperat,
Das macht sie so ergrimmt. —

Das Herz, der Gottheit schönst' Gebild,
Das in dem Menschen ruht,
Ein Born ist es, aus dem einst quillt
Der Menschheit höchstes Gut.

Des Kindes Herz, gar mild und zart,
Nach Gottes hehrem Plan,
Es ist der Tugend jeder Art
Mit Liebe zugethan.

Ein Kleinod ist es, ein Juwel,
Gebildet durch Verstand,
Des Segens wird es reichster Quell
In eines Weisen Hand.

Drum, soll dies Kleinod recht gedeihen,
Einst sprühen Fried und Freud,
So muß die Tugend sich ihm weihen,
Die Weisheit zum Geleit.

Nur dann, wenn in dem Herzen glüht
Der Tugend Silberblick,
Nur dann ersproßt, nur dann erblüht
Der Menschheit wahres Glück.

Doch wehe! wehe! wenn der Wahn
Des Herzens sich bemeistert;
Wenn er es auf der Bildung Bahn
Mit Schreckensbildern gestört!

Nie gibt es Ruh', nie gibt es Fried',
Nie Wahrheit, Licht und Recht,
So lang der Fanatismus glüht
Im menschlichen Geschlecht.

Fort Wahneswucht und Dogmenschwank,
Der nur den Sinn verkehret!
Rein sei die Milch, gesund der Trank,
Womit das Kind man nähret!

*) *Bassaríδες*, freche, sinnliche Weiber im Gefolge des Bacchus.

So denkt, so fühlt im Nachbarland
Ein Ehrenmann da drüben;
Ein Mann, den Fürst und Vaterland,
Den alle Guten lieben.

Wie heißt der Mann, den man so preißt,
Der also denkt und spricht?
Den Helden, der mit starkem Geist
Des Wahnes Fessel bricht?

Wer kennt ihn nicht, den deutschen Mann,
Nicht Lamey's hehre Kraft?
Den Mann, der auf der Bildung Bahn
So mächtig ringt und schafft?

Wohl schreit der Väter fromme Schaar
Am Treisam und am See;
Wohl hallt von Kanzel und Altar
Ihr Zetter, Ach und Weh';

Doch beugt das nicht des Mannes Muth,
Nicht seines Geistes Schwingen;
Sein Werk, der Menschheit höchstes Gut,
Es wird, es muß gelingen.

S.

Geld!

(Fortsetzung.)

Es war wieder Abend geworden. Nachdem die Comptoirs geschlossen waren, verließ der Sohn des Banquiers das Haus und eilte so lange durch die Promenaden der Stadt, bis die völlige Dunkelheit sich einstellte. Sein Kopf glühte; er war so aufgeregt, daß er nur mit Mühe einen leitenden Gedanken fassen konnte, und dieser Gedanke war der an die Rettung seines Vaters. Von ihm hing sie ab, von ihm allein. Das wußte er und darum durfte er nicht ausweichen. Eine unerklärliche Gewalt leitete seine Schritte nach einer einsamen, schmalen Straße, fern von dem Geräusche des eigentlichen Stadtlebens, und, es läßt sich ihm zum Ruhme nachsagen, er stand, ohne es recht zu wissen, an dem Ladenfenster des Friedrich Lewes. Die Straße war still wie der Laden, in dem hell die Lampe brannte.

Hedwig war beschäftigt, kleine Gegenstände in einen Kasten zu legen. Ihr reizendes Gesicht war dem Fenster zugewendet, so daß es der Lauscher deutlich beobachten konnte. Er stellte Vergleiche zwischen diesem armen Mädchen und der glänzenden Albertine von Geyer an, der selbst der Neid nachsagen mußte, daß sie eine vollendete Salondame war. Aber was lag in den Zügen der Krämerstochter? Ein Etwas, das man bei Albertinen vergebens suchte — Hedwig's Schönheit rührte das Herz — Albertine blendete, ohne zu erwärmen.

Da trat die Mutter aus der versteckten Thür in den kleinen Raum.

„Kannst Du bald gehen, Hedwig?"

„In zehn Minuten, liebe Mutter! Hier sieh'! die Arbeit ist bald gethan. Du kannst nun nicht irren, wenn in meiner Abwesenheit ein Käufer diesen Artikel verlangt. Ach Mutter, gebe Gott, daß ich eine günstige Antwort erhalte!"

„Ich hoffe es, der Vater hat die Einleitungen dazu getroffen."

„Mein liebes Mütterchen wird in einer hellen und gesunden Wohnung nicht mehr so leiden und unser Geschäft wird in der lebhaften Straße besser gehen. Ach, die Menschen sind hier so häßlich. Ich fürchte mich, Abends aus der Thür zu treten."

„Diesen Abend, mein Kind, mußt Du Deine Furcht einmal überwinden, denn der Hausbesitzer will um 8 Uhr Bescheid ertheilen. Der Vater wird erst gegen 10 Uhr heimkommen . . ."

„Geh', liebe Mutter, und lege mir Hut und Mantel zurecht!"

Frau Lewes küßte ihre Tochter und entfernte sich. Hedwig sang leise ein Liedchen, während sie ihre Arbeit vollendete. So heiter hatte Henry sie noch nie gesehen, und in dieser Heiterkeit fand er sie noch hübscher, als in dem ruhigen, fast schmerzlichen Nachdenken, dem sie sich stets hinzugeben pflegte. Lieber wäre es ihm gewesen, wenn er Etwas an ihr entdeckt, das ihn abgestoßen hätte.

Schritte, die von der entgegengesetzten Seite der Straße kamen, schreckten ihn auf. Er zog sich aus dem Lichtkreise zurück, den das erleuchtete Fenster bildete. Ein Mann erschien und trat in den Laden des Krämers, nachdem er flüchtig einen Blick durch das Fenster geworfen hatte. Henry eilte zurück und nahm seinen Posten wieder ein. Er-

Digitized by Google

schreckt erkannte er Alfred, den Sohn des Barons von Geyer. Alfred knüpfte sofort ein Gespräch mit der anmuthigen Verkäuferin an, die ihm einen Kasten mit Cigarren vorgesetzt hatte. Er sagte ihr, daß er aus einem entfernten Stadttheile käme, um hier zu kaufen.

„Ich bewundere Ihren Geschmack!" entgegnete Hedwig lächelnd.

„Warum?"

„Wir führen nur Artikel für geringe Leute und Sie, mein Herr . . ."

„Ah, Alles, was man aus so schönen Händen empfängt, gewinnt hundertfach an Werth. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieses Packet mit einem Dukaten bezahle."

Er warf ein Goldstück auf den Tisch.

Hedwig ward purpurroth; sie griff in einen Kasten und begann kleines Geld auf den Tisch zu zählen.

„Wir haben feste Preise," sagte sie dabei. „Nehmen Sie gefälligst den Ueberschuß zurück."

„Wie spröde!" rief Alfred.

„So will es die Ordnung."

„Gestatten Sie mir doch, daß ich Ihr kleines Geschäft ein wenig in Schwung bringe."

„Bitte, nehmen Sie Ihr Geld!"

Mit diesen Worten trat die Verkäuferin von dem Ladentische zurück.

Alfred brannte eine Cigarre an, wahrscheinlich um seine Verlegenheit zu verbergen. Dann strich er sein Geld ein und sagte:

„Das war ungeschickt. Halten Sie es meinem Wunsche zu Gute, Ihnen zu nützen. Auf Ehre, ich wollte Sie nicht kränken, wollte nur Etwas thun, um Ihnen zu zeigen, wie gern ich komme. Wir sind allein, mein schönes Kind, und darum gestatten Sie mir ein vertrauliches Wort. Ich habe erfahren, daß auch Sie unter dem Drucke der schlechten Zeit leiden — Sie bedürfen der Freunde, um eine Krisis zu überstehen — das Geld ist selten und darum theuer — die größten Geschäftsleute klagen über Mangel — bedürfen Sie einer Vergrößerung Ihres Betriebskapitals . . ."

„Danke, danke, mein Herr!" rief Hedwig lachend. „So selten und anerkennenswerth Ihr Erbieten ist, so wenig kann ich annehmen. Die Absichten meines Vaters kenne ich nicht, ich weiß nicht, ob er sein Geschäft auszudehnen gedenkt; aber das kann ich mit Gewißheit sagen, daß dieser kleine Laden uns anständig ernährt. Und mehr fordern wir von der Zeit nicht, die Manchem drückend erscheinen mag. Wir sind zufrieden, arbeiten gern und bauen auf unser gutes Glück."

Sie machte lächelnd eine reizende Bewegung und trat zu dem Pulte, so daß sie dem Elegant den Rücken zuwandte. Alfred hatte seinen goldenen Quetscher in die rechte Augenhöhle gebracht; er betrachtete die schlanke Gestalt, während er mit der Hand in dem Gelde seiner Tasche wühlte. Hätte Henry sein Gesicht sehen können, so würde er bemerkt haben, daß der junge Baron ärgerlich den dünnen, blonden Schnurrbart mit den Lippen kniff und lüsterne Blicke nach dem schönen Mädchen sendete, das so widerspenstig, fast stolz, einen so glänzenden Antrag zurückwies.

„Nun muß er gehen!" dachte Henry, der wie auf Kohlen stand.

Aber Alfred ging nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Beitrag zu dem „Salz des Lebens"
von L. W., Ph. Ch.

(Schluß.)

Zucker hat mit den Zähnen und Knochen gar nichts zu thun; daß die Neger weiße schöne Zähne haben, ist nur ein Beweis, daß Zucker den Zähnen nicht schadet. Es gibt viele Neger, die keinen Zucker essen und doch schöne Zähne haben, folgerichtig liegt dies in der Rasse. Das blendend Weiße dieser Zähne ist aber nur ein Abstich vom schwarzen Gesicht. Wie sehr dies dazu beiträgt, das Weiße hervorzuheben, davon kann sich Jedermann leicht überzeugen, man darf sich nur das Gesicht schwarz machen und in den Spiegel sehen, man wird sich über die eigenen Zähne wundern, vorausgesetzt, daß man welche hat und diese normal sind.

Die Kinder unserer Taglöhnerklasse essen wenig oder keinen Zucker und haben meistens ein gutes Gebiß und feste Knochen; wer's nicht glauben will, gehe auf eine Bauernkirchweihe und lasse sich eine ordentliche Ohr-

Digitized by Google

feige geben, da kann er factisch und practisch davon überzeugt werden.

Was das Kochsalz betrifft, so ist dies freilich ein wichtiger, nothwendiger Bestandtheil unseres Körpers, der vor Allem die Verdauung befördert, indem sich im Magen daraus Salzsäure abscheidet, die die verschiedenen Stoffe löslich macht; daß es aber 75 Procent der Blutasche ausmacht, ist nicht wahr, indem die Blutasche nur (im Durchschnitt) ausgangs 50, anfangs 60 Procent Salz besitzt. — Aber, lieber Leser, denke darüber nach, was es heißt — Asche. — Im Blute selbst sind blos $^3/_{10}$ Procent enthalten.

Aber auch die Art der Wirkung und Zersetzung des Salzes vom Herrn Verf. ist unklar und nicht sicher erwiesen. Erstens weiß ich nicht, was Herr Verf. unter Wasserchlorsäure versteht, indem dieser Name sich in keinem neuen wissenschaftlichen Werke vorfindet und nach jeder wissenschaftlichen Nomenclatur gradezu gar Nichts ist. Zweitens ist es noch eine ungelöste Frage, ob in normaler Menschengalle Soda vorkommt, indem im Ganzen nur sechs Untersuchungen von gesunder Menschengalle vorliegen: zwei von Frerichs und vier von Gorup-Besanez, aber in keiner dieser Untersuchungen findet sich eine Angabe von Soda. Sollte sie also von diesen wissenschaftlichen, berühmten Männern übersehen worden sein, so könnten es nur Minimaltheile sein, die auch nicht im geringsten Verhältnisse mit dem genossenen Kochsalz stehen. Herr Verf. stellt es aber hin, als ob der Magen eine wahre Sodafabrik wäre und man sich fast Glück wünschen möchte, später vielleicht die Soda fabrikmäßig auf diese Art zu gewinnen.

Nun, lieber Leser, wollen wir uns nicht stören lassen, unsere gewöhnlichen Speisen fortzugenießen, und wenn das Geld langt, auch ein Pfund Fleisch essen, und des Sonntags ein Glas Wein oder Bier uns zu Gut kommen lassen. Ich denke, unser Körper wird fortbestehen, und wenn wir uns nicht erkälten oder auf eine andere Art ruiniren, auch unsere Gesundheit. Dem Herrn Verf. aber wollen wir einen recht guten Appetit wünschen zu seinem Phosphor, Schwefel, Eisen, Salz ꝛc., vor Allem aber zu seinem Phosphorkalk mit einem Glas Zuckerwasser, und wollen ihm gratuliren zu seinem Straußmagen, der wirklich sein Lob verdienen muß. Ich will ihm zwar noch bemerken, daß der doppeltphosphorsaure Kalk schon an und für sich leicht löslich ist, er hierbei also Zuckerwasser sparen kann. Die beste Bezugsquelle hierzu ist Clemm-Lennig in Mannheim.

Verschiedenes.

(Tod den Schnürleibern.) Man schreibt aus Paris: Die „Wespentaillen" finden keinen Anklang mehr und die Damenwelt hat den Schnürleibern ernstlich den Untergang geschworen. Schon sieht man wenige feste Corsages mehr, und die Blouse wird von den verschiedensten Stoffen gefertigt, besonders von indischem Foulard." Wir begrüßen diesen Entschluß mit hoher Freude im Interesse des guten Geschmacks, der Bequemlichkeit und Gesundheit unserer Schönen. An die Stelle der bislang nicht seltenen Mißbildung des Körpers wird dann Wohlgestalt treten, ähnlich wie z. B. in Ungarn, wo die herrlichsten Büsten zu finden sind, weil dem Körper nie jenes häßliche „Zwangshemd" angelegt wird.

Ein leichtsinniger Musiker hatte sich mit Hülfe seiner Verwandten von seinen Gläubigern losgemacht. Kurz darauf wurde er schwer krank. Ein College besuchte ihn. Der Kranke beklagte sich, daß er stets verlassen sei und fast kein Mensch sich um ihn bekümmere. „Das geschieht Dir Recht", versetzte der College, „warum hast Du Deine Schulden bezahlt! Deine Gläubiger wären gewiß zu Dir gekommen und hätten Dir Gesellschaft geleistet."

Auflösung der Charade in Nro. 114:

Schiller.

Redaction, Druck und Verlag von D. Krauß'bler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 116. Dienstag, den 27. September **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

„Mademoiselle," begann Alfred von Neuem, „ich kann mich nicht entfernen, ohne Ihnen meine Bewunderung über Ihr tactvolles Benehmen auszudrücken, das mich nicht abschreckt, sondern ermuthigt, Ihrem Vater meinen Antrag zu wiederholen."

Hedwig schrieb, oder stellte sich wenigstens, als ob sie schreibe, indem sie antwortete:

„Bemühen Sie sich nicht, lieber Herr; mein Vater wird danken, wie ich Ihnen gedankt habe. Wenn man nicht weiß, wovon man zurückzahlt, macht man keine Schulden."

Jetzt trat die Mutter wieder ein. Alfred grüßte und verließ den Laden. Indem er an Henry, der im tiefen Schatten stand, vorüberging, murmelte er:

„Ich werde andere Saiten aufspannen müssen, um diesen köstlichen Vogel zu fangen! Teufel, wäre ich nur besser bei Kasse!"

Er verschwand in dem Dunkel der Straße; nach und nach verhallten seine Schritte.

„Der Elende!" murmelte Henry. „Laß ab, Freund, Deine Bemühungen scheitern hier, die Künste eines Teufels an der Tugend eines Engels! Müßte ich nicht auf meinen Vater Rücksicht nehmen, ich würde sofort mit Eclat auftreten. Aber was will ich denn eigentlich hier? Warum weide ich mich an der lieblichen Hedwig, während meine Verlobung bevorsteht mit der koketten Albertine? Darf ich denn den bedrängten Vater im Stiche lassen? Aber darf ich auch Hedwig aufgeben, die vielleicht ihre ganze Hoffnung auf mich gesetzt hat? Ich will Abschied von ihr nehmen und dann — wie Gott will!"

Nach zehn Minuten trat Hedwig aus der Thür des Ladens. Sie trug einen leichten Hut und eine dunkle Mantille. Freudig erschreckt blieb sie stehen, als sie den jungen Mann erblickte, der grüßend den Hut zog.

„Herr Henry!"

„Fräulein Hedwig!"

„Heute ist es mir doppelt lieb," daß ich Sie treffe."

„Warum?"

„Ich bitte um Ihre Begleitung auf meinem Geschäftswege, der gegen 8 Uhr abgemacht sein muß."

„Hier ist mein Arm; bestimmen Sie über mich!"

Beide verließen die schmale, schmutzige Straße. In der, die sie zuerst erreichten, war es lebendig; auf den hell beleuchteten Trottoirs wogten die Fußgänger und auf dem Fahrwege rasselten Kutschen und Lastwagen aller Art. Wer aus der stillen Straße kam, hätte glauben mögen, er befinde sich in einer anderen Stadt. Die Häuser trugen ein anderes Gepräge, wie die Menschen, die hier verkehrten. Henry warf einen Blick unter den Hut seiner Begleiterin — sie lächelte ihm entgegen, und wie lächelte sie! In dem dunklen Auge spiegelte sich eine tiefe, stille Neigung ab, ein verschämtes, jungfräuliches Sehnen und eine Seligkeit, die sie zu verbergen bemüht war. Das unbeschreibliche Lächeln verklärte das zarte Gesicht zu dem eines Engels.

„Hedwig!" seufzte unwillkürlich der junge Mann.

„Henry!" flüsterte sie zurück, „warum sind Sie heute so einsilbig und wie mir scheint, so niedergeschlagen?"

„Ich fühle, daß ich es bin; aber ich kann den Grund dafür nicht angeben. Diese

seltsame Stimmung peinigt mich seit unserer letzten Zusammenkunft."

„Mein lieber Freund," fragte sie traurig, „sollte ich Anlaß dazu gegeben haben?"

„Hedwig, wie kommen Sie auf diesen Gedanken?"

„Wenn es so ist," versicherte sie treuherzig, „so trage ich wahrscheinlich nicht die Schuld daran, so ist es ohne mein Wissen und Wollen geschehen."

„Nein, nein!" entgegnete Henry, dem mit jedem Augenblicke weicher um das Herz ward.

Und zugleich drückte er unwillkürlich ihren runden Arm, der hingegossen in dem seinigen lag.

Sie erwiederte den Druck. Zufällig trafen sich Beider Blicke bei dem hellen Scheine einer Gaslaterne, sie erröthete, Henry erbebte, denn er fühlte, daß er sich nicht von ihr losreißen, daß er die innige Liebe zu diesem kindlichen und anmuthigen Wesen in seinem Herzen nicht unterdrücken konnte. Wie anders war der Blick aus diesem Auge, als der funkelnde und herrschende aus dem Auge Albertinens. Wie weich und zart klang ihre Stimme, diese Stimme, die das Herz rührt! Und wie ihre Worte ungekünstelt, war auch ihr anmuthiges Benehmen frei von aller Affectation, die einem jungen Mädchen so übel ansteht.

„Henry," flüsterte sie nach einer langen Pause, während welcher Beide rasch weiter gegangen waren, „in diesem Hause habe ich ein kurzes Geschäft für meinen Vater abzumachen, wollen Sie meine Rückkehr erwarten?"

„Und wenn ich bis zum Anbruche des nächsten Tages warten soll!" rief er hingerissen.

„Ich werde Ihre Geduld nicht lange auf die Probe stellen, mein lieber, lieber Freund! Jetzt schlägt es 8 Uhr: der vornehme Herr sieht, daß wir pünktliche Leute sind."

Sie drückte ihm innig die Hand und hüpfte in das Haus, dessen große Thür offen stand. Kaum war sie verschwunden, als Alfred von der entgegengesetzten Seite ankam, die vorübergehenden Frauen mit jener Keckheit musternd, die zu den traurigen Auszeichnungen der jungen Männerwelt gehört. Henry konnte nicht ausweichen; er nahm eine unbefangene Miene an.

„Wahrhaftig," rief Alfred überrascht, „da steht mein zukünftiger Schwager! Henry, erwarten Sie meine Schwester?"

„Nein."

„Begleiten Sie mich!"

„Für heute muß ich auf dieses Vergnügen verzichten."

„Warum denn?

„Weil ich Ihr künftiger Schwager bin."

„Ah, ich verstehe: Einkäufe, Ueberraschungen — die Liebesleute sind doch recht glücklich, sie haben keine Langeweile, leben in steter Erregung und tragen einen Himmel im Herzen. Freund, ich beneide Sie!"

„Auch Ihnen fehlt nichts, um glücklich und sorglos zu leben."

„Im Vertrauen, Henry, mir fehlt nichts, es ist wahr; aber ich habe Etwas zu viel."

„Was?" fragte Henry, der den Lästigen gern abschütteln wollte.

„Einen zu strengen, einen zu geizigen Vater. Wer mich beobachtet, sollte kaum glauben, daß ich der Sohn des reichen Barons von Geyer bin. Die Sparsamkeit der Väter ist gut, allen Respekt vor einem sparsamen Vater; aber wenn die Sparsamkeit zu Leidenschaft wird, dann, mein Bester, wird selbst der geduldigste Sohn leidenschaftlich. Denken Sie sich, was mir diesen Nachmittag passirte . . ."

„Alfred, Sie sind mein zukünftiger Schwager," unterbrach Henry den Stutzer, der mit einer Erzählung drohte; „kann ich Ihnen einen kleinen Dienst leisten, der Ihren Unmuth über den zu sparsamen Vater ein wenig mildert, so sprechen Sie."

„Wie, einen Dienst?"

„Verfügen Sie über meine Börse."

„Herzensfreund, Schwager, rechnen Sie mit meinem Vater ab!"

„Nehmen Sie!"

„Wie viel enthält Ihre Börse?"

„Gleichviel, nehmen Sie. Und nun, Adieu! ich habe Einkäufe zu besorgen . . ."

„Aber ohne Geld?"

„Man creditirt mir!"

Alfred wog die empfangene Börse, dann murmelte er im Weitergehen vor sich hin:

„Ein gentiler Kerl! Gut, diesen Schwager kann ich brauchen. In 8 Tagen soll mein armer Vater als ein Ungeheuer von Geizhals verschrieen sein; er wird mir diese Verleumdung schon nachsehen, da sie gute Früchte

Digitized by Google

bringt. Und wahr ist es, mein Vater hält mich kurz, gleichviel, ob aus Mangel, oder aus Sparsamkeit!"

Er rief einen Fiaker an und ließ sich nach dem ersten Café der Stadt fahren, wo sich um diese Zeit eine lustige Gesellschaft versammelte.

Als Henry gesehen, daß der ihm Lästige einen Wagen bestiegen hatte, kehrte er zu seinem Platze zurück.

„Geld! Geld!" murmelte er vor sich hin. „Mit diesem jämmerlichen Metalle erkauft sich der Roué seine üppigen Gelage und der bedrängte Liebhaber sich seine stillen Freuden. Die Börse hat mein süßes Geheimniß bewahrt — mein Gott, wäre es mir doch gestattet, es der ganzen Welt mitzutheilen! Arme Hedwig, Geld und immer wieder Geld wird uns elend machen!"

Endlich trat sie wieder aus dem Hause. Henry sah, daß sie geweint hatte und daß sie ihre schmerzliche Erregung zu verbergen suchte.

„Da bin ich!" sagte sie lächelnd. Sie legte ihren Arm in den seinigen; er fühlte, daß sie leicht zitterte.

„Was ist Ihnen geschehen, Hedwig?"

„Nichts! nichts!" antwortete sie verwirrt. „Täuschen Sie mich nicht — Sie haben geweint, sind erregt. Was ist Ihnen in dem Hause widerfahren?" fragte er dringend und indem er ihr scharf in das gerötete Antlitz sah.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen in Brasilien.

Im Laufe des vorigen Jahres sind zwei Reiseberichte erschienen, welche über die Zustände unserer daselbst angesiedelten Landsleute lehrreiche Aufschlüsse enthalten, auf so verschiedenen Bildungsstufen auch ihre Verfasser stehen. Der eine Bericht unter dem Titel: „Was Georg seinen deutschen Landsleuten über Brasilien zu erzählen weiß", bekannt gemacht, rührt von einem Landmann aus dem badischen Oberlande her, welcher nach mancherlei Schicksalen endlich in der südbrasilischen Provinz Rio Grande ein befriedigendes Auskommen finden durfte. Bei einem Besuche in der alten Heimath thut er nun seinen ehemaligen Dorfgenossen von seinen Geschicken, so wie von Land und Leuten in der neuen Heimath ausführliche Meldung, welche trotz verschiedener Verstöße doch von seiner gesunden Beobachtungsgabe und Urtheilskraft zeugt. Von dem bekannten Touristen Gerstäcker stammt der andere Bericht, welcher unter der Aufschrift: „Achtzehn Monate in Südamerika und dessen deutschen Kolonien" sich über denselben Gegenstand ausläßt, zwar mit aller Anerkennung der wohlwollenden Absichten der kaiserl. Regierung selbst, aber auch mit Betonung der mancherlei Nachtheile, welche einem deutschen, namentlich protestantischen Auswanderer von Seiten gewissenloser Agenten, einzelner Regierungsbeamten und katholischer Geistlichen erwachsen, und mit dem wohlmeinenden Rathe, sich wo möglich mit brasilischen Landeigenthümern in keinen bindenden Dienstvertrag einzulassen, sondern sich dafür von der Regierung eine eigene Hufe als freier Arbeiter zu erkaufen. Wir wollen jetzt zuerst den bäuerlichen Berichterstatter redend einführen und sofort seinen Mittheilungen Einiges aus dem zweiten Berichte anreihen. — Zuvörderst also belehrt Georg seine Zuhörer über Klima, Boden und Fruchtbarkeit seiner neuen Heimath. Der Unterschied zwischen dem deutschen und dem brasilianischen Klima besteht nach ihm einfach darin, daß man in Deutschland nur im Sommer so warme Tage hat wie in Brasilien, während hier das ganze Jahr (?) warm sei. Die heißesten Tage in beiden Ländern bleiben sich an Hitze gleich, nur daß in Brasilien selten acht Tage ohne Regen vorübergehen, während man in Deutschland oft 6—8 Wochen auf Regen warten muß. Wir in Brasilien, fährt er fort, haben keinen Winter. Wir können das ganze Jahr säen, pflanzen und ernten; wir können unser Vieh das ganze Jahr im Freien lassen, was für den Anfänger eine große Hilfe ist. Da gewiß neun Zehntel des Landes noch lauter Wald sind, zumeist Laubholzwald, so brauchen wir das Holz nicht zu sparen oder zu kaufen und mühsam zu sägen und zu spalten für unsere Oefen; wir brauchen keine so festen und warmen Häuser. Wir müssen uns nicht in die heißen Stuben sperren und für die tuchenen

Digitized by Google

und wollenen Winterkleider, für Pelz und dergleichen nicht so viel Geld ausgeben. Wozu in Deutschland der Bauer zwei Morgen braucht, dazu hat er in Brasilien an einem halben genug; denn der Boden ist fruchtbarer; die Wärme entwickelt Alles besser und geschwinder, und er braucht, wenn er gescheidt ist, sein Land nicht den ganzen Winter durch rasten zu lassen. Die Kartoffeln werden in zwei Monaten reif, das Welschkorn in vier, die Bohnen in 10 Wochen. — Uebrigens haben wir in den kälteren Gegenden Brasiliens gar manche kalte Nacht; so ist mir in einer Nacht die schon aufgegangene Maissaat erfroren und das Zuckerrohr dazu, und in der Küche war das zurückgebliebene Wasser zu Eis gefroren. Trotz des erwähnten Reifes aber gedieh mir Hafer und Gerste, Kartoffeln und Erdnuß, und in ein wenig tiefer gelegenen Gegenden kommt selbst ein solcher Reif nicht mehr vor, da ja sonst die Einwanderer weder Kaffee noch Zucker bauen könnten. —

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Mittel gegen die Kartoffelkrankheit.) Ein Gärtner in Troyes hatte die Bemerkung gemacht, daß während der Cholera das Stadtviertel, wo die Gerbereien sich befinden, von der Seuche verschont blieb, und kam nun auf den Gedanken, diese Thatsache für den Kartoffelbau zu benützen. Beim Aufstecken der Saatkartoffeln gab er in jedes Loch eine Schaufel voll Lohe, und die ganze Abtheilung des Feldes, auf welcher er Lohe angewandt hatte, blieb von der Kartoffelkrankheit verschont, während auf dem übrigen Theile alle Pflanzen von derselben befallen wurden. Die weitere Folge war, daß er seitdem die Kartoffeln während des Winters im Keller auf eine dünne Schicht alter Lohe legte, und die also überwinterten Kartoffeln blieben, nachdem er sie zur Aussaat verwandt, auch von der Krankheit frei.

Lesefrüchte.

Daß zwischen den Fähigkeiten der Frau und den schönen Künsten ein natürliches Band bestehe, läßt sich nicht leugnen. Das feine Gefühl, ein gewisser Hauch der Begeisterung, der Sinn für die Natur, die Lebhaftigkeit aller Eindrücke, das Verlangen, die materielle Welt zu verschönern, um daraus den Kern eines reinen und göttlichen Lebens zu gewinnen, das sind Eigenschaften, wie sie die Kunst fordert und wie man sie an den Frauen liebt.

Greif an ein Werk und wirf den Muth nicht bald zu Erden;
Was schwer ist, kann durch Fleiß und Uebung leichter werden.

Verschiedenes.

Der Marschall von Montmorency, Herzog von Luxemburg, ein Mann von mißgestalteten Aeußern, aber von außerordentlicher Tapferkeit, ward nie mit dem Prinzen von Oranien handgemein, ohne einen vollkommenen Sieg über ihn davon zu tragen. Dieser Prinz ließ sich am Tage nach einer erlittenen Niederlage umgeben von seinem Generalstabe und unwillig über sein Geschick, den Ausdruck entschlüpfen: „Ist es denn gar nicht möglich, daß es mir einmal gelinge, den Buckeligen zu schlagen!“ Der Marschall, dem das hinterbracht wurde, sagte: — „Wie weiß denn der Prinz, daß ich buckelig bin, da er mich nie im Rücken gesehen?“

Charade.

Mein Erstes drückt Verwunderung aus,
Auch liefert's Eh das dir zum Schmaus;
Mein Zweites ist nicht das noch die,
Mein Drittes gar ein Federvieh,
Das Ganze von des Letzten Art
Und seine Gabe warm und zart.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 117. Donnerstag, den 29. September **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

Die Thränen traten Hedwig abermals in die Augen.

„Ich werde es vergessen!“ flüsterte sie.

„Das ist nicht gut; Sie schließen mich von Ihrem Vertrauen aus und wissen doch . . .“

Er stockte plötzlich, denn er fühlte, daß er zu viel sagen, daß er Hoffnungen in dem armen Mädchen erregen würde, die zu erfüllen ihn die Sohnespflicht hinderte. Ein bitteres Gefühl erfaßte krampfhaft sein Herz, das die Wonnen der reinsten Liebe und den Jammer einer nothwendigen Trennung empfand.

„Ich kann es vergessen, Henry, wahrhaftig, ich kann es vergessen! Sie sprechen von meinem Vertrauen — Gott ist mein Zeuge, daß ich keine Geheimnisse habe, am wenigsten vor Ihnen! Nun kommen Sie, wir gehen über die Promenade — ich will Ihnen Alles erzählen, damit Sie sehen, daß ich Ihnen volles Vertrauen schenke. Ich wäre trostlos, wenn ich annehmen müßte, daß ich Sie gekränkt hätte.“

Langsam gingen sie unter den Bäumen der Promenade hin, an deren Zweigen das erste frische Grün beim Scheine der Gaslaternen sich zeigte; die Vorübergehenden hatten nicht Acht auf das eng aneinander gedrückte Paar. Es war ruhig und still, das Geräusch der Wägen klang aus weiter Ferne herüber.

„Der Mann, den ich besuchte,“ begann Hedwig, „besitzt in einer lebhaften Straße ein Haus mit einem Laden. Diesen Laden zu miethen, hatte mein Vater die Einleitungen getroffen, und um acht Uhr sollte ich den Bescheid holen. Der reiche Mann wollte zu Tische gehen, als ich ankam. Er erklärte mir kurz, daß mein Vater den Laden erhalten könne, wenn er für die richtige Ablieferung eines sechsjährigen Miethzinses eine Bürgschaft stelle oder die ganze Summe zahle — so müssen wir nun den Plan aufgeben, von dem wir uns einen so großen Vortheil versprochen haben.“

„Geben Sie ihn auf!“ murmelte eine Stimme.

Hedwig sah zur Seite — da ging der kleine, graue Mann, den Hut tief in das Gesicht gedrückt. Es war Gotthelf Jonas. Hedwig war nicht erschreckt, sie kannte ja die guten Absichten des Fremden; aber sie war in hohem Grade überrascht.

„Mein Herr,“ sagte Henry, „Sie mischen sich in unser Gespräch . . .“

„Beruhigen Sie sich, mein junger Freund; Fräulein Lewes weiß, daß meine Aufdringlichkeit keinen Schaden bringt. Verzichten Sie auf den Laden; Ihr Vater, mein liebes Kind, wird das Haus des Barons von Geyer beziehen, das ihm gebührt. Sie bedürfen weder eines Bürgen, noch eines Darlehens. Diese reichen Leute wissen nicht, wie einem armen Geschäftsmanne zu Muthe ist, der unter Mühen und Sorgen sein Dasein fristet. Ja, die reichen Leute, die nicht arbeiten! Statt den Armen durch Nachsicht zu unterstützen, hemmen sie ihn in seiner Thätigkeit. Es ist gut, daß der reiche Mann Sie abgewiesen hat — Friedrich Lewes wird sein Haus wieder beziehen, ehe die Zeit verflossen ist, die er in der alten Wohnung zu bleiben noch berechtigt ist. Sie sehen mich wieder.“

„Halt, mein Herr!“ rief Henry.

Der graue Mann, der sich entfernen wollte, blieb stehen.

Digitized by Google

„Was wollen Sie?“ fragte er furchtlos.

„Sie sprechen von dem Hause des Barons von Geyer . . .“

„Von dem Hause, das ihm nicht gehört.“

„Wem gehört es?“

„Dem Vater des jungen Mädchens, das zitternd an Ihrem Arme hängt. Doch nun stelle auch ich eine Frage: Wer sind Sie? O, Sie erröthen, werden verlegen — ja freilich, die Antwort auf meine Frage muß Ihnen schwer werden. Ich errathe Alles, Alles, und was ich nicht errathe, sagen mir die Blicke der jungen Dame — täuschen Sie sie nicht, es bringt Ihnen keinen Segen! Bleiben Sie ihr treu, so haben Sie einen Freund an dem alten Manne gefunden, der über Hedwig Lewes wacht.“

Er verschwand hinter einer Gruppe Spaziergänger, die sich langsam vorüberbewegte.

Die beiden jungen Leute sahen sich erstaunt an. Henry wollte Auskunft haben über den seltsamen Mann, er wußte ja nicht, daß Gotthelf Jonas die Wechsel des Peter Ostermann an seinen Vater verkauft hatte; er hatte nur den Bankerott des Amerikaners erfahren.

„Ich kenne ihn nicht,“ antwortete Hedwig. „Er ist ein einziges Mal in unserem Laden gewesen.“

„Aber er bezog sich auf Sie . . .“

„Ich glaube, daß er es gut mit uns meint.“

„Er muß den Baron kennen . . .“

„So scheint es.“

„Und Sie sollen das stattliche Haus des reichen Mannes beziehen . . .“

„Diese Aussicht, die uns der Alte eröffnet, ist zu romantisch, als daß ich an ihre Verwirklichung glauben sollte.“

„Der Mann ist ein Narr, wenn er es nicht darauf abgesehen hat, Sie zu necken.“

Hedwig schwieg; sie wußte, daß der Alte seinen guten Willen bereits bethätigt hatte. Der junge Mann dachte über die erhaltene Mahnung nach; er machte sich Vorwürfe über seinen heutigen Besuch und beschloß, die arglose Hedwig nach und nach vorzubereiten. Schweigend erreichten sie eine Brücke, und über diese hinweg gelangten sie nach wenigen Minuten in die einsame Straße, welche nur von armen Menschen bewohnt ward. Der rege Verkehr war wie abgeschnitten; hier wehte eine andere Luft, es war wenig Licht vorhanden und der Geruch der Armuth quoll aus den schwarzen Häusern, in denen sich kein Laut regte.

Hedwig blieb in der Nähe des Ladens stehen. Dem armen Henry pochte das Herz gewaltig; er verspürte jeden Schlag desselben in seinem glühenden Kopfe. Sollte er für immer Abschied von der Geliebten nehmen, oder sollte er wiederkehren und sie in der verderblichen Täuschung erhalten, die nicht anders als mit Jammer und Pein enden konnte? Die Worte des Alten: Täuschen Sie sie nicht, es bringt Ihnen keinen Segen! klangen immer noch vor seinen Ohren. Dem armen Kinde schien es an Muth zu fehlen, sich zu entfernen — Henry entging dies nicht, er empfand das innigste Mitleid.

„Hedwig! Hedwig!“ rief er leise.

„Henry!“ flüsterte sie zurück.

Ihre Lippen berührten sich zu dem ersten Kusse. Und Beide hatten es nicht gewollt. Beiden schwanden fast die Sinne im Uebermaße des Entzückens, das die erste reine Liebe gewährt. Henry konnte sich nicht losreißen, die Leidenschaft war stärker, als der Wille. Und mit diesem Kusse hatte er das Band enger geknüpft, das ihn an die Geliebte fesselte. Zitternd hielt er sie in seinen Armen, fühlte ihren reinen Hauch an seinen Wangen, hörte ihr leises Weinen. Der Vater, Albertine, der Baron — Alle waren vergessen!

„Wann sehen wir uns wieder?“ fragte sie flüsternd.

„Morgen, morgen, alle Tage! Du lieber Engel, könnte ich immer bei Dir bleiben, denn hier ist mir wohl, hier vergesse ich die Welt, mich selbst!“

„Du wirst mich finden, Henry!“

Es schlug 9 Uhr.

„Gute Nacht, mein Geliebter!“

Sie bot ihm den Mund zum Kusse — ein reizender, ein rührender Anblick! und Henry sog den Kuß von ihren schwellenden Lippen, drückte die schöne, elastische Gestalt fest an sich und eilte hinweg.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Deutschen in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Was die Einwohner betrifft, so theilt man die Nachkömmlinge der ersten Besitzer des Landes in zahme und wilde Indianer. Die zahmen leben sehr zahlreich auf ihren Dörfern in manchen Provinzen, sind aber sehr häufig schon mit den Weißen und anderen Stämmen vermischt, und ihre Abstammung ist oft nur aus dem langen, straffen Haare zu erkennen. Die wilden leben in den Wäldern, wo sie sich meist von Jagd und Fischfang, Fichtennüssen und sonstigen Früchten nähren. Die zahmen unterscheiden sich äußerlich von letzteren durch Bekleidung. Diese gehören dem als Menschenfresser verrufenen Stamme der Botocuden an. Sie tragen in Ohren und Lippen möglichst große Kork-scheiben, botoques, wovon sie den Namen haben.*) Außer diesen ursprünglichen Herren des Landes trifft man ferner die Brasilianer. Das ist nun eine ganz eigenthümliche Race, und es will dem Europäer schwer in den Kopf, daß alle diese Farben einem Volke angehören sollen. Jeder freie, im Lande geborene Mensch, sei er weiß oder schwarz, oder braun oder kupferroth, ohne Unterschied der Farbe, ist nämlich, mit Ausnahme der wilden Indianer, brasilianischer Bürger und hat dieselben Rechte und Pflichten. Indessen ist doch die weiße Hautfarbe in Brasilien gewissermaßen ein Adelsbrief, und da man dort keinen privilegirten Erbadel kennt, wie wir dessen in Deutschland nur zu viel haben, so hält man desto mehr auf europäische Abstammung, und die höheren Klassen der Bevölkerung bestehen daher aus Weißen. Deßwegen sind aber die Farbigen von der Gesellschaft und den Stellen im Staatsdienste nicht ausgeschlossen; man begegnet vielmehr solchen selbst in den hervorragendsten Posten. Und so steht natürlich auch den in Brasilien geborenen, der Landessprache mächtigen Kindern der deutschen Einwanderer der Weg zu allen Ehren offen; sie können Abgeordnete, Senatoren, Minister werden und jeden Adelstitel erlangen, ohne einem Hindernisse zu begegnen, das nicht durch Fleiß und Talent zu überwinden wäre. Die Brasilianer, ob Weiße oder Farbige, welche ich kennen lernte, waren durchgängig gutmüthige, freundliche und dienstfertige Leute. Sie sind sehr beweglich und lebhaft, wohlbegabt, höflich und gastfrei, nüchtern und genügsam, selbst bis zum Uebermaß, und halten im Allgemeinen viel von den Fremden, besonders von den Deutschen. Die dritte Klasse der Bevölkerung bilden die Neger. Ein großer Theil derselben und ihrer farbigen Nachkommen, der Mulatten, sind noch heute Sclaven; man schätzt sie auf 2 (bis 3) Millionen, während die ganze Bevölkerung Brasiliens 8—9 Millionen (?) betragen dürfte. Auf mich haben die Neger immer einen unangenehmen Eindruck gemacht; für's Erste haben sie alle eine sehr starke Ausdünstung mit so unleidlichem Geruche, daß in jedem Hause, wo Neger sind, fortwährend Lavendel gebrannt wird, der einen betäubenden Geruch verbreitet und so die Negerausdünstung nicht empfinden läßt. Dann sind sie dumm, träge und boshaft, und das nicht allein die Sclaven, sondern auch die freien Neger. Kurz, ich bin kein Freund von ihnen, so wenig als von den dunklen Mulatten. Dagegen sind die lichten Mulatten sehr talentvolle und geschickte Menschen, und besonders unter den Mädchen gibt es oft große Schönheiten. Das Loos jener Sclaven ist übrigens bei dem vorherrschend gutmüthigen Volkscharakter im Allgemeinen ein mildes. Die vierte Klasse der Bevölkerung besteht aus den fremden Einwanderern, die im Lande sich für immer anzusiedeln suchen. Wahre Einwanderer sind zumeist die Deutschen, die darum auch von der Regierung sehr gesucht sind. So gibt es in Brasilien wohl an die 20,000 Franzosen; aber nicht 500 von ihnen lassen sich bleibend nieder und nicht 200 treiben Ackerbau. Englische Kaufleute, Fabrikanten, Ingenieure, Handwerker aller Art gibt es eine Menge, aber englische Ackerbauer nicht 100. Dagegen sind unter 30—40,000 Deutschen gewiß Dreiviertel Ackerbauer, und fast in demselben Verhältnisse stehen die Schweizer. Die Deutschen sind im Allgemeinen in Brasilien beliebt und gelten als ehrliche, arbeitstüchtige Leute; sie würden

*) Darstellungen beider Klassen liefert eine Bildertafel zu S. 20.

Digitized by Google

sich aber noch höherer Achtung erfreuen, wenn sie weniger trinken und verträglicher sein würden. Leider ist das Erste, was ein Deutscher thut, wenn er zu Geld kommt, einen Proceß anzufangen. Aus der Unverträglichkeit aber entspringt Uneinigkeit, und die hat schon manche böse Frucht getragen.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Auch kleinere Schriften, sobald sie bei Wohlfeilheit im practischen Leben von Nutzen sind, müssen beachtet werden, namentlich wenn, wie hier, die eine dem Haushalt, die andere der Landwirthschaft Vortheile bringen, die im Einzelnen zwar nicht in's Gewicht fallen, zur Förderung des Ganzen aber das Ihrige redlich beitragen. Die beiden Büchlein, welche wir meinen, sind kürzlich wieder in neuen Auflagen erschienen. Das eine heißt:

Der Fleckenreiniger, oder practischer Unterricht über das Reinigen aller Arten Zeuge von Flecken, ohne Nachtheil der Farben und des Gewebes; nebst Anweisung, alle veränderten, sowie die völlig zerstörten Farben auf Zeugen nach den Regeln der Färbekunst wieder herzustellen. 28 kr.

Das andere:

Der untrügliche Maulwurfsfänger, oder die Kunst, Maulwürfe auf eine völlig zuverlässige und sichere Weise zu fangen. Nebst einem Anhange verschiedener anderer Mittel zu deren Vertilgung. Mit Abbildungen. 36 kr.

Das erstere hat bereits 5, das zweite 7 Auflagen erlebt: der beste Beweis für ihre große Nutzbarkeit.

Verschiedenes.

Tägerwylen bei Constanz. (Warum lief der Polizeidiener Tschudi so schnell?) Gestern war unser Städtchen in großer Aufregung. Der in der Rheinstraße auf dem Posten stehende Polizeidiener Tschudi (ein Mann, der sich durch großen Amtseifer auszeichnet) stürzte nämlich plötzlich mit einer Schnelligkeit von 4 Knoten dem Markte zu. Die ungeheuere Eile und der grimmige Blick des sonst so ruhigen Mannes bewirkten, daß eine große Menge alter und junger Einwohner ihm nachsprangen. Man vermuthete nämlich sofort, daß irgend etwas Entsetzliches sich zugetragen haben müsse. Am Markte angelangt, steuerte Tschudi auf den Gasthof zum Ochsen los, vor welchem sich in weniger als zwei Minuten gegen 100 Personen versammelten, die alle stürmisch fragten: Warum lief denn Tschudi so entsetzlich schnell? Das Räthsel sollte sich bald lösen, denn der Wirth trat in die Thüre und sprach die inhaltschweren Worte: Es ist dem Tschudi auf seinem Posten vorhin gerade eingefallen, daß bei mir um 4 Uhr Vollmersches Bier frisch angestochen wurde und darum lief er so schnell.

Warum behalten die Herren in Gesellschaft die Hüte in der Hand? Die Mode soll sich — natürlich aus Paris — aus dem Jahre 1827 herschreiben. Um 1 Uhr nach Mitternacht verlangte da einst ein Herr im Hause eines Ministers, wo Ball war, in der Garderobe seinen Hut. „Er ist ganz neu," setzte er zur nähern Bezeichnung hinzu. — „Neu?" wiederholte der Garderobediener. „Nach elf Uhr sind keine neuen Hüte mehr da." — Um diese allgemeine Hut-Escamotage zu verhindern, behielt von da an jeder Herr seinen Hut in der Hand. —

Im englischen Garten in München erschoß sich ein Artillerie-Corporal mit Hinterlassung eines Briefes, in welchem er seine Eltern um Verzeihung bittet und angibt, daß er sich selbst „befördert" habe, weil er bei der jüngsten Beförderung in der Armee übergangen worden sei.

Auflösung der Charade in Nro. 116:

Eidergans.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 118. Samstag, den 1. October **1864.**

Die drei Küsse der Frauen.

Drei Mal im Leben der Frau entströmet den willigen Lippen
Heiliges Feuer der Liebe, drei Mal ein and'rer Kuß.
Kinderliebe der erste: im rosigen Morgen des Lebens
Hauchet die Unschuld ihn aus, frei von der Sünde Gewalt.
Leise wie perlender Thau die Pflanzen, die zarten, beweget,
Neigt sich das Mädchen herab, küssend den schlummernden Greis.
Selig Entzücken der zweite: im klopfenden Herzen der Jungfrau
Sitzet Cupido's Geschoß, zittert ihr rosiger Mund
Dem des Mannes entgegen. Es saget die stumme Berührung
Mehr denn der Rede Gewalt, mehr denn der Pinsel vermag.
Mutterliebe der dritte: in Schmerzen geprüft und geläutert,
Schaut sie das schlummernde Kind, perlet die Thräne vom Aug',
Mischt in die Thräne den Kuß, wie die liebenden Winde des Abends
Küssen die Blüthen des Thals, küssen die knospende Frucht.

Geld!

(Fortsetzung.)

Hedwig sah ihm noch lange nach. Sie weinte heiße Thränen — Thränen des Glücks, denn sie hing in leidenschaftlicher Liebe an dem jungen Manne, von dem sie nur wußte, daß er Henry hieß und daß er Commis in einem großen Bankhause sei. Sie hatte vor 2 Monaten seine Bekanntschaft in einem Omnibus gemacht, und zwar auf folgende Art: An dem Stationsplatze stieg sie ein; sie wollte eine Freundin in der Vorstadt besuchen. Es war Abend, sehr finster und kalt. In dem großen Wagen befand sich ein einziger Passagier, ein corpulenter Mann, in einen kostbaren Pelz gehüllt. Der Mann, ein angehender Vierziger, schien sehr angeregt zu sein; seine Fleischwangen waren roth und seine großen kalbsartigen Augen starrten lüstern das hübsche Kind an, das bescheiden grüßend ihm gegenüber Platz nahm. Der große Wagen rasselte polternd über das Pflaster. Der Dicke versuchte es, ein Gespräch anzuknüpfen, fragte nach dem Ziele der Fahrt, und als Hedwig freundlich antwortete, weil sie es für eine Pflicht der Höflichkeit hielt, zu antworten, ward er zutraulich, bot seine Begleitung an, sprach von einem soliden Abendessen mit Champagner und von gemeinschaftlicher Rückkehr nach der Stadt. Solche Anerbietungen waren Hedwig noch nie gemacht worden.

„Wie kommen Sie dazu?" fragte sie lächelnd und nichts Arges ahnend.

„Sie gefallen mir, mein schönes Kind!" murmelte der Dicke.

Das war nun eben kein Wunder, denn Hedwig war wirklich schön.

„Danke!" rief sie lachend.

Der Dicke verließ seinen Platz und setzte sich zu ihr. Sie sprang auf die andere Seite — er folgte. Der Conducteur hörte das Rufen des ängstlichen Mädchens nicht, da der schwere Wagen über ein schlechtes

Digitized by Google

Steinpflaster fuhr; da stieg ein junger Mann ein, Henry, ohne daß der Omnibus hielt.

„Retten Sie mich, retten Sie mich!“ rief Hedwig, deren Hut im Nacken hing.

Und ein kräftiger Stoß warf den Dicken zurück, daß er ächzend auf die Bank fiel und mit dem breiten Rücken eine Fensterscheibe zertrümmerte. Zum Glück blieb er auf demselben Platze sitzen und wehte mit seiner imposanten Figur dem kalten Luftzuge.

„Sie sind ein Unverschämter!“ rief er entrüstet, als er das Gleichgewicht wieder gewonnen hatte.

Henry antwortete nicht; seine ganze Aufmerksamkeit war auf das reizende Mädchen gerichtet, das mit zitternden Händen den Haarputz ordnete und dann die aus den schönen Augen quellenden Thränen trocknete. Oh die Thränen üben eine unbeschreibliche Gewalt aus auf das Herz eines jungen Mannes, zumal wenn sie von Augen geweint werden, die einem so zarten und anmuthigen Gesichtchen angehören, wie Hedwig von Mutter Natur empfangen hatte. Als sie sich zu Henry wandte, um ihm zu danken, war es um seine Ruhe geschehen — er hatte kaum so viel Fassung, von Pflicht und Schuldigkeit und fernerem Schutze zu reden.

Der Dicke saß wie ein Tiger in seiner Ecke; er hatte den Pelzkragen so hoch emporgezogen, daß man von dem Gesichte nur die glühenden Augen sehen konnte.

„Ich bedaure Sie, Mademoiselle!“ begann Henry. „Es ist wahrlich weit gekommen, daß eine junge Dame nicht mehr allein fahren kann, ohne den Insulten roher Menschen ausgesetzt zu sein. Wollen Sie Anzeige machen, werde ich Ihnen als Zeuge dienen.“

„Was wollen Sie anzeigen?“ fragte der Dicke.

„Ihre Frechheit!“.

„Wahren Sie Ihre Zunge, junger Herr!“

„Ah, Sie drohen noch! Das ist die Art des Pöbels.“

„Wissen Sie, wer ich bin?“ fuhr der Mann im Pelze auf.

„Nein; aber ich bin neugierig, den Ehrenmann kennen zu lernen; der Sitte und Anstand so weit vergißt . . .“

Der Wagen hielt; die Thür ward geöffnet und eine Dame und ein Herr stiegen ein. Die Unterhaltung stockte. Während der ganzen Fahrt schoß der Dicke lüsterne Blicke auf die hübsche Hedwig, die still neben dem jungen Manne saß. So kam der Omnibus in der Vorstadt an. Die Passagiere stiegen aus. Es entstand ein Streit um die zerbrochene Fensterscheibe — der Dicke klagte Henry an und wollte nicht bezahlen. Henry gab dem Conducteur mit den Worten einen Thaler:

„Ich streite mich nicht mit dem Pöbel!“

Henry bot dann Hedwig seinen Arm, die ihn annahm, und entfernte sich mit ihr. Man erreichte die Wohnung der Freundin; die Tochter des Krämers dankte in den verbindlichsten Ausdrücken und schlüpfte dann in das Haus. Henry blieb wie gebleudet an seinem Platze. Es war in seinem Herzen etwas Unerklärliches, Wunderbares, nie Gefühltes vorgegangen. Er mußte sich sagen, daß er nie ein so anmuthiges und feines Gesicht, so sanfte und doch so ausdrucksvolle Augen gesehen, nie eine so wohlklingende und biegsame Stimme gehört hatte. Und welch ein Zauber lag über der ganzen Erscheinung ausgegossen! Auch ein weniger poetisches Gemüth als das Henry's würde in Aufruhr gerathen sein. Da stand er nun und betrachtete das kleine, unscheinbare Haus, dessen Parterrefenster durch Läden hermetisch geschlossen, während die Fenster des ersten und einzigen Stockes dunkel waren. Wohnte das reizende Geschöpf hier? In diesem Falle mußte sich der junge Mann das Haus merken. Sollte sie den Bewohnern einen Besuch abstatten?

„Ich werde warten!“ beantwortete Henry die letzte Frage.

„Es ist genug, wenn ich den letzten Act der heutigen Oper höre.“

Und er wartete, des rauhen Windes nicht achtend, der durch die Straße fegte und Schneeflocken in lustigem Wirbel tanzen ließ. Das Café, das er fast täglich auf eine halbe Stunde zu besuchen pflegte, war vergessen, sein Geist beschäftigte sich nur mit der Schönen, der er einen Cavalierdienst zu leisten so glücklich gewesen. Aber wohin sollte denn eigentlich die Bekanntschaft führen, wenn es ihm wirklich vergönnt sein sollte, sie anzuknüpfen? Der Sohn des reichen

Digitized by Google

Banquiers und ein armes Mädchen! Horch, da ward die Thür des kleinen Hauses geöffnet.

„Gut, Fräulein Hedwig, ich werde es meiner Tochter bestellen," sagte die Stimme einer alten Frau. „Verlassen Sie sich darauf, sie wird in den nächsten Tagen zu Ihnen kommen."

„Auf Wiedersehen! Ich will den nächsten Omnibus nicht verfehlen. Einen Gruß an Fränzchen!" (Fortsetzung folgt.)

Der Dürkheimer Wurstmarkt.

Der Dürkheimer Wurstmarkt steht dem Range nach den ersten pfälzischen Märkten voran. Er ist weit und breit berühmt durch seine Großartigkeit, durch seine Garküchen und Weinstände, wo Jedermann seine Eß- und Trinklust nach Wunsch befriedigen kann, durch die ungeheure Massen von Würsten aller Gattungen, die mit dem größten Appetit verzehrt werden, durch die Verkaufsbuden von allen möglichen Waaren, Lebensbedürfnissen und andern Kaufsgegenständen, vom bedeutenden Luxusartikel bis zum Streichhölzchen herab, so wie auch an harmonischem und unharmonischem Gesang, Geklimper und Geleier, an Menagerien und Kunstreitern, an einheimischen und an fremden Wilden, so wie auch an andern rührenden Sehenswürdigkeiten. Man kann dieses Volks- und Nationalfest nicht genau beschreiben, darum ertheile ich den verehrten Lesern den wohlgemeinten Rath, dieses Fest selbst zu besuchen und mitzumachen. Da mir nun die gänzliche Beschreibung nicht gelungen ist, so erlaube ich mir noch kürzlich darauf aufmerksam zu machen, wie denn eigentlich der Dürkheimer Wurstmarkt entstanden ist.

Auf der nahegelegenen Anhöhe des jetzigen Wurstmarktsterrain, auf dem Michaelsberg stand im Jahre 1486 eine dem Erzengel Michael geweihte Kapelle. Der sogenannte Bruder bei dieser Kapelle, Simon, erhielt von Dürkheim aus die Erlaubniß, mit einem Pferde den Weidgang auf den unten gelegenen Brühelwiesen zu benützen. Im Jahr 1493 wurde diesem Bruder von den Dürkheimern auch Holz zum Bau eines Thurmes zu dieser Kapelle verabfolgt. Andere urkundliche Nachrichten über diese Michaelskapelle fehlen. Wir wissen nur, daß diese uralte Kapelle später der Universität Heidelberg und den Grafen von Leiningen gemeinschaftlich gehörte und daß sie im Jahr 1601 durch einen pfälzischen Beamten von Neustadt zerstört wurde, worüber sich die Grafen von Leiningen in einem Vertrage vom Jahre 1609 beschwerten.

So wenige Nachrichten wir nun von dieser Michaelskapelle haben, so hat sie doch für die Stadt Dürkheim und für Auswärtige einen jährlich wiederkehrenden Nutzen und für Tausende ein jährlich sich erneuerndes Freudenfest gestiftet, oder war vielmehr die unschuldige Veranlassung dazu. Die Kapelle des heil. Drachentödters hatte nämlich in frühern Zeiten, entweder eines wunderthätigen Gnadenbildes wegen, oder an dem Festtage der Einweihung desselben, einen bedeutenden Zugang, woraus große Wallfahrten entstanden, so daß im Jahr 1442 schon ein förmlicher Jahrmarkt auf dem Michaelsberge gehalten wurde. Einige Jahre nachher, 1449, erlaubte der Abt von Limburg, da der Jahrmarkt immer mehr zunahm, denselben unten am Michaelsberge, auf den der Abtei gehörigen Brühelwiesen zu halten. So wurde also aus einer Wallfahrt ein allgemeines Volks- und Freudenfest — das Dürkheimer Wurstmarktsfest. Auf diese festlichen Tage strömen Tausende herzu, Hohe und Niedere, und Jeder findet, was ihm Vergnügen macht.

Landwirthschaftliches.

Zur jetzigen Zeit reifen Roßkastanien. Diejenigen, welche Roßkastanienbäume besitzen, werden darauf aufmerksam gemacht, Alles zu sammeln, was nur irgend angeht, denn die Roßkastanien sind ein ungemein werthvolles Futtermittel für Rindvieh, Schafe und Schweine. Wer faulkranke Schafe hat oder befürchten muß, daß nach dem naßkalten Sommer sich Faulkrankheiten bei seinen Schafen einstellen möchten, dem können wir nur doppelt dringend rathen, an Roßkastanien zu sammeln, was irgend davon zu erhalten ist. Man hat nach Anwendung aller erfindlichen Mittel gegen jede Schafseuchen erst

Digitized by Google

dann den ganzen erwünschten Erfolg gehabt, wenn man Roßkastanien zu dem gewöhnlichen Futter gegeben hat. Mit dem Abtrocknen der Kastanien muß man freilich vorsichtig umgehen, da sie sehr leicht schimmeln. Wenn man's aber richtig damit anfängt, ist's auch hiermit nicht so schlimm, wie mit Allem, was man gehörigermaßen in der Welt angreift.

Verschiedenes.

Neuere Beobachtungen haben dargethan, daß die Einwirkung des Mondes eine Hauptveranlassung der Erdbeben ist. Man erklärt den Umstand in derselben Weise wie Ebbe und Flut. Wie der Mond das Meer anziehe und so Flut mache, wirke er auf das Flüssige und Teigartige des Erd-Innern, das wie das Meerwasser in Folge davon steige und falle, also flute und ebbe. Man hat 7000 Erdbeben aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts geprüft und dabei jenes überraschende Resultat gefunden, wie der berühmte Elie de Beaumont kürzlich in der Academie der Wissenschaften in Paris mittheilte.

Eine Schauspielerin sperrte ihre drei sehr kleinen Kinder im strengsten Winter in eine ungeheizte Stube und ließ ihnen nichts zurück, um den Hunger zu stillen. Als die Kinder, von Frost und Hunger gequält, jämmerlich schrien und weinten, wurde die Nachbarschaft aufmerksam und sprengte die Thüre. Ein Fremder, der auch in die Stube trat und von dem Anblicke der halberfrornen Kinder gerührt wurde, fragte: „Mein Gott! Kinder, wo ist denn Eure Mutter?“ „Im Komödienhause,“ antwortete das älteste Kind, „sie spielt eine zärtliche Mutter.“

In Dresden aß eine Frau eine Birne. Sie hatte kaum den ersten Bissen hinunter, als sie einen Stich im Halse fühlte. Der Hals schwoll immer mehr an und die Frau mußte zuletzt ersticken. In der Birne war eine Wespe, welche sie mit verschlungen hatte.

Das Traubenkurmädchen.

Ein Lied an die verehrten Kurgäste.

Kommt! kauft von meinen Trauben,
Sie sind ja alle süß.
Ihr Geld will ich nicht rauben,
O! glaubt's doch ganz gewiß.
So süß wie meine Trauben,
Wenn einst mein' Lieb' so ist,
So will ich's gerne glauben,
Daß Eh's kein Wehstand ist.
Trauben, Trauben, die geben neues Blut,
Trauben, Trauben, wie sind sie gut!
Trauben, Trauben, die bringen Lebensmuth!
Trauben, Trauben, wie sind sie gut!
Wie sind sie gut, wie sind sie gut!

Wem die Gesundheit wankt,
Der esse Trauben hie,
Dem lieben Gott, dem danket,
Der diesen Saft verlieh.
Es helfen kein' Arzneien
So gut wie Traubenkur.
Ihr werdet's nicht bereuen,
Eßt süße Trauben nur!
Trauben, Trauben ꝛc. ꝛc.

Kurgäste! Seht, hienieden,
So lang die Erde, blos
Ist Arbeit uns beschieden,
Müh' ist des Winzers Loos.
Doch edle Herzen findet
Ihr hier in unsern Gau'n,
Die böse Laune schwindet,
Dürft's Weinland nur anschau'n!
Trauben, Trauben ꝛc. ꝛc.

Wenn Ihr nach Hause wallet,
Macht uns're Kur bekannt;
Daß Traubenlos erschallet
Weithin in's fernste Land!
Das nächste Jahr kommt wieder,
Kehrt ein mit Weib und Kind,
Da singen wir Euch Lieder,
Wie gut die Traubenkur sind!
Trauben, Trauben ꝛc. ꝛc.

D. Gedichtet und in Musik gesetzt von J. G...b.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 119. Dienstag, den 4. October **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

Die Thür ward geschlossen und Hedwig hüpfte die kleine Treppe herab. Sie stieß einen leisen Schrei aus, als sie Henry erblickte, der wie eine Statue am Wege stand. Sie wollte entfliehen.

„Fürchten Sie nichts, Fräulein Hedwig!“ sagte Henry, der ihr folgte.

„Sie kennen meinen Namen?“

„Ich habe ihn soeben von der Frau gehört.“

„Ah, demnach haben Sie gewartet?“ fragte sie, rascher gehend.

„Weil ich daran dachte, daß Sie auf dem Rückwege eine neue Beleidigung . . .“

„Mein Herr, es trifft sich nicht immer, daß man auf unartige Menschen stößt. Uebrigens bin ich Ihnen für die Aufmerksamkeit zu Danke verpflichtet.“

Ein Trupp Matrosen kam singend die stille Straße herab. In die rohen Gesänge mischte sich Lachen, Fluchen und Toben. Es war eine jener übermüthigen Schiffsgesellschaften, die aus einem Wirthshause in das andere ziehen, um sich den kurzen Aufenthalt in der Stadt so angenehm als möglich zu machen. Hedwig blieb bestürzt stehen.

„Ich werde umkehren,“ flüsterte sie.

„Verzeihung, Fräulein Hedwig, reichen Sie mir den Arm und keiner der lustigen Burschen wird es wagen, sich Ihnen zu nähern. Sie müssen sich für diesen Abend schon unter meinen Schutz begeben.“

Dem armen Mädchen blieb keine Wahl, da der lärmende Haufen rasch heranrückte; sie überließ sich zum zweiten Male der Führung des jungen Mannes, dessen anständiges Aeußere und ruhiges und taktvolles Benehmen ihr Zutrauen erweckte. Arm in Arm gingen sie durch die Matrosen, die dem Paare Platz machten. Das nun folgende Gespräch bewies dem Commis, daß seine Begleiterin eine vortreffliche Bildung und einen Takt besaß, den man sonst bei jungen Mädchen nicht zu finden gewohnt ist. Jedes Wort, das sie mit einer reizenden Schüchternheit sprach, entzückte ihn. So kamen sie an den Stationsplatz. Der Omnibus war soeben abgefahren. Hedwig erschrack.

„Was beginnen wir?“

„Warten Sie eine Viertelstunde,“ sagte ruhig ein Mann, der auf- und abging.

Der Schnee fiel massenhaft aus dem schwarzen Himmel herab und der Weg zur Stadt war weit. Henry wollte einen Fiaker miethen — es ließ sich keiner auftreiben.

„Ich bitte, Fräulein, überlassen Sie sich mir,“ sagte der junge Mann; „mit meiner Ehre verbürge ich Ihnen, daß Sie wohlbehalten und unangefochten Ihre Wohnung erreichen.“

Er führte sie in das nächste Café. Ihr Erscheinen fiel nicht auf, da auch Damen das elegante Etablissement besuchen. Henry ließ Chocolade und Kuchen bringen und befahl dem Kellner, einen bequemen Wagen zu holen. Mit welcher Aengstlichkeit ließ sich Hedwig bewirthen! Nur um ihren Schützer nicht zu beleidigen, genoß sie von dem Dargebotenen. Bei dem hellen Gaslichte erkannte nun Henry die seltene Schönheit Hedwig's. Wie reizend stand ihrem Köpfchen der einfache Hut von schwarzem Taffet! Die von der scharfen Luft leicht gerötheten Wangen glichen sanft von Purpur angehauchten Rosen. Feine, frische Lippen bildeten einen zarten Mund, den stets ein schmerzliches Lächeln

Digitized by Google

umschwebte. Und das große, seelenvolle Auge . . . die fein geschnittene Nase . . . das runde Kinn mit dem Grübchen . . . der schlanke, schneeweiße Hals, den eine einfache Schnur von Glasperlen schmückte . . .

Henry hätte Alles dies verdecken mögen, damit es den neugierigen Blicken der übrigen Gäste entzogen würde. Da saß auch der Dicke aus dem Omnibus und rauchte wie ein Stadtsoldat aus der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Er warf grimmige Blicke auf das Pärchen, das leise plaudernd an einem Pfeilertische saß. Hedwig hatte ihn längst bemerkt; sie empfand Furcht und Ekel vor dem feisten Gesichte. Endlich meldete der Kellner, daß der Wagen angekommen sei. Henry zahlte, bot seiner Dame den Arm und bestieg mit ihr den Wagen, der rasch nach der einsamen Straße fuhr. Seit jenem Abend kaufte Henry bei dem Krämer Cigarren, liebte Hedwig und — ward wieder geliebt. Die Freundin in der Vorstadt hatten Beide schon mehr als ein Mal besucht. Nun denke man sich den Schrecken Hedwig's, der sich ihrer bemächtigte, als sie in dem reichen Hausbesitzer, der dem Vater den Laden vermiethen wollte, jenen dicken Mann aus dem Omnibus erkannte. Der Leser wird sich die Thränen erklären können, die das abgewiesene Mädchen vergoß. Der arme Krämer mußte darunter leiden, daß er eine schöne Tochter hatte.

V.

Das Bankhaus Neuberg existirte nur noch dadurch, daß es zu künstlichen Mitteln griff, um das schwankende Fahrzeug vor dem Untergange zu retten. In Amerika bereitete sich die Krisis vor, die ihre schrecklichen Folgen auch auf England und Deutschland ausdehnte. Neuberg, der zu viel auf Peter Ostermann vertraut, hatte nicht schlecht, aber zu gewagt speculirt. Die nach und nach eingehenden Wechsel erschöpften seine Kasse, und Comptanten blieben aus. Ostermann's Papiere, deren er in Fülle besaß, waren werthlos geworden. Wie die Lage des Vaters, so ward auch die des Sohnes mit jedem Tage schwieriger. Henry begriff, daß nur das Vermögen des Barons von Geyer Rettung bringen konnte. Und er liebte seine Hedwig, das arme Mädchen, so heiß, so innig, daß ihm das Herz zerspringen wollte bei dem Gedanken an eine Trennung von ihr. Der Geliebten gegenüber stand der Vater mit der sorgen- und kummervollen Stirn. Henry sah, wie der sonst so taktvolle Geschäftsmann sich auf Unternehmungen einließ, die zwar einen raschen Gewinn bringen konnten, im Falle des Mißlingens aber einen trüben Schatten auf die Ehre des Unternehmers werfen mußten. Neuberg konnte ja überall anknüpfen, er besaß Vertrauen und einen ungemessenen Credit. Fast schien es, als ob er Beides mißbrauchen wollte.

Die Worte des grauen Alten waren die ersten, die in Henry Verdacht bezüglich des Barons erweckten. Er wußte, daß so viele vornehme Familien nach Außen hin glänzten, während die inneren Verhältnisse vollständig zerrüttet waren. Lieferte nicht sein eigener Vater einen sprechenden Beweis? Wenn der Baron ebenso speculirte, als der Banquier? Wenn durch die projectirte Heirath dennoch keine Rettung gebracht würde? Der Gedanke an ein so großes, nutzlos gebrachtes Opfer war ihm gräßlich.

Dem Anscheine nach kannte der geheimnißvolle graue Mann den Baron — aber er interessirte sich auch für Hedwig — Henry beschloß, ihn aufzusuchen. Aber wo? wo? Hedwig konnte keine Auskunft geben, sie hatte ihn seit dem Abende, an dem er seine Mahnung ausgesprochen, nicht wiedergesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen in Brasilien.

(Fortsetzung.)

Auf zwei Bildern (zu S. 27 und 28) sehet ihr deutsche Landsleute aus einer schon 1824 in der Provinz Rio Grande do Sul gegründeten Colonie, wo die Einen zu Fuß von der Kirche zurückkehren, während die Anderen zum Tanze reiten. In Folge politischer Uneinigkeiten, indem ein Theil zur kaiserlichen, ein anderer zur republikanischen Partei hielt, und diese einander mit Raub und Mord befehdeten, waren sie in den dreißiger und zu Anfang der vierziger Jahre in ihrem Wohlstande auf's Tiefste heruntergekommen, haben sich

Digitized by Google

aber, so gut ist der Boden und die Lage, jetzt wieder so erholt, wie ihr aus ihrem schmucken Aufzuge abnehmen könnt. Sehet einmal dagegen die Dirnen und Burschen eurer Gegend in ihrem Sonntagsstaate an! — In Brasilien lebt eine Menge Deutscher zerstreut, und wenn ich die Nordprovinzen nicht in Betracht ziehe, so kann ich sagen, daß man von Rio de Janeiro südlich und südwestlich in jedem Orte Deutsche findet, so daß ein Deutscher, ohne ein Wort der Landessprache, der portugiesischen, zu kennen, bis an die spanische Grenze reisen kann. Dies gilt allermeist von der südlichsten Provinz Brasiliens, Rio Grande, und deren zwei Ortschaften Porto Allegre, an der Nordspitze des großen Lagoa dos Patos oder Entensee's gelegen, und der nicht fern davon gestifteten alten Colonie S. Leopoldo. Jenes kam mir ganz wie eine deutsche Stadt vor. Jeder Kaufladen, jede Handwerksbude schien nur von Deutschen besetzt zu sein; jedes Gasthaus, jede Kneipe trug deutsche Namen und das blonde Haar schien wirklich das vorherrschende. Fast Dreiviertel der Deutschen dahier stammen aus S. Leopoldo, wohin ich auf einem Dampfer einen Abstecher machte. Der Ort besteht aus vielleicht 200 Häusern; in jedem derselben wird entweder ein Ausschank, ein Kramladen oder ein Handwerk betrieben. Das meißverbreitete ist das der Rothgerber, da hier sehr viel Sattelzeug für ganz Südbrasilien und die argentinischen Republiken gemacht wird. Dann sind hier Zuckerpressen, Brennereien, Hutfabriken, Bierbrauereien, Leimsiedereien, kurz Industrie aller Art. S. Leopoldo ist auch ein wichtiger Handelsplatz. Hierher bringt der Ansiedler seine Erzeugnisse, welche dann zu Wasser weiter gehen; hier macht er seine meisten Einkäufe, und das fällt in's Gewicht, wenn man bedenkt, daß die Ansiedler an 12,000 Seelen betragen, welche um die Stadt her auf einer Strecke von ungefähr 26 Quadratmeilen sich niedergelassen haben, und daß diese Fläche ihr Eigenthum ist. Der Werth des bebauten Landes in den Colonien ist im Vergleich mit anderen Landstrichen in und außer der Provinz schon ungemein hoch; die Ansiedler sind durchaus wohlhabend und haben sich von den Leiden eines neunjährigen Bürgerkrieges schnell erholt: ein Wohlstand, den sie hauptsächlich dem Anbau von Welschkorn und schwarzen Bohnen verdanken, die bei ihnen in zunehmenden Massen bis hinauf nach Bahia und Pernambuco und hinunter bis Montevideo und Buenos Ayres abgeholt werden. Wo in der Provinz Rio Grande ein Ort ist, findet ihr Deutsche, und zwar Deutsche aus S. Leopoldo; an 19,000 ihrer Söhne hat diese Colonie entsendet, theils als Kaufleute oder Wirthe, theils als Landbauer oder Viehzüchter. Auch Porto Allegre war in den vierziger Jahren noch ein elendes Nest, wie so viele brasilische Landstädte, und würde es geblieben sein, wenn nicht der durch die Ansiedler so riesig gehobene Verkehr in Einfuhr und Ausfuhr den Wohlstand der Stadt so befördert und ihr Fleiß nicht Markt und Haus der Städter versorgt hätte. Von all' dem Gesehenen erfüllt, kehrte ich mit dem festen Vorsatze nach Porto Allegre zurück, mich in der Nähe von S. Leopoldo anzukaufen, sobald meine Mittel es erlaubten: ein Vorsatz, welchen Georg denn auch an dem zu einem Städtchen bestimmten Orte S. Theresa später zu seiner Befriedigung ausführte. Auch von den Sorgen und Arbeiten, sowie von den erfreulichen Erfolgen, welche die darin bewiesene Ausdauer auch auf dieser zweiten Niederlassung belohnten, erstattet er seinen lieben Landsleuten sehr eingehende Berichte, und wir können nur bedauern, aus dem anziehenden und lehrreichen Inhalte derselben über Anbau und Verwerthung der verschiedensten europäischen Getreide- und Obstarten und brasilischen Bodenerzeugnisse hier keine Auszüge mittheilen zu können. Das aber können wir nicht verschweigen, was er zum Preise seiner treuen Lebens- und Arbeitsgefährtin Liese bei dieser Gelegenheit seinen Zuhörern an's Herz legte, wenn er sie versichert, der größte Segen, dessen ein Ansiedler im fremden Lande theilhaftig werden könne, sei ein braves, fleißiges, gesundes Weib, wie das größte Unglück das Gegentheil von einem solchen. Ein gutes Weib aber in Brasilien zu bekommen, halte sehr schwer. Denn mit Recht möge er eine Schwarze nicht, eine weiße aber, von der fremden Sprache abgesehen, werde er sehr schwer erhalten, und wenn auch, so werde

Digitized by Google

sie ihm so wenig im Felde schaffen helfen, als eine Farbige, weil es gegen die dortige Landessitte anstoße.

(Schluß folg)

Landwirthschaftliches.

(Zwiebeln als Hühnerfutter.) In einer englischen Zeitschrift werden die Zwiebeln als ein ganz vorzügliches Hühnerfutter, sowie als Schutz- und Heilmittel gegen verschiedene Hühnerkrankheiten, namentlich bei Verwundungen und Entzündungen des Schlundes, der Augen und des Kopfes, empfohlen. Der wirksame Bestandtheil der Zwiebeln besteht in einem scharfen flüchtigen Oele. Man gebe den Hühnern, und besonders den jungen, kleingehackte Zwiebeln mit Mehl vermengt wöchentlich zwei oder drei Mal, so viel als sie verzehren wollen.

Verschiedenes.

(Ein schöner Zug.) Eine junge Dame aus den höchsten Kreisen Frankreichs befand sich nach dem frühzeitigen Tod ihres Gemahls, der sich ruinirt hatte, ohne alles Vermögen, um ihre Kinder zu erziehen. Sie faßte einen großen Entschluß. Sie pachtete einen kleinen Bauernhof im Departement du Nord und wurde — eine Bäuerin, aber nicht wie in der komischen Oper, mit einer Mousselineschürze und sammetnen Unterröcken, Hohlern in Holzschuhen, mit verbranntem Gesicht. Den Hof verließ sie nicht mehr; sie zog ihre Kinder auf, verbesserte rings umher die Leute und die Landwirthschaft; heute hat sie wieder ein „Gut“ ihren Kindern zu hinterlassen; sie wird in der Gegend verehrt und geliebt. Beim letzten Kirchweihfest erschien der Präfect, um der Dame im Namen der landwirthschaftlichen Interessen und der Regierung öffentlich für das Beispiel zu danken, welches sie dem ganzen Lande gibt. Die Dame ist zu vornehm und zu bescheiden, um die Veröffentlichung ihres Namens zu autorisiren.

Der (stenographische) Bericht über die berühmte oder berüchtigte englische Parlamentsdebatte in der Nacht vom 8. auf den 9. Juli, welche die schleswig-holsteinische Frage zum Gegenstand hatte und worin das Unrecht seinen eigenen Herrn so glänzend geschlagen hat, füllt in der Londoner „Times“, einem Blatt von ungeheurem Format, nicht weniger als 40 enggedruckte Spalten! Wenn die furchtbare Drohung der Schrift, daß am jüngsten Tage über jedes unnütze Wort Rechenschaft gegeben werden müsse, nur halbwegs wörtlich zu nehmen ist, dann können sich, wenn die englischen Parlamentsmitglieder an die Reihe kommen, die übrigen Auferstandenen einstweilen wieder niederlegen!

Ein interessanter Bienenstock, und zwar im Zimmer, zieht seit einiger Zeit viele Zuschauer nach der Wohnung eines Bienenliebhabers in Hamburg. Der den Schwarm enthaltende Kasten ist in eine Fensterscheibe eingefügt und hat ein Flugloch nach außen. Rückseite und Deckel sind von Glas, so daß man die Bienen in ihrer Thätigkeit auf's Beste beobachten kann. Namentlich bei schönem Wetter schwärmen sie munter aus, und kehren mit Wachs und Honig beladen zurück. Ihre emsige Arbeit, in der sie sich durch die Beobachtung durchaus nicht stören lassen, bietet einen Einblick in das Treiben der Thierwelt.

(Wie man eine Antwort erzwingt!) Jemand, der von seinem Rechtsanwalt (in Glogau) in einer diesem übertragenen Processache auf alle Anfragen keine Erwiederung bekommen und nichts sich rühren sah, schrieb einen schwarzen Siegel an dessen Frau, ihr wegen des Ablebens ihres Gatten Beileid bezeigend — denn nicht anders könne man sich das tiefe Schweigen erklären. Binnen 24 Stunden war Antwort da.

Ich lasse dich einsperren, Johann, rief ein Geizhals. Ich bitte, nur nicht in den Geldkasten, bat dieser, sonst komme ich bei Ihrem Leben nicht mehr heraus.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Köhler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 120. Donnerstag, den 6. October **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

Eines Tages besuchte Henry statt des Vaters die Börse. Neuberg konnte nur einen Mann schicken, der in die traurigen Geheimnisse des Vaters eingeweiht war. Jetzt galt es mehr zu horchen, als zu handeln. Man kannte den Sohn des Banquiers; die Sensale drängten sich zu ihm und boten Geschäfte an. Die Börsenwelt schien noch keine Ahnung davon zu haben, daß es mit Neuberg mißlich stand.

„Wo ist Ihr Vater, Herr Neuberg?" fragte ein geachteter Banquier den jungen Mann.

„Er befindet sich unwohl."

„Bedauere," flüsterte geheimnißvoll der Banquier; „ich könnte ihm einen Vorschlag machen, der, wenn er sofort angenommen wird, Gewinn bringt. Meine eigenen Mittel reichen nicht aus."

„Was ist es?"

Der Banquier nannte gewisse amerikanische Papiere, die für den Augenblick schlecht standen, binnen Kurzem aber sich bedeutend heben würden, wofür er Gründe angab.

„Fragen Sie an, ob Sie kaufen sollen. Morgen ist es zu spät."

Henry wollte einen Boten abschicken.

„Kaufen Sie nicht!" raunte ihm eine Stimme zu.

Vor dem Ueberraschten stand ein kleiner Herr in feiner, eleganter Toilette.

„Warum?"

„Alles, was von Amerika kommt, ist unsicher und diese Papiere zumal."

Henry glaubte die Stimme des Herrn zu kennen. War auch heute das Gesicht glatt rasirt, trug er auch moderne Kleider — die kleine Gestalt und die Stimme erinnerten doch lebhaft an den grauen Mann mit dem Dunkerhute.

„Mein Herr, ich bitte Sie um eine Unterredung."

„Ich stehe zu Diensten."

Der aufgeregte Henry zog den Fremden aus dem Gedränge fort hinter einen der großen Pfeiler, der vor neugierigen Lauschern schützte.

„Sie lassen mir heute zu zweiten Male eine Mahnung zugehen, mein Herr, und ich weiß nicht, wem ich dafür zu danken habe . . ."

Der Fremde stutzte.

„Zum zweiten Male? Ich wüßte wahrlich nicht . . ."

„Denken Sie an Hedwig!"

Der kleine Mann vermochte nicht seine Ueberraschung zu unterdrücken.

„Man sagte mir, Sie wären der Sohn des Herrn Neuberg . . ."

„Henry Neuberg Und wer sind Sie?"

Eine plötzliche Veränderung ging mit dem Fremden vor: seine schmalen Lippen zuckten und seine großen Augen schossen Blicke des Zorns.

„Herr Neuberg," flüsterte er mit bebender Stimme, „es hat sich ein Gerücht verbreitet, wonach Ihre Verbindung mit der Tochter des Barons von Geyer bevorsteht."

Henry erröthete.

„Ein Gerücht? Ich begreife nicht, wie man von Dingen sprechen kann . . ."

„Die noch Geheimniß sind oder doch bleiben sollen. Sie hören, daß ich gut unterrichtet bin. Wehe der armen Hedwig; aber drei Mal Wehe Ihnen, wenn Sie einen Schurkenstreich begehen! Hätte ich an jenem Abende

Digitized by Google

gewußt, als der Zufall mich Ihnen entgegenführte, ich würde nicht an Sie, sondern an Hedwig . . .“

„Genug, mein Herr! Wir müssen uns verständigen,“ unterbrach ihn Henry, indem er die Hand des Fremden ergriff und ihn mit sich fortzog in einen Winkel. „Sie spielen eine seltsame Rolle,“ sagte er hier, „eine Rolle, die mich hindert, Ihnen volles Vertrauen zu schenken. Wenn ich die Maske bedenke, unter der Sie an jenem Abende sich mir näherten, wenn ich Sie heute betrachte in der modernen Kleidung an der Börse . . .“

„Junger Mann, betrachten Sie nicht meine Kleider, werfen Sie einen Blick auf mein graues Haupt, in mein durchfurchtes Gesicht, und dann fragen Sie sich, ob Sie mir Ihr Vertrauen entziehen können. Sie lächeln mißtrauisch — wohlan, so muß ich Ihnen andere Beweise liefern. Ich habe Sie vor dem Ankaufe der Papiere gewarnt, weil Ihr Vater den Verlust nicht verschmerzen kann, der ihn sicher nach Abschluß des Geschäfts trifft. Ihnen sage ich, daß ich den Zustand des Hauses Neuberg genau kenne. Neuberg ist dem Untergange nahe.“

„Mein Herr! Mein Herr!“

„Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß man von Ihrer Verbindung mit dem Fräulein von Geyer Rettung hofft. Doch, ehe ich fortfahre, beantworten Sie mir die Frage: Gehorcht der Sohn dem Vater, oder liebt er jene blendende Schönheit, während er mit der armen Krämerstochter Kurzweil treibt? Antworten Sie offen und ich kann Ihnen ein mächtiger Freund werden.“

„Mein Herr,“ stammelte Henry, „ich liebte Hedwig, ehe das Heirathsproject entstand — ich liebe sie noch und werde mich nur mit blutendem Herzen von ihr losreißen.“

Das Gesicht des Fremden ward wieder freundlicher; er sah lange den bewegten Henry an, dann murmelte er, als ob er zu sich selbst spräche:

„Das Geld, das Geld! Ihm sollen wiederum zwei Menschen geopfert werden! Und Neuberg, der brave Geschäftsmann, bringt seinen Sohn auf den Geldmarkt!“

Er reichte dem jungen Manne die Hand und sagte wohlwollend:

„Ich weiß die Kindesliebe zu schätzen — betrachten Sie mich als Ihren zweiten Vater! Und nun hören Sie mich an: bleiben Sie Ihrer Hedwig treu, die Sie innig liebt, und das Haus Neuberg wird nach der schweren Krisis zu neuem Glanze erblühen. Der Baron gehört jener Klasse von Leuten an, die einen schimmernden Firniß über ihre morschen Verhältnisse zu ziehen verstehen — er gehört zu jenen Börsenmännern, die mit den Summen Anderer arbeiten und von dem Marke der sogenannten kleinen Leute zehren. Jetzt greift er nach dem Marke Neuberg's — das ist die Lösung des Räthsels.“

„So wird das eintreffen, was ich gefürchtet habe!“ rief Henry. „Aber, mein Herr, warum eröffnen Sie sich nicht meinem Vater?“

Der Fremde lächelte schmerzlich.

„Ihr Vater wird mir nicht glauben, wird mich abweisen. Ich kann nicht unmittelbar, ich kann nur mittelbar auf ihn einwirken. Und dies soll durch Sie geschehen, durch Sie, der Sie Hedwig lieben. Aber schweigen Sie, schweigen Sie wie das Grab — weder Ihr Vater, noch Hedwig darf wissen, daß wir gemeinschaftlich handeln. Ist die Krisis vorüber, so trete ich offen auf. Staunen Sie nicht, wenn Sie mich wieder in meinem grauen Rocke sehen — aber stellen Sie sich auch, als ob Sie den Mann in den modernen Kleidern nicht kennen. Der geringste Argwohn, der erregt wird, würde Ihnen schaden. Indem Sie Ihr Glück befördern, befördern Sie das Hedwig's. Jetzt gilt es, einige Speculationen Ihres Vaters zu unterstützen. Noch hat das Haus Neuberg Credit und Ansehen — benützen wir Beides.“

„Wie, aber wie?“

„Neuberg braucht Geld, um seine Kasse zu füllen. Diesem Bedürfnisse muß zunächst genügt werden. Haben Sie Vollmacht zu agiren?“

„Ja, mein Herr!“

Einige Secunden gingen vorüber, welche offenbar die beiden Männer aufgesucht hatten.

„Wir werden beobachtet,“ flüsterte der kleine Mann; „gehen wir weiter und geben wir uns den Anschein, als ob wir gewöhnliche Geschäfte verhandelten.“

Digitized by Google

In dem nun folgenden Gespräch entwickelte der Fremde einen Plan, der, so kühn er auch war, dem jungen Mann einleuchtete. Der Verfasser will den Leser nicht einweihen in die trockenen Speculationen, er behält es sich vor, die Resultate derselben später mitzutheilen. Henry war ein junger, feuriger Geschäftsmann, er war auch ein glühender Liebhaber, und man kann sich nicht wundern, wenn er auf Alles einging, zumal da es galt, die fast fieberhaften Anstrengungen seines Vaters zu paralysiren und die traurigen Verhältnisse des Barons von Geyer aufzudecken. Die Ehre des Hauses stand im Falle des Mißlingens nicht auf dem Spiele, kaum ein Verlust, höchstens kein Gewinn.

Eine Stunde vor Ablauf der Börsenzeit waren die Agenten Neuberg's thätig; sie kauften auf Rechnung des renommirten Bankhauses Papiere, die längst nur einen geringen Werth hatten. Ueber die Kaufsumme wurden Wechsel ausgestellt, die man lieber nahm, als jene Papiere.

„Gut, recht gut," sagte am zweiten Tage der Fremde, der kein Anderer war als Gotthelf Jonas; „die Papiere sind heute schon um 6 Procent gestiegen — wir werden sie mit 25 Procent, vielleicht auch mehr, verkauft haben, wenn die ausgestellten Wechsel zahlbar sind. Sehen Sie, das konnte nur mit dem Credite Ihres Vaters bewirkt werden."

„Wie sind Sie auf diese Idee gekommen?"

„Ich habe sie aus einem andern Erdtheile mitgebracht," antwortete Gotthelf Jonas, schlau lächelnd. „Und somit glaube ich Ihnen den ersten Beweis geliefert zu haben, daß ich Ihr Vertrauen verdiene."

„Mein Herr, Sie arbeiten ohne Lohn ..."

„Wähnen Sie das nicht, mein junger Freund! Wird Hedwig glücklich, so habe ich 100 Procent gewonnen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Deutschen in Brasilien.

(Schluß.)

Was nun hier unser wackerer und verständiger Landsmann namentlich über den für jeden Freund unseres Volkes so interessanten Ansiedlungsbezirk von S. Leopoldo mittheilt, wird von Gerstäcker im Wesentlichen bestätigt. Dicht an der genannten Stadt, sagt dieser, beginnen schon die Kolonien, und die Deutschen haben dort wahrlich bewiesen, daß sie Geschmack in der Anlage ihrer Wohnungen hatten, so freundlich und oft sogar recht malerisch liegen die kleinen, aber bequem und gut gebauten Holzhäuser zwischen einzelnen Palmen und Pinien, sowie einem ganzen Walde von fruchtbedeckten Orangebäumen. Die Leute haben allerdings auf diesen Ansiedlungen schwer arbeiten müssen, und es hat sie sauern Schweiß gekostet, diese Wälder auszurotten; auch mußten sie besonders im Anfange mit vielen Uebelständen kämpfen, wovon die damalige Revolution nicht der geringste war; jetzt aber scheint es doch, als wenn sie das Alles überstanden hätten und nun in diesem reichen und fruchtbaren Lande ernten dürfen, was sie gesäet haben. Ebenso muß das dortige Klima im Ganzen gesund sein; denn noch leben viele von jenen ersten Kolonisten, die doch schon vor 34 Jahren herüber kamen und hart gearbeitet haben, und ihre Kinder haben dicke rothe Backen und von Gesundheit strotzende Gesichter. — Die von der kaiserlichen Regierung zur Kolonisation des Landes seiner Zeit ausgegangenen Pläne waren human und vernünftig, auch hatten sie nicht nur die Hebung des eigenen Landes, sondern auch die Wohlfahrt der herbeigezogenen Einwanderer im Auge. Wohl sind einzelne Mißgriffe gemacht worden, aber zweifelsohne nicht in böser Absicht. So war es immerhin ein verfehlter Versuch, das bei Rio de Janeiro gelegene Petropolis, eine eigene Besitzung des Kaisers, zu einer deutschen Kolonie mit Landbau umzuschaffen, wozu trotz des vortrefflichen Klima's das bergige Terrain sich nicht im Geringsten eignete. Die dorthin gebrachten Deutschen hatten sich aber dessen unerachtet über Nichts zu beklagen; sie befinden sich vielmehr, von der Regierung auf jede mögliche Weise unterstützt, nicht nur wohl und in guten Umständen, sondern sie wissen auch von dem humanen und liebenswürdigen Benehmen des Kaisers, Dom Pedro's II., selber zu erzählen, der gern unter ihnen lebt und jeden Sommer in Petropolis zubringt. Er scheint sich dort

Digitized by Google

nicht allein wohl, sondern auch so sicher zu fühlen, daß er vor seinem Palaste nicht einmal eine Schildwache duldet und auf seinen Spaziergängen jedem Bittsteller, oder Jedem, der sich ihm sonst nähern will, auf das Freundlichste zugänglich ist — ein gewaltiger Unterschied mit dem republikanischen Präsidenten Castilla von Peru, der von seiner Sommerwohnung aus kein Seebad zu nehmen wagt, ohne eine halbe Compagnie Soldaten mit geladenen Gewehren zu seinem Schutze um sich zu haben, und selbst auf der Eisenbahn sein Coupé durch einen Waggon von Bewaffneten von dem übrigen Zuge getrennt hält, und, kann man beifügen, auch ein weiterer Beweis dafür, wie glücklich in dieser bis jetzt einzigen, aber constitutionellen Monarchie Amerika's die Zustände sind, im Vergleich mit den ewig schwankenden oder gräßlich zerrütteten Verhältnissen der Freistaaten im Norden und Süden des genannten Welttheils. Lassen wir hierüber zum Schluß auch noch den Kolonisten Georg sprechen. Der jetzige Kaiser, rühmt derselbe, ist ein besonders kluger und umsichtiger Herr; er benützt seinen persönlichen Einfluß nur dazu, um zwischen seinem Reichstage und seinen diesem verantwortlichen Ministern wo möglich gute Beziehungen, und so dem Lande Frieden, Ruhe und Zufriedenheit zu erhalten; er mäßigt den Eifer der Einen und der Anderen und sucht den Wünschen des Volkes alle Rechnung zu tragen. Er ist ein Vater der Armen, ein gelehrter Mann, der Künste und Wissenschaften nicht blos unterstützt, sondern sie selbst treibt und versteht, und an dem jede nützliche Unternehmung einen eifrigen Beförderer findet. Zwei Mal in der Woche gibt er an bestimmten Tagen Audienz, zu der jeder Mensch im einfachsten Anzug ohne alle Förmlichkeit gehen kann, und wo er geduldig und aufmerksam die Wünsche jedes Einzelnen anhört und nach Möglichkeit befriedigt. Der Kaiser ist von mütterlicher Seite ein Deutscher*) und sieht auch sehr weiß und blond aus; er ist ein schöner, großer Mann. Die Kaiserin Therese ist eine neapolitanische Prinzessin und als eine unermüdete Wohlthäterin im ganzen Lande beliebt. Das kaiserliche Paar hat zwei Söhne in früher Jugend verloren; der Thron geht daher auf die älteste der zwei Prinzessinnen, Isabella (jetzt kaum 16 Jahre alt) über. Man rühmt an der Kronprinzessin hervorragende Gaben des Geistes und Herzens, Erbstücke ihrer erlauchten Eltern.

*) Als Sohn einer Prinzessin von Leuchtenberg.

Landwirthschaftliches.

In England hat man mit Erfolg versucht, die Bienen in ihren Körben durch Chloroform zu betäuben, wenn man die Körbe leeren will. Ein solcher Korb wird zur Abhaltung des Lichtes mit einem Tuche behangen und das Chloroform eingetröpfelt. Sobald man bemerkt, daß sich die Bienen ruhig verhalten, kann man sie ohne alle Gefahr leicht in einen anderen Korb übersiedeln, in welchem sie am anderen Morgen alle wieder erwachen und munter ihre Wohnung umschwärmen.

Verschiedenes.

Ein Brauer in Regensburg kündigte sein Bier unter dem Titel: „Bier, das alle Wünsche befriedigt," an. Ein Schneider ging hin, trank zwei Maß, fand es vortrefflich und sagte: „Alle Wünsche befriedigt das Bier, Herr Brauer?" „Ja," sagte der Brauer lachend. „Nun, so wünsche ich, es nicht zu bezahlen." Der Brauer lachte und erließ dem Schneider die Zeche.

Charade.

Die Erste findest du als Fluß.
Die Andre lächelt ihren Gruß,
Wenn grün geschmückt
Sie deinen Blick entzückt.
Das Ganze such' im Bodensee,
Räthst einen Fisch? O weh! —

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 122. Dienstag, den 11. October **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

„Doch benützen wir die kurze Abwesenheit meines Vaters," fuhr Henry rasch fort. „Hedwig, wie kommst Du zu den Papieren des Barons?"

„Ich weiß es nicht!" versicherte sie treuherzig. „Vater ist krank . . ."

„Kennst Du den Sohn des Barons, Alfred?"

„Nein!"

„Hedwig! Hedwig! Du kennst Alfred v. Geyer . ."

Schmerzlich berührt, entzog sie ihm ihre Hand.

„Du glaubst mir also nicht!" hauchte sie mit bebenden Lippen.

„Alfred wollte seine Cigarren mit einem Ducaten bezahlen . . ."

„Ich kenne den Mann nicht, der sich unverschämt gegen mich benommen hat. Und wenn er der Sohn des Barons von Geyer ist . . ."

„O, verzeihe meiner Liebe, Hedwig!" rief der junge Mann. „Ich wollte Dich wahrhaftig nicht kränken. Hast Du den kleinen Mann wiedergesehen?"

„Nein!" antwortete sie, ihren Schmerz bekämpfend.

„Und Dir ist nicht bekannt, wie Dein Vater zu den Wechseln gekommen ist?"

Sie verneinte es.

„Mein Gott," rief sie aus, „hält man uns denn für Betrüger?"

„Nicht Mißtrauen in den braven Lewes leitet meinen Vater, wenn er sorgfältig verfährt, sondern das Mißtrauen in den Baron."

„Dann freilich ist mein armer Vater wiederum getäuscht. Er hat große Hoffnung auf den Verkauf gesetzt."

„Hedwig," sagte Henry eifrig, „Du bist meine Braut, Du bist meine Verlobte — ich lasse nicht von Dir, und wenn sich Himmel und Hölle mir entgegenstellt — nimm diese 1000 Thaler in Gold — Du kannst sie von mir nehmen — Du mußt sie nehmen — sage Deinem Vater, was Du willst, aber gib ihm diese kleine Summe, damit er seiner Noth ein Ende mache — hier! hier!" Er ergriff eine von den Geldrollen, die auf seinem Pulte lagen. „Gestatte mir, liebe Hedwig, daß ich meine innige Liebe einmal durch die That beweisen kann. Es hat mich stets schmerzlich berührt, wenn ich von dem Kampfe Deines Vaters mit den lästigen Verhältnissen hören mußte und nichts thun konnte. Jetzt weißt Du, wer ich bin — ich segne den Zufall, der Alles so gefügt hat — kränke mich nicht, nimm den Mammon und beruhige Deinen Vater!"

Henry hatte die Rolle in das Saffiantäschchen geschoben, das Hedwig an einer Stahlkette im Arme trug. Sie konnte und wollte es auch vielleicht nicht verhindern.

„Nun," fügte Henry hinzu, „mag mein Vater die Papiere kaufen oder nicht!"

Der Zufall, den der junge Mann soeben gesegnet hatte, spielte tückisch dem jungen Pärchen einen schlechten Streich. Ein Commis öffnete die Thür und Albertine von Geyer, in prachtvoller Sommertoilette, trat lächelnd ein.

„Also hier, in dem Heiligthume des unbeständigen Gottes Merkur, muß man Herrn Henry suchen, wenn man ihn einmal sehen will!" rief sie aus. „Wahrlich, der Gott scheint die Unzuverlässigkeit auch auf seine Priester übertragen zu haben, die der Cultus

Digitized by Google

dergestalt beschäftigt, daß sie die übrigen Sterblichen vergessen."

Henry, unangenehm überrascht, verneigte sich ceremoniell. Albertine reichte ihm die zarte Hand, die er, um keinen Anstoß zu geben, nachlässig an seine Lippen zog.

„Das staubige Cabinet, mein Fräulein, ist so wenig geeignet, eine Dame zu empfangen, daß ich Sie bitte, in das angrenzende Zimmer meines Vaters zu treten."

Albertine hatte sich umgesehen.

„Da ist ja schon Damenbesuch!" rief sie überrascht.

Dann brachte sie ihr goldenes Lorgnon an das Auge und betrachtete die tief erröthende Hedwig.

„Mademoiselle ordnet ein Geschäft mit dem Vater, der sogleich zurückkehren wird."

„Henry!" rief Albertine lächelnd und indem sie mit dem Elfenbeinfächer drohte, der zugleich als Sonnenschirm diente.

Henry blickte die Dame fragend an.

„Die hübsche Clientin könnte mich eifersüchtig machen."

„Mein Fräulein," stammelte der bis zum Tode Erschreckte.

Sie neigte sich vertraulich an sein Ohr.

„Erröthen Sie nicht, ich scherze nur! Zwar kenne ich Ihren Schönheitssinn, aber ich mißtraue meinem Verlobten nicht."

Albertine hatte zwar leise gesprochen, aber Hedwig hatte jedes ihrer Worte verstanden.

In diesem Augenblicke trat Herr Neuberg ein. „Ah, meine reizende Schwiegertochter!" rief er aus. „Sie suchen den Vater?"

„Halb und halb!"

„Er hat mich vor einer Stunde verlassen."

Der arme Henry stand wie auf Kohlen. Gern hätte er Hedwig einen Wink gegeben, aber der Vater verhandelte mit ihr.

„Ihren Arm, Henry!" sagte Albertine. „Ich habe Ihnen einige Mittheilungen von Wichtigkeit zu machen."

„Sie haben doch nicht vergessen, daß der Ball aufgeschoben und nicht aufgehoben ist?"

„Nein, nein, Fräulein!"

„Ein bal champêtre bei diesem himmlischen Wetter! Wir haben einen tropischen Himmel und der Park des Herrn Neuberg ist wahrhaft englisch . . ."

Henry führte die Schwätzerin, um sie zu entfernen, in das angrenzende Zimmer, wo Madame Neuberg sich befand. Er wollte sie der Mutter übergeben.

Herr Neuberg beschäftigte sich mit der bestürzten Hedwig, die am ganzen Körper zitterte.

„Mademoiselle, ich habe Gründe, mit dem Herrn Baron von Geyer zuvor Rücksprache zu nehmen, ehe ich die Wechsel ankaufe. Vertrauen Sie sie mir bis diesen Abend an. Doch Eins möchte ich von Ihnen noch erfahren. Hat der junge Baron, Alfred von Geyer, Zutritt in Ihrem Hause? Warum zittern Sie? Warum schlagen Sie die Blicke zu Boden?"

„Behalten Sie die Papiere!" stammelte Hedwig. „Mein Vater mag kommen, um das Geschäft mit Ihnen zu ordnen. Ich vermag es nicht, Ihnen Auskunft zu geben."

„Gut, so erwarte ich den Vater," antwortete der mißtrauische Banquier.

Er verneigte sich kurz, als Zeichen, daß die Unterredung zu Ende sei. Dann trat er an sein Pult, um die Papiere zu verschließen, die er für ein Fabrikat des leichtsinnigen Alfred hielt.

Hedwig schwankte der Ausgangsthür zu. Mit zitternder Hand holte sie die Geldrolle aus ihrem Täschchen hervor und wollte sie im Vorübergehen auf Henry's Pult legen, da sie es nicht über sich gewinnen konnte, eine Unterstützung von dem Verlobten des Fräuleins von Geyer anzunehmen. Das Geld brannte wie Feuer in ihrer Hand. Ehe sie jedoch ihre Absicht erreicht hatte, sah der Banquier zur Seite.

„Was ist das?" rief er auffahrend.

Die arme Hedwig sank fast zu Boden. Die Rolle entglitt ihrer bebenden Hand und fiel auf den Sessel, der neben dem Pulte stand. Neuberg bemächtigte sich ihrer.

„Tausend Thaler in Gold!" rief er. „Dort liegen ähnliche Summen. Diese Kühnheit von einem jungen Mädchen!"

(Fortsetzung folgt.)

Caspar Netscher's Brautwerbung.

(Schluß.)

Mit geflügelten Worten erzählte der junge Mann dem zitternden Mädchen Alles, was

Digitized by Google

sich zugetragen, und Fanchonette, so hieß seine Retterin, hatte ein gutes Herz und glaubte ihm. Das war des Malers Glück. — Nun handelte es sich darum, den Verfolgten zu verbergen, und mit jungfräulicher Scham auf den Wangen gestand ihm Fanchonette, daß sie nur eine Dienerin im Hause sei, nämlich das Kammermädchen der Gräfin d'Ancre, und sie keinen Platz wüßte, ihn zu verbergen, als in dem kleinen Verschlag neben ihrem Zimmer. „Aber," setzte sie mit hoher Gluth auf den Wangen hinzu, „das Closet kann nicht verschlossen werden." — Der Künstler verstand diesen kleinen Kampf im Innern der Jungfrau. — „Ihr habt mir das Leben gerettet," erwiederte er, indem er dem Mädchen die Hand reichte, „und habt bisher meinen Worten geglaubt, so glaubt mir nun auch, daß ich in diesem Verschlage tausend Meilen von Euch weile und nehmt mein Ehrenwort darauf." Fanchonette legte schüchtern ihre niedliche Hand in die dargereichte Rechte und der Vertrag war geschlossen.

Auf diese Weise brachte der Maler acht Tage zu, bis es endlich Fanchonette gelungen war, bei dem Gouverneur von Bordeaux eine Audienz zu erhalten. Sie bat um die Freiheit ihres Gefangenen und der Gouverneur bewilligte sie. — „Gedenket bei Eurer Hochzeit meiner," sagte der Gouverneur lächelnd beim Abschiede. — „Excellenz," sagte Fanchonette tief erröthend, „ich habe nicht um das Leben meines Geliebten gebeten, denn der Maler ist es nicht. Caspar Netscher ist zu gut für eine Dienerin." — „Nun, erzürnt Euch nicht," sagte der Gouverneur lächelnd, „die Maler haben gute Augen und Ihr seid schön. Grüßt mir den Holländer, und nun Gott befohlen!"

Caspar Netscher war frei, ganz frei — — — und doch war er mehr denn je ein Gefangener, denn er lag in den sanften Fesseln der Liebe. Der alte Gouverneur hatte doch Recht: die Maler haben gute Augen und Fanchonette war schön, sehr schön und deßhalb auch vierzehn Tage später — Caspar Netscher's Frau. —

Netscher ging nicht nach Italien und kam auch nie hin, sondern reiste direct mit seiner jungen reizenden Frau nach dem Haag zurück. — „Ah, Netscher war in Italien gewesen," sagte der berühmte Maler Georg Dow scherzhaft und alle Welt sagte es ihm nach. — „Nein," erwiederte Netscher, „der Caspar war nicht in Italien gewesen, aber er hat sich sein Italien mitgebracht," und dabei blickte er mit schalkhafter Zärtlichkeit auf sein schönes Weib.

Netscher's ausdrucksvollstes Bild ist die „Mätherin," welche der „Dresdener Gallerie" angehört; brauche ich dem Leser das Original zu verrathen? Gewiß nicht, denn

„Netscher war nicht in Italien gewesen,
aber er hatte sich sein Italien mitgebracht."

Literatur.

Wir wollen nicht unterlassen, auf ein für alle Haushaltungen sehr nützliches und brauchbares Wirthschaftsbuch (nicht blos Kochbuch) hinzuweisen, dessen etwas umfangreicher Titel unten folgt.*) — Auf 242 Seiten finden sich hier 530 erprobte und versuchte Mittel, Recepte und Winke aller Art, aber sorgfältig systematisch geordnet und daher leicht auffindbar, um schmackhafte Gerichte zu bereiten (Kochrecepte Nr. 1 — 271), — practische Rathschläge für Haushalt, Garten und Oeconomie (Nr. 272 — 435), — endlich vermischte Winke und Fingerzeige zu hunderterlei häuslichen Zwecken und Vortheilen (Nr. 436 bis 539). Wir können versichern, daß hier viele neue öconomische Belehrungen von durchweg practischer Natur geboten werden und empfehlen darum das Buch mit Ueberzeugung jedem Haushalte, wo Sparsamkeit, Ordnung und Behaglichkeit regieren. Es verdient studirt zu werden, weil seine Winke Wirk-

*) Benutze Alles und laß in der Wirthschaft nichts umkommen! Oder wie man aus den Resten der Mahlzeiten schmackhafte Gerichte noch mals und mit aller Nettigkeit auf den Mittags- und Abendtisch bringen kann. Nebst practischen Vorschlägen zur bedeutenden Ersparniß in jedem Artikel des hauswirthschaftlichen Bedarfs, denen zugleich bei erhöhter Behaglichkeit die Hauswirthschaftspflichten vereinfacht, der Gewinn der Arbeit vermehrt und der gesammte Aufwand einer Familie um den vierten Theil verringert werden kann. In langjähriger Erfahrung gesammelt und herausgegeben von Herrmann und Sophie Körner. 1. Bd. 30 kr.

lichkeiten, seine Recepte Werthzeichen sind, die einer allgemeinen Nutzanwendung nicht entgehen dürfen.

Lesefrüchte.

Laß ruhig fließen
Der Thränen Lauf,
Die Blumen sprießen
Im Regen auf.

Nur von Demjenigen können wir sagen, daß wir ihn ganz kennen, den wir im Glück und Unglück genau zu beobachten Gelegenheit hatten.

Verschiedenes.

(Der deutsche Bauer.) Im dreißigjährigen Kriege griff eine Streifpartei einen Bauer auf, der ihr den Weg nach dem Bodensee zeigen mußte. Unterwegs fragten ihn die Reiter, ob er schwedisch oder kaiserlich sei. Er aber gedachte: Sagst Du kaiserlich, so geben sich diese für schwedisch aus und prügeln Dir den Buckel blau; sagst Du aber schwedisch, so widerfährt Dir's abermal, antwortete deßhalb, „er wisse es nicht." — „Schelm," sagte ein Reiter zu ihm, denn damals waren wenig redliche Leute, weil die Soldaten die Bauern Schelme nannten, daß sie es hörten, und hingegen die Bauern die Soldaten Diebe schalten, wenn sie es nicht hörten, „Schelm, Du wirst wissen, wem Du angehörst!" „Nein, Ihr Herren," antwortete der Bauer, „das ist ohne Gefahr nicht zu sagen, ich sei denn auf meinem eigenen Miste." Darauf sagte der Offizier: „Wenn Du mir die Wahrheit bekennst und sagst, wie es Dir um's Herz ist, so will ich Dich gleich Deines Weges laufen lassen, wenn nicht, so mußt Du im Bodensee ohne alle Barmherzigkeit ersaufen." Der Bauer nahm den Offizier beim Wort, und auf dessen Zusicherung, „ein Schelm, der sein Wort nicht hält," antwortete der Bauer: „Ich wollte, die kaiserlichen Soldaten wären eine Milchsuppe, so groß wie der Bodensee, und die schwedischen wären die Brocken darin, alsdann möchte der Teufel sie mit einander auffressen." Das gab ein Gelächter und dem Bauer wurde die Freiheit.

(Affiffen der Haute-Loire.) Der erst kürzlich verheirathete Schlosser Dufau traf, als er eines Abends unvermuthet früh nach Hause kam, seine Frau mit deren Geliebten an einem mit Flaschen besetzten Tisch. Während sich Dufau auf den Mann stürzte, eilte die schuldige Frau an's Fenster und rief „Räuber und Mörder". Ihr Mann zog sie mit Gewalt zurück, fiel dann von Neuem über den Verführer her, übermannte ihn, schleifte ihn zum Fenster und warf ihn hinunter auf die Straße. In Folge mehrerer Schädelbrüche erfolgte nach wenigen Tagen der Tod. Das Verdict der Jury lautete: Nichtschuldig.

Ueber den Niagara-Fall stürzen sich jede Stunde 90—100 Millionen Tonnen Wasser.

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9.
Verantwortung ist das Schwarze meiner Bahn,
„Red' und Handlung" zeigen meinen Namen an.

4. 3. 3. 7. 6. 7 8. 9.
Idenlisch mit dem Wörtchen „und"
Schließ' ich mit „ab" nie einen Bund.

9. 4. 1. 1.
Kein Mensch vermag zu widerstreiten,
Daß ich ein Narr zu allen Zeiten.

1. 2. 4. 5. 6. 7. 8. 9.
Stets der Revolution im Gefolge
Bin schrecklicher und blutiger ich als solche.

6. 8. 3.
Ob groß, ob klein, ob arm, ob reich,
In meinem Arm sind Alle gleich.

1. 2. 3. 2.
Allgemeiner Wohlstand wär' nicht länger mehr Chimäre,
Wenn, wie ein Sprüchwort sagt, ich wirklich Silber wäre.

r.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 123. Donnerstag, den 13. October **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

Hedwig rang mit übermenschlicher Anstrengung nach Fassung. Der Verdacht, den sie auf sich geladen, erfüllte sie mit Entsetzen. Leichenblaß starrte sie den strengen Neuberg an.

„Sie wollten stehlen!“ sagte dieser kalt. „Wahrlich, unter einer so hübschen Maske vermuthet man die Diebin nicht, die unter dem Vorwande, Papiere zu verkaufen, in die Geschäftszimmer geht. Sie begnügen sich mit den Wechseln des Geliebten nicht, der die Unterschrift seines Vaters nachahmt.“

„Heiliger Gott!“ hauchte Hedwig, indem sie sich auf die Lehne des Sessels stützte. „Ich wollte das Geld zurücklegen . . .“

„Nicht übel, mein schönes Kind! Wollen Sie mich glauben machen, daß Sie mir Geld bringen! Die Angst vor der Polizei verwirrt Ihre Sinne — der Vorwand war schlecht, dumm. Meine Augen sind noch gut — ich habe Sie auf der That ertappt, und damit der jugendlichen Verbrecherin das Handwerk gelegt werde . . .“

Er wollte nach der Thüre gehen.

„Bleiben Sie!“ rief Hedwig.

Sie sah verzweiflungsvoll um sich. Ihre Lage, das fühlte sie, war furchtbar. Und Henry kam nicht zurück, um sich ihrer anzunehmen; er allein konnte sie retten. Während sie zur Verbrecherin gestempelt ward, plauderte er mit der eleganten Dame, die man als seine Verlobte bezeichnet hatte. Diese Gedanken durchkreuzten wie Blitze ihren Kopf. Aber zugleich erinnerte sie sich der Worte: „Ich lasse nicht von Dir, und wenn sich Himmel und Hölle mir entgegenstellen!“

Neuberg streckte die Hand aus, um nach dem Glockenzuge zu greifen.

Hedwig wollte es verhindern; sie brach zusammen und sank halb ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.

„Ich bin unschuldig!“ rief sie mit tonloser Stimme. „Bei dem allwissenden Gott, ich bin unschuldig! Der Schein ist gegen mich — ich bin ein ehrliches Mädchen! Sie werden Aufklärung erhalten, Herr Neuberg — ich habe die Hand nicht ausgestreckt nach fremdem Gute . . .“

Weiter konnte sie nicht sprechen; sie sank mit dem Kopfe auf den Sessel. Der leichte Strohhut glitt zu Boden, daß das volle schwarze Haar sichtbar ward. Der schöne Körper bebte wie im Fieber.

„Du spielst Deine Rolle nicht übel!“ rief der entrüstete Banquier. „Die Behauptung ist zu frech, Du habest die Hand nicht ausgestreckt! Soll ich mit einer hartnäckigen Lügnerin Mitleid haben? Ein offenes Bekenntniß hätte mich wohl zur Milde gestimmt — hier ist Nachsicht nicht am Platze, zumal da es sich um eine Wechselfälschung handelt, die meinen Freund betrifft.“

Hedwig hob die todesmatten Arme empor. Ihre wirren Blicke richteten sich nach der Thür. Sie blieb verschlossen.

„Vertheidige Dich vor dem Untersuchungsrichter.“

Hedwig sah noch immer nach der Thür. Da hörte sie das stolze Fräulein mit heller Stimme lachen. Dazu erklangen die glockenreinen Töne eines Flügels, auf dem geschickte Hände präludirten. Die Tochter des Krämers erhob sich, beide Hände auf den Busen gepreßt. Es schien, als habe sich ein Entschluß in ihr gestaltet.

Digitized by Google

„Ich kann nicht anders!“ flüsterte sie. „Mein Herr,“ sagte sie ernst, „ehe Sie einen Schritt weiter gehen, gestatten Sie mir, daß ich . . .“

Sie stockte.

„Was wollen Sie?“ fragte Neuberg gespannt.

Hedwig schwankte wieder. Sie bedachte, daß Henry unschuldig an ihrer gegenwärtigen Lage war, daß er Gründe haben könne, seine Liebe zu ihr geheim zu halten und mit der ohne Zweifel ihm aufgedrungenen Braut nicht zu brechen. Sollte sie das zarte Herzensgeheimniß verrathen, vielleicht zu seinem und ihrem eigenen Verderben? Was würde der strenge Vater beginnen, wenn er die Verirrung seines Sohnes erführe? Konnte er ihn nicht verstoßen? Und sie hatte Geld genommen von dem Geliebten! Geld! Geld! Das war ein gräßliches Wort, ein verhängnißvoller Begriff! Das arme Mädchen kämpfte zwischen Ehre und Liebe. Wohin sollte sie sich neigen? Reinigte sie sich von dem Verdachte des Diebstahls, so erschien sie als die Geliebte, die Geld von dem Liebhaber empfängt. Das war eine trostlose Lage! Wie eine Irrsinnige starrte Hedwig den Banquier an, der mit strengen Mienen vor ihr stand. Sie wußte, daß ihr Schweigen sie dem Gerichte überlieferte — aber durfte sie denn reden? Der Geliebte wußte, daß sie schuldlos war . .

In diesem Augenblicke erschien Henry. Er war rasch eingetreten. In seinen Zügen sprach sich eine ungewöhnliche Erregung aus. Er wollte das Cabinet wieder verlassen, als er Hedwig sah.

„Himmel!“ flüsterte sie bestürzt.

„Bleibe, mein Sohn!“ befahl der Banquier.

„Wo sind die beiden Wechsel?“ fragte der junge Mann.

„Warum?“

„Ich bitte, übergeben Sie sie mir, Vater.“

„Zu welchem Zwecke?“

„Alfred hat eine Thorheit und eine Niederträchtigkeit begangen.“

„Das ist viel!“ rief der Vater. „Worin besteht die Niederträchtigkeit?“

„Daß der junge Baron die Unterschrift seines Vaters nachgemacht.“

„Nicht übel! Mir ahnte so Etwas. Und die Thorheit?“

„Daß er sich die Gunst der spröden Geliebten mit falschen Papieren zu erkaufen gedachte!“

Bei den letzten Worten hatte er einen verachtenden mit Schmerz vermischten Seitenblick auf das junge Mädchen geworfen.

Hedwig schwankte wie von einem jähen Wetterstrahle getroffen. Dieser letzte Schlag schmetterte die von dem schweren Kampfe Erschöpfte zu Boden. Wimmernd glitt sie neben dem Sessel nieder. Dann schloß eine Ohnmacht ihr die Augen.

„Wie lästig!“ sagte Herr Neuberg. „Man schaffe die Person aus dem Hause. Ich fühle mich unwohl bei diesem entsetzlichen Anblicke. Melde es mir, wenn das Cabinet gereinigt ist.“

Der Banquier trat in das Zimmer, das sein Sohn soeben verlassen hatte.

Henry stand neben der leblosen Hedwig. Er wußte einige Augenblicke nicht, was er beginnen sollte. Dann hob er sie empor. Ein unnennbares Gefühl durchschauerte ihn, als er die treulose Geliebte, an der sein Herz in leidenschaftlicher Gluth gehangen, in seinen Armen hielt. Da hatte er die schöne Stirn vor sich, die er für rein gehalten; den schönen Mund, den er so oft, von Schauern der Liebe durchbebt, geküßt; das Auge, das nun geschlossen, in dem er seinen Himmel erblickt! Und diese Stirne, dieser Mund, diese Augen hatten gelogen! Ihm war, als ob er vor Leid und Schmerz vergehen müsse. Seine Thränen fielen auf ihre Wangen. „Daß ich mich so täuschen mußte!“ rief er aus. „Und ich habe sie so vertrauensvoll geliebt!“

(Fortsetzung folgt.)

Luft, Lunge und Leben.

Nicht blos die Windmüller leben von der Luft, sondern wir Alle, es muß nur die rechte, gesunde Luft sein. Wir können halbe und ganze Tage leben, ohne zu essen und zu trinken, aber nicht eine Minute ohne gesunde Luft. Was gesunde, frische Luft ist, weiß im Allgemeinen Jeder; es ist die Luft, die der liebe Herrgott viel über eine deutsche

Digitized by Google

Meile hoch um die Erde herum immerwährend ziehen, treiben, blasen und zuweilen stürmen läßt. Diese Luft erhält sich im Freien immer frisch und gesund, dagegen kann sie von Mauern und Wänden ringsum abgeschlossen, leicht zu wahrem Gifte werden und tödten, als hätten wir ½ Pfund Rattengift verschluckt. Am 2. December 1848 wurden 200 Passagiere auf einem Schiffe zwischen Irland und Liverpool wegen eines Sturmes alle in die enge Cajüte eingeschlossen. Nach kurzer Zeit waren 72 todt und die andern halb wahnsinnig, zerkratzt, blutend aus Ohren, Nasen und Augen, sterbend, erstickend, durcheinander wühlend. Nur durch gewaltsame, rasche Oeffnung der Cajüte wurden die meisten Andern gerettet. Im Jahre 1756 wurden 146 englische Gefangene in Indien bei Calcutta über Nacht fest in eine Höhle gesperrt. Frühmorgens waren sie alle todt bis auf 29, die aber zeitlebens elende, siechе, halbblödsinnige Menschen blieben. Wo viele Menschen in abgeschlossener Luft athmen oder viele Lichter brennen (oder Beides zugleich), wird die Luft immer bald ungesund und endlich tödtlich. Das ist sehr erklärlich. Die freie, gesunde Luft besteht aus einem Viertel Sauerstoff- oder Lebensluft und einem Viertel Stickstoffluft. Das eine Viertel ist in abgeschlossener, von Athmenden gefüllter Luft bald verbraucht und dafür mit giftiger Kohlensäure ersetzt, da jedes athmende Wesen Lebensluft einathmet und durch die Lunge an das innere Leben abgibt, dafür aber giftige Kohlensäure ausathmet. So wird in abgeschlossenen Räumen die Luft bald zu zwei Giften, Stickstoff und Kohlensäure. Die Lunge, aus unendlich viel kleinen Zellen und Löchern bestehend, wie ein feiner Schwamm, würde, glatt auseinander gelegt, 3000 Quadratfuß groß sein. Mit diesen 3000 Quadratfuß Raum kommt die Luft durch Athmen fortwährend in Berührung, entzieht ihr die Lebensluft und gibt Kohlensäure ab, die wir ausathmen. Jeder Mensch athmet in 24 Stunden 800,000 bis 1⅓ Million Cubikfuß Luft ein und mit Kohlensäure wieder aus. Daraus hat man berechnet, daß jeder Mensch, um stets in gesunder Luft zu athmen, stündlich etwa 200 Cubikfuß frische Luft braucht.

Jetzt sollte schon Jeder die Nothwendigkeit der Ventilation einsehen, d. h. solche Einrichtungen, durch welche frische Luft ins Zimmer fortwährend eindringen und die verdorbene abziehen kann, ohne Zug und Kälte zu erzeugen.

Aber: Ventilation bei dieser Kälte! schreien die Leute, bei dem theuern Holze! Erst einheizen und dann die hübsche warme Luft davon jagen und „Zug“ machen und den Schnupfen kriegen und frieren wie'n Hund oder Schneider! Das soll gesund sein? Ne, da lob' ich mir doch 'ne warme Stube, wo Fenster und Thüren ordentlich schließen und wo es so hübsch „mollig“ ist, wie der Berliner sagt.

Aber die Sache ist anders!

Keinen Zug! Keine Kälte! Keinen Schnupfen! Im Gegentheil. Just im Gegentheil. Kalt wird die Luft in der geheizten Stube doch mit der Zeit, wenn der Ofen kalt wird, so fest wir sie auch geschlossen halten. Sie kühlt sich ab an den Fenstern und Wänden, nur daß sie ohne Ventilation verdorben ist und mit der Zeit geradezu Gift wird. Die Ventilation besteht gerade darin, daß wir ohne Zug und ohne Kälte in einer geheizten oder auch ungeheizten Stube vor Wind und Wetter, Kälte oder Hitze geschützt werden und doch immer frische Luft haben. Ein Luftloch irgendwo (am Besten gerade von Außen) unten und ein anderes, diesem gegenüber, oben, das ist die ganze Ventilations-Maschinerie. Das untere Loch können wir im Winter, damit die Kälte nicht geradezu in das Zimmer hineinstürme, durch ein etwa ½ Zoll von der Wand vorgenageltes Blech oder Brett so verdecken, daß die frische Luft sich gleich beim Eindringen nach verschiedenen Seiten vertheilen und mit der warmen mischen muß. Dies kühlt die Luft im Zimmer durchaus nicht mehr ab, als sie sich auch ohne das Loch an den Fenstern und Wänden abkühlen würde. Von „Zug“ bemerkt man dabei gar nichts. Die Wohlthaten dieser Ventilation sind aber so groß, daß sie kaum zu berechnen sein würden. Sie erhöht den Werth jedes Bissen Brodes, den wir essen, befestigt unsere Gesundheit und verlängert unser und unsrer Familie Leben um 50 Jahre (die Familie auf 5 Personen berechnet).

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

(Waschen mit sehr wenig Seife.) Man mischt 4 Loth Terpentinöl mit ½ Loth Ammoniakflüssigkeit (Samiakgeist) flüchtig und geschwind durch Schütteln und schüttet die Mischung in einen Eimer lauwarmen Wassers, in welchem sich ¼ Pfund Seife aufgelöst befindet. Die Wäsche wird in diese Mischung über Nacht eingeweicht und den andern Morgen ausgewaschen. Die zwei Mal ausgewaschene Seife riecht nicht im Mindesten nach Terpentinöl und zeigt sich, selbst wenn sie sehr schmutzig war, vollkommen weiß.

Verschiedenes.

Der Extrazug der Kaiserin Eugenie, mit welchem dieselbe jüngst in Deutschland reiste, besteht nach der „Mittelrh. Ztg." aus neun in einander gehenden Waggons, von denen sieben durch kleine zwischen den Eisenbahnpuffern angebrachte Brücken so verbunden sind, daß man aus einem Waggon in den andern gehen kann. Das Mittelstück bildet ein offener Salon mit Eisengußgallerie. Derselbe ist rund herum mit Gobelins versehen, welche man nach Belieben aufziehen oder vorlassen kann. Seine Thüre ist mit dem Wappen von Frankreich und einer Kaiserkrone in Bronceguß geschmückt. Die Möbel dieses Salons — längs dem Geländer hinlaufende reiche Divans — sind ganz geeignet, um gleichsam im Träumen die rasch dahinfliehenden Landschaften zu überschauen. Rechts von demselben befindet sich das Speisezimmer. Seine Wände sind mit Ledertapeten überzogen; ebenso sind die Stühle von geschnitztem Eichenholz mit Lederüberzug. Ein langer im Fußboden befestigter Tisch, der aufgeklappt werden kann, vollendet die einfache Einrichtung. Hinter dem Speisezimmer befindet sich ein kleines Büffetzimmer mit Vorlegetisch und Vorrathsschränken; dasselbe ist ebenfalls ganz mit gewichstem Eichenholz möblirt. Hinter demselben befindet sich ein einfach eingerichteter Wagen für das Gefolge. Links neben dem offenen Salon befindet sich das Prachtzimmer, welches in Grün und Gold und mit Gobelins, die in der Wand eingelassen sind, verkleidet ist.] Divans, deren Holz vergoldet, und ebensolche Stühle, beide mit reicher Stickerei geschmückt, zieren dasselbe. Die Fensterscheiben sind von geschliffenem Glase und grünseidene Vorhänge fallen darüber herab. Ein reicher Gobelinteppich deckt den Fußboden. Die Außenthüren dieses Wagens sind mit dem kaiserlichen Adler, mit dem Namenszug des Kaisers und mit der Biene — dem Wappen der Bonaparte — geziert. Die Biene ziert sogar die vergoldeten Handgriffe dieses Wagens. Neben diesem Salon befindet sich das mit hellblauem Atlas ausgeschlagene Schlafcabinet des Kaisers und der Kaiserin. Die von Palisanderholz gefertigte Bettlade der Kaiserin erhebt sich kaum anderthalb Schuh über den Boden. Die Kaiserin ist gewohnt, so niedrig zu schlafen, seit sie die Wiege des kaiserlichen Prinzen neben sich stehen hatte und der leiseste Schrei desselben sie aufwecken sollte. Dicht am Schlafzimmer ist die zierliche Toilette, mit befestigten Waschbecken in Sevres-Porzellan, mit geschliffenen Flaschen, Gläsern und Flacons. Hinter dem Schlafcabinet der Kaiserin befinden sich die der Hofdamen. Sodann folgt wieder ein einfach eingerichteter Wagen für die Herren des Gefolges, der nur mit in grauem halbseidenen Stoff überzogenen Sesseln und mit befestigten Klapptischen versehen ist.

Ein Herr saß im Theater neben Jemand, der unaufhörlich plauderte. Lange schon hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, dem lästigen Nachbar sein ungeziemendes, störendes Betragen fühlen zu lassen; als dieser bei einer etwas frappanten Stelle in voller Extase ihm zurief: „Wie gefällt Ihnen die Stelle?" — „Jedenfalls besser als die meinige hier in Ihrer Nachbarschaft!" entgegnete der Befragte in trockenem Tone.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 122: Redaction, Addition, Narr, Reaction, Tod, Rede.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 124. Samstag, den 15. October **1864.**

Vorwärts.

Vorwärts! flüstert's in den Blättern
Bei des Westwinds leisem Wehn;
Vorwärts! hallt's aus Donnerwettern
Nieder von des Himmels Höhn.
Vorwärts rauscht des Baches Welle,
Die zum Weltmeer sehnend eilt,
Vorwärts flammt des Blitzes Helle,
Der die Wolke jäh zertheilt.
Vorwärts! jauchzt des Herzens Stimme,
Wenn's in Liebe heiß erglüht;
Vorwärts! ruft der Held im Grimme,
Wenn er hin zum Kampfe zieht.
Vorwärts! mahnen die Accorde
Der entzückenden Natur;
Vorwärts nach des Jenseits Pforte
Zeigt die große Weltenuhr.
Aus des Todes dunklen Grüften,
Aus der Frühlings lichtem Nahn,
Aus den Wäldern, aus den Lüften
Weht der heil'ge Ruf Dich an. —
Auf denn! ins bewegte Leben
Stürze muthig Dich hinaus;
Vorwärts, vorwärts mußt Du streben,
Ohne Furcht vor Sturm und Graus.
Unerbittlich mußt Du ringen
Mit den Lastern dieser Welt;
Spielend wirst Du sie bezwingen,
Wenn Dein Geist am Vorwärts hält.
Widerstrebe nicht dem Gotte,
Der Dich mächtig vorwärts reißt,
Rückwärts will der Thorheit Rotte,
Ewig vorwärts nur — der Geist.

Geld!

(Fortsetzung.)

Nach einer Minute erwachte Hedwig in Henry's Armen. Ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust.

„Henry! Henry!" rief sie ganz leise.

Erschreckt fuhr sie auf, als sie seine Züge sah. Wie eine Irre raffte sie Hut und Tasche auf und wollte fort.

„Hedwig!" rief er ihr nach.

„Lassen Sie mich ziehen, Herr Neuberg."

„Hast Du diesen Brief geschrieben?"

Er hielt ihr ein Papier vor die Augen.

„Nein!"

„Er ist Hedwig Lewes unterzeichnet."

„Ich habe keinen Brief geschrieben!"

„Von den beiden Wechseln wird in diesem Briefe gesprochen, die Du meinem Vater gebracht."

„Wer gab Ihnen den Brief?" fragte sie mit matter Stimme.

„Die Schwester Alfred's von Geyer."

„Ich habe weder die Kraft, noch den Willen, mich zu rechtfertigen. Mein Herz ist frei von aller Schuld."

„Nur mit einem Worte, Hedwig, erkläre mir den Zusammenhang . . ."

Sie schüttelte das Haupt, indem sie flüsterte:

„Was kann Ihnen an meiner Ehre liegen? Diese wenigstens hätten Sie mir lassen sollen, nachdem Sie mir die Ruhe des Herzens geraubt. Denken Sie an den Fremden!"

Er konnte es nicht verhindern, daß sie durch das Comptoir ging und das Haus verließ.

Hedwig hatte ihn an den Fremden erinnert, den geheimnißvollen Mann, unter dessen Schutze sie stand. Der Schleier ward immer dichter, der sich über den räthselhaften Verhältnissen ausbreitete. Es ließ sich nicht annehmen, daß die Tochter des Krämers zu Mitteln greifen sollte, die ihr Beschützer nicht billigen konnte. Oder sollte der Mann, der eine so seltsame Rolle spielte, das Mädchen

Digitized by Google

zu eigennützigen Zwecken verwenden? Sollte der Zufall eine feine Intrigue entdeckt haben, deren Fäden sich um den reichen Banquier schlangen? Henry rieb sich die Stirn; sein sonst so scharfer Blick vermochte das Dunkel nicht zu durchdringen.

Albertine trat lächelnd aus dem Zimmer.

„Ist's möglich!" rief sie. „Wo ist denn die Schöne, die Geldrollen stiehlt oder stehlen will? Fort, der saubere Vogel ist entwischt. Ihr Vater sagt, die Diebin habe sich Hedwig Lewes genannt — mir ist, als ob dieser Name unter dem Briefe stände, den mein lockerer Bruder von seinem Liebchen erhalten hat. O, sehen Sie doch nach, Henry, Sie besitzen ja das kostbare Document einer rein platonischen Liebe."

„Sie sprechen von einer Diebin, Albertine..."

„Ihr Vater erzählt, daß er ihr eine Geldrolle abgenommen, die sie mit kecker Hand von einem Arbeitspulte geholt habe. Aber was fehlt Ihnen, mein Freund?"

„Nichts! nichts!"

„Sie sind zerstreut, zittern sogar!"

Die Comptoir-Uhr schlug Eins. Das war dem jungen Manne ein willkommenes Zeichen. Er griff nach dem Hute, küßte dem Fräulein flüchtig die Hand und entfernte sich mit den Worten:

„Ich muß zur Börse!"

Albertine sah ihm mit stechenden Blicken nach.

„Zur Börse!" flüsterte sie vor sich hin. „Ah, mein Freund, wenn die Dosis noch nicht stark genug war, werden wir eine zweite mischen, die ihre Wirkung nicht verfehlen soll. Hedwig ist schön, sehr schön — aber ich schlage sie aus dem Felde. Während der Sohn Börsengeschäfte macht, werde ich den Vater unterhalten."

Der Banquier erschien, um das Cabinet zu schließen. Dann führte er seine künftige Schwiegertochter in das Familienzimmer. Sie war eingeladen, den Abend im Landhause zu verbringen.

VI.

Der aufgeregte Henry erreichte die Börse. Agenten und Geschäftsleute aller Art hatten ihn erwartet. Eine halbe Stunde verfloß, ehe er sich den Andringenden entreißen konnte. Dann machte er einen Gang durch den großen, mit Menschen angefüllten Saal. Und alle diese Leute mit den kummervollen, nachdenklichen, begehrlichen und freundlichen Gesichtern — in jedem einzelnen spiegelte sich der Gemüthszustand deutlich ab — alle diese Leute, die wie ein Bienenschwarm summten, daß die hohe Decke das sonderbare Geräusch gellend zurückgab, waren von der Sucht nach Geld beseelt. Erwerben! war das Losungswort. Geld und wieder Geld ward ausgesprochen, wohin man hörte. Henry dachte nicht an Geschäfte; in ängstlicher Hast theilte er das Gedränge und suchte den Fremden. Sein Bemühen war vergebens. An den Platz, den er gewöhnlich einzunehmen pflegte, zurückgekehrt, ward ihm die Nachricht, daß gewisse Papiere tief gesunken seien. Das Haus Neuberg verlor bei der Baisse. Der Verlust schmerzte ihn nicht; er hatte ja mehr, er hatte seine Hedwig verloren. Konnte sie ihm der Fremde noch zurückgeben? Da sah er den Juden, den bekannten Wucherer, der im Kleinen große Geschäfte machte.

„Herr Blumenthal!" rief er ihn an.

„Ihnen zu dienen, Herr Neuberg."

Der Jude, ein freundlicher, kugelrunder Mann mit krausem, pechschwarzem Haupthaare, zog seinen Hut und verneigte sich tief.

„Es sind uns heute zwei Wechsel angeboten, die von Ihnen ausgestellt und von dem Baron von Geyer acceptirt worden..."

„Ich erinnere mich, ganz recht. Der Herr Baron hat 2000 Thaler empfangen."

„Der Vater oder der Sohn?" fragte Henry.

„Der Vater, mein Herr, der Vater. Mit dem Sohne — verzeihen Sie mir, Herr Neuberg — mit dem Sohne mache ich keine Geschäfte. Der Herr Baron brauchte nothwendig Geld und ich habe ihm Geld gemacht. Ich stellte aus, der Herr Baron acceptirte, und es war ein gutes Papier fertig, das ich sofort verkaufte."

„An wen?"

Herr Blumenthal breitete beide Arme aus und zuckte mit beiden Achseln, daß der dicke Kraushopf fast verschwand. „An wen, ja an wen!" sagte er lachend. „Ich weiß nur, daß der Käufer ein kleiner, zarter, alter vornehmer Herr war, der sich für den Baron interessirt. Hier an der Börse ist das Ge-

Digitized by Google

schäft gemacht. Das ging so zu. Ich bot das Papier einem Bekannten. Dieser hatte kein Geld — der Fremde hörte die Verhandlung, er trat heran, prüfte das Papier und lachte. Was kümmert's mich? Am Verfalltage wird sich der Herr schon melden. Das Papier ist gut, Herr Neuberg, der Baron ist ein solider Mann."

„Haben Sie den Fremden nicht wiedergesehen?"

„Nein."

„Ich danke Ihnen, Herr Blumenthal."

(Fortsetzung folgt.)

Luft, Lunge und Leben.

(Fortsetzung.)

Hört, was ein berühmter Physiolog Englands, Henry Lewes (gesprochen: Luiß) in seiner Physiologie des gemeinen Lebens über die Nothwendigkeit der Ventilation sagt.

„Wenn wir dieselbe Luft wieder und immer wieder einathmen, vergiften wir sie allmählig durch beständige Aufnahmung von kohlensaurer Luft. Dadurch hört mit der Zeit der Unterschied von Kohlensäure in dieser Luft und in unserm Körper (dem Blute) auf. Deßhalb kann nun das Blut durch Athmen nicht mehr in arterielles oder Lebensblut verwandelt werden, so daß die Lebensthätigkeit in uns stockt und ohne Zutritt frischer Luft endlich ganz aufhört. Wir ersticken dann. Die verdorbene Luft mag immer noch etwas Sauerstoff oder Lebensluft enthalten, hilft nichts mehr, da sie das Blut, überladen mit giftiger Kohlensäure, beim Athmen nicht mehr aufnehmen kann. In dieser Luft erstickt am Ende jedes Leben ebenso, als wenn man ihm Mund und Nase zuhielte. Trotz der ewig geschichtlichen Schande der schwarzen Höhle von Calcutta (von der oben erzählt) wurden unsere Gefängnisse, Hospitäler, Kirchen und andere öffentliche Gebäude doch ohne Ventilation gelassen, bis Naturgelehrte und Gesundheitsreformatoren Lärm schlugen und den furchtbaren Menschenmord aus Mangel an Ventilation in genauen Zahlen und Thatsachen nachwiesen. Hier nur ein Beispiel.

In der öffentlichen Entbindungsanstalt zu Dublin starben binnen 4 Jahren an 7650 neugeborne Kinder, 2944 während der ersten 14 Tage ihres Lebens. Man brachte im ganzen Hospitale gute Ventilation-Einrichtungen an, und während der nächsten 4 Jahre darauf starben nur noch 279 Kinder. Daraus folgt, daß 2500 Kinder durch die schlechte Luft gemordet wurden.

In England ist gute Ventilation ziemlich allgemein geworden. Sie wird zur Noth sehr gut durch die lebendigen Kaminfeuer ersetzt. Aber die Deutschen (unser Engländer sagt's) sitzen noch Stunden lang in überfüllten Stuben und Kneipen, mitten in so dickem Tabaksqualm, daß man beim Eintreten seine besten Freunde nicht erkennen kann. Die Luft darin ist durch Athmen, schlechten Tabak, Ausdünstungen fauler Stoffe und einen sengenden eisernen Ofen so vergiftet, daß es unmöglich scheint, wie die Leute darin leben, sogar lachen können. Selbst in ihren Familienzimmern athmen diese Deutschen meist eine heiße, stickige, muffige, trockene Luft, so daß der Engländer, eintretend, gapst und das Fenster aufreißt oder wieder davon laufen muß. Allerdings gewöhnt man sich nach einiger Zeit auch an solche Luft, aber mit welchen Lebensverlusten und Gesundheitskosten!

Der Franzose Claude Bernard fing sich unglückliche Spatzen und steckte sie unter eine Glasglocke, um die Folgen dieser schlechten Luft zu beweisen. Der erste Spatz lebte in einer luftdicht verschlossenen Glasglocke, so groß wie ein gewöhnlicher Kanarienvogelbauer, etwa 3 Stunden. Aber schon gegen Ende der zweiten, mit noch ziemlich viel Lebensluft für die Sperlingslunge, wird er matt. Läßt man ihn aber jetzt heraus, so erholt er sich bald wieder. Nach einiger Zeit ist er wieder ganz frisch und fidel, wie nur ein Sperling sein kann. Doch jetzt auf's Neue in dieselbe Glocke mit derselben Luft gesperrt, stirbt er augenblicklich. Ein anderer Versuch führte zu ähnlichem Ergebniß. Ein Sperling wurde $1\frac{1}{2}$ Stunde unter der Glasglocke gelassen, dann befreit, so daß er sich bald wieder erholte. Ein anderer frischer Sperling in die Glasglocke und dieselbe Luft gesteckt, erstickte nach 10 Minuten.

Mit Menschen lassen sich natürlich solche Versuche nicht machen. Aber sie machen sie

Digitized by Google

manchmal aus Unwissenheit selbst. Zwei Französinnen wohnten in einer von einem Coaks-Ofen geheizten Stube. Die Eine fiel plötzlich todt nieder. Die Andere, am Typhusfieber im Bett liegend, widerstand der kohlensäurevergifteten Luft und schrie um Hilfe. Diese kam, beide Mädchen wurden mit frischer Luft versorgt und hergestellt, aber die Gesunde blieb 6 Monate gelähmt, die Kranke wurde bald wieder ganz gesund. Das seltsame Erzebniß, daß kranke, geschwächte Menschen (oder Thiere) verdorbene Luft besser aushalten, als Gesunde, ist leicht zu erklären und damit zugleich der allgemeine Lebens- und Gesundheitsverlust, den wir in schlechter Luft erleiden. (Schluß folgt.)

Literatur.

Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte, die sich während ihres achtjährigen Bestehens einen so hervorragenden Platz unter allen Unterhaltungsblättern erobert haben, eröffnen mit dem uns vorliegenden Octoberhefte, als Nummer 1, eine neue Folge. Dieselbe wird durch eine Reihe der ausgesuchtesten Beiträge in den verschiedensten Richtungen, welche in dieser Zeitschrift vertreten sind, auf's Würdigste begonnen. Schon allein die Namen der Verfasser geben die Gewähr für die Vortrefflichkeit des reichen Inhalts. Zuerst finden wir eine humoristische Novelle von Wilhelm Raabe (Jacob Corvinus), dem bekannten Verfasser der „Chronik der Sperlingsgasse," dessen von Zeit zu Zeit immer wiederkehrende novellistische Beiträge den Lesern der Monatshefte so sehr willkommen sind. Geistvoll und anregend, dabei aber auch unterhaltend sind die „Bilder aus dem deutschen Studentenleben" von Joh. Huber, denen sich die anziehenden „Erinnerungen einer alten Frau," unter dem Titel: „Ein Pfarrhaus vor fünfzig Jahren," anschließen. Sehr interessant dürfte die mit zwei Abbildungen gezierte Schilderung des Schlosses Tegel, des Humboldt'schen Wohnsitzes, erscheinen. Von den naturhistorischen Abhandlungen sind namentlich die von J. H. Mädler, Emil Schlagintweit und F. A. Walchner zu empfehlen. Die Biographie des ewig jungen Liedersängers Rückert wird viele Leser erfreuen. Ganz besonderes Interesse beanspruchen auch die „Briefe aus Dieckß Nachlaß," welche Karl von Holtei in diesem Hefte erscheinen läßt, und die sich auf Goethe's Aufenthalt in Breslau beziehen. Vortrefflich und höchst lehrreich ist ferner die Abhandlung über Galvanoplastik von Friedr. Schödler, dem berühmten Verfasser von „Buch der Natur." Auch die Belehrung, welche Schellen über die „electromagnetischen Läutewerke" gibt, ist nicht nur klar und verständlich gehalten, sondern sehr gut geschrieben. Außerdem enthält das Heft viele kleinere Beiträge verschiedener Art, darunter Mittheilungen aus dem industriellen und Reiseleben der Gegenwart. Schließlich verdient die Ausstattung, die sich dies Mal nicht nur in vielen künstlerisch trefflichen Illustrationen, sondern auch in neuen, sehr schwungvollen und originellen Vignetten und einem neuen Umschlage von meisterhafter Composition kundgibt, unsere volle Anerkennung. — Indem wir so genügend dargethan zu haben glauben, daß Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte ein Journal von der würdigsten und dabei anziehendsten Art sind, bleibt uns nur noch übrig zu bemerken, daß auch der billige Preis (35 kr. pro Heft) die Anschaffung in weitesten Kreisen möglich macht.

Verschiedenes.

Eine Frau beklagte sich bei dem Capitän einer soeben in Cantonirung eingerückten Compagnie über einen Diebstahl, der in ihrem Hause von den Soldaten begangen worden. „Haben denn die Diebe Alles mitgenommen?" fragte der Capitän. „Nein, mein Herr!" antwortete die Frau, „Etwas haben sie noch gelassen." — „Nun," erwiederte der Capitän, „so können es meine Leute nicht gewesen sein, denn die nehmen Alles!"

Redaction, Druck und Verlag von D. Pranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 125. Dienstag, den 18. October **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

Der Jude verschwand in der Menge. Henry konnte das Getümmel nicht länger ertragen. Sein Kopf brannte wie im Fieber und seine Lippen waren trocken. Er suchte das Freie auf. Es bedurfte eines großen Scharfsinnes nicht, um zu begreifen, daß Albertine die Wechselangelegenheit zu ihrem Vortheile und zum Nachtheile der armen Hedwig ausbeutete, daß sie sich selbst nicht entblödete, um sicher das Ziel zu erreichen, ihren eigenen Bruder zu verdächtigen. Daß der Fremde dem Krämer die beiden Wechsel eingehändigt, ließ sich nicht bezweifeln, und die Absicht, die darin lag, daß man die Papiere dem Hause Neuberg angeboten, war klar. Wer aber hatte das zarte Geheimniß verrathen, das er so heilig bewahrte? Und sollte Albertine zufällig das Cabinet betreten haben, während Hedwig mit dem Banquier verhandelte? Konnte sich Henry auch diese Fragen nicht beantworten, so war ihm dennoch ein schwerer Stein vom Herzen genommen: Hedwig stand zu Alfred nicht in Beziehung und der Brief mußte ein falscher sein. Er hatte dem armen Mädchen viel abzubitten. Beruhigt trat er in ein Kaffeehaus. Alfred von Geyer spielte Billard. Er unterbrach die Parthie und eilte dem Freunde entgegen, den er jubelnd in die Arme schloß.

„Ich bitte Dich um eine Gefälligkeit, Henry!"

Henry ging auf den vertraulichen Ton ein.

„Ist Deine Börse leer?" fragte er.

„Nein, für den Augenblick ist sie gefüllt. Der alte Baron von Geyer hat mitunter eine gute Laune, er ist nicht immer Stiefvater."

„Komm' zur Sache."

„Wir sind diesen Abend zu Gaste geladen . . ."

„Wo?"

„In Euerem Landhause. Du weißt es doch?"

„Ah, ganz recht. Wir werden en famille im Garten speisen. Meine Mutter sagte davon."

„Leider kann ich dieses Glückes nicht theilhaftig werden."

„Was hält Dich ab?"

„Henry, Du bist glücklich, Du wirst bald meine Schwester als Gattin heimführen und all Dein Sehnen ist gestillt — Freund, beklage mich, denn ich liebe und weiß nicht, ob ich an das Ziel gelangen werde."

„Weil Deine Schöne Dich nicht erhört?"

„Im Gegentheile, sie ist mir leidenschaftlich zugethan, aber sie besitzt nichts als ihre Schönheit und ihr liebendes Herz. Ich theile Dir, dem Freunde, dieses Geheimniß mit. Du wirst mir später helfen, den starren Vater nachgiebig zu machen. Für diesen Abend übernimm meine Entschuldigung, wenn ich spät eintreffe. Die reizende Person, die ich bis zum Wahnsinn liebe, gibt mir gegen 9 Uhr ein Rendezvous."

„Das ist freilich wichtig. Ich werde auf einen Vorwand sinnen."

„Herzensfreund!"

„Wo soll das Stelldichein abgehalten werden?"

„In dem Garten des Schweizerhäuschens."

„Glücklicher Mann! Und wer ist Deine Schöne?" fragte Henry, der sich mit Anstrengung bemühte, unbefangen zu scheinen.

Digitized by Google

„Die Tochter eines armen Krämers; sie führt den pikanten Namen Hedwig."

„Vielleicht Hedwig Lewes?"

„Himmel, kennst Du sie?" rief Alfred überrascht.

„Ich habe das hübsche Kind diesen Morgen gesehen."

„Wo?"

„In unserem Comptoir."

„Hedwig Lewes?"

„Sie hatte mit meinem Vater ein Wechselgeschäft zu ordnen. Weiter weiß ich nichts. Uebrigens ist das Mädchen wirklich schön — gehe getrost zu dem Rendezvous, ich übernehme Deine Entschuldigung."

Dieses Gespräch eröffnete dem armen Henry ein weites Feld der Vermuthungen. Daß der kleine Herr eine Rolle in dieser Intrigue spielte, ließ sich nicht verkennen, und gerade dieser Umstand sprach zu Gunsten Hedwig's. Der räthselhafte Fremde war offenbar ein Feind des Barons, und es ließ sich wohl annehmen, daß er als solcher handeln werde.

„Wird Hedwig kommen?" fragte er sich während des Nachmittags mehr als ein Mal.

Um Antwort auf diese Frage zu erhalten, gab es kein anderes Mittel, als die verabredete Zusammenkunft zu beobachten. Und was hinderte ihn daran? Albertine war ihm mehr als gleichgiltig, es lag ihm nichts daran, mit ihr in der Laube zu Nacht zu speisen. Auch alles Uebrige war ihm gleichgiltig; er gedachte kaum des Heirathsplanes, den der Vater entworfen hatte. Von dem Baron, der bankerott sein mußte, da er mit einem Juden Wechselgeschäfte niederer Art machte, war kein Heil zu erwarten. Henry sandte gegen Abend ein Billet an den Vater, worin er erklärte, die letzte Post abzuwarten, die wichtige Coursnachrichten brächte. Dann arbeitete er, um den trägen Gang der Zeit zu beschleunigen, und trat dann den Weg an, den er um keinen Preis unterlassen hätte.

Das Schweizerhäuschen war ein Kaffeehaus, das von Damen und Herren besucht ward. Der dazu gehörige, ziemlich große Garten ward auf der einen Seite von dem Flusse, auf der anderen von der Straße und dem Etablissement selbst begrenzt. Von der Straße führte eine Thür in den Garten. Durch diese trat Henry ein. Der Abend war schwül und ein Gewitter im Anzuge. Bei der rasch zunehmenden Finsterniß hatten sich die Gäste in das Haus zurückgezogen. Von Zeit zu Zeit erhellte ein Blitz die Nacht. Wo war nun der verabredete Ort? Jetzt galt es, mit Vorsicht zu beobachten. Henry machte die Runde durch den Garten, dann faßte er in der Nähe der Thür Posto. Ein Rosenstrauch, der einen köstlichen Duft verbreitete, verbarg die ganze Gestalt des jungen Mannes.

Es schlug drei Viertel auf Neun. Alfred, der von seiner glühenden Liebe gesprochen, ließ lange auf sich warten. Sollte man das Stelldichein des Gewitters wegen abgesagt haben oder an einem anderen Orte halten? Die Eisengitterthür knarrte leise. Die Gestalt eines Mannes trat langsam ein. Ein Blitz kam Henry, der sein Sehorgan anstrengte, zu Hilfe: der Lauscher erkannte den kleinen Mann, der heute seinen grauen Rock und einen runden Hut mit breiter Krämpe trug. So war er an jenem Abend erschienen, als er die ernste Mahnung ausgesprochen. Und es war wirklich Gotthelf Jonas, der an der Thür stehen blieb, bis eine Frauengestalt eintrat, die er leise anredete. Das Paar ging langsam vorüber.

„Beruhigen Sie sich," murmelte Jonas; „er wird kommen trotz des drohenden Gewitters. Ich weiß, der junge Mann liebt Sie, denn er hat es mir gestanden."

„Lieber Herr, man hat mich in dem Comptoir des Banquiers beschimpft, hat mich zur Diebin gemacht . . ."

„Das ist infam, das ist abscheulich! Aber vertrauen Sie mir: ich übernehme nicht nur Ihre Rechtfertigung, sondern auch die Rache."

„Herr Neuberg selbst will mich dem Criminalgerichte überliefern!" schluchzte Hedwig.

„Er wird es nicht wagen, wenn er meinen Brief gelesen hat, den er noch diesen Abend empfängt."

„Ach, mich foltert eine gräßliche Angst!"

„O mein liebes Kind, Sie stehen unter meinem Schutze! Ich nehme den Kampf auf mit dem Banquier, und glauben Sie mir, ich werde Sieger sein. Wir fechten nicht mit Waffen, sondern mit Geld, und in dieser Beziehung bin ich dem Banquier vollkommen

Digitized by Google

gewachsen. Warum weinen Sie? Vertrauen Sie mir nicht?"

„Ein Wort der Aufklärung würde genügen . . ."

„Später, später, mein Kind! Gehen Sie getrost in den Pavillon am Wasser — ich werde in Ihrer Nähe sein — sprechen Sie sich offen aus — man kommt, fort!"

Hedwig verschwand.

Henry wäre gern hervorgetreten, aber er wollte die Rolle durchschauen, die der kleine Mann spielte, der langsam auf- und abging. Die Blitze wurden häufiger, der Donner grollte. Man hörte das Gerausch, welches das Schließen der Fenster in dem Kaffeehause verursachte.

Das Knarren der Thür ließ sich wieder vernehmen.

Ein Mann, der einen kurzen Regenmantel trug, trat ein.

„Alfred!" dachte Henry, und das Blut stieg ihm zu Kopfe, daß er kaum seiner Sinne mächtig blieb.

Der Mann im Mantel eilte nach dem Pavillon.

Als Henry sah, daß auch der kleine Herr im grauen Rocke verschwunden war, stahl er sich vorsichtig auf Umwegen durch den Garten, bis er den ihm wohlbekannten Pavillon erreichte.

(Fortsetzung folgt.)

Luft, Lunge und Leben.

(Schluß.)

In der vergifteten Luft einer deutschen Kneipe oder irgend einer von Menschen überfüllten Stube athmen Die, welche einmal d'rin sitzen, ohne fühlbare Beschwerde. Auch riechen sie nichts, weil sie sich daran gewöhnt haben, und da Andere, die dazu kommen, sich mit der Zeit auch daran gewöhnen, meinen die meisten Leute, es sei gar nicht so schlimm mit der verdorbenen Luft. Aber hier just liegt der verderbliche Irrthum. Sie gewöhnen sich freilich an die stickigste, stinkendste Luft und meinen nun, sie könnten ohne Schaden d'rin bleiben. Aber was kostet das? Um welchen Preis bleiben sie darin? Auf Kosten des ganzen Lebens, in Folge einer allmähligen Unterdrückung aller Lebensthätigkeit der Ernährung, Verdauung und Absonderung der verbauten und verbrauchten Schlacken des Lebensfeuers. Während dieser unterdrückten Lebensthätigkeit wird weniger Sauerstoff in den Lungen gebraucht, deßhalb ist auch weniger nöthig in der Luft. Die verdorbene Luft reicht eben hin, eine halb ausgelöschte Verdauung und Lebensthätigkeit kümmerlich zu dulden. Treten wir aus Gottes freier Natur in einen solchen überfüllten Stinkkasten von Kneipe oder Familienstube, so athmen wir anfangs mit Mühe und Ekel, weil unsere Lebenslampe noch hell und lustig flackert aus der lieben Gottesnatur her. Aber das mühselige Athmen in der verdorbenen Luft schraubt die Lampe sofort mehr und mehr herunter. Das Feuer brennt schwächer und schwächer und braucht weniger und weniger Luft. So gewöhnen wir uns an die verdorbene Athmosphäre, indem alle Thätigkeiten des Lebens, die gute Luft brauchen, zu faullenzen anfangen und wir weniger Lebensluft verbrauchen, weniger Kohlensäure ausathmen, weniger, schlechter, niederträchtiger leben. Nur wegen dieser Herabschraubung der Lebenslampe in schlechter Luft „gewöhnen" wir uns an dieselbe, sonst würden wir, mit voller Gesundheit und aus gesunder Luft plötzlich eintretend, sofort sterben, wie der vorhin erwähnte Spatz." —

Sollen wir deßhalb die Fähigkeit unserer Natur, sich auf Kosten des Lebens an schlechte Luft zu gewöhnen, mißbrauchen? Gewiß nicht, wenn wir uns und die Unsrigen lieb haben. Was heißt es, sich daran „gewöhnen"? Also mindestens zunächst soviel als: die Verdauung stören und jedem Bissen, den wir bezahlt und genossen haben, noch im Magen seinen Werth nehmen, das Geld, das wir für unsere und unserer Familie Ernährung ausgegeben haben — oft sauer verdientes Geld — halb zum Fenster hinausschmeißen, uns selbst das Brod — nicht vom Munde wegnehmen, sondern geradezu aus dem Halse herausreißen. Es heißt schlechtere Verdauung, schlechtere Arbeitskraft, schlechteres Denken und Fühlen, Lebensunterdrückung, Selbstmord durch jahrelang fortgesetzte Selbstvergiftung.

Ist das ein Geschäft? Nein, das geht so nicht länger. Da wollen wir uns doch lieber ein Luftloch machen in unsere Stube, um

Digitized by Google

wenigstens dadurch mit Gottes freier Natur in Verbindung zu bleiben.

Doch, „das ist eine schlechte Maus, die blos weiß zu einem Loche 'rans.“ Zu Ventilation gehören wenigstens zwei Luftlöcher, eins unten und das andere gegenüber oben. Just darauf kommt's an. Nur in so ventilirten Zimmern brennt unsere Lebenslampe mit gesundem Lichte und ziehen wir aus unserer Mahlzeit die gesunde Portion von Nahrung. In schlechter Luft ist ein Pfund Fleisch gegessen blos ein halb Pfund, und dies stänkerig obendrein.

Gemeinnütziges.

(Vorzügliches Zahnpulver.) Man mische 2 Eßlöffel voll pulverisirte Lindenkohle und 2 Löffel voll pulverisirte Kalmuswurzel mit einer Messerspitze voll Cremor Tartari und 1 Theelöffel voll Chinarinde gepulvert und bürste die Zähne des Morgens und nach dem Essen damit, so wird man sie gesund und schön weiß erhalten, da die Kohle und der Kalmus jeder Fäulniß vorbeugen und der Cremor Tartari das Ansetzen des Weinsteins an den Zähnen verhindert.

So lang Dir eine Mutter lebt.

Hat auch die allerschwerste Schuld
Zum Raube Dich erkoren,
So lang Dir eine Mutter lebt,
Bist Du noch nicht verloren.

Umgibt Dich rings auch dunkle Nacht,
Umbraust Dich Sturmeswetter,
Es wird in Deiner tiefen Noth
Ihr fromm' Gebet Dein Retter.

Und magst Du nie auch mehr vom Fall
Dich zu erheben wähnen,
O sei getrost ob Deiner Schuld, —
Sie löscht sie aus mit Thränen.

Verschiedenes.

Peter der Große speis'te am 15. August 1706 bei dem Archimandriten Romen Kope zu Kiew. Mönche besorgten die Aufwartung bei der Tafel. Ein bejahrter Mönch verwaltete das Amt eines Ganymeds aber so ungeschickt, daß er den Czaren mit dem Teller voll gefüllter Gläser überschüttete. Der mehr als befeuchtete Czar erhebt sich nicht nur von seinem Sitze, sondern erhebt auch die geballte Faust, um mit derselben dem Mönche für die vollzogene Weintaufe die Stolgebühren auszuzahlen. Ehe es jedoch noch zur Zahlung kam, läßt sich der Mönch mit lauter Stimme also vernehmen: „Nicht tropfend, sondern überströmend, wie dieser Wein, ergießt sich des Himmels Segen über die Majestät meines Czaren. Herr! Deine Feinde werden zertrümmert werden, wie diese Gläser.“ Der durch diese sinnreiche Deutung der unerwarteten Ueberschüttung überraschte Czar küßte den Mönch und ernannte ihn sogleich zum Archimandriten von Petschereck.

Zweistöckige Eisenbahnwaggons dritter Klasse werden gegenwärtig auf mehreren ostindischen Eisenbahnen benutzt. Der untere Theil des Waggons enthält 70, der obere 50 Reisende. Die Sitze sind an der Längenseite angebracht, so daß die Wände als Rückenlehne dienen. Der Schwerpunkt liegt trotz der bedeutenderen Höhe eben so tief wie bei den gewöhnlichen Waggons. In einem Lande, wo es sich um den gleichzeitigen Transport sehr vieler Personen handelt und 95 % der Reisenden auf der dritten Klasse fahren, gewähren diese Waggons große Vortheile.

(Ein sonderbares Denkmal.) Daß man einem Schweine im strengsten Sinne des Wortes ein Denkmal gesetzt hat, gehört allerdings unter die Seltenheiten. Ein solches Denkmal findet man auf dem Rathhause zu Lüneburg; dort wird der Schinken eines Schweines in einem kostbaren Glaskasten aufbewahrt, auf demselben steht eine lateinische Inschrift mit goldenen Buchstaben, folgenden Inhalts: „Hier siehst Du die Ueberreste des Schweins, welches sich durch die Entdeckung der Lüneburger Salzquellen berühmt gemacht hat.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 126. Donnerstag, den 20. October **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

Jetzt begann das Gewitter sich zu entladen. Der Regen fiel in Strömen aus dem schwarzen Himmel herab. Henry fand ein Plätzchen unter dem hervorspringenden Dache des Pavillons; er war nicht nur vor dem Wetter geschützt, er konnte auch das Innere des Pavillons übersehen, das durch eine Astrallampe erhellt ward.

Alfred, der seinen Mantel auf einen Stuhl geworfen, stand vor der bestürzten Hedwig.

„Ich habe Sie nicht aufgefordert!" rief sie aus. „Oeffnen Sie die Thür, oder ich rufe um Hilfe."

„Mademoiselle, verständigen wir uns; ich trage in meiner Tasche den Brief, der mir das Glück verheißt, nach dem ich so lange umsonst geseufzt habe. Sie zerstören mir den Himmel . . ."

„Sie, Sie haben den Brief empfangen?" fragte Hedwig eingeschüchtert.

„Wie anders hätte ich denn wissen können, daß Sie mich sprechen wollten?"

„So hat uns ein Mißverständniß zusammengeführt."

Alfred wich nicht von der verschlossenen Thür, er sah das reizende Kind mit lüsternen Blicken an und fragte bebend:

„Wer hat denn eigentlich das Glück, der Rechte zu sein?"

„Ich begreife Alles, Alles!" flüsterte Hedwig, rathlos die Hände ringend. „Man hat mir eine neue Schlinge gelegt. Henry," fügte sie ganz leise hinzu, „das ist Dein Werk!"

Sie sank auf einen Stuhl und verhüllte das Gesicht.

In diesem Augenblicke trat Gotthelf Jonas ein.

„Was ist das?" fragte er, als er den jungen Baron erblickte.

Hedwig hatte sich rasch erhoben.

„Mein Herr," fragte sie, „wissen Sie nun den Betrug?"

„Ich bin erstaunt, wie Sie . . ."

Alfred nahm zur Unverschämtheit seine Zuflucht; er brach in ein lautes Lachen aus.

„Ein köstliches qui pro quo!" rief er aus. „Uebrigens, mein Herr, Sie kommen ungelegen; ich ersuche Sie, mich mit dem jungen Mädchen allein zu lassen. Wir werden uns ohne Beihilfe eines Dritten verständigen."

Der Fremde selbst schien bestürzt zu sein. Doch schon nach einigen Augenblicken hatte er seine Fassung wieder erlangt.

„Mein Herr," begann er, „ich kenne Sie; wir haben uns in dem Vorzimmer des Banquiers Neuberg gesehen. Damals leistete ich Ihnen einen Dienst, indem ich Ihnen den Vortritt in das Cabinet gestattete . . . Sie erinnern sich doch? Heute werden Sie mir dankbar dafür sein. Wer hat Sie zu dieser Besprechung eingeladen? Ich muß mich rechtfertigen — antworten Sie, Herr Baron von Geyer!"

„Baron von Geyer?" flüsterte Hedwig.

„Still, mein Kind!" ermahnte Jonas, seine Hand nach ihr ausstreckend. Dann wandte er sich ernst, fast drohend an den jungen Mann, der mit verschränkten Armen an einem Tische lehnte: „Ich hoffe, der Baron ist noch so viel Edelmann, daß er die Ehre eines unbescholtenen Mädchens heilig hält."

Alfred zuckte zusammen.

Digitized by Google

„Mein kleiner Herr, Sie werden unverschämt!“

„Dieser kleine Herr wird Ihnen bald über den Kopf wachsen!“ rief Jonas. „Doch, es ist dies ein Kapitel, das vorderhand nicht zur Verhandlung gehört. Weigern Sie sich, mir Aufklärung zu geben, so ergreife ich Zwangsmittel.“

Alfred wiederholte sein höhnendes Lachen. „Dann muß er mit den Blicken den kleinen, schwächlichen, alten Mann vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Sie? Sie?“ murmelte er verachtend. „Ich möchte wohl diese Zwangsmittel kennen lernen. Aber bin ich nicht ein Thor, daß ich mich mit einem Wahnsinnigen so lange befasse? Machen Sie Platz, Herr, oder ich werfe Sie durch das Fenster in den Fluß!“

Hedwig stieß einen lauten Schrei aus.

„Still! still!“ sagte der Alte, gutmüthig lächelnd. „Der Herr Baron ist nicht so gefährlich, als er aussieht. Ich bin ein alter Mann, aber ich fürchte ihn nicht, eben weil ich ihn kenne. Mein Herr, Sie sind durch Betrug in den Besitz des Briefes gelangt. Bei dieser Ansicht bleibe ich, so lange Sie mir nicht Beweise vom Gegentheil liefern.“

Man sah, daß Alfred gewaltsam seinen Zorn bekämpfte. Er verfolgte einen Zweck dabei.

„Wohlan,“ sagte er lächelnd, „so will ich Ihnen den Zusammenhang der Dinge erklären. Ein Freund, in dessen Comptoir man einen Geldiebstahl versucht hat, wollte der Einladung zum Rendezvous nicht Folge leisten. Gehe Du, Alfred, sagte er, Du bist dem Mädchen gut, bist so reich als ich — vielleicht läßt sich das hübsche Kind den Tausch gefallen. Nun, mein Herr, wollte ich delikat verfahren, wollte die Vermuthung eines Mißverständnisses anregen, aber Sie verlangen Wahrheit — da ist sie! Da ich den Freund, der sich nächstens mit einer Dame verheirathen wird, nicht ersetzen kann, ziehe ich mich zurück. Nun werden Ihnen die Augen geöffnet sein.“

„Nicht ganz, mein Herr!“

„Vielleicht sehen wir uns wieder!“

Mit diesen Worten verließ Alfred den Pavillon.

Gotthelf Jonas betrachtete einige Augenblicke gerührt die weinende Hedwig. Dann trat er ihr näher und ergriff ihre Hand.

„Ich gebe die Hoffnung nicht auf,“ sagte er bewegt, „Henry ist ein biederer Charakter — aber jener ist ein leichtsinniger Mensch.“

„Mein Herr,“ sagte Hedwig ernst und würdevoll, „aus Ihrer Hand habe ich die Wechsel empfangen, die mich brandmarkten; auf Ihre Veranlassung bin ich hierhergekommen, weil Sie mir eine Verständigung mit Henry in Aussicht stellten — trotz der Hilfe, die Sie meinem Vater geleistet, bin ich mißtrauisch geworden . . .“

„Und mit Recht; ich begreife das! Nach dem, was sich heute ereignet, muß ich meinen Plan ändern. Morgen werde ich erfahren, ob Henry der Betrüger oder der Betrogene ist. Wehe ihm, wenn er perfid an Ihnen handelt! O, mein armes Kind, ich leide mit Ihnen, leide noch mehr als Sie! Geld, Geld und immer wieder Geld leitet die Menschen in Allem, was sie thun! Verlieren wir keine Zeit; führen Sie mich zu Ihrem Vater, zu Ihrer Mutter, denn ich bedarf Beider zu dem, was nun geschehen soll.“

„Hedwig! Hedwig!“ rief Henry, der den Pavillon betrat.

Sie stieß einen Schrei aus und verbarg sich zitternd hinter Jonas, der den jungen Mann erwartungsvoll ansah.

„Ich bin der Betrogene!“ rief dieser. „Man greift zu den traurigsten Mitteln, meine Hedwig zu verdächtigen; aber alle werden wirkungslos bleiben.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Graf von Hallberg.

Eine Sage aus der Rheinpfalz.

Ende des vorigen Säculums lebte auf ihrem Schlosse in unserer malerischen Rheinebene die altadelige Familie der Grafen von Hallberg.

Viele ihrer Vorfahren fanden hier in den fruchtbaren und reichen Gegenden einen angenehmen, ruhigen Wohnsitz, bis die räuberischen französischen Revolutionshorden die Lande am Rheinstrome auf unerhörte Weise verwüstend überfluteten. Die meisten Adeligen flüchteten in diesen unheilvollen Jahren über

Digitized by Google

den Rhein. Die Schlösser waren nun und blieben auch größtentheils verlassen, und so erging es auch dem Schloß der Grafen von Hallberg, das, nunmehr leer, dem gänzlichen Verfall preisgegeben blieb.

Nur noch höchst unbedeutende Ruinen haben sich bis in unsere Zeit erhalten. —

Der letzte Graf nun, ein guter, aber dabei sehr strenger Herr, trieb mit Härte seine Abgaben ein, welche großentheils in Naturalien bestanden, nämlich so, daß z. B. der Landmann von Allem, was er erzielte, den zehnten Theil an die gräfliche Verwaltung als Steuer abgeben mußte. — Lange Zeit wußten es aber die Bauern so fein einzufädeln, daß immer das zehnte Stück, was es auch sein mochte, das kleinste und dabei geringste war, bis der Graf hinter diese Kniffe kam und eine Untersuchung einleitete. Er war ein tüchtiger und verwegener Reiter und ließ sein Roß im raschen Galopp durch seine Besitzungen traben, er war bald hier, bald dort zu sehen, insbesondere wenn die Ernte nach Hause geschafft wurde und man sogleich auf dem Felde seine Zehnten abgeben mußte, und selten war Jemand mehr im Stande, Unterschleife treiben zu können, ohne dabei Gefahr zu laufen, ertappt und tüchtig gestraft zu werden. Dadurch waren die Bauern nicht blos erbittert über ihn, nein, sie glaubten, weil er so rein überall war, er habe eine Verschwörung mit dem „Gott sei bei uns“ und manches Stoßgebetlein wurde gesprochen, wenn er so plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, sein kleines, hölzernes Pfeifchen schmauchend und einen großen Hund zur Seite, daher geritten kam. Da er nun in Gedanken oft sein Pfeifchen ausgehen ließ, so mußte er es durch Feuerschlagen wieder in Brand setzen und dabei brummte er oft unwillig darüber die Worte: „Donner und Teufel“ in den Bart.

Diesen letzten „Grafen von Hallberg“ will nun der Volksglaube durch die Felder reiten sehen. Sein Schimmel feuerschnaubend soll bei dem scharfen Ritte fürchterliche, durchdringende Töne ausstoßen. Auch wollen ihn die Leute Feuer schlagen sehen und die weithin hallenden Worte ausrufen gehört haben: „Donner und Teufel!“ und der nebenher laufende Hund soll zuweilen erschrecklich heulen und mit den Zähnen fletschen. Wehe dem, der ihm auf seinem Ritte in den Weg käme, sein Pferd würde ihn über den Haufen reiten. — Aber eigen ist, daß der Graf nur von solchen Leuten gesehen werden soll, die von einem Ernte-Feste oder einem guten Schmause nach Hause zurückkehren.

H.

Gemeinnütziges.

(Ratten und Mäuse zu vertreiben.) Man vermische Maismehl mit etwas Butter, setze einen oder zwei Tropfen Anisöl zu, mache Kugeln hieraus und stecke diese als Köder in die Mäusefallen. Wäre man auch von Millionen Ratten und Mäusen geplagt, man wird sie mit diesem Mittel alle fangen.

Lesefrüchte.

Trau nicht der süßen Freundlichkeit,
Die stets nur Lob und Preis ausspricht;
Denn du verdienst nicht immer Lob,
Das weiß auch Der, der dich erhob.
Sein Leben ist nur Heuchelschein,
In's Auge lobt er dich allein;
Doch bist du fern, dann höhnt er dich
Und freuet deiner Schwäche sich.

Nur am Stamme der Entsagung
Blüht, selbst mit dem Sturm versöhnt,
Uns ein Kranz, den dauernd krönt.

Verschiedenes.

In Neu-England starb kürzlich ein sehr reicher Mann, ein kühner Abenteurer, welcher nach einer langen Abwesenheit von seinem Vaterlande mit einem glänzenden Vermögen dahin zurückkehrte. Er hatte dasselbe als wahrer Yankee in höchst origineller Weise erworben. Er war ein armer Teufel und diente als Matrose auf einem amerikanischen Schiffe, welches als Kauffahrer nach Ostindien segelte. In Java begab er sich eines Tages ans Land und schwärzte sich mittelst eines Topfes mit Schuhwichse Hände und Gesicht

Digitized by Google

dermaßen, daß er vollständig einem Neger glich, wobei ihm seine krausen Haare und seine etwas aufgestülpte Nase mit zu dieser Metamorphose behülflich waren. In dieser veränderten Gestalt begab er sich zu einem holländischen Pflanzer und verkaufte sich ihm als Sclave um den Preis von 400 Dollars. Am nächsten Morgen entfloh er als vollständiger Weißer und wiederholte dasselbe Manöver in jedem Hafen, wo sein Fahrzeug vor Anker ging. So änderte er wie ein neuer Proteus acht bis zehn Mal die Farbe und nahm dadurch ein ganz ansehnliches Sümmchen ein. Durch diesen Erfolg kühn geworden, unternahm er dann nach einiger Zeit einmal einen Meisterstreich, der ihm mit einem Male eine bedeutende Bereicherung eintrug. Im Einverständniß mit den fünfzehn Mann, welche die Bemannung an Bord seines Schiffs bildeten, kleidete er dieselbe in alte Lumpen, schwärzte sie vom Kopf bis zu den Füßen mit Wichse und ließ auf einer holländischen Insel, wo man angelegt hatte, mit Trompetenschall anzeigen, daß er am selben Abend eine ganze Ladung von Conco-Negersclaven, lauter prächtige kräftige Waare, verkaufen wolle. Es fanden sich eine Menge Käufer ein, die Sclaven wurden untersucht — noch nie hatte man so muskulöse, wohlgenährte und gutwillige Neger gefunden; überdies wußte der Verkäufer ihre Arbeitskraft, ihren Fleiß und ihre Gutmüthigkeit und Folgsamkeit nicht genug zu rühmen. Er wurde sie alle los, und zwar zu außergewöhnlich guten Preisen, die ihm sofort ausbezahlt wurden. Die Käufer führten ihre Waare fort, sehr befriedigt und überzeugt, daß sie ein gutes Geschäft gemacht. Allein, während sie in diesem Gefühle ruhig schliefen, liefen ihre Sclaven sämmtlich auf und davon; ein Boot erwartete sie am Ufer und das Schiff ging unter Segel, ohne erst das Erwachen ihrer neuen Herren abzuwarten. Der Speculant gab jedem der betheiligten Matrosen ein gutes Stück Geld von dem Kaufpreis, behielt jedoch den größten Theil für sich und erlangte so ein nettes kleines Vermögen, welches er in Boston noch in Speculationen und Geschäften mit wirklichem Ebenholze vergrößerte. Dann lebte er in seiner Heimath, glücklich und geehrt von allen seinen Mitbürgern, und erzählt mit vielem Vergnügen die Streiche, wodurch er den Grund zu seinem Wohlstande gelegt.

(Andere Zeiten, andere Sitten.) Im Jahre 1643 wurde in Moskau ein eigenes Tabaksgericht eingesetzt, um das Rauchen auszurotten; es bestrafte Jeden, der zum ersten Mal beim Tabakrauchen betroffen wurde, mit der Knute; ließ derselbe sich das zweite Mal dabei ertappen, so wurde er mit dem Tode bestraft. Gleichzeitig wurde auch in Persien Todesstrafe auf das Rauchen gesetzt, aber Viele waren schon so leidenschaftliche Raucher, daß sie lieber in einsame Gebirge und Wüsten flohen, blos um ihre Tabakspfeife behalten zu können. Der türkische Sultan Amurath IV. ließ erwischte Tabakraucher mit einer durch die Nase gestochenen Pfeife durch die Straßen peitschen und das zweite Mal, wenn sie wieder rauchten, enthaupten. Papst Urban VIII. schleuderte 1624 eine Bulle gegen das Tabakschnupfen, die jedoch 1724 von dem selbst schnupfenden Papst Benedict XIV. wieder aufgehoben wurde. Auch in der Schweiz wurden 1653 Raucher vor Gericht gestellt und zu Geld- und Gefängnißstrafen verurtheilt. Zu Geldstrafen verurtheilen sie sich heutzutage nur noch selbst, indem sie ein tolles Geld in die Luft verdampfen, aber enthauptet wird jetzt deßwegen Niemand mehr, das ist auch wohl ein Bischen gar zu grob!

Räthsel.

Du findest mich stets,
Du magst mich nun lesen
Von vorne, von hinten.
Stets bin ich gewesen,
Stets bleibe ich auch
Nach altem Gebrauch.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 127. Samstag, den 22. October **1864.**

Entschluß eines Mädchens.

Kaum bin ich in die Welt getreten,
Kaum ruht mein Auge hier und dort,
So ist es schon um mich geschehen,
So ist auch, husch! mein Herz mir fort:
Mein Herz ist nicht vor Dieben sicher,
Was soll denn da noch sicher sein?

Mein Herz, das trag' ich doch im Leibe
Hier unter meiner Mädchenbrust,
Von meinen Kostbarkeiten keine
Ist solchen Schutzes sich bewußt:
Mein Herz ist nicht vor Dieben sicher,
Was soll denn da noch sicher sein?

Ich hab' wohl manchmal hören sagen,
Vor Dieben schirmt nicht Schloß noch Schrein,
Wir aber bringen gar die Schelme
Bis in mein kleines Herz hinein:
Mein Herz ist nicht vor Dieben sicher,
Was soll denn da noch sicher sein?

Und Jener, der mein Herz gestohlen,
Er sah so gut und liebreich aus;
Drum geh' ich gleich zu ihm und sage:
„Mein Freund, gib's wieder mir heraus!
Mein Herz ist nicht vor Dieben sicher,
Was soll denn da noch sicher sein?"

Und doch, wenn ich mich recht besinne,
Ich wollt' mein Herz gar nicht zurück,
Allein der böse Herzensräuber
Nahm mit sich fort mein ganzes Glück!
Mein Herz ist nicht vor Dieben sicher,
Was soll denn da noch sicher sein?

Was ist's denn aber, das mir fehlet?
Ich weiß es wahrlich selber nicht!
Was hab' ich mir den Kopf zerbrochen,
Seit mich bestahl der lose Wicht!
Mein Herz ist nicht vor Dieben sicher,
Was soll denn da noch sicher sein?

Ich hab's, ich hab' es ausgefunden,
Sein Herz muß auch gestohlen sein!
Was mir der Schalk so schlau entwendet,
Das bring' ich wieder bei ihm ein:
Mein Herz ist nicht vor Dieben sicher,
Drum soll auch sein's nicht sicher sein!

Geld!

(Fortsetzung.)

Hastig erzählte nun Henry, was ihm Alfred mitgetheilt; er schloß mit der Bemerkung, daß man auch die Treue Hedwig's habe anfechten wollen.

Sie schüttelte schmerzlich das Haupt.

„Hast Du daran geglaubt?" fragte sie.

„Nein; aber ich habe hier gelauscht, um den Plan Alfred's ganz zu durchschauen und darnach handeln zu können. Doch nun, mein Herr, richte ich eine ernste, wichtige Frage an Sie. Ich bin entschlossen, offen aufzutreten und meinem Vater Alles zu bekennen, was er in Bezug auf meine Liebe zu Hedwig wissen muß."

„Gut," antwortete Jonas, „ich bin damit einverstanden; aber lassen Sie den nächsten Tag noch verstreichen. Den Grund dieser Forderung gebe ich Ihnen morgen an, wenn wir uns auf der Börse sehen."

„Sie fordern viel, mein Herr!" rief der aufgeregte Henry.

„Ich weiß es."

„Beantworten Sie also meine Frage, damit wir Ihnen volles Vertrauen schenken

Digitized by Google

können. Wer sind Sie und welches Interesse finden Sie daran, sich vermittelnd in unsere Angelegenheiten zu mischen? Warum eröffnen Sie sich meinem Vater nicht? Warum treten Sie in verschiedenen Gestalten auf?"

„Junger Herr, auch Sie haben Gründe gehabt, meiner Hedwig Ihren Namen und Ihren Stand zu verschweigen, vielleicht deßhalb, weil Sie liebten. Sie sehen mich in einem ähnlichen Falle. Auch ich habe auf Menschen Rücksicht zu nehmen, die mir überaus theuer sind und deren Wohl zu fördern mir Pflicht ist. Ich würde unklug handeln, wollte ich mit Eclat auftreten. Aber Sie sollen wissen, wer ich bin: ich bin das personifizirte Geld, ein Subjekt, das nur die Verhältnisse, nicht die Menschen erwägt, weil es durch die Verhältnisse fast zu Tode gehetzt ist. Was wäre ich ohne Geld? Was wäre Neuberg ohne Geld? Was wäre der Baron von Geyer, wenn er Geld hätte? Was wäre Friedrich Lewes, wenn er noch sein Geld besäße? Mein Herr, zunächst müssen die Verhältnisse geordnet sein, dann kann der Mensch sich zeigen. Bis dahin bin ich nur ein Begriff, und diesen Begriff fassen Sie in dem einzigen Worte „Geld" zusammen. Durch Geld hat man Hedwig's Ehre vernichten wollen — das Geld soll sie wieder herstellen. Nun gehen Sie — morgen auf der Börse sehen wir uns wieder!"

Er ergriff Hedwig's Arm und entfernte sich mit ihr, die ihm, wie es schien, unwillkürlich folgte.

Henry wußte nicht, was er von der Philosophie des grauen Mannes denken sollte; er fühlte sich genirgt, ihn für überspannt zu halten. Die Schurkerei Alfred's, deren Grund und Zweck sich nicht verkennen ließen, beschäftigte ihn ausschließlich. Voll Bitterkeit erreichte er bald das Landhaus. Albertine, verletzt über das Ausbleiben des Bräutigams, hatte sich vor einer halben Stunde entfernt. Herr Neuberg war verstimmt; er zog sich zeitig in sein Cabinet zurück. Auch Henry zog sich in sein Zimmer zurück; er faßte den Entschluß, den folgenden Tag verstreichen zu lassen, ohne einen entscheidenden Schritt zu unternehmen.

Gotthelf Jonas führte Hedwig nach der stillen, traurigen Straße. Der kleine Laden war bereits geschlossen, als Beide dort ankamen.

„Nun führen Sie mich," sagte Jonas entschlossen.

„Wohin?"

„Zu Ihrem Vater, zu Ihrer Mutter."

„Diesen Abend noch?" fragte Hedwig verwundert.

„Der brave Lewes soll mir rathen. Sie wissen, daß ich morgen viel zu thun habe."

Durch eine Seitenthür führte Hedwig das „personifizirte Geld" in die kleine ärmliche Wohnung. Der Krämer saß mit seiner Gattin, ungeduldig der Heimkehr der Tochter harrend, beim Thee.

„Vater, ich bringe Besuch!"

Diese Ankündigung beseitigte die Frage der Eltern nach dem langen Ausbleiben der Tochter.

Lewes erhob sich.

„Wer gibt mir die Ehre?" fragte er erstaunt, als das Männlein die Schwelle des niederen Zimmers überschritten hatte.

Gotthelf Jonas war unfähig, ein Wort zu sprechen. Er sah die Mutter Hedwig's starr an und seine Augen füllten sich mit Thränen.

„Herr Jesus!" rief die Frau, „bin ich bei Sinnen? Vater! Vater!"

„Meine Friederike, meine Tochter! Dein Auge hat mich erkannt — ich bin Gotthelf Jonas!"

Frau Lewes flog dem alten Manne an die Brust; sie weinte laut und erdrückte den Greis fast mit ihren Liebkosungen. Des Krämers Züge verriethen zwar Ueberraschung, aber sie blieben streng und ernst. Als ihm Jonas die Hand reichte, sprach Lewes kein Willkommen aus, er sah den Gast mit düstern Blicken an. Hedwig hatte auf Geheiß der Mutter das Stübchen verlassen. Gotthelf Jonas stand seinem Schwiegersohne gegenüber.

„Recht so, Friedrich Lewes," sagte er; „einen Mann, der falsche Wechsel gemacht hat, verachtet man, und ich bin jetzt noch ein Wechselfälscher. Mein Name hat unter denen der Schurken an der Börse geprangt — Gotthelf Jonas ist verrufen. Sie haben darunter gelitten, ich weiß es; aber treten Sie nicht scheu zurück, ich kann mich rechtfertigen. Wäre es anders, ich würde Ihre

Digitized by Google

Schwelle nicht betreten haben, trotzdem mich die Liebe zu meiner Tochter antrieb. Da draußen vor Ihrem kleinen Ladenfenster habe ich geweint, habe mich nur mit dem Anschauen der mir theuren Menschen begnügt und bin ihnen zu Hilfe gekommen, als ich ihre Bedrängniß erfuhr. Heute zeige ich mich, denn Friedrich Lewes darf mit seinem Schwiegervater über die Straße gehen, ohne sich zu schämen. Sie werden mir ferner den Vorwurf machen, daß ich meine Tochter in Noth und Elend verlassen habe — darüber werde ich mich später ausführlich rechtfertigen — für jetzt erfahren Sie nur so viel, daß ich heute nicht im Stande wäre, Friedrich Lewes in sein Haus wieder einzuführen, wenn damals die Vaterliebe eine größere Gewalt über mich gehabt hätte, als der Drang, meine Ehre wieder herzustellen."

(Fortsetzung folgt.)

Das Bad Schwalbach im Jahre 1583 und im Jahre 1864.

Im Jahre 1583 litt der Kurfürst August von Sachsen (Bruder des Herzogs Moritz) an einer schweren Krankheit, und sein Freund, Landgraf Ludwig von Hessen-Rheinfels (St. Goar), rieth ihm als Kur den Schwalbacher „Sawerborn" (Weinbrunnen). Der Kurfürst, als vorsichtiger Mann, entsandte im März 1583 seinen Fourier Neumann nach dem Rheine, damit er seinem Herrn den Brunnen auskundschafte und „ein bequem Logement ausrichte," auch prüfe, „ob Leute in des Kurfürsten Alter, und zumal sonst Wassertrinkens nicht gewohnt," die Kur vertragen könnten. Endlich im Herbste 1583 hat Neumann, der Bielgetreue, den „Sawerborn" entdeckt, der „in einem großen und wüsten Gebirge und wüsten Grund entspringt"; von Schwalbach berichtet er, „der Kurfürst könne dort kein gut Lager haben, denn solch Flecklein sei gar übel gebaut, hat allda geringe Häuser und arme Leut'; seind eitel Tuchweber"; in der Nähe sei zwar ein Schloß „Adolphseck," allein auch das sei klein und eng und baufällig, auch seien dort kürzlich Leute an der „Bestia" (Pest) gestorben; es bleibe also nichts Anderes übrig, als in Eltville Quartier zu nehmen, wo der Kurfürst von Mainz ein schönes Schloß habe, „dahin könne man aus Schwalbach täglich Wasser holen, indem man in den dazwischenliegenden Dörfern die Träger wechsele." — Ueber dem Hin- und Herschreiben kam der Winter und erst am 2. Mai 1584 konnte der Kurfürst abreisen. Achtzehn Tage später, am 20. Mai, kam er in Eltville an. Er führte 225 Pferde und ein zahlreiches Gefolge mit sich. Während seiner Kur lieferte ihm der Kurfürst von Mainz Wein, Hafer und Roggen, und der Landgraf von Hessen-Rheinfels stellte Tag und Nacht bewaffnete Macht an den Weinbrunnen, „damit dieser Ort nicht verunreinigt werde." Mit dieser Badekur, deren Vorbereitung allein ein Jahr und drei Monate dauerte, mit dieser ganzen Schwerfälligkeit des Reisens vergleiche man die Leichtigkeit, mit welcher nicht ganz dreihundert Jahre später eine Kaiserin von Frankreich ihre Badereise ausführt. Dafür ist denn freilich auch heut zu Tage zwischen der Art, wie eine Kaiserin, und der, wie eine Bürgerin reist, nicht mehr viel Unterschied.

Gemeinnütziges.

(Gegen entzündete Augen.) Ein Stückchen Alaun von der Größe einer Bohne wird mit einer Tasse Milch gekocht und diese als Ueberschlag für die Augen gebraucht. Dieses einfache Mittel leistet oft sehr gute Dienste.

Lesefrüchte.

Gleich bleibt sich immer die Welt mit all ihrem Guten und Bösen;
Nur im neuen Gewand kommt das Alte hervor.

Nimmer ertrüge der Mensch den Schmerz und nimmer die Freude,
Hätte nicht beiden ein Gott freundlich die Thräne gesellt.

Digitized by Google

Verschiedenes.

(Ein seltener Liebesbote.) Fräulein A., die bei ihren Eltern in der Vorstadt St. Germain zu Paris wohnt, klagt eines Abends, wo sie mit ihrer Mutter einen Besuch machen sollte, über heftige Kopfschmerzen und begibt sich zu Bett. Frau A. hatte bereits Toilette gemacht und war zum Ausgehen bereit, da wurde sie von einer gewissen Unruhe erfaßt; sie gab den beabsichtigten Besuch auf und ging in das Zimmer ihrer Tochter, der sie aus einem Buche vorlas. Nichts störte die Stille des Zimmers, als plötzlich in dem benachbarten Toilettezimmer sich ein leises Geräusch vernehmen ließ. „Es ist nichts", sagte rasch das junge Mädchen; „es befindet sich da eine Mäusefalle und wahrscheinlich hat sich soeben eine Maus darin gefangen." Von einer leichtbegreiflichen Neugierde getrieben, wollte die Mutter sich überzeugen, was daran sei, und trotz der Bitten des Mädchens ging sie in's Nebenzimmer, um die Mäusefalle zu untersuchen. In der That barg letztere einen Gefangenen, aber nicht von der gewöhnlichen lästigen Sorte; es war ein hübsches weißes Mäuschen, an dessen Halse an einem Rosenbändchen ein kleines Papierröllchen hing. Das Thierchen zeigte sich übrigens ganz zahm, so daß die Frau die Falle öffnete und sich leicht des Billets bemächtigen konnte. Bald hatte sie Alles erfahren. Das weiße Mäuschen war ein Liebesbote. Ein am Fußboden des Toilettezimmers angebrachtes Loch communicirt mit dem Zimmer eines jungen Mannes. Blanchette, so hieß das Mäuschen bei den Liebenden, war gewohnt, von einer Wohnung in die andere zu schleichen und die Mäusefalle zu besuchen, in welcher die leckersten Bissen bereit lagen. Im Grunde standen die Dinge nicht so schlimm; der Liebende war erst daran, in achtungsvoller Sprache um das erste Rendezvous zu bitten. Die Mutter zankte Anfangs, gab aber den Thränen des Mädchens nach und versprach in dieser Herzensangelegenheit freundlich zu vermitteln. Da die jungen Leute einander liebten und der junge Mann in jeder Beziehung annehmbar war, so wurde Tags darauf zum Entzücken Beider ein förmliches Eheversprechen abgehalten. Für das Mäuschen wurde ein eleganter Käfig gekauft, in welchem es Zeuge des Glückes sein wird, zu dem es Veranlassung gegeben.

Ein Mädchenlehrer trug in seiner Classe, genau mit den Worten der heiligen Schrift, die Geschichte des Tobias vor. Als er nun nach Erwähnung von dessen Erblindung an die Worte kam: „Hanna aber, sein Weib, arbeitete fleißig mit ihrer Hand und ernährte ihn mit Spinnen," macht eine Schülerin unter heftiger Bewegung der Gesichtsmuskeln die Geberde der heftigen Aversion. Sag' mir doch, was dir ist? frug der Lehrer erstaunt. Ach, sagte das Kind, noch immer sich nicht erholen kömend, ist's wirklich wahr? Mit Spinnen hat sie ihn ernährt? Nun, ja wohl! lautete die Antwort. Was ist denn dabei Besonderes? Damals war dies so gewöhnlich! Aber, Herr Schullehrer, sagte hierauf das Mädchen, die müssen doch wirklich ganz erschrecklich schmecken!

Jacob II. machte als Herzog von York Milton aus bloßer Neugierde einen Besuch. Im Laufe des ziemlich einsilbigen Gesprächs fragte der Herzog den blinden Dichter: ob er den Verlust der Augen nicht für ein göttliches Strafgericht halte, welches deßhalb über ihn ergangen sei, weil er vormals gegen Karl I., seinen Vater, geschrieben habe? „Wenn Ihro Hoheit" erwiederte der brave Barde, „die Unglücksfälle, die uns in der Welt betreffen, als Merkmale des göttlichen Zorns auszulegen belieben, was soll man dann von dem traurigen Schicksale Ihres Vaters denken? Denn ich habe nur meine Augen, er aber hat seinen Kopf verloren."

Auflösung des Räthsels in Nro. 126:
Stets.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 128. Dienstag, den 25. October **1864.**

Geld!

(Fortsetzung.)

Lewes sah den ärmlich gekleideten Mann zweifelnd an; er fühlte sich zu dem Glauben veranlaßt, der Verstand des Alten habe gelitten. Sein Mitleid erwachte; er reichte dem Schwiegervater die Hand und führte ihn zu dem kleinen Sopha, dessen Kissen Friederike zurückgelegt hatte.

„Vor Ihnen also kommt die Hilfe in der Noth?“ fragte er nun.

„Friederike, Friedrich, ich habe nur einen geringen Theil von Dem abgetragen, was ich Euch schulde. Morgen, morgen zahle ich den Rest, und dann nehmt mich in den Schooß Euerer Familie auf, daß ich endlich die Ruhe finde, nach der sich mein altes Herz so lange gesehnt hat. Das Leben hat mich weidlich geplagt — ich bin müde, recht müde!“

„Sie werden uns nicht wieder verlassen!“ rief Friederike, die von Neuem der Vater in die Arme schloß.

„Nur für die Zeit noch, die Du in dieser Wohnung zu verbringen hast! An meiner Hand ziehst Du in Dein väterliches Haus ein, über dessen Thür die Firma „Gotthelf Jonas und Friedrich Lewes“ prangen soll. Ich will keine Geschäfte mehr machen; aber mein Name muß an der Börse wieder genannt werden. Du begreifst wohl, daß dies zur völligen Herstellung meiner Ehre nöthig ist.“

Hedwig servirte ein einfaches Abendessen, das die um den Großvater vermehrte Familie heiter einnahm. Nach Tische führte Friederike den Alten in das Schlafgemach.

„Sie müssen Ihre Enkel sehen, Vater!“ flüsterte sie.

Da standen fünf Betten. In drei derselben waren je zwei Engelsköpfchen sichtbar, in den beiden anderen zeigten sich erwachsene Mädchen. Alle lagen in süßem Schlummer. Friederike, in deren Zügen mütterliche Seligkeit strahlte, beleuchtete die sanft gerötheten Gesichter der hübschen Kinder und flüsterte leise, ganz leise ihre Namen. Es waren alle Mädchen-Namen. Gotthelf Jonas neigte sich und küßte die blühenden Purpurlippen der Kleinen.

„Meine Enkel! meine Enkel!“ murmelte er dabei, „die Kinder meiner lieben Friederike. Nun werde ich sie alle Tage sehen, werde sie auf meinen Knieen schaukeln und für eine glückliche Zukunft sorgen. Geld, Geld ist auch hier der allmächtige Hebel, der diesen unschuldigen Kindern die Bahn durch das Leben eröffnet.“

Es war spät, als Gotthelf Jonas Abschied nahm.

„Mein Sohn,“ sagte er zu dem Krämer, „es ist nöthig, damit Sie weitere Aufklärungen erhalten, daß Sie mich auf den Wegen begleiten, die ich behufs des Arrangements meiner Angelegenheiten machen muß. Ich erwarte Sie morgen früh neun Uhr in meiner Wohnung Hotel de Russie Nr. 5. Werden Sie kommen?“

„Ich komme!“

Gotthelf Jonas umarmte seine Tochter, reichte dem Schwiegersohne die Hand und ging.

Hedwig begleitete ihn bis zur Thür.

„Großvater,“ flüsterte sie, „wenn der Banquier mich anklagte!“

„Sei ohne Sorgen, mein Kind; wir werden die Wechsel zurückfordern und die Echtheit derselben darthun. Henry Neuberg — zittere nicht, Hedwig — wird sich um Deine

Digitized by Google

Hand bewerben, denn ich weiß, daß er Dich liebt. Und nun gute Nacht! Vertraue Deinem Großvater!"

Die Thür ward geschlossen. Gotthelf Jonas ging langsam durch die stille, dunkle Straße. Da hörte er Schritte, die ihm folgten. Gleich darauf tauchte die Gestalt eines Mannes aus der Dunkelheit auf. Der Alte, er mochte wohl mißtrauisch sein, blieb stehen und drückte den Rücken an die Mauer eines Hauses, als ob er ehrerbietig den Mann vorüberlassen wollte. Aber dieser blieb vor ihm stehen.

„Herr Gotthelf Jonas?" fragte eine ihm bekannte Stimme.

„Ich bin es, Herr Alfred von Geyer."

„Sie irren sich in der Person . . ."

„Gleichviel, was wollen Sie?"

Eine kräftige Faust griff dem Alten nach der Kehle. Dieser hatte sich jedoch auf einen Angriff vorgesehen; er schwang seinen Stock mit dem schweren Metallknopfe dergestalt auf das Haupt des Angreifers, daß dieser zurücktaumelte und stöhnend auf das Straßenpflaster fiel.

„So vertheidigt man sich in Amerika!"

Gotthelf Jonas beeilte sich, die lebhafte Straße und sein Hotel zu erreichen. Alfred von Geyer erhob sich nach zehn Minuten und taumelte wie ein Trunkener weiter. Diese Scene war unbemerkt geblieben, da sich Niemand in der abgelegenen Straße befand.

Als Friedrich Lewes am nächsten Morgen das bezeichnete Zimmer des Hotels betrat, fand er den alten Jonas in eleganter Toilette. Nach einem kurzen freundlichen Gespräche forderte der Greis, der heute so rüstig und beweglich wie ein Mann in seinen besten Jahren, seinen Schwiegersohn auf, ihn zu begleiten. Ein Wagen brachte Beide nach dem Hause des Barons. Der Neger besorgte die Anmeldung. Es mochte wohl Furcht sein, die den Baron veranlaßte, den Besuch sogleich zu empfangen.

„Mein Herr," begann der kleine Mann, „ich habe eine längere, als die festgesetzte Frist verstreichen lassen, weil ich glaubte, daß Sie zu der Erkenntniß kommen würden, der Schuldschein, den ich von Ihnen besitze, sei nicht falsch wie gewisse Wechsel. In Gegenwart meines Schwiegersohns, des Gatten meiner Friederike, fordere ich Sie auf, Ihre Quittung über 50,000 Thaler anzuerkennen."

„Die Schuld, Herr Jonas, ist verjährt . . ."

„Ah, auch das noch!"

„Wenn ich den Vortheil eines Arrangements daraus ziehe . . ."

„So kann Sie, nach Ihrer Meinung, Niemand anfechten. Sie haben allerdings das Verjährungsgesetz für sich und ich würde mit meiner Klage abgewiesen werden. Auf diesen Fall habe ich mich vorgesehen. Herr Baron, die Bestimmung des Arrangements ist an mir, trotz des Verjährungsgesetzes. Sie haben mit dem von mir erhaltenen Darlehen mein Haus gekauft — ich nehme das Grundstück zurück und Sie empfangen dagegen Ihren Schuldschein. Wenn Sie nun bedenken, daß Sie so lange Zeit frei gewohnt und das bedeutende Capital nicht verzinst haben, so werden Sie meine Großmuth preisen müssen. Nehmen wir nun an, Sie wollen auf dieses friedliche Arrangement nicht eingehen . . ."

„Was werden Sie thun?" fragte gespannt der Baron.

„So werde ich einen Mann stellen, mit dessen Hilfe der Baron von Geyer mein Arbeitspult erbrochen und die Wechsel, die ich auszugeben mich scheute, gestohlen hat."

„Herr Jonas!"

„Herr Baron, der alte Gebhard lebt noch! Sie müssen es wissen, denn Sie zahlen ihm eine kärgliche Pension für den Schurkendienst, den er Ihnen geleistet hat. Der alte Mann fühlt Gewissensbisse, er ist bereit, als Zeuge aufzutreten, um nicht schuldbeladen in die Grube zu fahren. Ich fürchte die Oeffentlichkeit nicht — die Welt mag erfahren, daß ich eine schwache Stunde gehabt; sie wird aber auch erfahren, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Die Zeit drängt: Gebhard kann über Nacht sterben — weigern Sie sich, diese Cessions-Urkunde zu unterzeichnen, so habe ich eine Commission vor dem Criminalgerichte und lasse Gebhard zu Protocoll vernehmen. Was weiter erfolgt, können Sie ermessen." (Schluß folgt.)

Wie man einen Gläubiger los wird.

L., ein renommirter Pariser Maler von etwas leichtfertigem Lebenswandel, hat bedeutende Schulden. Er hat sogar so viel Schulden, daß er gar keine mehr bezahlt. Einer seiner drängendsten Gläubiger war sein Schneider. Eines Morgens sieht L. den Werkführer dieses Schneiders bei sich eintreten, der ihn mit folgender eben so höflicher als entschiedener Anrede begrüßt:

„Ich komme, Herr L., Sie um Bezahlung Ihrer Rechnung zu ersuchen, mein Principal hat erfahren, daß Sie gestern Geld erhalten haben . . . ."

„Entschuldigen Sie, mein Lieber", fällt der Maler ihm ins Wort, „aber ich muß Ihnen bemerklich machen, daß Ihre Rede, wäre sie auch ein noch so großes Meisterstück der Beredtsamkeit, völlig nutzlos ist, denn ich bin nicht im Stande, die Rechnung heute zu bezahlen."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Ja wohl."

„Dann muß ich Ihnen zu meinem großen Bedauern erklären, daß ich Ordre habe, dieses Zimmer nicht zu verlassen, ohne von Ihnen Geld bekommen zu haben."

„Ganz nach Ihrem Belieben, — so nehmen Sie gefälligst Platz."

Der Werkführer setzt sich nieder, L. aber öffnet die Thür und ruft die Treppe hinunter dem Hausmeister zu:

„Ich bin für Niemanden zu Hause. Kommen Sie aber diesen Abend herauf zu mir, Sie werden auf meinem Schreibtisch Briefe finden, die Sie morgen an ihre Adressen befördern sollen."

Nach diesen Worten verschließt er die Thür von Innen, steckt den Schlüssel zu sich, setzt sich dann an seinen Schreibtisch und schreibt eine Menge Briefe, die er sämmtlich mit schwarzem Lack versiegelt. Zuletzt nimmt er einen größeren Bogen Papier und beginnt mit der Ueberschrift: „Mein Testament." Der Werkführer beobachtet dies Alles und denkt lächelnd: „Der irrt sich sehr, wenn er glaubt mir damit bange zu machen."

Nachdem L. fertig ist mit Schreiben, steigt er auf einen Stuhl und nimmt von einem Regal ein großes Packet Tuchleisten von allen Farben herunter. Jetzt wurde die Neugierde des Schneiders denn doch rege und er dachte bei sich: „Was Teufel mag er mit diesen Dingen vorhaben?"

L. sucht inzwischen einen Hammer hervor und beginnt mit fast schwermüthigem Ernst alle Ritzen der Thüren und Fenster vermittelst der Tuchleisten zu vernageln. Als er damit zu Ende ist, nimmt er einen großen bronzenen Becher von seinem Bücherschranke, füllt ihn mit Kohlen und zündet diese an.

„Der Herr spielt Komödie," denkt der Schneider; allein die Sache fängt jetzt doch an ihm unheimlich zu werden.

L. kehrt an seinen Schreibtisch zurück, ordnet seine Papiere, schreibt dann auf einen Bogen mit großen Buchstaben: „Niemand hat Schuld an unsrem Tode" und heftet diesen Bogen mit Oblaten an die Wand.

Das wird dem Schneider nun doch zu bunt, besonders da er, sei es in Folge der beginnenden Erstickung oder aus Angst, niesen muß, er springt auf, geht auf L. zu, der sich in seinen Lehnstuhl gestreckt hat und mit geschlossenen Augen dastzt, und sagt zu ihm:

„Entschuldigen Sie, Herr L., ich bekomme 1800 Franken jährlich, um Röcke und Westen zuzuschneiden, nicht aber um mich durch Kohlendampf ersticken zu lassen."

So sprechend, wendet er sich nach der Thür.

„Es ist zu spät!" ruft L., indem er ihm mit seiner langen Gestalt in den Weg tritt, „unser Entschluß steht unwiderruflich fest."

„Um Gotteswillen, Herr L., lassen Sie mich hinaus, ich ersticke! Wenn Sie mir die Thür nicht öffnen, springe ich durch's Fenster!"

L., der mit großer Mühe das Lachen unterdrückt, entschließt sich endlich, die Thür aufzuschließen, Schneider und Rechnung sah er niemals wieder.

Gemeinnütziges.

(Aufbewahrung des Winterobstes.) Für die möglichst lange Erhaltung von feinerem Winterobste in seiner vollkommenen Schönheit und Güte wird es den Obstfreunden von Interesse sein, eine noch wenig bekannte Aufbewahrungsmethode kennen zu lernen,

Digitized by Google

welche der Einsender dieser Mittheilung als zuverlässig erprobt hat. Mit Eintritt des Winters bringt man das zu verwahrende Obst in Kisten, Fässer und Gefäße, wie sie eben zur Hand sind, und füllt die Zwischenräume während des Einschichtens mit möglichst feinem Sande aus, der aber weder zu feucht noch zu trocken sein darf. Vorzüglich geeignet wird dazu der feine Flußsand sein, weil dieser die wenigsten erdigen Theile mit sich führt. Die Aufbewahrung der so angefüllten Gefäße muß in frostfreien Räumen geschehen, am besten also im Keller, wo man auch das Einschichten vornimmt. Wegen Verschiedenheit der Lagerweise des aufzubewahrenden Obstes ist es erforderlich, solches nach der Verschiedenheit der Reifzeit zu sondern und letztere auf dem Gefäße unter Angabe der Sorte zu markiren. Unbedingt nothwendig wird dieses für Winterbirnen, weil diese bekanntlich, sobald sie ihre volle Lagerreife erlangt haben, mehr oder weniger rasch durchgehen. Es ist hierbei daran zu erinnern, daß wenn Winterbirnen demnächst die volle Güte der Sorte entwickeln sollen, sie so spät als möglich vom Baume abgenommen werden müssen. Die Vortheile dieser Aufbewahrungsmethode sind: 1. bedarf das Obst keines zeitraubenden und für seine Haltbarkeit nachtheiligen Durchsuchens, da, im Falle auch einzelne Früchte faulen sollten, bei dem dieselben abscheidenden Sande eine Ansteckung nicht leicht erfolgen kann; 2. behalten die Früchte im Sande eine ganz vorzügliche Frische, sie welken fast gar nicht, ihr eigenthümlicher Wohlgeschmack erhält sich viel länger, als bei andern Aufbewahrungsarten, und die Periode ihrer Lagerreife dauert länger; 3. auch in einem beschränkten Raume läßt sich auf diese Weise viel Obst aufbewahren, indem die Kisten hoch über einander stehen können, wobei man die zunächst reifenden Sorten oben hinbringt; 4. der Aufwand dieser Aufbewahrungsmethode ist gering, indem der Sand anderweit zu verwenden ist, und die Kisten Jahre lang zu diesem Zwecke gebraucht werden können. 5. Gegen Beschädigung durch Mäuse und Ratten, auch gegen die Naschereі des Gesindes ist das Obst in dieser Weise am besten geschützt. Beim Herausnehmen reinigt man die Früchte von den anhängenden feineren Sandtheilen durch Abbürsten oder noch besser durch Abwaschen.

Lesefrüchte.

Wahre Schönheit bedarf des fremden Putzes nicht; sie ist schmucklos am meisten geschmückt. Die Rose, die sich hinter einer Hecke verbirgt, prahlt nicht mit ihrer Schönheit, und man pflückt sie doch.

Man kann der Mode so, wie man einer lästigen Knechtschaft folgt, Genüge leisten; man muß ihr Nichts gewähren, als was man ihr nicht abschlagen darf.

Verschiedenes.

Ein amerikanischer Correspondent erzählt folgenden gelungenen Yankeestreich: In sämmtlichen New-Yorker Blättern hatte ein gewisser Fitch vor Kurzem angezeigt, gegen Einsendung eines Dollars wolle er Jedermann ein untrügliches Mittel, der Conscription zu entgehen, an die Hand geben. Binnen einer Woche hatte er sechshundert Anfragen sammt eben so vielen Dollaren empfangen, und das Mittel, das er ihnen an die Hand gab, bestand einfach in dem Rath, sich freiwillig zu stellen. Dagegen konnten allerdings auch die Behörden nichts einzuwenden haben.

Ein betrunkener Soldat, der mit seinem Corporal Streit anfing, sagte endlich zu ihm: „Schweig, Du bist gar kein Mann!“ — „Ich werde Dir's gleich beweisen,“ antwortete der Corporal, indem er den Säbel zog. „Unmöglich!“ erwiderte der Betrunkene, „hör nur einmal den Hauptmann an, wenn er die Wache stellt, sagt er nicht immer: Für diesen Posten sechs Mann und ein Corporal? Du siehst also wohl, daß ein Corporal kein Mann ist.“

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 129. Donnerstag den 27. October **1864.**

Geld!

(Schluß.)

Gotthelf Jonas breitete ein Papier auf dem Tische aus, das er aus seinem schwarzen Portefeuille geholt hatte.

Der Edelmann war, wie vernichtet, auf einen Stuhl gesunken.

„Vater, Vater," flüsterte Lewes, „Verzeihung, daß ich Sie verkannt habe!"

„Sie konnten mich nicht anders beurtheilen, mein Sohn! Und doch haben Sie meine Friederike zur Gattin genommen, die Tochter eines Wechselfälschers, eines böswilligen Falliten . . ."

Der arme Krämer konnte seine Bewegung nicht bemeistern; er schloß den kleinen Alten gerührt in seine Arme.

„Wie steht's, Herr Baron?" fragte Jonas nach einer Pause.

Der Angeredete ergriff mit bebender Hand das Document, um es zu lesen.

„Ich soll sogleich das Haus räumen?" stammelte er.

„Es ist besser, Sie räumen freiwillig, als daß Sie gezwungen mit Ihrem hoffnungsvollen Sohne, der mich gestern Abend in einer abgelegenen Straße erwürgen wollte, in das Criminalgefängniß wandern."

„Ich werde meinen Sohn rufen!" murmelte der Baron, indem er sich erhob.

„Nicht von der Stelle! Unterzeichnen Sie nicht, so gehen wir."

Der Baron kämpfte noch einige Augenblicke; er mochte das Gefährliche seiner Lage begreifen.

„Herr Jonas," stammelte er mit schwerer Zunge, „werden Sie diesen Contract stets als einen freiwilligen bezeichnen?"

„Sie lesen ja, daß ich das Haus gegen eine Summe von 50,000 Thalern in Empfang nehme. Hypothekschulden haften nicht darauf, ich habe Erkundigungen einziehen lassen."

Noch ein Mal ging der Baron durch das Zimmer; dann trat er zu dem Tische, ergriff die Feder und unterzeichnete. Während Lewes als Zeuge seinen Namen unter das Document setzte, überreichte Jonas dem Baron den Schuldschein.

„Ihr Siegel fehlt noch," bemerkte er dabei.

Der Neger mußte eine brennende Kerze bringen. Der Baron hatte kaum dem Papiere das Siegel aufgedrückt, als er zu Boden fiel. Ein Schlaganfall, die Folge der heftigen Gemüthsbewegung, hatte den starken Mann getroffen. Man brachte ihn auf die Ottomane, und schickte nach Aerzten. Der Kranke blieb unter der Obhut seiner erschreckten Tochter zurück.

Jonas und Lewes fuhren zu dem Banquier Neuberg, der die Gäste in seinem Cabinete empfing.

„Mein Herr," sagte der Banquier streng, „Peter Ostermann ist bankerott!"

„Ich weiß es; ich habe es schon gewußt, als ich das erste Mal Ihnen meinen Besuch abstattete," antwortete Jonas lächelnd.

„In diesem Falle haben Sie nicht ehrlich gehandelt!"

„Und dennoch, Herr Neuberg. Peter Ostermann hat Ihnen die Zahlung gutgeschrieben, die Sie an mich gemacht haben. Hier ist eine Anweisung auf die englische Bank, in welcher unser gemeinschaftlicher Geschäftsfreund Ostermann sein aus dem Sturme gerettetes Vermögen deponirt hat. Erlassen Sie mir die Erklärung dieses Börsen-

Digitized by Google

mandvers, das bei den amerikanischen Zuständen ein sehr natürliches ist. Ich wußte, daß es so kommen würde; aber da ich meines Geldes nothwendig bedurfte, wollte ich die durch das Fallissement Ostermann's entstehende Weigerung vermeiden. Das Verfahren unseres amerikanischen Freundes kann uns nicht kümmern, es ist amerikanisch."

„Ich habe den Mann für meinen Freund gehalten."

„Und er hat seine Freundschaft auch bewiesen."

Dem Banquier fiel ein Schleier von den Augen.

„Ich komme jetzt zu der Dankbarkeit, die Gotthelf Jonas bethätigt hat," fuhr der kleine Mann fort. „Sie wollten Ihren Sohn mit der Tochter des Barons von Geyer verbinden, weil Sie von dem Baron Hilfe für Ihr schwankendes Geschäft erwarteten — der Baron besitzt nichts, er hoffte im Gegentheil auf Nutzen von Ihnen. Es war dies ein mißliches Project, wie so manches andere, das Sie im Drange der Noth entworfen haben. Nun schlägt Ihnen der alte Jonas, der seine Ehre gerettet und seine Schulden bezahlt hat, eine vortheilhafte Parthie vor, die auch Ihr Henry nicht zurückweisen wird — Hedwig Lewes, meine Enkelin, bringt ihrem Gatten die Summe, die Sie mir einst ausgezahlt haben."

„Wie?" rief Neuberg auffahrend.

„Sie haben in der letzten Zeit so glücklich speculirt, daß es Ihnen möglich war, der allgemeinen Krisis zu entgehen. Und wem verdanken Sie dies? Ostermann's Rathschlägen, der die Wirkung seines Bankerotts auf die verschiedenen Geschäftszweige ermessen konnte. Diese Rathschläge hat Ihr Sohn Henry durch mich empfangen. Mit Ihrem Credite sind enorme Geschäfte gemacht durch keinen Anderen als Peter Ostermann."

Nun folgten Erklärungen. Henry ward gerufen — er bestätigte die Angaben Jonas und bat den Vater, Hedwig als Tochter aufzunehmen, nicht nur, um sie für die erlittene Kränkung zu entschädigen, sondern vorzüglich deßhalb, weil er sie liebe. Neuberg, gerührt von der Opferwilligkeit seines Sohnes, als es sich um die Rettung der Firma handelte, versprach die Angelegenheit in Ueberlegung zu ziehen. Denselben Tag erlag noch der Baron seinem Schlaganfalle. Fast um dieselbe Stunde starb auch der alte Gebhard, nachdem er seinem Arzte den Diebstahl entdeckt, den er einst an seinem Herrn begangen hatte.

Neuberg und Jonas hatten drei Tage später eine lange Unterredung gehabt. Das Resultat derselben war, daß denselben Sommer noch die Firma „Friedrich Lewes und Gotthelf Jonas" über der Thür des Hauses prangte, das die Familie des Barons umsonst zu reclamiren gesucht. Henry, der seine Hedwig heimgeführt, ward der Compagnon seines Vaters, der nun die Firma „Daniel Neuberg und Sohn" führte. So oft Jonas aus dem Hause trat, betrachtete er seine Firma und dachte: „Mein Name ist wieder ehrlich geworden, und wodurch? Durch Geld! Es ist traurig, aber es ist so: das Geld verleiht die größte Macht auf dieser Erde. Sonst mußte ich mich verbergen, heute grüßen mich die Leute ehrerbietig, obgleich ich noch derselbe bin — aber ich habe Geld, Geld, Geld!"

Touristen-Poesie.

Jede Reisesaison liefert eine unendliche Ausbeute von poetischen Versuchen, welche sich am behaglichsten und naivsten breit machen in den an interessanten Punkten aufliegenden Fremdenbüchern. Ueber das rasch berühmt gewordene Gmunden lesen wir:

Hier im Städtchen Gmunden
Können sich die G'sunden,
Wenn sie nicht erfrier'n,
Köstlich amüsir'n.

In dem Rigibuche prangt die heurige Saison mit folgenden Zeilen:

Ach schon vierzehn Tage lieg i
Eingeregnet auf dem Rigi;
Eine Aussicht hab' ich täglich:
Meine Rechnung wächst unsäglich!

Ein unverschämter Grobian schrieb in fast unleserlicher Handschrift, für Den aber, der bei Regenwetter sich die Mühe nimmt, es zu entziffern, immerhin deutlich genug in dasselbe Buch:

Digitized by Google

Die Eisel kommen und gehen
Und bringen stets neuen Besuch:
Die Esel gehen und stehen
Dann hinterher im Buch.

Einer, der während der Genfer Unruhen in jener Stadt war und, wie es scheint, einen gewaltigen Schrecken ausgestanden hat, verewigte sich dort mit den Worten:

Hier in Genf
Kam ich in einen schönen Senf.
Leider war es kein Kremser —
Hier mach' ich nie mehr einen Bremser!

Rührend ist auch die Klage, welche ein abgewiesener Liebhaber in einem Fremdenbuch der Alpenwelt aushaucht. Der Arme ist gewiß ein Handlungsreisender, der einen Naturabstich in die Alpen gemacht hat. Er schreibt:

Ach was ist die Schweiz,
Karoline, gegen Deinen Reiz!
Dein harter Vater in Winkel
Versagt Dich mir aus purem Dünkel.

Unter diese wehmüthig hingehauchte, unendlich rührende Klage schrieb ein hartherziger Spötter in unverantwortlich grober Weise:

Der alte Vater in Winkel,
Der handelte ganz brav;
Man gibt kein junges Hinkel
Zur Gattin einem Schaf!

Und in Altorf am Fuße der Gotthardsstraße schrieb ein Wanderer, der die erste Prüfung gemacht hatte, ins Fremdenbuch:

Hier traf den Apfel Wilhelm Tell,
Den Kopf voll Rachegedanken, —
Die Wirthin schoß uns eben so schnell
Aus unsrem Sack die Franken.

Auf dem Inselsberg in Thüringen, allwo in dem auf dem Berge liegenden Hause vier deutsche Vaterländer zusammenstoßen, trug sich ein Witzbold mit folgenden Zeilen ein:

Kopf in Koburg, Händ' in Hessen,
Füß' in Weimar, war kein Zwerg, —
Also schläft man nach dem Essen
Abends auf dem Inselsberg.

Gemeinnütziges.

(Nutzen der Holzkohle.) Wenn man eine Lage Holzkohlen auf irgend eine faulende Substanz, thierische oder vegetabilische, bringt, so werden die schädlichen Ausdünstungen dadurch zurückgehalten.

Das Kreuz.

Trage muthig und zufrieden
Du dein Kreuz zu jeder Frist!
Manchem ward ein Kreuz beschieden,
Dessen Last viel größer ist,
Kurz ist ja die Prüfungsstrecke
Von der Wiege bis zum Grab, —
Ob sie Rosen, Wermuth decke,
Setze fürder deinen Stab.

Willst du nur, es muß gelingen!
Was kein Erdenfrühling bringt,
Wird der ew'ge Lenz dir bringen,
Wenn die Seele sich erschwingt.
Morgenroth folgt nach dem Traume,
Ruhe nach des Lebens Müh'n,
Und zum ew'gen Segensbaume
Wird der Kreuzstamm dir erblüh'n.

Verschiedenes.

(Wie man sich eines unangenehmen Reisegesellschafters entledigt.) Zwei Freunde reisen mit der Post und freuen sich, daß sie allein den bequemen Wagen zu benutzen haben. Bei der nächsten Station wurde dieser ruhige Besitz gestört, indem ein dritter Passagier mit vielem Gepäck einstieg. Die beiden Freunde aber sind nicht die Leute, die gleich die Hoffnung aufgeben. Einige Winke und Worte sind hinreichend, sich zu verständigen, wie man des unangenehmen Gesellschafters sich entledigen will. Dieser hat sich kaum breit gemacht, Pack und Sack hingestellt, so legt sich der Mann mit dem Hute hintenüber und verdreht fürchterlich die Augen. Dann scheint er zu schlummern. Aengstlich sieht der Neumann auf seinen Nebenmann. „Kennen Sie den Herrn?“ fragte er den Gegenübersitzenden. „Ei freilich, kenne ich ihn, es ist mein unglücklicher Freund!“ war die Antwort. „Vor einigen Tagen ist er von einem tollen Hunde gebissen worden.“ Diese Nachricht brachte den Reisen-

Digitized by Google

den in die größte Verlegenheit; und als der Behutete wieder die Augen verdrehete und leise knurrte, so rückte er möglichst weit von ihm. Jetzt schlägt er die Augen auf, starrt um sich, klappt die Zähne auf einander, — happ! happ! rechts und links — es war entsetzlich. „Herr Conducteur! Herr Conducteur! halten Sie still, ich kann das Fahren nicht vertragen, ich will aussteigen!“ Die List ist gelungen und der unangenehme Gesellschafter entfernt.

Aus Paris wird der „Indep. belge“ folgende pikante Notiz mitgetheilt: „Soll ich dem Herrn die Wangen herrichten?“ Mit dieser Frage überraschte mich gestern der Gehülfe eines Friseurladens, in den ich einen neu angekommenen Freund zur Vervollständigung seiner äußern Erscheinung geführt. Ich gehe seit Jahr und Tag in demselben aus und ein, ich glaube Paris durch und durch zu kennen, aber ein derartiger Antrag war mir niemals vorgekommen. Daß man die Haare und den Bart „herrichten“ läßt, das wußte ich so gut wie ein Anderer. Aber die Wangen? Ich dachte an eine neue Redensart, einen neuen vulgären Ausdruck, wie sie in Paris alle Tage auftauchen. Mein Freund, der natürlich noch weniger als ich verstand, was unter der an ihn gerichteten Frage zu verstehen sei, sah mich an, als wollte er Auskunft haben. Unterdeß ließ der Gehülfe, der wahrscheinlich denken mochte, man habe ihn überhört, zum zweiten Male die ominöse Anfrage ertönen: „Ist's gefällig, die Wangen herrichten zu lassen?“ Ja wohl, rufen wir beide wie aus einem Mund, halb aus Neugier, halb um unsere Unwissenheit zu bemänteln. Sofort eilte der dienstthuende Ganymed, der gewandte Führer der Scheere und des Brenneisens, an ein Tischchen und erschien nach einigen Augenblicken mit zwei Schminktöpfen und zwei Pinseln bewaffnet. Jetzt war das Räthsel gelöst. Also die Pariser Dandies werden geschminkt wie die Damen, weiß und roth, damit sie jugendlich und blühend aussehen. Daß irgendein reicher alternder Lion derlei Verschönerungen an seiner werthen Person von seinem Kammerdiener vornehmen läßt, ist nicht neu. Aber Männer, die sich im offenen Laden schminken lassen — da geht wirklich Jedem die Geduld aus, der nicht zur Zierpuppe herabgesunken ist. Mein Freund sprang mit einem so unverhehlten Entsetzen auf, daß die Friseurgehülfen ihn verwundert anblickten, und wir beide verließen eiligst das Local, um den Pinseln zu entgehen, mit denen der eifrige Coiffeur gerüstet dastand.

In den Laden eines Buchhändlers zu Berlin trat ein ältlicher Mann, dessen Aeußeres nichts weniger als Bildung verrieth. „Sie haben Wieland's Werke in den Zeitungen angekündigt,“ sagte er, „haben Sie Exemplare davon?“ „Wollen Sie ein Exemplar kaufen?“ fragte der Buchhändler. „Nein, das nicht.“ „Was veranlaßt Sie denn zu dieser Frage?“ „Ich wollte Sie nur bitten, mir ein Exemplar zu zeigen. Ich heiße Wieland und habe vor einigen Jahren eine Schrift herausgegeben: „Wie man Messer und Scheeren schleifen kann!“ ich wollte nur sehen, ob ein Nachdruck davon gemacht worden ist.“

(Einer, den friert.) Am Kohlmarkt in Wien, erzählt die „Glocke“, betrachtete vor einigen Tagen ein Herr die interessante Auslage eines Kunsthändlers, als er auf Einmal eine fremde Hand in der Tasche spürte. Schnell drehte er sich um und sah dem Thäter, einem sogenannten „Strawanzerbuben“, fest ins Gesicht. „Ihre Hand war in meiner Tasche!“ rief er dabei. „Und wos is weiter?“ fragte der Ertappte ruhig. „Sö derfen wegen dem net harb sein, es is jetzt im October schon so kalt, daß man froh is, wenn man d'Hand wohin stecken kann!“ — Sprach's und verlor sich im Gedränge. Der Herr war gutmüthig genug, den Kerl nicht weiter zu verfolgen.

Der dramatische Dichter Dr. A. Mosenthal in Wien ist zum Bibliothekar des Staatsministeriums, Abtheilung für Kunst und Unterricht, ernannt worden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 130. Samstag den 29. October **1864.**

Der Invalide.

Achtzig Lenze sind verblüht,
Seitdem ich in's Dasein sprang,
Seitdem mir das Wiegenlied
Meine liebe Mutter sang.
Zärtlich hat sie mich gepflegt,
Wahrheit, Recht und Einigkeit
Tief mir in das Herz geprägt
Und erzählt aus alter Zeit.

Kaum, daß ich das A B C
Und des Herrn Gebet gekannt,
Wußte ich auch schon das Weh,
Das durchzuckt mein Vaterland.
Ein gesattelt Schaukelpferd,
Helm und Säbel, funkelneu,
Ward am Christtag mir bescheert:
So verging des Lebens Mai. —

Und der Keim, den mir in's Herz
Eingesenkt der Mutter Hand,
Blühte mit mir auf voll Schmerz
Für das theure Vaterland,
Das, gleich einem kranken Mann,
Ueber Knechtschaft, Druck und Schmach
Schmerzlich seufzet: wann, o wann
Bricht doch an der Freiheit Tag?

Einigkeit macht stark und frei;
Aber noch als Zwergin blüht
Sie im Land der alten Treu,
Und der Völker Herz durchglüht
Nicht ihr Geist, der in die Faust
Helden legt das blanke Schwert,
Wenn der Sturm im Eichwald braust
Und der Feind bedroht den Herd.

Muthig prüfte ich den Arm,
Als ich aus der Eltern Haus
Einst als Jüngling, liebewarm,
Auf das Schlachtfeld zog hinaus.
Im Gedenken, daß mein Lohn
Recht und Einigkeit wird sein,
Kämpft' ich für des Reiches Thron,
Kehrt' ich kampfunfähig heim.

Narben trag' ich auf dem Leib
Für das Wohl der Nation,
Hab' darum mit Kind und Weib
Vierzehn Thaler Pension.
Niemals hat mein Herz gebebt,
Floß es auch zum Sieg und Tod,
Nun erbebt es, abgelebt —
Meine Losung heißt jetzt: Brod!

Denn mein Frühling ist entlaubt,
Hin, was mir das Leben gab.
Als ein Greis mit grauem Haupt
Stützt mich nur der Eichenstab.
Mitleid und Erkenntlichkeit
Lindern oft zwar meinen Schmerz,
Aber die Uneinigkeit
Bricht, ach! bricht mir noch das Herz.

F. — lr. —

Das kostbare Tischgebet.

Kurz nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts war Kurfürst und Erzbischof von Mainz Herr Emmerich Joseph. Er soll bei seinen ehemaligen Unterthanen noch als ein leutseliger und freundlicher Herr in gutem Andenken stehen; dagegen stand er mit dem Bischof von Speyer um so schlechter, und da damals die Zeit der Streitschriften recht blühte, so gingen sie hin und her, und dies setzte immer mehr böses Blut, besonders bei Emmerich Joseph, da der Bischof von Speyer,

Digitized by Google

ein Reichsfürst von Limburg-Styrum, rechtskundig und gescheidter war, als der ganze Mainzer Hof sammt Kanzlern und Räthen. Deßhalb war ihm jede Gelegenheit willkommen, den Bischof zu kränken, sehr willkommen, als ein Archivar eine unzweifelhaft ächte Urkunde auffand, durch welche die Verpflichtung des Bischofs von Speyer, am Charfreitag im Erzbischofs-Schlosse zu Mainz das Tischgebet zu sprechen, ausgesprochen ward. Zwar war diese Verpflichtung im Laufe der Zeit mit dem Tischgebet, mit dem Gebet überhaupt in Vergessenheit gekommen; da aber die Urkunde ächt, so konnte sich keine bessere Gelegenheit finden, den Bischof von Speyer zu demüthigen. Da nun auch die österliche Zeit nahe war, so erging sofort ein Schreiben an ihn, in welchem er mit scharfen Worten über seine Versäumniß hergenommen und auf nächsten Charfreitag nach Mainz zur Verrichtung des Tischgebets gefordert wurde.

Statt einer Weigerung, wie man erwartet, lief bald von dem geschichtskundigen Bischof ein Schreiben ein, worin die Verpflichtung anerkannt und erklärt wurde, er werde rechtzeitig, derselben zu genügen, in Mainz erscheinen. So wurde denn, um die Demüthigung des Bischofs recht vollständig zu machen und in recht weiten Kreisen bekannt werden zu lassen, auf den heiligen Tag eine große Gesellschaft selbst von weither geladen. Küchen- und Kellermeister mußten ein lukullisches Mahl herrichten, und den Gästen wurde triumphirend verkündet, was sie außer Speise und Trank zu erwarten hätten.

Als die Tafeln zum Biegen mit Speise und Trank, und zwar nicht mit Fastenkost — der Erzbischof dispensirte gern den Kurfürsten von den Fastengesetzen — besetzt waren und die Gäste erwartungsvoll da saßen, öffneten sich die Flügelthüren des Speisesaales, und herein trat, von seinem Kaplan begleitet, in einfachem Hausornate, in ernster, gemessener, würdiger Haltung der Bischof von Speyer, grüßte ernst und stumm rechts und links und trat an den ihm angewiesenen Platz. War auch mancher der Gäste zu Spott und Hohn aufgelegt, über Emmerich Joseph's Gesicht flog Etwas wie Besorgniß und Reue. Mit ergreifenden, salbungsvollen Worten, mit hohem Schwunge des Geistes und großer Glaubensfreudigkeit sprach der Bischof das Gebet, das einen mächtigen, nicht zu bewältigenden Einfluß übte selbst auf Gemüther, die gewiß nicht in Gebetsstimmung an die Tafel getreten waren. Aber diese Stimmung schwand natürlich schnell wieder und gab der früheren höhnischen und schadenfrohen Raum, als der Kurfürst seinen geistlichen Bruder nicht nur nicht zu Tische lud, sondern ihn alsbald wieder mit einer kalten, stolzen Handbewegung nach der Thür hin entließ.

Solch absichtliches Verhöhnen und Kränken, solche recht raffinirte neue Demüthigung und Beleidigung schien der Bischof von Speyer gar nicht zu bemerken; denn nach feierlichem Gebet und Amen drehte er sich ebenso feierlich herum und verließ mit seinem Kaplan, ohne rechts oder links Jemand anzusehen oder zu grüßen, ebenso ruhig und gemessenen Schrittes den Speisesaal, wie er ihn betreten hatte. — Als einfachen Wanderer sah man ihn rasch die Straßen der Stadt gegen das Neuthor hin durchschreiten und durch dasselbe den Augen der Nachblickenden entschwinden.

Der Streich war gelungen. An den Tag, den man beging, an das Gebet dachte man nicht. Mit Wort und Wein wurde der Sieg gefeiert, und bis zum Dessert des mehrstündigen Mahles war Alles, namentlich der Kurfürst, voll der besten Laune, der ausgelassensten Fröhlichkeit. Da mit einem Male verdüsterte sich die Miene des splendiden Hospes, und sein Auge ließ solche Verlegenheit und solchen Verdruß blicken, daß auch die Gäste verstummten und fragend einander anblickten. Endlich erfuhr man den Grund der veränderten Stimmung. Der Hofmarschall hatte seltsame Kunde gebracht. Vor dem Thore, so hatte ihm soeben ein Herold gemeldet, halte ein stattlicher Zug von 100 Pferden, an der Spitze der Reichsfürst von Limburg-Styrum, auch Bischof von Speyer. Der lasse dem Kurfürsten, Herrn Emmerich Joseph, auch Erzbischof von Mainz, vermelden, daß er am Mainzer Hofe Ostern zu halten gedenke. Er versehe sich, sammt seinem Gefolge, nach Reichsgebrauch einer gastlichen Aufnahme. Das hieß doch rasch Trumpf nachgespielt; das war bitterste Rache mit

Digitized by Google

leutseligster Miene, insbesondere für Einen, dessen glänzende Hofhaltung eine glänzende Bewirthung zur Pflicht machte, für Einen, dessen glänzende Hofhaltung fortwährend Ebbe in den Kassen verursachte.

Aber was war zu machen? Gute Miene zum bösen Spiel! Aber einstweilen, ehe der fürstliche Gast da war, war ein langes Gesicht noch erlaubt und das natürlichste von der Welt. Dann aber hob er die Tafel auf. Die Gäste merkten, wie viel die Uhr geschlagen, und entfernten sich. Die obersten Hofchargen wurden befehligt, in Gala dem lieben Nachbar und Collegen entgegen zu reiten, während ein neues Mahl im Schlosse zugerichtet wurde. In reichem, fürstlichen Schmucke und an der Spitze eines glänzenden Gefolges, dem noch ein Troß von Reitknechten mit edlen Rossen folgte, und unter dem Zujauchzen des Volkes, geleitet von den Würdenträgern des kurfürstlichen Hofes, zog der Reichsfürst von Limburg-Styrum, auch Bischof von Speyer, in die Stadt Mainz ein. Sein Gesicht strahlte von Heiterkeit, und daneben war ein schalkiger Zug deutlich zu erkennen.

An der Schloßtreppe stand im Hausornat der Erzbischof Emmerich Joseph, und versteckte seinen Ingrimm, so gut es gehen wollte, in einem süßen Gesichte; aber kaum hielt seine Fassung aus bei dem unabsehbaren Zuge, und schwere Seufzer rangen sich zwischen den Worten des Willkomms aus seiner Brust. Bereitwillig setzte sich der Bischof zu Tische; ihm und seinen Begleitern schmeckten die wohlbereiteten Gerichte trefflich, noch trefflicher die kurfürstlichen Weine nach dem scharfen Ritte in frischer Märzluft. — Der Kellermeister ließ dem Erzbischof sagen: Wenn Die acht Tage bleiben, dann ist's gut, daß der Rhein vor Mainz fließt, denn dann müssen wir Wasser trinken wie das liebe Vieh! Das war eine Kunde, welche dem Kurfürsten und all seinem Gesinde sehr unangenehm klang. Aber die Gäste merkten nichts davon, oder wollten vielmehr nichts davon merken. Namentlich war der Bischof die Liebenswürdigkeit selbst, als sei zwischen ihm und dem Erzbischof nie ein unvergohren Wort gefallen, als seien sie seit langen Jahren die besten Freunde. Um so schwerer wurden die Tage Herrn Emmerich Joseph.

Doch er bezwang sich, bezwang sich sogar, als endlich beim Abschiede der Gast freundlich erklärte: er werde auch in Zukunft alljährlich, wenn's Seine erzbischöflichen Gnaden heischten, erscheinen, um das Tischgebet zu halten, dann aber auch jedes Mal den Reichsfürsten von Limburg-Styrum nebst stattlichem Gefolge mitbringen, und das um so lieber, da die Bewirthung eine köstliche gewesen sei und der Erzbischof seine Gastfreundschaft verschwenderisch geübt habe. Daß weder das Eine noch das Andere je wieder begehrt wurde, braucht kaum bemerkt zu werden.

Literatur.

Die Naturwissenschaft, welche die Schöpferin einer neuen Industrie und Technik wurde, die Werkstätten der Arbeit mit neuen Materialien, Kräften und praktischen Hilfsmitteln bereicherte, mit Erweiterung der Einsicht und des Lebensverkehrs auch die Schranken durchbrach, welche den Menschen noch in engere Verhältnisse und Vorurtheile bannten und dadurch Wohlstand, Unternehmungsgeist, Aufklärung, Freiheit und Volkskraft förderte, diese Naturwissenschaft, die eine segensreiche Freundin des bürgerlichen Lebens geworden ist und ihre Mission darin fand, in populärer Sprache einem Jeden verständlich und lehrreich zu werden, hat aber noch eine Aufgabe zu erfüllen, die ihr eine der wichtigsten erscheint und dennoch bisher am Wenigsten von Denjenigen erkannt und berücksichtigt wurde, welche sich des praktischen Segens der naturwissenschaftlichen Einsicht in deren technische und merkantilische, überhaupt lebenerweiternde Wirksamkeit rühmen und erfreuen. Es ist die Anwendung der Naturwissenschaft auf das Wohl des physischen Lebens der Menschen selbst, das Wohl des Individuums und der Familie, auf die von unabänderlichen Naturgesetzen abhängige Existenz des Einzelnen, die Thatkraft und den Genuß eines gesunden Daseinsgefühls.

Was nützt es dem Menschen, wenn er durch die naturwissenschaftliche Technik und Industrie, durch Erweiterung der Grenzen der Betriebsamkeit und des aufgeschlossenen Reichthums

Digitized by Google

der Naturgaben, wenn er durch Verkehr mit der ganzen Erde und durch Dienstbarmachung der früher gefürchteten Elementarkräfte sich materiellen Wohlstand erwirbt, aber dabei versäumt, die ihm anvertraute Wissenschaft auf sich selbst und seine Familienglieder anzuwenden, wenn er sich selbst in Arbeit und Leben erschöpft, für siechе oder hinfällige Menschen die Mittel des Wohlstandes und Genusses erstrebt, die dann nur todtes Capital oder beschleunigende Ursachen der Erschöpfung werden!

Der Mensch, der sich der Einsicht und Freundschaft der Naturkenntniß rühmt oder erfreut, soll dieselbe vor allen Dingen auch auf sich selbst anwenden, auf die physische Natur seines körperlichen und seelischen Daseins, auf die Lebensbedingungen einer gesunden Familie.

Darauf sucht ein Buch hinzuwirken, das soeben unter dem Titel: „Die physische Lebenskunst oder praktische Anwendung der Naturwissenschaften auf Förderung des persönlichen Daseins, von Dr. med. Klencke," in Leipzig bei Kummer erschienen ist. Es will dieses Buch ein Familienrathgeber sein, der einem Jeden, welcher sich der Vorurtheile schämt, Achtung vor naturwissenschaftlicher Gesetzgebung des Lebens hat und in gesunder Weise das Dasein möglichst lange genießen will, die richtige Anweisung gibt, wie er der eigenen Natur gerecht werden und die Einsicht in die Gesetze und Bedingungen des Lebens auf sich anwenden, wie er die physische Lebenskunst an sich und den Seinigen praktisch machen kann.

Zu diesem Zwecke werden folgende Punkte behandelt:

1) Der Selbsterhaltungstrieb und die Wissenschaft (Einleitung). — 2) Zu langsames und zu geschwindes Leben. — 3) Wachen und Schlaf. — 4) Luft, Licht und Wasser und das Leben. — 5) Der Stoffwechsel und dessen Ersatz. — 6) Die Kunst, richtig zu essen und zu trinken. — 7) Das Salz des Lebens. — 8. Die Verdauungsfertigkeit. — 9) Die Krankheitsanlage. — 10) Arbeit und Beruf. — 11) Die Cultur des Leibes und Geistes. — 12) Klima, Kleidung und Wohnung. — 13) Die Gewohnheiten. — 14) Die Medicamente und Curen. — 15) Die Geselligkeit und das Reisen. — 16) Das Gleichgewicht im Geiste und Gemüthe. — 17) Die Vorsicht in Gefahr. — 18) Liebe und Ehe. — 19) Kind- und Jugendleben. — 20) Das glückliche Greisenalter. — 21) Der sanfte Tod.

Verschiedenes.

(Treffende Antwort.) Ein Prediger ließ sich an der Tafel eines Edelmannes ein Paar gebratene Tauben einwickeln und steckte sie zu sich. „Ei, Herr Pastor," sagte der Edelmann, „es heißt ja in der Bibel, sorget nicht für den andern Morgen." — „Eben darum steckte ich sie ein, um nicht dafür sorgen zu müssen," erwiderte dieser.

„Dein Festkuchen scheint nicht recht gerathen zu sein," sagte ein Pantoffelträger zu seiner geizigen Ehehälfte.

„Er ist so vortrefflich, wie ich ihn nur wünschen kann."

„Aber ich würde mich nicht getrauen, davon zu essen, Liebe!"

„Das sollst Du auch nicht. Der Kuchen ist für die Mägde bestimmt und ich versichere Dir, daß die sich dermaßen den Magen verderben werden, um drei Wochen lang keinen Appetit zu haben."

Ein Buchhändler, welcher mit allen seinen Kräften gegen die Verbreitung des Nachdrucks eiferte und deßhalb mit vielen seiner Collegen processirte, beschwerte sich sehr bitter, als er in der Zeitung las, daß — zur Erhaltung der Ordnung und Ruhe — es der Polizei erlaubt sei, mit Nachdruck zu handeln.

Ein geplagter Ehemann kam zu einem Mechaniker. „Herr," sagte er, „Sie machen auch Blitzableiter? Können Sie mir nicht einen gegen meine Frau geben?" — „Kaufen Sie ihr einen neuen Hut, das ist der beste Blitzableiter."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 131. Dienstag, den 1. November **1864.**

Die Freude wollte sich vermählen.

Die Freude wollte sich vermählen,
Die frei doch war so lange Zeit:
„Ich bin noch jung, noch kann ich wählen,
An Freiern soll es mir nicht fehlen;
Sie lieben all', mein buntes Kleid.
Und wer erst den Verlobungsring
Aus meiner weichen Hand empfing,
Dem soll das gold'ne Glück auf Erden
Nie treulos werden."

Da kam das Spiel und bot ihr Karten;
In seid'nen Schuhen sprang der Tanz;
Ihr winkt' der Blumenfreund zum Garten;
Der Bücherwurm bot alte Schwarten,
Der Buch'rer ihr des Goldes Glanz;
Es kommt sogar ein Jägersmann,
Ob er sie nicht erjagen kann,
Er will mit Hunden, Netz und Stangen
Die Flücht'ge fangen.

Auch kam, behängt mit falschem Flimmer,
Das Lustspiel und das Trauerspiel;
Ein Krieger bot der Waffen Schimmer,
Ein Zierling des Geschmeides Glimmer,
Ein Reimer ihr den Gänsekiel;
Der lockt mit Wagen und mit Roß,
Und Der mit der Lakaien Troß.
Der will sogar mit bunten Tauben
Das Herz ihr rauben.

Noch naht mit morgenrothen Wangen
Im Rosenkranz der Liebes-Gott;
Er will das zarte Kind umfangen,
Nach ihrem Ringe will er langen,
Der flüchtige, der schöne Gott.
Der Freude wallt die junge Brust,
Es drängt die nie gekannte Lust,
Sie möchte für ihr ganzes Leben
Sich ihm ergeben.

Doch sieh! Wer kommt mit leichtem Schritte?
Ein Brüderpaar naht, Hand in Hand.
Die nehmen rasch in ihre Mitte
Die schöne Maid, mit zarter Sitte
Um sie geschmiegt der Arme Band.
Das Aug' ist hell, die Stirne glatt,
Die Lippen sind ein Rosenblatt,
Die Wangen frisch; und Blumen glänzen
Auf Lockenkränzen.

„Wer seid ihr, daß ihr mich umwunden
„Mit eurer Arme sanftem Zwang?"
„„Wir haben oft Dich schon gefunden;
„„Wir waren immer treu verbunden,
„„Wir sind der Welt und der Gesang.
„„O bleibe frei, Du schöne Maid,
„„In Deinem leichten, bunten Kleid!
„„Wir sind Dir immer treu geblieben.
„„In unserm Lieben.""

Da küßt die Braut sie unverhohlen
Und lächelt rechts und lächelt links;
„Wenn zur Geliebten ihr mich wählet,
„So bleib' ich immer unvermählet
„Und treu gewärtig eures Winks."
Sie küßt den Wein im neuen Drang,
Umschlingt erglühend den Gesang:
Und heißer geben Wein und Lieder
Die Küsse wieder.

Wilhelm und Louise.

I.

„Du siehst so traurig aus, Wilhelm? kommst so langsam daher? Ist es wieder nichts?"

„Nein, Louise, es ist wieder nichts! Ich bin wieder übergangen worden, bin wieder geblieben, was ich war: der alte Fahnen-

Digitized by Google

junker!" Louise seufzte tief auf und lehnte ihr scheues Köpfchen traurig an den Stamm der großen Linde, neben welcher sie stand. Sie war, getrieben von Ungeduld und Sehnsucht, ihrem Geliebten, dem Fahnenjunker Wilhelm von Bellna, bis auf die Promenade entgegengegangen. Sie wußte, daß er, wenn er von dem Exercirplatze zurückkehrte, den Weg durch die Parkanlage nehmen würde, und hier, an der Ecke der einsamen, menschenleeren Allee, hatte sie, hinter der großen Linde sich verbergend, ihn erwartet.

„Bist wieder übergangen worden?" seufzte sie traurig. „Und weßhalb? Mit welchem Recht darf man Dich zurücksetzen?"

„Ich bin der Sohn eines Mannes, dem der König ein grausames Unrecht angethan, und dessen Namen deßhalb Niemand vor ihm auszusprechen wagt; ich habe daher keine Fürsprache bei Hofe, und ich bin arm. Ist das nicht Grund genug, um mich zu übergehen, um den Fahnenjunker niemals zum Offizier avanciren zu lassen? Und wenn sie mich wirklich zum Offizier gemacht hätten, was hätte dann werden sollen? Ich habe nicht einmal die Mittel, um meine Offiziersequipage bezahlen zu können. Es war also unrecht und thöricht, daß ich überhaupt darauf hoffte. O, der Fluch der Armuth lastet auf mir! Ich kann ihm nicht entrinnen, er wird mich in den Tod treiben!"

„Ja, es ist wahr," seufzte Louise, „wir sind unglücklich, sehr unglücklich, und wir haben es nicht verschuldet, wir haben Beide wirklich nur den Fluch der Armuth zu tragen. Er hat Deine Familie, wie die meine, von unserer frühesten Jugend an verfolgt. Unsere Väter waren beide entlassene Offiziere, beide vom König in Ungnade entlassen, und Niemand nahm sich daher ihrer an, Niemand verschaffte ihnen eine Stelle, die sie versorgen konnte. Kümmerlich lebten wir, wie ihr, von dem geringen Vermögen, das unsere Mütter als Heirathsgut eingebracht hatten, und Noth und Entbehrungen war unser Loos von Jugend auf. Das einzige Glück, das wir kennen gelernt, war die Freundschaft unserer beiden Familien. Unsere Väter liebten sich, weil sie dasselbe Schicksal gehabt und deßhalb ermessen konnten, was Jeder von ihnen litt und trug; unsere Mütter waren Schwestern und liebten sich als Freundinnen, welche die gleiche Noth des Lebens miteinander ertrugen, und wir Kinder theilten unsere Freuden, unsere Spiele und unser Stück Brod miteinander. Ach, Wilhelm, gedenke unserer schönen Kinderzeit und sage nicht, daß wir immer nur unglücklich gewesen; sage nicht, daß wir dem Fluch der Armuth verfallen sind, daß nicht auch wir schöne und reiche Stunden genossen haben. Arm sind nur Diejenigen, welche Niemand haben, den sie lieben, und der sie liebt. Und ich frage Dich, Wilhelm, gehörst Du also wohl zu den Armen? Lieben wir uns nicht? Ist nicht die Liebe mit uns aufgewachsen, hat sie nicht unser ganzes Leben mit hellem Sonnenglanz verschönert? Als ich meine Eltern verlor, was hat mich da getröstet und erhoben? Die Liebe zu Dir! Wer hat mich da sanft in seine Arme genommen und gesagt: Du bist keine Waise, keine Vereinsamte, Du wirst immer einen Arm neben Dir haben, der bereit ist, Dich zu schützen, ein Herz, das Dich liebt! Du hast das gesagt, mein Geliebter, Du hast mit Deiner lieben Hand meine Thränen getrocknet und mich so muthig und stark gemacht, daß ich nicht verzagt bin, selbst wenn das Gnadenbrod, das die alte Tante mir gibt, oft recht hart und bitter ist. Und nun, mein Freund, nun willst Du verzagen und muthlos werden? Du, der mir so oft Muth zugesprochen, mich so oft auf die Zukunft vertröstet hat?"

„Ich war ein leichtsinniger Thor, als ich das that," sagte er düster. Ich hoffte auf die Zukunft, hoffte, daß ich endlich zum Lieutenant avanciren müßte. Aber es war ja Alles thöricht und kindisch. Was hülfe es mir, wenn ich Lieutenant wäre? Ich wäre ja dennoch nicht im Stande, Dir eine Heimath zu geben, Dir eine Häuslichkeit zu bereiten, Dich zu erretten aus der Hölle, in der Du an der Seite Deiner alten Tante lebst. O Louise, ich that Unrecht, Dir jemals zu sagen, daß ich Dich liebe, denn ich werde Dich niemals heirathen können, und deßhalb, Louise," fuhr er düster und mit stockender Stimme fort, „gebe ich Dir Dein Wort zurück. Vergiß mich, denke nicht mehr an mich, gib mich auf als einen Unglücklichen, dem das Schicksal es nicht gestatten will, Dich

Digitized by Google

glücklich zu machen, und — wenn ein Anderer, ein Glücklicherer Dir seine Hand bietet, so nimm sie an und denke — denke, daß ich mein Herzblut darum geben würde, wenn ich an seiner Stelle sein könnte." Er hatte nicht den Muth sie anzusehen, während er so sprach, aber unter den gesenkten Augenlidern rannen zwei Thränen langsam über seine Wangen nieder.

Sie legte sanft ihre Hand auf seinen Arm und schaute aus ihren großen, blauen Augen mit tiefem, innigem Liebesblick zu ihm auf. „Sieh' mich an, Wilhelm," sagte sie leise, „sieh' mich an, und dann wiederhole es, dann sage es noch ein Mal, daß ich mich an einen Andern verheirathen soll."

Wilhelm hob langsam die Augenlider empor und blickte in ihr liebliches, treues Angesicht, das mit einem schmerzlich süßen Lächeln ihm zugewandt ward. Lange schaute er sie an, es arbeitete und zuckte in seinen Zügen, der Athem ging keuchend aus seiner Brust hervor, ein furchtbarer Schmerz tobte in seinem Innern — aber er überwand ihn, er zwang seine Züge, wieder ruhig zu werden, seine Stimme, nicht mehr zu zittern.

„Der Reichsherr Bernhardi wirbt um Dich," sagte er. „Er ist ein ehrenhafter, guter und geachteter Mann, er ist wohlhabend genug, um Dir eine bequeme Häuslichkeit bieten zu können, und Du wirst durch ihn jedenfalls erlöst werden von der Demüthigung, das Gnadenbrod Deiner geizigen Tante essen zu müssen. Nimm also seine Hand an, heirathe ihn, denn ich — ich hebe Dir entsagt, und Gott weiß es, mit welchen Todesschmerzen."

„Ich aber, mein Geliebter," sagte sie mit einem wundervollen Lächeln, „ich habe Dir nicht entsagt, das heißt, nicht meiner Liebe zu Dir entsagt. Ich werde niemals eines anderen Mannes Frau werden, denn ich liebe Dich, es wäre also ein Meineid, wenn ich einem Andern Treue geloben wollte, da ich sie Dir doch immer bewahren würde. Sage also nicht, daß ich mich an den Rathsherrn Bernhardi verheirathen soll, denn eben weil er ein guter und ehrenhafter Mann ist, darf ich ihn nicht betrügen. Sage auch nicht, daß Du mir mein Wort der Liebe und Treue zurückgibst. Ich nehme es nicht an, denn ich habe es freiwillig gegeben, es bleibt bei Dir, so lange wir leben. Wir können uns zwar nicht heirathen, aber ist das ein Grund, um uns nicht zu lieben? Ist das ein Grund, um die Treue zu brechen, die wir einander gelobt haben? Wir müssen Geduld haben zu warten, und in Liebe und Treue ausharren bis an's Ende!"

„Und es wird doch Alles vergeblich sein," murmelte er, „wir werden uns niemals heirathen können!"

„Nicht hier auf Erden, Wilhelm, aber dort oben! Dort werden wir einander angehören, dort wird uns Nichts mehr trennen, dort werden wir eins sein in Liebe. Und darum, mein Vielgeliebter, darum laß' uns freudig sein in Hoffnung und Liebe. Ich kann hier auf Erden nicht Deine Frau werden, nun, so bleibe ich Deine Braut, Deine treue liebende Braut!"

„Und verurtheilst Dich damit zu ewiger Knechtschaft, zu ewiger Abhängigkeit!"

„Nein, mein Freund! Ich habe meinen Entschluß gefaßt, und der heutige Tag hat mir die Entscheidung gebracht über meine Zukunft. Ich wollte sie abhängig machen von Deiner Beförderung, ich hatte mir geschworen, daß, wenn Du endlich zum Officier avancirtest, ich das als ein Zeichen ansehen wolle, daß Gott uns gestatten werde, noch auf Erden glücklich zu sein und uns anzugehören. Du bist nicht avancirt, und nun ist mein Entschluß gefaßt, ich gehe in ein Kloster."

Er antwortete nicht, nur ein Schluchzen quoll wie ein Todesächzen aus seiner Brust hervor, und indem er ihren Kopf zwischen seine beiden Hände nahm, preßte er einen langen, glühenden Kuß auf ihr blondes Haar.

(Fortsetzung folgt.)

Will der Mann — so muß die Frau.

Will der Mann
heute nicht ausgehen und eine größere Arbeit auf seinem Zimmer vollenden:

So muß die Frau
die ganze Wohnung einmal gründlich waschen und reinigen lassen, da die Scheuerfrauen gerade heute frei und für alle spätere Tage versagt sind.

Digitized by Google

Will der Mann
einen alten Freund, dem er vielen Dank schuldet, heute Mittag zu einem Löffel Suppe einladen:

So muß die Frau
bedauern, daß es heute gerade keine Bouillon, sondern den von gestern übrig gebliebenen Braten gibt.

Will der Mann
eine Cigarre oder Pfeife rauchen:

So muß die Frau
auch heut' früh erst die neuen weißen Gardinen haben aufmachen lassen.

Will der Mann
sich über die gar zu großen Haushaltungs-Unkosten beklagen:

So muß die Frau
erst gestern gehört haben, daß Madame Meier von ihrem Manne fünfzehn Thaler Wochengeld erhält.

Gemeinnütziges.

(Chlorsaures Kali als Mittel gegen Zahnschmerz.) Wir haben eine Menge Reizmittel, welche gegen den Schmerz kranker Zähne Anwendung finden, viele derselben haben aber den Nachtheil, daß sie mit der Abstumpfung der Zahnnerven auch zerstörend auf die Umgebung des Zahns wirken. Dr. E. Neumann in Königsberg hat nach einem Bericht im Archiv für klin. Chir. die Erfahrung gemacht, daß das chlorsaure Kali, längst bekannt als ein unübertroffenes Heilmittel bei Leiden der Mundhöhle, die besten Dienste gegen Zahnschmerzen leistet. Wenn sich dies bestätigt, so könnte wahrlich kein milderes und leichter applicirbares Mittel gefunden sein. Ist der hohle Zahn im Unterkiefer, so legt man kleine Theile des genannten Salzes hinein, doch ist es vielleicht rathsamer, eine Auflösung von einem Theile des Salzes in 20 Theilen Wasser als Mundwasser zu gebrauchen. Wenn der Zahnschmerz in einer Knochenhautentzündung beruht, ist das Mittel natürlich ohne Erfolg.

Lesefrüchte.

Die höchste Schönheit ist die Schönheit der Seele; sie ist Wiederstrahl der Harmonie und Tugend.

Unwissenheit ist die theuerste Sache im Lande. Ein unterrichtetes und verständiges Volk ist immer sittlicher und fleißiger, als ein unwissendes und ungebildetes.

Verschiedenes.

(Spazierstöcke für Damen, die neueste Mode.) Für ein lang darniederliegendes Gewerbe bietet sich eine günstige Chance zu momentanem Aufschwunge, nämlich für die Drechslerei. Seitdem die Kaiserin Eugenie in Schwalbach auch das Spazierstöckchen in die Hand genommen, welches die Mode zuerst in Baden-Baden eingeführt, ist eine wahre Wuth, Spazierstöcke zu tragen, in die Damen gefahren. Auch in Wien sieht man bereits die elegantesten Damen mit dem Stik oder der Canne herumflanieren, und wir können diese Mode nur gut heißen; denn abgesehen von dem Aufschwunge, welchen die Drechslerei nehmen würde, wenn der Spazierstock im Winter in Damenhänden eben so üblich werden würde, wie der Sonnenschirm in der warmen Jahreszeit, müssen wir als treue Ritter der Damen wirklich die Frage aufwerfen, warum die Herren der Schöpfung, die sogenannten Starken, das Recht haben sollen, sich auf einen Stock zu stützen, während das schwache Geschlecht, das viel leichter ermüdet, viel leichter zu Fall kommt, nicht auch so ein stützendes Rohr führen darf, das in gewissen Fällen sogar ein Rettungsrohr werden kann, um sich frecher Courmacher zu erwehren. Ein paar Mal das Rohr mit Energie geschwungen, und die Umgebung wird von den zudringlichen Cour-Fliegen gesäubert sein. Also, meine Damen, an's Werk, — lassen Sie den Stock, die neue Mode der französischen Kaiserin, an die Stelle der Crinoline treten, Sie und wir können nur gewinnen dabei.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt der Neustadter Zeitung.

No. 132. Donnerstag, den 3. November **1864.**

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Es gibt in Breslau fromme Klöster, in welchen man Gott dient, indem man der Menschheit dient," fuhr Louise fort, und ihr schönes Antlitz strahlte von frommer Begeisterung. „Ich will zu den Elisabethinerinen gehen und Krankenpflegerin werden, um mein Herz gesund zu machen und Dir liebesstark und treu zu erhalten."

„Du eine Nonne?" stöhnte er, „Du schönes, jugendfrisches Mädchen, Du lebendig begraben?"

„Nein, Wilhelm, ich werde dort gerettet sein vor allem Schmerz und aller Demüthigung. Ich werde keinen Schmerz mehr zu erdulden haben, ich werde immer an Dich denken, immer für Dich beten können, ich werde immer die Braut sein, die freudig ihrer Hochzeit entgegen hofft. Und Du, mein Geliebter, Du wirst zuweilen an mich schreiben und — ein Mal im Jahre wirst Du mich besuchen. Die Elisabethinerinen sind nicht ganz abgetrennt von der Außenwelt; sie dürfen mit ihren Freunden verkehren, dürfen sie im Sprechzimmer empfangen."

„Du brichst mir das Herz, ach! Du brichst mir das Herz," klagte Wilhelm leise. „Ich fühle, daß ich es nicht ertragen kann, und dennoch darf ich Dich nicht zurückhalten. Du wirst wenigstens dort eine Zuflucht finden gegen die Noth des Lebens, eine Zuflucht, welche der arme, alte Fahnenjunker Dir niemals gewähren kann. Werde also Nonne, Louise, pflege die Kranken und bete, ach! bete für Deinen unglücklichen Freund, Deinen armen Wilhelm."

„Beten werde ich immer für Dich, ob ich Nonne werde oder nicht," sagte sie innig, „lieben werde ich Dich immer, gleichviel, ob ich in der kleinen Kammer bin, die mir die Tante eingeräumt hat, oder in der Zelle des Klosters. Aber wer kann wissen, ob ich mir diese Zuflucht auch eröffnen kann, ob sich die Klosterpforten mir eröffnen werden? Es gehören auch hierzu noch Glück und Gunst. Wer bei den Elisabethinerinen Aufnahme finden und Nonne werden will, muß einen Brautschatz mitbringen, muß eine bestimmte und nicht unbedeutende Summe an das Kloster zahlen, und Du weißt wohl, ich bin ganz arm und mittellos."

„Woher willst Du also den Brautschatz nehmen, welchen Du dem Kloster mitbringen mußt? Wer soll ihn Dir geben?"

„Der König soll ihn mir geben!" rief sie.

„Der König?" fragte er stammend. „Du glaubst also, daß der König Friedrich der Zweite, er, der nie vergißt, nie verzeiht, daß er Dir, der Tochter Deines Vaters, eine Gnade erzeigen wird, und wär's auch nur die Gnade, daß Du in ein Kloster gehen könntest? Er soll Dir einen Brautschatz geben?"

„Ja, er soll es thun. Ich will ihn daran mahnen, wie sehr er meinen Vater gekränkt und beleidigt hat. Ach, Gott wird mir Worte geben, sein Herz zu rühren."

„Aber wie willst Du zu ihm gelangen, Louise? Es ist eine weite Reise von hier nach Potsdam, zwei Tagereisen."

„Ich werde nicht zum Könige gehen, sondern der König wird zu mir kommen," sagte sie, „das heißt, er wird auf seiner Reise nach Breslau hierher kommen. Der Rathsherr Bernhardi brachte uns heute die Nachricht. Der Courier, welcher nach Breslau geht, um

Digitized by Google

dort zu melden, daß der König kommt, hat dem hiesigen Magistrat zugleich angezeigt, daß der König hier in Liegnitz sein Nachtquartier nehmen und daß er heute Abend hier eintreffen wird. Ich werde also morgen früh auf das Schloß gehen, ich werde so lange bitten und flehen, bis ich vorgelassen werde. Der Gedanke an Dich wird mir dazu Muth und Kraft geben, und wenn ich es erreiche, wenn ich vor dem König stehe und zu ihm spreche, so werde ich mir immer innerlich wiederholen: ich will Nonne werden, damit mein geliebter Wilhelm sich nicht um meine Zukunft ängstigt. Ich will Nonne werden, damit er weiß, daß seine Braut eine Zuflucht hat gegen alle Stürme des Lebens, eine Zuflucht, wo sie ungestört an ihn denken, und von keiner Erdennoth beängstigt, nur Gott und ihrer Liebe leben kann. Siehst Du, und das wird meinen Worten Kraft und Begeisterung geben, und ich werde so sprechen, daß der König, so verhärtet und kalt sein Herz auch immer sein mag, doch gerührt werden und mir bewilligen muß, was ich erflehe."

„Und Du wirst alsdann Nonne werden, und ich werde einsam und allein hier in Liegnitz zurückbleiben, werde bald zum Gespött und Gelächter der ganzen Garnison werden, denn mein Haar wird ergrauen vor Gram um Dich, ich werde ein alter Mann sein bei jungen Jahren und ein alter Fahnenjunker mit grauen Haaren, das ist wohl ein Gegenstand zum Lachen und zum Spott. Ich werde Niemanden haben, der mich liebt, Niemanden, der mich tröstet, und der mir freundlich in's Auge schaut. Aber nein, ich will nicht klagen! Ich will, gleich Dir, mein Geschick ruhig ertragen und auf den Tod hoffen, der mich erlösen soll. Und wer weiß, vielleicht kann der gute Gott geben, daß es wieder einmal zum Kriege kommt, der König wird doch nicht immer genug haben an seinen Lorbeeren des siebenjährigen Krieges. Ach, Louise, wenn ich mir denke, daß es zum Krieg käme, dann hüpft mein Herz vor Freude, denn ich weiß, daß ich dann den Fluch von mir lösen könnte, der mich niederdrückt, daß ich Heldenthaten üben und durch Tapferkeit und Bravour den Fehler meiner Armuth wieder gut machen würde. Aber dies Alles sind Träume," unterbrach er sich selbst, „traurige, vergebliche Träume. Wir werden keinen Krieg haben, in welchem ich mich auszeichnen könnte, und Du, Du willst Nonne werden, das wäre daher ja doch Alles vergeblich, es hülfe mir dann ja nichts, wenn ich auch Officier würde und Beute machte."

Sie legte mit einem innigen Liebesblick ihre Hand auf seine Schulter. „Es wäre nicht vergeblich, Wilhelm," flüsterte sie leise, „denn die Elisabethinerinen sind nicht gebunden für ihr ganzes Leben. Seit der König von Preußen sich Schlesien erobert hat, ist die strenge Ordensregel aufgehoben und der König hat es beim Papst durch seinen Gesandten durchgesetzt, daß in allen Klöstern in Preußen es den Nonnen sowohl, wie den Mönchen gestattet ist, zwei Jahre nach ihrem Eintritt, und immer wieder nach zwei Jahren auszutreten und in die Welt zurückzukehren. Siehst Du, Wilhelm, gerade deßhalb will ich ja zu den Elisabethinerinen gehen und dort Nonne werden. Denn in mir flüstert immer noch die Hoffnung, daß es doch noch vielleicht einst möglich sein könnte, daß wir einander schon auf Erden angehören und ein glückliches Paar werden. Darum will ich mich Dir bewahren, und darum wird die Nonne immer noch hoffen auf das Leben und auf Dich. Und was Deine Hoffnung auf den Krieg anbelangt, so mag auch diese vielleicht in Erfüllung gehen, noch ehe Du es denkst. Der Rathsherr Bernhardi hat, wie Du weißt, einen Bruder, der in Berlin im Cabinet des Königs angestellt ist, und der hat ihm geschrieben, daß vielleicht bald wieder ein Krieg ausbrechen kann. Der Kurfürst von Bayern ist gestorben, und man sagt, daß die Kaiserin von Oesterreich, die Marie Theresia, Bayern als Erbschaft für sich in Anspruch nehmen will, und daß der neue Kurfürst von Bayern ihr sein Land gegen andere Ländereien abtreten will. Das würde aber unser König niemals zugeben und leiden, und wenn die Oesterreicher in Bayern einrückten, so läßt auch der König von Preußen seine Truppen einrücken, und dann kommt's zum Krieg, und dann kann doch noch Alles wahr werden, was Du hoffest." (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Lauenburg.

Das Herzogthum Lauenburg hat durch seinen jetzigen so zu sagen herrenlosen Zustand die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich gezogen. Die Lauenburger sind ein Völkchen, das, gleich wie ihr Land, nur wenig bekannt ist, und das unter den deutschen Staatenfamilien zu den Stillen im Lande gehört; denn man hört wenig von ihnen reden, und sie haben es auch am liebsten, daß nicht viel von ihnen die Rede ist. Sie lebten ein geruhiges und stilles Leben unter den drei dänischen Königen, die es beherrscht haben, und suchten sich bei den deutsch-dänischen Conflicten schon im vorigen Kriege so passiv zu verhalten, wie möglich. An Größe mag Lauenburg etwa 22 Quadrat-Meilen enthalten, und die Zahl der Bevölkerung macht etwas über 40,000 aus, die durch Fleiß und Betriebsamkeit eines blühenden Wohlstandes genießen. Der Boden Lauenburgs besteht aus fruchtbarer Geest, an der Elbe und Stecknitz entlang aus fettem Marschboden; doch gibt es hier auch einige Haider und Sandstriche, so wie erzlebige Moorgegenden. Die verschiedenen kleinen Flüsse, von denen es theils berührt, theils durchflossen wird, so wie die großen fischreichen Seen geben dem Ländchen nicht nur einen malerischen Reiz, sondern gewähren natürlich auch mancherlei Vortheile in Rücksicht auf Handel und Schifffahrt. Die durch das Land fließende Stecknitz und ihre Fortsetzung, der Stecknitz-Kanal, der in die Trave ausläuft, vermittelt den Handel zwischen Lauenburg und Lübeck; die Elbe zwischen Hamburg und Lauenburg. Da die Stecknitz nur von kleineren Fahrzeugen befahren werden kann, müssen die von Hamburg mitgebrachten Waaren bei Lauenburg umgeladen und in die kleineren Schiffe gebracht werden. Auch die Waknitz, die aus dem Ratzeburger See kommend bei Lübeck mündet, wird von kleinen Schiffen lebhaft befahren. Außer diesen Wasserstraßen geht jetzt auch die von Lübeck kommende Eisenbahn durch's Land und vermittelt namentlich einen lebhaften Personenverkehr. An Mölln vorbei führt sie bis an das große Kirchdorf Büchen (das alte von Karl dem Großen gegründete Hochbuch), wo sie sich mit der Hamburg-Berliner Bahn vereinigt. Da Lauenburg sehr waldreich ist, liefert es einen nicht unbedeutenden Ertrag an Bau- und Brennholz. Am bekanntesten ist der große, von herrlichen Eichen und Buchen bestandene Sachsenwald, in welchem es auch Wildschweine gibt. Auf diese wurde zwei Mal jährlich eine Jagd veranstaltet, und von dem erlegten Wilde mußte ein Theil an die königl. Küche nach Kopenhagen geliefert werden. Die Bevölkerung treibt vorzugsweise Ackerbau und Viehzucht, und außer Holz wird auch Getreide ausgeführt, doch findet sich auch ein Theil Fabriken, die indeß nicht von Bedeutung sind. Ein Eisenwerk, die Aumühle, das an dem Ufer der Bille, eines Gränzflusses zwischen Holstein und Lauenburg, liegt, ist durch seine schöne Lage bemerkenswerth. Es gibt viele romantische und liebliche Gegenden in dem blühenden Ländchen, dessen Schönheit wenig bekannt ist, weil die anmuthigsten Partheien, die bei Reinbeck anfangen, von der Eisenbahn nicht berührt werden. Verfolgt man den lieblichen Weg, der von Reinbeck nach Friedrichsruh führt, so wird man von der Schönheit dieser Orte überrascht, die, umgeben von dem prallen Sachsenwalde, inmitten waldgekrönter Höhen an den Ufern der heiter plätschernden Bille in friedlicher Abgeschiedenheit daliegen. Auch an den Ufern der großen fischreichen Seen gibt es reizende und malerische Punkte, wo freundliche Dörfer und schöne Rittersitze zwischen fruchtbaren Feldern und herrlichen Parkanlagen zerstreut liegen. An adeligen Gütern finden sich nicht weniger als 23, deren Areal wenigstens den dritten Theil des Landes einnimmt. In den 111 Dorfschaften leben freie Bauern, die es den Holsteinern in der tüchtigen Bewirthschaftung des Bodens gleich thun. Die drei kleinen Städte Lauenburgs, deren jede ungefähr 4000 Einwohner hat, zeichnen sich durch ihren Gewerbsfleiß vortheilhaft aus und treiben einen lebhaften Handel. Die Hauptstadt des Landes, Ratzeburg, ist auf einer Insel inmitten des Sees gleichen Namens gelegen und durch einen breiten Steindamm mit dem westlichen Ufer verbunden; an der östlichen Seite führt eine 460 Schritt lange Brücke auf's jenseitige Ufer des Festlandes. Der nördliche Theil

Digitized by Google

der Stadt, Pasmberg genannt, auf dem die Domkirche steht, gehört zu dem Mecklenburg-Strelitz'schen Fürstenthum Ratzeburg, das in mehreren abgesonderten Theilen im nördlichen Lauenburg zerstreut liegt. In Ratzeburg ist der Sitz der Regierung, des Landdrosten und des Generalsuperintendenten, sowie der Versammlungsort der Landstände. Das alte Mölln liegt gleichfalls an einem See, durch den die Stecknitz hindurchläuft. Es treibt ansehnlichen Handel mit Salz und Getreide, und hat als Merkwürdigkeit auf seinem alten Kirchhof das Grab Till Eulenspiegels aufzuweisen, dessen Bild nebst einer Eule und einem Spiegel auf seinem Leichenstein eingegraben ist. Die Stadt Lauenburg hat von allen drei Städten die für Handel und Schifffahrt günstigste Lage; denn hart am Ufer der Elbe gelegen, mündet auch die Stecknitz nahe bei der Stadt in diesen Fluß, wodurch eine directe Schifffahrtsverbindung zwischen hier und Lübeck ermöglicht ist. Auf anmuthigen, mit freundlichen Anlagen geschmückten Höhen sich ausdehnend, im Vordergrund den Hafen mit seinem lebendigen Schiffsverkehr, bietet die Stadt einen ungewöhnlich schönen Anblick dar. Sie verdankt ihren Ursprung der alten Lauenburg, die zur Zeit Heinrichs des Löwen erbaut wurde. Nachdem Sachsen und Slaven sich lange um das von Wenden bewohnte Ländchen gestritten hatten, kam Lauenburg in den Besitz Heinrichs des Löwen. Als Friedrich Barbarossa ihn indeß seiner Lande verlustig erklärte, fiel es an Albrecht I. von Sachsen, der sich von nun an Herzog von Sachsen-Lauenburg nannte. Dieser Albrecht war ein Enkel Albrechts des Bären aus dem Hause der Askanier, der als Markgraf von Brandenburg bekannt genug ist. Der Herzog von Braunschweig that indeß Einspruch gegen die Belehnung Albrechts mit Lauenburg, und die hieraus erwachsenden Zwistigkeiten wurden durch einen Erbverein zwischen dem Herzog von Sachsen und dem Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig-Celle in der Art geschlichtet, daß Lauenburg im Fall des Erlöschens der Sachsen-Lauenburg'schen Linie an Braunschweig fallen solle. Als das Haus Sachsen-Lauenburg nun 1689 erlosch, kam Lauenburg allerdings an Braunschweig; allein erst nachdem der Herzog dem Kurfürsten von Sachsen seine vermeintlichen Ansprüche an dasselbe für mehr denn eine Million Gulden hatte abkaufen müssen. Der Kurfürst hatte nämlich mit dem letztverstorbenen Herzog von Lauenburg eine Erbverbrüderung geschlossen, der zufolge er das nächste Erbrecht zu haben vermeinte; er veräußerte dies Recht nur unter dem Vorbehalt, daß nach dem eventuellen Erlöschen des Braunschweig-Lüneburger Hauses seine Ansprüche wieder Geltung haben sollten. Erst 1716 erhielt der Herzog von Braunschweig die Belehnung vom Kaiser und Sitz und Stimme im Reichsfürstenrath. Zur Zeit Napoleons gerieth Lauenburg mit den andern deutschen Ländern unter französische Botmäßigkeit, kam jedoch 1813 an seinen vorigen Besitzer zurück. Von Hannover wurde es an Preußen abgetreten und gelangte darauf durch Tausch an Dänemark, das, wie bekannt, das von Schweden gegen Norwegen eingetauschte Schwedisch-Pommern und Rügen an Preußen cedirte.

Verschiedenes.

Eine Dame in Paris ereiferte sich in Anwesenheit eines Ministers gegen den Gebrauch des Tabaks und drang in ihn, er solle doch dem Ueberhandnehmen einer Gewohnheit steuern, die bereits zu einem Laster herangewachsen sei. „Madame," erwiederte der Minister, „Rauchen und Schnupfen mag allerdings ein Laster sein; allein nennen Sie mir eine Tugend, welche dem Staatsschatze jährlich 120 Mill. Franken einträgt!"

Das Geheimniß gleicht dem jungen Weine, der immer die Flaschen zu zersprengen droht.

Räthsel.

Was Menschenkunst erschaffen und erbaut,
Kann ich durch meine Kraft zerstören;
Doch nimmst du mir nur einen eing'gen Laut,
So mußt du mich als heilig ehren.

Redaction, Druck und Verlag von Di Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 133. Samstag, den 5. November 1864.

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„O, Gott gebe, daß es wahr wird," rief Wilhelm mit strahlendem Angesicht. „Gott gebe, daß ich Dich mir erkämpfen kann, Dich, meine theure Braut, Dich, das einzige Glück meines ganzen Lebens! Nun gehe immer hin und werde Nonne, ich will's ertragen, denn ich will denken, daß, ehe zwei Jahre vergangen sind, es mir gelungen sein wird, auf dem Schlachtfeld bis zum Hauptmann zu avanciren und reiche Beute zu machen. Dann komme ich, meine Louise, und hole Dich aus dem Kloster, und die fromme Nonne verwandelt sich dann in die Frau Hauptmann von Bellna."

„Noch aber hat die arme Louise von Hohendorf sich nicht einmal in die fromme Nonne verwandelt, und Du denkst schon daran, sie aus dem Kloster zu erlösen. Die Hauptsache ist aber jetzt erst, daß ich hinein komme, und darum muß ich den König sprechen, darum muß ich morgen früh Alles in Bewegung setzen, nur zu ihm zu gelangen und ihn um seine Unterstützung und sein Fürwort zu bitten. Ach, es ist ja nicht Glück und Reichthum, was ich von ihm erflehen will, sondern nur eine Stätte des Friedens und der Zurückgezogenheit, nur die Möglichkeit, eine Nonne zu werden! Aber Du, Wilhelm, auch Du solltest es versuchen, den König zu sprechen, ihn selbst um Deine Beförderung zu bitten. Er ist es Dir wohl schuldig, daß er Dir vergilt, was er Deinem Vater Böses gethan, daß er wieder gut macht, was er verschuldet hat. Versuche es, mein Geliebter, fordere von dem König Gerechtigkeit. Du sagtest vorher, Du würdest, wenn Du das Geld dazu hättest, nach Potsdam zum König gehen, nun wohlan, der König kommt hierher! Gehe also zu ihm, klage ihm Dein Leid, und gewiß —"

„Nein," unterbrach er sie fast unwillig, „nein, ich darf und kann das nicht thun. Ich sagte das vorhin in der Aufregung des Schmerzes, in der ersten Verzweiflung über mein abermaliges Mißgeschick. Aber in der Wirklichkeit konnte ich mich doch niemals entschließen, als Bittsteller, als Einer, der um Gnade und Unterstützung fleht, vor den König hinzutreten. Ein Mann darf nicht thun, was einer Frau erlaubt ist. Du darfst, ohne Deine Ehre zu kränken, den König um seine Unterstützung bitten, ich kann es nicht. Nur durch mich und mein Verdienst will ich das Unglück bezwingen und mir eine Stellung erringen, oder ich bleibe, was ich bin, der alte Fahnenjunker."

„Hast Recht, mein Geliebter," rief sie, ihn innig umschlingend. „Dir ziemt es, stolz zu sein auch im Unglück und Dich nicht demüthigen zu lassen von der Armuth! Mir ziemt es, demüthig zu sein und mich zu unterwerfen. Und so in Demuth und Stille will ich zum König gehen und versuchen, sein Herz zu rühren und —"

„Aber Du versprichst mir, Louise," unterbrach er sie, „daß Du meiner nicht erwähnst, daß Du nicht versuchen willst, auch für mich sein Herz zu erweichen; daß Du vor ihm nicht einmal meinen Namen nennen willst?"

„Ich verspreche es Dir, mein stolzer Geliebter."

„Nun wohlan denn, meine Louise, so gehe denn zum König und bitte ihn um die Gnade Nonne werden zu dürfen. Ich werde indeß zum Gott der Schlachten beten, daß er uns

Digitized by Google

den Krieg sende, damit ich die Nonne erlösen kann, und damit der alte Fahnenjunker sich in den jungen Hauptmann verwandele."

II.

„Marquis," sagte der König, indem er mit einem tiefen Seufzer die Flöte bei Seite legte, „Sie sehen, es geht nicht mehr. Der Wind pfeift durch meine Zahnlücken wie durch ein altes Wrack; anstatt des empfindungsvollen Adagio's von Quanz, das ich spielen wollte, ist nichts heraus gekommen als das Pfeifen und Zischen des Alters, das mich daran gemahnen will, daß ein alter Mann kein Flötenspieler sein kann."

„Ew. Majestät sind aber kein alter Mann, sondern ein ewig jugendfrischer Sohn des Mars und der Musen," rief Marquis d'Argens begeistert.

„Comment, mon ami, auch Sie wollen sich dazu hergeben, den Hofmann zu machen und mir zu schmeicheln?" fragte der König achselzuckend. „Sagen Sie mir doch, wie nennt mich mein Volk und meine Armee, mich, den Sohn des Mars und der Musen? Ein bien, spielen Sie nicht den Unwissenden, sagen Sie's frei heraus. Wie heiße ich im Munde des Volkes und der Soldaten?"

„Der alte Fritz," seufzte der Marquis.

„Nun denn, Sie wissen ja, vox populi, vox dei," sagte der König lächelnd. „Der alte Fritz hätte sich von der Stimme seines Volkes belehren lassen sollen, daß für ihn die Zeit der Harmonien und der Musen vorbei ist, daß, wenn er sich auf die Reise begibt, um seine Armeecorps zu inspiciren, er nicht mehr das Recht hat, die geliebte Freundin und Vertraute seiner Jugend, die Flöte mit auf die Reise zu nehmen. Und was liegt auch daran? Sie, mein lieber Marquis, sind jetzt meine Flöte, und wenn Sie auch ein viel zu stolzer und eigensinniger Cavalier sind, um mit sich spielen zu lassen und aus dem Ton zu blasen, der mir gefällt, so ersetzen Sie mir doch die Freundin, denn ich habe Vertrauen zu Ihnen und klage Ihnen oft genug mein Leid!"

„Ew. Majestät wissen wohl, daß ich Sie liebe," rief der Marquis mit Thränen in den Augen. „Ja, Ew. Majestät wissen, daß ich aus reinster, treuester Liebe zu Ihnen freudig das höchste Opfer gebracht habe und meiner geliebten Heimath, der schönen, sonnigen Provence entsagt habe, um in der Nähe Eurer Majestät zu bleiben. Ihre Augen sind meine Sonne und in Sanssouci ist meine Heimath."

„Sanssouci," sagte der König kopfschüttelnd. „Der Name paßt auch nicht mehr, hat sich auch überlebt, wie ich selber. Ich bin auch dort nicht mehr ohne Sorgen, und das Haus, das ich für mich und meine Freunde gebaut, ist jetzt nur noch wie ein Mausoleum der Erinnerungen. Wir Beide sind die letzten der Freunde, welche einst in Sanssouci so schöne Tage verlebt, wir sind die letzten Trümmer der Vergangenheit. Ach, Marquis, Sie sehen es wohl, ich bin ein langweiliger alter Mann geworden, Sie werden wenig Vergnügen davon haben, daß Sie mich auf meiner Reise begleiteten. Mein freier Sinn und meine muntere Laune sind mit den geliebten Freunden, an denen mein Geist hing, begraben, und das Ende meines Lebens ist schmerzvoll und traurig. Indessen, was liegt an mir und an meinem Leben! Nur daran liegt viel, daß ich, so lange ich lebe, meine Pflicht thue!"

„Ew. Majestät thun mehr als das," rief der Marquis eifrig. „Sie haben Ihrem Volke in den Kriegsjahren die ewige Glorie des Ruhmes errungen, Sie haben Preußen groß und mächtig gemacht nach Außen hin, und Sie benutzen jetzt die Friedensjahre, um es wohlhabend und glücklich im Innern zu machen. Sie sind nicht blos der Kriegsheld, sondern auch der Wohlthäter Ihres Volkes, ein König, den seine Unterthanen zugleich fürchten und verehren, lieben und segnen wie einen Vater!"

„Ja wohl, so lange ich ihnen auf sichtliche und merkliche Weise Wohlthaten erzeige," sagte der König; „wenn ich ihnen Steuern und Abgaben erlasse, Gnaden erzeige und Geschenke mache, dann liebt mich das Volk, aber wenn ich Forderungen stelle, Opfer verlange, dann schelten sie mich einen Tyrannen. Ich beklage mich nicht darüber, aber glauben Sie mir, Marquis, das Loos, das mich traf, König zu sein, ist nicht das angenehmste und beste. Die meisten Menschen lassen sich durch das Aeußerliche dieser Würde blenden, allein

Digitized by Google

bedenken Sie einmal, was habe ich von meinem ganzen Leben? Muß ich nicht mehr arbeiten, als irgend einer von meinen Unterthanen? Muß ich nicht alle meine Handlungen so einrichten, daß ich ihnen stets zu Diensten stehe und das allgemeine Beste zu erhalten suche? Und bleibt mir mehr übrig als das, was Viele unter ihnen mit weit größerer Bequemlichkeit genießen können? Und was ich auch thue, es ist doch immer noch nicht hinlänglich, um meine Unterthanen so zufrieden und glücklich zu machen, als ich wünsche. Unter sich selbst verderben sie oft mehr, als ich Gutes stiften kann, und die widrigen Folgen, welche daraus entstehen, werden dann mir zugeschrieben. Ach, glauben Sie mir nur, Marquis, könnte ich alle Menschen glücklich machen, so würde ich alle meine Wünsche erreicht haben. Aber wie viele Hindernisse stellen sich mir immer entgegen, und ich muß zufrieden sein, wenn ich nur hie und da etwas Gutes erreichen kann, wo das Böse das Uebergewicht zu haben scheint. Und so will ich denn auch jetzt an mein Tagewerk gehen und die Leute empfangen, die mir hier etwa Klagen und Wünsche vorzutragen haben. Vergebung, Marquis, daß ich Sie mit einer üblen Laune belästigt habe. Die Flöte ist daran schuld, oder vielmehr das hohe Alter, das mir auf dem Nacken hockt. Aber ich verspreche Ihnen, Marquis, mich zu bessern! Wenn ich jetzt Audienzen ertheilt und die Garnison inspicirt habe, so stehe ich ganz zu Diensten, und wir wollen zusammen einige Capitel aus meinem Lieblingsschriftsteller, den Lucian, lesen, bis dahin adieu, mon cher Marquis! Ruhen Sie aus von den Strapatzen der Reise und haben Sie als ächter Weltweiser Mitleiden mit dem armen Philosophen von Sanssouci."

Er winkte dem Marquis d'Argens mit der Hand einen freundlichen Abschiedsgruß zu, und die silberne Handklingel vom Tische nehmend, schellte er hastig. (Fortsetzung folgt.)

Neue Anwendung der electrischen Telegraphie.

Heut zu Tage sagen gelehrte und ungelehrte Leute, vielleicht mit richtigem Instinkt, daß Dinge und Processe in der Natur, deren Ursachen und Geheimnisse man nicht recht versteht, mit Electricität zusammenhängen. Man vermuthet die Electricität überall, entweder als Hauptagenten oder als Compagnon. Auch im Verkehre der Menschen wird sie immer allgegenwärtiger. Sie telegraphirt mit bekannter Blitzschnelle über Länder und durch Meere, über unseren Häuptern und unter der Erde hin und ist immer gleich da, sobald sie abgeschickt wird — nur zuweilen aufgehalten durch die Unbeholfenheit der Menschen.

Aber diese göttlichen Merkurflügel der Electricität sind nichts Neues mehr. Neuer und wichtiger ist deren Ausbildung für allerhand kleine Alltagszwecke, die Allen und nicht blos den Mächtigen der Staaten und der Börse zu Gute kommen, namentlich deren Anwendung für Stellung der Uhren und Localverkehr. Die Zeit wird unter den jetzigen Verhältnissen der Ueberladung mit Geschäften und socialen Beziehungen immer kostbarer und wichtiger. Hier wird Pünktlichkeit eine Hauptsache, so daß unsere Uhr auf die Secunde richtig gehen muß. Auch hat jeder anständige Mensch mannigfaltige Verbindungen in seiner Stadt, die oft sehr groß ist, so daß selbst mit der Stadtpost viel Zeit verloren gehen kann. Dies hat bereits zur Einführung electrischer „Zeit-Kugeln", electrischer Uhren und electrischer Stadtposten geführt.

Die erste „Zeit-Kugel" wurde von Professor Airy, Director der Greenwich-Sternwarte (der durch einen vier Jahre lang fortgesetzten Cyclus der feinsten Experimente das Gewicht unserer Erde ermittelt hat), auf dem Thurme der Sternwarte angebracht. Unten geht die berühmte astronomische Uhr, die durch einen electrischen Apparat mit einer großen, hohlen Kugel oben hoch über dem Thurmdache in Verbindung steht. Durch die Mitte der Kugel geht eine politte Stange, an welcher sie leicht auf- und abgleitet. Die Kugel wird durch die Uhr aufgezogen und jeden Tag bis astronomisch Punkt 1 Uhr Mittags oben festgehalten. In dem Augenblicke, wo es im Weltall 1 Uhr schlägt, reißt ein electrischer Ruck an dem Hebel, der die Kugel oben hielt, so daß sie nun etwa

Digitized by Google

zwölf Fuß tief niederfällt. Die Kugel, von unten gesehen, steht klar am Horizont und kann bei hellem Wetter und mit hellen Augen viele Meilen ringsum gesehen werden. Nun denke man sich das Aufpassen und Uhrenstellen alle Mittage! Legionen von Schiffen auf der breiten Themse eine Meile entlang und in den riesigen Docks mit ein paar Dutzend Wäldern von Masten, jeder Dock so groß wie eine deutsche Mittelstadt, und Tausende von Menschen auf dem Lande unter warten jeden Tag auf dieses Zeichen und stellen ihre Uhren, stolz und glücklich, wenn die Differenz seit gestern möglichst klein ausfällt. In der Stadt London, wo die berühmte Greenwich-Zeitkugel Collegiinnen hat, die mit ihr in demselben Augenblicke fallen, wiederholen sich jeden Tag dieselben Operationen. Die Electro-Telegraphen-Compagnie in London, in der großen Straße The Strand, hat eine solche Kugel über ihrem Dache. Eine viel größere von Zink (5½ Fuß im Durchmesser und 150 über dem Spiegel der Themse) findet man in der City über dem Hause des Chronometermachers French (Cornhill), eine auf dem Nelson-Monumente in Edinburg und viele andere in englischen und schottischen Häfenstädten. Sie hängen durch Drähte mit der Zeitkugel in Greenwich zusammen und fallen durch electrische Mittheilung alle in demselben Augenblicke, da die Electricität für diese Entfernungen gar keine meßbare Zeit braucht. Man kann jede beliebige Zahl solcher Zeitkugeln mit der einen in Greenwich verbinden. Die gewählte Ein-Uhr-Stunde ist natürlich nicht die einzige Zeit, die diesem Zwecke zu dienen vermag. Man könnte ebensogut jede andere Stunde wählen. Doch empfiehlt sich die hohe Mittagszeit als die in der Regel hellste und demnach beste für den Zweck.

Die Zeitkugeln werden durch electrische Uhren regiert. Electrische Uhren sind bekanntlich nicht wirkliche Uhrwerke, sondern einfache Hebel, Drähte und Räder, die in London von der Centraluhr in Greenwich in Bewegung gesetzt und dirigirt werden. Eine solche Uhr für das große Publikum findet man vor dem Bureau der Electrotelegraphen-Compagnie am Strand in London. Sie zeigt Tag und Nacht (illuminirt) die astronomisch richtige Zeit, wie die Normaluhr in Greenwich. Die meisten anderen Uhren der Art sind in Bureaus angebracht. Und die fünfzehn Haupt-Eisenbahnhöfe Londons, (ohne etwa sechzig Stationen, die noch in das Bereich Londons fallen) reguliren ihre Uhren nach täglich mehrmals von Greenwich aus gegebenen electro-telegraphischen Mittheilungen. Die richtige Zeit ist hier bis auf die Secunde wichtig, da die unzähligen, den ganzen Tag und die ganze Nacht kommenden und gehenden Züge im Interesse des immer aus- und einpassenden Publikums auf jeder Station (auf manchen alle sieben Minuten) immer auf die Secunde ankommen und abgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Zu frühes Glück.

Wenn viel zu früh ein sonnig Glück
Dir um die Seele sich gelegt,
Wenn mit der Mutterliebe Glück
Das Schicksal Dich zu warm gehegt;

Wenn es Dir jeden kühnen Traum,
Der Deinen Busen still bewegt,
Noch eh' Du ihn vollendet kaum,
Erfüllt vor Deine Füße legt:

Dann lähmt es Deiner Seele Zug,
Eh' Dich ein Unglück je betrifft,
Eh' Du mit kühnem, mächt'gem Flug
Des Schicksals Stürmemeer durchschifft.

Du wagst, ermattet und erschlafft,
Nicht mit zu ringen nach dem Ziel,
Und, ungeprobt die eigene Kraft,
Wirst Du der Schwäche kindisch Spiel.

Denn nur das Unglück ist der Hammer,
Der, ob gehasset, ob geliebt,
Nicht hörend auf der Menschheit Jammer,
Allem die rechte Härte gibt.

Auflösung des Räthsels in Nro. 132:

Kanone — Kanon.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Bühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 134. Dienstag, den 8. November **1864.**

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Viele Leute im Vorzimmer?“ fragte der König den eintretenden Kammerhusaren.

„Nein, Majestät, halten zu Gnaden, es sind nur drei Personen da.“

Der König durchschritt rasch das Zimmer und dicht vor den Kammerhusaren hintretend, die beiden Arme auf den Krückstock gelehnt, heftete er seine großen flammenden Augen mit einem forschenden Ausdruck auf das Antlitz des Dieners.

„Hör' Er einmal, Deesen,“ fragte der König mit strengem Tone, „wie kommt es, daß nur drei Menschen im Vorzimmer sind?“

„Majestät halten zu Gnaden, das weiß ich nicht,“ war die ruhige Antwort des Kammerhusaren.

„Er hat sich doch nicht etwa unterstanden, die Leute abzuweisen?“ fragte der König drohend. „Er hat das schon früher einmal auf einer Reise gethan und den Leuten, welche mich sprechen wollten, gesagt, ich sei zu angegriffen von der Reise, um Audienzen zu ertheilen. Wenn ich erfahre, daß Er sich das nochmals unterstanden, so lasse ich Ihn Spießruthen laufen. Ich bin dazu da, daß ich die Klagen und Beschwerden meiner Unterthanen anhöre und ihnen wo möglich Hilfe bringe. Sage Er mir also die Wahrheit: hat Er Leute abgewiesen?“

„Nein, Majestät, so wahr mir Gott helfe, ich habe Niemanden abgewiesen. Ew. Majestät haben mir damals befohlen, daß ich Jedermann, der zur Audienz kommt, vorlassen soll, und ich würde es nimmermehr wagen, den Befehlen Ew. Majestät ungehorsam zu sein.“

Der König heftete noch immer seine strahlenden Adleraugen auf das Antlitz Deesen's, und ein freundliches Lächeln flog jetzt über seine Züge.

„Ich glaube Dir, mein Sohn,“ sagte er dann mit seiner weichen, gütigen Stimme. „Ich sehe, daß Du die Wahrheit sprichst. Und nun sage mir: was sind das für Leute, die da im Vorzimmer sind? Nenne sie mir der Reihenfolge nach, wie sie gekommen sind.“

„Zuerst, Majestät, ist der Castellan des Schlosses von Breslau gekommen, zum Zweiten ein junger Herr hier aus der Stadt und zum Dritten eine hübsche junge Mamsell, auch aus der Stadt Liegnitz.“

„Nun, daß sie jung und hübsch ist, braucht Er mir nicht zu erzählen,“ sagte der König streng. „Das geht mich und Ihn nichts an. Jetzt gehe Er und lasse Er die Leute nach der Reihenfolge, wie sie gekommen sind, eintreten. Zuerst also den Castellan von Breslau.“

„Nun, Melchior,“ rief der König dann dem Eintretenden entgegen; „was führt Ihn hierher, und warum kommt Er mir bis Liegnitz entgegen?“

„Majestät,“ erwiederte der Angeredete mit wichtiger Miene, „ich komme in königlichen Dienstsachen.“

„Das heißt,“ rief der König lachend, „Er hat sich irgend einen Vorwand erdacht, um mir Diäten und Kosten anschreiben zu können. Na, lasse Er einmal hören: was sind es für königliche Dienstsachen, die Ihn hergeführt?“

„Majestät, es sind sämmtliche königliche Prinzen und Prinzessinen nebst zwei fremden Fürsten in Breslau zur großen Revue angesagt, und der königliche Befehl lautet, daß sämmtliche Herrschaften im königlichen Schlosse

Digitized by Google

wohnen sollen. Ich mußte also herkommen und unterthänigst anfragen, ob Ew. Majestät einige von Ew. Maj. Wohnzimmern hergeben wollen? Sodann, welche von den Zimmern Ew. Majestät für sich behalten wollen, und in welcher Art die Prinzen und Prinzessinen untergebracht werden sollen?"

„Na, das ist wahr," sagte der König, „Er hat sich einen ziemlich schicklichen Vorwand erfonnen, um einige Diäten herauszupressen. Es ist allerdings richtig, das Schloß in Breslau ist etwas klein, und es wird schwierig sein, so viele Herrschaften unterzubringen. Da muß ich allerdings einige von meinen Zimmern hergeben, und das macht auch nichts, denn ich gebrauche nicht viel Platz, ich habe genug an einem Schlafzimmer, einem Wohnzimmer und einem Festsaal; alle andern Zimmer können anderweitig benutzt werden."

„Wollen Ew. Majestät die Gnade haben, zu bestimmen, wer mit Ew. Majestät in Einem Stockwerk wohnen soll?"

„Vor allen Dingen, der Herr Marquis d'Argens. Er soll zwei schöne und bequeme Zimmer ganz in meiner Nähe haben; dann — aber hat Er nicht den Plan vom Schloß mit sich gebracht?"

„Zu Befehl, Majestät, hier ist der Plan; jedes Zimmer darauf ist mit seinem Namen bezeichnet, nach der Farbe der Tapeten und Möbel, und hier habe ich noch ein zweites Exemplar für mich, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, zu erlauben, daß ich mir in allerhöchst Ihrer Gegenwart Ihre Befehle aufzeichne."

„Thue Er das!" sagte der König, indem er mit prüfendem Auge auf den überreichten Plan hinschaute. „Ich will noch heute meinen eigenen Quartiermeister machen und die Zimmer vertheilen. Nehme Er also Seinen Bleistift und schreibe Er! Er kann doch schreiben?"

„Zu Befehl, Majestät, so viel zum königlichen Dienst nöthig ist, kann ich schreiben."

„Na, dann schreibe Er!"

Und der König bestimmte rasch und ohne Zaudern für die Prinzen und Prinzessinen, so wie für die fremden fürstlichen Gäste die Zimmer, welche sie im königlichen Schlosse zu Breslau bewohnen sollten.

„Na," sagte er dann aufathmend, „so haben wir also die Herrschaften alle noch ziemlich gut versorgt. Jetzt zeige Er einmal her, damit ich nachsehe, ob Er auch Alles aufgeschrieben und kein Versehen gemacht hat."

(Fortsetzung folgt.)

Neue Anwendung der electrischen Telegraphie.

(Fortsetzung.)

Aber auch diese stets fliegenden und donnernden Eisenbahnen sind nicht schnell genug für die kostbare Zeit und die in wildem Geschäftseifer durcheinander rasenden Menschen. Vieles, und zwar das Wunderbarste der Welt in dieser Sphäre, thut schon die alte Stadtpost, welche alle zwei Stunden Tausende von Briefen durch die kleine Unendlichkeit von London vertheilt. Aber auf eine Antwort, die man oft augenblicklich haben möchte, muß man bei dieser älteren Einrichtung vier bis sechs Stunden warten. Man hat also die Electricität zur Stadtpost gemacht, so daß man in London in jedem Augenblicke nach allen Seiten der Stadt fragen und von dort augenblicklich Antwort erhalten kann. In den amerikanischen Riesenhotels und im englischen Parlamentsgebäude existirt etwas Aehnliches. Man klingelt und sendet Botschaften in die verschiedensten Theile des Hauses durch Electricität. Auch in großen Fabriken correspondirt man schon durch telegraphische Electricität. In Paris, Brüssel und New-York electro-telegraphirt man schon über die Häuser hinweg für locale Zwecke. In Berlin hat der Polizeipräsident von Hinkeldey die ganze Stadt unten mit telegraphischen Drähten durchziehen und sie in einem Mittelpunkte des Spinnennetzes vereinigen lassen, um hier die ganze Stadt zu überwachen, zum Theil aber auch, um bei einem ausbrechenden Feuer sofort von allen Spritzenhäusern aus den nöthigen Beistand zu gewähren.

Durch London hat man ein viel größeres Netz gesponnen, aber lediglich für nützliche und nicht auch für polizeiliche Zwecke; man hat, wie gesagt, eine electro-telegraphische Stadtpost angelegt. Der Mittelpunkt fällt in das Centrum Londons, Charing Croß (Trafalgar-Square). Von da aus hat man die Drähte, vier Meilen Radius, also acht

Digitized by Google

Meilen im Durchmesser nach allen Richtungen der Windrose ausgesponnen, zunächst in elf Hauptpunkte, deren jeder neun Stationen enthält. Dies gibt etwa hundert Stationen oder electro-telegraphische Stadtpost-Bureaus. Diese sind so verbunden, daß man von jeder zu jeder Zeit nach jeder Station telegraphiren, dort den Inhalt sofort brieflich an die Adresse schicken und durch den Briefboten die Antwort schriftlich an die nächste Station und electro-telegraphisch dahin erhalten kann, von wo man eben abblitzen ließ. Zur Noth kann man also an den Drähten, welche unsern Brief an die Adresse fortblitzen, stehen bleiben und nach einigen Minuten schon die Antwort ankommen sehen.

In die Einzelheiten des wunderbaren Problems, hundert Stationen, vertheilt durch das ungeheure Labyrinth Londons, alle mit einander so zu verbinden, daß von jeder stets nach jeder andern telegraphirt werden kann, gehen wie hier nicht ein, da zu einem vollen Verständniß genaue Localkenntniß gehören würde. Wir erwähnen nur, daß die einzelnen Localstationen nicht alle direct verbunden sind, sondern nur mittelbar durch Haupt- und Centralstationen, so daß mancher electrische Brief große Umwege machen muß, worauf es aber der Electricität bekanntlich nicht ankommt, da sie eben so schnell um die ganze Erde herumlaufen würde, wie auf einem Umwege von einer Station zur andern. Zeit braucht dieser schnellste aller Boten des Weltalls auf unsere Erdentfernungen überhaupt gar nicht. Man spart also dabei den kostbarsten aller modernen Werthe: Zeit, ganz und gar. Nur das Abschreiben und Abschicken durch menschliche Hände und Beine ist es, was eigentlich die Zeit kostet, die zwischen den beiden Endpunkten liegt.

Das Netzwerk ist in London über die Häuser weggesponnen, wie schon viele Eisenbahnen mit ihren oft zwanzigfachen Drähten an ihren Wegen entlang. Unterhalb Londons ist kein Platz mehr. Da verästeln und vernetzen sich schon die Drähte von drei andern Electro-Telegraphen-Compagnien, außerdem die Gasröhren, die Kloaken aus jedem Hause, auch Eisenbahnen mit ihren Tunnels. Und über London, wie sieht's da aus? Als vor etwa vier Jahren der erste endlose Draht über Häuser und Straßen gezogen wurde, staunte man schon über diese Erscheinung. Jetzt ist London an manchen Schwingungsknoten des Verkehrs, z. B. über Regents-Circus, Charing-Croß u. s. w., so dicht von Electricitäts-Drähten übersponnen, daß man wie durch ungeheure Spinnennetze in den Himmel hinaufsieht.

Die Londoner electro-telegraphische Stadtpost ist für alle Zwecke bestimmt, für welche überhaupt Briefe und Boten gebraucht werden. Man muß dabei bedenken, daß in dieser colossalen Stadt zu einem einzigen Wege, Besuche oder Briefe mit Antwort oft ein ganzer Tag gehört, daß alle Großkaufleute der City weit draußen in den Vorstädten wohnen, 5—10 englische Meilen von ihren Bureaus, daß überhaupt in London die Entfernungen sehr bedeutend sind und die entferntesten Theile in stets lebendiger Verbindung mit einander stehen. Man fragt also z. B. durch die electrische Stadtpost, vielleicht zehn Meilen weit, einen Bekannten, bei dem man einen Besuch abstatten will: „Bist Du zu Hause?“ Ist er's nicht, so spart man einen Tag, den der Besuch gekostet hätte. Der Kaufmann in der City läßt seiner Frau telegraphiren: „Ich komme heute nicht zu Tische“, oder: „Ich bringe einen Freund mit.“ Außerdem Abgang und Ankunft von Eisenbahnen, Botschaften von Gericht zu Gericht, Zeugenvorladungen, eben zur Welt gekommene (160,000 jährlich) oder abgeschiedene Weltbürger (ziemlich eben so viel), Feuersignale von einer Brigade zur andern, Hilferuf um ärztlichen Beistand in Krankheitsfällen, polizeiliche Blitze, um abfahrenden Betrügern, Verbrechern aller Art zuvorzukommen, Verbindung der electro-telegraphischen Botschaften, aus den Provinzen und aus andern Ländern, respective Vertheilung derselben an einzelne Interessenten und sonstige tausenderlei Dinge, um welche man jetzt Briefe schreibt, auch tausenderlei andere, um welche man jetzt keine schreibt. Bedürfnisse, die man leichter, schneller und vielleicht auch wohlfeiler befriedigt, wachsen dadurch stets in einem viel größeren Verhältnisse, als Zeit und Kosten sich vermindern — eine alte volkswirthschaftliche Erfahrung.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Einer der schönst ausgestatteten Kalender, die uns bis jetzt vor Augen gekommen, ist unstreitig der in dem bekannten Payne'schen Verlag in Leipzig auch für 1865 erschienene „Illustrirte Familien-Kalender," dessen Auflage sich von 80,000 Exemplaren des vorigen Jahres auf 150,000 in diesem Jahre gesteigert hat. Es zieren diesen Kalender nicht blos Stahlstich und sehr saubere Holzschnitte, sondern auch der Inhalt ist ein ausgewählter, wie z. B. die Beschreibung von 12 deutschen Häfen, Zeitgeschichtliches vom geplagten Bruderstamm ꝛc., Biographisches über Roggenbach, Schulze-Delitzsch u. A., Humoristisches, Anekdoten ꝛc. ꝛc. Der Preis ist nur 18 kr.

Lesefrüchte.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein.
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
— Die Kunst, o Mensch, hast du allein. -

Ungleich von der Natur bedacht in der Vertheilung einzelner Fähigkeiten und Anlagen, ist dennoch an beide Geschlechter gleich vertheilt die Masse des menschlich Guten, des göttlich Erhabenen in der Menschennatur, und die vollständige Gleichheit des Weibes mit dem Manne liegt in ihrer vollständig gleichen Befähigung mit ihm, das Gute zu erkennen und auszuüben, wenn auch in verschiedener Weise und durch andere Mittel.

Viele Frauen haben genug Verstand, um zu rechter Zeit gut zu sprechen, wenige den, um zu rechter Zeit zu schweigen.

Verschiedenes.

Eines Nachts schlich leise ein Herr über die Straße, und man konnte deutlich bemerken, daß er Etwas unter seinem Mantel verberge. „Hö!" rief der Nachtwächter, der die Runde machte und einen Dieb zu ertappen glaubte, „halten Se mal stille! Sie haben da wat Verdächtiges unter'n Mantel!" „Ganz recht!" lächelte der Herr und holte eine Flasche Wein hervor, „ich habe einen Geldkasten gestohlen." „So?" antwortete der Wächter, nahm ihm die Flasche weg, trank sie leer und gab sie ihm dann mit den Worten wieder: „Den Kasten können Se behalten; det Jeld habe ick confiscirt!"

Zu einem Arzte kam ein sehr elend aussehender Mann und klagte über Dies und Jenes. Der Doctor besah und befühlte ihn hin und her; endlich sprach er mit wichtiger Miene: „Lieber Freund, Ihre Krankheit ist Nichts als Hypochondrie; Sie müssen sich Bewegung machen, fortwährend Bewegung!" „Ach Gott," rief der Kranke jammernd aus, „was soll ich mir denn für Bewegung machen? Ich bin ja schon seit zwanzig Jahren Briefträger!"

(Glückliche Heirath.) Eine Wittwe, die in einem fashionablen Stadttheile in London ein großes Haus bewohnte, sandte nach einem reichen Anwalt, um ein Testament zu machen, worin sie über 250,000—300,000 Sh. verfügte. Dies machte so großen Eindruck auf den Advokaten, daß er sich bald nachher ihr antrug, angenommen wurde und sie heirathete und dann die Entdeckung machte, daß er der glückliche Bräutigam einer blutarmen Wittwe war.

Ein Berliner Bummler sah einen Herrn mit einem Bärenpelze an sich vorübergehen und rief ihm nach: „Allens ist jetzt verkehrt. Sonst saßen die Affen uf die Bären, jetzt sitzen die Bären uf die Affen!"

Räthsel.

Wer Alles hat, der hat mich nicht,
Dem bin ich unbekannt;
Ich male in dem schönsten Licht
Und blick' ins fernste Land.

Redaction, Druck und Verlag von D. Pranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 135. Donnerstag, den 10. November **1864.**

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

Der König streckte die Hand aus, um das Papier in Empfang zu nehmen, aber der Castellan reichte es ihm nicht dar, sondern hielt es zögernd und mit sichtbarer Aengstlichkeit zurück.

„Was bedeutet das? Warum gibt Er mir nicht das Papier?“ fragte der König.

„Majestät, ich weiß nicht,“ stotterte der Castellan, „ich glaube nicht, daß Ew. Majestät meine Handschrift lesen können.“

„Gebe Er nur her und ziere Er sich nicht,“ rief der König ungeduldig.

Der Castellan murmelte einige unverständliche Worte und reichte dem Könige seufzend das Blatt dar. Friedrich heftete seine Augen auf dasselbe und schaute dann verwundert auf das hochrothe, verlegene Gesicht des Castellans hin.

„Hör' Er mal, was soll das bedeuten?“ fragte er streng. „Da sind ja lauter Striche und Zeichen und kein einziges Wort ist da geschrieben; Er sagte mir ja doch, daß Er schreiben könne.“

„Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich erwiederte auf Allerhöchstes Befragen nur, daß ich so viel schreiben könnte, als zum königlichen Dienst nothwendig sei, und das ist die Wahrheit, denn für mich sind diese Striche und Zeichen eine sehr leserliche Handschrift und ich verstehe ganz genau, was ich da auf Befehl Eurer Majestät geschrieben habe.“

„Na, das wollen wir einmal sehen! Erkläre Er mir also Seine Handschrift einmal! Da, was bedeutet dieses curiose Ding hier mit den drei Zacken und der kleinen Kugel?“

„Das ist eine Königskrone, und ich habe sie in den drei Zimmern gemacht, welche Ew. Majestät bewohnen wollen.“

„Gut, ich lasse das gelten. Aber hier dicht neben der Königskrone Nummer Drei, das ist so ein Ding, das sieht aus wie ein Zopf!“

„Ew. Majestät haben ganz richtig gelesen und erkennen meine Handschrift ganz deutlich. Dieser Zopf in den zwei Zimmern bedeutet, daß der Herr Marquis d'Argens dieselben bewohnen soll.“

„Sehr schmeichelhaft für den Herrn Marquis,“ lachte der König. „Aber nun weiter! Da sehe ich eine Menge Nullen von verschiedener Größe, hier in einigen Zimmern sogar doppelte Nullen und hier wieder Striche von verschiedener Länge. Nun erkläre Er mir das! Was bedeuten alle diese Zeichen?“

„Majestät, die Striche hier bedeuten die Prinzessinen. Jede Prinzessin hat ihren Strich, und je größer und vornehmer sie ist, desto größer ist der Strich, den sie hat. Sehen Ew. Majestät da diesen Strich, es ist der längste von allen, das bedeutet, daß diese drei Zimmer von Ihrer königlichen Hoheit, der Prinzessin von Preußen, bewohnt werden sollen. Sie ist die größte und vornehmste der Damen, folglich hat sie den größten Strich.“

„Gut,“ sagte Friedrich lächelnd, „ich werde mir das merken. Jede Prinzessin hat einen Strich. Und nun die Nullen? Was bedeuten die Nullen von verschiedener Größe?“

„Halten zu Gnaden, Majestät, die Nullen das sind die Prinzen,“ erwiederte der Castellan.

Das Feuerauge des Königs richtete sich mit einem flammenden Blitz auf das Angesicht

Digitized by Google

des Castellans. „So," sagte er, „die Nullen sind die Prinzen?"

„Ja," fuhr der Mann ganz arglos fort, „die Nullen sind die Prinzen, und je größer der Prinz, desto größer ist auch die Null. Da zum Beispiel diese größte Null, das ist der Prinz von Preußen, die etwas kleinere Null hier im zweiten Redewort, das ist der Prinz Heinrich, und hier diese kleine Null in dritter Rede ist Prinz Ferdinand."

„Und diese doppelten Nullen hier, wer sind die?"

„Ew. Majestät, das sind die fremden Fürsten!"

„So, die fremden Fürsten sind doppelte Nullen?" fragte der König, dem es kaum gelingen wollte, seine Ernsthaftigkeit zu bewahren. „Die größte Null also ist der Prinz von Preußen, und die kleinste Null Prinz Ferdinand?"

„So ist es," erwiederte der Castellan gelassen. „Ew. Majestät sehen wohl, daß ich mir Alles genau und richtig notirt habe."

„Ja, ich sehe es," rief der König laut lachend. „Er schreibt eine recht leserliche und deutliche Handschrift, aber einen Rath will ich Ihm doch geben! Hüte Er Sich wohl, Seine Handschrift auch Andern zu erklären, und vor allen Dingen lasse Er den Prinzen von Preußen und den Prinzen Ferdinand Seine Handschrift da auf dem Plan nicht lesen. Sie möchten Seine Nullen vielleicht doch nicht richtig verstehen. Na, und jetzt mache Er, daß Er wieder nach Breslau kommt, und verwechsele Er ja nichts an Seiner Handschrift. Adieu!"

Der König blickte dem Castellan mit einem heiteren Lächeln nach. „Ich glaube," sagte er zu sich selber, „ich glaub, daß, wenn man dem Kammergericht diese Handschrift des Castellans zur Prüfung hergäbe, so würde man ihn des Hochverraths anklagen, und eine langjährige Zuchthausstrafe würde ihn zur Belohnung für seine Nullen und Striche treffen. Armer Mensch, und er war doch so unschuldig und naiv bei seinen hochverrätherischen Aeußerungen! Aber so mag es wohl manchem verurtheilten Hochverräther gehen; er sagt nur seine einfache Herzensmeinung, und sie wird zur Beleidigung, weil sie, ohne treffen zu wollen, verwundet hat. Wenn die Fürsten hoch genug ständen über den menschlichen Schwächen, so würden die Pfeile, welche die Bosheit und die Dummheit auf sie abschießen, sie nicht treffen, so aber — Na," unterbrach er sich selber, als da eben auf der Schwelle der Thür ein junger Mann erschien und sich tief und demuthsvoll verneigte, „na, wie heißt Er? Und was will Er?"

(Fortsetzung folgt.)

Neue Anwendung der electrischen Telegraphie.

(Schluß.)

Die electro-telegraphische Stadtpost-Compagnie Londons hofft täglich von einem einzigen Bureau aus zehntausend Botschaften senden, respective empfangen zu können. Die Kosten für Einrichtung der hundert Stationen sind auf bloß 35,000 Pfund veranschlagt worden. Damit hofft man jährlich 40,000 Pfund einzunehmen. Dies klingt sehr fabelhaft, ist aber nicht unwahrscheinlich. Hier kam es bloß darauf an, die Idee der Sache anzugeben, ein Bild von den engeren, alltäglichen Verhältnissen zu entwerfen, welche durch weitere Ausbildung der Electricitäts-Industrie Flügel bekommen.

Nachdem die vorstehend beschriebenen Einrichtungen beendigt waren, hat sich unter den unterseeischen, über- und unterirdischen, internationalen Stadtpost- und Universal-Privat-Telegraphen-Compagnien ein neuer Geist zu regen und geltend zu machen begonnen. Sie sind darüber einig geworden, die großartige, beispiellos segensreiche Penny-Post in ihrer Weise nachzuahmen und für alle inländischen telegraphischen Aufträge die Shillings-Taxe einzuführen. Das ist ein eben so praktischer Gedanke, wie das Penny-Postgeld für alle inländischen Briefe. Wie man bei einem Penny Briefporto während der zwanzig Jahre der Einführung dieser Postreform über 300 Procent Briefe mehr zu schreiben gelernt hat, wird der unendlich größere Vortheil, den die electrische Stadt- und Landespost bietet — hier in England, wo man die Zeit wirklich als Geld zu schätzen und zu benutzen weiß — sehr gern und immer

Digitized by Google

häufiger mit je einem Shilling bezahlt werden. Da man nun auch den Wheatestone'schen Magneto-Electro-Telegraphen hat, der ohne alle galvanische Säule und Complication ungemein leicht arbeitet und in jedem Zimmer wie eine Zierde stehen, auch von Jedem leicht gehandhabt und verstanden werden kann, so bietet diese Electricitäts-Telegraphie auch in socialer Beziehung eine ganz neue Seite. Sie ist bereits eine wunderschöne, reinliche, nette und lohnende Industrie für Mädchen und Frauen geworden.

Wer einmal nach London kommt, sollte sich Eintritt in diese große Telegraphen-Galle der „internationalen Compagnie" in Great Bell Alley zu verschaffen suchen. Ein palastartiges Gebäude, nobel und majestätisch; man sieht gleich von Außen, daß es weder ein Privat- noch ein Fabrikgebäude sein kann. Man trete nur erst ein und gehe in die große Gallerie für das Telegraphengeschäft des vereinigten Königreichs; in dem großen Saale daneben für die Correspondenz mit dem Auslande befinden sich lauter männliche Beamten. Aber hier im „Innern Departement," dem 80 Fuß langen, 30 Fuß breiten und 30 Fuß hohen, dreifach erleuchteten Saale, mit zwei Reihen Fenstern und dem „Himmelslichte" aus dem Glasdache, Abends durch dichte Reihen milchglasgeschirmter Gaslampen erleuchtet, arbeiten nur Mädchen und Frauen. Wie reinlich und reizend sieht es hier aus!

Ueber ein Hundert größtentheils junger, auch nicht selten schöner und schlanker, crinolinenloser Damen stehen und bewegen sich hier reinlich und nett umher und arbeiten mit weißen Händen und zarten Fingern an polirten und zierlich decorirten kleinen Pulten und Kasten, deren Gesichter geheimnißvoll durch Nadeln und Zeiger mit den jungen Damen zu flüstern scheinen. Sie plaudern zugleich mit ganz London, sowie mit ganz England, Schottland und Irland, schicken im Nu Nachrichten und Fragen aus dem Centralpunkte der Hauptstadt nach allen Theilen derselben und des Landes und erhalten und geben die verlangten Antworten eben so schnell und verschwiegen wie der Blitz, der sie befördert.

Da ganz London und England von mehr als tausend electro-telegraphischen Bureaus übersäet ist und in allen junge Mädchenhände mit besonders dazu geeigneten zarten Fingern beschäftigt werden, so kann man sich denken, was für eine hübsche Armee bereits diese Electricitäts-Telegraphinen bilden.

Außerdem wird man in London besonders eine große Menge reinliche, hübsch uniformirte, flinke und scharf aussehende Jungen bemerken. Das sind die fliegenden Briefträger der electrischen Stadtposten mit ihren hübschen Mappen und Controlbüchern. In letztere schreibt der Empfänger unter Stunde und Minute der Ankunft seines telegraphischen Briefes Stunde und Minute seines Empfangs.

Uebrigens geht es jetzt zwischen manchen Entfernungen so schnell, daß man oft auf Antwort warten und sie nach 10—15 Minuten aus den electrischen Nadeln hervorzittern sehen kann. Der Wheatestone'sche Apparat liefert in der Minute 100 Buchstaben, und ein noch vollkommenerer, der sogenannte „Automat", bis 600 in der Minute. Die Behandlung des letzteren, dessen Construction uns noch nicht bekannt ist, erfordert einiges Studium und Geschick und dürfte deßhalb nicht leicht und bald allgemein verbreitet werden.

Was die Universal-Privat-Telegraphen-Compagnie in London betrifft, so ist darüber noch Folgendes zu bemerken: In den Spinnengeweben über London wird man auch manche starke Drähte bemerken. Jeder derselben besteht aus Hunderten, oft tausend isolirten Drähten, die einzeln an Privatleute zu ihrem alleinigen Gebrauch (in der Regel für Verbindung des Geschäftslocals mit der ländlichen Wohnung außerhalb der Stadt) à 4 Pfund für die Meile und 12 Pfund für ein Paar Wheatestone'sche magneto-electro-telegraphische Instrumente vermiethet werden. Die Compagnie hat nicht nur London, sondern auch andere große Geschäftsstädte, Glasgow, Liverpool und Manchester u. s. w. für Privat-Telegraphie übersponnen. London und England sind nun schon mit einem dichten, feinen Nervengewebe des cultivirtesten und vollkommensten Verkehrslebens durchzogen. Alle Bureaus, Feuer-, Wasser-, Polizei-, Staats- und Compagniebehörden, alle Menschen stehen in der lebhaftesten electro-telegraphischen

Digitized by Google

Correspondent. Der Vater und Mittelpunkt dieses electrischen Lebens ist ein Deutscher, Herr Reuter, dessen „Telegramme“ man jetzt alle Tage aus aller Herren Ländern in den Zeitungen findet. In Deutschland machte er Bankerott, in Deutschland, wo so viele Erfindungen und Fortschritte wegen Mangels an Centralisation und wegen Ueberflusses an Bureaukratie untergehen oder verkommen.

Gemeinnütziges.

(Steinerne Weinfässer.) Es dürfte manchen Leser interessiren, zu erfahren, mit welchem außerordentlich guten Erfolg der Grund- und Realitätenbesitzer Herr Karl Polley in Sessana am Karst auf seinem namhaften Weinlager sich gegenwärtig fast ausschließlich der steinernen Fässer bedient. Herr Polley wandte vor einigen Jahren in Folge des schnellen Defectwerdens guter eichener Lagerfässer versuchsweise eine aus Karster Kalkquader gemauerte Cisterne, welche mit Laibacher Cement gut gefügt war, zum Einlagern von circa 100 Eimer feines Weines an. Nach circa einjährigem Lager war das Resultat dieses ersten Versuches ein überaus günstiges; der Wein hatte sich vollkommen geklärt und der Geschmack desselben übertraf in Bouquet und Würze nicht nur den in Holzfässern gelagerten Wein derselben Fechsung, es stellte sich sogar das steinerne Lager bedeutend ökonomischer heraus, weil in demselben keine Zehrung zu finden war; das Wein-Niveau war unverändert in Folge der Dichtheit seiner Wände bis hart an das im Schlußgewölbe befindliche Spundenloch stehen geblieben. Der so glücklich verlaufene Versuch bestimmte den oben angeführten Herrn Besitzer, die hölzernen Lagerfässer ganz aufzugeben und nach seinem eigenen Ausdruck steinerne Keller anzulegen. Der Beschluß wurde noch vor der vorjährigen Fechsung zur Thatsache. Herr Polley legte bereits das Erzebniß seiner letzten Weinernte in eine lange Reihe im directen Verband stehender Steinfässer, von denen jedes einzelne einem Füllraum von 120 bis 150 österr. Eimern entspricht. Die einzelnen Lagerzellen sind viereckig im Grundriß, mit einer nach vorn geneigten Grundfläche versehen; die Umfassungswände sind vertikal aufgeführt, jede Zelle ist mittelst solidem Tonnengewölbe geschlossen, in deren Schlußstein das Spundloch sich befindet. Im Horizont des Grundpflasters befindet sich in der vordern Wand eine circa 16 Zoll Diameter haltende runde Oeffnung, vor welcher ein kleiner eichener Faßboden mit dem Zapfen zum Abziehen des Weines durch starke Ankerschrauben und eiserne Bügel wohl befestigt ist.

Verschiedenes.

Die Militärdienstjahre in den deutschen Bundesstaaten sind: Oesterreich 8 Jahre activ, 2 Jahre Reserve; Hannover 7 Jahre activ; Bayern, Würtemberg, Mecklenburg, Nassau und Hamburg 6 Jahre activ; Sachsen, Baden und Großherzogthum Hessen 6 Jahre activ und 2 Jahre Reserve; Luxemburg-Limburg und Bremen 5 Jahre activ; Lippe-Schaumburg 4 Jahre 6 Monate activ und 1 Jahr Reserve; Kurhessen 4 Jahre activ und 1 Jahr Reserve; Holstein-Lauenburg 4 Jahre activ und 4 Jahre Reserve; Oldenburg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen, Reuß, Waldeck, Anhalt, Schwarzburg und Hessen-Homburg 4 Jahre activ und 2 Jahre Reserve; Frankfurt a. M. 4 Jahre 2 Monate activ; Lippe-Detmold 4 Jahre activ; Preußen, Braunschweig und Sachsen-Altenburg 3 Jahre activ und 4 Jahre Reserve; Sachsen-Koburg-Gotha 2 Jahre activ und 4 Jahre sechs Monate Reserve; Lübeck 2 Jahre activ und 1 Jahr 6 Monate Reserve. — Auch ein Stückchen deutsche Einigkeit.

Frauen lassen sich Nichts sagen. Darum ruft der Nachtwächter immer: Ihr Herren, laßt Euch sagen, und nicht auch: Ihr Frauen! —

Auflösung des Räthsels in Nro. 134:
Hoffnung.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 136. Samstag, den 12. November **1864.**

Die Pilzespore.
(Pfälzisch.)

E guter Freund vun Heddelberg,
Der Herr Professer Feller,
Der kummt emol so überzwerg
Grunner in mei Keller.

Ich haw 'n Anfangs net gekennt,
Drum war ich sehr begierig —
Mei Kellerlicht hot schlecht gebrennt,
Die Kerze finn so schmierig.

„Gun Dog, Herr Fischer! ruft er 'rein,
Ich mehn, Sie duhn prowire,
Wie duht's? Wie steht's? Was macht der Wein?
Ich wer' doch nit schenire?"

„„Guck, sag' ich, sinn Sie a 'mol hie,
Des fret mich, Herr Professer, —
Des do, des wär so was for Sie —
Die alte finn doch besser;

Den hewe Se mol an die Nas',
Ich denk, des Weinche macht sich —
Geh, Hannes, schwenk emol e Glas
Un zapp vun Nummro achtzig!

No gehscht de nuf zu meiner Fra
Un segicht, sie soll was richte —""
Der Herr Professer segt: „Abbah!
Was mache Se for G'schichte?"

„„Des macht jo nix, e Dröppel Wein —
Des isch der beicht im Keller,
Nur nit so brandig soll er sein
Un eppes kleenes heller.

Ich hab geschafft schun hin un her,
De Trub vum Wein ze bringe —
Do wär mer ball e Millionär,
Wann des em dät gelinge!""

„So, segt der Herr Professer glei,
Do wolle mer's prowire,
Des isch jo doch ke Hexerei,
Mer muß nor dran studire.

Die stickstoffhaltige Substanz,
Die duht beständig gähre,
Des isch e schimmelartige Planz,
Die loßt de Wein net klare.

Un all des Hefezeug im Wein,
S' finn mikroskopische Hälfe,
Kummt do derzu die Luft enein,
Dann gibt's die Sporepilze.

Hätt' ich dehem in meiner Stub'
Nor etliche Butelle —
Do unne kann mer jo vum Trub
Ke rechtes Urtheil fälle!"

Des, was er segt, war Alles wohr,
Mer sollt des gar net ahne,
E wunzig kleni Pilzespor
Macht lauter junge Kahne.

„„No, sag ich, also wisse Se was,
Jetzt mache Se sich ke Kummer,
Mer gehn enuf, do unne am Faß
Do werd mer immer dummer. —

Mer kummt's jo uf ke Wein nit an,
Sie kriege vun demselle
Vun Neustadt mit der Eisebahn
E Kischtel mit Butelle.

Do treiwe Se ehr Studium,
Sie könne sich dran ploge;
Un wann ich 's Frühjohr nüwer kumm,
Do will ich emol froge!""

„No ja, 's isch recht, mer werre schun
De Annre was verzehle —
Der Wein werd hell als wie die Sunn,
Des kann uns gar nit fehle!"

Digitized by Google

Un vun dem viele Weingespräch
Do wär's uns orntlich warem,
Drum henk' ich for zum Rüwerweg
Mei Männel in de Arem.

Un owe an der Kellertrepp
Do leit meim Bu sei Balle —
Do tret der Herr Professer schepp
Un wär schier gar gefalle.

Er segt: gelöscht wär jetzt sei Dorscht,
Er mögt jetzt nix me trinke;
Mei Fra bringt awer Grieweworscht
Un Handkäs, Senft un Schinke.

Vum Zwe un sechz'ger hawe mer ach
Gepetzt, des war der wahre —
Mei Freund, der isch am annere Dag
Uf Heddelberg gefahre.

E paar Dag nochher haw' ich glei
Die Flasche packe losse;
Mei Fra hot wuhl krakehlt dabei
Un segt: Professersbosse!

Jetzt krieg' ich jedi Woch e Brief:
Es wär e Flasch gesprünge,
Im Uewrige wär er schun dief
Ins Studium eingedrunge.

E kleene Hooke hätt's nur noch,
Dann däht's em awer glücke,
Vum Zwe un sechz'ger sollt ich doch
E neui Sendung schicke. —

Jetzt weeß' ich nit, soll ich zurück,
Ich bin do arg im Zweiwel;
Er hot jetzt nägscht e Vertel Stück,
Des wär dann wuhl beim Deiwel.

Ne, segt mei Fra, jetzt hot's en End
Mit eure Pilzespore,
Der, wu de Trub vertreiwe könnt',
Der isch noch nit gebore.

Un kummt er widder, mit der Brill
Un mit seim schwarze Felwer,
Do sag ich, wann er's höre will:
„Mer treiwen 's Studium selwer!"

Dann der verdoktert unser Haus
Un butzt uns all die Fässer,
Die Kahne bringt er all eraus,
De Riesling awer besser! — (Pf. Z.)

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Ew. Majestät," stotterte der Angeredete mit einer zweiten tiefen Verbeugung, „ich heiße Schnabel, bin aus hiesiger Stadt gebürtig und lebe von meinen Renten."

„So? Er lebt von Seinen Renten?" fragte der König; „hat sich niemals nützlich gemacht? hat niemals dem Staat gedient? sich keine nützlichen Kenntnisse erworben? kein Amt bekleidet?

„Majestät, ich bin von jeher an Unabhängigkeit gewöhnt gewesen, und da ich hoffen durfte, daß die Zinsen meines Vermögens zu einem anständigen Leben ausreichen würden, so habe ich niemals daran gedacht, mich viel mit Studien zu quälen, oder gar mich um ein Amt bewerben zu wollen."

„Wo hat Er Sein Vermögen her?" fragte der König unwirsch.

„Ich habe es von meinen Eltern geerbt, Majestät."

„Also Sein einziges Verdienst ist, daß Er der Sohn eines wohlhabenden Vaters ist? Und warum kommt nun Er zu mir? Was will Er?"

„Majestät, ich habe Unglück gehabt. Ich hatte den größten Theil meines Vermögens einem angesehenen hiesigen Banquierhause zur Verwaltung übergeben; das Haus hat vor vier Wochen fallirt, und drei Viertel meines Vermögens sind mir verloren gegangen."

„Das geschieht, wenn man sein Geld müßig liegen läßt, statt es zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden; wenn man selber auf der Lotterbank liegt, statt ein nützlicher Bürger des Staats zu sein. Und was denkt Er jetzt? Soll ich Ihm vielleicht Seine verlorenen Capitalien ersetzen?"

„Majestät, ich hätte die Gelegenheit, durch eine reiche Heirath meinen Verlust auszugleichen. Der hiesige Besitzer der Scharfrichterei ist ein sehr reicher Mann und hat nur eine einzige Tochter. Es ist ein junges, hübsches Mädchen, das ich von Herzen liebe."

„Natürlich, da sie Geld genug hat, um Seinen Schaden zu decken," unterbrach ihn der König. „Und der Vater will sie ihm geben?"

Digitized by Google

„Er will sie mir geben, Majestät, aber unter Einer Bedingung.

„Er soll Sein Nachfolger im Amt werden, nicht wahr? soll Sich nützlich machen und den Verbrechern die Köpfe abschlagen?“

„Nein, Majestät. Der Vater ist durch seinen Reichthum hochmüthig und ehrgeizig geworden. Er verlangt durchaus, daß sein Schwiegersohn einen Charakter habe, damit seine Tochter nicht bloß Madame genannt werde.“

„So, und wenn der Schwiegersohn einen Titel hat, dann hat er Charakter? Na, und Er ist nun also gekommen, um Sich von mir einen Charakter ertheilen zu lassen?“

„Ach, wenn Ew. Majestät diese Gnade haben wollten, so wäre dadurch mein Lebensglück für immer gesichert.“

„So? Na, welchen Charakter soll ich Ihm denn geben, damit Er die Tochter des reichen Scharfrichters heirathen kann?“

„Majestät, der Mann verlangt durchaus, daß sein Schwiegersohn den Titel Geheimrath habe!“

„Geheimrath?“ fragte der König, und ein zorniger Blitz seiner Augen traf das Antlitz des Supplicanten. „Er ist also hergekommen, um sich von mir den Geheimrathstitel zu erbitten?“

„Ja, Majestät, und ich würde Ew. Majestät ewig dankbar sein, wenn —“

„Also Geheimrath,“ unterbrach ihn der König. „Kennt Er aber auch die Pflichten eines Geheimrathes? Ich will Ihn damit bekannt machen. Sie bestehen in unverbrüchlicher Verschwiegenheit. Ein Geheimrath muß Alles geheim halten, muß Alles verschweigen können. Glaubt Er, solche schwere Pflicht treulich erfüllen zu können?“

„Ja, Majestät, ich werde diese Pflicht erfüllen können.“

„Gut,“ rief der König. „So gebe ich Ihm hiermit einen Charakter und ernenne Ihn zum Geheimrath. Aber, wenn Er sich unterfängt, es einem Menschen auf der Welt zu verrathen, so hat Er Seine Amtspflicht verletzt, und ich lasse Ihn nach Spandau auf die Festung schicken. Jetzt geh' Er!“

„Elendes Narrenvolk,“ brummte der König, als der Supplicant gebeugten Hauptes nach der Thür hinschlich, „elendes Narrenvolk, das solche Lappalien hoch schätzt und Werth darauf legt, und sich einbildet, einen Charakter zu haben, wenn es einen Titel hat.“

Eben öffnete sich wieder die Thür, und auf der Schwelle derselben erschien Louise mit hochgerötheten Angesicht, mit niedergeschlagenen Augen, schön und lieblich anzuschauen in ihrer mädchenhaften Verwirrung.

Der König ging ihr lebhaft einige Schritte entgegen und betrachtete das bebende, sprachlose, junge Mädchen mit theilnahmsvollen Blicken.

„Sie hat mir eine Bittschrift zu übergeben, mein Kind?“ fragte er.

„Nein, Majestät,“ stammelte sie verlegen. „Ich wollte selbst versuchen, Ew. Majestät meine Bitte vorzutragen.“

„Nun, so thue Sie es, mein Kind, und fasse Sie Muth,“ sagte der König huldvoll. „Fürchte Sie Sich nicht vor mir, sondern denke Sie, daß der König auch nur ein Mensch ist, wie andere Menschen. Sage Sie mir also zuerst, wie heißt Sie?“

„Louise von Hohendorf,“ flüsterte sie bebend.

„Von Hohendorf,“ wiederholte der König. „Was ist Ihr Vater?“

„Sire, meine beiden Eltern sind todt, ich bin eine Waise, die von der nicht gern gegebenen Gnade einer Tante lebt.“

„Also — was war Ihr Vater?“

„Sire, er war Offizier.“

„In meinen Diensten?“

„Ja, Majestät, Offizier in der Armee Eurer Majestät. O, er liebte seinen König, er liebte ihn auch dann noch, als —“

„Nun,“ fragte der König, „warum stockt Sie? Spreche Sie doch weiter.“

„Sire, ich weiß nicht, ob ich es wagen darf. Ob der Name meines Vaters Ew. Majestät nicht erzürnt.“

„Der Name Ihres Vaters? Wiederhole Sie mir denselben noch ein Mal, ich habe ihn nicht genau gehört.“

„Sire, mein Vater war der Lieutenant von Hohendorf,“ sagte Louise, indem sie ihr gesenktes Haupt langsam erhob und den König mit einem unendlich flehenden und wehmüthigen Blick zugleich anschaute.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Literatur.

Der Schleswig-Holstein'sche Krieg von 1864. Von C. von Winterfeld. Erste Abtheilung: Vom Ursprung des Kampfes bis Flensburg. 120 Seiten 8°. 54 kr.

Es wird für Jeden, der den einzelnen Kämpfen des Schleswig-Holstein'schen Krieges und allen seinen Episoden mit Spannung gefolgt ist, ein Bedürfniß sein, später die Gesammtheit dieser Kämpfe in einer zusammenhängenden, lichtvollen Darstellung übersehen zu können und die Bilder derselben noch ein Mal an seinem Geiste vorübergehen zu lassen. Die obige Winterfeld'sche Schrift entspricht diesem Zweck. Mit sorgfältiger Benutzung eines reichen Materials versteht der Verfasser es, von unbefangenem Standpunkte aus, gewissenhaft zusammenzustellen, wie die Streitfrage, die durch das Schwert der vaterländischen Krieger gelöst werden mußte, sich entwickelte, und in einfacher, klarer und dabei überaus fließender Erzählung schildert er uns alle Kämpfe, die Preußens und Oesterreichs tapfere Söhne für Deutschlands gemeinschaftliche Sache mit und neben einander ausgefochten haben. Wir haben es hier mit einer fleißig bearbeiteten Geschichte des neuesten Krieges zu thun, der wir vor allem bisher darüber Erschienenen die erste Stelle einräumen müssen, ein Werk, das neben ausgezeichneten militärischen Gesichtspunkten zugleich durch seine ganze Darstellung für die große Menge der bürgerlichen Gesellschaft berechnet ist, und welches unter allen Umständen auch über die Gegenwart hinaus seinen bleibenden Werth behalten wird, ein Haus- und Familienbuch, das von festen, ächt vaterländischen Principien beseelt ist. Die Ausstattung des ersten Heftes, dem noch drei weitere folgen sollen, ist sauber und geschmackvoll, der Preis angemessen, und wir können daher dem von Winterfeld'schen Werke unsere beste Empfehlung geben.

Verschiedenes.

(Wer Lust hat zu plündern, trete aus dem Glied.) Zu Anfang des Jahres 1807, während Napoleon mit seiner Armee in Polen stand, waren in dem hessischen Städtchen Hersfeld Unruhen ausgebrochen und ein französischer Soldat ermordet worden. Napoleon, benunruhigt durch mehrere solcher Vorfälle im Rücken seiner Armee, wollte ein abschreckendes Beispiel geben und befahl, daß die Stadt rein ausgeplündert und an vier Ecken angezündet und abgebrannt werde.

Mit Mühe wurde durch eingelegte Fürbitten das Schicksal der Stadt so weit gemildert, daß an vier Ecken vier einzeln stehende Häuser angezündet wurden, jedoch das Löschen durch die Franzosen nicht verhindert wurde, so daß nur wenig Häuser abbrannten. Die Ausplünderung aber war nicht erlassen worden, sondern dem mit einem badischen Jägerkorps gerade in Besatzung liegenden Oberst-Lieutenant Lingg (dem am 21. Januar 1842 in Mannheim gestorbenen General-Lieutenant Lingg von Linggenfeld) aufgetragen.

Zur bestimmten Stunde riefen die wirbelnden Trommeln seine Jäger auf den Sammelplatz, während die ganze Stadt vom Klagegeschrei der flüchtigen und fliehenden Einwohner ertönte. Lingg trat in die Reihen seiner Krieger, stellte ihnen mit kräftigen Worten das unglückliche Schicksal der Einwohner, unter denen so viele an dem Morde unschuldig, vor, schilderte, wie eine solche Handlung der Plünderung, wo die Zügellosigkeit freien Lauf hat, nicht ohne Gräuelthaten aller Art vorübergehe. Sodann sprach er: „Der Befehl zur Plünderung ist gegeben, sie ist Jedem von euch erlaubt; wer Lust hat zu plündern, der trete aus seinem Glied und melde sich."

Tiefe Stille! Nicht Ein Mann rührte sich. Ein zweiter Aufruf von Lingg erfolgte und die Soldaten standen wie Mauern in ihren Reihen; keiner wollte sich an der Habe seines Mitbruders vergreifen, und die geängstete Stadt war gerettet.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
zu der
Neustadter Zeitung.

No. 137. Dienstag, den 15. November **1864.**

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Lieutenant von Hohendorf!“ rief der König. „Der Name kommt mir bekannt vor. Ich glaube ihn schon früher gehört zu haben. Ah, jetzt entsinne ich mich! Ihr Vater hat den letzten Krieg mitgemacht, nicht wahr?“

„Ja, Sire, und er war ein tapferer Offizier, über den sich Niemand zu beklagen hatte.“

„Aber Er hatte sich zu beklagen, und zwar über seinen König zu beklagen. Nicht wahr, das wollte Sie sagen? Nicht wahr, Ihr Vater nahm seinen Abschied?“

„Sire, er mußte den Abschied nehmen.“

„Mußte! Erzähle Sie mir einmal, weßhalb er den Abschied nehmen mußte. Nun, spreche Sie, mein Kind! Sage Sie mir die Wahrheit, und fürchte Sie nicht, mich zu erzürnen. Ich bin vielleicht nicht so schlimm, als mich Ihr Vater Ihr geschildert hat.“

„Sire, er hat immer nur von Ew. Majestät mit der höchsten Verwunderung und Liebe gesprochen.“

„Na, erzähle Sie! Aber zuerst wollen wir uns setzen! Da, nehme Sie Platz auf dem Tabouret mir gegenüber, und jetzt spreche Sie. Weßhalb nahm Ihr Vater seinen Abschied?“

Und indem er so fragte, lehnte der König, der sich auf einem Fauteuil niedergelassen, seine beiden Hände auf seinen Krückenstock und schaute aus seinen großen blauen Augen mit sanften Blicken auf das junge Mädchen hin, das schüchtern und erröthend auf dem Rand des Tabourets ihm gegenüber saß.

„Sire, es war in dem letzten Jahr des Krieges, die Armee lagerte in Sachsen; der König hatte sein Hauptquartier in einem Dorfe genommen, und der Zufall wollte, daß auch mein Vater mit seiner Compagnie in dem Dorfe Quartier bekam. Er wollte, ermüdet von langen Strapatzen, sich eben in seiner Hütte auf das Strohlager niederlegen, obwohl es am hellen Mittag war, als er plötzlich von einer zu ihm hereinstürzenden Bäuerin um Hülfe und Beistand angefleht ward, weil die Soldaten seiner Compagnie im Dorfe plünderten und eben beschäftigt waren, ihr Haus auszuräumen. Mein Vater, ohne sich zu besinnen, ohne nur einmal seinen Offiziershut aufzusetzen, eilte sofort mit der Frau von dannen und stürzte mit in das Haus, um zu versuchen, seine Soldaten zur Vernunft zurückzuführen und sie durch Zureden zu bewegen, von dem Frevel abzustehen. Denn der König hatte gerade damals bei strenger Strafe das Plündern verboten, und mein Vater wollte daher seine Soldaten gern von der angedrohten Strafe retten. Aber der König hatte doch schon vernommen, was geschehen, und während mein Vater drinnen in dem Bauernhause mit den Soldaten verhandelte, war der König selber herbei gekommen, voll Zorn über den Ungehorsam und den Frevel seiner Soldaten. Gerade, wie er mit seinen Adjutanten vor dem Bauernhause angelangt war, in welchem die Soldaten so laut brüllten und tobten, daß man es draußen sehr gut hören könnte, trat mein Vater aus demselben eilig heraus; es war ihm allein unmöglich gewesen, die wüthenden Soldaten zu beschwichtigen, und er wollte sich deßhalb noch einige Offizire zur Hülfe herbeiholen. Der König aber hielt ihn selber für einen der Plünderer, und in seiner

Digitized by Google

Zorneswuth hob er den Krückenstock empor und schlug meinen Vater."

Sie hielt inne, hochathmend, mit Thränen in den Augen. Der König hielt immer noch seine großen blauen Augen fest auf sie gerichtet.

„Und was that der Lieutenant von Hohendorf?" fragte der König nach einer Pause.

„Sire, er sagte dem König, daß er in bester Absicht hieher gekommen, daß er Offizier sei, und daß es ihn tief schmerze, zum Lohn für seinen Diensteifer geschlagen zu werden."

„Und der König?"

„Der König erwiederte, er habe keinen Offizier geschlagen. Aber die Adjutanten hatten es doch gesehen, und sie erzählten es anderen Offizieren, und schon nach einigen Tagen erklärten sämmtliche Offiziere seiner Compagnie meinem unglücklichen Vater, der bis dahin seinen Gram still in sich verschlossen gehalten, daß sie nicht länger mit ihm dienen könnten. Sie sagten, sie bedauerten ihn wegen seines Unfalls, aber die Offiziersehre verbiete es ihnen, mit einem Offizier zu dienen, der Schläge bekommen habe. Mein armer Vater, der ganz ohne Vermögen und dazu verheirathet war, wandte sich nun in seiner Verzweiflung an seinen Obristen und fragte ihn um Rath. Der Obrist rieth ihm, er solle sein Abschiedsgesuch einreichen, aber dabei die Gründe anführen, weßhalb er sich gezwungen sehe, zu quittiren, denn sicher würde ihn der König alsdann entschädigen. Aber der König that es nicht, er schrieb an den Rand des Abschiedsgesuches weiter nichts, als die Worte: „Ich habe keinen Offizier geschlagen. Will Er Seinen Abschied haben, so kann Er ihn bekommen." Mein Vater war also entlassen, ohne Entschädigung entlassen, und mit tiefem Kummer im Herzen ging er einer Zukunft voll Entbehrung, Demüthigung und Noth entgegen. Das kleine Vermögen meiner Mutter war Alles, was unsere Familie zum Lebensunterhalt besaß. Als meine Eltern starben, war es aufgezehrt, und ich, das einzige Kind meines unglücklichen Vaters, mußte froh sein, bei seiner Schwester ein Unterkommen zu finden, das indessen ungern gegeben, ungern angenommen ward."

„Und in Ihrem Herzen hat Sie dem Könige oft genug Vorwürfe gemacht, nicht wahr?" fragte der König. „Sie hat gedacht, der König müsse wieder gut machen, was er verschuldet hätte? Aber sehe Sie, mein Kind, der König durfte nicht anders handeln, als er that. Die Offiziersehre verbot es ihm. Er hätte das ganze Offiziercorps entehrt, wenn er zugegeben, daß er einen Offizier geschlagen hätte, er durfte deßhalb auch nachher Ihrem Vater keinen Ersatz und keine Entschädigung geben, denn damit würde er zugestanden haben, daß der König Etwas wieder gut zu machen, daß er den Offizier wirklich geschlagen habe. So mußte Ihr armer Vater ein Opfer der Offiziersehre werden; es war für ihn ein Unglück, das ich leider nicht verhüten konnte, obwohl, ich will Ihr das zugestehen, obwohl ich es verschuldet hatte. Aber sehe Sie, mein Kind, ich sagt's Ihr schon vorher, der König ist auch nur ein Mensch, wie andere Menschen, und Irren und Fehlen ist der Menschheit Erbtheil! Aber weil ich gefehlt habe an dem Vater, will ich es an der Tochter wieder gut machen. Sie ist zu mir gekommen, um Etwas zu erbitten. Thue Sie das, und ich verspreche Ihr, daß ich Ihre Bitte erfüllen will, wenn's in meiner Macht steht."

(Fortsetzung folgt.)

Schönöhrchen,

die Ratte des Galeerensklaven.

Vor ungefähr 10—12 Jahren war im Bagno zu Brest ein zu lebenswieriger Galeerenstrafe Verurtheilter. Was für ein Verbrechen er eigentlich begangen, weiß ich nicht, aber es muß etwas recht Entsetzliches gewesen sein; auch seine frühere Stellung im Leben habe ich niemals erfahren können, denn sein Name war der Vergessenheit anheimgefallen, und er nur noch durch eine Nummer von Anderen unterschieden. Seine Züge, obwohl von Natur wohlgeformt, trugen einen entsetzlichen Ausdruck: jede unheimliche, wilde oder schreckliche Leidenschaft schien diesem Gesicht ihren Stempel aufgedrückt zu haben, und sein Charakter entsprach vollkommen seiner äußern Erscheinung. Meuterisch, rauflustig, verschlossen, rachsüchtig, hatte er

Digitized by Google

sein Leben oft schon in verzweifelten Fluchtversuchen auf das Spiel gesetzt, die aber seither alle erfolglos geblieben waren. Ein Mal gelang es ihm mitten im Winter, das freie Feld zu erreichen, und er ertrug mehrere Tage lang die größte Kälte und alle Beschwerden des Hungers; endlich ward er halberfroren und besinnungslos unter einem Baume gefunden und in's Gefängniß zurückgebracht, wo er nur mit großer Mühe der Aerzte noch am Leben erhalten wurde. Der Zuchtmeister bewachte ihn nun noch genauer und bestrafte ihn weit strenger, als die übrigen Gefangenen, und er mußte, außer seinen gewöhnlichen Fesseln, noch eine doppelte Kette tragen. Mehrere Male machte er Selbstmordversuche, die aber durch die Wachsamkeit der Aufseher immer wieder vereitelt wurden. Die einzigen Folgen seiner Fluchtversuche waren Brustbeschwerden und Engbrüstigkeit, verursacht durch einen Nagel, den er sich tief in die Brust hineingetrieben hatte, und der Verlust eines Arms, den er beim Hinabspringen von einer hohen Mauer eingebüßt hatte. Nachdem er sich denselben hatte abnehmen lassen und nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt im Spital kehrte er wieder zu seiner hoffnungslosen, lebenswierigen Strafarbeit zurück.

Eines Tags erschienen der wilde Trotz und die finstere Stimmung des Menschen gebrochen — er war wie umgewandelt. Nach Feierabend setzte er sich mit dem Unglücksgefährten, mit welchem er zusammengeschmiedet war, in eine Ecke des Hofs, und ein milder Ausdruck lagerte sich über sein abstoßendes Gesicht. Die Lippen, welche seither nur Gotteslästerungen und Verwünschungen ausgestoßen, flüsterten zärtlich kosende Worte, und er schien mit vornüber gesenktem Kopfe auf einen Gegenstand zu lauschen, den er im Busen verborgen hatte.

Die Aufseher beobachteten ihn unruhig und glaubten, er habe irgend eine Waffe in seinen Kleidern verborgen. Zwei von ihnen näherten sich ihm unversehens von hinten, rissen ihn rücklings zu Boden und begannen ihn auszusuchen, bevor er noch irgend welchen Widerstand leisten konnte. Da er sich ganz in ihrer Gewalt sah, versuchte der Galeerensklave auch keinen Widerstand, sondern rief nur immer flehend: „Bringt sie nicht um! thut ihr Nichts zu Leide! um's Himmelswillen bringt sie nicht um!“

Während er nämlich noch so sprach, hatte einer der Wächter eine — große Ratte erwischt, welche der Sträfling im Busen verborgen gehabt hatte.

„Bringt sie nicht um!“ rief er von Neuem. „Prügelt mich, legt mich in Ketten, laßt mich hungern, thut mit mir, was Ihr wollt, — nur thut meiner armen Ratte Nichts zu Leide! Drückt sie nicht so zwischen den Fingern! Wenn ihr sie mir nicht zurückgeben wollt, so schenkt ihr wenigstens die Freiheit!“ Bei diesen Worten füllten in der That, und wahrscheinlich zum ersten Male seit seiner Kindheit, Thränen die Augen des hartgesottenen Sünders und liefen ihm über die Wangen herab.

Die Aufseher sind zwar in der Regel rauhe und verhärtete Männer, aber sie konnten in diesem Falle doch nicht ohne eine Regung von Mitleid den Gefangenen ansehen und anhören und seine Thränen bemerken. Der eine Aufseher, der die Ratte gerade zu erdrosseln im Begriff gewesen war, öffnete die Hand und ließ das Thier auf den Boden fallen, das erschrocken und mit der seiner Race eigenthümlichen Behendigkeit hinter einen Haufen Balken und Späne sich verkroch.

Der Gefangene hatte seine Thränen abgewischt, der Ratte ängstlich nachgeblickt und kaum zu athmen gewagt, bis er sie außer Gefahr gesehen. Dann erhob er sich und folgte stumm und mit dem frühern wilden Blick seinem gefesselten Gefährten und warf sich mit demselben auf die eiserne Bettstelle, wo ein Ring und Kette sie beide an einen massiven Balken von gleichem Metalle fesselte.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Das Düngen der Obstbäume.) In fast allen Handbüchern über Obstbau und mehreren landwirthschaftlichen Zeitschriften wird gegen das Düngen der Baumschulen, noch mehr gegen das Düngen der Obstbäume geeifert, weil, wie es heißt, keine gesunden Bäume erzogen werden könnten.

Digitized by Google

Alle diese Verfasser, sich einander nachschreibend, mögen in das Land der Baumzucht, nach Frankreich reisen, um sich zu überzeugen, daß eine Baumschule ohne Düngung gar nicht bestehen kann, so wenig ein erwachsener Obstbaum ohne Dung zu solcher Fortbildung gelangt, wie man in diesem Lande zu sehen gewohnt ist. Alle Zwergbäume werden daselbst während des Sommers mit Dung um den Stamm herum bedeckt gehalten; besonders junge Bäume, namentlich Pyramiden, um sie in einen raschen Wuchs zu bringen, d. h. bald einen Ertrag zu erhalten. Die großen allgemein angestaunten Früchte in der Obstballe zu Paris können nur durch Dung gewonnen werden.

Lesefrüchte.

Laß Neid und Mißgunst sich verzehren —
Das Gute werden sie nicht wehren;
Denn — Gott sei Dank — es ist ein alter Brauch:
So weit die Sonne scheint, so weit erwärmt sie auch! —

Taste deiner Kinder Ehre nicht an vor andern Leuten; gewöhne sie nicht daran, vor ihnen Bloßstellungen von dir ertragen zu müssen; eben so wenig baue ihnen, wie Jean Paul sagt, Rauchaltäre vor Fremden, um sie in deinem eigenen Hause zu schwefeln.

Verschiedenes.

Unter dem Nachlasse des berühmten Doctors Boerhave befand sich auch ein wohlverpacktes und versiegeltes Buch mit der Aufschrift: „Die einzigen und tiefsten Geheimnisse der Arzneikunst.“ Bei der Versteigerung seiner Bibliothek wurde es mit 10,000 fl. bezahlt. Als der Käufer aber seinen Schatz entsiegelte, fand er nichts als leere Blätter, und nur auf dem ersten las er mit großen Buchstaben die Worte: „Halte den Kopf kalt, den Leib offen, die Füße warm, so kannst Du aller Aerzte spotten.“

Woher kommt der Ausdruck: Ehehälfte? Daher, weil man in der Ehe kaum die Hälfte von dem ist, was man ehedem war! Im gewöhnlichen Leben sagt man: die kleinere Hälfte — die größere Hälfte. — Dies ist ein unnatürlicher Ausdruck, und nur in der Ehe verwendbar; der Mann ist die kleinere Hälfte, und die Frau ist die größere Hälfte.

Geheimer Herzenskummer.

(Eine schreckliche Geschichte.)

So bleich sind heute Mina's Wangen,
So trüb ihr schönes Auge blickt;
Ihr munt'res Lächeln ist vergangen,
Geheimer Kummer schwer sie drückt.
O komm', schenk' Dein Vertrauen mir,
Sag', armes Kind, was fehlet Dir?

Mit einer Freundin jetzt sie flüstert,
Und trüber immer wird ihr Blick;
Der Schwermuth Fittig ihn umflüstert,
Nach Hause kehrt sie schnell zurück.
O armes Kind, sei wieder froh,
Antworte mir: Was quält Dich so?

Nacht wird's, doch kennt sie keinen Schlummer,
Durchseufzt die liebe lange Nacht,
Wacht todtenblaß in tiefstem Kummer,
Es freut sie nicht des Morgens Pracht.
Sie ächzt so schwer jetzt himmelwärts:
O armes Kind, was ist Dein Schmerz?

Sie will nicht Speis', nicht Trank mehr nehmen,
In allen Büchern schlägt sie nach;
Zu Tode wird sie sich noch grämen,
Gewiß ist, daß das Herz ihr brach.
Ihr hilft kein „Aber“ und kein „Wenn“:
Ach, armes Kind, was fehlt Dir denn?

Und länger hab' ich's nicht ertragen,
Ich fasse Muth, tret' hin zu ihr:
„Mein Kind, Du mußt mir offen sagen,
Was Dich so quälet, glaube mir,
Ich helfe Dir mit meinem Blut!“ —
Da spricht der Engel, sanft und gut:

„Ach, denken Sie doch nur, da soll ich Bertha, einer guten Freundin von mir, Etwas in's Stammbuch schreiben und weiß nicht — was!“

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 138. Donnerstag den 17. November **1864.**

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Sire," sagte Louise mit welcher, zitternder Stimme „Sire, ich bitte nur um die Gnade, daß mir Ew. Majestät eine Stelle im Elisabethinerinnen-Kloster zu Breslau zuwenden wollen."

„Was?" rief der König. „Sie will in ein Kloster gehen? will Nonne werden?"

„Sire, ich will mich zu Gott flüchten aus dieser schlechten und traurigen Welt."

Der König war aufgestanden und ging jetzt, die Hände auf dem Rücken gefaltet, einige Male im Zimmer auf und ab. Dann blieb er dicht vor Louisen stehen und sah ihr mit seinen flammenden Blicken so lange und fest in's Gesicht, bis ihre Wangen sich mit tiefer Purpurgluth übergossen.

„Mit dem Gesicht will Sie Nonne werden?" fragte der König lachend. „Nein, mein Kind, Sie schickt Sich nicht zu einer Nonne. Sie muß einen Mann nehmen!"

„Sire, ich bin arm, ich habe keinen Brautschatz," flüsterte Louise.

„Na, na, dafür werde ich sorgen," sagte der König, „und einen Mann werden wir auch schon finden."

„Nein, nein," rief sie ängstlich, „ich danke Ew. Majestät, ich will nicht heirathen, ich will Nonne werden. Ich bitte Ew. Majestät nur um die einzige Gnade, verwenden Sie Sich für mich in Breslau bei dem Herrn Erzbischof, damit ich in das Kloster eintreten kann."

„Sie bleibt also dabei?" fragte der König. „Gestehe Sie mir die Wahrheit. Denke Sie, ich sei Ihr Vormund und ich bin es auch, denn die Töchter meiner Offiziere sind meine Mündel, wenn ihre Väter gestorben sind. Spreche Sie also. Liebt Sie Jemanden?"

„Ja, Sire, ich liebe," stammelte Louise. „Aber wir können einander nie angehören, denn wir sind Beide arm, und darum —"

„Darum will Sie Nonne werden! Unsinn! Sage Sie mir, wie heißt Ihr Liebster, und was ist er?"

„Sire," sagte Louise mit hervorstürzenden Thränen, „ich darf Ihnen seinen Namen nicht nennen, ich habe ihm geschworen, daß ich es nicht thun will. Er ist ein Ehrenmann und er will nicht von der Gnade erbetteln, was ihm das Glück versagt hat."

„Seltsam," sagte der König. „Wenn ich Ihr nun aber befehle, mir den Namen zu sagen?"

„Sire, so muß ich ungehorsam sein, denn ich habe geschworen, ihn nicht zu sagen."

„Na, so halte Sie Wort," rief der König ärgerlich. „Aber Nonne lasse ich Sie doch nicht werden. Da! Es wird geblasen! Ich muß auf den Exercirplatz, um die Garnison zu inspiciren. Aber hör' Sie, mein Kind, komme Sie in einer Stunde wieder hierher. Dann wollen wir sehen, was ich für Sie thun kann. Frage Sie während der Zeit einmal Ihren Liebsten, ob er Sie von Ihrem Schwur entbinden und erlauben will, daß Sie mir seinen Namen sagt. In einer Stunde also. Adieu bis dahin!"

Louise verneigte sich tief und wandte sich langsam der Ausgangsthür zu, aber nahe bei derselben blieb sie stehen und kehrte zögernd und mit gesenkten Blicken zu dem König zurück.

„Sire," flüsterte sie leise, „den Namen darf ich Ihnen nicht sagen, und von dem Schwur kann er mich in der nächsten Stunde

Digitized by Google

nicht erlösen, denn gerade in dieser Stunde kann ich ihn nicht sehen."

„Warum nicht?"

„Er ist im Dienst," flüsterte sie kaum hörbar.

„Er ist also Militär?"

Sie nickte, und ein Lächeln flog über ihr Angesicht hin. „Sire," sagte sie, „ich möchte Ihnen noch Etwas sagen, wenn Sie mich nicht verrathen wollen."

„Ich verspreche es, nicht zu thun," sagte der König gutmüthig.

„Nun denn," flüsterte sie athemlos, „wenn Ew. Majestät die Garnison inspiciren, so betrachten Sie doch ein wenig genau Ihre Fahnenjunker."

„Alle?"

„Ja, aber besonders —"

„Nun, besonders?"

„Besonders den alten Fahnenjunker," lispelte sie; dann flog sie wie ein gescheuchtes Reh durch das Zimmer und stürzte hinaus.

III.

Die Garnison von Liegnitz hatte so eben den Vorbeimarsch vor dem König beendet, Friedrich wandte sich mit einem freundlichen Kopfnicken an den General von Herbig, der ihm die Truppen vorgeführt hatte und jetzt zu ihm heranritt.

„Er hat Seine Sache sehr gut gemacht, General, und ich bin sehr zufrieden mit der Haltung Seiner Truppen," sagte der König freundlich. „Seine Leute sehen sehr stattlich aus, sie sind exact, und sie haben außerdem eine sehr zufriedene Miene, was immer beweis't, daß ihre Offiziere verständig und human sind, und ihre Soldaten nicht als empfindungslose Maschinen, sondern als Menschen behandeln. Fahr' Er so fort, lieber Herbig, und Er wird Sich immer meiner Gewogenheit zu erfreuen haben."

Der König ließ wieder seine Augen über die lange Linie der aufgestellten Truppen hinschweifen, und dann heftete er sie auf die Fahnenjunker, die dort neben den beiden Fahnen standen.

„Hübsche junge Leute," sagte der König leise mit dem Kopf nickend, „werden einst stattliche Offiziere abgeben. Wie alt ist der jüngste von ihnen?"

„Achtzehn Jahre, Majestät."

„Und der älteste?"

„Der älteste, Majestät, ist leider schon sechsundzwanzig Jahre alt."

„Was? Ein Fahnenjunker von sechsundzwanzig Jahren!" rief der König. „Wie ist das möglich? Wie ist das zugegangen? Der Mensch hat sich also schlecht aufgeführt, denn sonst müßte er ja schon längst Lieutenant sein. Was hat er gethan? Sage Er mir die Wahrheit, General!"

„Majestät, die Wahrheit ist, daß der Fahnenjunker zu arm ist, um Offizier zu werden. Er kann die Equipage nicht bestreiten."

„Und das ist sein einziges Vergehen? Er hat sich keiner Dienstfehler schuldig gemacht?"

„Nein, Majestät, er ist vielmehr ein sehr solider, unterrichteter und gebildeter junger Mann, der allen seinen Kameraden ein gutes Beispiel dienen könnte."

„Aber, er ist ein Bürgerlicher, nicht wahr?"

„Halten zu Gnaden, Majestät, er ist von reinsten, ältesten Adel."

„Und solch' einen Menschen läßt Er sein Lebelang Fahnenjunker bleiben, bloß weil er den Fehler hat, arm zu sein? Warum hat Er sich nicht an mich gewandt? Da ich nur ein Mensch bin, kann ich Fehler des Charakters nicht bessern, aber solche Fehler der Börse zu bessern, das liegt in meiner Hand, dazu bin ich König! Er gibt mir also Sein Wort darauf, daß der alte Fahnenjunker es verdient, ein junger Lieutenant zu werden?"

„Ja, Majestät, ich gebe mein Wort darauf."

„Gut, sende Er den Fahnenjunker also in einer Viertelstunde zu mir. Ich will selber mit ihm sprechen, und sage Er ihm vorher nichts von dem, was ich eben mit Ihm geredet habe. Hört Er?"

„Ew. Majestät, zu Befehl!"

„Na, jetzt lasse Er Seine Truppen abschwenken. Adieu. Heute Mittag erwarte ich Ihn zur Tafel!"

Und indem Friedrich dem General freundlich zunickte, wandte er sein Pferd um und gab damit der glänzenden Suite, welche ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung gehalten, das Zeichen, ihm zu folgen. Aber schon

nach einigen Schritten hielt er sein Pferd an und wandte sich wieder zurück.

„General von Herbig, komme Er noch ein Mal zu mir her!“

(Fortsetzung folgt.)

Schönöhrchen,

die Ratte des Galeerensklaven.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen blieb auf dem Wege zur Arbeit der Galeerensklave, dessen blasse, verstörte Züge bekundeten, daß er eine schlaflose Nacht verbracht hatte, vor dem Holzklotze stehen, heftete einen ängstlichen, sorgenvollen Blick auf denselben und ließ einen eigenthümlichen leisen Ruf hören, den Nichts antwortete. Einer seiner Kameraden machte einen harmlosen Scherz auf den Verlust seines Gespielen; allein die Antwort darauf war ein fürchterlicher Hieb, welcher den Witzling zu Boden warf und dem Raufer eine scharfe Strafe von Seiten des Zuchtmeisters zuzog.

Am Arbeitsplatze angekommen, arbeitete er mit einer Art fieberischer Emsigkeit, als ob er seiner lang aufgesparten Rührung den Lauf lassen wolle. Als er sich nun über einen Balken beugte, den er mit etlichen Anderen aufzuheben versuchte, fühlte er sich plötzlich von einem Gegenstande an der Wange gekitzelt. Er sah sich um und stieß einen Freudenruf aus, denn siehe da! der einzige Freund, den er auf Erden hatte — seine Ratte, die mit wunderbarem Instinkte ihn ausfindig gemacht hatte, war auf seine Schultern hinaufgeklettert. Er nahm das Thierchen in die Hand, bedeckte es mit Küssen, schob es in den Busen und sagte dann zu dem eben vorübergehenden Oberaufseher des Bagno: „Wenn Sie erlauben wollen, daß ich diese Ratte behalte, so will ich Ihnen feierlich versprechen, mein Herr, daß ich mich in allen Stücken sklavsam zeigen, keinen Fluchtversuch mehr machen und mir niemals wieder eine Strafe zuziehen will!“

Der Oberaufseher ertheilte ihm diese Erlaubniß und ging weiter. Der Gefangene öffnete sein Hemd, warf dem lieben Thierchen noch einen zufriedenen, frohen Blick zu und nahm dann unverdrossen seine Arbeit wieder auf. — Was weder Drohungen noch Einsperrung, weder Peitsche noch Fesseln ihm hatte erlangen können, war nun schnell durch den Einfluß der Liebe erweckt worden, obwohl der Gegenstand derselben nur eines der verachtetsten Thiere der Schöpfung war. Von dem Augenblicke an, wo der so gefürchtete Galeerensklave Tag und Nacht seinen Liebling im Busen trugen und verpflegen durfte, ward er der geordnetste und gutmüthigste Gefangene des ganzen Bagno. Seine herkulische Stärke und sein starker Wille, seine unbeugsame Thatkraft unterstützten die Aufseher wesentlich in Erhaltung des Friedens, der Ordnung und Manneszucht. Schönöhrchen — so hatte er die Ratte getauft — war der Gegenstand seiner unaufhörlichen Zärtlichkeit; er führte sie zuerst heute einen Bissen von irgend einer Mahlzeit an ihrem und hätte lieber selbst gefastet, als seinen kleinen Liebling hungrig gelassen. In seinen wenigen Freistunden arbeitete er allerlei kleine Erzeugnisse seiner Kunstfertigkeit aus, nur um aus dem Erlös derselben Schönöhrchen Leckereien zu verschaffen, wie Pfefferkuchen und Zucker. Oft sah man den alten Sträfling harmlos bei seiner rauhen Arbeit lächeln, wenn die Ratte einmal aus seinem Busen herauskroch und ihr weiches Fellchen an seiner sonnverbrannten Wange rieb. Wenn aber die Ratte gar an einem schönen sonnenhellen Tag, sich auf den Boden hockte, ihr Fellchen sträubte, den langen Schnurrbart mit den scharfen Krallen strich und die langen Ohren mit den Pfötchen kraute, kannte der Gefangene sich nicht mehr vor Freude und tauschte die zärtlichsten Blicke, mit dem schwarzen schelmischen Aeuglein seines Lieblings Schönöhrchen.

Das Thierchen schien des Schutzes seines Herrn sich sicher und gewiß, daß es ohne Furcht sich allenthalben zeigte und herumtrieb als ohnes Jemandem mein Unheil zu fürchten habe, denn wehe Dem, der der Ratte auch nur ein Haar gekrümmt hätte. Eines Tages tanzte ein anderer Galeerensklave hinter Kusel nach dem Thierchen und erhielt dafür einen solchen Hühnerschlag von Schönöhrchens Herrn, daß er acht Tage im Spital liegen mußte. Die Ratte lernte bald den Ton der Tischglocke so genau unterscheiden, daß sie

Digitized by Google

bei diesem Klange sich stets in Eile auf die Schulter ihres Herrn begab. —

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Um den Pips der Hühner zu heilen, muß man zuerst die hornartige Haut der Zungenspitze wegschneiden und dieselbe ein wenig mit Butter bestreichen. Hierauf gebe man ein wenig Pfeffer oder Knoblauch und einige Tropfen Wein oder Branntwein auf Brod.

Verschiedenes.

Eine Warnung für Eltern, ihre Kinder nicht mit gefährlichen Sachen spielen zu lassen, bietet ein Fall, der sich dieser Tage ereignete. Ein kleines Mädchen, Namens Celina R..., spielte im Hause ihrer Eltern, in der Gemeinde Moras, mit der älteren fünfjährigen Schwester. Letztere hatte ein Tischmesser in der Hand, das Glänzen desselben erregte das Verlangen des kleinen Kindes, es zu besitzen, und demzufolge schrie es darnach. Die Mutter, welche mit der Haushaltung beschäftigt war, gebot dem älteren Mädchen, der Kleinen den Willen zu thun, damit das Schreien ein Ende nehme. — Kaum hatte aber das Kind, welches noch schwach auf den Beinchen war, das Messer in Händen, als es in seiner Freude umfiel, und zwar so unglücklich, daß ihm die Messerklinge in den Hals drang und die Hals-Ader durchschnitt, und der Tod beinahe augenblicklich eintrat, trotz der Rettungsversuche der von Schmerz überwältigten Mutter.

Hadji Sitti Beni Assand wurde bei der Rückkehr von seiner Pilgerfahrt nach Mecca von einem fürchterlichen Sturme überfallen, und da er das mohamedanische Gesetz übertreten und Schweinefleisch genossen hatte, so hielt er den Sturm für eine Strafe Allahs für dieses Vergehen. Demnach legte er eine öffentliche Beichte ab und flehte um das Aufhören des Sturmes. Alles Bitten, Beten und Flehen war jedoch vergebens der Sturm wüthete immer toller, so daß endlich der Hadji die Geduld verlor und mürrisch ausrief: „Nun, das ist auch der Mühe werth, wegen einem Stück Schweinefleisch einen solchen Spektakel zu machen!"

(**Fruchtbarkeit der Austern.**) Jede Auster bringt 1 bis 2 Mill. Junge hervor, von denen sich jedoch im wilden Zustande nur 10 bis 12 an die Mutterschaale ansetzen; die übrigen fallen auf den Boden und gehen zu Grunde oder werden von den Fischen gefressen. Da, wo die Austern künstlich gezogen werden, auf den Austernbanken, setzen sich die Jungen zwischen den Senkfaschinen fest, die schon nach wenig Monaten mit Austern übersät sind.

Klagst du, weil das Laub will fallen?

Klagst du, weil das Laub will fallen,
Weil die Lerchen und die Schwalben
Mählig ziehen heimathwärts?
Glüht ja frisch in deinen Augen,
Was dem Leben noch muß taugen,
Hast ja noch dein junges Herz!

Ja, du lebst noch manche Lenze,
Blühn und welken manche Kränze
Siehst du noch im Zeitenlauf.
Droben stehn die alten Sterne,
Und dein Auge schaut so gerne
Lange noch und still hinauf.

Schau' nur froh in's Herbstesschauern,
All' den Wechsel überdauern
Muß dein treues Lieben doch!
Warum sollt' auch mit dem Jahre
Geh'n der Liebesmai zur Bahre,
Der so frisch in's Herz dir zog?

Laß' doch nicht den Klang verhallen,
Der so froh, wie Lenzeswallen,
Zog in deine junge Brust!
Faß' den Ton und gib ihn wieder,
Auch der Herbst hat seine Lieder,
Auch der Schmerz hat seine Lust.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 139. Samstag, den 19. November **1864.**

Jungfernsprung.

(Bei Dahn.)

Seht ihr das Kreuz dort ragen,
Hoch auf der Felsenwand?
Es will Dir, Wand'rer, sagen:
Sein Kind schützt Gottes Hand.

Wohl blüht zu Gottes Ruhme,
Wie's Veilchen still und fein,
Frisch, wie die Waldesblume,
Und wie Schneeglöckchen rein,

Die Maid im Wald verborgen,
In Liebe zu dem Herrn,
Am Abend und am Morgen
Eilt sie zum Kirchlein gern.

Da saugt aus ihrem Blühen
Der Jäger wilde Brunst;
Umsonst ist sein Bemühen,
Sein Drohn und Schmeichelkunst.

Einmal kehrt aus der Kapelle
Fromm heim die Gottesmagd.
Da tritt zu ihr der Geselle
Voll böser Gier und Tücht:

Willkommen, Du reine Taube,
Wie ist's so heimlich still,
Der Geier nimmt Dich zum Raube,
Sag', wer's ihm wehren will?

Schon will er sie umfassen —
Sie blickt zum Himmel auf;
Jach hat sie den Buben verlassen
Im flücht'gen, geflügelten Lauf.

Sie flieget, wie die Gazelle,
Dahin über Stein und Dorn,
Der Meute gleich der Geselle,
Schnaufend vor Gier und Zorn.

O Mägdlein, er greift Dich — geschwinde!
Sie springt auf die Felsenwand,
Und, wie getragen vom Winde,
Eilt fort sie am schwindelnden Rand.

Da steht sie am Ende — o wehe!
Da vorn der grausige Tod,
Da hinten des Jägers Nähe —
Von Sünd' oder Tod bedroht!

Da blickt sie zum Himmel gläubig:
Herr, schick' Deine Engel mir!
In Deiner Liebe bleib' ich,
Nichts scheidet mich von Dir!

Schon will sie der Wilde umschlingen,
Da wagt sie den furchtbaren Sprung —
Hernieder die Engel sie bringen
Mit sanftem Flügelschwung.

O Wunder! an der Stelle,
Wo dankend kniet die Maid,
Springt eine helle Quelle:
Das Bild der Reinigkeit.

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

Der General sprengte zu dem König heran und erwartete in ehrfurchtsvoller Haltung seine weiteren Befehle.

„Eins habe ich noch vergessen, General," sagte Friedrich. „Wie heißt denn der alte Fahnenjunker? Er hat mir seinen Namen ja nicht gesagt?"

Der General nahm eine verlegene Miene

an. „Sire," sagte er, „ich möchte Ew. Majestät um eine Gnade bitten. Ew. Majestät waren vorher mit der Führung der Truppen zufrieden, ich beschwöre Ew. Majestät, wollen Sie mir dafür die Gnade gewähren, den Namen des alten Fahnenjunkers verschweigen zu dürfen, bis Ew. Majestät ihn selbst gesehen und gesprochen haben."

„Ah, der Mensch führt also einen Namen, den ich nicht gern höre?" fragte Friedrich, indem seine großen blauen Augen sich wie zwei blitzende Dolchspitzen auf das Antlitz des Generals hefteten.

Dieser antwortete nicht, sondern senkte verwirrt und eingeschüchtert die Blicke nieder.

„Verstehe, es ist so!" sagte der König. „Er sagte mir aber doch, der Mensch sei von altem, reinem Adel?"

„Ja, Majestät, so ist es auch. Sein Vater hatte nur das Unglück, die Gnade Eurer Majestät zu verwirken."

„War er Offizier?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Ward er bestraft, infam kassirt, als er, wie Er sagt, meine Gnade verwirkt hatte?"

„Nein, Majestät, er nahm seinen Abschied, das war Alles."

„Nun, dann hat er also jedenfalls kein Verbrechen begangen, das auf der Ehre und dem Namen der Familie haftet," sagte der König aufathmend, „als sei er von einer Sorge befreit. „Ich kann mich also für den Sohn interessiren, wenn auch der Vater meine Gnade verwirkt hat. Ist das auch Seine Meinung?"

„Ja, Majestät, das ist meine Meinung. Ich würde schon längst gewagt haben, den alten Fahnenjunker Ew. Majestät Gnade und väterlicher Güte zu empfehlen, wenn ich ich nicht gefürchtet hätte, daß —"

„Daß ich es machen würde, wie der liebe Gott, von dem gesagt wird, daß er die Sünden der Väter rächt bis in's dritte und vierte Glied," unterbrach ihn der König. „Ich bin aber nur ein Mensch, und es steht mir daher nicht zu, solche göttliche Rache zu nehmen, sondern es ist meine Pflicht, zu vergessen und zu verzeihen und an dem Sohn nicht zu strafen, was der Vater verschuldet hat. Ja, sende Er mir also Seinen alten Fahnenjunker!"

Und der König wandte sein Pferd wieder um, ritt langsam und gedankenvoll nach dem Schlosse hin und kehrte in sein Wohnzimmer zurück, ohne ein Wort weiter an die Herren seiner Suite zu richten.

„Vraiment, ich bin ordentlich neugierig auf den alten Fahnenjunker," sagte der König lächelnd zu sich selber. „Es ist seltsam, wie die Vergangenheit immer ihren Schatten in die Gegenwart hineinwirft und uns gemahnt an Dinge, die wir längst als abgethan und beseitigt vergessen hatten."

Eben öffnete sich die Thür und der Kammerhusar trat ein: „Sire," meldete er, „Sire, Ew. Majestät zu Befehl meldet sich der alte Fahnenjunker zur Audienz."

„Soll eintreten!" befahl Friedrich lebhaft, und er erhob sich von dem Fauteuil und that einige rasche Schritte nach der Thür hin, auf deren Schwelle jetzt die schlanke Gestalt des Geliebten von Louise von Hohendorf erschien.

Der König ging bis ganz dicht zu ihm heran, und während der Fahnenjunker unbeweglich mit hochgehobenem Kopf in steifer militärischer Haltung neben der Thür stand, ließ der König seine blitzenden Augen prüfend über seine ganze Gestalt hinschweifen, musterte zuerst seinen Anzug und schaute dann empor in das bleiche, energische und edle Angesicht des jungen Mannes, dessen große, dunkle Augen mit einem Ausdruck von Trotz und Entschlossenheit gerade aus schauten und sich nicht vor den Adlerblicken des Königs zu Boden senkten.

„Wie alt ist Er?" fragte der König nach einer Pause.

„Majestät, sechsundzwanzig Jahre," erwiederte Wilhelm von Bellna ruhig.

„Sechsundzwanzig Jahre," wiederholte der König. „Weiß Er, daß es keine Ehre ist, in solchem Alter noch nicht avancirt zu sein?"

„Zu Befehl, Majestät, ich weiß es."

„So, Er weiß das, wie geht es aber zu, daß Er noch nicht weiter gekommen ist? Ich habe in meiner ganzen Armee keinen Fahnenjunker von Seinem Alter. Was hat Er verschuldet, daß man Ihn so zurückgestellt hat?"

Eine dunkle Röthe schoß über das Antlitz des jungen Mannes hin, und seine Augen blitzten höher auf.

Digitized by Google

Majestät," rief er lebhaft, „ich habe nichts verschuldet. Ich kann meine Augen frei zu Gott und zu Eurer Majestät erheben, denn ich bin mir keiner Schuld bewußt."

(Fortsetzung folgt.)

Schönöbrechen,
die Ratte des Galerensklaven.

(Schluß.)

Vier Jahre verdingen auf diese Weise, als eines Tages die arme Ratte von einer Katze, die in die Werkstatt hereingekommen war, angegriffen und schwer verletzt ward, aber ihr Vergehen auch gräßlich genug büßen mußte, indem sie von Schönöbrechens Herrn buchstäblich in Stücke gerissen wurde. Die Ratte genas nur langsam; ihr Herr war um ihretwillen in tödtlicher Unruhe und verpflegte sie einen ganzen Monat lang, wie eine Mutter ihr Kind. Der Gefangene war seitdem der geschworene Todfeind aller Katzen, und keine durfte sich zeigen, die er nicht über kurz oder lang zum Opfer gebracht hätte. Seltsamerweise nahm das ganze Bagno, Gefangene wie Wärter und Aufseher, am Schicksal der Ratte den lebhaftesten Antheil, man sprach nur von ihr, erkundigte sich nach ihrem Befinden, man lieferte Pflaster und Binden für sie aus dem Spitale, und der Wundarzt verschrieb ihr sogar ein Recept. Endlich genas sie, bis auf eine kleine Lähmung an einem Hinterlaufe, wo sie von der Katze gebissen worden und eine Narbe zurückgeblieben war. Die Krankheit und Genesung des Thierchens hatten den Gefangenen noch sanfter, nachdenklicher und sinnsamer gemacht, und eines Morgens ward er vom Oberaufseher mit der Botschaft überrascht, daß seine Strafe auf Lebenszeit in Anbetracht seiner vierjährigen musterhaften Aufführung in zwanzigjährige Galerenstrafe umgewandelt worden sei, wovon ihm die bereits abgesessenen fünfzehn Jahre in Abzug gebracht werden sollten. Der arme Gefangene weinte und konnte sich hinaus nicht mehr vor Freuden.

„Gott sei gelobt! Durch seine Gnade verdanke ich Schönöbrechen dieses Glück!" rief er und küßte voll Entzücken das Thier. Er sollte noch fünf Jahre in hartem Gefangenschaft verbringen, aber eine unvorhergesehene Begebenheit kürzte diese Frist bedeutend ab. — Eines Tages brach nämlich eine Meuterei unter den Gefangenen aus; eine Rotte Aufrührerischer wußte sich eines Schließers zu bemächtigen, sperrte sich mit ihm in einen der Schlafsäle ein und drohte ihn umzubringen, wenn man nicht augenblicklich ihren Forderungen erfülle und für diese Kapitulation volle Amnestie gewähre. Schönöbrechens Herr hatte seinen Antheil an der Empörung genommen und stand schmunzelnd hinter den Beamten und Soldaten, welche auf die Meuterer feuern wollten. In dem Augenblick, wo der Angriff beginnen sollte, trat der Galerensklave zu dem Oberaufseher und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

„Ich nehme Euer Anerbieten an," versetzte dieser; „aber bedenkt, Ihr setzt Euer Leben auf's Spiel! Gelingt Euch jedoch Euer Unternehmen, so gebe ich Euch mein Ehrenwort zum Pfande, daß Ihr noch heute Abend der Regierung zu voller Begnadigung empfohlen werden sollt!"

Der Sträfling nahm Schönöbrechen aus dem Busen, küßte es mehrmals, schob dann die Ratte einem andern jungen Gefangenen, mit dem sie bereits etwas vertraut war, in die Brust seiner Jacke und sagte mit beinahe tonloser Stimme zu ihm: „Wenn ich nicht mehr zurückkehren sollte, so sei Du freundlich gegen das Thierchen und liebe es, wie ich es geliebt habe!" — Nachdem er sich sodann mit einer schweren Eisenstange bewaffnet hatte, ging er entschlossenen Schrittes auf den Schlafsaal zu, wohekümmert um die Geschosse, welche die Meuterer nach seinem Kopfe warfen. Einige Schläge mit seinem wuchtigen Werkzeug sprengten die Thüre des Schlafsaals, er stürmte hinein, schleuderte Diejenigen zu Boden, welche sich seinem Eintreten widersetzen wollten, ließ dann die Waffe fallen, riß den Schützer mitten aus den Empörern heraus und schleuderte ihn wohlgehalten aus dem Schlafsaal in den Gang, wo ihn die Soldaten und Beamten beschützten. Während er nach die Flucht des Schließers gegen die wüthenden Sträflinge deckte, sank er plötzlich in seinem Blute schwimmend zu Boden — einer der

Digitized by Google

Meuterer hatte die Eisenstange aufgehoben und damit seinen heroischen Kameraden meuchlings niedergeschlagen; man brachte ihn mit zerschmetterter Hirnschale sterbend in's Hospital, wo er noch vor dem letzten Athemzuge nach seinem Schönöhrchen rief und — dann verschied.

Leider muß ich sagen, daß die Ratte nur in den ersten Tagen unruhig war und ihren Herrn vermißte, bald aber denselben vergaß und für ihren neuen Verpfleger dieselbe Anhänglichkeit an den Tag legte, wie für den verstorbenen. Schönöhrchen lebt noch immer, gesund und glatt und stark; es fürchtet in der That seine Feinde vom Katzengeschlechte gar nicht mehr und hat bereits eine erwachsene und drei junge Katzen glücklich erlegt. Aber es gedenkt des Todten nicht mehr, noch des Tons von seines verstorbenen Herrn Zahl, bei deren Nennung es sonst die Ohren zu spitzen und von den fernsten Winkeln des Hofes herbeizueilen pflegte.

Soll darin der Beweis liegen, daß auch Ratten undankbar sind wie Menschen? oder ist es nur ein kleiner Beleg für die weise und gnädige Einrichtung in der Natur, daß die Welt ihren Verlauf und Fortgang haben muß, mag auch sterben wer da will? — —

Gemeinnütziges.

Warzen soll man entfernen können, wenn man sie öfters mit einer starken Auflösung von gewöhnlichem Soda befeuchtet und die Flüssigkeit, ohne sie abzuwaschen, darauf eintrocknen läßt.

Verschiedenes.

In der Helgolander Badegesellschaft erzählte man sich kürzlich folgendes heitere Ereigniß: Seit längerer Zeit verweilte auf der Felseninsel ein Baron X., freilich nicht ganz seinem Wunsche gemäß; das Geld war ihm ausgegangen, seine Angehörigen wollten nichts mehr schicken, er hatte ein paar hundert Thaler Schulden contrahirt und konnte deßhalb nicht fort. Jedermann ging ihm aus dem Wege, da man seine Anpumpungsversuche fürchtete. Für ein geeignetes Object solcher Versuche mochte der Baron einen jungen ungarischen Grafen A. halten; er stellte sich eines Mittags auf dessen Zimmer ein und ersuchte ihn schlankweg, ihm einige hundert Thaler zu borgen. „I hoab kan Geld," war die Antwort des wenn auch jungen, doch gewitzigten Ungarn. „Nun ich bin in der äußersten Verlegenheit; wenn Sie mir nicht helfen, so sehe ich mich genöthigt, mir hier vor Ihren Augen das Leben zu nehmen." Sprach's, zog ein Terzerol aus der Tasche und spannte den Hahn. „Warten's an Augenblick," erwiderte ruhig der Ungar, setzte sich an den Schreibtisch und schrieb einige Zeilen. Der Abenteurer frohlockte innerlich, daß es ihm gelungen, den jungen Mann einzuschüchtern; was konnte jener anders schreiben als eine Anweisung? Wie entsetzte er sich aber, als ihm der Ungar einen Schein vorlegte, dahin lautend: „Ich Endesunterzeichneter erkläre hiemit, daß ich mich heute Mittag 1 Uhr auf dem Zimmer des Grafen A. selbst erschossen habe, und nicht etwa von einem Andern erschossen bin," und hinzufügte: „Bitt' schön, unterschreiben's mir das, damit ich nachher keine Unannehmlichkeiten hab'." Der Baron unterschrieb nicht, erschoß sich aber auch nicht, sondern machte, daß er fortkam.

Ein Schwarzwälder Uhrenhändler, der einige Seidel Bier über den Durst getrunken und dadurch den Schwer; unkt verloren hatte, fand, daß ihm sein über die Schulter hängender Pack mit Uhren auf dem Heimweg hinderlich sei, und entschloß sich, eine Auction derselben zu veranstalten. Gedacht — gethan. In wenigen Augenblicken waren sämmtliche Uhren, darunter sehr schöne, Stück für Stück 1 fl. 30 kr. abgesetzt. Als der Verkäufer die Wirthschaft mit seinem Erlös verlassen wollte, riefen ihm die Gäste das bekannte Wort: „Er holt" nach. Darüber entrüstet, drehte sich derselbe um und rief: „Ihr hobt — lauter schlechte Uhren."

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 140. Dienstag, den 22. November **1864.**

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Er spricht ziemlich kühn," sagte Friedrich ernst, „und doch kann ich Ihm nicht glauben. Denn da Er von altem Adel ist, so würde Er unter allen Umständen schon avancirt sein müssen. Ich bleibe also dabei, Er muß Etwas verschuldet haben, weßhalb Er noch Fahnenjunker ist. Steige Er hinab in Sein Gewissen, schaue Er sich darin um, und dann sage Er mir, was es ist, und was Er verschuldet hat. Ich fordere die Wahrheit von Ihm!"

„Nun wohl denn, Ew. Majestät, ich bin bereit, die Wahrheit zu sagen," rief der junge Mann energisch. „Ja, ich habe Etwas verschuldet, — ich bin arm, das ist meine Schuld und die Ursache meiner Zurücksetzung. Ich bin arm, und der General weiß es, daß ich die Equipage nicht bezahlen könnte, selbst wenn ich zum Officier avancirte. Ich bin arm, das ist mein Unglück und mein Verbrechen."

„Na, das ist ein Verbrechen, das Ihm verziehen wird, und ein Unglück, das sich ausgleichen läßt. Warum wandte Er Sich nicht an mich und klagte mir Sein sogenanntes Unglück?"

„Sire, weil —"

„Nun, weil?" wiederholte Friedrich, als Wilhelm zögerte und schwieg. „Nun, weil? Rede Er frei heraus! Ich gebe Ihm die Erlaubniß dazu. Ich fordere es von Ihm. Er ist in diesem Augenblick nicht der Fahnenjunker, der vor Seinem Kriegsherrn steht, sondern ein junger Mann, der vor Seinem König steht und Seinem König die Wahrheit schuldig ist, wie Er sie Gott schuldig ist. Rede Er also, warum hat Er Sich nicht an mich gewandt? Er weiß doch, daß ich der Vater meiner Soldaten bin. Also, zeige Er Sich als ein gehorsamer Sohn und rede Er. Warum hat Er mir nicht Seine Armuth offenbart und mir Sein Unglück geklagt?"

„Sire, Sie befehlen es, daß ich die Wahrheit sage?"

„Ich befehle es!"

„Sire, ich habe mich nicht an Ew. Majestät gewandt, ich habe meinem König, obwohl ich ihn verehre und anbete, obwohl er als das glänzendste Gestirn des ganzen Jahrhunderts mir vorleuchtet, ich habe ihm dennoch mein Unglück nicht klagen und ihn um Beistand anflehen mögen, weil ich nun ꝛc, weil ich der Sohn meines Vaters bin!"

„Der Sohn Seines Vaters! Er sagt das so tragisch, daß man denken sollte, Sein Vater wäre ein Verbrecher gewesen. Ist es so?"

„Nein, Majestät, mein Vater war ein Ehrenmann, ein tapferer Officier, den Ew. Majestät würdigten, ihm mit eigenen Händen den Orden pour le mérite als Lohn seiner Tapferkeit zu geben."

„Das begreife ich nicht, was es Ihm schadet, der Sohn Seines Vaters zu sein. Wie heißt Er? Sage Er mir Seinen Namen!"

„Sire, mein Vater war der Officier von Bellna," sagte Wilhelm mit lauter, feierlicher Stimme.

„Von Bellna," wiederholte der König. „Von Bellna. Warte Er! Ich will mal nachdenken, was ich von ihm weiß!"

Und der König, die Hände auf den Rücken gelegt, ging langsam einige Male im Gemach auf und ab. Dann blieb er vor dem Fahnen-

Digitized by Google

junker stehen, der wieder seine steife Militärpositur angenommen hatte.

„Sein Vater stand bei den Husaren vom Regiment Ziethen?“ fragte er rasch.

„Ja, Majestät.“

„Dann hat Er wohl gethan, sich nicht an mich zu wenden, denn es haftet ein Makel auf dem Namen Seines Vaters.“

„Nein, Majestät.“

„Ja, sage ich Ihm! Sein Vater war ein tapferer Haudegen, aber er hatte kein Ehrgefühl, und darum konnte ich ihn nicht brauchen.“

„Sire, mein Vater war ein Ehrenmann, und —“

„Was!“ rief der König drohend und mit blitzenden Augen, „Er unterfteht Sich, mir zu widersprechen?“

„Sire, es handelt sich um meinen Vater!“

„Da hat Er Recht. Es ziemt einem Sohn, die Ehre seines Vaters zu vertheidigen. Aber es thut mir leid, Ihm sagen zu müssen, daß es vergeblich ist! Hör' Er, ich habe die Beweise davon! Ich hatte die tapfere Waffenthat Seines Vaters gesehen und mich darüber gefreut. Ich wollte ihn belohnen, ich schickte ihm den Orden pour le mérite. Aber — es thut mir leid, es Ihm sagen zu müssen, Sein Vater war ein habsüchtiger Geizhals, und ein Geizhals hat kein Gefühl für Ehre. Ich ließ Seinem Vater den Orden pour le mérite zustellen, aber er, — ich schäme mich, es zu sagen, — er, als man ihm sagte, daß er reglementsmäßig an den Adjutantensecretär zehn Ducaten zu bezahlen hätte, wies den Orden zurück, um das Geld nicht zu bezahlen. Hat Er das gewußt, Herr Fahnenjunker von Bellna?“

„Sire, ich habe es gewußt, und dennoch sage und wiederhole ich, mein Vater war ein Ehrenmann!“

„Hör' Er weiter! Man machte mir sofort Anzeige davon und ich ließ mir Seinen Vater in mein Zelt kommen. Auf meinem Tisch lag der Orden pour le mérite und daneben eine Rolle mit hundert Ducaten. Ich zeigte Beides Seinem Vater und sagte zu ihm: Wähle Er Sich selber den Lohn für Seine Tapferkeit! Und weiß Er, was Sein Vater that? Er nahm die hundert Stück Ducaten. Hat Er das auch gewußt, Herr Fahnenjunker von Bellna?“

„Sire, ich habe es gewußt, und ich wiederhole es: mein Vater war ein Ehrenmann.“

„Was, Er wagt das noch zu behaupten? Er meint also auch, daß das miserable Geld ein besserer Ehrenlohn ist, als der Orden, mit dem der König vor aller Welt die Brust des Tapfern schmückt und ihn begeistert als einen Auserwählten? Er denkt also auch wie Sein Vater, daß hundert Ducaten in der Börse mehr werth sind, als ein Band im Knopfloch? Wenn Er so denkt, dann hat Er Recht zu sagen, daß es ein Unglück ist, der Sohn Seines Vaters zu sein, und ich sage zu Ihm, was ich damals zu Seinem Vater sagte: Er hat keine Ehr' im Leib!“

„Und Ew. Majestät würden dadurch an mir ein so grausames Unrecht begehen, wie Sie es damals an meinem Vater gethan haben.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Geburt und Taufe des deutschen Michels.

Von A. Hänchen.

Auf einem großen Theile der Erde lebte in Glück und Zufriedenheit unter ihren Völkern eine Jungfrau mit Namen „Europia“. Jagd und Fischerei waren die Hauptbeschäftigung ihrer Unterthanen, sowie dieselben auch die Viehzucht pflegten. Sie trieben ihre Heerden aus in die Wälder, jagten dem Wilde nach und fingen in ihren Netzen die schmackhafte Forelle, den saftigen Karpfen, den bissigen Hecht, den glatten Aal und andere Fischarten. Kurz, sie führten in Lust und Freude ein arkadisches Leben. Da kam, umgeben von Glanz und Pracht, aus weiter Ferne ein junger König gezogen. Er trug einen mit kostbarer Seide durchwirkten Purpurmantel, besetzt mit seltenem Pelzwerk. Blüthenweiß schimmerten seine weiten Beinkleider, und glänzende Edelsteine blitzten auf Ringen und Knöpfen. Sein schwarzes, gekräuseltes Haar bedeckte ein hochrother Turban, an dem eine schwere goldne Troddel baumelte. Unter der schön geformten Stirne blitzten ein Paar schelmische, stechende Augen

Digitized by Google

hervor. Seine leicht gebogene Nase und seine rothen etwas aufgeworfenen Lippen, zwischen denen zwei Reihen blendend weißer Zähne hervorlugten, gaben seinem Gesichte ein interessantes Aussehen, obschon der Teint desselben etwas gelblich war. Der Namen dieses Fürsten war „Asiaticus."

Er zog aus, um zu freien, und seine Wahl fiel auf die holde Jungfrau „Europia," die mit allen Reizen ausgestattet, rein, edel und zufrieden einherwandelte. Ihre schlanke Gestalt bedeckte ein himmelblaues Gewand mit glänzenden Sternen besetzt, ihren Busen verhüllte ein blendendes Linnen, ihr blondes, goldgelocktes Haar schmückte ein nordischer Pelz, unter dem man in zwei kristallhelle, blaue Augen schaute. Sie besaß mit einem Worte Alles, was bei einer Dame schön genannt werden kann. Ihr erhabener Thron „Lassa" wurde von treuen Unterthanen, den „Antenen", getragen. Die Hochzeit kam bald zu Stande und wurde abgehalten in einem großen Saale, dem an Pracht Alles weichen muß, der auf keinen Säulen ruht und über dem die herrlichste Decke sich wölbt. Gespeist wurden die seltensten Gerichte aus Nah und Fern, getrunken edle Weine, und die lieblichste Naturmusik verherrlichte den Festing. Willkommen waren alle Gäste.

Da kam aus ferner Gegend, gehüllt in ärmliche Kleider, ein ehrbarer Greis mit grauem Haupte und gebeugtem Rücken. Er bat um Herberge, da er Mattigkeit in seinen Gliedern fühle, und Hunger und Durst ihn quäle. Die Edle ließ sogleich dem Alten die Füße waschen und sein Haupthaar salben, wie es damals bei Ankunft eines Fremdlinges üblich war. Der erste Platz wurde ihm eingeräumt, und bei dem Mahle sprach der Alte: „Habt Dank, edle Dame, für diese Ehre, — doch eine einzige Bitte habe ich an Euch, nämlich, mich Eueren ersten Sprößling aus der Taufe heben zu lassen. Versprechet ihr mir diese Bitte zu gewähren, so werde ich denselben auch so heranbilden, daß er groß und glücklich werden wird; ich werde ihn lehren in den Künsten, in der Behandlung des Weinstockes, der Bebauung des Ackers und sonstigen nützlichen Gewerben, auf daß er dastehe als der Gebildetste auf Erden." Und man staunte ob der Rede dieses Mannes, ob dem edlen Feuer seiner Augen und versprach ihm freudig Gewährung zu.

Und nach Jahren gebar „Europia" ihren ersten Sprossen, der ein kräftiger, blauäugiger Schreihals war. Nun mußte er aber auch einen Namen haben! Man wartete lange, ob der Fremdling nicht komme, sein Wort zu lösen, doch vergeblich. So wurde der Bube eben immer größer und kräftiger, ohne einen Namen zu haben. Endlich ward man doch des langen, vergeblichen Wartens müde. Man nahm daher den Kalender zur Hand und suchte einen Namen für den Jungen, aber keiner gefiel, denn an jenem war dies, an diesem jenes auszusetzen, und so war man schon von Januar bis in den September gekommen, ohne sich entscheiden zu können. So saß man eines Tages wieder berathend zusammen und fuhr nun im September, wo man zuletzt stehen geblieben, fort und stund schon am 28., — aber immer war noch kein passender und tadelloser Name gefunden worden, da geht die Thüre auf und hereintritt, ohne bemerkt zu werden, der Alte, nähert sich dem Tische, drückt den Zeigefinger lächelnd auf den 29. und spricht: „So muß verunstaltet, der Alte hob den schweren Buben aus der Taufe, und feierlich sprach er folgende Worte über denselben:

„Michel" sei dein Name, groß und stark sollst du werden wie eine Eiche, gesund bleiben wie ein Fisch im Wasser, rüstig und thätig zur Arbeit, geschickt in Künsten und Gewerben, gelehrt in allen Wissenschaften, doch geduldig sollst du sein, wie ein Lamm, herzlich wie ein Täubchen und dabei gutmüthig, du sollst ewig Junggeselle bleiben und immer und ewig der „gute deutsche Michel" heißen.

Paris in Berlin.

Die illustrirte Muster- und Mode-Zeitung „Victoria," Verlag von A. Haack in Berlin, Preis vierteljährlich 1 fl. 10 kr., liefert durch ihre colorirten Modekupfer einen interessanten Beweis von dem Aufschwunge und den Fortschritten der deutschen Industrie; denn trotz der französischen

Digitized by Google

Unterschrift des einen Theils der Auflage: Le Salon, Moniteur des Modes Parisiennes, werden jene Modekupfer, welche über die ganze civilisirte Erde verbreitet sind und selbst bis nach Australien gehen, nicht in Paris, sondern in den Geschäfts- und Arbeitslocalen der „Victoria“ entworfen und ausgeführt. In dem Redactionszimmer dieser Zeitung werden sie nach französischen Originalroben entworfen, von dem Maler in reizenden Aquarellbildern veranschaulicht, in dem Kupferstichatelier gestochen, durch vier Pressen vervielfältigt und in der Coloriranstalt in Spandau, wo gegen vierzig Personen den ganzen Tag über mit ihren fein zugespitzten Pinselchen thätig sind, colorirt. Ganz dieselben Modekupfer werden mit der deutschen Auflage der „Victoria“ als Gratisbeilagen ausgegeben und führen die ursprüngliche Unterschrift „Beilage zur Victoria“, welche dann in das französische „Le Salon, Moniteur des Modes Parisiennes“ umgewandelt wird. Aehnlich verhält es sich mit der zweiten Beilage der erwähnten Zeitung, den gelben Schnitt- und Musterbogen.

An bestimmten Wochentagen werden Conferenzen in dem mit den gelesensten Zeitschriften [illegible] zimmer abgehalten, die assistirenden Damen statten Bericht von ihren Wanderungen ab, die Packe, die sie mitbringen, entpuppen sich in Moden, Tapisserie- und andern Artikeln, der Inhalt der mit der Post eingelaufenen Kisten wird einer Kritik unterzogen, Maler und Zeichner empfangen ihre Aufträge und Modelle ꝛc. Die ersten Abzüge von den Platten und den Holzstöcken übergibt die Redaction sodann an die Damen zur Beschreibung. Das Manuscript geht zum Satz nach Leipzig, wo die „Victoria“ gedruckt wird, danach zum Arrangement von Text und Illustrationen an die Redaction zurück und schließlich zum Abdruck des Ganzen wieder nach Leipzig. Dort werden auch die Stickmuster in Buntdruck — eine dritte Gratisbeilage der „Victoria“ — angefertigt und die Verpackung und Versendung ꝛc. der Zeitung besorgt. Genug, die Herstellung dieser Blätter erfordert viel Mühe, und ist bei solchen Mühen und Kosten die Wohlfeilheit der „Victoria“ zu bewundern, deren Abonnement einschließlich der drei Extrabeilagen nur vierteljährlich 1 fl. 10 kr. beträgt.

Verschiedenes.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man sagen will, daß man einen Gewinn oder Vortheil zu hoffen habe: „Mein Waizen blüht.“ Als daher ein Chirurg und ein Zimmermann in der Nacht mit einander auf der Straße gingen und in einiger Entfernung ein bekanntes Dorf brannte, deutete der Zimmermann hinüber und sagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Waizen blüht.“ Weil er dabei aber auf den Brand und nicht auf den Weg sah, fiel er im nämlichen Augenblicke und brach einen Arm. Da sagt der Chirurg zu ihm: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Waizen sei reif.“

Eine Dame, die gewöhnlich in einem sehr erhabenen Stile sprach, ging einst in einem königlichen Garten spazieren, verließ aber den gebahnten Weg und betrat den Rasen. [illegible] machte ihr bemerklich, daß es nicht erlaubt sei, außerhalb des Weges zu gehen. Sie antwortete ihm: „Rauher Krieger! vergönnt mir, zu wandeln auf dem Teppich der Natur.“ — „Das ist keen Teppich nich,“ versetzte der Soldat, „et is Gras, und da soll Niemand nich d'ruf gehen. Versteh'n Sie?“

Die satyrischen Schriftsteller scheinen gegen das schöne Geschlecht am meisten erbost; sie nennen die Frauenzimmer eine Geißel; allein sie sind wie die frommen Braminen, die ihre Geißel küssen und keinen Augenblick ohne ihre Geißel leben können.

Charade.

Die ersten Beiden werden in die letzten Beiden gebracht,
Und letzte Beide vom Ganzen für erste Beide gemacht.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 141. Donnerstag, den 24. November **1864.**

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Mensch, was wagt Er?“ rief der König.

„Sire, ich wage, die Ehre eines Mannes zu vertheidigen, der sich nicht selbst vertheidigen kann, da er vor Gottes Thron steht. Dieser Mann war mein Vater, Sire! mein Vater, den ich verehrt habe, wie man einen Heiligen liebt, mein Vater, welcher ein Märtyrer der Ehre war.“

„Er wird am Ende noch beweisen wollen, daß es eine große Heldenthat, ein Act der Ehre von Seinem Vater war, den Orden auszuschlagen und das Geld zu nehmen?“

„Ich werde das Eurer Majestät beweisen.“

„Was? Ist Er von Sinnen? Weiß Er, daß ich Ihn für Sein obstinates Betragen auf die Festung schicken werde?“

„Ich weiß das, Majestät, und ich werde das als Soldat von meinem Kriegsherrn mit Demuth annehmen und mich bedanken für gnädige Strafe. Aber vorher werde ich freimüthig zu meinem König reden, der zu mir gesagt hat, daß er der Vater seiner Soldaten ist. Er wird es mir also gestatten, vor ihm die Ehre eines seiner Soldaten zu vertheidigen. Mögen mich Ew. Majestät nachher als einen Rebellen auf die Festung schicken, wenn ich nur den Trost mit mir nehme, Ew. Majestät bewiesen zu haben, daß mein Vater nicht bloß ein tapferer Haudegen, sondern ein Ehrenmann war.“

„Hör' Er! Wenn Er mir das beweisen kann, so will ich Ihm Sein subordinationswidriges Betragen verzeihen. Wenn Er mir den Beweis schuldig bleibt, marschirt Er auf die Festung und bleibt sein Lebelang Fahnenjunker. Jetzt spreche Er! Rechtfertige Er Seinen Vater, wenn Er kann.“

„Sire, vor acht Tagen hätte ich es noch nicht gekonnt! Heute kann ich es, und ich danke Gott aus der Fülle meiner Seele dafür!“

„Er weiß also auch erst seit acht Tagen, daß Sein Vater ein Ehrenmann war?“

„Nein, Sire, ich wußte es, so lange ich lebe. Man hatte nur nöthig, meinen Vater anzusehen, um zu wissen, daß er ein edler Mann war, und der Glaube daran lebte in mir, als ich ein Kind war, wuchs mit mir als Knabe, ward zur tiefsten, ehrfurchtsvollen Ueberzeugung, als mir mein Vater am Tage meiner Confirmation das Unglück seiner Vergangenheit offenbarte, als ich ihm auf das Abendmahl, das er an jenem Tage gemeinschaftlich mit mir nahm, feierlich schwören mußte, sein Geheimniß zu bewahren, bis ein anderer Mann, den das Geheimniß mit betraf, gestorben sei.“

„Und dieser andere Mann?“

„Sire, er ist vor acht Tagen gestorben, ich habe ihn vorgestern zur letzten Ruhestätte begleitet, und mit der Hand voll Erde, die ich auf seinen Sarg streute, habe ich ihm die Vergebung meines Vaters in sein Grab gegeben, und habe ich — der alte Fahnenjunker, ihm auch verziehen.“

„Wer war dieser Mann?“

„Sire, es war mein Großvater, der Vater meiner Mutter! Und jetzt, wenn Ew. Majestät erlauben, erzähle ich Ihnen, weßhalb mein Vater das elende Geld lieber nahm, als den Orden, der Jahre lang das Ziel seines Ehrgeizes und seiner Tapferkeit gewesen.“

„Erzähle Er, denn — jetzt wünsche ich

schon, daß Er Seinen Vater rechtfertigen könne. Also — rede Er!"

„Sire, es war am Abend vor der Schlacht von Leuthen. Mein Vater war allein in seinem Zelt. Er hatte an meine Mutter geschrieben, ihr seine Liebesgrüße gesandt und auf den Fall, daß er am andern Tage in der Schlacht bliebe, von ihr Abschied genommen, ihr empfohlen, seinen Sohn so zu erziehen, daß er dereinst seinem König ein treuer Soldat sein könnte. Eben hatte er den Brief, der zugleich sein Testament war, denn mein Vater hatte über Nichts zu testiren, als über seine Liebe, zusammengefaltet, als sein Schwiegervater, der Vater meiner Mutter, bleich und mit verstörten Mienen in sein Zelt eintrat."

„Was war der Schwiegervater?" fragte der König.

„Sire, er war Zahlmeister des Regiments, bei dem mein Vater stand, und in drei Tagen war der Monat zu Ende, und es sollte allgemeine Kassenrevision stattfinden."

„Und die Kasse Seines Großvaters war nicht in Ordnung?"

„Sire, er gestand es meinem Vater zu zerknirschter Verzweiflung. Er hatte gespielt, hatte verloren, was er besaß, dann auf Ehrenwort weiter gespielt, in der Hoffnung, zu gewinnen, und hatte immer mehr verloren. In vierundzwanzig Stunden, so hatte er es mit seinem Ehrenwort gelobt, wollte er die Schuld abtragen, — nach vierundzwanzig Stunden griff er in die Kasse des Regimentes und ward zum ehrlosen Diebe, um sein Ehrenwort zu halten. Das war geschehen im Anfang des Monats. Seitdem hatte er immer gehofft auf irgend einen glücklichen Zufall, auf irgend eine Kriegsbeute, die ihm zufallen sollte, aber — seine Hoffnung war vergeblich gewesen. Jetzt ging der Monat zu Ende, und er mußte auf Deckung seiner Schuld denken, wenn er nicht seines Verbrechens überführt und als Dieb infam cassirt werden sollte."

„Und nun offenbarte er sich Seinem Vater? Wußte er denn nicht, daß derselbe kein Vermögen besaß?"

„Er wußte das wohl, und er kam zu meinem Vater, nicht um von ihm Beistand zu erbitten, sondern er kam zu ihm, wie ein zum Tode verurtheilter Verbrecher, der in der letzten Beichte sein Gewissen erleichtert, seine Schuld bekennt und Diejenigen, an denen er sich versündigt hat, um Vergebung fleht. Er fiel vor meinem Vater auf die Kniee und beschwor ihn mit Thränen, ihm die Schmach zu verzeihen, die er auf seinen Namen bringen würde. Er sagte ihm, daß er entschlossen sei, morgen in der Schlacht den Tod zu suchen, sei's nicht durch eine fremde Kugel, so durch seine eigene. Aber mein Vater war nicht bloß ein tapferer Soldat, sondern auch ein frommer Christ, und als solcher verzieh er dem reuigen Verbrecher, aber verlangte von ihm, daß er nicht Hand an sich selber lege, daß er es Gott überlasse, ob er ihn von seinem Leben befreien wolle, und daß er, wenn er morgen in der Schlacht nicht fiele, dennoch nicht sich selber den Tod gebe."

(Fortsetzung folgt.)

Mund und Magen.

Die Menschen sagen in der Regel: „Der und Der hat sein Brod" und meinen damit, daß er ein gemachter Mann sei, und geben ihm auch wohl auf Grund dieses Zeugnisses eine Tochter zur Frau, die nun ebenfalls für glücklich gilt. Aber Brod, zu leben, sein Auskommen, sogar viel mehr haben und sehr reich sein, dazu ein braver Kerl, ein zärtlicher Gatte und Vater — das Alles ist keinen abgeschabten Silbergroschen werth, wenn man keinen guten Magen hat, schlecht verdaut. „Was ist der Mensch ohne Appetit?" ruft Mahlmann. Was für ein elender, armer, armer Mann ist der Millionär ohne Gesundheit? Unser Hauptlebensglück hängt von Gesundheit ab, und Gesundheit vom Magen, von der Verdauung. Reichthum und Ehren und Orden und Titel, selbst Achtung und Liebe unserer Mitbürger, die beste, geliebteste Frau und die reizendsten Kinder sind nur armer, oft ungenießbarer Ersatz für den Verlust der Freudenquellen, die aus einer harmonischen Thätigkeit der Verdauung entspringen. Die vielen Leiden des Lebens, die auch den Glücklichsten nicht ganz verschonen, werden alle unendlich größer, ja oft unerträglich, wenn der Magen nicht gut verdaut.

Digitized by Google

träglich, blos weil uns eine unverdaute Mahlzeit im Magen liegt. Der Held, gesund, ein Herkules voll Kraft und Todesverachtung, wird zum Feigling durch schlechte Verdauung. Durch Indigestionen werden Mücken von Unannehmlichkeiten zu Elephanten. Der schlechte Magen erzeugt Quälgeister der Phantasie, die mehr peinigen, als den Gesunden Heere wirklicher Unglücksfälle. Sorgen und Leiden mögen kommen, woher sie wollen, sie werden leichter ertragen, rascher und gründlicher überwunden, wenn der Magen, die Verdauung in Ordnung bleibt. Achtzig bis neunzig Procent unserer kleinlichen Miseren und Miserabilitäten, der Klatschereien und Kränkungen in unsern bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen, der Klagen und Krakehle von Polizei und Gericht kommen von schlechter Luft und schlechter Verdauung. Die Luft, in der die meisten Städter physisch, social und politisch athmen, ist schlecht genug, und die künstlichen Mittel, welche die meisten Menschen in dieser ohnehin Verdauung störenden Luft anwenden, um sich täglich Appetit, Magen, Gesundheit und Lebensglück zu vergiften, so mannichfaltig, so massenhaft, so allgemeine Sitte und Gewohnheit, daß wir uns nur wundern, wie es die Menschen eben noch aushalten, ehe sie 20—30—40 Jahre vor ihrem natürlichen Tode sterben. Was qualmt und platzt und pafft jetzt die Hosen tragende Menschheit täglich und nächtlich von früh bis spät für Tabak in die Luft, und mit welchen Massen von Nicotingift verschmurgeln und verfaddern sie ihre Lebenssäfte.

Gegen dieses Elend gibt's als erstes und hauptsächlichstes Heilmittel nur eine richtige Vorstellung von den Bedingungen aller Gesundheit, der Verdauung. Sie gehört zu den schwierigsten und verwickeltsten Lehren der Physiologie. Wir wollen sie so verständlich wie möglich darstellen.

Zweck der Verdauung ist, Blut zu bilden, die Quelle alles Lebens, aller Nahrung. Die verwickelte Thätigkeit des Verdauens beschränkt sich nicht auf den Magen, sondern dehnt sich vom Munde an durch die ganze Masse aller Gedärme, des Ernährungskanals, aus, der im Munde anfängt und erst mit dem Mastdarm endet.

Die Vorarbeiten zur Verdauung liefert der Mund. Ehe Nahrungsmittel verdaulich werden, müssen sie zunächst auflöslich sein. Was wir essen, ist zunächst meist fest und in diesem Zustande unverdaulich. Daher wird es zunächst von den Zähnen zerrissen und zermalmt, gekaut, mit Speichel in feuchten Brei verwandelt und dann verschluckt. Wer das nicht ordentlich thut, begeht immer schon eine Sünde gegen seine Gesundheit.

Das gehörige Zerkauen und Einspeicheln der Nahrung ist erste Grundbedingung der Verdauung. Der Speichel macht die Nahrung nicht nur mechanisch, sondern auch chemisch verdaulich, letzteres besonders dadurch, daß er Stärkebestandtheile zum Theil in Dextrin und Zucker verwandelt. Ja wir haben eine förmliche kleine Zuckerfabrik im Munde, um uns das Leben zu versüßen. Aber 's ist Essig, wenn man so kaut und verdaut, wie's die Meisten thun, und dazu wenn sich Damen in der Mitte einschnüren und nach unten mit Draht aufplustern, als sollte eine Compagnie Soldaten darunter exerciren, wenn Herren oder gar noch dumme Jungen alle Speisen und alle Sorten Biere mit dem Gestank und Gift von schlechten Cigarren und die Luft dazu, in der sie athmen, einräuchern, als wäre Jede und Jeder in ihrem Bereiche ein Schweineschinken oder ein Meerschaumkopf, der mit Kleidern, Wäsche und Zubehör so schnell als möglich um und um und durch- und angeraucht werden müsse, die feinsten angebeteten Damen nicht ausgenommen.

(Schluß folgt.)

Literatur.

J. G. A. Wirth's Geschichte der Deutschen, vierte Auflage, fortgesetzt von Dr. W. Zimmermann, von der soeben die zweite Hälfte des vierten Bandes als Schluß versandt wurde, zeichnet sich durch den das ganze Werk durchdringenden Vaterlandsgeist, den staatsmännischen Blick, das Großartige seiner Anschauungen und seiner Auffassung der nationalen Geschichte, durch klare Erfassung der entscheidenden Momente und taktvolle Ausscheidung alles Unwesent-

Digitized by Google

lichen und endlich durch einfach schöne Volksthümlichkeit der Darstellung aus. Keine andere deutsche Geschichte hat so, wie die von J. G. A. Wirth, die Idee deutscher Nationaleinheit zur Seele des Ganzen; jeder Seite seines Werkes hat dieser Geist sein Gepräge voll und scharf aufgedrückt. Mit besonderer Berücksichtigung des alten deutschen Rechts, der Entwicklung der Verfassung des deutschen Reichs, sowie deutscher Sitte und Cultur zeichnet er in großen Zügen hier die Macht und Größe deutscher Nation, dort die Schmach und den Verfall, und hat dabei zugleich die deutsche Zukunft fest im Auge; er lehrt, wie die Einheit, die Macht, Größe und Wohlfahrt deutscher Nation wiedergewonnen werden könne, an dem Vorbilde der einstigen großen deutschen Tage, deren Entstehen und Abnehmen als lebendiges Ganzes dargestellt wird, in welchem in treuen Bildern die bedeutenden Personen und Thatsachen hervortreten. Seine deutsche Geschichte ist ein Spiegel für das deutsche Volk, in welchem es mit seinen Vorzügen und Gebrechen, seiner Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erscheint und volle treue Wahrheit findet.

Nachdem Wirth, einer der edelsten und bedeutensten Märtyrer der deutschen Sache, durch lange Kerkerhaft in den 30er Jahren, die ihm sein nationales Bestreben zugezogen, geschwächt, im Sommer 1848 zu Frankfurt a. M. als Mitglied des ersten deutschen Parlaments einen frühen Tod gefunden, hat Wirth's politischer Gesinnungs- und Parteigenosse Dr. W. Zimmermann, bekannt durch seine „Geschichte der Bauernkriege" und andere historische Werke, die Bearbeitung der neuen Auflage und die Fortführung von 1806 an übernommen. Während die in früheren Auflagen den Genuß ununterbrochenen Fortlesens vielfach störenden Anmerkungen, soweit wesentlich, in den Text aufgenommen, im Uebrigen weggelassen worden, wird die Fortsetzung aus der Feder Dr. W. Zimmermann's nicht verfehlen, wegen ihres Freimuths und ihrer unerschrockenen Wahrhaftigkeit, sowie wegen Meisterschaft in Forschung und Darstellung große Aufmerksamkeit zu erregen; ich glaube sagen zu dürfen, daß die deutsche Geschichte von 1806 an noch nirgends so in's Licht der Wahrheit, für Viele in ein ganz neues Licht gestellt worden ist. Der Preis der 4 Bände von 140 eng gedruckten Bogen ist nur 7 fl., fein geb. 8 fl. 45 kr., also weitester Verbreitung als Volksbuch günstig. Es erscheint jetzt eine neue Ausgabe in 25 Lieferungen, à 18 kr., welche im Herbst nächsten Jahres vollständig wird; dieser werden sich einige weitere neue Lieferungen anschließen, welche das vorläufig abgeschlossene Geschichtswerk durch ausführlichere Behandlung der neuesten Geschichte ergänzen sollen und zugleich als Supplementband den früheren Abnehmern, sowie den Käufern des jetzigen completen Werks zugestellt werden. Letzteres möge namentlich als passendes und ansprechendes Weihnachtsgeschenk der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen sein.

Verschiedenes.

Ein Bauer wurde in der Catechisation vom Pfarrer gefragt, wie viel Stücke zur Taufe gehörten?" Er antwortete: „Drei!" — „Ei!" rief der Pfarrer, „habt Ihr euern Catechismus nicht besser gelernt? Nur zwei Stücke, Wasser und das Wort Gottes!" — „Aber Herr Pfarrer," entgegnete der Bauer, „tauft doch einmal, wenn Ihr kein Kind habt!"

(Uebereinstimmung der Narrennamen mit dem Lieblingsgericht bei verschiedenen Nationen.) Die Deutschen nennen ihren Narren: Hanswurst; die Franzosen: Jean Potage (Suppe); die Engländer: Jack Pudding; die Holländer: Pickelhäring; die Italiener: Macaroni; die Russen: Kuputsnik.

Auflösung des Charade in Nro. 140:
Todtengräber.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 142. Samstag, den 26. November **1864.**

Das Lied vom Wein.

Es wird der Wein gelesen,
Es wird der Wein gepreßt,
Drum ziehen die Geschrten
Ihn auch zu jedem Fest.

Er spricht in allen Zungen
Und darum auch Latein,
Denn es drang in die Römer
Sein Geist schon lange ein.

Der Wein liebt alle Stände,
Ist artig und galant,
Hat immer eine Blume
Für Damen in der Hand.

Zwar ist er auch ein Raufer,
Und wer sich an ihn rieb,
Verfecht er ohne Zagen
Gar manchmal einen Hieb.

Man hört oft Viele sagen:
Ich halte meinen Pact,
Ein Viertel oder Achtel,
Sonst komm' ich aus dem Tact.

So ist ein Virtuose
Der Wein auch jedenfalls,
Weil er schon viele Noten
Gestrichen durch den Hals.

Es liebet auch sein Spielchen
Der Wein ganz sicherlich,
Und wenn er will verlieren,
Bekommt er einen Stich.

Doch hat er auch zum Dichten
Unendliches Genie,
Denn er schuf uns das Räuschchen
Ohn' alle Compagnie.

Der Wein ist auch ein Pastor,
Die Kanzel ist das Faß,
Sein Spruch zu allen Zeiten:
In vino veritas!

Er ist ein Mediciner
Und stellt die Schwachen her,
Doch weil er macht Haarbeutel,
So ist er auch Friseur.

Er ändert auch den Namen,
Als wär' er ein Staroß,
Denn eh' er Wein geheißen,
Da hieß er Monsieur Moß.

Wilhelm und Louise.

(Fortsetzung.)

„Und der Mann versprach es Seinem Vater?" fragte der König.

„Er versprach es ihm, Sire. Sie blieben die ganze Nacht beisammen, mein Großvater in Reue und Zerknirschung, mein Vater voll innerer Verzweiflung, die er indessen dem Vater seines geliebten Weibes zu verbergen suchte. Am anderen Tage fand die Schlacht statt. Beide Männer, mein Vater, wie mein Großvater, stürzten sich in's wildeste Schlachtgewühl, denn was sie da suchten, das war nicht das Leben, sondern der Tod. Sie wollten sich keine Lorbeeren erwerben, sondern nur ein Stückchen Leichentuch, um damit ihre Schande zu bedecken. Aber der Tod wollte nichts von ihnen wissen. Beide kamen mit dem Leben davon, Beide hatten glänzende Beweise ihrer Tapferkeit gegeben. Mein Großvater trug den Beweis davon durch sein ganzes Leben mit sich fort. Beim Stürmen einer feindlichen Batterie ward er

zusammengehauen und bedeckt mit Wunden vom Schlachtfelde getragen. Mein Vater blieb, wie Ew. Majestät wissen, unverletzt. Nur seine Seele war verwundet, und sein Herz blutete um die Schmach, die ihm bevorstand. Da sandten am Tage nach der Schlacht Ew. Majestät ihm den Orden. Mein Vater besaß die zehn Ducaten nicht, die er für den Orden bezahlen sollte. Er sandte ihn also zurück. Nun ließen ihn Ew. Majestät in Ihr Zelt rufen. Ew. Majestät boten ihm mit flammenden Augen den Orden oder das Geld."

„Ah, ich fange an zu begreifen," murmelte der König leise vor sich hin.

„Sire, als mein Vater mir am Tage meiner Confirmation diese Scene erzählte, ward er blaß und zitterte, als wär's ihm eben geschehen, und Thränen entstürzten seinen Augen, als er mir sagte, was er in jenem Moment gelitten. Da lag der Orden, das Ziel seiner heißesten Sehnsucht, und daneben lag das Geld. Der Orden wäre sein Ruhm gewesen, das Geld war die Ehre seiner Familie. Er dachte an sein geliebtes Weib, an seinen Sohn und an die Schmach, die, mit ihm zugleich, Beide treffen würde. Er nahm das Geld. Er sah den Blick, den Ew. Majestät auf ihn schleuderten, er hörte die Worte, mit denen Ew. Majestät ihn zerschmetterten, er ging belastet mit der Verachtung seines geliebten Heldenkönigs von dannen, aber — er hatte die Ehre seiner Familie gerettet. Er stürzte zu seinem Schwiegervater hin, er flüsterte ihm zu, daß er die Summe besäße, welche ihn retten könnte, er forderte von ihm den Schlüssel zur Kasse, und eine Stunde später lagen die hundert Ducaten, mit denen mein Vater sich seine Tapferkeit hatte bezahlen lassen, in der Kasse, und neben ihr lag mein Vater auf seinen Knieen und dankte Gott mit Thränen, daß es ihm gelungen, die Ehre seiner Familie zu erretten und seinen Namen vor Schande zu bewahren."

Bleich, mit Thränen in den Augen, mit bebender Stimme hatte Wilhelm zuletzt gesprochen, und über das Antlitz des Königs, der unverwandt zu ihm hingeschaut, war zuletzt ein wunderbarer Ausdruck, halb von Freude, halb von Rührung hingeflogen.

Eine Pause trat ein. Dann erhob sich der König aus seinem Fauteuil und schritt langsam und feierlich zu dem Fahnenjunker hin.

„Hör' Er, Herr Lieutenant Wilhelm von Bellna," sagte der König laut, „ich habe Ihm Etwas zu sagen: Sein Vater war ein Ehrenmann!"

Der junge Mann stieß einen Freudenschrei aus, und auf seine Knie niederstürzend, heftete er seine Lippen auf die dargereichte Hand des Königs.

„Sire, ich danke Ihnen," rief er glühend, „ich weiß, daß der verklärte Geist meines Vaters jetzt bei uns ist und sich dieses Momentes freut."

„Ich wollt', er wäre selber bei uns, und ich könnt's ihm selber sagen, was ich von ihm denke, und könnt's ihm selber lohnen. Aber, — selig sind die Todten, und man soll Diejenigen nicht beklagen, die aus diesem Jammerthal hinweggegangen sind. Sein Vater war ein Ehrenmann, und ich danke schön, daß Er mir's bewiesen, denn es ist tröstlich und thut mir wohl, wenn ich unter so vieler Erbärmlichkeit auch zuweilen einem edlen Menschen begegne. Erzähle Er mir noch rasch: Was ward aus Seinem Großvater?"

„Er war in der Schlacht zum Invaliden geworden. Ew. Majestät gaben ihm seinen Abschied mit Beförderung, er bezog seinen vollen Gehalt als Pension, und später erhielt er eine einträgliche Postmeisterstelle in Liegnitz."

„Und Sein Vater?"

„Ew. Majestät hatten ihm seine Gnade entzogen und sprachen seit jenem Tage niemals wieder mit ihm. Die Geschichte von dem verschmähten Orden war unter seinen Kameraden bekannt geworden, und er mußte manchen Spott und manche beißende Stichelrede ertragen. Das schmerzte ihn, und nach beendetem Kriege nahm er seinen Abschied. Ew. Majestät beförderten ihn nicht, aber wegen seiner ausgezeichneten Tapferkeit ließen Sie ihm seinen Officiersgehalt. Wir lebten still und eingezogen in einer kleinen Stadt in Schlesien. Wir waren glücklich, nur den Einen Kummer hatte meine Mutter, daß ihr Mann und ihr Vater niemals mehr mit einander verkehrten und niemals mehr zusammen-

Digitized by Google

kauen. Den Grund davon wußte sie nicht und hat ihn niemals erfahren; mein Vater hatte ihr nur gesagt, daß sie sich im Kriege tödlich entzweit, und daß er ein Gelübde gethan, niemals wieder mit ihrem Vater zu sprechen. Und so blieb es bis zu dem Tode meines Vaters. Dann zog meine Mutter hierher nach Liegnitz zu meinem Großvater. Aber das Glück, das sie bei ihm zu finden hoffte, war nur von kurzer Dauer. Mein Großvater hatte sich wieder dem Spiel ergeben, er verkaufte seine Stelle, verlor das Kaufgeld und war bald ein armer, ruinirter Mann, der sich dem Trunk ergab, um seinen Gewissensbissen auszuweichen. Meine Mutter starb lange Jahre vor ihm, aus Gram am gebrochenen Herzen. Sie ist selig, denn sie ist bei meinem Vater."

(Schluß folgt.)

Mund und Magen.

(Schluß.)

Die natürliche Zuckerfabrik im Munde ist ein wahres Wunderwerk. Man hat gefunden, daß amylum- oder stärkehaltige Speisen durch die drei Arten des Speichels, die dem in Appetit „wässernden Munde" aus den Backen-, unterzungligen und Submaxillar- oder Unterkinnbacken-Drüsen entströmen, in weniger als einer Minute vollständig in Zucker verwandelt werden. Man kann mit einiger Aufmerksamkeit beim Kauen diese Zuckerbildung selbst schmecken. Ein Stück Weißbrod in den Mund genommen, schmeckt zuerst eben wie Brod, aber nach 30—40 Secunden süß wie Zuckerbrod. Wem etwas Brod zwischen den Zähnen stecken bleibt, das sich später loslös't, der findet das Stückchen dann allemal süßer, als anderes Brod.

Die Verwandlung der Stärke in Zucker ist deßhalb wichtig, weil sie im Magen selbst als solche nicht verdaulich ist, stärkehaltige Nahrungsmittel aber einen sehr bedeutenden Theil unserer Nahrung ausmachen.

Freilich die Hauptsache in der Vorhalle, in der ersten Werkstatt unserer Verdauung, dem Munde, bleibt immer die mechanische des Kauens, Zerschrotens, Zermalmens und Zermahlens, der innigen Mischung mit dem nothwendigen Verdauungssafte der Speicheldrüsen.

Fleischspeisen lassen sich leichter zur Verdaulichkeit klein kauen, als pflanzliche. Erstere können durch Maschinen, die es auch bereits gibt, oder durch Zubereitung so auflöslich gemacht werden, daß sie verdaulich sind; aber pflanzliche, stärkehaltige Speisen werden nur durch gutes Kauen und Einspeicheln, durch Zersetzung in Zucker, verdaulich und nahrhaft. Gekochte, stärkehaltige Nahrung wird oft unverdaulicher als rohe, weil letztere durch Kauen erst gekocht und eingespeichelt, erstere leicht in flüssiger oder breiiger Form ohne besondere Vorbereitung im Munde, ohne Einspeichelung, verschluckt wird. Alles, was ohne Kauen leicht verschluckbar ist, gehört zu schwerverdaulichen Lebensmitteln. Das sollten sich zunächst Alle merken, die sich keines Straußenmagens erfreuen. Altes Brod ist deßhalb verdaulicher, als frisches, blos weil ersteres mehr gekaut werden muß, ehe wir's bequem verschlucken können. Recht mehlige Kartoffeln verdaut fast jeder Magen, wogegen wachsige, schlüpfrige in Stücken in den Magen gleiten, die Eingeweide ennuyiren und so, wie sie sind, wieder abgehen. Die Grützen und Griese, die Sago's und Suppen, die man kranken Menschen und Magen so gern aufzwingt und einredet, um ihnen doch was „Leichtes" zur Erquickung und „Stärkung" zu geben, werden deßhalb in der Regel nur eine Belästigung des Magens, weil sie ungespeichelt in sein Bereich kommen, so daß er außer seiner Arbeit auch noch die des Mundes mit übernehmen muß. Man kann sich denken, wie dies den schwachen Magen, der mit seiner eigenen Arbeit kaum fertig werden kann, ärgern und erschöpfen muß, wie Kranke, Fieberhafte dadurch nur noch kränker werden. Es ist nicht leicht, Suppen und dergleichen flüssige Nahrung erst zu kauen. Lächerlich, Suppe erst kauen! Ja wohl, aber wer einen schwachen, schlechten Magen hat und viele leichte Süppchen und Grützchen so hinunterschluckt, verbessert sein Verdauungs- und Lebensvermögen gewiß nicht, das steht fest. Harte Brodrinden bekommen ihm besser.

Der gesunde, starke Nimmersatt von jugendlichem Magen macht die vernachlässigten

Digitized by Google

Vorarbeiten des Mundes ohne Murren und ganz unvermerkt mit ab, aber geschwächte, kränkliche, verdorbene Verdauungswerkzeuge verpflichten den Besitzer zu genauer, sorgfältiger Arbeitstheilung.

Die Geschäftsabtheilung im Munde wird nun begriffen sein.

Gemeinnütziges.

Um Eisenwaaren silberglänzend zu machen, soll man sie mit folgendem Präparate putzen: Man übergießt 2 Loth Antimonchlorür, ½ Loth arsenige Säure und 4 Loth geschlemmten Blutstein mit ½ Liter Alkohol von 90 Procent und läßt diese Mischung unter öfterem Umrühren einige Tage mäßig warm stehen. Beim Putzen mit dieser Flüssigkeit bildet sich auf dem Eisen ein dünner Ueberzug von Antimon und Arsen.

Denksprüche.

Mehr aus dem Stegreif, als nach langem Denken,
Kommt eine Frau auf klugverständ'gen Rath.
Dies ist das eigenste von viel Geschenken,
Womit Natur die Frau'n begnadigt hat.
Den Mann muß immer reifes Urtheil lenken,
Und selten nur gelingt ihm eine That,
Die er nicht lang mit sich herumgetragen
Und nach den Folgen vielfach überschlagen.

Das Publikum als Autor unterrichten
Mit Geist und Anmuth, ist zwar schwer;
Indoch sein Haus von allen seinen Pflichten
Als Mutter und als Frau und täglich unterrichten
Durch Wort und Beispiel, das ist mehr! —

Verschiedenes.

Madame D. in der Rivolistraße in Paris brachte vor einiger Zeit eine hübsche Waise, Namens Yvonne S., von der Reise mit nach Haus und installirte dieselbe als Kammermädchen. Im verflossenen Monat starb die Dame und das Mädchen wurde beobachtet, als sie sich in den Salon stahl, in welchem die Todte lag, und dort das Tuch von der Leiche wegnahm. Man glaubte nun, Yvonne habe die Ringe der Verstorbenen genommen — doch bei näherer Untersuchung fanden sich dieselben an ihrer Stelle und außerdem ein Briefchen mit der Adresse: „An meine Mutter im Himmel" und folgenden Inhalts: „Meine liebe Mutter! Ich muß Dir mittheilen, daß M. B. mich heirathen will; da Du nicht mehr hier bist, so bitte ich Dich, mich in einem Traume wissen zu lassen, ob ich seine Hand annehmen soll, und mir dann Deinen Segen zu geben. Ich benütze diese Gelegenheit, Dir zu schreiben, da meine Herrin in den Himmel geht." — Ein wohlhabender Lieferant der Mad. D. hat der naiven Britannierin Hand und Herz offerirt. Seine Wahl ist sicher eine glückliche.

Ludwig XI. fragte einen seiner Küchenjungen, der ihn nicht kannte, wo er her wäre?

„Ich bin aus Berry, mein Name ist Stephan, ich bin hier Küchenjunge und verdiene so viel als der König."

Wie viel verdient denn der König?

„So viel als er braucht."

Der König machte ihn zu seinem Kammerdiener.

Charade.

Wenn sich die Erste sanft und mild,
Auf Wald und Fluren senket;
Flehst Du, von Andacht ganz erfüllt,
Zu Dem, der Alles lenket:
Sei Du uns jetzt die „letzten Zwei"
Und schütze vor Gefahren;
Laß auch kein Unheil, was es sei,
Uns jemals widerfahren! —
Und hält Dich dann mit süßem Wahn
Freund Morpheus sanft umschlossen;
Betritt das „Ganze" seine Bahn
Und folgt ihr unverdrossen. —

Redaktion, Druck und Verlag von D. Franz Hüfler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 143. Dienstag, den 29. November **1864.**

Wilhelm und Louise.

(Schluß.)

„Und Er hat keine anderen Verwandten? keine Geschwister?“ fragte der König weiter.

„Nein, Sire, ich habe keine Geschwister.“

„Aber andere Verwandte?“

„Nur eine — Cousine.“

„Ah, eine Cousine! Nun, lassen wir die Cousine! Er soll Sich selber eine Familie gründen. Er ist Lieutenant, und ich, ich zahle Seine Equipage. Außerdem werde ich für Ihn den Freiwerber machen. Ich kenne hier in der Gegend ein Mädchen von altadeligem Hause und von großem Vermögen. Ihr Vater ist todt, sie ist daher mein Mündel. Ich geb' sie Ihm mit sammt ihrem Vermögen. In acht Tagen soll die Hochzeit sein. Na, Er schweigt? Warum dankt Er mir nicht?“

„Majestät, ich kann mich nicht bedanken für eine Gnade, die ich nicht annehmen kann.“

„Was? Er kann die Gnade nicht annehmen? Er wird doch nicht wagen, die reiche Parthie auszuschlagen, die ich Ihm biete?“

„Sire, Ew. Majestät haben über mein Leben zu befehlen, aber nicht über mein Herz. Ich würde niemals ein Mädchen heirathen, das ich nicht liebe, und die mich nicht liebt.“

„Romantideen! Von der Liebe wird man nicht satt!“

„Aber vom Gelde auch nicht, Majestät, das wissen wir vom König Midas her, der vor Hungers beinahe sterben mußte, weil Alles, was er berührte, sich in Gold verwandelte.“

„Das gehört in die Mythologie, und an die glaubt Niemand mehr, mein gelehrter Herr Lieutenant. Lasse Er den Unsinn von Seiner Liebe. Das sind die Schwärmereien der Jugend. Aber man bleibt nicht immer jung, und nach zehn Jahren wird Er mir sehr dankbar sein, daß ich Ihm eine reiche Parthie zugewandt habe. Es bleibt dabei, Er heirathet das reiche Mädchen, das ich Ihm zuführen werde.“

„Majestät, ich bitte um Gnade. Ich kann sie nicht heirathen.“

„Warum kann Er nicht? Liebt Er vielleicht eine Andere?“

„Ja, Majestät, ja, — ich liebe eine Andere, und werde nie aufhören, sie zu lieben, denn sie hat mein Herz und mein Wort.“

„Ist sie reich, diese Andere?“

„Sie ist arm, wie ich selbst.“

„Also eine von den dummen Liebesaffären, die Ihr Lieutenants so oft macht. Es kann nichts daraus werden, sage ich Ihm. Er heirathet das Mädchen, das ich Ihm bestimmt habe. Still, nicht gemuckst!“

Und indem der König so sprach, schellte er heftig.

„Ist die junge Dame da, welche ich bestellt habe?“ fragte er den eintretenden Kammerhusaren.

„Zu Befehl, Majestät, sie wartet im Vorzimmer.“

„In fünf Minuten soll sie hier eintreten. Jetzt gehe Er! Es ist das junge Mädchen, mein Mündel, die Er heirathen soll,“ sagte der König, sich wieder an den jungen Mann wendend.

„Majestät, ich kann sie aber nicht heirathen, denn —“

„Denn Er ist ein eigensinniger Mensch,

Digitized by Google

den man erst zur Räson bringen muß, und das werde ich thun. Da, gehe Er da in mein Cabinet und warte Er, bis ich Ihn rufe, um Ihn Seiner Braut vorzustellen."

„Majestät, aber —"

„Achtung!" commandirte der König. „Links um! Kehrt! Marsch!"

Und Wilhelm, nicht im Stande, dem königlichen Commando ungehorsam zu sein, schwenkte links um und marschirte von dannen nach der bezeichneten Thür hin.

Dieselbe hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als die Thür da drüben sich aufthat, und Louise von Hohendorf in derselben erschien.

Der König nickte ihr zu und winkte sie mit einem freundlichen Lächeln näher zu sich heran.

„Na, mein hübsches Kind," fragte er, „ist Sie immer noch entschlossen, Nonne zu werden?"

„Ja, Majestät, immer noch."

„Auch wenn ich Ihr sage, daß ich Ihr einen hübschen, tapferen Officier ausgesucht habe, den Sie heirathen soll?"

„Sire, ich bitte nur um die Gnade, in ein Kloster gehen zu können!"

„Unsinn! Ich mache bei Ihr den Freiwerber für einen jungen Lieutenant, der Sie gesehen hat und Sie liebt. Sie wird doch nicht Nein sagen?"

„Ja, Majestät."

„Sie sagt also Ja?"

„Nein, Majestät, ich sage Nein. Ich kann den jungen Lieutenent nicht heirathen."

„Weil Sie den alten Fahnenjunker liebt, nicht wahr?"

„Ja, Majestät, weil ich den alten Fahnenjunker liebe. Und jetzt bitte ich Ew. Majestät erst recht: Lassen Sie mich in ein Kloster gehen."

„Und jetzt werde ich es erst recht nicht leiden. Da, trete Sie einmal da in die Fensternische und mache Sie die Vorhänge zu. Ich befehle Ihr, zeige Sie einmal, daß es auch Frauenzimmer gibt, die nicht immer wie die Gänse schnattern müssen, wenn es auch kein Capitol zu retten gibt. Schweige Sie, bis der Vorhang sich aufthut. Sie wird meinen jungen Lieutenant heirathen, das sage ich Ihr, und ich gebe Ihr eine Aussteuer von zehntausend Thalern. Jetzt gehe Sie!"

Louise schlich traurig nach der Fensternische hin, und als der Vorhang sich hinter ihr geschlossen hatte, rief der König mit lauter Stimme: „Nun trete Er wieder ein, Herr Lieutenant."

Die Thür that sich auf, und Wilhelm marschirte in militärischer Haltung wieder in das Gemach und auf den Wink des Königs bis dicht zu ihm heran.

„Er hat sich's überlegt, nicht wahr?" fragte der König. „Er sieht ein, daß ein Lieutenant kein armes Mädchen heirathen kann?"

„Ja, Majestät, ich sehe das ein, und darum bitte ich Ew. Majestät um die Gnade, unverheirathet bleiben zu dürfen."

„Geht nicht an, die Braut ist da, und ich habe Ihm schon gesagt, daß ich sie für Ihn bestimmt habe, Er wird schon zufrieden sein, denn es ist ein hübsches Mädchen."

„Sire, und wäre sie schön wie eine Göttin, so würde ich sie doch nicht heirathen können."

„Na, na, wir wollen einmal sehen, ob Er den Muth hat, das der Braut, die ich Ihm bestimmt habe, in's Gesicht zu sagen. Marschir' Er einmal nach dem Vorhang hin. Eins, zwei, drei! Und jetzt, trete Sie heraus, mein Kind!"

Der Vorhang öffnete sich, und Louise trat mit freudestrahlendem Angesicht hervor.

Der junge Lieutenant stieß einen Schrei aus, und ganz die Gegenwart des Königs vergessend, stürzte er zu ihr hin und schloß sie in seine Arme.

„Louise, meine geliebte Louise!"

„Mein Wilhelm, mein geliebter Wilhelm!"

Und sie hielten sich umschlungen in seliger Lust und schauten einander an mit einem glücklichen Lächeln.

„Na," sagte der König ihnen zunickend, „habe ich's nun recht gemacht? Oder will Sie noch Nonne werden, Fräulein Louise von Hohendorf? Liebt Sie immer noch Ihren alten Fahnenjunker, oder nimmt Sie meinen jungen Lieutenant?"

„Und Er, Herr Lieutenant? Nimmt Er das Mädchen an, das ich Ihm bestimmt habe, und das eine Mitgift von zehntausend

Digitized by Google

Thalern hat, oder zieht Er ihr das arme Mädchen, das Er liebt, immer noch vor?"

„Sire, Ew. Majestät haben mir dies Mädchen bestimmt, ich geheurhe Ew. Majestät und nehme sogar die Mitgift, obwohl ich meine Louise mit ihren zehntausend Thalern nicht inniger liebe, als ich sie geliebt habe, da sie arm war!"

„Und ich, Majestät," rief Louise, „ich nehme den jungen Lieutenant an, den mir Ew. Majestät bestimmt haben, obwohl ich ihn nicht mehr liebe als jungen Lieutenant, denn als den alten Fahnenjunker."

„Nun, dies Mal also habe ich meine Sache doch gut gemacht," sagte der König, ihnen freundlich zunickend. „Es thut wohl, gute Menschen glücklich zu machen, denn es gibt auf Erden so wenig gute Menschen und so wenig Glück. Bleibt Ihr das Erste und laßt mich für das Andere sorgen. Aber ein König ist ja auch nur ein Mensch, und wenn er seine Unterthanen glücklich machen soll, muß Gott doch seinen Segen dazu geben. Na, Jungfer Louise, jetzt rühre Sie Sich! Richte Sie Alles zur Hochzeit her! In vierzehn Tagen komme ich zurück aus Breslau. Dann ist hier Hochzeit, und ich selbst führe Sie zum Traualtar. Glaubt Sie wohl, mein Kind, daß ich meine Ehrenschuld an Ihren Vater dann abgetragen habe?"

„Oh, Sire, er wird Sie segnen dort droben, wie er es schon hier gethan hat."

„Also in vierzehn Tagen ist Hochzeit," sagte der König. „Aber wer weiß, in vier Wochen ist vielleicht schon Krieg. Wir werden dann sehen, Herr Lieutenant, ob Er auf dem Schlachtfelde nicht die Hauptmannsepauletten findet, — vielleicht auch den Orden, der Seinem Vater zugedacht war. Ich gebe ihn dem Sohn mit Freuden, sobald er ihn verdient. Aber verdienen muß Er ihn, denn bedenk' Er wohl: es ist der Orden pour le mérite."

Marseillaise.

Erzählung.

Die Wiegengeschichte großer Dinge ist oft in mystisches Dunkel gehüllt, weil dieselben eben bei ihrem Entstehen nur unbedeutend und anscheinlos waren. Es ist dem Forscherblick der Gelehrten nicht in allen Fällen gelungen, diesen Schleier gänzlich zu lüften, und sicherlich immer gibt es Nebenversionen, die sich behaupten und zumal unter dem Volke gläubige Anhänger finden. Und wirklich, was denselben an historischer Wahrscheinlichkeit abgeht, besitzen sie oft an Poesie, so daß der Spruch des Italieners: si non vero, ben trovato, mit vollem Rechte seine Anwendung findet.

Gehen wir zur Erzählung über, bei der sich die eigenthümliche Erscheinung, daß manches Meisterwerk unter dem Einfluß eines außergewöhnlichen Zustandes — wäre es auch nur der Wein, der diesen herbeigeführt — zu Tage gefördert wurde, wiederholt.

I.

Es war im Jahr 1792, zur Zeit, als die verbündeten Monarchen Oestreichs und Preußens das französische Volk mit einer Execution bedrohten, die den eingekerkerten Ludwig XVI. auf den Thron zurückführen sollte. Wir finden unseren Helden Rouget de l'Isle, wie er sich unbelos auf seinem Lager umherwirft, an das ihn ein bösartiges Fieber fesselte. Vergebens schlossen sich ab und zu seine Augen; der ihm so nöthige Schlaf floh ihn beständig, und er blieb einer Menge wirrer Gedanken zur Beute, die sich in seinem entzündeten Hirn umherjagten.

Einige Freunde hatten ihn vor nicht lange verlassen. Ihre zwar nur spärlich und schonend gespendeten Nachrichten vom Gang der politischen Ereignisse, die eine für das französische Volk so bedenkliche Wendung angenommen hatten, vollendeten die Qual des Armen, der sich in einer solchen Zeit zur Unthätigkeit verdammt sah.

Er war Musiker. Voll von der Begeisterung, der sich junge Künstler hingeben, hatte es oft in seinen Träumen geschwebt, durch ein unsterbliches Werk die Kunst und seinen Namen zu verherrlichen.

Der Gedanke, durch ein feuerndes Lied die Gluth, die Aller Herzen erfüllte, hell anzufachen, verließ ihn auch heute nicht. Und ein Blatt, das seine unstät umhertappende Hand auf dem Bettpult ergriff und

Digitized by Google

ihm vor Augen führte, sollte ihn vollends außer Fassung bringen. Es enthielt einige Gedichte, welche ihm ein Freund zur Composition gebracht hatte. Eines derselben fesselte ihn heute besonders, das er sich nicht erinnerte, gelesen zu haben. Es war dies eine „Ode an das französische Volk", in welcher der Dichter mit warmen Worten die dem Vaterland drohende Gefahr schildert und zur kräftigen Abwehr auffordert. Kaum hatte Ronget es gelesen, als er, auf's Heftigste ergriffen, aufsprang und, allen Ermahnungen des Arztes spottend, an sein Klavier eilte.

Wild stürmten die Accorde auf den Tasten hin, und schade sicherlich war es, daß diese Tonschönheiten, welche ihm der Augenblick eingab, für die Nachwelt verloren gingen. Aber immer noch fand er's nicht, wie er es wollte. Er stürzte an's Fenster, das eine Rundsicht auf den ganzen, weiten Hafen Marseille's gab. Wie in seinem Gemüthe, so stürmte es auch draußen in der Natur. Ein gewaltiger Orkan jagte die Wogen hoch auf und wälzte sie tief in den sonst ruhigen Hafen hinein. Das Heulen der Windsbraut, das Zucken der Blitze und die gewaltigen Donnerschläge gaben dem Gemälde eine furchtbare Belebung.

Beim Anblicke der mächtig erregten Natur, schien es, legte sich sein inneres Ungestüm, wie betäubt vom Toben der Elemente. Nachdem er während einiger Minuten mit gierigen Blicken dies Schauspiel in sich aufgenommen, ging er ruhigen Schrittes an's Klavier zurück, seines Dranges und wie er demselben Ausdruck geben sollte, bewußt.

Bald hatte er die passende Tonart gefunden, und im schönsten, gemessensten Etiklange schritten nun die erhabenen Accorde einher. Mit fiebererregter Stimme sang er die Worte zur Begleitung, und in kurzer Frist war die ganze Hymne in Töne gekleidet.

Er fühlte, daß diese ihm in der Feierstunde von der Muse selbst eingehauchte Weise nicht versiegen durfte, und ruhte darum auch nicht, bis er sein Lied auf's Vollständigste niedergeschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Welcher Dünger ist der bessere, der aus offenen Dungstätten genommene oder der aus verdeckten?) Diese Frage kann nur durch vergleichende Versuche gelöst werden. Ein solcher Versuch ist nach der Zeitschrift des landwirthsch. Vereins für Rheinpreußen im Jahre 1860 bis 61 in Schottland angestellt worden und hat folgende Resultate geliefert. Die eine Hälfte des Feldes wurde mit 400 Ctr. Mist aus einer offenen Dungstätte, die andere mit ebensoviel aus der bedeckten Dungstätte gedüngt; jedes Feld war 1½ Morgen groß. Beide wurden im ersten Jahre mit Kartoffeln bepflanzt und im 2. Jahre mit Waizen besäet. Das Feld mit dem Dünger aus der offenen Dungstätte lieferte 126 Ctr. Kartoffeln und 15½ Ctr. Waizen. Das andere mit dem Dünger aus der bedeckten Dungstätte gab 148 Ctr. 79 Pfund Kartoffeln und 17 Ctr. Waizen, also 22 Ctr. 79 Pfund Kartoffeln und 1½ Ctr. Waizen mehr.

Verschiedenes.

(Eine königliche Nachtlampe.) Wie aus München geschrieben wird, hat der Hoftheater-Maschinist Penkmaier im Schlosse zu Hohenschwangau ein sehr sinnreiches Werk hergestellt. Der König wünschte nämlich im Schlafgemach ein Nachtlicht, das so verstärkt werden kann, daß sich dabei auch lesen läßt. Hr. Penkmaier gab nun der Wand die Decoration eines Haines und brachte einen transparenten Mond an, der beliebig dirigirt werden kann, so daß er nach Wunsch zu- und abnimmt, oder ganz verschwindet.

Ein Vormund, der seinem Mündel täglich zu essen gab, fragte: „Heinrich, was willst Du werden?" und erhielt die Antwort: „Satt!"

Auflösung der Charade in Nro. 141:

Nachtwächter.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 144. Donnerstag, den 1. December **1864.**

Der Notär in der Falle.

Ein Lebensbild aus einem Kleinstädtchen.

Kleine Städtchen sind in der Regel ganz allerliebst. Gewöhnlich liegen sie an einem Bache, dem es so wohl im Städtchen ist, daß man nicht weiß, läuft er nach Westen oder nach Osten; sie sind statt mit Wällen und Gräben mit kleinen Scheuern und großen Düngerhaufen umgeben, wenn man es nicht vorzieht, dieselben mitten im eigenen Schooße, d. h. im Städtchen selbst zu behalten. Die Menschen darin sind allerliebst, nicht über Eine Form geschliffen, sondern jeder trägt sein eigen Gepräge; allgemein ist bloß, daß die Mädchen zumeist zärtlich sind und guten Herzens, die jungen Herren aber etwas hölzern und nicht fein gehobelt, haben aber auch schrecklich viel Liebe im Leibe, heirathen daher gewöhnlich sehr jung; thun sie es nicht, so müssen sie von Morgens früh bis Abends spät schrecklich viel Flüssiges in den Leib gießen, um nicht zu verbrennen. Manchmal gießen sie als Ehemänner die doppelte Portion sich ein, wahrscheinlich damit die Frau an ihrer Liebe nicht verbrenne. Das Städtchen, von welchem wir reden wollen, lag aber nicht an einem Bache, sondern an einem Flusse, aber die Mädchen waren deßwegen nicht weniger zärtlich, die Herren nicht gehobelter und weniger durstig. Das Städtchen hatte eine wunderschöne Lage, mancher Düngerhaufen hatte einem schönen Hause Platz machen müssen, auf die schönen Häuser that man sich viel zu gut, der Natur daneben frug man wenig nach, ausgenommen, wenn sie sich essen und trinken ließ oder sonst was eintrug. Ganz herrliche Spaziergänge fanden sich um's Städtchen, waren allerdings auch sehr gesucht und geschätzt. Bekanntlich gehen zärtliche Mädchen gern mit jungen Herren spazieren, da werden auch die Hölzernsten warm, der Liebe Gold wird flüssig, und wie manches zärtliche Herz wurde glücklich im Freien an der Sonne, wo das Holz Feuer fing. Alte Leute gehen auch gern spazieren in der Natur, wenn es nicht weit geht, ein guter Kaffee und delikate Fische oder sonst etwas Gutes in Aussicht steht.

In diesem Städtchen lebte ein Mädchen, Namens Luise. Nicht weniger zärtlich als die andern war die gute Luise, nicht weniger liebte sie die Natur zum Spazierengehen; aber wie hölzern Einer auch war, Feuer fangen wollte Keiner, flüssig ward nie die Liebe, wie heiß die Sonne auch schien, wie sehr der junge Herr auch schwitzte. Ach, dem schönen Herzen voll Liebe entsprach Luisens Aeußere nicht. Sie war nicht klein, glich nicht auffallend einem Bohnenstecken, noch einer Kegelkugel, ihr Gesicht war weder roth wie eine Klapperrose, noch blaß wie geronnene Milch vom Mond beleuchtet, aber sie war eben eigentlich gar nichts; sie war eben eins von den unglücklichen Wesen, deren Aeußeres gar nichts Bemerkbares hat, weder was Häßliches noch was Liebliches; die man wieder vergißt, wie oft man sie sieht, die gar keinen Widerhaken haben, welchen sie einschlagen können in ein ander Herz und daran sich festhalten, wie Flößer ihre Haken in Bäume oder Ufer, an denen sie vorbei fahren. Nicht einmal die Stimme hatte etwas Angreifliches, sie floß accurat wie ein Bächlein in einem kleinen Städtchen, welches verlegen ist, soll es zum obern oder zum untern Thor hinaus. Zudem redete Luise

Digitized by Google

so leise, daß, wer nicht haarscharf hörte, die Hände hinter die Ohren halten mußte, wenn er mit ihr conversiren wollte, eine Haltung, welche der Liebe nicht weniger als förderlich sein soll. Das gute Kind war schüchtern, hatte gar keine Ursache zum Selbstbewußtsein zu kommen, wußte nicht, wenn sie was sagte, war es dumm oder war's gescheidt; im ersten Fall war es also besser, man verstand es nicht; zudem war es ihr oft, als müßte sie weinen, wenn sie lauter rede und den Mund weiter aufmache. Luise war keine Bürgerin des Städtchens, sondern eine sogenannte Hintersässin, hatte also keine Bürgernutzung, weder Holz aus dem Wald, noch eine Pflanzstelle auf der Allmend, was begreiflich ihr Ansehn auch nicht vermehrte. Sie lebte bei einer Tante, der Frau Spendvögtin; diese hatte Holz, Platz zum Kohl, ein eigen Gärtchen, sonst wenig Vermögen, aber Viele, welche darauf warteten. Von Luisens Vermögen war nichts bekannt, man nahm also an, sie hätte keins; wenn sie welches hätte, würde sie es schon sagen. Der Schluß ist ziemlich blindig und wurde noch bestätigt durch Luisens sehr einfache Kleidung und das Versäumen, zu gehöriger Zeit ändern zu lassen, was nicht mehr in Mode war. So z. B. trug sie noch wenigstens drei Monate lang weite Aermel, als kein einziger im ganzen Städtchen zu finden war, so daß die Mägde bei den Brunnen aufmerksam wurden und die arme Luise zur Zielscheibe ihres Witzes machten.

Die Tante war eine rechte Bürgerin, kümmerte sich wenig um Luise, war aber sehr stolz auf ihren Mann selig, den Spendevogt. Wenn die andern Frauen, die Allmend-, Spital- und Seivögtinnen ihre Kindbetten erzählten, so gab sie zum Besten, wie ihr Mann Spendvogt geworden und sie Spendvögtin.

Luise hatte viele Freundinnen, sie war keiner im Wege, und wenn eine was anzuvertrauen hatte, so ward Luise die Vertraute. Sie mißbrauchte das Vertrauen nie, machte keinen Geliebten abspenstig, entweder aus bloßer Bosheit oder weil sie ihn selbst fangen wollte. Eine solche Freundin ist unbezahlbar, sie sind aber auch selten. Daran gedachte aber keine, welche bittere Qualen die arme Luise erlitt, wenn wieder und wieder eine Freundin kam und ihr das Glück der Liebe verkündete, zu ihr sprach: „O Gute, ich habe gefunden!“ Jedes Kind weiß, wie es der Eva ging, als sie die Schlange in den Apfel beißen sah, daß es sie nicht leben ließ, bis sie ebenfalls hineingebissen; jedes Kind erfährt, wie es ihm im Munde so wunderlich wird, wenn es Andere was essen sieht, und es hat selbsten nichts, und wie es nicht ruht, bis es selbst auch zu Etwas gekommen. Ja, unsern humanen Juristen, welchen Diebe und Mörder weit lieber sind als ehrliche Leute, sintemalen sie von Dieben und Mördern leben und um so besser, je mehr deren sie pflanzen, beweisen ja, daß nichts ansteckender sei und Laster pflanzender, als wenn man Jemand hänge oder köpfe. Da wandle männiglich, statt abgeschreckt zu werden, die Lust an, geköpft und gehängt zu werden, daher auch nie mehr Laster begangen würden, als gerade an einem Hinrichtungstage. Die guten Juristen treiben es wohl gut, wenn sie es dahin bringen mit angeblicher Humanität, daß am Ende nichts überbleibt als Diebe, Mörder und — Juristen; — so nimmt es uns Wunder, was die für Augen machen und den Dieben und Mördern vordemonstriren und plädiren werden? Wird man nun nach den Juristen unter einem Galgen galgensüchtig, was meint man, was muß erst an einer Hochzeit die ledige Mannschaft werden?

(Fortsetzung folgt.)

Die Marseillaise.

(Fortsetzung.)

Nachdem er seinen Schatz so in Sicherheit gebracht hatte, prüfte er noch ein Mal mit aufmerksamem Ohr sein Werk, und als diese Prüfung zu seiner vollständigen Befriedigung ausschlug, überflog seine Züge ein heller Schein von Freudigkeit.

Da schüttelte es ihn wieder, wie kalter Frost, und das Fieber, welches die lebhafte Gemüthsbewegung so lange niedergehalten hatte, ergriff ihn mit erneuerter Macht.

So fand den jungen Künstler nach kurzer Frist seine Geliebte, die sich von seinem Befinden überzeugen wollte. Sie setzte sich

Digitized by Google

zu seinen Häupten und widmete ihm jede erdenkliche Sorgfalt. Ihren voll von Liebe und Mitleid auf ihm haftenden Blicken entging es nicht, daß er allmälig ruhiger wurde und daß der heftige Pulsschlag etwas nachließ. Nach 48 Stunden senkte sich zum ersten Mal wieder ein wohlthätiger Schlaf auf seine Lider. Sie lauschte den gleichmäßiger werdenden Athemzügen, befühlte Hirn und Puls, und erst als sie ihn gänzlich entschlummert sah, glaubte sie ihn verlassen zu dürfen.

Beim Hinausgehen aber fiel ihr Blick auf das Klavier und zu gleicher Zeit auf das frisch beschriebene Notenblatt, das auf dem Pulte lag. Sofort ergriff und überflog sie es. Und was erblickte sie! Bei jeder neuen Zeile, die sie las, klärten sich ihre Züge mehr und mehr auf. An's Ende gelangt, rief sie begeistert aus:

„Ah! ich verstehe dich, Geliebter! Doch was du geschaffen, das will ich der Welt vor Augen führen!“ Sie barg das Blatt in ihrer Tasche, und dem Kranken einen letzten liebevollen Blick zuwerfend, verließ sie ihn.

II.

Marion Casolini, die Gellebte Rouget de l'Isle's, war erste Sängerin der Oper von Marseille. Italienischen Ursprungs, war sie in früher Jugend nach Frankreich gekommen, das sie an der Hand ihres Vaters, eines alten Geigers, durchzogen. Ihr Jugendleben war ein äußerst trübes gewesen; sie hatte in den Schenken gesungen und mußte zusehen, wie ihr Vater den Gewinnst vertrank.

In Paris endlich fiel ihr Talent einem alten Edelmann auf, der sie dieser unwürdigen Stellung entzog und für ihre weitere Erziehung und Ausbildung sorgte. Sie betrat die Bühne schon mit dem 17. Jahre und errang ungeheure Erfolge. Aber das Leben in der großen Hauptstadt behagte ihr nicht, und sie entschloß sich, in ihr Vaterland zurückzukehren. Doch, was man in Paris nicht vermochte, gelang in Marseille, wo man sie durch glänzende Anerbietungen für die Oper gewann.

Hier war es, wo sie des talentvollen Rouget Bekanntschaft machte. Das innigste Verhältniß entwickelte sich bald zwischen Beiden, indem Eines des Anderen Talent unterstützte. Sie sang seine Lieder öffentlich, und der Ruf der gefeierten Künstlerin verschaffte auch seinen Werken bald einen Namen. Sie nahm die wärmste Theilnahme an Allem, was seine Phantasie auf's Papier warf, und so ward sie auch heute auf das Freudigste bewegt, als sie die Composition ihres Geliebten fand.

Schon den folgenden Morgen thaten die Anschlagzettel dem Publikum kund, daß die Sängerin am Abend ein Lied Rouget de l'Isle's singen werde, welches zu den Zeitverhältnissen in Beziehung stehe. Mehr nur diese Ankündigung vermochte es, das Publikum in zahlreichen Schaaren in's Theater zu locken, da bei der drohenden Kriegsfurie Niemand danach Verlangen trug.

Marion fand den jungen Musiker am folgenden Tag erheblich gebessert, so daß sie es wagen durfte, ihn in's Theater einzuladen, wo sie sich von seiner Freude über den glänzenden Erfolg eine gänzliche Heilung versprach; was dort vor sich gehen sollte, verschwieg sie ihm natürlich, und er schien gänzlich vergessen zu haben, was Tags zuvor mit ihm vorgegangen.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Wider die Kränklichkeit eines jungen erwachsenen Baumes, wovon man die Ursache nicht kennt.) Bisweilen trauert ein junger Baum, ohne daß man ausfindig machen kann, woher diese Kränklichkeit rührt. Gar vielfältig (wenn nicht etwa eine Maus die Wurzeln zernagt hat) kann man solche Bäume dadurch wieder frisch und gesund machen, daß man acht Tage lang täglich ein Mal ihren Stamm mit frischem Wasser abwäscht. Dies ist hauptsächlich bei Hitze und Trockenheit ein treffliches Mittel für kränkelnde Bäume.

Lesefrüchte.

So lange das Weib noch Einen Funken von mütterlicher Liebe im Busen hat, kann

es nicht ganz schlecht werden. In dem Herzen der Mutter aber, die ohne Liebe zu ihrem Kinde ist, ist die Tugend an der Wurzel beschädigt.

Der Charakter des Menschen sitzt nicht im Verstande, sondern im Herzen.

Verschiedenes.

Jacob I., König von England, welcher oft in Geldverlegenheiten war, wendete sich an den Magistrat von London, um als Anlehen die Summe von 20,000 Pfd. St. zu erhalten. Die stolzen Bürger aber, welche schon mehrmals ausgeholfen hatten und nicht immer pünktlich wiederbezahlt worden sein mochten, wiesen das Gesuch zurück. Der König, darüber aufgebracht, ließ den Lordmayor und einige der einflußreichsten Aldermen zu sich bescheiden und äußerte nach Worten strengen Verweises Das als Befehl, was er früher als Bitte angebracht hatte. Das Geld, so sagte er, müsse für ihn aufgebracht werden. „Und dennoch", sagte der Lordmayor, „können wir Ew. Maj. Wunsch nicht erfüllen. Wir besitzen selbst das Geld nicht und können es daher auch nicht vorstrecken." „Wenn ihr es nicht habt," rief der König zornig, „so müßt ihr es schaffen. Ich muß und will es haben." „Und wir können und wollen es nicht schaffen," sagte ebenso stolz als entschieden der Vertreter der Londoner Bürgerschaft. „Ich werde euch dazu zwingen," ereiferte sich der Monarch. „Sie können uns nicht zwingen," lautete die ruhige Antwort. „Das wollen wir sehen," sagte König Jacob immer erbitterter. „Schafft ihr das Geld nicht, so richte ich euch zu Grunde und Westminster soll veröden. Ich verlege meinen Hof, mein Parlament, meine Gerichtshöfe nach York oder Oxford, und zu spät werdet ihr dann eure Undankbarkeit bereuen." „Das können Ew. Majestät thun," entgegnete ruhig der Bürgermeister, aber die Themse müssen Sie uns lassen, und die trägt uns mehr ein als der Hof, das Parlament und die Gerichtshöfe. Mögen Sie Alles das thun, was Sie drohen, aber wir können das Geld nicht schaffen." — Dies war das letzte Wort in dieser Angelegenheit. Die Themse blieb der Londoner Bürgerschaft, aber auch der Hof, das Parlament und die Gerichtshöfe wurden nicht verlegt.

(Die getäuschte Erwartung.) Ein gewisser Goldmacher eignete einem Fürsten eine alchymistische Schrift zu, welche die vorgebliche Kunst, Gold zu machen, lehrte, in der Hoffnung, eine schöne Belohnung zu erhalten; allein der Fürst sagte zu dem Chemisten, nachdem er das Buch gütig aufgenommen hatte: „Wir sind dir für das mitgetheilte wichtige Geheimniß sehr verbunden; da wir aber Dem, der Gold macht, so viel er will, keines anbieten können, so nimm wenigstens diesen leeren Beutel, um das deinige hinein zu thun."

(Friedrich des Großen Erziehungsansichten.) „Keine Bemühung," sagt er, „ist eines Gesetzgebers würdiger, als die Sorge für Erziehung der Jugend. In einem noch zarten Alter sind die jungen Pflanzen jeglichen Eindrucks fähig. Flößt man ihnen Liebe zur Tugend, zur Frömmigkeit und zum Vaterlande ein, so werden sie gute Bürger, und — gute Bürger sind die sicherste Schutzwehr der Reiche."

Der Componist und Virtuose Romberg ergürnte einst den Kapellmeister R. so sehr, daß dieser ihn forderte. — „Auf Degen und Pistolen verstehe ich mich nicht," antwortete Romberg, „aber wir wollen Jeder eine Oper componiren, und wessen Werk ausgepfiffen wird, der schießt sich selbst todt."

Charade.

Aus der Ersten quillt das Ganze;
Was das Ganze, sagt die Andre,
Es hellt dir deine Abendstunden,
Doch sicher wird es dir nicht munden.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Bühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
oder
Neustadter Zeitung.

No. 145. Samstag, den 3. December **1864.**

Der Fichtenodelschnuppduwak.

Der Fichtenodelschnuppduwak
Deß isch mei gröscht Vergnüge,
Do kann mer mit der Dus im Sack
Dehem die Waldluft rieche.

Un wann emol die Waldluft geht,
Dann wachsen a die Blume,
Dann müsse Gras un Moos an Häd
Un Bäm uhd Hecke kumme.

E Jagd koscht jetzt e Häbegeld,
Die koscht e halb Vermöge,
Nor große Herre uf der Welt
Die lenne sich druf verlege.

Ich hab ke Jagd, ke Büchsesack,
Ke Hund, ke Flint zum Schieße —
Mei Fichtenodelschnuppduwak
Der leßt mich des genieße.

Ich nemm e guti, feschti Prif',
Do werd mei Geischt schun kühner;
Dann geh ich uf die Jagd un schieß
Die Hase un die Hühner.

Mei Lefosche, des isch mei Stock,
Do treff' ich Alles sicher,
Mei Stiefelzieher isch e Bock
Un Schneppe sin die Bücher.

Mei Jagdhund isch die Kleiderbersch,
Der Stuhl — e Gaul zum Reite,
Do sing' ich, glücklich wie e Ferschte:
Im Wald und auf der Haide!

Des Jage bei de reiche Leut
Werd alle Dag noch schlimmer —
Ich kriey ke Gicht, versäum' ke Zeit
Un hab de Wald im Zimmer.

O Fichtenodelschnuppduwak,
Du bischt mei gröscht Vergnüge,
Do kann ich mit der Dus im Sack
Dehem die Waldluft rieche. (Pf. Z.)

Der Notär in der Falle.

(Fortsetzung.)

Factum ist, daß bei einer Hochzeit andere Hochzeiten sich machen, blasirte Hagestolze zu schmachten anfangen, Sprödе aufschauen, Unbefangene zu überlegen beginnen. Aber noch viel angreiflicher ist es absonders für ein Mädchenherz, wenn eine Freundin kommt, gewöhnlich kommt sie auf den Fußspitzen und schlägt die Augen nieder — und was erzählen will und nicht weiß, wo anfanger, und wenn sie angefangen, reuig wird und lieber nicht fortführe, und am Ende doch erzählt, wie sie spazieren gegangen, und was er gesagt, und wie es dann weiter gegangen, und wie sie jetzt einen Geliebten hätte, einer, wie keiner noch gewesen, und wie sie jetzt glücklich sei wie im Himmel, und dazu sich die Augen wischt, vielleicht der Freundin noch um den Hals fällt und spricht: Ach Gott! wie glücklich, wenn du nur wüßtest, wie! Ach Gott! wie gerne wüßte ich es, denkt die um den Hals Gefallene und kann fast die Thränen nicht verdrücken, wenn sie herausstottert: „So, so, he nun, es freut mich für Dich, wenn Du glücklich bist. Per se kennst Du ihn besser, er wird nicht sein wie die Andern! Ach ja. Aber was mich dauert, ist, daß ich wieder eine Freundin weniger habe, denn wer Mann und Kinder hat, denkt weiter an nichts mehr. Zuletzt bleibt man ganz isolirt, alleine in der Welt!" Dann weint sie ganz

Digitized by Google

bitterlich, aller Trost ist umsonst, wie die Freundin auch zuspricht, sie solle sich doch nicht desoliren, sie bleibe da, und ihre Freundschaft solle die gleiche bleiben ewiglich, alle Tage wollten sie sich sehen; es wäre doch sonderbar, wenn man wegen dem Mann keine Freundin mehr haben sollte, ein so eng Herz hätte sie doch wahrlich nicht. Begreiflich hatte die Freundin schon Erfahrungen über die Weite ihres Herzens gemacht und meinte nicht bloß a priori, sondern wußte a posteriori, daß mehr als eine Person darin Platz hätte. Es gibt ja Herzen, in denen die Menschen nicht bloß compagnien-, sondern regimenterweise Platz haben. Habe erst eine Anekdote der Art von einem alten Pferde gelesen. Ist ein Roßherz so weit, wie weit muß erst ein menschlich Herz sein, und zwar ein junges, welches noch elastisch, nicht verknöchert ist? Aber die Freundin tröstet umsonst, Luise weint immer bitterlicher, bis endlich die Freundin recht verlegen wird und sagt, sie müsse gehen, sie habe ein Rendezvous mit dem Geliebten. Ach, da weint Luise noch bitterlicher, ihr Lebtag hat sie noch nie ein Rendezvous gehabt, als etwa mit ihrer Tante, der Frau Spendsvögtin, wenn sie in verschiedener Gesellschaft waren im Winter und doch nur mit einem Laternchen heimgehen wollten. „Ach, das Luise ist doch herzgut," sagt die Freundin, „ich wußte gar nicht, wie lieb ich ihm war. Du glaubst gar nicht, wie das arme Geschöpf weinte, als ich ihm sagte, ich sei versprochen, es hat mich recht können erbarmen. Es hätte dann Niemand mehr auf der Welt, wenn ich es verlasse, hat es gejammert. Es ist wahr, verheirathen wird es sich per se nicht, Geschwister hat es keine, und wenn einmal die alte Spendvögtin weg ist, so wird es wirklich nicht wissen, wohin."

Aber Luise dachte weder an die Freundin, noch an die Spendvögtin, und darum weinte sie nicht, weil sie nicht in Ewigkeit ihr Haupt in ihren Schooß legen konnte; aber anders wohin hätte sie dasselbe für ihr Leben gerne gelegt, und weil sie dieses nicht konnte, darum weinte sie so bitterlich. „Ach, will mich denn Niemand lieben, und meinte ich es doch so gut, ach und wie wollte ich Einen glücklich machen, o anders als die Andern alle, welche Egoistinnen sind. An mich denkt Keiner! Eine nach der Andern findet Einen, ich Keinen, ich muß allein bleiben, Niemand hat mich lieb. Ai, ai!" So jammert Luise, hält die Hand auf's Herz, denn dort pocht es gewaltig, als ob es gesprungen sein müßte. Und doch wurde Luise nicht neidisch, stellte sich nicht vor den Spiegel, verglich sich nicht mit der Glücklichen, fand sich nicht zehn Mal hübscher als sie und unbegreiflich, wo der Schlingel, der sie auserwählt, seine Augen gehabt, rupfte auch nicht der Freundin alle ihre Sünden auf, stellte die eigenen Tugenden daneben, sagte nicht: He nun so dann, wenn sie nicht mehr Verstand haben, so ist es ihnen zu gönnen, wenn sie so recht getäuscht werden; lief ebenfalls nicht bei den Freundinnen herum, zählte an den Fingern die Laster der Freundin her und schloß weinerlich: wie doch der arme Mensch sie daure, der meine, er kriege einen Tugendspiegel und habe die schrecklichste Sündenbüchse auf Erden. Wenn sie nur Jemand wüßte, sie ließe ihn im Vertrauen warnen, es sei doch nicht recht, wenn man seinen Nächsten in's Unglück rennen sehe und gebe ihm keinen Wink. Von diesem Allem sagte Luise nichts, sie dachte nur: Will mich denn Keiner lieben? und wenn sie unter die Leute kam, so schien sie noch farbloser, redete noch leiser, und, wie gesagt, Worte, welche man mit den Händen hinter den Ohren auffangen muß, sind eben nicht förderlich, Liebe zu wecken und anzubrennen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Marseillaise.

(Schluß.)

III.

Der Abend erschien, und schon Stunden lang vor Beginn der Oper war das Theater bis auf den letzten Platz gefüllt. Das Publikum hörte nur mit getheilter Aufmerksamkeit die beiden ersten Acte der Oper an, da erst im dritten das besagte Lied als Einlage gesungen werden sollte.

Unterdessen harrte Marion bangen Herzens auf den Geliebten, der sie nicht hinter den Coulissen aufgesucht hatte, wie es sonst seine

Digitized by Google

Gewohnheit war. Als sie ihn auch nicht auf dem bekannten Platz im Parterre sah, sank ihr der Muth und sie wünschte den Anfang zu vergögern; doch das Publikum gab es nicht zu.

Sie war zu sehr echte Künstlerin, als daß diese niederschlagenden Eindrücke auf ihren Gesang eingewirkt hätten. Mit dem ersten Tone, den sie vernahm, war sie sich selbst zurückgegeben und gehörte nur der Kunst an.

Den Schluß der Oper bildete ein großartiges Tableau, dem das Publikum schon rauschenden Beifall zollte, als das plötzliche Erscheinen der Primadonna ihm auf's Neue Schweigen gebot.

In allegorischem Costüm, das Schwert in der Rechten, schritt sie dem Proscenium zu. Das Orchester ging zu gleicher Zeit in einen Kriegsmarsch über und lenkte bald in die jetzt in Frankreich jedem Kind bekannte Melodie der Marseillaise ein. Athemlos horchte man den ergreifenden Tönen, doch, als sie den Refrain sang, wo es heißt:

„Aux armes citoyens!
Formez vos bataillons!“

brach der Beifallssturm los und man ließ sie kaum endigen. Mon nöthigte sie, das ganze Lied von Neuem zu singen; doch, als sie zum zweiten Mal an's Ende gelangt war, rief man ungeduldig nach dem Componisten. Er erschien nicht, und ein schmerzlicher Zug überflog die Mienen der Sängerin. „Wo ist er?“ rief es von allen Seiten. Das Gerücht, er sei krank, verbreitete sich mit Blitzeseile, und bald erscholl es wie aus Einem Munde: „Führ' uns zu ihm!“

Die folgenden Augenblicke sahen eine Scene, wie sie nur der Süden kennt und wie sie kaum wiedergegeben werden kann. Man setzte die Sängerin auf eine Bahre, und im Triumphzuge zogen Tausende dem Hafen zu, wo, wie wir wissen, der Musiker wohnte.

IV.

Wir müssen dem Zuge vorauseilen, um zu sehen, was inzwischen in der kleinen Künstlerwohnung sich begeben hatte. Noch einer krankhaften Stimmung zum Raub hatte Rouget mit Einbruch der Nacht eine finstere Melancholie überfallen. Unzufriedenheit und Zweifel über sich selbst und seine wirkliche Befähigung zum Musiker, so wie Mißmuth über seine von Geldmitteln entblößte Lage, die er sich nie hatte entschließen können seiner Geliebten einzugestehen, hatten ihn so weit gebracht, daß wir ihn jetzt über dem Kohlenbecken eingeschlafen finden. Die unheilvollen Dämpfe hatten ihn schon halb erstickt, als plötzlich aus weiter Ferne Töne an sein Ohr schlugen. Der Schall der Stimmen dringt näher und näher und erweckt ihn aus seiner Betäubung. Wie ein Traum zogen die Ereignisse des letzten Tages an ihm vorüber. Unwillkürlich suchte er sich zu erheben, doch er sank kraftlos in den Sessel zurück. Endlich gelingt es ihm, sich aufzurichten, und taumelnd thut er einige Schritte nach dem Fenster zu, wo er ohnmächtig zusammensinkt. Im Fallen aber, wie nach einem Halt sich ausstreckend, schlug seine Hand in's Fenster, und durch die zerbrochene Scheibe drang ein frischer Luftstrom in's Zimmer.

Während ihn dieser Zufall wieder zur Besinnung zurückführte, war der Zug wirklich angelangt. Die Ersten stürmen schon die Treppen auf. Ein Schlag, noch einer, und die verriegelte Thüre fliegt aus den Angeln.

Langsam richtet sich Rouget bei diesem Getöse empor und blickt die Versammelten mit starrem Auge an. Da dringt seine Geliebte durch die Menge, fällt ihm um den Hals und flüstert dem Bestürzten einige erklärende Worte in's Ohr. Gestützt auf sie, dankt er den Mitbürgern für ihren Beifall und ruft ihnen zu: „Ja, Freunde! die kaum gewonnene Freiheit ist bedroht von selbstsüchtiger Monarchen feiger Uebermacht. Wir aber werden zu wahren wissen, was wir erworben, und dies Lied mag darum, wenn Ihr wollt, unser Schlachtruf sein!“

Und so geschah es!

Das Schicksal der Marseillaise ist bekannt. Die Bataillone aus dem Süden brachten dieselbe ihren Waffenbrüdern, und bald ging sie durch ganz Frankreich. Wohl nicht zum Wenigsten durch ihre Klänge wurden die Zagenden in den Strom der allgemeinen Begeisterung fortgerissen, und Europa zitterte bald vor den wilden Horden, deren Kampflied es war und noch blieb, als dieselben den Eroberungsgelüsten eines Tyrannen ihren

Digitized by Google

Arm liehen. Im Munde des Volkes aber lebt die Marseillaise noch heute!

Landwirthschaftliches.

(Chinesische Vermehrungsweise der Pflanzen.) Die tief an der Erde hervorkommenden Zweige werden ihrer ganzen Länge nach nicht sehr tief in die Erde eingelegt, mit Haken befestigt und die Erde wieder darüber gefüllt. Bei gegenüberstehenden Augen schlagen meist beide aus und bewurzeln sich, so daß man dieselben leicht trennen kann. Legt man die Zweige gleich im Frühjahr ein, so kann man im Laufe des Jahres die frischen Triebe dann gleich trennen, und geschieht dies mit einiger Vorsicht, so werden sie dadurch nicht im Geringsten im Wachsthum gehindert.

Denksprüche.

Erinnerung ist die letzte, schöne Gabe,
Worin ein Strahl der ew'gen Flamme glänzt,
Erinnerung ist's, die mit dem Zauberstabe
Den Weg uns schmückt in's Leben und zum Grabe,
Und Sterbliches mit geist'gem Schimmer kränzt.
Denn als der Geist dem reinen Licht entschwunden,
Und Ew'ges sich mit Endlichem verbunden,
Da kam zum Trost für den verblichnen Tag,
Die holde Form mit Dämmerung umwunden,
Erinnerung uns mit ihrer Fackel nach.

Wenn alle Welt den Armen läßt,
Und wenn kein Herz ihm bliebe,
Am ewigen Himmel steht du fest,
Stern heiliger Mutterliebe.

Verschiedenes.

In Casendorf lud neulich Nachmittags der lustige Nagelschmied drei Säcke auf ein Einspännerlein, zog seinen besten Rock an und kutschirte gen Bayreuth. An einer Anhöhe holte er einen Fußgänger ein, einen hübschen Mann, der auch nach der Stadt wollte, und lud ihn auf sein Wäglein ein. „Der Tausend," sagte der Fremde, an die Säcke stoßend, „Ihr habt gut geladen, die sind schwer!" — „Ja," sagte der Schmied, „baare 6000 Thaler, ich bringe sie meinem Bankier, schiebt sie nur bei Seite!" — „Woher?" — „Von Casendorf!" — „Gutsbesitzer?" — „Nein, Fabrikbesitzer," sagte der Schmied und lachte vergnügt; „da streckt der liebe Herrgott seinen Arm aus, wir müssen eins trinken auf die Bekanntschaft. Ich hole was Nasses!" — Sprach's, stieg aus, reichte dem Fremden Zügel und Peitsche, und trat ins Wirthshaus: „Ich komm' gleich wieder!" — Es war Abend geworden, der Fremde stieß mit dem Fuß noch ein Mal an die schweren Säcke, gab dem Rößlein die Peitsche und fort ging's im Galopp. — „Weit fährt er nicht!" tröstete der Trinker den erschrockenen Wirth; „wenn nur dem Gaule nichts passirt!" — Nach einer Stunde fanden sie Roß und Wäglein an der Spitze eines Waldes, der Fremde war fort, die Säcke waren da, aber alle offen und drinnen — lauter Nägel. „Der arme Kerl ist angeführt!" sagte der Schmied vergnügt, „so muß es allen Spitzbuben gehen!" Weit herum aber heißt seitdem der Nagelschmied der Fabrikbesitzer von Casendorf.

Der Professor Taubmann zu Wittenberg war oft Lustigmacher am sächsischen Hofe. Einst faßte ihn ein Höfling bei der Hand und sagte: „Mein Gott, was für grobe Hände haben Sie. Sie würden sich gut zum Dreschen schicken." — „Ja, ja," erwiderte Taubmann, „ich habe den Flegel schon in der Hand."

Auf der Schule zu Heilbronn hieß in der ersten Classe der Erste „Weiß" und der Letzte „Wenig". Da pflegte Taubmann, damals ihr Mitschüler, zu sagen: „Unser Primus und Ultimus weiß wenig."

Auflösung der Charade in Nro. 114:
Erdöl.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 146. Dienstag den 6. December **1864.**

Der Notär in der Falle.

(Fortsetzung.)

Endlich hatte Luise nur noch Eine Freundin, denn, wie gesagt, die Mädchen in dem Städtchen waren berühmt wegen der Zärtlichkeit, und eine herrlichere Aussicht auf Erden kannten sie nicht, als die Aussicht, Spendvögtin, Seimeisterin, Seckelmeisterin oder gar Frau Rathsherrin zu werden. Für diese Aussichten schwärmten sie förmlich, während sie die Aussicht auf dem Riesen sehr fade fanden, dieweil kein Wirthshaus dort sich findet. Auf dem Faulhorn ist ein Wirthshaus, die Aussicht aber dumm; man sehe ja nur Berge, die könnten sie vom Haus aus auch sehen, und eigentlich wüßten sie nicht, was man an den Bergen sehe. Genau besehen, sei ein Berg wie der andere. Da gefalle ihnen eine schöne Promenade, auf welcher Herren und Damen spazieren gingen, viel besser. Wegen den Herren wollten sie nun nichts sagen, aber wo viele Damen und Töchter spazierten, absonderlich, wenn Fremde da seien, sehe man alleweil was Neues, neue Häubchen, neue Hüte, neuen Zeug, kurz immer Was, das Einem zu denken gebe, erstlich wie man wohlfeil dazu kommen könnte, und zweitens, wie schön es Einem stehen müßte, so calculirten sie. Die letzte der Freundinnen hatte den Wahlspruch der alten Garde: die Garde stirbt, ergibt sich nicht, nicht zu dem ihren gemacht, sie hatte von je für die Aussicht, Vögtin oder gar Meisterin über irgend welchen Zweig der bürgerlichen Verwaltung zu werden, stark geschwärmt, aber fruchtlos, nur indessen nicht in Verzweiflung darüber gerathen, denn Julie war ein zäh Ding, hielt sich am Vers: Wenn Hoffnung nicht wär', ich lebte nicht mehr! Diese Hoffnung ließ sie auch nicht zu Schanden werden. Endlich auf einem Spaziergange im vergangenen Jahre, an einem schönen Sonntage Nachmittags — in den Hundstagen war es — ging an ihrer Seite ein hölzernes Subject in Feuer auf. Es war ein Schreiber auf dem Amte mit großen Aussichten. Julie schrie begreiflich nicht Fürio, sie ließ brennen, was brennen wollte, ihr Herz und des Subjects Herz, beide zusammen gaben eine artige Flamme. In diesen Flammen wurden Beide eins, d. h. glücklich und räthig, Mann und Frau zu werden. Schon Montags in der Früh kam Julie zu Luise, ihr zu verkünden, wessen ihr Herz voll war. Wie da Luise weinte und trostlos war, kann man sich denken. Ihr Elend ging Julie zu Herzen, fast hätte sie mit geweint, sie zeigte die herzlichste Theilnahme, las in den hintersten Winkeln die Trostgründe zusammen. Zwischen durch entramen ihr Bruchstücke ihrer Aussichten und Gedanken, ob sie sich am Hochzeitstage schwarz oder weiß kleiden solle, mit einem Häubchen oder ohne Häubchen, den Blumenstrauß in der Hand oder angeheftet? Endlich schloß Julie, da alle Trostgründe bei Luise nicht anschlagen wollten: „Du mußt dabei sein, denn ich bin gekommen, Dich zu bitten, meine Brautführerin zu sein. Mein Fritz hat mir gesagt, es müßte glänzend zugehn an unsrer Hochzeit, drei oder gar vier Fuhrwerke müßten es sein. Näheres haben wir noch nichts abgeredet. Es hat gestern sich nicht Alles ergeben mögen, und immer kam Jemand dazwischen, hing sich an uns, wenn unsere Herzen im besten Zuge waren, und heute habe ich ihn noch nicht gesehen,

Digitized by Google

meinen Fritz, den Spitzbuben! — das hölzerne Subject."

Luisens Thränen versiegten nicht auf der Stelle, aber doch schneller, als man hätte erwarten sollen. Wie nach einem Gewitterregen wächst und blüht, was noch wachsen und blühen kann, so wuchs aus Luisens Thränen eine Freude auf, die sie noch nie gehabt, die Freude, Brautjungfer sein zu können. Ganz wonniglich warm rieselte es in ihrem Herzen, wenn sie daran dachte, es war ihr halb und halb, als wäre sie selbsten Braut, Brautführerin war die gute Luise auch noch nie gewesen. Die einen ihrer Freundinnen dachten nicht an sie, andere wollten ihr die Kosten nicht verursachen, fürchteten, sie möchte gar zu armselig erscheinen und die Leute sagen: ob keine miserablere Brautführerin zu finden gewesen, das Hochzeitpaar müsse auch nichts Besonderes sein. Endlich lagen wohl auch der Auswahl von Brautjungfern und Brautführern heimliche Pläne zu Grunde, bald die Braut, bald der Bräutigam, bald beide zusammen, wünschten Die und Jenen in Berührung zu bringen, Bekanntschaft zu vermitteln. Wo war dazu bessere Gelegenheit und wann die Herzen günstiger gestimmt, als an einer Hochzeit und bei den Brautführern und Brautführerinnen, wenn sie, nachdem sie ihre Pflicht gethan, Braut und Bräutigam zusammengeführt, diese vom Pfarrer eingesegnet, Arm in Arm die Kirche verlassen, sich nun gegenseitig die Arme geben, Paar und Paar hinter dem eigentlichen Paar herziehen: da wäre es doch wunderlich, wenn sie nicht auch Heirathsgedanken faßten und wenigstens als halbe Ehepaare sich vorkämen. Luise hatte nie daran gedacht, daß sie auch Brautführerin sein könnte, nun jetzt einmal war sie erkoren, es war, als ob ihr ein Licht angezündet sei in der Seele. Gern würden wir erzählen, wie dieses Licht, das da erschien in der Finsterniß, leuchtete, den Funken folgen, welche aufstiegen von diesem Lichte, Raketen gleich und wunderherrlich schwammen hoch oben als wie im Himmel, aber wir hätten nicht Papier genug. Lärm machte Luise dabei nicht, plagte auch Tante Spendvögtin wenig wegen der Toilette, aber fast kriegte sie Glanz auf die Wangen, und wer die Muße genommen hätte, sie zu beobachten, würde in ihren Augen ein süßes, seliges Träumen gelesen, gesehen haben, daß dahinten eine neue Welt aufgegangen sei, von welcher die eigentliche Welt keine Ahnung hatte. Vergeßlich ward Luise, und darüber führte die Spendvögtin bittere Klagen: „Aber Luise, was hast auch, keinen Kreuzer bist mehr werth, vergissest Alles unter den Händen. Ich glaube bald, es fehle Dir im Hirn und werdest ganz einfältig, das Gescheidteste warest ohnehin nie;" so redete die Spendvögtin. Tante Spendvögtin hatte keine Ahnung der eigentlichen Ursache von Luisens Vergeßlichkeit, denn in ihrer Geschichte, wie sie den Spendvogt bekam, kam Vergeßlichkeit gar nicht vor.

(Fortsetzung folgt.)

Hunger und Nahrung.

I.

Luft und Wasser gehören zu den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln des Lebens, wie wir früher bewiesen haben. Aber mit dieser schmalen Kost kommt der Mensch nicht lange aus. Mit Wasser und Luft können wir keinen Hunger stillen. Hunger ist eine liebliche Gottheit des Lebens, wenn wir ihr immer zu rechter Zeit gehörig und schmackhaft opfern können, aber der furchtbarste Satan, sobald einige Mahlzeiten ausfallen. Was gibt es für den wirklichen, gewöhnlichen Menschen Schöneres, als sich recht hungrig an einen gut und reichlich gedeckten Tisch zu setzen und „einzuhauen"? Und was fürchten wir mehr, als Mangel an Brod für uns und unsere Lieben? Deßhalb wird der Hunger zur doppelten Bewegungskraft für die Menschheit. Hunger ist das geheime Feuer, das alle Muskeln und Maschinen menschlicher Arbeit fortwährend heizt und treibt. Es ist der Hunger, welcher ganze Heerden und Heere von Arbeitern hält und hetzt, Wege und Tunnels durch Felsen zu hauen, Brücken über Flüsse zu schlagen und die Erde Tausende von Meilen weit mit Eisenschienen zu belegen. Hunger ist der unsichtbare Aufseher der Menschen, welche Paläste und Gefängnisse, Kasernen und Kirchen, Städte und

Digitized by Google

Felder bauen. Hunger sitzt am Webstuhl, welcher mit verstohlner Kraft und Geschicklichkeit Millionen Ellen wunderbarer Gewebe aus Baumwolle und Seide zusammenfügt. Hunger schwingt den Hammer und treibt den Pflug und feuert die angeborne Trägheit des Menschen zu dem ausdauerndsten, ruhelosen Fleiße. Wo der Mensch ohne Arbeit und Anstrengung zu essen hat, ist und bleibt er faul, träg, dumm und roh. Deßhalb gibt es auch in den schönsten, gesegnetsten Gegenden der Erde, wo die Natur ihre Schätze dem Menschen gleichsam in den Mund wachsen läßt, keine Civilisation, keine Bildung, keinen Wohlstand, keine Freiheit. Nur Hunger, d. h. die Furcht vor dessen Qualen und Schrecknissen, hält und heßt den Menschen zur Arbeit, die er von Natur haßt. Von dieser Regel sind die reichen und gebildeten Classen nicht ausgenommen, denn das Geld, das sie arbeiten lassen, um noch mehr Geld damit zu machen, und die Bildung, die sie besitzen und geltend machen, ist bloß Nahrungsmittel für höheren, geistigen, edleren Hunger. Je edler und mannigfaltiger dieser Hunger sich geltend macht und befriedigt wird, desto höher steht der Mensch als gebildetes Wesen.

So ist Hunger die wohlthätigste Gottheit der Menschen. Aber wehe uns, wenn wir gegen sie gottlos werden! Der unbefriedigte Hunger wird bald zur heulenden Hyäne, zur wüthenden Flamme, die Alles niederbrennt und frißt, was edel und gut ist im Menschen. Dann wird Hunger der Stachel zum Verbrechen, dann schleicht er durch dunkle Gassen und lauert als Dieb und lungert als Mörder. Schiffbrüchige Seeleute, im gebrechlichen Boote wochenlang auf dem Meere herumgetrieben, haben endlich unter sich geloost und den das Loos traf, geschlachtet und aufgefressen. Die Geschichte der Hungersnoth ist sogar nicht frei von Beispielen, daß Mütter ihre eigenen Kinder verzehrten.

Weil wir Alle wissen, daß Hunger, wenn unbefriedigt, den Menschen erst sittlich und dann auch körperlich unter den fürchterlichsten Qualen zerstört und mordet, deßhalb ist es die erste und oft einzige Sorge, sich mit Mitteln gegen ihn zu versehen, deßhalb wirkt er als die wichtigste Triebkraft zur Arbeit, zur Civilisation. Was ist nun aber eigentlich Hunger? Wie und womit wird er am besten befriedigt? Die erste Frage könnte seltsam erscheinen, da gewiß Jeder in seinem Leben mehr oder weniger Hunger gefühlt hat. Und doch weiß ihn gerade die eigentliche Wissenschaft nicht zu erklären. Es weiß nämlich Niemand die Frage: „Durch welche Vorgänge in unserm Körper entsteht das Gefühl des Appetits, die Gier des Hungers, die Qual des Heißhungers, die Marter des Verhungerns?“ wissenschaftlich zu beantworten. Etwas Anderes ist's mit den Ursachen des Hungers. Hier wissen die Physiologen genau Bescheid. Und da diese Ursachen zu den wichtigsten Bedingungen unserer Ernährung und somit zu den Quellen aller Gesundheit führen, wollen wir sie uns etwas genauer ansehen.

Hier müssen wir uns vor Allem deutlich machen, daß alle Theile des menschlichen Körpers aus bestimmten und verschiedenen Gefügen und Geweben bestehen. „Gewebe“ ist ein ganz strenger Ausdruck in der Physiologie. Man bezeichnet damit wesentliche, für jeden Körpertheil unentbehrliche, von einander unterschiedene und doch zu Einheiten in einander gefügte Bestandtheile der einzelnen Organe im Körper, die von der Natur je für die verschiedenen Zwecke des Lebens eigenthümlich zusammengefügt sind, so daß die kleinen Fäden und Fäserchen derselben wie in einander gewebt erscheinen. So besteht das Herz, mit bloßen Augen angesehen wie ein einziges Stück Fleisch erscheinend, aus Muskel-, Binde-, Nerven- und Fettgeweben. Jedes dieser Gewebe hat in dem Herzen dieselben Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten, wie in jedem andern Körpertheile, worin sie vorkommen, just wie etwa ein Schiff in jedem Theile, worin Holz, Hanf, Pech, Eisen, Kupfer u. s. w. vorkommen, eben je aus Holz, Hanf, Pech, Eisen oder Kupfer bestehen bleibt, obgleich das Holz hier als Ruder, dort als Deck oder Mast dient, oder das Eisen hier in Form eines Ankers, dort als Kette oder Nagel. Holz bleibt überall Holz, Eisen überall Eisen in dem ganzen einheitlichen Bau des Schiffes.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Landwirthschaftliches.

Der Einfluß der Hörner auf die Milch der Kühe ist noch nicht genug gewürdigt. Umsichtige Landwirthe, welche Milchkühe kaufen, wählen stets solche aus, die feine und kleine Hörner haben, weil diese in der Regel die besseren sind. Auf diese Erscheinung fußend, hat man Versuche gemacht, den Kühen die Hörner abzunehmen, und der Erfolg hat bewiesen, daß die Voraussetzung richtig war. Die hornlosen Kühe gaben bei gleichem Alter, gleichem Futter ꝛc. 18—19 Liter, ja 14 Tage nach dem Kalben 24½ Liter Milch, während die mit Hörnern nur 12—13 Liter gaben, also im Mittel 3—4 Liter weniger täglich. Die Zeit, während welcher die Kuh im Jahre Milch gibt, zu 238 Tagen gerechnet, würde die Mehrproduction an Milch der Kühe ohne Hörner mindestens 700 Liter oder 465 Maas betragen. Dabei hat sich gezeigt, daß die Milch von hornlosen Kühen reicher an Rahm und Käsestoff ist, als die andern. Endlich zeigen die Thiere, bei denen man das Wachsthum der Hörner unterdrückt, viel zahmere und sanftere Naturen (Milch der frommen Denkungsart) als die anderen, was sie wieder empfänglich für die Mastung macht.

Lesefrüchte.

Das materielle Wohlsein im Hause, die sichere Behaglichkeit in den eigenen Räumen sind die ersten Bedingnisse zu einem glücklichen und innigen Familienleben.

Gemeinschaftliche Leiden knüpfen zwar die Herzen fester an einander, aber davon sind Mangel und Schulden ausgenommen. Sie machen die Herzen kalt.

Verschiedenes.

Ein Beitrag zur Makrobiotik (Kunst, lange zu leben). In Pariser Blättern war vor Kurzem folgende Annonce zu lesen: „Jeder, der zu erfahren wünscht, wie man ein hohes Alter erreichen kann, schicke 50 Cent. in Postmarken an N. N. in Paris. Mit umgehender Post wird er eine untrügliche Anweisung erhalten.“ Es sollen sehr viele Einsendungen erfolgt sein, aber keiner der Anfragenden hat die erhaltene Antwort weiter gemeldet, bis es einem Millionär einfiel, daß es doch eine sehr unangenehme Sache sei, früh sterben zu müssen. Er schickte seine 50 Cent. ein und veröffentlicht jetzt zum Wohle der Menschheit die Antwort: „Lassen Sie sich zum Mitgliede der Academie française ernennen. Die Academiker werden alle sehr alt. Es gibt jetzt 17 darunter, deren Alter zusammengerechnet 1300 Jahre ergibt. Es sind dies die Herren Viennet, 87 Jahre; Segur, 83; Barante, 82; Dupin, 80; Lebrun, 79; Guizot, 77; Broglie, Lamartine, Villemain und Berrier, jeder 74; Pongerville und Cousin, jeder 72; Patin, 71; Flourens, 70; Mignet, 68; Thiers und Remusat, jeder 67 Jahre. Außer dem unschätzbaren Vortheil, alt zu werden, kommen Sie als Academiker auch noch in Bezug eines Gehaltes von 1500 Frcs. jährlich.“

Ein verabschiedeter Liebhaber wurde gefragt, wodurch er seine Geliebte verloren habe? — „Darum,“ war die Antwort, „daß ich ihr so viel schmeichelte, bis sie endlich dadurch so stolz wurde, daß sie mich gar nicht mehr ansah.“

Eine bejahrte, ziemlich eitle Dame, die sich malen ließ, fragte ihren Maler so lange, ob sie recht sitze, daß er ihr endlich ganz verdrossen zur Antwort gab: „Nein, gnädige Frau, Sie sind verrückt.“

Charade.

Es ist des Ersten Segen,
Der uns durch's Zweite nährt,
Es ist der Schuß des Ganzen,
Wo man nichts mehr begehrt,
Nicht Trank und auch nicht Speise,
Wo Ruh und Frieden währt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kraußhüller jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 147. Donnerstag, den 8. December 1864.

Der Notär in der Falle.

(Fortsetzung.)

Endlich rückte er heran, der hochwichtige Tag, und Luisens Herz zitterte in freudigem Bangen. Es waren Hochzeitgäste, welche am Abend vor demselben stark den Barometer mißhandelten und alle Augenblicke sagten: „Wenn wir morgen nur schönes Wetter haben, aber es wird kaum sein.“ Allerdings machte der Himmel trübe Miene, und alle Regenzeichen waren so sichtlich da, daß man vergeblich gegen sie ein Auge zuzudrücken versuchte. Luise dachte weder an Barometer, noch an Regen, noch an Sonnenschein, das kümmerte sie all nichts, wenn es nur bald fünf Uhr früh geschlagen hätte, um welche Stunde man abfahren wollte. Frau Spendvögtin war auch aufgestanden aus Angst wegen Luisens Vergeßlichkeit, sie wäre im Stande, das Hemd über den Rock anzuziehen und die Nachthaube auf dem Kopf zu behalten, hatte sie gesagt. Die Tante hatte nicht Unrecht. „Marei,“ sagte sie zu der Magd, „geh' mit, sonst läuft sie zum Bernthor statt zum andern, und wart', bis sie wirklich in der Kutsche sitzt, sonst setzt sie sich hinten auf's Brett oder vornen auf den Bock. Wie es den ganzen Tag gehen soll, das weiß der himmlische Vater, ich darf nicht daran denken. Wenn Du nicht so mager wärest, so hättest müssen zu Ader lassen, und bessert es nicht, so muß es mir wenigstens geschröpft sein.“ Der Regen kam bachweise vom Himmel, aber das kümmerte Luise hell nichts; so tapfer war die alte Garde nicht aus Rußland marschirt, als Luise an diesem Morgen durch Dick und Dünn. Auf dem Sammelplatz machten alle Ankommenden grämliche Gesichter, und so Mancher, als kam, sagte: Es regnet. Bei Jedem ging das Verweisen von Neuem an, ob es den ganzen Tag regnen, oder am Mittag eher am Abend das Wetter sich aufheitern werde? Luise allein hatte heute zum ersten Male etwas Ausgezeichnetes, sie machte ein glückliches Gesicht, jammerte über den Regen nicht, zuckte beständig, wenn sie reden wollte, mit den Füßen, als setzte sie zum Tanzen oder Hüpfen an, und sagte gewöhnlich, das Wetter dünke sie nicht so schlimm, und sei man einmal in der Kutsche, so merke man es nicht, regne es oder scheine die Sonne. Da trat ein schön geputzter Herr an sie und sagte: es sei schön von ihr, daß sie den Muth nicht verliere, und wenn es regne, sei man eigentlich viel heimeliger beisammen. Es freute ihn, ihre Bekanntschaft zu machen, er hätte die Ehre, Brautführer zu sein. Ach Gott! wie dies Wort Luise durchzuckte, und wie sie plötzlich ihre Augen aufschlug und in das Gesicht sah, welches dieses Wort gesagt hatte! Es war ein schönes, glattes Gesicht, roth und weiß mit blauen Augen, langer Nase, süßem Lächeln, verziert durch ein blondes Schnäuzchen, welches etwas schamhaft unter der langen Nase durchkroch. Das Halstuch war wohl eng gezogen, die Figur steif, spitz standen die Ellbogen hinten aus, die Arme hatten sich aus langer Uebung die rechtwinklige Haltung angewöhnt.

Der Herr war nämlich mehrere Jahre mit dem Hochzeiter-Subject in einer Amtschreiberei auf dem Lande gewesen, hatte sich endlich nach zehnjähriger Lehrzeit zum Notär aufgeschwungen und wollte sich als solcher in dem Städtchen setzen, wo sein Freund einstweilen noch Substitut, sogenanntes

Subject war. Es schien Luise, als hätte sie solche Holdseligkeit und Schönheit noch nie in einer Menschengestalt vereinigt gesehen, sie fand kaum den Muth zur Antwort, lispelte endlich noch einmal so leise, als sie sonst zu reden gewohnt war. Ihr Herz war so voll Seligkeit, daß es ihr bis vor die Luftröhre kam, denn nicht bloß das Reden, auch das Athmen ward ihr schwer. Endlich, eine Stunde später, als angesagt war, nachdem man Boten nach allen Windgegenden ausgesandt, die Kutscher sich fast die Zungen aus dem Munde gesucht hatten, kam der Letzte angerannt. Es war auch ein Subject, es trug das Halstuch noch in der Hand; es hatte sich erstlich verschlafen, zweitens sich zu lang mit dem Kamm versäumt und schließlich ob dem Wichsen der Stiefel, welche nie glänzend werden wollten. Er hatte vor wenig Tagen sie mit Fett eingeschmiert, weil er bei schlechter Witterung an eine Steigerung mußte, jetzt wollten sie ihr Angesicht nicht bald wieder ändern, waren conservativer als viele Menschen. Das gute Subject weinte fast aus Angst und Zorn über dieses verfluchte conservative Wesen. Und in der That, es hatte Recht. Was hilft es, wenn man mit dem Kopf radical ist, ihn dreht, je nachdem von Oben geblasen wird, und die Stiefel bleiben conservativ, sind es doch am Ende die Beine, mit welchen man seinen Weg machen muß. Nun konnte man endlich an das Einpacken gehen, was gewöhnlich bei derlei Auslassen ein schwer Stück Arbeit ist, weil man sich die Kutschen zu weit, die Menschen zu dünn gedacht. Nun, wenn man recht stößt und drückt, der Kutscher mit grimmigem Gesichte nachhilft, fluchend, man versprenge ihm den Kasten, findet am Ende doch Jedes sein Plätzchen und der Kasten springt nicht. An einem solchen Tage leidet und duldet Jedes gern, und die zarteste Tochter schreit nicht, wenn ihr ein Herr schon halb auf dem Schooße sitzt. Ja, wahrschafte Töchter nehmen freiwillig schmächtige Freundinnen auf den Schooß, wenn sie Gefahr laufen zu ersticken. Und je gepreßter man sitzt, die Kutsche gerade aussieht, wie eine Häringstonne; desto mehr rühmt man, wie heimelig man sich befinde und wie man es nie besser wünsche. Etwas Molest entsteht freilich noch, wenn die Damen gnädig sind und den Herren das Rauchen erlauben; vielleicht mit dem Beisatz, sie lebten erst recht, wenn sie Rauch röchen; es dünke sie, ein Herr sei kein Herr, wenn er nicht rauche. Blonderdings wohl stehe Pfeife oder Cigarre einem männlichen Gesichte. Was das kostet, bis in dieser Presse die Herren das Rauchzeug bei der Hand haben! Was das für ein Winden und Biegen und Strecken ist, und ohne weibliche Nachhülfe käme man doch nicht zu Stande. Und wenn man es endlich bei der Hand hat, so ist noch kein Feuerzeug da, und was da Alles verwunden werden muß, bis man endlich zu Feuer und endlich zu Rauch kommt, hat gesehen, wer mal dabei gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Hunger und Nahrung.

(Schluß.)

Diese Gewebe sind natürliche Fabrikate jedes lebendigen Körpers und die Wissenschaft davon — die Gewebelehre (wofür ganz Gelehrte „Histologie" sagen) — noch ziemlich neu und ungemein wichtig. Diese Gewebe, aus welchen jeder einzelne Körpertheil besteht, sind gleichsam die Millionen und aber Millionen Fäden, in welchen und durch welche die Electricität und das Feuer des Lebens immerwährend hin und her blitzt und brennt. Das kostet Hitze, die Hitze kostet Brennmaterial. Das Brennmaterial in uns besteht aus Dem, was wir gegessen und getrunken haben, was verdaut, Blut und Gewebe geworden ist. Die Gewebe werden durch das Lebensfeuer fortwährend verbraucht und verbrannt und müssen aus den Nahrungsmitteln und dem Blute ununterbrochen erneuert, ergänzt werden. Dieses beständige Verbrauchen und Verbrennen der Stoffe, aus denen wir bestehen, und deren fortwährender Ersatz oder Wechsel ist der Stoffwechsel oder das natürliche physische Leben selbst, aber freilich noch nicht das ganze Leben überhaupt, so sehr es auch manche Gelehrte behaupten. Es steckt noch manch' Geheimniß dahinter, darunter und darüber. Der thierische Mensch mag in seiner „pöbelhaften Gesundheit" allerdings blos

Digitized by Google

ein „Stoffwechsler“ sein, wie mancher Bankier blos Geldwechsler und sonst gar kein Mensch ist; aber wie es noch keinem Körpergelehrten mit den schönsten Gläsern und Instrumenten je gelang, die geheimnißvollen electrischen Drähte der Nerven; durch welche wir sehen, hören, schmecken, riechen, fühlen, empfinden und wissen, bis in ihre Enden und Ausläufe zu verfolgen, so ist natürlich auch noch Niemand bis in die eigentlichen Tiefen und Endpunkte des Lebensgeheimnisses eingedrungen. Und das ist uns just recht lieb. Es wäre ebenso langweilig als gemein, ganz genau zu wissen, wo Alles anfängt und wo Alles aufhört. Vielleicht ist's von da an, wo unser Wissen und Sehen für jetzt aufhört, erst recht schön, wie hinter Bergen, an denen wir noch so häufig als Ochsen stehen.

Was Hunger und dessen Stillung betrifft, so ist die Sache leicht aus dem „Stoffwechsel“ zu erklären. Der lebendige Körper gibt just durch die Vorgänge, welche das Leben ausmachen, fortwährend seine einzelnen Theile der Zerstörung hin, wie das Feuer im Ofen das Holz, von dem es sich nährt, in Asche verwandelt. So viel brennendes Holz, so viel Hitze; so viel Verbrauch der Lebensgewebe, so viel Zerstörung der Lebensthätigkeit. Man kann nicht einen Finger bewegen, nicht einen Gedanken fassen, nicht mit den Augen blinken, ohne jedes Mal Etwas von unserer Körpermasse dazu zu verbrauchen. Wenn man auf das Feuer, das im Ofen brennt, nicht dann und wann frisches Brennmaterial legt, wird es bald schwach und geht endlich aus; und wenn unsere Körpermasse, die durch das Leben darin fortwährend verbrennt, nicht zuweilen mit frischer Nahrung versehen wird, sinkt das Leben und verlischt endlich.

Hunger ist der Instinkt, der Trieb, der uns mahnt, den ausgebrannten Ofen des Lebens, den Magen, wieder zu füllen. Aber die Leere im Magen macht noch nicht selbst den Hunger aus. Man kann ganz ausgehungert sein und durch eine plötzliche Leidenschaft, Schreck, Aerger, Zorn, Freude allen Appetit verlieren. Und dann wird Brod oft Tod. Im Aerger und Zorn kann dem vorher Hungrigsten die beste Mahlzeit zum Gift werden. Wahnsinnige essen acht Tage lang nichts und fühlen keinen Hunger. Auch kann derselbe durch Tabak, Spirituosen, Opium und andere nahrungslose Mittel gestillt werden. Mangel an Nahrung ist daher nur die ursprüngliche, nicht die nächste Ursache des Hungers.

Es ist nun verständlich, warum der Regel nach das Gefühl des Hungers mehr oder weniger oft wiederkehrt. Das Lebensfeuer hat keine Lust zu verlöschen, es schreit nach Nahrung. Junge Geschöpfe verlangen öfter Nahrung als ältere, Vögel und Säugethiere häufiger als Gewürm und Fische. Die Riesenschlange speist alle Monate ein Mal und kann wohl Jahre lang fasten; junge Kaninchen und Meerschweinchen knubbern und knuspern zwanzig Mahlzeiten den Tag. Außerdem hat die Wärme viel Einfluß. Kälte macht warmblütigen Geschöpfen mehr Appetit, kaltblütigen weniger. Letztere hören mit Eintritt des Gefrierpunktes meist fast ganz auf zu leben und zu genießen. Dasselbe geschieht mit den Warmblütern während ihres „Winterschlafs“, weil während dieser Zeit fast alle Lebensthätigkeit aufgehoben ist und nur ein Fünkchen fortglimmt, das erst die Frühlingssonne wieder anfacht. Während dieser Zeit steht auch die Verdauung ganz still. Ein Naturforscher fütterte Eidechsen zu Anfang des Winters und öffnete während desselben einige. Was sie verzehrt, lag unverdaut im Magen, und andere, die im März noch lebten, brachen ihre Nahrung aus, wie sie sie im November verschlungen, ohne eine Spur von Verdauung. Ein dänischer Naturforscher schlug deßhalb einmal vor, man solle Menschen, die nichts zu leben hätten, durch Kälte einschläfern. Sie würden dann unversehrt liegen bleiben, bis man sie brauche und wieder aufthaue. Eine wohlfeile Art von Armenhäusern!

Wir werden sehen, wie traurig, ja entsetzlich die Wirkungen des Hungers werden können. Und der lebenslängliche, auf alle Tage ausgedehnte Hunger, an welchem mehr Menschen leiden, als wir glauben, ist zum größten Theile Schuld von freiheitbeschränkenden Staatseinrichtungen. In jedem richtigen Staate müßte das Gesetz Mosis: „Nun aber soll kein Bettler unter Euch sein,“ den ersten Paragraph jeder Verfassung bilden.

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

Chlorsaures Kali hat sich als ein vorzügliches Mittel gegen Zahnschmerz bewährt. Man legt kleine Körnchen dieses Kali, das in jeder Apotheke für 2 kr. in mehr als hinreichender Menge zu haben ist, in den schmerzhaften hohlen Zahn, oder wenn dieser nicht im Unterkiefer ist, so kann auch eine Auflösung von einem Theile des Salzes in 20 Theilen Wasser als Mundwasser gebraucht werden. Wenn der Schmerz nicht in einer Knochenhautentzündung der Zahnwurzel beruht, so wirkt das Mittel sicher und fast augenblicklich.

Lebensphilosophie.

Welch ein Glück, im freudigen Vertrauen,
Frommer Unschuld zu dir aufzuschauen,
Der des Weltalls hohe Ordnung lenkt,
Im Gebet zu dir sich zu erheben,
Nicht vor deinem Richterstuhl zu beben,
Wenn die Seele süßerstaunt dich denkt!

Religion, welche Form sie auch habe, ist als Unterpfand eines höhern Lebens eine unerläßliche Bedingung des menschlichen Daseins. Sie ist die beste Führerin durch das Leben, die beste Leiterin in frohen Tagen, die beste Tröſterin im Unglück.

Verschiedenes.

(Der Scherz als Eheprocurator.) Der Dichter Berthold Auerbach in Berlin schrieb jüngst einem Königsberger Freunde, der sich gerade viel mit der Literatur Moses Mendelssohn's beschäftigt, ein noch unbekanntes originelles Geschichtchen aus dem Leben desselben, das wir unsern Lesern in Kürze mittheilen wollen. Es handelt sich um die Frage, wie kam der verwachsene bucklige Mendelssohn zu seiner reichen und schönen Frau, der Hamburger Kaufmannstochter Gugenheim? Antwort: durch einen geistreichen Scherz! Auf seiner Durchreise nach Wolfenbüttel zu seinem Freunde Lessing lernte der Berliner Philosoph in Hamburg den Banquier Gugenheim und dessen hübsche Tochter kennen, welche Beide ihn längst verehrten und hochschätzten. Auf der Rückreise gestand ihm der Vater offen, daß er lange Zeit den innigsten Wunsch gehegt, durch Heirath mit ihm verwandt zu werden; daraus könne jetzt leider nichts werden, da seine Tochter kein großes Behagen an seinem häßlichen Buckel finde, und setzte hinzu: „Sie werden sich als weiser Mann schon über die Abneigung meines Kindes zu trösten wissen!“ Lassen Sie mich sie noch ein Mal sprechen, um von ihr Abschied zu nehmen, sagte Mendelssohn und begab sich mit des Vaters Einwilligung vom Comptoir zur Tochter hinauf. Beim Eintritt stürzte ihm dieselbe in großer Aufregung mit der Frage entgegen: „Sagen Sie mir offen, Rabbi, glauben Sie, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?“ „Ja“, erwiderte Mendelssohn, „so oft ein Knabe geboren wird, wird ihm im Himmel seine zukünftige Gattin gezeigt. Und wollen Sie auch wissen, wie es mir ergangen? Als ich geboren werden sollte, wurden Sie mir im Himmel als meine zukünftige Gattin, von einem garstigen Buckel verunstaltet, zugewiesen. Allmächtiger Gott, rief ich, die schöne Gugenheim mit einem Höcker behaftet! Wie wird sie den ertragen? Mir, mir gib ihn, himmlischer Vater, und nimm ihn ihr ab! Der Herr erbarmte sich Ihrer und ertheilte mir die „häßliche Bürde.“ Gerührt stand Fräulein Gugenheim auf, gab Moses Mendelssohn einen Kuß und feierte bald ihre Verlobung mit ihm.

Ein Gast bei Tisch ist oft der Leim und Kitt zwischen zwei grollenden Eheleuten. Der Anstand gebietet, daß man höflich beisammen ist und ißt; eine Aussöhnung fehlt dann selten. Probatum est!

Auflösung der Charade in Nro. 148:
Gottesacker.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Bäßler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 148. Samstag, den 10. December **1864.**

Der Notär in der Falle.

(Fortsetzung.)

Am Ende geht es uns in diesem eigenthümlichen Preßzwang, wenn man nämlich weder Gift oder Ungeduld im Gemüth hat, wie in manch anderm Zwang, er scheint sich allmählig zu erweitern, es wird uns behaglicher und zuletzt ist es uns sogar leid, wenn wir an Ort und Stelle sind und wieder ausgepackt werden sollen. Das ist nun wieder mit Beschwerden verbunden, indessen alle Glieder sind ganz geblieben, sogar die Haut, und wenn sie schon starke Eindrücke empfangen hat, wer sagt uns, daß starke Eindrücke immer unangenehm sind? Freilich, die Garderobe der Damen ist nicht mehr ganz so frisch, sieht gerunzelt aus wie alte Zigeunergesichter. Indessen die Damen geben schon nicht mehr so viel darauf, die sind überzeugt, die im Wagen entfaltete Liebenswürdigkeit bedeckt unendlich viele Falten, und mit Hauchen und Dämpfen kann man viel nachhelfen, Krummes gerade machen, Zerknittertes wieder blank. In unendlichem Glück war Luise neben dem Notär gesessen, die ganze Fahrt war ihr ein himmlischer Augenblick. Sie ahnete, wie vor Gott 1000 Jahre wie ein Augenblick sein können, jetzt da vier Stunden neben einem Notär zu einem Moment zusammenflossen. Nun, wie es bei einer Hochzeit vor dem Kirchengehen zugeht, weiß Jedermann. Es ist der zweite Aufzug des Schauspiels, welches bei'm Einsteigen aufgeführt wurde, es ist eine respective Unordnung. Die Einen kommen nie zum Frühstück, die Andern kommen nie davon, man wird nie fertig. Der Sigrist würde aus der Haut fahren, wenn nicht die Neugierde, wie groß das ihm gespendete Trinkgeld sein würde, ihn zurückhielte. In der Kirche ging's ebenfalls wie üblich; einige Freundinnen der Braut weinten, die Freunde des Bräutigams dagegen blieben hölzern und unempfindlich, woran aber weder die Kirche noch der Pfarrer schuld sind. Von wegen, jaget Kameele, Büffel, Bisonochsen, Elephanten, ja Rhinozeroße und Giraffen in eine Kirche und laßt einen Pfarrer beten und predigen, so streng er mag: weder Giraffen, noch Rhinozeroße, noch Elephanten, noch Bisonochsen, Büffel, Kamele und anderes Hornvieh wird was Anderes denken, als wenn es nur wieder 'raus wäre, und nichts Anderes im Auge haben als das Loch, wo es hinein kam, und wenn das nicht mehr sichtbar ist, nach einem andern spähen, wo es wieder 'raus kann. Luise war unter den Weinenden, ihr Schnupftuch wurde ganz naß, aber es waren selige Thränen, sie rieselten ganz weich und warm über die Wangen nieder. Der Notär dagegen weinte nicht, aber er machte einen steifen Hals und gab genau Acht, ob Alles pünktlich nach Gesetz und Propheten vor sich gehe, nicht irgend ein Formfehler passire, daß er hinten drein sagen könne: die Sache sei zwar vorbei, aber wenn er wollte, er könnte den Pfaffen ringgeln, daß ihm die Schwarten wehe thäten, er möchte es aber seinem Freunde nicht zu Leide thun und dessen Frauchi, die könnten ihn dauern. Der Notär war von Natur eine ganz gute Seele, d. h. eigentlich eine gute Haut. Ob er eine Seele hatte, das wissen wir nicht. Wenn er eine hatte, so bestand sie hauptsächlich in dem eminenten Vermögen, ein Gstätzlein nachzupfeifen und zwar ununterbrochen, so lange, bis man ihm wieder ein anderes vorpfiff.

Digitized by Google

Wahrscheinlich hatte sie ein ähnliches Eingericht wie trompetende Tabaksdosen oder Kasten eines Leiermannes. Nun, Alles auf Erden geht zu Ende, selbst die Zeit, in welcher gepreßte Helden des Zeitgeistes und hölzerne Subjecte in der Kirche sein müssen. Aus dicken Wolken strömte dicker Regen nieder, aber eben das war wieder unaussprechlich schön und heimelig. Nun kam der Herr Notär in seiner unaussprechlichen Holdseligkeit, verbeugte sich, so schön er konnte, nahm Luise nicht bloß untern Arm, sondern auch unter seinen Regenschirm und zog dicht hinter dem Ehepaar mit ihr davon. Das war schön, und was das für Gedanken gab! Aber nicht bloß das war schön, sondern der Notär entfaltete eine Sorglichkeit und Höflichkeit, welche Luise nie erlebt hatte. Er trat ihr nicht bloß nie auf die Füße, sondern er leitete sie sogar auf die besten Stellen des Weges; er hielt sie nicht bloß nicht unter der Traufe seines Regenschirms, sondern er gab sich wirklich Mühe, sie trocken zu erhalten, so daß seine linke Seite ganz naß wurde, was zu einem edlen Wettstreit fortdauernd Anlaß gab und welchen der Notär mit so schönen Manieren und Redensarten führte, daß Luise ein Mal über das andere denken mußte, die würde er bloß von den Engeln im Himmel erlernt haben, ja gar Angst und Zweifel kriegte, er könnte plötzlich Flügel bekommen und ihr davon fliegen sammt dem Regenschirm als ein wirklicher Engel. Zwischen der Kirche und dem Essen ist für Viele eine langweilige Zeit, man weiß gar oft nicht, was miteinander machen, besonders wenn man früh aufgestanden und der unterdrückte Schlaf seine Rechte geltend macht, wie ein ungestümer Unterthau. Ach! und es schien keine heiße Sonne, in welcher man spazieren, in welcher, was hölzern war, Feuer fangen konnte. Aber man weiß sich zu helfen, man spielte, da die Geiger noch nicht da waren, Blindemaus im Saale und Versteckens im ganzen Hause, man amüsirte sich herrlich; absonderlich Luise, welche der Notär immer sorglichst geleitete, sie schützte, die besten Verstecke zu finden wußte, und Alles so zart, so zart, daß Luise immerfort denken mußte: Ach, das ist Einer, das ist Einer!

Ach, und das: Ach, das ist Einer, das ist Einer! mußte Luise selben Tages sich noch viel hundert Mal wiederholen. So artig und so zart war noch nie Einer neben ihr gesessen, als der Notär, und noch nie hatte Einer so artig und so zart für alle ihre Bedürfnisse gesorgt. Luise konnte ihm gar nichts abschlagen, aß noch ein Mal so viel, als sie sonst pflegte, und trank mehr als ein Schlücklein über das gewohnte Maaß. Dies hatte den glücklichen Erfolg, daß Luisens Stimme sich kräftigte, so daß der Notär sie wirklich, ohne die Hände hinter den Ohren zu halten, verstand. Nun erst ging die Seligkeit an, d. h. Gespräche sinnig, tief und hehr, wo der Notär Grundsätze zeigte, ach ganz herrliche! wie Luise nie gesehen. Seine Seele war ganz feurig und zwar freisinnig-feurig, und so freisinnig-feurig, wie er war, wollte er die ganze Welt machen, dann erst sei man glücklich und frei und habe die rechte Religion. Die Religion sei das Höchste, aber ganz freisinnig müsse sie sein; wenn sie nicht freisinnig sei, so sei sie das Unglück der Welt und beraube die Menschen der höchsten Güter. Das habe man erfahren, und jetzt wolle man die Menschen glücklich machen, und nicht bloß einige, sondern alle, alle. „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!“ so rief der Notär begeistert, und Luise wurde roth und auch feurig im Herzen. Eine Andere wäre eifersüchtig geworden auf die Welt, mit welcher sie einen Kuß theilen sollte, hombopothischen Küssen früge sie nicht viel nach, würde sie gesagt haben. Luise war nicht so, sie war ganz glücklich mit ihrem 1000 Millionstel-Theilchenkuß und seufzte: Ach, welch herrlicher Mensch, für eine bessere Welt geboren! Und als es erst an's Tanzen ging, wie war es da Luise? Es war ihr, wenn sie mit dem Notär tanzte, als ob zwei Engel durch den Aether schwebten. Er ragte über sie empor, trug den Kopf nach hinten und schloß halb die Augen, wie ein Engel, der in seliger Verzückung gen Himmel fahren will. Ungestört konnte Luise zu ihm aufsehen, ungestört trinken die Wonne seines Anblickes; er sah es nicht, er störte sie nicht, sie konnte träumen, wie der Boden weiche und sie auf Fittigen leise schwebten zu den Sternen

Digitized by Google

empor, die in seligen Räumen wohnen. Aber Alles nimmt ein Ende auf der Welt, der glücklichste Tag verrinnt dem unglücklichsten gleich. So ging es auch diesem Tage, die Geiger mußten verstummen vor dem Fluchen der Kutscher, die keinen Augenblick mehr warten wollten, mit Fortfahren drohten; wer nicht mitkommen wolle, könne in's Teufels Namen da bleiben. Nun, es blieb noch das Heimfahren, und das ist manchmal das Schönste von Allem, der Punkt auf dem J. Die Herzen sind weich geworden, die Sehnsucht ist groß geworden, die Zungen lösen sich, mit traulichen Geständnissen macht man sich glücklich, verewigt den glücklichen Tag.

(Fortsetzung folgt.)

Der zu erwartende Winter im Jahre 1865.

Mathieu de la Drome, dem französischen Meteorologen, gebührt das Verdienst, für die Berechnung der zu erwartenden Witterungsverhältnisse aus den vorangegangenen Beobachtungen zuerst mathematische Formeln aufgestellt zu haben, wodurch seine Vorhersagungen eine wissenschaftliche Grundlage erhalten und nicht mehr bloße Phantasien und vage Prophezeihungen sind. Bereits haben Mathieus Witterungs-Nachrichten viele Menschen, welche sich danach richteten, vor großem Unheil bewahrt.

In Bezug auf das nächste Frühjahr sagt Mathieu einen Winter voraus, welcher an Kälte alle übertrifft, von denen man seit historischen Zeiten Kenntniß hat. Obgleich bereits im Januar eine mächtige Schneedecke die Felder beschützen wird, soll doch die Kälte bis Ende März beständig zunehmen und das Thermometer während langer Zeit einen so tiefen Stand behalten, wie solcher im mittlern Europa noch nie Statt gefunden. Gegen den 15. März wird die Kälte so groß sein, daß sämmtliche Gewässer bis auf den Grund gefrieren dürften und das Vieh in den Ställen sorgfältig verwahrt werden muß, um nicht zu erfrieren.

Sehen wir, welchen Fingerzeig uns in Beziehung hierauf die Astronomie gibt, deren Berechnungen nie täuschen. Bekanntlich besteht unsere Sonne aus einem festen, dunkeln und verhältnißmäßig kalten Kern, welcher von einer, Licht und Wärme in hohem Grade ausstrahlenden Hülle umgeben ist, die sich um den Kern in rotirender Bewegung befindet. In dieser Umhüllung befinden sich an verschiedenen Stellen Oeffnungen, durch welche hindurch wir, wenn sie der Erde zugekehrt sind, den dunkeln Sonnenkörper erblicken. Diese Oeffnungen erscheinen dem Beobachter auf der Erde deßhalb als schwarze Flecken, weßhalb wir sie auch mit dem Namen „Sonnenflecken" bezeichnen. Wenn sich von diesen Flecken zu gleicher Zeit mehrere der Erde zugekehrt finden, wird dadurch die Wärme und Licht ausstrahlende Oberfläche der Sonnenhülle vermindert, was sich bei uns durch eine merkliche Abnahme der Temperatur bemerklich macht. — Ein solcher Fall tritt in den Monaten Februar und März 1865 ein, und zwar wird gerade dann die Zahl der Sonnenflecken ungewöhnlich groß sein. — Diese Berechnungen sprechen also bis zu einem gewissen Grade, von Seiten der Astronomie, für die Wahrscheinlichkeit der meteorologischen Voraussetzungen des französischen Beobachters.

Landwirthschaftliches.

(Amerikanische Art der Benützung des Unkrautes.) In der Provinz Louisiana (Nordamerika) bereitet man auf folgende Weise einen kräftigen Dung daraus: Das grüne Kraut wird in 4 Zoll hohen Schichten ausgebreitet und ungelöschter Kalk dünn darüber hingestreut. Mehrere solche Schichten aufeinander gebracht und mit Rasenstücken belegt, verbrennen zu einer Asche, deren Dungkraft erstaunlich ist. Ohne Decke könnte das Kraut sich zu Flammen entzünden. Statt der Rasen kann Erde angewendet werden

Verschiedenes.

(Poetische Warnung.) Eine solche kann man in einem vielbesuchten Berliner Garten lesen; sie gilt besonders der raublustigen Jugend und lautet:

Digitized by Google

„Die Ihr diesen Garten besucht,
Reißt nichts ab, nicht Blume und nicht Frucht;
Bedenkt, daß Adam einen Apfel nur genommen
Und deßhalb aus dem Paradiese gekommen!“

In der Nähe von Paris (Villeneuve-Saint-George) ist eine Bierbrauereischule (Brasserie école) errichtet worden. Dieselbe will jährlich 7—8000 Hektoliter Bier brauen. Sie steht unter zwei deutschen Brauern, Müller aus Karlsruhe und Kaiser aus München. Sie besitzt ihr eigenes Laboratorium und werden u. A. auch volkswirthschaftliche Vorträge gehalten.

Noe und der Wein.

Der Sündfluth Wassernoth
Grub Gram in Noes Herz;
In bitterm Weh' fast todt
Schrie er zum Herrn aufwärts:

„Hilf Du! mir wird so schwer
In dieser öden Welt;
Ach, send' vom Himmel her
Balsam, der Muth mir hält!“

Es floß im Paradies
Ein Lebensquell wie Gold;
Und ihm entströmet süß
Vergnügung, Lust, Lieb hold.

„„Der Mensch soll trinken denn
Aus diesem Glücksquell,“
Sprach Gott; „„doch, Mensch, erkenn':
Zu viel verdirbt dich schnell!““

Ein Geist, vom Herrn entsandt,
Tauchte' in den Quell den Zweig,
Warf ihn zur Erd'; ihn fand
Des Noes Taub'. — Nun reich

Sich Noe dünkt; ihm träumt,
Daß reif die Traub' erglänzt;
Daß perl'nd der „Edle“ schäumt;
Daß er ihn froh kredenzt.

Träumt fort in Seligkeit
Bis an den Morgen licht.
„Versäumt schon ist viel Zeit!
Den Zweig gesetzt!“ er spricht.

Die Erd' bald „lieb“ ihn trägt;
Ihn feurig küßt die Sonn',
Der Zweig so Wurzel schlägt —
Verwandelnd Thau in Wonn'.

Die Reb' trinkt Mittagsgluth,
Raubt Lieb' aus Himmelsau;
Trinkt Feuergeist und Muth
Aus lindem Abendthau.

Der Herbst steigt nun heran,
Umkränzt mit Rebengrün.
Wer sich nun freuen kann,
Freu' sich im Jubelsinn.

Dem Kelterdruck entquillt
Des Mostes süßer Saft;
Was Noes Herz erfüllt? —
Ein Traum von sel'ger Kraft!

Süß' Traubenblut er trinkt
Und damit Glück in Füll';
Stets Lust im Wein ihm winkt.
„Mit dir ich Sehnsucht still,

„Du Paradiesesschein!
Mit dir ich steig' empor —
Träum' mich in Himmeln ein;
Welch' Liedern lauscht mein Ohr!“

So ward Erd' — Himmel ihm,
Sein Weh — ein süßer Schmerz.
„O Herr! mir nicht mehr nimm
Den Freund von meinem Herz!“

So drückt er ihn an's Herz;
Sein Blick senkt sich in's Naß,
Nun kniet er niederwärts
Und trinkt ihn frisch vom Faß.

Aus Andacht nur verliert
Er sich in seinem Durst;
Drum ihn sein Rausch auch ziert; —
— Wär's anders denn nicht Wurst? —

Sein Beispiel predigt noch
Unwiderstehlich uns.
O Rausch! du-süßes Joch!!
Dir beugt sich Hunz und Kunz.

S.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 149. Dienstag, den 13. December **1864.**

Der Notär in der Falle.

(Fortsetzung.)

Es war Nacht, als man endlich den Befehlen der Kutscher nachkam und in die finstern Kasten kroch, ach! wo es so heimelig war, wo das Gemüth sich entfalten konnte, so schön als es war, so traulich es wollte, die Hände sich drücken konnten, die Herzen sich finden, ungehört und ungesehen von Allen, welche es nichts anging. Alles war so recht, wie es sein mußte, nur leider Eines nicht: die Stimmung der männlichen Bevölkerung, diese unterlag leider dem Zeitgeiste, war nicht sentimental, nicht liebenswürdig, d. h. liebedurstig, sondern patriotisch und freisinnig. Es wurde gesungen und zwar stark, daß man das Rasseln der Wagen, das Knallen der Peitschen nicht hörte. „Ho, ho, ihr Schützenbrüder" und „laßt die Fahnen wehen," das sind Lieder, welche Liebesmucken vertreiben, blutdürstig machen und schlachtensüchtig. Paff, Paff! sagte ein Lied das andere, und wenn man wegen dem Verschnaufen Pausen machen mußte, so brach der Muth in Prosa aus, und absonderlich der Notär erzählte von seinen Heldenthaten, welche er zu verrichten gedachte und wie er sich lieber zu Kraut und Rüben verhacken, zu Pulver zerstoßen ließe, als sich gefangen geben. Schieße man ihm die Beine ab, so stelle er sich an einen Baum und schlage mit dem Säbel drein; haue man ihm die Arme ab, so lade er Flinten und Pistolen mit den Füßen und schieße fort wie's Wetter, oder renne mit dem Kopf die Leute vor die Bäuche; so könne man ganze Regimenter sprengen. Er legte eine Gesinnung, eine Tapferkeit an den Tag, daß es Luise ganz kalt den Rücken auflief, daß sie ausrief ein Mal über das andere: „O nein doch, ach nein doch, schweiget doch, es wird mir weh!" Sie sah ihren schönen Notär schon ohne Beine, ohne Arme, mit dem Kopf im Bauche eines dicken Jesuiten oder eines Oestreichers stecken wie eine Kanonenkugel in einer Mauer. In dieser patriotischen Begeisterung ging jede Privatstimmung unter, wie billig, und diese Begeisterung war so hartnäckig und schwunghaft, daß sie nicht verflog, als man aus dem Wagen stieg, sondern daß sie in immer lichtere Flammen ausbrach, als der Notär Luise durch Dick und Dünn, Nacht und Graus zu ihrer Wohnung geleitete. Er erzählte Luisen, wie er das Vaterland liebe, was er schon alles für dasselbe gethan und noch thun wolle, wenn dasselbe auch noch nichts für ihn gethan hätte. Undank sei der Welt Lohn. Aber es komme doch die Zeit, wo man ihn erkennen werde, er zähle fest darauf, es komme nur darauf an, ob er dann annehmen wolle, was man ihm anbiete; jedenfalls wolle er sich besinnen. „Ach, welch herrliche Gesinnung und wie selten in unsern Tagen!" seufzte Luise. „Sie ist häufiger, als man glaubt," sagte der Notär. „Ich will nicht sagen, daß ganz so wie ich Viele sind, aber unter den Freisinnigen ist im Allgemeinen eine herrliche Gesinnung und Vaterlandsliebe, und wenn man schon begreift, daß das Vaterland nicht Alle auf ein Mal belohnen kann, so darf man doch erwarten, daß es nach und nach geschieht und Unwürdige nicht den Würdigen vorgezogen werden." — „Ach, wie edel!" sagte Luise; „fast wird das nicht mehr geschehen, wir leben ja in einer so schönen Zeit." — „Man kann nicht wissen," sagte der Notär,

Digitized by Google

„aber es ist nicht Alles, wie es sein sollte; es steht Mancher hoch, er that nicht die Hälfte, was ich, für das Vaterland. Aber ich will nicht klagen, ich bin im Stande, mich selbst durchzubringen, was bei Andern nicht der Fall ist, das wird man gedacht haben. Wenn man mich nöthig hat, wird man mich schon finden." — „Ach wie bescheiden," sagte Luise, „wenn doch Alle so wären!" Da standen sie vor der Frau Spendvögtin-Häuschen, und ehe der Notär sich noch gebührend über die Freude ausgelassen, Luisens Bekanntschaft gemacht zu haben, und die Hoffnung ausgesprochen, das Vergnügen zu haben, sie fortzusetzen, ließ von hinten die Stimme der Frau Spendvögtin sich hören, welche heftig schalt über das späte Nachhausekommen. Luise erschrack, der Abschied verwirrte sich, die lieben Worte blieben ihr im Halse stecken, und ehe sie wußte, wie es geschah, war der Notär verschwunden, und sie stand im Kreuzfeuer des Zornes der Frau Spendvögtin. Die schönsten Tage enden gerne mit einem Gewitter. Das erlebte Luise.

Tage vergehen, aber sie hinterlassen oft Eindrücke, welche nicht bloß nicht vergehen, sondern ein eigenes Leben erhalten, wachsen und, als Frucht, ein neues eigenthümliches Dasein bilden. *Luise schwelgte* die ersten Tage in der Rückerinnerung. Wie oft des Tages sie jenen Tag von vornen bis hinten wieder durchlebte, bis Tante Spendvögtin im Hausgang erschien, wissen wir nicht. Aber wenn das Kind einen Weg bis zu einem bestimmten Punkte mehrere Male gemacht hat, so strebt es darüber hinaus, es möchte wissen, wie es jenseits desselben aussehe; das liegt in der Natur. Das lag auch in Luisens Natur. Als sie einige Mal bis zur Spendvögtin gekommen war, so gleichsam das Gitter hinter dem Paradiese, nahm es sie Wunder, was hinter dem Gitter stehe, d. h. was geschehen wäre, wenn die Spendvögtin nicht gekommen wäre. Wie die Kinder thun, that Luise das Gitter nur ganz wenig, ganz leise auf, daß kaum das Mäschen durchmochte, setzte schüchtern einen Fuß hinauf, den zweiten endlich auch, that einige Schritte, und wenn dieser Anfang einmal gemacht ist, weiß man wohl, wie es geht. Es geht Mädchen accurat, wie Mahomed seinen Arabern drohte, daß es ihnen ergehen werde, wenn sie sich unterstünden, Bilder zu machen. Diese Bilder, drohte er ihnen, würden als Schatten sie verfolgen, sich an ihre Fersen heften, Leben und Seele von ihnen fordern, ihnen nicht Ruhe lassen. Pflanzen nun Mädchen Bilder in ihre Herzen, absonderlich von Notären oder selbst bloßen Subjecten, machen diese Bilder fest darin und beschauen sie alle Tage, so werden diese Bilder das Herz schwer plagen; das Herz aber, um der Plage los zu sein, will das Bild, welches es plagt, aus dem Herzen heraus vor Augen haben, lebendig und als sein Eigen, so daß es dasselbe ansehen und behandeln darf nach Belieben. Das empfand die arme Luise, welche der Notär im Herzen alle Tage ärger plagte, daß es eine strenge Sache war. Es dünkte sie, wenn sie ihn nur sehen könnte, es würde ihr schon besser, leichter im Herzen werden. Aber mit keinem Auge sah sie ihn, vernahm nichts von ihm, er war gleich einer himmlischen Erscheinung verschwunden. Ihre Freundin Julie war abwesend auf einer Hochzeitsreise. Luise war ganz schwermüthig, mußte immer strenger an ihn denken, und wenn sie am strengsten an ihn dachte, so mußte sie seufzen und denken, wenn sie Flügel hätte, sie flöge ihm nach! Mit der Spendvögtin durfte sie über Mannspersonen nicht reden, ausgenommen über den alten Spendvogt selig; es schicke sich nicht für so junge dumme Dinger, meinte die Spendvögtin, und doch war Luise näher den Dreißigen als den Zwanzigen. Durch die Heirath ihrer Freundinnen war sie nach und nach von der Welt so quasi getrennt worden, d. h. sie machte ihre Schwingungen nicht mehr mit, glich so gleichsam einem Krebs, der bei einer Meeresfluth weit auf den Strand getrieben wurde, und als die Ebbe kam, in einer Pfütze einsam zurückgelassen worden war. Endlich vernahm sie, Julie sei wieder angelangt, sie säumte nicht, der jungen Frau ihre Aufwartung zu machen. Sie fand diese voller Freuden, sie hatte einen ganzen Himmel voll Hoffnungen, und zwar ganz solide, mitgebracht. Sie waren nicht weit gereist, aber mehr als acht Tage hatten sie sich in der Hauptstadt aufgehalten, wo Fritz, der Spitzbube, vornehme Bekannt-

Digitized by Google

schaften hat, welche ihn versicherten, daß er nicht länger bloßes Subject bleiben, sondern die erste beste Stelle, welche brav eintrage, erhalten solle. Sie könnten sich ganz bestimmt darauf verlassen, die Herren hätten es ihr selbst in die Hand versprochen und sie hätte versprechen müssen, dieselben aufzunehmen und gut zu bewirthen, wenn sie hinaus zu ihnen kämen; sie wollten wissen, ob die junge Frau Fische backen und Mehlsuppen machen könnte. Es seien gar charmante Herren, und wer bei ihnen den Fuß im Hafen hätte, könnte haben, was er wolle, die sorgten für ihre alten Freunde und Bekannten. Julie war so voll Freude und Hoffnung, daß es Luise viele Mühe kostete, das Gespräch so unvermerkt als thunlich auf ihren Notär zu bringen und so unverfänglich als möglich merken zu lassen, was das für ein herrlicher Mensch sei; sie glaube nicht, daß es zwei von dieser Sorte auf Erden gebe.

Da lächelte Julie schalkhaft und sagte: „Luise, nimm Dich in Acht, der sagt Dir nicht Herr, der will oben aus, macht Ansprüche. Mein Fritz, der Spitzbube, sagt, der Notär habe gesagt, er wolle entweder gar nicht heirathen oder reich; er glaube dem Vaterland, welches feste, grundsätzliche, unabhängige Männer nöthig hätte, auf diese Weise am besten zu dienen. Daneben frage er dem Gelde gar nichts nach, es sei ihm nur Mittel zum Zweck. Er sei gar fest mit den Grundsätzen, der Notär, sagt mein Mann, und werde es weit bringen, wenn man einmal mit Grundsätzen was machen könne." So speiste Julie die arme Luise ab und konnte ihr nicht einmal nähere Auskunft geben, was er treibe, der Notär. Es ging nicht lang, so kriegte Fritz, der Spitzbube, eine sehr schöne Stelle, wurde aus einem Subject Präsident, oder noch mehr, und mußte über Hals und Kopf mit seiner Frau von dannen ziehen. Nun war die Brücke zwischen Luise und dem Notär vollständig abgebrochen, Luise trostlos. Den Notär im Herzen ward sie nicht los. Derselbe ward ungestümer und plagte sie alle Tage wilder, wollte hinaus, wollte Leben, Seele, wollte Luisen Alles in Allem sein!

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Wir haben vor einiger Zeit auf das Octoberheft, als erste Nummer einer neuen Folge von „Westermann's Illustrirten Deutschen Monatsheften", aufmerksam gemacht und sind nun in der Lage, unseren Lesern auch das soeben erschienene Novemberheft dieser gediegenen Zeitschrift empfehlen zu können. Auch hierin findet sich Unterhaltendes und Belehrendes in gleich vorzüglicher Weise, durch meisterhaft ausgeführte Illustrationen geschmückt und erläutert. Eine humoristische Novelle von Friedrich Schoedler eröffnet den Reigen der Beiträge, von denen namentlich eine sehr werthvolle Abhandlung von B. R. Abeken über „Goethe's Harzreise im Winter 1777," ferner der Aufsatz „Zur Culturgeschichte der Tanzkunst" von A. Czerwinski, sodann die wissenschaftlichen Abhandlungen von Nöggerath und Schellen hervorzuheben sind. Auch die Fortsetzungen der „Erinnerungen einer alten Frau" und der „Bilder aus dem deutschen Studentenleben" von Joh. Huber werden allgemein befriedigen. An kleineren Mittheilungen vom Gebiete der Industrie und Völkerkunde ist auch dieses Heft wiederum reich, und einige literarische Kritiken entsprechen dem Programm der Monatshefte, die sich die Aufgabe gestellt haben, nur auf wirklich werthvolle Werke in empfehlender Weise hinzudeuten, ohne dem Leserkreise kritische Diatriben und langathmige Auseinandersetzungen vorzutragen.

Lesefrüchte.

Das materielle Wohlsein im Hause, die sichere Behaglichkeit in den eigenen Räumen sind die ersten Bedingnisse zu einem glücklichen und innigen Familienleben.

Gemeinschaftliche Leiden knüpfen zwar die Herzen fester an einander, aber davon sind Mangel und Schulden ausgenommen. Sie machen die Herzen kalt.

Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt.

Digitized by Google

Verschiedenes.

Die Krone, welche die Königin von England bei der Eröffnung des Parlaments trägt, ist das Werk zweier Juweliere. Sie besteht aus silbernen, mit kostbaren Steinen besetzten Reifen, deren Hauptheil das Maltheserkreuz in Diamanten trägt. Im Mittelpunkt über diesem Hauptheil befindet sich ein zweites Maltheserkreuz, in dessen Mitte man den ungeschliffenen Rubin sieht, der einst das Barett des „schwarzen Prinzen" schmückte. Der Fond der Krone ist aus violettem Sammet gebildet, der untere Reif ist mit Brillanten ausgelegt und mit Lilien und Maltheserkreuzen in Diamanten behängt. Die Krone trägt außerdem noch viele kostbare Steine, Smaragde, Rubine, Saphire und Bouquets von Perlen, die auch einen hohen Werth haben. Der Gesammtwerth aller Theile der Krone wird folgendermaßen angegeben: die 20 Diamanten des die Schläfe deckenden Reifes werden auf 150,000 Dollars geschätzt, die 2 großen Diamanten im Mittelpunkt auf 20,000 Dollars, die 54 kleinen Diamanten an den Seiten 5000 Dollars, die 4 je aus 25 Diamanten zusammengesetzten Kreuze 60,000 Dollars, die 4 großen Diamanten, welche die Kreuze endigen, 200,000 Dollars, die 12 Diamanten in den Lilien 50,000 Dollars, die 18 kleinern Diamanten zur ferneren Ausschmückung dieser Blumen 10,000 Dollars, die anderen Diamanten, Perlen und sonstigen Edelsteine 60,000 Dollars, was eine Totalsumme von mehr als einer halben Million Dollars gibt. Die Krone von England ward für Georg III. angefertigt und wog damals 7 Pfund. — Dank der Geschicklichkeit der heutigen Juweliere, erscheint die jetzige umgearbeitete Krone dem Auge nicht nur leichter, als die alte, sondern ist auch in Wirklichkeit nicht so schwer, da sie nur 5 Pfund wiegt.

Es sind jetzt auf den ostindischen Eisenbahnen zweistöckige Personenwagen in Anwendung, und will man mit ihnen das große Mißverhältniß beseitigen, das zwischen dem Gewichte der Wagen und dem der darin beförderten Personen herrscht, da z. B. ein Wagen erster Klasse, für 18 Personen eingerichtet, mindestens zehn Mal so viel wiegt, als diese. Ein solcher zweistöckiger Wagen faßt mit aller Bequemlichkeit 130 Passagiere, 70 in der untern und 60 in der obern Etage. Zur Abfahrt fertig, wiegt derselbe 139 Centner, während ein Personenwagen dritter Klasse in England sogar 147 Centner wiegt und 25 Pfd. St. mehr kostet, als ein geräumiger zweistöckiger indischer Wagen.

Ein Pariser Schuster hat eine Erfindung ausgeheckt, die darin besteht, die Musik im eigentlichen Sinne des Wortes mit Füßen zu treten. Derselbe verfertigt nämlich musikalische Stiefel, die, wenn sie an- und dann aufgezogen werden, beliebte Melodien von sich geben. Man wird von nun an im Stande sein, bei fröhlichen Gelegenheiten sich die Musik selbst zu tanzen; den einsamen Wanderer werden die süßesten Lieder begleiten und vornehme Herren werden ihren Bedienten musikalische Fußtritte geben können, wodurch der Sinn für die Tonkunst in die unteren Schichten der Gesellschaft dringen wird.

Ein Schauspieler wollte sich verehelichen. Seine Kameraden sprachen ihm zu, er sollte doch das nicht thun und seine Freiheit nicht vergeuden. — Auch der Souffleur, ein guter alter Mann, suchte ihn zu überreden, ja ledig zu bleiben, und brach am Schlusse seiner Rede endlich in die Worte aus: „Herr N.! Sie haben immer auf mich gehorcht, thun Sie es doch auch dies Mal."

(Schildwachen in Persien.) Die persischen Militärreglements erlauben den Schildwachen in der bequemsten Stellung Posten zu stehen. Wenn dieselben nämlich nicht lang ausgestreckt schlafen, so sitzen sie wenigstens plaudernd, essend, trinkend oder sonst mit einer weiblichen Handarbeit ꝛc. beschäftigt da. Gewehr und Waffen sind bei Seite gelegt.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt
der
Neustadter Zeitung.

No. 150. Donnerstag, den 15. December **1864.**

Der Notär in der Falle.

(Fortsetzung.)

Die arme Luise, wie sie sich auch Mühe gab, kam nie zum Glück, mit dem Notär zusammenzutreffen, sie sah ihn höchstens zuweilen von ferne und von hinten. Wie sehr dies sie für einen Augenblick auch glücklich machte, hintendrein ward sie nur unglücklicher, das Bild in ihrem Herzen ungestümer. Sie hatte keine Freundin, welcher sie sich mittheilen konnte; der Frau Spendvögtin mußte sie sogar ihre Seufzer verbergen. Diese war ohnehin sehr unzufrieden wegen Luisens Vergeßlichkeit, klagte, es sei gar nichts mit ihr anzufangen, und drang mit Ernst darauf, daß Luise, wenn nicht zu Ader, so doch schröpfen lasse. Die Spitalvögtin mißrieth dies sehr. Sie sagte, ein Fall, wie der, daß man Personen von diesem Aussehen geschröpft, sei ihr nicht vorgekommen, das könnte sie ja tödten. Sie habe augenscheinlich zu wenig Blut und nicht zu viel, sie wäre sonst nicht so blaß; sie wette, Luise habe die Auszehrung oder gar die galoppirende Bleichsucht. Da wäre nichts besser, als ab Bocksbart zu trinken. Möchte nicht dabei sein, möchte ab diesem oder jenem Bocksbart ein absonderlich Trinken sein. Die Frau Seimeisterin war anderer Meinung. Sie hielt dafür, die Kost der Frau Spendvögtin sei nicht gut für Luise, die sollte nicht bloß Kaffee trinken, sondern tüchtig Fleisch essen, Brat- und andere Würste, gebratene Kartoffeln, kurz so was Währschaftes, Tüchtiges; die Krankheit liege sicherlich im Magen, und wenn alle Glieder schwach würden, so wüßte sie nicht, warum nicht auch das Hirn geschwächt und das Gedächtniß abnehmen müßte. Andere hatten andere Meinungen, schlugen andere Mittel vor, und da alle Tage die Consultationen von vornen anfingen, aber nicht zu Ende kamen, so blieb Luise mit Schröpfen und Bocksbart verschont.

Diese Uneinigkeit kam Luise sehr zu Statten, sonst hätte sich an ihr das Sprüchwort erwahren können: viele Köche versalzen den Brei und viele Hunde sind des Hasen Tod. Wenn sie der Reihe nach alle Mittel hätte gebrauchen sollen, welche die Meisterinnen, Vögtinnen und Herrinnen ihr verordnet, das Ding hätte schlimm kommen können. Luise war krank, aber sie wußte allein, wo es ihr fehlte, aber wie helfen, das wußte sie nicht, und doch trieb sie der Instinkt der Selbsterhaltung, Heilmittel zu suchen. Dieser Instinkt geht zuweilen über alle Doctoren, er fordert Dinge, welche der Arzt auf das Schärfste verboten hat; kalte Milch z. B. in heißen Fiebern, und zum großen Erstaunen von Männiglich weicht die Krankheit und gesund wird der Mensch. Solcher Instinkt stellt sich aber zumeist nur ein, wenn die Krankheit den Höhepunkt erreicht hat, die Krisis naht, das Leben des Menschen in der Schwebe ist. So war es wirklich auch mit Luise, sie war ein Schatten geworden, nur fiel es an ihr weniger auf, weil sie nie eine blendende Erscheinung gewesen. Und weiß Gott, wie manchen Tag Luise es noch gemacht hätte, wenn sie nicht eines Morgens früh zu Marei, der Magd, welche ihr wohlwollte, gesagt hätte: „Marei, willst mir einen Gefallen thun, aber versprechen, keinem Sterbens-Menschen was davon zu sagen?“ — „Ja, wenn ich kann und es sich mir schickt, warum nicht?“ — „Ja freilich,“ ant-

Digitized by Google

wortete Luise. „Du weißt, Tante geht diesen Nachmittag zur Frau Seckelmeisterin, aber ich darf Dir nicht sagen, was ich möchte, gewiß darf ich nicht," stotterte Luise. — „Pah," sagte Marei, „thut nicht dumm und scheut Euch nicht; wenn Ihr wüßtet, was ich mein Lebtag schon Alles gehört habe, Ihr machtet nicht so lange Flausen." — „Aber willst es dann Niemanden sagen?" fragte Luise. — „Ei nun so dann: wann Du diesen Morgen in die Metzg gehst, so geh doch zum Notär Stößli, er hat seine Schreibstube hinten am Waschhaus, und sage ihm, ich lasse meine Complimente vermelden und ihn ersuchen, diesen Nachmittag zu mir zu kommen, es sei wegen Geschäften, wenn ich wohl wäre, so wäre ich zu ihm gekommen." — „Das kann ich machen," sagte Marei trocken. Verdammt Wunder nahm es Marei, was ihre Jungfer mit dem wolle, wenn die Tante nicht daheim sei. Wie aber Luise zitterte und bebte, als Marei fort war, und wie gern sie den Auftrag zurückgenommen hätte und wieder nicht warten mochte, bis Marei zurückkam und Bescheid brachte, ob er komme oder nicht! „Er lasse sein Compliment machen und werde, wenn nichts dazwischen komme, sich einstellen," brachte Marei zurück. „Er hat mich gefragt, was er machen solle. Was sollte ich ihm sagen? Ich wisse es nicht, habe ich ihm gesagt; was habe ich anders sollen?" erörterte Mareili unwillig und erwartete als Trinkgeld und Botenlohn weitere Eröffnungen. Aber umsonst. Luise seufzte nur, ward bleich und roth und Marei murrte brummend sich schieben. Bei'm Mittagessen brachte Luise keinen Bissen hinunter, so daß es der Frau Spendvögtin Angst wurde. „Ich ließe der Frau Seckelmeisterin absagen," sagte sie, „wenn ich ihnen nicht die Parthie verderben würde. Aber gewiß muß ernstlich dazu gethan sein. Sie mögen sagen, was sie wollen, sicher wäre Schröpfen am besten. Jedenfalls muß morgen der Arzt kommen. Marei, hörst, gehe und sage dem Doctor Habicht: ich lasse das Compliment vermelden und morgen solle er kommen, wenn er könne." Luise protestirte umsonst. Es werde schon bessern, sagte sie, es sei nur vorübergehend u. s. w. Die Tante bezeugte das Gegentheil und vertiefte sich so in das Thema, daß es Luise katzangst wurde, die Tante vergesse die Frau Seckelmeisterin und die Parthie Boston, treffe mit Notär Stößli unter der Hausthüre zusammen und frage barsch: Was wollt Ihr hier? Nun, diese Angst ging glücklich vorüber, Tante segelte ab und zwar mit geschwellten Segeln; die Andern saßen sicher bereits hinter dem Spieltische, denn schon hatte es ein Uhr geschlagen. Die Spendvögtin wußte, welches scharfe Gericht von Vorwürfen über solch unverantwortliche Verspätung sich ergoß. Kaum war diese Angst gehoben und die Tante verschwunden, kam Luise die Angst vor dem Erscheinen des Notärs und zwar so heftig, daß sie zu ersticken meinte, und ihr sonst so stilles Herz polterte, als plumpste eine zweizentrige Köchin Tritt für Tritt eine hölzerne Treppe hinunter. Und wie das Herz am stärksten plumste, klopfte es an der Thüre. Die Stimme versagte Luisen, die Glieder zitterten, vom Sopha konnte sie sich nicht erheben. Da öffnete sich die Thüre, und ein schönes Gesicht schob sich durch die Spalte, eine schöne Figur kam nach, und leibhaftig stand Notär Stößli vor Luise, verbeugte sich zierlich und fragte, womit er dienen könne, oder ob er etwa ungelegen komme? „Nein," hauchte Luise, that einen tiefen Athemzug, zeigte auf einen Stuhl und sagte endlich: „Ihr seht, ich bin krank!" Mit schönen Redensarten drückte der Notär sein Bedauern aus und begann zu vermuthen, warum er gerufen worden. „Ich weiß nicht, wie lange ich noch lebe," hauchte Luise, und Herr Stößli mußte sich ganz nahe setzen, um zu verstehen, was Luise hauchte. „Es wäre mir eine Erleichterung, wenn ich wüßte, in welche Hände mein kleines Vermögen käme, nahe Verwandte habe ich nicht. Aber ich weiß nicht, wie dieses machen, ich habe mein Lebtag kein Testament gesehen und weiß nicht, wie eins aussieht. Da habe ich gedacht, ich könnte Sie fragen, Sie wüßten es am besten. Zu Ihnen hätte ich das Zutrauen, mehr als zu Jemanden sonst. Tante soll nichts davon wissen, es schmerzte sie viel zu sehr, wenn sie wüßte, wie weit es mit mir ist."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine wahre Geschichte.

So wie eine Stecknadel das Schicksal des berühmten Lassitte gemacht hat, so machte kürzlich ein Portefeuille das Glück eines jungen Mannes in Paris, und zwar in ganz ähnlicher Weise. Wer die Geschichte von Lassitte und der Stecknadel nicht kennt, dem wollen wir sie schnell noch vorher mittheilen. Jaques Lassitte war 1767 zu Bayonne geboren und stammte von armen Eltern ab; er lernte die Handlung und ging 1788 nach Paris, um dort einen Platz in einem größeren Hause nachzusuchen. Er hatte eine Empfehlung an den Senator Perregeaux, den Chef eines bedeutenden Bankierhauses, auf die er große Hoffnungen baute, wie dies so manchmal die illusionenreiche Jugend zu thun pflegt.

Als er sein Empfehlungsschreiben abgegeben, bemerkte ihm der Herr Senator achselzuckend und mit kühlem Tone, es thue ihm leid, aber in seinem Hause sei keine Stelle offen, er könne ihm daher nur den Rath geben, sich anderweitig nach einem Platze umzuthun.

Der arme Junge geht sehr betrübt und niedergeschlagen fort und schreitet gesenkten Hauptes über den Hof auf die Straße zu. Im Hofe sieht er plötzlich im Sande Etwas blinken, bückt sich danach — es war eine Stecknadel, er hebt dieselbe auf und steckt sie in seine Rockklappe. Da hört er plötzlich seinen Namen rufen, er dreht sich um und erblickt den Senator Perregeaux, der zum Fenster seines Cabinets herausſieht und ihm winkt, zurückzukommen.

Er beeilte sich, dem Winke Folge zu leisten, und steht nach wenigen Minuten wieder vor dem strengen Bankier. Neugierig richtet derselbe die Frage an ihn, was er denn im Hofe gefunden und so sorgfältig aufgehoben habe?

„Es war nichts als eine Stecknadel," entgegnete Lassitte.

„So, eine Stecknadel? Zeigen Sie mir sie doch," meinte der Senator.

Lassitte zog die Nadel aus seinem Rocke und reichte sie dem alten Herrn hin.

Dieser blickte ihn aufmerksam an und sagte dann: „Nun, wenn Sie selbst eine Stecknadel des Aufhebens werth halten, dann müssen Sie ein guter Kaufmann sein. Ich will es mit Ihnen versuchen; treten Sie morgen in mein Haus ein — wenn Sie mir convenirn, können Sie Ihr Glück machen."

Und Jaques Lassitte machte sein Glück. Er arbeitete von 1788—1804 im Bankierhause des Senators Perregeaux, ward nach dessen Tode 1805 der Chef des Hauses, das er zu einem der angesehensten in Frankreich erhob, wurde 1814 Oberdirector der französischen Bank und der Handelskammer von Paris und 1830 Minister des Königs Ludwig Philipp, — Alles durch eine Stecknadel.

Doch kehren wir zu unserem jungen Manne zurück. Der junge S., ein äußerst rechtschaffener, gebildeter und liebenswürdiger Mensch, in einem großen kaufmännischen Geschäft von Paris angestellt, hatte vor mehreren Monaten das Unglück, ein langwieriges Nervenfieber zu bekommen, welches ihn lange an das Krankenlager fesselte und ihm noch nach der Wiederherstellung eine große Schwäche zurückließ. Der Arzt sagte ihm, daß er nur in der frischen Landluft und durch anhaltende Bewegung im Freien seine Gesundheit vollständig wiedergewinnen könne, und so entschloß sich denn der Reconvalescent, auf einige Zeit zu seiner früheren Amme, einer guten alten Frau, an der er noch mit kindlicher Liebe hing und die in einem kleinen Dorfe des Departements de l'Aisne wohnte, zu gehen.

Im Augenblicke der Abreise fand S. auf dem Perron des Bahnhofes, eben als er in das Coupé steigen wollte, ein Portefeuille, er hob es auf, und da der Zug gleich darauf davonbrauste, war es ihm nicht möglich, vor der Hand irgend welche Nachforschungen nach dem Eigenthümer der Brieftasche anzustellen. Inzwischen überlegte er sich, daß er vielleicht in der Brieftasche selbst eine Visitenkarte oder einen Brief finden könne, aus dessen Adresse er dann am leichtesten etwas Näheres über den Besitzer des verlorenen Gutes ersehen würde. Er öffnete das Portefeuille und machte die Entdeckung, daß es an Bankbillets und verschiedenen anderen Werthpapieren das hübsche Sümmchen von 70,000 Frcs. enthielt. Nebstdem fand er auch einige Briefe, die alle an die nämliche Adresse gerichtet waren, und zwar an einen Herrn B.,

Digitized by Google

eine bekannte Größe der Finanzwelt, dem also jedenfalls die Brieftasche gehören mußte.
(Schluß folgt.)

Literatur.

Unter der Masse von Büchern, welche als Weihnachtsgaben empfohlen werden, verdient nach unserer Ueberzeugung eine besondere Empfehlung die eben in siebenter Auflage erschienene Anthologie für Geist und Herz: „Pharus am Meere des Lebens von Carl Couthelle.“ Eine Leuchte durch alle Verhältnisse des vielbewegten Lebens will das Buch sein und enthält zu diesem Zwecke in geschickter Gliederung, alphabetisch geordnet, für Freud und Leid, Hoch und Nieder, Alt und Jung die schönsten Stellen aus den Werken deutscher und ausländischer Schriftsteller älterer und neuester Zeit. Dieser geistvollen Fülle des Inhalts entspricht die schöne äußere Ausstattung, die das Buch zu Geschenken, namentlich für Frauen, besonders geeignet macht.

Lesefrüchte.

Erinnerung ist das Einzige, was uns bleibt, ist das einzige Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Durch Liebe stark vermag ein Mutterherz
Den schönen Kranz von ihren Jugendtagen,
Verlächelnd des Verblühens leisen Schmerz,
Auf den Altar der Treue froh zu tragen.
Nicht fragend, ob verdienten Dankes Spur
Im jungen Sinn sich löschte oder bliebe,
Sie spendet wie die gütige Natur,
Ihr Zweck ist Wohlthun und ihr Wesen Liebe.

Verschiedenes.

Das Wiener Witzblatt Figaro bringt nachstehende zwei neue Strophen zum Schleswig-Holstein-Lied:

Schleswig-Holstein! Mehr umschlungen,
Als du jetzt bist, warst du nie;
Zwar die Feinde sind bezwungen,
Du bist frei jetzt — aber wie!
Jetzt erst streiten stammverwandt
Deine Freunde um dein Land.

Wer dich künftig soll regieren,
Leicht entschieden wär's im Nu,
Doch — von Allen, die sich rühren,
Frägt dich Keiner: Was willst du?
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Sieh, so geht's im deutschen Land!

Dr. Kaiser und Professor Mayer erzählten sich Scenen aus ihrem Studentenleben, wo sie beide arme Teufel waren. Der Doctor sagte, er habe einmal ein so kleines Zimmer gehabt, daß er darin keinen Schritt gehen konnte. — „O, das ist noch Nichts,“ sagte der Professor, „das meine war so klein, daß nicht einmal meine Uhr darin gehen konnte, weßhalb ich sie verkaufen mußte.“

Der Marburger Professor Busch bemerkte, daß man ihn in seinen alltäglichen Kleidern über die Achseln ansah. Er nahm daher seine Feiertagskleider und ging damit auf die Straße. Jetzt zog Jedermann den Hut vor ihm. Als er wieder in sein Zimmer kam, warf er die Kleider von sich, trat sie mit Füßen und rief aus: „Verdammter Rock, bist du denn der Professor Busch oder bin ich es?“

Ein Herr declamirte in einer Gesellschaft Schiller's „Würde der Frauen.“ — „Dieser Schiller muß nicht verheirathet gewesen sein, sonst würde er gewußt haben, daß wir Frauen weniger flechten und weben, sondern mehr nähen, stricken, stopfen, kochen und waschen!“ äußerte eine anwesende Hausfrau.

Logogryph.

Mit E wird es ein Jude sein,
Mit J von hohem Werth ein Stein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franz Bäßler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 151. Samstag, den 17. December **1864.**

Herbst und Frühling!

Schaut hinaus auf Wald und Fluren,
Blicket über Berg und Thal, —
Nirgends trifft man Blumenspuren,
Alles zeigt sich öd und kahl.

Kalter Wind durchrauscht die Wälder,
Streift das letzte Laub noch ab,
Und die nackten Saatenfelder
Warten auf ihr Wintergrab.

Ach, wo ist der Duft der Rose,
Der im Morgenthau geweht? —
Wo das Veilchen, das im Moose
Jedes Jahr voll Anmuth steht? —

Wo der Sang der Nachtigallen,
Der dort in der Hecke klang? —
Wo des Hüfthorns lautes Schallen,
Das durch uns're Wälder drang? —

Wo das frohe bunte Leben,
Das an unser Ohr getönt? —
Wo der Schmuck, der Saft der Reben,
Der des Landmanns Fleiß gekrönt? —

Mit dem warmen Strahl der Sonne,
Der die ganze Schöpfung weckt,
Wich zugleich ihr Schmuck, die Wonne,
Und ihr Glanz war abgedeckt.

Immer matter sind die Strahlen,
Die die Welt-sonne schickt, —
Und die Felder gleichen Schaalen,
Deren Inhalt uns entrückt. —

Bald wird Schnee das Letzte decken,
Das noch unser Aug' erblickt,
Und das dürre Laub der Hecken
Ist mit glitzernd Eis geschmückt.

Ringsum wird es öd' und stille,
Alles ruht in der Natur,
Bis des großen Schöpfers Wille
Leben ruft in Wald und Flur! —

Dann, wenn wieder neues Leben
In den Wäldern wiederkehrt,
Und das Feld mit seinen Reben
Sich mit neuen Säften nährt: —

Wird auch uns're Lust sich heben
Gleich den Vögeln in der Luft,
Und das Herz mit freud'gem Beben
Labt sich an der Blumen Duft.

Aber ach, — es wird auch lehren,
Daß der Mensch aus seiner Nacht
Seinem Herbst nicht mehr wird kehren,
Daß ihm nur ein Frühling lacht; —

Daß, — wenn er im Staube lieget,
Keine Sonn' ihn wieder weckt,
Daß kein Frühling ihn mehr wieget,
Daß nur ew'ge Nacht ihn deckt.

Einer wird für ihn noch kommen,
Der ihn weckt zum schönsten Licht,
Zu den ew'gen Frühlingsstammen,
Auf zu Gottes Angesicht. —

Wenn die Weltposaune schallet,
Tritt der ew'ge Frühling ein.
Wohl dem Mensch, der ihn durchwallet,
Welche Freude muß dies sein! —

* * *

Benütz' die Zeit und ihre Tage,
Benütz' des Frühlings Freudenbild,
Sonst hast du statt Genuß nur Klage,
Hast deine Wünsche nicht erfüllt.

Digitized by Google

Drum, wenn der Frühling wieder kehret,
So wache mit den Freuden auf,
Dein Gott ist's ja, der sie bescheret,
Er schafft die Zeit und ihren Lauf!

Er will: — Du sollst dich stets erfreuen,
Drum schuf die Freude er in dir,
Laß dich den Augenblick nicht reuen,
Dem Augenblick nur leben wir.

Neustadt, im December 1864. Stumm.

Der Notär in der Falle.

(Fortsetzung.)

Erschöpft schwieg Luise, und dienstfertig, nachdem er noch ein Mal erst sein Bedauern, daß sie unwohl sei, und dann seine Hoffnung, daß sie doch nicht so unwohl sei, als sie glaube, ausgedrückt hatte, begann Herr Stößli ihr die nothwendigen Formalitäten auseinanderzusetzen, und wie ein Testament beschaffen sein müsse, um gültig zu sein.

Das sei keine schwere Sache, sagte er; wenn man einmal wisse, wie man disponiren wolle, so sei die Sache bald geschrieben. Am besten freilich sei es immer, wenn die Zeit es erlaube, man mache erst seinen Aufsatz, gebe seinen Willen dem Notär kund, der könne die Sache gehörig zu Faden schlagen, es gehe dann um so schneller, wenn die Sache gültig ausgefertigt werden solle, und sei für die Zeugen und den Testator äußerst angenehm. Wenn es der Jungfer Luise wohl genug sei und sie das Vertrauen zu ihm habe, so könnte er ihr gleich einen flüchtigen Entwurf machen; wenn man es auf dem Papier habe, so komme Einem das Eine oder das Andere in Sinn, man übersehe das Ganze besser. Der Notär wußte, daß, wenn man einen Fisch vor dem Garn habe, es am besten sei, nicht zu rasten, bis man ihn darin habe. Vielleicht nahm es ihn auch Wunder, worüber Jungfer Luise, von deren Vermögen er nie was gehört, eigentlich zu testiren habe. Der Vorschlag hatte Luise ganz roth gemacht, wieder eng ward es ihr auf der Brust, mit Mühe sagte sie: „Ach, wie gut Ihr doch seid, aber diese Mühe darf ich Euch nicht machen!" — „Ei, warum nicht?" sagte Herr Stößli, nahm aus seiner Brieftasche das nöthige Schreibzeug und schrieb kürzlich den schönen Eingang, wie man seine Seele der Gnade Gottes empfehle, sein zeitlich Gut aber in folgende Hände geben wolle. Luise weinte, als er ihr das vorlas. Er wolle es noch schöner machen in der Ausfertigung, sagte Herr Stößli, das sei nur so oberflächlich hingeworfen: „Jetzt muß ein Haupterbe sein," mahnte Herr Stößli. — „Tante Spendvögtin," sagte Luise. — „Und jetzt allfällige Vergabungen." — „Julie, meiner Freundin, mein Haus," stotterte Luise. Ja so, dachte Herr Stößli, also darum hat die mit nicht von Vermögen gesagt. „Meinem Küher den Berg." — „Wie heißt der Berg?" fragte Herr Stößli. Sie hätte ihm nie anders gesagt als Berg, sagte Luise. Und weiter fragte Herr Stößli, und Luise, welche nach und nach auflebte, machte Vergabung um Vergabung, und zwar stattliche, daß Herr Stößli endlich sagte, er müsse mahnen, nach seiner Pflicht, der Armen zu gedenken, und alsobald bedachte Luise die Armen ihrer Gemeinde mit 2000 Gulden. Man müsse sich immer in Acht nehmen, sagte Herr Stößli, daß man durch zu viele Vergabungen den Haupterben nicht in Verlegenheit setze; dadurch könnten fatale Geschichten entstehen. „Die Tante weiß, was ich habe," antwortete Luise. — Ganz ehrerbietig sagte Herr Stößli: „So so! Wir wollen hoffen, das Alles sei nicht nöthig, Jungfer Luise erhole sich wieder," setzte er mit großer Theilnahme hinzu. Wenn sie wolle, sagte er, so wolle er ihr den Entwurf da lassen; sie könne ihn übersehen und bedenken und allfällige Aenderungen ihm später dictiren. Wann es Jungfer Luise gelegen sei, daß er wiederkomme? Luise bestimmte den Tag; am selben war die Tante bei der Seckelmeisterin, und sie dankte herzlich Herrn Stößli für seine Gefälligkeit, stand auf, wie sehr er auch bat, doch ja sich zu schonen, und begleitete ihn bis zur Thüre, wo ein recht inniger und herzlicher Wettstreit, welcher sie um Vieles näher brachte, stattfand, wie weit die Höflichkeit gehen solle. So rosig und süß im Gemüthe war es Luise noch nie gewesen; was sie im Herzen getragen, war nun vor ihr gesessen ganz freundlich und herzig und wollte wieder

Digitized by Google

kommen; es war, als ob ihr Blut ein anderes würde, ein anderes Leben einziehe in ihren Körper.

Aber auch im Herrn Notär ging eine Veränderung vor. Er machte sehr ernsthafte Mienen, war zerstreut, rechnete zu Hause allerlei, sein Subject wußte nicht was, schüttelte den Kopf, lächelte, kurz, er machte eine Menge Manövers, welche man an ihm zu sehen sonst nicht gewohnt war. Er mochte den Tag gar nicht erwarten, an welchem die Tante bei der Seckelmeisterin war und er Luise besuchen konnte. Er fand sie viel besser, als das letzte Mal. Sie kam ihm entgegen, redete lauter, schien überhaupt an Kräften zugenommen zu haben. Das erfreute sichtlich Herrn Stößli, gut wußte er seine Freude auszudrücken, eine innige Theilnahme an den Tag zu legen, schob selbst das Berathen des Entwurfes für heute auf und füllte die Zeit so interessant aus, daß sie unbemerkt vorüber rauschte wie im Himmel. Das nächste Mal, als Herr Stößli wieder kam, war man schon ganz heimelig, aber Luise bustete mehrere Male. Der Teufel, dachte Herr Stößli, die Sache könnte doch fehlen. Er wurde noch viel liebenswürdiger, und in Luisen gingen Adern auf, welche bisher ganz verpicht waren. Sie sprach gut, machte selbst Witz und zu seinem Erstaunen fand Herr Stößli sie tief gebildet, nicht bloß so oberflächlich. Sie sprach von Grundsätzen und Bildung, hatte die besten Bücher gelesen, sogar vom ewigen Juden von Sue gehört, redete von Lebenszwecken und vom Vorabend einer neuen Zeit, daß Herr Stößli fast Hören und Sehen verging. Eine solche Bildung, eine so innige Harmonie mit den Grundgedanken seiner Seele war ihm noch nie vorgekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine wahre Geschichte.

(Schluß.)

Kaum war der junge Mann an seinem Bestimmungsort angelangt, wo er mit tausend Freuden von der alten Frau begrüßt wurde, als er ihr erzählte, was ihm begegnet sei und Schreibmaterialien von ihr verlangte, um sofort an Herrn B. in Paris zu schreiben und demselben anzuzeigen, daß das Portefeuille, welches er gewiß längst vermißt, glücklich wiedergefunden sei.

„Aber," entgegnete ihm die alte Frau, „Herr B. hat ja das hier nahebei befindliche Schloß gekauft und ist auch der Gutsherr von unserem Dorfe — vielleicht ist er gerade hier anwesend und es bedarf nicht erst des Schreibens."

Der junge S. ging am folgenden Tage auf das Schloß, um sich nach Herrn B. zu erkundigen, erfuhr jedoch, daß derselbe sich augenblicklich in Paris befinde. Er schrieb nunmehr an ihn und theilte ihm mit, wie es gekommen sei, daß er ihm nicht sogleich das Verlorene habe zurückstellen können.

Der Geschäftsmann, welcher eben die nöthigen Schritte gethan, um das vermißte Portefeuille wieder zu erlangen, zeigte ihm hierauf an, daß er wirklich der Eigenthümer desselben sei und daß er dem jungen Manne nächstens einen Besuch abstatten werde. Einige Tage darauf hielt denn auch wirklich eine Equipage mit ein Paar prächtigen Pferden vor der Hütte der alten Amme und Herr B. trat in deren ärmliches Stübchen, nahm die verlorene Brieftasche aus den Händen des Finders in Empfang, drückte demselben auf das Lebhafteste seinen Dank aus und unterhielt sich lange mit ihm. Endlich, schon im Fortgehen begriffen, sagte er:

„Sie sind übrigens hier sehr schlecht logirt, erweisen Sie mir doch den Gefallen, bei mir im Schlosse zu wohnen, wo Sie ganz ungenirt leben und jede Bequemlichkeit genießen können. Ich werde mich glücklich schätzen, Sie dann auch meiner Frau und Tochter vorstellen zu können, die in den nächsten Tagen hier eintreffen werden, um den Sommer hier zu verleben."

Nachdem er diese Einladung in der Folge noch mehrfach dringend wiederholte, ließ S. sich bewegen, ihr nachzukommen, und fand in dem Schloßherrn einen ebenso liebenswürdigen Gesellschafter, als er allgemein als ein tüchtiger Geschäftsmann bekannt war. Dieser studirte wieder seinerseits den Charakter des jungen Mannes und überzeugte sich von Tag zu Tag mehr, daß sein Gast ein Mensch von ungewöhnlichen Fähigkeiten und trefflichen

Digitized by Google

Eigenschaften sei. Der Dame des Hauses gefiel er nicht minder — und die Tochter? Nun, diese war sehr glücklich, als sie bemerkte, daß ihr Papa die sympathetischen Beziehungen zwischen ihr und seinem Protégé gar nicht ungern zu sehen schien.

Kurz, zwei Monate später waren die Beiden ein glückliches Paar, der junge S. ist heute Associé seines Schwiegervaters und kann dabei die Landluft auf dem Schlosse nach Belieben genießen.

Lesefrüchte.

Ein gewöhnlicher Hofmeister gibt uns gute Rathschläge und moralische Lehren zum Besten; was aber derselbe nur unserm Gedächtnisse bietet, gibt uns eine Mutter in's Herz: sie lehrt uns Alles, was sie uns irgend beibringen kann, lieben, und so bahnt sie uns durch Liebe den Pfad zur Tugend.

Nur die Liebe kann erziehen. Darum muß die Mutter das Meiste in der Erziehung thun, weil sie die meiste Liebe hat. Ohne Liebe bleibt das beste Erziehungssystem ein todtes Wissen.

Verschiedenes.

Die Schotten sind dem Trunke sehr ergeben, deßhalb ist das Bemühen von Menschenfreunden seither dahin gerichtet, Mäßigkeitsvereine unter denselben zu gründen. Auch die Religion hat sich hineingemischt, und möchte es von Interesse sein, die Rede kennen zu lernen, welche vor einiger Zeit ein Pfarrer vor seiner Gemeinde hielt. „Meine Brüder", sagte er, „Euere Ausschweifungen werden nach und nach unerträglich. Gewöhnt Euch doch an die Mäßigkeit in allen Dingen und hütet Euch vor starken Getränken. Wenn Ihr aufsteht, dürft Ihr ein Gläschen Branntwein zu Euch nehmen, um den Magen zu kräftigen, ein anders vor dem Frühstück und allenfalls eins nachher; aber befaßt Euch nicht mit beständigem Trinken. Wenn Ihr Morgens ausgeht, nun, so könnt Ihr ein Gläschen wegen des Nebels nehmen, vielleicht eins vor dem Mittagessen, was nicht zu verdammen wäre; aber laßt Euch nur nicht fortwährend mit der Flasche in den Händen blicken. Niemand wird etwas einzuwenden haben, wenn Ihr ein Gläschen beim Dessert trinkt und ein anderes beim Aufheben der Tafel, um auf die Gesundheit Eurer Freunde anzustoßen. Dies Alles ist vernünftig gehandelt, selbst wenn Ihr, um Euch Nachmittags zur Arbeit frisch zu erhalten, Euch mit noch einem bis zwei Gläschen laben sollte. Aber scheußlich ist es, sich mit solchem Getränke übermäßig anzufüllen. Ist das Tagewerk vollbracht, dann darf man, um sich wieder zu stärken, ein Gläschen und nach dem Abendessen wieder eins nehmen. Ein weiteres nach dem Thee ist auch nicht zu viel. Endlich, da man eine längere Angewohnheit nicht so schnell ablegen kann, will ich, wenn Ihr nicht anders wollt, zugeben, daß Ihr noch ein Gläschen vor dem Schlafengehen und in der Nacht beim Aufwachen allenfalls eins oder zwei, um wieder einschlafen zu können, genießet; aber, meine lieben Freunde, dabei laßt's bewenden, sonst werdet Ihr die Grenzen der Mäßigkeit überschreiten."

In einer Gesellschaft stellte Jemand die Behauptung auf, daß so viel Wein wüchse, daß auf jeden Menschen durchschnittlich eine halbe Flasche käme. — „Denn möchte ick blos den Kerl wissen, der mir meine halbe alle Tage ausjäuft!" rief der Bediente des Hauses, der gerade zugegen war.

Der Kutscher eines Reisenden trat, als dieser bei Tische saß, in das Gastzimmer und sagte: „Jnädiger Herr, die Pferde haben jefressen; sind Sie ooch damit fertig, so kann et weiter jehen!"

Auflösung des Logogryphs in Nro. 150:
Ruben. Rubin.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 152. Dienstag, den 20. December **1864.**

Der Notär in der Falle.

(Fortsetzung.)

Es war an Herrn Stößli, verlegen zu werden, gegenüber einem Mädchen von solchem Vermögen, solcher Bildung, solcher Bescheidenheit obendrein, als er auch einen Lebenszweck erreichen wollte, als er Luisens Hand ergriff, als er sich zärtlichst vor ihr beugte, als er sagte: „Ach, Jungfer Luise, ich wage es nicht. Schon lange suche ich umsonst eine Gefährtin nach meinem Sinn, mit der ich glücklich zu werden hoffen darf, mit Bildung und Grundsätzen, mit einer Seele, welche mich und die Zeit versteht. Jetzt, wo ich eine solche finde, jetzt darf ich mich nicht aussprechen, darf nicht hoffen, daß sie mein bescheiden Loos mit mir theilt. Luise — ach! — soll der glücklichste Zeitpunkt meines Lebens, wo ich Sie kennen lernte, mein unglücklichster werden?!" Er zog mit der einen Hand das baumwollene Foulard, wischte die Augen; mit der andern Hand drückte er zärtlich Luisens Hand. Luise entzog ihm ihre Hand nicht, und mit der andern griff sie auch zum Schnupftuch, aber wischte sich nicht bloß die Augen, sondern begann zu weinen, ganz erbärmlich. Herr Stößli war sehr erschrocken und im Ungewissen, was das bedeuten solle; er tröstete, er schlang den Arm um sie, so zart und artig, wie nur ihm gegeben war, und doch weinte Luise fort und zwar immer erbärmlicher, daß es fast krampfhaft wurde und sie nach Luft schnappen mußte.

Endlich kam sie zu Worten und schluchzte, sie sei ein armer Tropf. Niemand liebe sie ihretwegen, sondern bloß, wenn man meine, sie hätte Geld. Sie wisse wohl, sie sei nicht hübsch, nicht jung, sie hätte nichts als ein gutes Herz, meine es so wohl mit den Menschen. Das thue ihr so weh, daß es Niemand gut mit ihr meine, Niemand sie selbst liebe. Das sei es, was ihr noch einmal das Herz breche, was ihr jetzt so wehe thue. Da wischte Herr Notär Stößli noch einmal so kräftig und heftig seine Augen und sagte: solch Mißtrauen werde sie doch nicht in ihn setzen und womit er es verdient hätte? Nach ihrem Gelde frage er nichts. Aber ihre Seele, welche er erst jetzt kennen zu lernen das Glück gehabt habe, habe ihn überwunden; diese liebe er, mit dieser wolle er durch's Leben gehen, sie solle ihm Belohnung sein für seine Verdienste um's Vaterland. Ihr vertrauend sein hohes Streben, wisse er, sie verkenne ihn nicht und ihr könne er aufschließen die Falten seines Herzens und werde von ihr verstanden werden. Nein, solchen Verdacht solle sie nicht haben, es sei schrecklich, er versichere sie, so gewiß er Notär sei, an's Geld hätte er nicht gedacht, er wollte lieber, sie hätte es nicht. Er hätte Verdienst und Aussichten, welche ihn gar nicht auf's Geld sehen ließen, er könne eine Frau ernähren standesgemäß und Kinder erziehen. — „Aber, und wenn ich kein Geld hätte?" fragte Luise kleinlaut. — „O bitte, bitte, kein Wort mehr," sagte Herr Stößli, „es beleidigt mich! Was denkt Ihr von mir! Wir Liberale haben es nicht wie die Aristokraten, wir fragen nach Geist, nicht nach Geld, darum sind wir auch die Herren der Zeit; denn der Geist ist es, der die Welt überwindet!" rief er pathetisch aus. Da that sich plötzlich die Thüre auf, die Frau Spendvögtin trat herein mit zornigem Gesicht und sagte: „So! Wer seid Ihr und

Digitized by Google

was habt Ihr da zu thun?" Luise fiel vor Schreck ganz zusammen, aber ein Notär faßt sich, weiß manchmal sogar dem Unerwarteten zu begegnen. „Verzeiht, Frau Spendvögtin," sagte er, „es freut mich, unerwartet die Ehre zu haben, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen." — „Ich danke für die Ehre, das wird eine saubere sein! Wer seid Ihr?" wiederholte die Spendvögtin. — „Bitte um Vergebung, Frau Spendvögtin, ich bin der Notär Stößli, welcher sein Bureau hinter dem Waschhaus hat." — „Was hat der da zu thun?" fragte Frau Spendvögtin. — „Verzeiht, Frau Spendvögtin, ich bin in ehrlichen Absichten da. Ich suchte schon lange eine Frau nach meinem Sinn, endlich habe ich das Glück, Jungfer Luise zu finden; ich habe die Hoffnung, sie sei mir nicht ungeneigt, wenn die Frau Spendvögtin ihre Einwilligung gibt, so wird Jungfer Luise keinen Anstand mehr nehmen, mir ihre werthe Hand zu geben und mich zum glücklichsten Menschen zu machen."

„Seid Ihr ein Narr, oder meint Ihr, ich sei einer, oder seid Ihr gar ein Komödiant? In's Haus zu fallen, wie der Teufel durch's Kamin, und da mir nichts dir nichts Eine zur Frau wollen, seit wann ist das der Brauch? ist das die neue Mode, der Zeitgeist?" eiferte die Tante. — „Tante! Tante!" sagte endlich Luise, „es ist der Herr Notär Stößli, welcher mit mir Brautführer gewesen ist bei Julie, er brachte mir Nachricht von Julie." — „Ja," sagte Herr Stößli, „und hörte dort so viel Gutes von Jungfer Luise und meine Neigung wurde so bestärkt, daß ich so frei war, um ihre Hand anzuhalten, und habe so viel Hoffnung, wenn Luisens zweite Mutter mir nicht abgeneigt ist, daß auch Jungfer Luise mich nicht verstoßen wird." — „Warum nicht gar heirathen!" fuhr Tante auf, „und erst noch sterben wollen, das würde mir eine saubere Hausfrau geben, welche sieben Mal in den Keller geht, und wenn sie unten ist, nicht mehr weiß, was sie holen solle. Ja wohl, heirathen!" — „Tante," sagte Luise, „erst gestern sagtest Du, es hätte sich mit mir auffallend gebessert." — „Frau Spendvögtin," sagte Herr Stößli, der Verdacht witterte, „Ihr werdet mich doch nicht an Leib und Seele unglücklich machen wollen? Uebrigens, wenn ich nicht irre, ist Jungfer Luise majorenn." „Ihr seid ein dummer Mensch! Meint Ihr, ich wolle Einsprache machen? Ich rede ja Euretwegen. Was wollt Ihr mit so einer kranken, verzeßlichen Frau, und was soll Luise mit einem Mann, wo nicht viel Rares sein muß, weil er keine Andere bekommt, hier einschleicht wie ein Dieb in der Nacht? Wenn's erzwängt sein muß, so erzwäng's, aber ich will nicht geplagt sein; mich laßt in Ruhe." — „O Frau Spendvögtin," sagte Herr Stößli, „wenn ich Jungfer Luise habe, so frage ich Niemanden anderm was nach! Ich bin Manns genug, dafür zu sorgen, daß sie Niemand weiter zu plagen braucht." — „Selbs ist eben noch zu untersuchen," sagte Frau Spendvögtin. Da legte sich Luise zwischen die Hadernden, besänftigte die Tante, welche hauptsächlich das Unerwartete in Harnisch gebracht hatte, daß sie endlich zum Bescheid kam, man wolle sehen, in einigen Tagen könne er den Bescheid holen. Herr Stößli ließ sich das gefallen, doch bat er dringlich, daß man sein Geheimniß bewahren möchte. Der Mensch hatte sehr Angst, es könnte ihm Etwas dazwischen kommen, und der Frau Spendvögtin traute er am allerwenigsten, er wußte wohl, warum, sollte sie doch die Haupterbin sein. Er war daher schon am folgenden Tage wieder da, fand die Tante geneigter und manierlicher, denn sie hatte nichts Böses von ihm vernommen. Er sei arbeitsam, hieß es, weniger ausschweifend als Andere, werde seinen Weg machen. Dagegen war Luise wieder schüchterner, zurückhaltender, hüpfte ihm nicht entgegen, fiel ihm auch nicht um den Hals, wie es einer halben Braut eigentlich geziemt hätte. Sie schlug die Augen nieder, hustete viel und redete leise, leise wie Windeshauch.

(Fortsetzung folgt.)

Worte für Welt und Haus.

Die wahre Ehre des Mannes vertheidigt sich selbst. Wie der sich verjüngende Phönix aus der Asche, steigt sie immer wieder neu aus seinen Handlungen hervor.

Zorn und Rache sind ein Paar Dolche,

Digitized by Google

die statt des Griffes eine zweite Schneide haben. Je heftiger ihr sie angreift, je schwerer ihr euch selbst verletzt.

Du kannst deinem Nächsten Mancherlei vorhalten und zu Gemüthe führen; nur Eines verträgt er niemals: daß er sehr glücklich sei. Es ist gegen die menschliche Ambition, sich dergleichen bieten zu lassen, da es aus dem Munde eines Andern fast immer wie ein halber Vorwurf klingt, der Mißgunst die Augen öffnet und die irdischen Verdienste des Betheiligten scheinbar herabsetzt.

Nur Männer verstehen die Tugend, sich als Kämpfer gegenseitig zu achten oder zu versöhnen. Frauen haben weder Schonung noch Gerechtigkeit gegen Ihresgleichen, zumal wenn die Sphäre ihrer weiblichen Interessen berührt wird.

Verfinsterte, mißgünstige Naturen bereiten sich in ihrem genußarmen Dasein eine ordentliche kleine Hölle, auf deren Rost sie sitzen und auf deren ökonomische Selbstheizung sie förmlich eifersüchtig sind.

Die echte Liebe brennt gleich der edlen Wachskerze vom Anfang zum Ende ohne Beihilfe fort, bis das letzte Stümpfchen von Lebensmark verzehrt ist. Doch der gesellige Umgang ist ein Talglicht, welches oft und sauber geputzt werden muß, soll es nicht den Tisch anzünden.

Der gute Ruf eines Weibes verträgt gar nichts, nicht einmal, daß man ihn scharf ansieht. Gleich einer blendenden Schneefläche erscheint er dann dem Auge fleckig, und das genügt, ihm zu schaden, denn der Ruf lebt vom Schein und nicht vom Wesen.

Die Welt spricht oft von „unglücklicher Liebe", weil sie durch diese Begriffsverwirrung ihr Unrecht verdecken möchte. Im Gegentheil! eine unglückliche Liebe ist immer eine sehr glückliche Liebe, denn man liebt in einer solchen mit ganzer Seele und wird ebenso wieder geliebt. Aber die Welt hat eine Antipathie gegen die freie, selbständige Wahl der Herzen. Deßhalb stört sie dieselben mit ihren concessionirten Hindernissen und macht sie unglücklich. Sie sollte also meistens statt von „unglücklicher Liebe" von „unglücklich gemachten Liebenden" reden.

Durch langes Besinnen gewinnt der menschliche Geist einen gründlichen Ueberblick und — eine große Unsicherheit.

Alle Menschen erleben Großartiges. Aber die meisten sehen es unter dem verkleinernden Gesichtswinkel ihrer niedrigen Auffassung an. So versucht es der göttliche Geist vergeblich, sich ihnen zu offenbaren. Sein Weltodem braust an ihnen vorüber, doch sie halten es für einen gewöhnlichen Wind, der es nur auf ihre Mütze abgesehen habe.

Literatur.

Von der Allgemeinen Illustrirten Zeitung „Ueber Land und Meer" (Stuttgart, Eduard Hallberger) liegen die ersten Nummern des kürzlich begonnenen neuen, siebenten Jahrgangs uns vor. Wir finden in ihnen wieder jene Gediegenheit, Mannigfaltigkeit und Pracht bei fast unglaublicher Billigkeit (pr. Quartal dieses umfangreichen Journals nur 1 Thaler, pr. Monatheft nur 10 Sgr. = 36 kr. rhein.), durch welche die von uns erwähnten letzten Jahrgänge sich so rühmlich vor allen anderen Journalen auszeichneten. Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit der Durchführung prägen diesem wahrhaften Familien-Journal deutlich ihren Stempel auf, sie zeigen sich in der ausgezeichneten, mannigfachen, aus den Federn unserer besten Schriftsteller stammenden Unterhaltungslectüre, in den verschiedensten, alle Gebiete des menschlichen Interesses erschöpfenden Aufsätzen, sowie hauptsächlich auch in den außerordentlich zahlreichen, großen, oft unübertrefflich schönen Illustrationen, welche in künstlerischem Bilde dem Auge zeigen, was das Wort beschreibt. Wir wünschen diesem der deutschen Literatur zur Ehre gereichenden Unternehmen eine immer weitere Verbreitung, welche es, trotzdem seine Auflage schon 50,000 beträgt, sicher finden wird.

Lesefrüchte.

Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das erzogen werden muß; er kann nur Mensch werden durch Erziehung; er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht.

Digitized by Google

Die Liebe gleicht dem April,
Bald Frost, bald fröhliche Strahlen,
Bald Blüthen in Herzen und Thalen,
Bald stürmisch und bald still,
Bald heimliches Ringen und Sehnen,
Bald Wolken, Regen und Thränen, —
In ewigem Schwanken und Wähnen,
Wer weiß, was werden will?

Verschiedenes.

Bei einem Zahnarzte in Wien trat eine schöne Dame mit Thränen im Auge ein: „Ich bitte um Ihre Hülfe, ich bin in Verzweiflung. Mein Gemahl leidet seit Wochen an furchtbarem Zahnweh und ich fürchte, sein Geist leidet unter dem wüthenden Schmerze." — Dann lassen Sie den Zahn ausreißen, meine Gnädigste! — „Aber er will nicht, um keinen Preis; das ist's eben; es gibt nur ein Mittel, ihm zu helfen, und das liegt in Ihrer Hand. Morgen Mittags werde ich ihn unter einem Vorwande hierher führen; Sie lassen ihn durch Ihre Leute festhalten und — mag er sich wehren, wie er will, den Zahn ausreißen; es ist der vierte in der obern Reihe! Wollen Sie?" — Gern, gnädige Frau, es bleibt dabei! — Zur verabredeten Stunde andern Tags steht der Arzt die schöne Dame mit einem jungen Herrn ins Haus treten, sie kommen ins Vorzimmer, ins zweite Zimmer, die Dame nimmt dem Herrn ein Kästchen ab, und nun stürzen drei Männer auf den Herrn los, drücken ihn auf einen Stuhl, und wie er auch jammert, schreit, flucht — die Operation geht vor sich. Der Zahn ist 'raus, wüthend springt der Mann auf: „Wo ist die Dame? Wo sind meine Juwelen? Ich mache Sie verantwortlich!" Die Dame war fort, der kostbare Schmuck — mehrere tausend Gulden werth — mit ihr. Sie war im Juwelierladen gewesen, hatte den kostbaren Schmuck ausgesucht und gebeten, daß ein Buchhalter sie in ihr Haus begleite, um das Geld in Empfang zu nehmen; im Vorsaal hatte sie ihm den Schmuck abgenommen und er war überfallen worden u. s. w. —

(Das seltene Duell.) Ein Apotheker bewahrte im Theater einen Platz für eine Dame; ein Officier wollte diesen Platz besetzen, und als ihm der Apotheker denselben nicht einräumen wollte, gerieth der Officier in Zorn und forderte ihn auf den andern Tag. Der Apotheker kam zur bestimmten Stunde in die Wohnung seines Gegners und sagte kaltblütig zu ihm: „Sie sind Officier und ich Apotheker; Sie verstehen sich darauf, den Säbel und die Pistole zu führen; ich verstehe mich auf die Zusammensetzung der Arzneien; die Wahl der Waffen kommt mir zu; ich verlange also, daß Sie sich der meinigen bedienen. Hier sind zwei Pillen; die eine ist vergiftet, die andere ist unschädlich; wählen Sie eine und verschlucken Sie dieselbe, ich werde die andere nehmen; so streiten wir mit gleichen Waffen, und Einer von uns muß fallen." Der Officier, durch diesen sonderbaren Vorschlag überrascht, warf die Pillen zum Fenster hinaus und behielt den Apotheker zum Frühstücke bei sich.

Im Jahre 1661 wurde in Finnland über einen Studenten wegen Zauberei das Todesurtheil gefällt. Die Beschuldigungsgründe waren: seine reißenden Fortschritte im Latein, Griechisch und Hebräisch, seine schöne Handschrift und die Leichtigkeit, mit welcher ein anderer Student bei ihm das Latein erlernte. Der Unglückliche wäre unfehlbar auf den Scheiterhaufen gekommen, hätte nicht Graf Brahe, der die Gründe zum Todesurtheil nicht erheblich genug fand, das Urtheil cassirt und in eine lange Carcerstrafe verwandelt.

Charade.

Das Erste brechen viele Leute
Weit lieber als ein Bein.
Das Zweite bringt bald gute Beute,
Bald Luft, bald Aerger ein.
Das Ganze soll zum Scherz auch heute
Hiemit getrieben sein.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

013

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 153. Donnerstag, den 22. December 1864.

Der Notär in der Falle.

(Fortsetzung.)

Desto feuriger und pressirlicher war der Notär, daß die Frau Spendvögtin große Augen machte. Der Spendvogt selig sei nicht einer von den Geduldigsten gewesen, aber so hätte er doch nie gethan, dachte sie. Indessen konnte sie nicht sagen, daß ihr dieses so übel gefiel. Sie dachte, wenn dies neue Mode sei, so sei es eine von denen, welche sie sich am Ende noch gefallen ließe, wenn es sein müßte. Sie redete von Luisens Kränklichkeit und gut Ding wolle Weile haben, aber nicht mit dem Nachdrucke, welchen man sonst an einer Spendvögtin gewohnt ist. Luise war seltsam, wie ein Kind, welchem man darbietet, was es von ganzem Herzen gewünscht, glüht vor Lust und Freude, und doch zittert und bebt und die Hand nicht darnach auszustrecken wagt. Aber Notär Stößli setzte nicht ab, setzte Leib und Leben ein für die Reinheit seiner Liebe und daß es Luisens Seele sei, ihre Bildung und Grundsätze, welche seine Seele erfaßt mit Himmelsgewalt; entweder, oder! Entweder Luise, oder sterben! Wir frägen, wer hätte da widerstehen können? Wo wäre wohl auf Erden eine Luise so mörderisch und grausam, den Tod eines Menschen zu wollen, und noch dazu eines so schönen und gutgesinnten, wie Herr Notär Stößli war! Sie sagte ja! und im lodernden Glück ihres Glücklichen verlor sich ihr Zittern und Beben, sie war glücklich, sie glaubte an seine reine schöne Liebe; denn wenn Dem nicht zu glauben war, wem sollte man noch glauben auf der Welt? Und glücklich war Herr Stößli selbst, bis in die Ellbogen schien das Glück zu fahren, die Steifheit auszutreiben, sie in lieblichen zarten Schwingungen auf und nieder, hin und her zu schaukeln. Aber ungeduldig war er nicht weniger, und wenn es irgend zulässig gewesen wäre, er hätte Luise noch selben Tags an den Arm genommen und der Pfarrer hätte ihn copuliren müssen. Je größer das Glück, desto größer sei die Angst es zu verlieren, sagte er; das sei verzeihlich, sagte er. Ja, ja, sagte Frau Spendvögtin, sie begreife es; ihr Spendvogt selig sei jedoch nie so ungeduldig gewesen, es seien aber damals auch noch nicht so schlechte Leute gewesen wie jetzt. Herr Stößli drängte, alsbald das Aufgebot zu bestellen, und drei Mal branche es nicht zu geschehen; er habe Bekanntschaften, welche sich eine Freude daraus machen würden, ihm für ein oder gar zwei Male Dispensation zu verschaffen. Alles, was man dagegen sagte, widerlegte er bündig. Alle Vorbereitungen fand er überflüssig, ihre Bedenken natürlich, aber nicht gegründet, und Luise mußte sich fügen, mußte sich verkünden lassen, der Pfarrer mußte die Verkündigung in Luisens Heimathsgemeinde besorgen; der Notär sorgte für Dispensation, und die Spendvögtin wußte gar nicht, wo ihr der Kopf stand und für was sie sorgen sollte. „Was der Narr eigentlich an Luise sieht, weiß ich nicht, und wenn er meint, er kriege einmal einen großen Haufen von mir, so könnte er eine lange Nase kriegen," das dachte sie. Begreiflich machte diese Heirath großes Aufsehen. In der Kirche noch, in welcher das Aufgebot geschah, ging das Reden an, und so lange selben Sonntag ein Auge offen war, eine Zunge sich noch regte, ward die Luise und der Stößli verhandelt. Die Leute zerbrachen sich die Köpfe, wie

Digitized by Google

das zugegangen. Daß Luise ihn nehme, sei begreiflich, aber daß der hochmüthige Stößli da angebissen, gehe über das Bohnenlied; entweder sei er ein Narr, oder hineingesprengt worden. Die Sage geht, am selben Sonntag, an welchem Luise aufgeboten worden, sei manche Garderobe gemustert worden unter dem kurzen Selbstgespräch: „Je nun so denn, wenn Die noch einen bekommen, so ist für mich die Hoffnung nicht verloren, bin doch noch eine Andere als Die. Ich muß frisch dran hin, helf, was helfen mag! Aber wissen möchte ich, was Die angefangen, vielleicht wäre das Mittel auch für Andere gut."

Die Freunde brüllten Herrn Stößli ohne viele Complimente an: „Was zum † . . . kommt Dich an, was siehst Du an diesem vermilbeten Käslein? bist verhext worden?" und wie es Fragen dieser Art die Menge gibt. Dann machte Herr Stößli ein fein Gesicht und lächelte höhnisch. Jeder hätte seinen eigenen Geschmack, sagte er, und gerade Die gefalle ihm und keine Andere, sie sei häuslich und arbeitsam und er hätte Freunde genug, welche durch ihre schönen Weiber in Schulden kämen, zu Bettlern würden ob goldenen Armbändern und seidenen Röcken. Die verstehe die Haushaltung und werde nicht begehren, an jeder Parthie zu sein, und wenn sie schon nicht sieben seidene Röcke hätte, würde sie doch zufrieden sein. Wenn die Freundinnen sich an Luise machten, so fanden sie diese im Glücke schwimmend, und wenn sie Aufschluß begehrten: „Aber Luise, sag doch um Gotteswillen, wie hat das sich gemacht? was brachte euch zusammen? was sagte er und was sagtest Du?" so gaben Luisens Antworten nicht genügenden Aufschluß. Sie seien zusammen an Juliens Hochzeit gewesen, sagte Luise, daher die Bekanntschaft. Daß ein Mann wie Herr Stößli sie auserkoren, das begreife sie selbst nicht, sie müßte das Gott zu verdanken haben. Sie könne nichts als ihm danken und sich schämen über das unverdiente Glück. Wenn sie mit Schämen zu solchem Glück käme, dachte Manche, welche diese Antwort vernahm, so wollte sie noch heute anfangen sich zu schämen und zwar bis in's blutige Herz hinein und bis in den tiefsten Boden hinab.

Wie bekannt, geht, wenn Zwei zusammen kommen, der Teufel umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge, oder er kriecht herum und säet Unkraut in der Nacht, daß wenn es Tag wird, voll Dornen und Disteln das Liebefeld steht. Natürlich that er es hier auch, aber hell umsonst, weder mit Brüllen noch Schleichen brachte er was ab, denn als endlich der Tag anbrach, an welchem Herr Stößli seine Luise und die Frau Spendvögtin zur Hochzeit führte, denn sie wollten im Stillen Hochzeit haben, ganz heimelig, waren sie Alle noch gleich glücklich, ja Luise schöner, als sie in ihrem Leben je gewesen war. Ihr herrlicher Notär hatte ihr so oft gesagt, daß sie sein Ein und Alles, sein Leben und seine Freude sei, daß in dem guten Mädchen ein gewisses Selbstbewußtsein erwacht war, welches ihr Muth und Haltung gab, sichern Blick und festere Stimme. Sie war eine Andere, wenn man sie ansah, erst jetzt sah man, daß ihr Gesicht auch Züge hatte, daß Augen darin waren und zwar nicht so üble. Katzen thun bekanntlich am neunten Tage die Augen auf. Luise war drei Mal neun Jahre alt geworden, ehe sie die Kunst lernte. Hörte man sie reden, so war Sinn in ihren Worten, worüber nicht bloß die Spendvögtin erstaunte, sondern auch der Notär, welcher von Amtswegen und sonst nicht gewohnt war, mit Worten umzugehen, welche allemal Sinn hatten. Man sagt immer, Lebloses könne den Menschen nicht beleben, sondern bloß Gott könne es, und doch war es der Notär Stößli, welcher Luise belebt hatte. Hatte er nicht Ursache, stolz zu sein und zwar wie ein Gott?

Sie verbrachten einen hellen glücklichen Tag, hatten große Freude an einander, keine Wolke stand am Himmel, kein Unfall begegnete ihnen, sie hatten ein sehr gut Mittagessen, bekamen eine billige Zeche und die Wirthin hatte der Frau Spendvögtin ihren Spendvogt noch gekannt, erzählte ihr, wie derselbe ein braver Herr gewesen und allen Leuten lieb, und so ein Lustiger, Gspäßlein habe Keiner gewußt wie er; wie sie Alle so sein sollten, aber nicht mehr so seien, absonderlich jetzt. Der Tag verrann, sie wußten nicht wie, viel kürzer, als wenn große Ge-

Digitized by Google

sellschaft gewesen wäre, wo es so oft geschieht, daß je größer die Gesellschaft ist, desto weniger man was mit einander anzufangen weiß.

(Schluß folgt.)

Er kommt aus dem Verein.

Gardinenpredigt von Madame Plümeke.

(Plümeke ist um Ein Uhr die Nacht nach Hause gekommen. Um seine Frau irre zu führen, will er die Weiser der Stubenuhr um zwei Stunden zurückstellen; in seiner Angst aber versieht er sich und stellt sie noch eine Stunde vor, so daß, als er sich sacht in's Familienbett legt, die Glocke laut Zwei schlägt.)

Madame Plümeke (von der Störung erwachend.) Also zwei Uhr? — Na, es wird wahrhaftig immer hübscher mit Dir, Plümeke. Erst heute morgen hast Du mir versprochen, nie wieder nach zehn Uhr zu Hause zu kommen un nanu isset zwei Uhr! Wahrhaftig, Plümeke, wenn Du auch auf mir gar keine Rücksicht nehmen solltest, so müßtest Du Dir doch vor Deine fünf Kinder menaschiren und ihnen nicht so'n schlechtet Beispiel geben mit die verfluchtige Rumdreiberei! Wat sagst Du? Die Uhr ist verrückt! Da höre den Nachtwächter, der pfeift Eins, und der Nachtwächter aus unser Revier geht immer eene Stunde nach, die er verschläft, wenn er nicht aufgezogen wird von ein paar Nachtschwärmer. Der Verein hat so lange gedauert? — Det mag mir een schöner Verein sind, wo sich die Mitglieder beduseln in Bayerisch Bier und Grog. Schulze hat mir schon verrathen, was das vor'n Verein is. Bei Waßmanns unter die Halle, da vereinigt Ihr Euch um Mitternacht mit die Hulda und die Rosa und die Minna und die Alma und die Aurora — und wie die sittlich verwahrlosten Geschöpfe alle heißen; da kann denn nich genug drufgehen; da wird Abendbrod gegessen und Kaffee und Butterstolle gegeben, und hinterher heeßt es denn noch: „Du, Dicker, gib mir zwee Groschen zu die Gaddrobe!" Und von da denn noch bei Nonnasten nach di nächtliche Conditorei, da geht's über die Eies-Baisees und Pflaumenkuchen und die Knickebein's und die Cüraſſo's her. Du hast blos vier Groschen ausgegeben? Na, ick werde mal morgen Deine Kasse nachsehen. Fünf Thaler hast Du mitgenommen, also müßtest Du noch vier Thaler und zwanzig gute Groschen haben wieder gebracht. Freue Dir, wenn een Sechser dran fehlt. Was hafte Schulzen geborgt? Vier Thaler vierundzwanzig Silbergroschen? Also bringst Du noch eenen Silbergroschen zu Hause. Du verlogener Spitzbube! Schulze hat mir selber gesagt, daß Du von ihm noch immer borgst, und daß er blos als Sündenbock vor Dir herhalten muß. Ach, Plümeke, die Tiefe Deiner Schlechtigkeit ist gar nicht zu ermessen.

Statt hier zu Hause een Bisken nach die Kinder zu sehen, wie sich's für einen anständigen Familienvater schickt, treibst Du Dir in die Kneipen 'rum und verluderst das Geld, und mir hältst Du knapp mit's Wirthschaftsgeld — schlaf' nich un höre! Wenn ich sage: Plümeke, ich muß eine Crinoline oder einen Amazonenhut haben, weil es doch Mode is, denn stellst Du Dir hin wie ein Lohgerber, dem die Felle weggeschwommen sind, und gibst mir zur Antwort: „Kann ich Ducaten aus die Erde strampeln?" — Aber, das laß Dir gesagt sind. — Nu schnarcht det Kameel wieder wie 'ne Fournierſäge. Aber warte — morgen früh — bei'm — Kaffee — (schläft ebenfalls ein. — Ruhe).

Gemeinnütziges.

(Ein neues Waschmittel.) Die Amerikaner — das muß man ihnen lassen, ein practisches und erfindungsreiches Volk — empfehlen als ausgezeichnetes Waschmittel den Borax, welcher als schönheitsfördernd bekannt und berühmt ist. In etwa 30 Maaß Wasser löst man ½ Pfund Borax auf und wendet diese Mischung zur Reinigung der Wäsche an. Hierdurch wird bedeutend an Seife gespart und den zartesten Stoffen kein Schaden zugefügt.

Digitized by Google

Verschiedenes.

Französische Blätter erzählen mit allem Ernste ihren Lesern folgende nicht übel erdachte Geschichte: Während unlängst Monsieur Godard, der Luftschiffer, auf dem Marsfelde zu Paris einen ungeheuren Luftballon füllte, amüsirte er die Zuschauer durch verschiedene Kleinigkeiten, besonders durch Absendung eines kleinen Ballons, der ganz die Gestalt und Figur des kleinen Ex-Diplomaten Thiers hatte. Als der kleine Staatskünstler gehörig mit Gas gefüllt war, erhob er sich majestätisch in die Luft und verschwand unter dem Jauchzen der Menge in höheren Regionen, doch kam er an einer andern Stelle wieder unter Sterbliche und benahm sich beinahe wie einst der verliebte Göttervater Zeus, der sich auch Jupiter schrieb. Der kleine Luftschiffer ward nämlich von einem Sturme gepackt und bei Bievre vor einem feinen Landhause mit der Erde in Berührung gebracht. Die junge Herrin des Hauses machte eben bei großem offenen Fenster, das in den Park hinausging und daher keine neugierigen Augen zuließ, Toilette für eine Abendpartie. Sie war eben damit beschäftigt, ihre Taille zu einem bloßen Gedankenstrich zusammen zu schnüren, als der kleine Windbeutel Monsieur Thiers wie ein ungestümer Liebhaber zum Fenster hineinstürzt. Die Dame schreit, wirft einen Shawl um ihre schönen Schultern und bittet den ungestümen Don Juan: „O Monsieur, gehen Sie! gehen Sie! Sie richten mich zu Grunde!“ Aber der durch's Fenster blasende Sturm gibt dem leichtsinnigen Anbeter einen Stoß, so daß er auf die Dame zuläuft. Sie schreit wieder, und da sie draußen auch nahende Schritte hört spedirt sie ihn eiligst unter's Bett. Der Gatte rast jetzt mit einem mächtigen Säbel in der Hand herein, und ihn schwingend, brüllt er: „Ha, jetzt hab' ich ihn! Jetzt soll der Schurke sterben!“ und sucht schnaubend nach dem Verführer. Die Dame, mehr todt als lebendig, bittet flehentlich: Monsieur, fliehen Sie und ersparen Sie mir eine blutige Tragödie! Aber Monsieur Thiers liegt still. Freunde und Diener springen nun ebenfalls herbei, einige halten den wüthenden Herrn, andere suchen nach dem ungesetzmäßigen Anbeter der Frau und ziehen ihn endlich an einem Beine unter dem Bett hervor. Jetzt reißt sich der eifersüchtige Gatte los und ist eben im Begriff, ihn zu durchbohren, als er sich erhebt und stumm und ehrfurchtgebietend bis zur hohen Decke schwebt. Aber unterwegs hatte sich das tödtliche Schwert in die Achillesferse gebohrt, es flieht die Leidenschaft aus ihm mit melancholischem, pustendem Geräusch, der kleine Mann magert rasch ab an der Decke und sinkt sterbend als ein Häufchen von luftdichtem, aber durchlöchertem Seidenzeug zu den Füßen der Angebeteten nieder. Keine Thräne des Schmerzes rieselt auf die Leiche, wohl aber manche Thräne unbändigen Gelächters. Der Hausherr lacht nicht mit, sondern versteckt sein Schwert und zieht sich bald selbst zurück.

Der Capitän eines Kauffahrteischiffes, der verbotene Waaren an Bord hatte und dieselben an's Land zu bringen wünschte, sagte zu einem Zoll-Officier: „Wenn ich auf jedes Ihrer Augen ein Goldstück legte, würden Sie es dann sehen können?“ „Nein“, antwortete dieser, „und wenn Sie noch eins auf meine Zunge legen, kann ich auch nicht sprechen.“

Einige Diebe wollten die Thüre an einem Kaufladen erbrechen, worin zwei Diener schliefen. Als diese den Lärm hörten, rief einer von ihnen den Dieben zu: „Meine Herren, kommen Sie ein wenig später, wir sind noch nicht eingeschlafen.“

Ein Dorfpfarrer predigte eines Tages so beweglich, daß alle Zuhörer in Thränen zerflossen, ausgenommen ein Bauer. „Warum weinst Du nicht?“ fragte ihn sein Nachbar. — „Ich bin nicht aus dem Kirchsprengel,“ war die Antwort.

Auflösung der Charade in Nro. 152:
Wortspiel.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzschhler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 154. Samstag, den 24. December **1864.**

Weihnachten.

O Weihnachtsfest, du lieblichstes von allen,
Gegrüßt sei mir mit deiner hehren Lust!
Die Herzen höher heut' im Busen wallen,
Und Himmelswonn' durchströmt die sel'ge Brust.
O Weihnachtsfest mit deinen Engelsfreuden,
Du zauberst weg des Alltagslebens Leiden;
Und Jeder, ob er groß sei oder klein,
Ob reich, ob arm — heut' mag er fröhlich sein.

Die Kleinen stehn vor ihrem Kerzenbaume;
Wie sind sie doch so reich, so hochbeglückt!
Ein Himmel ward aus engem Zimmerraume,
Und aus den Aeuglein Himmelswonne blickt.
Wie sind sie selig bei den kleinen Gaben,
Die ihnen Lieb' und Treu' gespendet haben!
O freut euch, Kindlein! nur im süßen Traum,
Denn bald vergeht er wie der Welle Schaum.

Die Jahre flieh'n, und ernster wird das Leben;
Das Jugendglück entschwindet, ach! zu bald.
Mit Freudenkränzen Dornen sich verweben,
Und Wonnesang und Jubelklang verhallt.
Das Leben stellet dann manch' ernste Frage,
Und in der Brust entsteht manch' Sorg' und Klage;
Manch' Seufzer wird noch quillen aus dem Herz',
Das jetzt noch fremd dem Kummer und dem Schmerz.

So ist das Leben! — Heute Freudenschimmer
Und morgen Schmerzenstränen sind sein Loos.
Beständigkeit im Glücke sind'st du nimmer,
Und wähnst du's auch — es ist ein Schein doch bloß.
Auf blum'gen bald und bald auf stein'gen Wegen
Zieh'n rastlos wir dem nahen Ziel entgegen.
Ja, steter Wechsel führt uns an der Hand
Bis an das End' der Zeit — zum Grabesrand!

Nur Eines ist, und das wird nie vergehen:
Es ist des Vaters Gnad' und seine Lieb',
Mit denen er auf uns herabgesehen
In's Erdenthal, so finster und so trüb',
Die Lieb', mit der er selbst sein eignes Leben
In seinem Sohn zur Rettung uns gegeben;
Die Gnad', mit der nach seinem ew'gen Rath
Die sünd'ge Menschheit er erlöset hat.

O Weihnachtsfest! Das ist die wahre Freude,
Die du bereitet hast der Christenheit.
Wer wollte d'rum nicht fröhlich singen heute:
Dank, Ehr' und Preis sei Gott in Ewigkeit!?
Vergeßt die Sorgen, schwingt euch aus dem Staube,
Schließt festen Bund in Hoffnung, Lieb' und Glaube,
Und Jeder, ob er groß sei oder klein,
Ob reich, ob arm — heut mag er fröhlich sein!

Der Notär in der Falle.

(Schluß.)

Da in der Eile Herr Stößli keine anständige Behausung herstellen konnte — bisher hatte er nur eine Schreibstube gehabt und Kost und Logis in einem Wirthshause, — so hatte Tante Spendvögtin, zum heillosen Aerger der Verwandten, dem jungen Ehepaar Platz in ihrem Häuschen gemacht für einstweilen, und Marei, die Magd, große Freude daran gehabt. Sie hielt ziemlich reinen Mund, dafür aber machte sie Augen, in welchen Jeder, der diese Schrift versteht, lesen konnte: Jä gellet, was es gegeben, daran bin ich schuld, wäre ich nicht gewesen, wäre all nichts!

Sie waren jedoch eigentlich incognito daheim, die Welt glaubte sie auf Reisen, darum waren sie auch ungestört, und Herr Stößli besuchte sein Büreau nicht, sondern war ebenfalls daheim. Als sie am folgenden

Digitized by Google

Morgen gefrühstückt in aller Behaglichkeit und ganz glücklich, jede Parthie in ihre Appartements sich zurückgezogen hatte, wie es in allen hohen Häusern, namentlich in den englischen, Sitte ist, die Frau Spendvögtin in die Küche, um mit Marei das Mittagsmahl abzurathen und welches Kraut am nöthigsten zu brauchen sei, das junge Ehepaar in seine zwei Stübchen, um etwas aufzuräumen und jedes Ding an seinen Ort zu thun, sagte Herr Stößli, der das Büreau aufgeschlossen hatte und Schubfächer n usterte: Apropos, Fraueli, Schätzeli, was ich Dich fragen wollte, wo hast den Entwurf? Du weißt wohl, hätte heute Zeit, die Hausbücher in Ordnung zu bringen." Potz Türk! das war ein Schlag, nicht aus heiterm Himmel, Luise hatte schon lange davor gebebt, jedoch den Gedanken daran bestmöglichst in den Hintergrund geschoben, sich immer damit tröstend, ihr Stößli frage ja gar nichts nach Geld und Gut, wie die gemeinen Notarien und andere Menschen; er habe eine zu edle Seele und sei viel hoch gesinnt, er habe es ja selbst gesagt. Als aber die Frage jetzt so plötzlich kam, wäre doch die Luise in den Boden gefahren, wenn sie nicht erstarkt gewesen wäre, und zwar auffallend für so kurze Zeit. „O liebes Mannli, denke doch nicht daran. Weiß nicht, wo ich ihn habe, und ein Testament ist ja nicht mehr nöthig." — „Das wohl," sagte Notär Stößli. „Es ist mir nur, um eine Uebersicht zu haben, Du kannst mir's ja aus dem Kopfe angeben. Von wegen, ich muß auch dem Vogt schreiben und ihn mahnen, daß er mir das Vermögen übergebe. Der hätte sich schon lange rühren sollen. Aber auf dem Lande nimmt man so was kaltblütig, und das Rechnunggeben wird ihm nicht pressiren. Enfin, man kann ihm Beine machen! Komm, sitz, Schatzeli, und gib mir an, was Du weißt." — „Aber Stößeli, meine Sache ist gar unbedeutend, es ist nicht der Rede werth. Wenn der Vogt Rechnung gibt, so siehst Du dann, was es ist." — „Du gut's Fraueli, bist immer viel zu bescheiden, ein Vermögen, wo Effecten wie Häuser und Berge vorkommen, wird nicht so unbedeutend sein. Kannst mir sagen, wie viel Kühe sömmert der Küher auf dem Berge, oder wintert er sogar noch auf demselben?" Da nahm sich Luise zusammen, ein Mal müsse es doch sein, dachte sie.

„Ich habe weder Haus noch Berg," sagte sie. — „Wa . . . was?" stotterte Notär Stößli. „Das wird nicht sein, hast es mir ja selbst gesagt!" — „Ja," sagte Luise, „aber nicht im Ernste. Du sagtest, es wäre Dir lieb, einen Entwurf zu machen, so lernte ich am besten, was man in ein Testament thun müsse. Ich durfte es nicht abschlagen und schämte mich, meine Wenigkeit anzugeben, und weiß Gott, ich weiß nicht, wie mir die Sache in den Mund kam, ich begreife es noch jetzt nicht, gab nun an, was kam. Ich dachte, es hätte ja nichts zu bedeuten. Ich wollte es Dir schon öfters sagen, aber dann kam immer Etwas dazwischen, und am Ende dachte ich, Du hättest es vergessen, und so vergaß ich es auch." — „Was vergessen, meinst, Solches vergesse man? Also zum Narren gehalten hast Du mich, hineingesprengt!" schrie Stößli, der Notär. Da kam es dick, daß es dem Herrn Stößli im Halse stecken blieb und er fast erstickt wäre. „Ach mein Gott, verzeih mir das, ich meinte es sicherlich nicht bös, und Geld hin Geld her, bin ja Deine Luise, und wie oft hast Du mir nicht gesagt, Du wolltest den rechten Daumen geben, wenn ich keinen Kreuzer hätte, damit ich sehen könnte, wie lieb ich Dir sei, und daß Du mich nicht wegem Geld nähmest. Jetzt sei doch auch nicht bös, Du hast einen schönen Verdienst, ich habe Nichts und Tante Spendvögtin ist ja so gut!" — „Also hineingesprengt hast Du mich, mich, den Notär Stößli, mich gefangen wie einen Gimpel, hast gelogen, geheuchelt; ein sauber Weibsbild bist, heute noch laß ich mich scheiden und zwar wegem Vaterland," schrie Stößli, der Vaterlandsfreund. — „Das ist wahr, lieb warst Du mir und zu sterben glaubte ich," schluchzte Luise. „Es war mir, wenn ich Dich nur sehen, mit Dir reden könnte, wollte ich gerne sterben. Da wußte ich mir nicht anders zu helfen, als Dich kommen zu lassen wegen einem Testament, andern Vorwand hatte ich nicht. So kam es, wie es kam. Verzeih mir, Stößli, um Gottes willen. Sieh, ich will Dich auf den Händen tragen, Dir dienen besser als eine Magd,

Digitized by Google

Du sollst Dich Dein Lebtag nicht rewig werden, sollst glücklich sein." — „Geh mir vom Leibe, Du Schlange, Du Pest!" schrie Stößli; „bin blamirt für mein Lebtag, und mit meinen Aussichten ist es aus, kann ein gemeiner Schreiber bleiben, während meine Kameraden Oberherren sind! Lasse mich fangen wie ein Esel, und von wem!" Er war schrecklich in seinem Zorne, Notär Stößli, fast wie Achilles, wenn es ihn recht ankam. Zu ihrem großen Erstaunen hörte Tante Spendvögtin das zornige Getöne und sagte: „Ho, ho, Der fängt früh an, mein Spendvogt selig wartete doch drei Wochen, ehe er sein Hörnchen zeigen wollte, aber er war froh, es einzuziehen. Die Hauptsache ist immer die, daß man sich nicht fürchtet. Will gehn und sehn, vielleicht weiß dies Luise noch nicht recht."

Es ging lange, bis der Handel der Frau Spendvögtin klar wurde. Als sie ihn endlich faßte, wußte sie lange nicht, sollte sie schelten oder lachen. „Du abscheulich Mädchen Du, was stellst Du an? wie konnte Dir das in Sinn kommen? schämtest Dich nicht?! Kein Wunder, daß Herr Stößli plötzlich so verfessen auf Dich war. Konnte nicht begreifen, wie Du es ihm angethan; aber mit Speck fängt man die Mäuse. Konnte das Pressiren nicht begreifen; aber gedacht wird er haben, er wolle Dich sichern, ehe der Tod oder sonst Jemand Dich ihm wegschnappe. So, und mich um's Haupterb bringen wollte er. Eine saubere Geschichte ist das! Wie werden die Leute eine Freude haben, das ist ein Fressen für sie. Jetzt was machen?" So redete die Spendvögtin, und die Andern redeten auch, und aus dem Knäuel der Worte tönte nur das Wort „Scheiden, Scheiden" des Herrn Stößli. „Wollte mich doch besinnen; geschehenen Dingen soll man z' Best reden," sagte die Frau Spendvögtin. „Eher an den Tod hätte ich gedacht, als daß Luise so was einfiele, aber stille Wasser sind tief, heißt es. Wie es gemeint war, daraus wird der Kuckuck klug. Aber z' Sach ist jetzt so, und drum würde ich mich drein schicken, so bös ist es eigentlich nicht gegangen." Nun setzte die Spendvögtin Herrn Stößli auseinander, wie er für sein Lebtag zum Gespött würde, wenn er die Sache bekannt werden ließe, das wäre keine Recommandation für ihn. Er habe ja auch gefehlt und heirathen wollen, um zu erben oder doch um's Geld. So übel sei es ihm auch nicht gegangen, ohne Geld sei Luise nicht, allweg nicht dumm, wie er habe merken mögen, eine Haushälterin sei sie, wie selten Eine; wie es scheine, viel gesunder, als man in der letzten Zeit hätte glauben sollen. Mache er ein gut Gesicht zur Sache, so bleibe sein Credit. Luise werde Alles aufbieten, ihn glücklich zu machen, und sie wolle auch ein Einsehen thun.

Herr Stößli war zu sehr Notär, als daß ihn diese Rede nicht hätte zu Verstand bringen sollen. Nach einigen heftigen Ausrufungen begann er zu capituliren und zwar nicht unter gar erschwekenden Bestimmungen, da er begriff, daß Luise die Lacher auf ihrer Seite hätte. Luise, welche es schmerzte, den Schmelz von der edeln Seele ihres Stößli so schnell abgewischt zu sehen, und begreifen zu müssen, daß nicht sie, sondern das vermeintliche Geld ihm die Hauptsache gewesen, begriff doch auch, daß sie die erste Schuld an der Geschichte trage und gut machen müsse mit ganzer Seele, ganzem Gemüthe und aus allen Kräften. Freilich legte der Sturm sich nicht plötzlich; wenn ein Gewitter weiter zieht, hört man noch lange die Wolken grollen, aber es ging viel besser, als man hätte glauben sollen, ein vollständiger Friede und gegenseitige Zufriedenheit stellten sich allmälig ein. Herr Stößli nahm zu an Credit, Luise an der Fähigkeit, sich gehörig geltend zu machen. Herr Stößli kam zu bedeutenden Geschäften, seine Freunde fanden Luise verflucht gebildet und schätzten ihn glücklich, daß er eine Frau habe, mit welcher er ein vernünftig Wort reden könne. Sie stellten ein Paar vor, welches was galt in der Welt, so daß wirklich Stößli seiner Luise schon mehr als ein Mal bekannt hat, er wollte nicht, daß es nicht so gegangen wäre; daß Luise, wenn sie fragt: „Bin ich Dir auch lieb?" immer zur Antwort erhält: „Von ganzem Herzen, fast wie das Vaterland!"

Digitized by Google

Gemeinnütziges.

(Vortheilhafte Bereitung eines sehr guten Essigs.) Man löst zu diesem Zwecke eine Portion Honig in Wasser auf und stellt diese Mischung in gehörigem Wärmegrade zur Gährung an, wodurch eine sehr saure und höchst angenehme Flüssigkeit entsteht, welche ein wahrer Essig ist und an Güte den Weinessig übertrifft, auch vorzüglich zweier Ursachen wegen mehr in Gebrauch zu kommen verdient; denn erstens ist dieser Honigessig wohlfeiler als der Weinessig und dann ist er nicht in Gefahr, verfälscht zu werden, was öfters mit dem Weinessig der Fall ist.

Lesefrüchte.

Man spreche sich in der Ehe immer gerade, klar und offen aus, hasche nach keinen Grillen, nach keinem unnöthigen Argwohn, man verzeihe sich kleine Schwächen, man suche in einander keine unerreichbaren Ideale; man verstelle und verstecke sich nicht gegen einander, man vermeide das unselige Schmollen, als eine Krankheit der Seele und eine Pest der guten Eintracht.

Die Welt versetzt uns in ein Meer von Grämen,
Versagt der Sehnsucht jede Sättigung;
Doch Einen Himmel kann sie uns nicht nehmen:
Den schönen Himmel der Erinnerung.

Verschiedenes.

Eine Indianer-Deputation kam einst nach Pennsylvanien, um mit dem Gouverneur zu unterhandeln, und wurde von den Behörden in Philadelphia zum Essen eingeladen. Während der Mahlzeit wurden die Augen eines jungen Häuptlings durch ein Gefäß mit Senf angezogen, worin ein Löffel zum Gebrauch stack. Durch den gewürzreichen Geruch in Versuchung geführt, zog er es sanft zu sich heran und hatte bald einen bis zum Rand gefüllten Löffel in seinen Mund gesteckt. Obgleich er augenblicklich seinen Mißgriff merkte, so hatte er dennoch die Geistesstärke, es hinunter zu schlucken, obgleich es die Thränen aus seinen Augen preßte. Ein Häuptling gegenüber, welcher die Folgen beobachtet hatte, aber nicht die Ursache kannte, frug ihn: „weßhalb er weine?" Er erwiderte, daß er an seinen Vater denke, der in der Schlacht getödtet worden. Bald nachher machte der Frager, durch Neugierde angetrieben, denselben Versuch mit demselben Resultat und wurde nun seinerseits von dem jüngeren Sachem gefragt: warum er denn weine? „Weil Du nicht mit Deinem Vater getödtet worden bist!" war die grimmige und rasche Erwiderung.

Eine Schustermeisterin erklärte einige Gläser in Zucker eingesottenes Obst, um es vor der Naschhaftigkeit des Schusterjungen zu bewahren, als das heftigste schnell tödtende Gift. Einstens sollte der Junge während des Kirchganges der Meisterin ein Spanferkel am Spieße braten. Als es aber anfing sich zu bräunen und eine appetitliche lösbare Kruste zu bilden, fing der Junge zu naschen an und hörte auch nicht eher auf, als bis es gänzlich gehäutet war. Wie er sich aber in der sichern Hoffnung der neu erwarteten Kruste betrogen fand und eine derbe Züchtigung fürchtete, ergriff ihn die Verzweiflung und er beschloß, sein Leben zu enden. Als die rückkehrende Meisterin das so zugerichtete Spanferkel sah, schrie sie: „Verfluchter Kerl! was hast du angestellt?" Schusterjunge: „I bitt' Ihnen, thun's mir nix, i wer sogleich sterben; wie i g'sehn hab', was i ang'stellt hab', hab' i mi vergift, i habs ganze Glas Gibisel-Eingesottenes gegessen."

Logagryph.

Ihr liebt im Herbst uns Freudenborne sehr,
Ein Zeichen weg, so liebt ihr uns noch mehr.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 155. Dienstag, den 27. December **1864.**

Ueber den Tennessee-Fluß.

Eine Episode aus dem amerikanischen Kriege.

Das Mondlicht spiegelte sich in den dunkeln Wellen des Tennessee wieder. Dasselbe lag auf den bewaldeten Hügeln und in den früher so schönen Thälern, welche nun durch die Kriegsfackel zerstört, verödet sind. Der Mondschein lag auf dem hohen Gipfel des Lookout-Berges, von welchem hin und wieder eine Bombe über das Lager der Unionisten abgefeuert wurde. In weiter Ferne waren nur die dunkeln Umrisse von Missionary Ridge zu erkennen. Der Mond beleuchtete die belagerte Stadt Chattanooga und das große Lager der Unions-Armee, welches sich längs und hinter dem Flusse ausdehnte. Auf der andern Seite des Tennessee zeigten sich die Zelte der Rebellen auf den Hügelketten, anscheinend in Unordnung und ohne Zusammenhang, und dem Uneingeweihten mußte es vorkommen, als ob es ein Leichtes sei, eine Colonne über den Fluß zu werfen und eins dieser einzelnen Lager abzuschneiden. Unsere Generäle waren aber wohl instruirt und wußten, daß jeder Uebergangspunkt auf das Beste bewacht sei und daß in einem Augenblicke Ordnung aus dem anscheinenden Chaos herzustellen wäre. Wie der Tiger sich zurückzieht, um dann mit einem Sprunge sein Opfer zu erreichen, so warteten auch sie, bis der rechte Augenblick kommen würde zum Losschlagen — und er kam auch. Zu der Zeit war jedoch die Stadt und das Lager der Unionisten eingeschlossen, freilich nur theilweise, aber doch hinreichend so, um uns viele Entbehrungen aufzuerlegen, und besonders war der Futtermangel für das Schlachtvieh recht fühlbar. Etwas mußte sonach geschehen, um uns aus dieser unangenehmen Lage zu befreien, und — es geschah auch.

Es war eine wunderschöne Nacht, obgleich manch Mal eine vorüberziehende Wolke den Mond etwas verfinsterte. Auf der andern Seite des Flusses patrouillirten die Schildwachen der Rebellen, auf dieser die unsrigen, und zwischen beiden wurde manches Witz- und Scherzwort gewechselt.

Etwas seitwärts vom Flusse und außer der Hörweite der munter plaudernden Soldaten gingen zwei Männer auf und ab, welche sich leise flüsternd unterhielten. Der Eine hatte die Schulterstreifen eines Capitäns, und das goldene Band an den Hosen kennzeichnete ihn als einen Stabs-Officier; der Andere trug die Uniform des gemeinen Soldaten: dunkelblaue Blouse, hellblaue Hose und Schirmmütze. Letzterer zeigte nichts besonders Bemerkenswerthes in seinem Aeußern, nur die durchbohrenden grauen Augen, das feste Kinn und die zusammengepreßten Lippen ließen auf einen Mann von Verschmitztheit und Energie schließen.

„Es muß geschehen, Cutter," sagte der Officier, als die Beiden langsam dahin schritten, „Jemand muß es unternehmen und zwar auf irgend eine Art, obwohl ich offen gestehe, daß ich nicht weiß, wie oder ob es überhaupt ausgeführt werden kann. Ich sage auch nicht, daß Du es vollbringen sollst, denn ich kenne die Gefahr, welche mit dem Unternehmen verbunden ist, und weiß, was Du bereits für uns und die gerechte Sache gethan hast. Ich sage Dir nur, was unumgänglich nothwendig ist, und überlasse alles Uebrige Dir."

„Ich dagegen will nicht sagen, daß ich es

Digitized by Google

bewerkstelligen oder unterlassen will, Capitän. Als ich in den Dienst trat, setzte ich mein Leben auf das Spiel und bin bereit, es jederzeit zu opfern, wenn ich dadurch der guten Sache förderlich sein kann. Ich denke nur darüber nach, ob das Unternehmen auch das Risiko werth ist, denn in dieser Beziehung bin ich äußerst vorsichtig. Zu Dutzendmalen war ich schon in dem feindlichen Lager, konnte aber nie an das Herz desselben gelangen und befürchte, daß dies überhaupt unmöglich ist."

„Wenn Du es möglich machen könntest, mitten unter die Feinde zu kommen und daselbst einige Zeit zu verweilen, so wäre es für Deine scharfen Sinne gewiß ein Leichtes, Etwas zu erfahren."

„Es ist ein gewagtes Unternehmen, Capitän; aber ist die Ausführung überhaupt möglich, so haltet Euch versichert, daß ich es vollbringe. Kehre ich nicht wieder zurück, so könnt Ihr darauf zählen, daß ich gefangen und gehängt worden bin."

„Hoffentlich nicht!" sagte der Officier, indem er die rauhe Hand des Soldaten drückte, „denn wir können Deiner nicht entbehren."

Der Soldat hieß Warren Cutter von Indiana und war einer der kühnsten und intelligentesten Spione der Cumberland-Armee. Oft schon hatte er die gefährlichsten Aufträge zur Zufriedenheit des Obergenerals ausgeführt.

Bald nach dieser Unterredung befand sich Cutter mitten unter den Soldaten am Ufer des Flusses und schien einer der fröhlichsten unter ihnen. Man war der Wort-Artillerie mit den Feinden überdrüssig geworden und sehnte sich nach anderem Vergnügen.

„Halloh, Rebell!" rief ein unionistischer Soldat hinüber, „willst Du nicht ein Flußbad nehmen? Wenn Du mir ein Stück Tabak mitbringen willst, so treffen wir uns in der Mitte des Stromes und ich gebe Dir eine Rolle Briefpapier."

„Abgemacht, Yankee," lautete die Antwort, „aber gebe Acht, daß das Papier nicht naß wird."

„Kommt, Jungens," rief nun der erste Sprecher, „wir wollen alle ein Bad nehmen!" und mit diesen Worten begann er bereits sich zu entkleiden.

Der Vorschlag wurde mit Jubel angenommen, und während sich die Unions-Soldaten ihrer Uniformen so rasch als möglich entledigten, folgten die Rebellen jenseits dem Beispiel und es währte nicht lange, bis sich die Badenden inmitten des Flusses begegneten, dort unter Scherzen und Lachen kleine Tauschhändel abmachten und sich freundlich unterhielten, als ob zwischen ihnen nie Feindschaft bestanden hätte oder je eintreten könnte.

Warren Cutter hatte gleich den Uebrigen sich seiner Kleider entledigt, und nachdem er noch einem Kameraden einige Worte zugeflüstert hatte, stürzte auch er sich in den Fluß. Zuerst schwamm er stromaufwärts, als aber Freund und Feind durcheinander waren, begab er sich mitten unter sie und schwamm dann langsam an das Ufer auf der Rebellenseite.

„Du hast wohl das Wasser zu kalt gefunden?" fragte ihn eine dort aufgestellte Rebellen-Schildwache.

„Das gerade nicht," war die sichere Antwort Cutters, „aber ich befürchte einen Fieberanfall und mag mich deßhalb nicht so lange im Wasser aufhalten."

Mit diesen Worten begab sich der Spion zu einem nahestehenden Baume, unter welchem ein Bündel Kleidungsstücke lag, und zog die butter-nuß-farbige Uniform eines badenden Rebellen-Soldaten an, als ob sie seine eigene wäre.

„Ich wollte, Du würdest mir die Losung geben," sagte er während des Ankleidens zu der Schildwache. „Mein Kamerad im Flusse hat sie, aber ich möchte nicht so lange auf ihn warten."

„Macht nichts; das Losungswort ist „Morgan." Cutter verließ nun alsbald das Ufer und verfolgte den Weg, welcher nach den Rebellen-Lagern führte. Mit dem Losungsworte durchschritt er ungehindert zwei Lager und erblickte im dritten ein großes Zelt, von welchem eine Flagge wehte, das Zeichen, daß sich dort ein höherer Officier aufhalte. Nahe dabei stand eine aus Holzblöcken und Buschwerk construirte Hütte, vor welcher einige conföderirte Soldaten saßen. Ruhig ging er auf dieselben zu und redete sie an:

„Kameraden, könnt ihr mir nicht sagen,

Digitized by Google

wo das dreiundzwanzigste Mississippi-Regiment liegt? Ich war unten am Flusse und muß den rechten Weg verfehlt haben."

„Das dreiundzwanzigste Mississippi-Regiment? Da bist Du aber gehörig irregelaufen, Kamerad!" war die Antwort. „Dasselbe liegt gut zwei Meilen westlich von hier und wenn Du den Weg nicht genau kennst, so wirst Du Deine Leute wohl schwerlich diese Nacht noch finden. Du bleibst besser bis morgen früh bei uns und machst Dich dann bei Zeiten auf den Weg."

Die Einladung wurde natürlich mit Dank angenommen; Cutter begab sich in die Hütte, wo man ihm einen Platz anwies, und bald saß er rauchend und gemüthlich plaudernd bei seinen neuen Bekannten. Er wurde über das Lagerleben seines Regiments befragt, über die Kost, die Officiere, die Aussichten ꝛc. ꝛc., wie eben die Unterhaltung im Lager es mit sich bringt — und Cutter log sich durch, so gut es ging, sich stets damit entschuldigend, daß er erst vor Kurzem in den Dienst getreten sei.

(Fortsetzung folgt.)

Papst Pius der Neunte.

Ehe wir zur Schilderung der Persönlichkeit Pius IX. und dessen Lebensgewohnheiten schreiten, wollen wir uns zuerst dessen Wohnung ein wenig näher betrachten.

Die Päpste bewohnen bekanntlich in Rom den ungeheuern Palast, der unter dem Namen „Vaticau" allbekannt ist. Die weiten Säle desselben sind durchgängig mit rothen Tapeten ausgestattet, und außer dem päpstlichen Throne gibt es dort keine andern Sessel mehr, sondern nur Stühle. — Nach einer langen Reihe von Zimmern, in welchen sich die Wachen, Diener und Hausprälaten aufhalten, gelangt man erst in die Gemächer Seiner Heiligkeit. Diese Zimmer sind klein und einfacher als die andern. Das erste ist das Arbeitscabinet, worin der Papst den Tag über zahlreiche Audienzen ertheilt. Sein Platz ist auf einem Sessel von vergoldetem Holze, mit rothem Sammt überzogen, an einem großen, mit einer rothseidenen Decke behangenen Tische; über dem Sessel ist ein Baldachin aus gleichem Stoffe und gleicher Farbe wie der Tischteppich; außerdem befinden sich in dem Zimmer noch die Tabourets für die Cardinäle und Fürsten und einige einfache Holzsessel. An dieses Cabinet schließt sich ein anderes, ganz ähnliches, an, nur ist in diesem ein Bett mit rothen Vorhängen aufgestellt. Aus diesem, dem Schlafzimmer des Papstes, gelangt man in das Speisezimmer. Der heilige Vater speist stets allein an einem mit rothseidenem Teppich bedeckten Tische. Den Schluß der Privatzimmer bildet die Bibliothek.

Das ist die Wohnung Seiner Heiligkeit und Alles, was er von dem ungeheuren Palaste für sich benutzt.

Der Papst ist immer weiß gekleidet, auf dem Kopfe trägt er ein Käppchen von weißer Seide, der breite Gürtel ist von weißer Seide und mit schweren Goldquasten geziert. Die Schuhe, welche man, alten Traditionen gemäß, immer noch „Pantoffeln" nennt, sind von rother Seide; vorn auf die Spitze ist ein goldenes Kreuz gestickt. Dieses wird geküßt, also nicht eigentlich der „Pantoffel." — Sobald der Papst seine Privatzimmer verläßt, legt er einen Chorrock von Spitzen, einen rothen, mit weißem Pelz garnirten Kragen und eine reich mit Gold gestickte Stola an. Den Kopf bedeckt er mit einem großen Hute von rother Seide, der an beiden Seiten etwas aufgeschlagen und mit einer goldenen Quaste verziert ist.

In diesem Anzuge durchfährt er die Straßen Rom's, denn die Etikette gestattet ihm nicht, anders als zu Wagen in der Stadt zu erscheinen. Vor den Mauern Roms darf der Papst zu Fuße gehen, und dieses Privilegium benutzt denn auch Seine Heiligkeit, um häufige Fußpromenaden zu machen.

Das Leben des Papstes verfließt in folgender Weise:

Pius IX. steht ziemlich frühe auf. Nachdem er sich angekleidet hat, frühstückt er. Das Frühstück ist sehr einfach, es besteht nur aus einer Tasse schwarzen Kaffee's, die das gebräuchliche Morgenmahl aller Römer ist. Dann geht der Papst an die Arbeit; gewöhnlich bis 10 Uhr widmet er in Gemeinschaft mit seinem ersten Minister die Zeit den Staatsgeschäften. Dann beginnen

Digitized by Google

die Audienzen. Der Papst bleibt bei denselben sitzend auf seinem Sessel, die ihm Nahenden verharren kniend oder stehend. Nur Cardinäle und Fürsten genießen das Vorrecht, auf den obenerwähnten Tabourets sich niederzulassen. Zu diesen Audienzen können nur Männer Zutritt finden. Frauen werden ein oder zwei Mal in einem großen Saale empfangen. Die Morgenaudienzen dauern gewöhnlich länger als vier Stunden. Nach ihrer Beendigung gegen 2 oder 3 Uhr begibt sich Pius in den Speisesalon und nimmt ein sehr einfaches Mahl ein. Hierauf betet er kniend einige Gebete aus seinem Brevier und macht dann eine Spazierfahrt. Mit Anbruch der Dämmerung kehrt er in den Vatican zurück. Dann beginnen die Audienzen abermals. Schriften zum Unterzeichnen werden ihm vorgelegt, Vorschläge zur Prüfung gemacht und seiner Entscheidung die Beschlüsse der verschiedenen Behörden unterbreitet. Diese Audienzen währen gewöhnlich bis 10 oder 11 Uhr Abends. Dann genießt der heilige Vater zur Erfrischung einige Früchte oder etwas Gemüse, beendet sein Brevier und geht alsdann zur Ruhe.

So verfließen — mit seltenen Ausnahmen — alle Tage des Papstes, von denen einer vom andern auch in Nichts verschieden ist.

In den Augen eines Weltlichgesinnten wird das Leben Pius des Neunten wahrlich kein beneidenswerthes sein, und es dürfte das bekannte Lied: „Der Papst lebt herrlich in der Welt" in sehr bescheidene Gränzen zurückzuführen sein.

Landwirthschaftliches.

Fein zerstoßene Kohlen haben auf die Vegetation einen unglaublichen Einfluß. Sämereien, welche zu Frauendorf in das Mistbeet gesäet und mit Kohlenpulver bedeckt wurden, zeigten schon nach 24 Stunden den Keim und nach 3 Tagen vollkommene Pflanze. Auch verhindern die Kohlen jede Fäulniß, sowohl in Gewächshäusern, wie in Mistbeeten, Gemüsekellern und feuchten Gärten. Warum werden sie nicht überall und auch bei großen Culturen angewendet, da doch deren große Wirkung anerkannt ist und in Hinsicht der Beischaffung derselben auch kein Hinderniß im Wege steht?

Denksprüche.

Willst das Große du erreichen,
Fange mit dem Kleinen an;
Deine Tadler werden schweigen,
Ist das Kleine groß gethan.

Kraftvoll wahr' in dem Herzen das Kleinod seligen Glaubens,
Doch stets heilig und still, nicht vor den Augen der Welt!
Frömmler und Mystiker meid' und fliehe die Fesseln der Knechtschaft,
Frei nur trägt dich der Flug geistiger Schwingen empor.
Meinung der Secten verwirf, nicht scheide die Trennung der Kirchen
Herzen von Herzen! wir sind All' in der Liebe vereint.
Religion ist Gottes Verklärung im irdischen Dasein,
Aber der Mensch und die Zeit haben die Kirchen gebaut.

Verschiedenes.

Bei einem Mahle warf der Kurfürst von Sachsen ein Goldstück in Professor Taubmann's Becher und sagte: „Das Goldstück gehört Ihm; wenn Er auf der Stelle einen spaßhaften Vers darüber macht." Taubmann besann sich nicht lange, trank den Becher aus und begann, das Goldstück herausnehmend:

„Zwei Götter können sich im Becher nicht vertragen,
Geh', Plutus, in den Sack, du, Bachus, in den Magen."

Auflösung des Logogryphs in Nro. 154:
Keltern. Eltern.

Redaction, Druck und Verlag von D. Franzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 156. Donnerstag, den 29. December **1864.**

Ueber den Tennessee-Fluß.

Eine Episode aus dem amerikanischen Kriege.

(Fortsetzung.)

Als sich die Soldaten eben zum Schlafen niederlegen wollten, sagte ein Corporal, welcher wahrscheinlich den Befehl hier führte: „Ich möchte nur wissen, wo die andern Kerle bleiben; dieselben sollten schon längst zurück sein."

„Jim sagte, sie wollten baden gehen," war die Antwort. „Doch seht, hier kommen sie schon."

Bei diesen Worten traten drei Soldaten in die Hütte, zwei davon aus voller Kehle lachend, der dritte mürrisch und schweigend. Cutter bemerkte, daß der Letztere nur einen Ueberrock und ein Paar ganz zerlumpte Hosen trug.

„Warum seid ihr so lange ausgeblieben?" fragte der Corporal.

„Wir haben uns mit den Yankees gebadet und irgend ein Hallunke hat Jim Mudge's Kleider gestohlen; wir mußten sonach warten, bis er Etwas zum Anziehen bekam. — Wer ist denn unser Gast dort?" fuhr der Sprechence weiter, indem er auf Cutter deutete.

„Es ist ein Fremder; er gehört zum dreiundzwanzigsten Mississippi-Regiment und hat seinen Weg verloren, deßhalb habe ich ihm eine Nachtherberge angeboten."

Der mürrische, nur halbangekleidete Rebellensoldat war unterdessen dem Fremden näher getreten und betrachtete denselben mit steigendem Interesse. „Da soll mich doch gleich der Teufel holen, Kameraden, wenn dieser Hallunke hier nicht meine Uniform anhat. Seht her — in der Mütze muß mein Name stehen!" Dabei riß er dem Spione die Kopfbedeckung ab und die erstaunten Soldaten lasen richtig darin „Jim Mudge."

Die Lage Cutters wurde nun freilich eine kritische, doch verlor er die Geistesgegenwart nicht.

„Nun, was ist denn dabei?" sagte er ruhig, „ich fühlte mich beim Baden nicht behaglich und ging vor den Andern an das Ufer, wo ich — wie ich nun bemerke — eine fremde Uniform anzog. Die meinige muß sonach noch unten am Flusse liegen."

„Das ist eine Lüge!" rief der mit Recht entrüstete Mudge, „am ganzen Ufer befand sich auch nicht ein einziges Kleidungsstück mehr."

„Dann muß irgend Jemand meine Kleider gestohlen oder versteckt haben."

„Halt's Maul!" donnerte ihm der nun ganz in Wuth gerathene Mudge entgegen; „ich glaube, Du bist nichts anders als ein Yankee-Spion. Kommt, Kameraden, wir wollen ihn auf die Wache bringen; ist er unschuldig, so soll er sich morgen ausweisen."

„Ganz recht so," entschied der Corporal; „schafft ihn fort!" —

Es währte nicht lange, bis der kühne Abenteurer in sicherem Verwahr saß. Die Wachtstube, welche sich in einem nothdürftig hergestellten Bretterhause befand, war sehr geräumig und außer Cutter waren nur noch drei oder vier Arrestanten darin. War er auch nicht muthlos geworden, so fühlte er doch das Bedenkliche seiner Lage und so begab er sich alsbald in eine Ecke des Zimmers, wo er auf einer Bank Platz nahm. Er übersah die Räumlichkeiten und bemerkte wohl, daß es ein Leichtes sei, durchzubrechen, aber er wußte auch, daß außerhalb des Gebäudes zahlreiche Wachen aufgestellt waren,

Digitized by Google

die zu durchbrechen wohl ungleich schwerer fallen dürfte. Trotz seiner gefährlichen Lage, machte sich die Natur geltend und er verfiel in einen leichten Schlummer, aus dem er aber bald durch Stimmen außerhalb des Wachthauses geweckt wurde. Er rieb sich die Augen und lauschte, dann preßte er das Ohr dicht an eine Oeffnung in der Bretterwand. Ohne Zweifel war es ein höherer Officier, welcher seinem Diener Befehle ertheilte:

„Habe Acht, daß mein Pferd wie auch das Deinige gut ausgeruht und gefüttert ist. Es wäre wohl am Besten, wenn Josh noch mit einem andern Sattelpferd uns begleiten würde, denn wir haben einen langen Ritt vor uns."

„Wie weit wohl, General?"

„Das kann ich noch nicht genau bestimmen. Meine Brigade, unterstützt von zwei anderen und leichter Artillerie, soll in der Nacht vom Dienstag auf Mittwoch den linken Flügel des Feindes überfallen, während die Kavallerie sich der Munition und des Proviants desselben bemächtigen soll. Finde dich deßhalb kurz nach Mitternacht vor meinem Zelte ein und vergesse den Whiskey nicht."

„Ich werde Alles in Ordnung haben, General!"

Die Beiden entfernten sich und Cutter fuhr auf, wie aus einem tiefen Schlaf erweckt. Tage- oder gar wochenlang hätte er sich in dem Rebellenlager aufhalten können, ohne eine so wichtige Nachricht zu erfahren, und er gelobte sich, das Aeußerste zu wagen, um seine Freunde zu warnen. Dem Plane folgte alsbald die Ausführung.

Es mußte wohl Mitternacht sein, denn die Wachen lösten sich ab, worauf Cutter gewartet hatte, als er plötzlich mit dem ganzen Körper auf den Boden fiel, so daß das Haus erschüttert wurde. Die übrigen Arrestanten sprangen sogleich dem Gefallenen zu Hülfe und ebenso traten die nächsten Schildwachen, über das Getöse erstaunt, in das Zimmer.

„Der arme Teufel scheint an Krämpfen zu leiden," bemerkte der später eintretende Wacht-Officier, „weiß Jemand hier, weßhalb der Kranke Arrestant ist?"

Es konnte Niemand die Frage beantworten, denn die Wachen waren erst aufgezogen und die übrigen Stubengenossen konnten selbstverständlich die Ursache seiner Verhaftung nicht wissen.

Der Feldscheer wurde nun berufen, (ein Charlatan wie der größte Theil der amerikanischen Feldärzte) der in seiner Weisheit erklärte, daß dieses ein sehr schlimmer Fall sei, den er jedoch zu bewältigen hoffe, wenn der Kranke alsobald in das Feldlazareth gebracht würde.

Vier Mann ergriffen sodann den anscheinend leblosen Körper Cutters und trugen ihn nach dem nahen Krankengebäude, wo unser Freund bald wieder zur Besinnung kam.

„Nun, wie geht es Dir?" — fragte der Arzt, als Cutter wieder die Augen öffnete.

„Ganz herzlich schlecht!" war die Antwort, durch einen schweren Seufzer begleitet.

„Na, nur nicht gleich so ängstlich," erwiederte der Arzt, „wollen schon sehen, daß Du wieder davon kommst, hier nehme dieses Pulver, Du wirst dann ruhig schlafen können."

Cutter schien das Pulver zu nehmen, doch kaum hatte der Arzt das Zimmer verlassen, als die Medizin auch schon auf dem Boden lag. Da er einmal aus dem Wachthaus entwischt war, ging seine ganze Aufmerksamkeit dahin, nun auch aus dem Lazarethe zu kommen. Zuerst musterte er genau das Krankenzimmer, in welchem er sich befand. Dasselbe enthielt eine große Anzahl von Feldbetten, welche alle besetzt zu sein schienen. Auf dem nächsten Bette lagen verschiedene Schindeln und Bandagen, von welchen Cutter geschickt einige unter seine Decke zu schaffen wußte. Am andern Ende des Zimmers standen ein Paar Krücken, und als der einzige Wächter durch sein lautes Schnarchen bekundete, daß von ihm aus keine Entdeckung zu befürchten sei, entledigte sich der Spion seiner Schuhe und holte die Krücken, welche er dann an sein Lager stellte. Geräuschlos und mit der äußersten Vorsicht entledigte er sich nun der Uniform, band sich die Schindeln fest an das Knie und bekleidete sich dann wieder, stets unter der Decke arbeitend.

Getrost sah er nun dem Morgen entgegen und verfiel in Schlummer, aus dem er erst durch die Strahlen der bereits hochstehenden Sonne erweckt wurde. Dies war nun frei-

lich nicht nach seinem Plane, indem er beabsichtigt hatte, noch vor Anbruch des Tages einen Fluchtversuch zu wagen, und es war ihm unerklärlich, daß man ihn noch nicht aufgesucht hatte; vielleicht waren jedoch die Soldaten, welche ihn arretirt hatten, auf Posten, und hielten ihn für so sicher verwahrt, daß keine Eile nothwendig sei.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Gärtner und Blumenliebhaber wollen wir nicht verfehlen, beim Wechsel des Jahres auf Neubert's Garten-Magazin (Verlag von G. Weise in Stuttgart) aufmerksam zu machen. Der uns vorliegende 17. Jahrgang (1864) enthält soviel Interessantes als Practisches und wollen wir aus dem reichen Inhalt nur einige Aufsätze anführen: „Beiträge zur Rosencultur." „Notizen über Topfstauden." Das amoniakhaltige Läuterungswasser aus Gasfabriken." „Ein Besuch in Sieckmann's Georginen-Garten in Köstritz." „Ueber Gärtner-Lehranstalten." „Notizen über einige dankbare Frühlings-Zwiebelpflanzen." „Bemerkungen über Blumengruppen." „Einiges über Verbenen-Cultur." „Sedum als Gruppenpflanze." „Neuer rother Blätterkohl." „Südamerikanische Seifenrinde." „Unverwelkliche Blumenbouquets." „Beitrag zur Ausschmückung der Gärten." „Ueber Kalkdüngung." „Ueber Sommerstecklinge von Gesträuchen." „Beitrag zur Erika-Cultur." „Der Fächerspalier des Weinstocks." „Notizen über Lilien." „Beitrag zur Gardenien-Cultur." ꝛc. ꝛc. Außerdem zerfällt der Inhalt in folgende Hauptabtheilungen: I. Vermischte Aufsätze. II. Frage- und Antwortkasten. III. Blumen- und Pflanzenausstellungen. IV. Literaturberichte. V. Briefkasten. VI. Anzeigen und Empfehlungen. VII. Personalberichte. VIII. Abbildungen nebst Beschreibungen. IX. Prämienbild. X. Allerlei. Der Herausgeber Dr. Wilhelm Neubert bewährt seinen alten Ruf als eine der ersten Autoritäten in seinem Fache. Durch ansprechende Schreibart und treffliche Auswahl der Aufsätze weiß er das Blatt seinen Lesern unentbehrlich zu machen. Daher dessen große Verbreitung in mehr als 3000 Exemplaren. Die Anschaffung wird durch den billigen Preis, 18 kr. für die Lieferung von 2 Bogen und 2 Abbildungen, sehr erleichtert. Außerdem erhalten die Abonnenten eine Gratisprämie in Oelfarbendruck — voriges Jahr war es ein prächtiges Rosenbouquet — welche eine für Gärtner und Blumenliebhaber sehr wünschenswerthe Zimmerzierde abgibt. — Die erste Lieferung des Jahrgangs 1865 ist erschienen und in jeder Buchhandlung einzusehen. Als Prämie zu diesem Jahrgang ist ein Pelargonien-Bouquet in Oelfarbendruck versprochen.

Verschiedenes.

In Saint-Cloud befand sich kürzlich bei Gelegenheit eines Kirchweihfestes eine junge, elegante Frau mit ihrem kleinen Knaben an der Hand und einem noch kleineren Kinde, welches die Bonne auf dem Arme trug, plötzlich in einem solchen Menschengedränge vor der Bude eines Seiltänzers, daß sie weder vorwärts noch rückwärts konnte und ängstlich nach einem bekannten Gesichte umschaute. Da nähert sich ihr ein Herr in gesetztem Alter mit äußerst wohlwollender Miene und bot ihr an, den Kleinen tragen zu wollen, der, von dem Menschengedränge bald erstickt, ein entsetzliches Geschrei erhob. Die Dame, theils durch das freundliche, zutrauenerweckende Wesen des Fremden gewonnen, theils durch die Verlegenheit, in der sie sich befand, bewogen, nahm das Anerbieten an, das ihr wie von der Vorsehung gesandt erschien, erlaubte es gern, daß der Herr ihren Kleinen in die Höhe nahm und folgte dann nebst der Bonne dicht hinter seinen Schritten der Bahn, die er durch die Menge brach. Als man glücklich durch das Gedränge gelangt war, wollte sie ihrem großmüthigen Beschützer eben danken und sich von ihm trennen, um sich auf den Bahnhof zu begeben, als sie sich umblickend einen anderen Herrn gewahrte, welcher sie auf eine befremdende Weise betrachtete und Miene machte, ihr zu folgen. Daher nahm sie dankerfüllt von Neuem an, als ihr Be-

Digitized by Google

gleiter sich erbot, mit bis zum Bahnhof zu gehen. Der Andere hielt sich immer dicht hinter ihr, was sie sehr beunruhigte; was sollte sie thun? Sie entschloß sich endlich, sehr rasch zu gehen, und falls ihr Verfolger etwa gleichfalls ein Billet lösen und in dasselbe Coupé steigen sollte, den wohlwollenden Beschützer zu bitten, sie bis nach Paris zu begleiten. Plötzlich wendete sich dieser um, und da er den Andern gewahrte, welcher ihnen folgte, wechselte er die Farbe, setzte schnell den Kleinen nieder und wollte eben das Weite suchen, als der Andere, welcher ein Polizeiagent war, ihn plötzlich am Arme ergriff und zu der Dame sagte: „Sehen Sie nach, ob Sie noch Ihr Portemonnaie haben?“ Die Dame durchsuchte ihre Taschen und rief fast zitternd vor Schrecken: „Nein, mein Herr, ich habe es nicht mehr, auch meine Kette, meine Uhr, mein Armband sind fort!“ „Nun, so kommen Sie mit bis zum nächsten Wachtposten, dort sollen Sie Alles wieder bekommen, denn Ihr Begleiter, den ich überwache, ist ein verschmitzter Gauner, den ich gleich im Verdacht hatte, daß er Ihnen nicht umsonst gefällig sein würde.“

Herr Krupp, dessen Fabrikerzeugnisse sich in dem eben beendigten Kriege so glänzend bewährt haben, hat zwar die ihm angebotene Erhebung in den Adelstand ausgeschlagen, dem Commerzienrathtitel aber ist er nicht entgangen. Als nach Verleihung desselben die Gattin des genannten Herrn von einer Freundin mit „Frau Commerzienräthin“ angeredet wurde, soll sie gesagt haben: „Lassen Sie das nur! Sagen Sie nur immer Frau Krupp zu mir: es gibt sehr viele Commerzienräthe in Preußen, aber es gibt nur einen Krupp!“

(Richtige Bemerkung. Ein eifriger Leser von öffentlichen Anzeigen und Bekanntmachungen theilt seine Beobachtungen über die Wirkung solcher Anzeigen mit folgenden Worten mit: erste Anzeige — man sieht sie nicht; zweite — man sieht sie wohl, lieset sie aber nicht; dritte — man lieset; vierte — man sieht nach dem Preise; fünfte — man spricht mit der Frau davon; sechste — man bekommt Lust zu kaufen; siebente — man kauft. Tropfen höhlen den Stein aus. —

Eine junge Dame hatte einen ihrer Anbeter verloren und dieser Todesfall hatte Aufsehen erregt. Ein Freund besuchte sie, und da er sie über dem Citherspielen antraf, sagte er mit Bedremden zu ihr: „Mein Gott, ich glaubte Sie in Verzweiflung zu finden.“ „Ach, mein Herr,“ versetzte sie in einem rührenden Tone, „gestern hätten Sie mich sehen sollen.“

In einer fröhlichen Gesellschaft sang der Schauspieler Dugazon einige heitere Lieder aus dem Stegreif. Man fragte nach dem Verfasser. Dugazon legte die Hand auf's Herz, um sich als solchen kund zu machen, und rief aus: „Schenkt aus dem Verfasser ein!“ — „Das Herz trinkt nicht,“ erwiderte Jener. — „Meins trinkt,“ sagte Dugazon, „denn ich hab' es auf der Zunge.“

Es saßen nur zwei Gäste im Schenkzimmer und beklagten sich bei dem Wirth, daß der Aufwärter so langsam sei. Da las der Wirth dem Aufwärter den Text und sagte im Zorne: „Er langsamer Kerl! nicht mal zwei lumpige Gäste kann Er bedienen, was soll erst werden, wenn das ganze Zimmer voll ist!“

Als der Buchhändler Hellwig zu Wittenberg dem Professor Taubmann Romane zeigte, mit der Bemerkung, er wundere sich, daß solche elende Schriften verlegt würden, entgegnete Taubmann schnell: „Es sei ja gut, daß solche Bücher verlegt würden!“

Räthsel.

Die Ersten frißt das liebe Vieh,
Doch auch die Schneider brauchen sie,
Die Dritte — werdet nur nicht bange,
Gleicht an Gestalt der bösen Schlange.
In's Ganze steckt Mancher fremde Augen,
Wenn die eigenen nicht mehr zum Sehen taugen.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Unterhaltungsblatt

der

Neustadter Zeitung.

No. 157. Samstag den 31. December **1864.**

In den letzten Stunden des Jahres.

So steh'n wir denn von Neuem an den Pforten
Des neuen Jahres unsrer Lebenszeit!
Es drängt das Herz uns fast zu Wehmuthsworten,
Von selbst verstummt nun Schmerz und Fröhlichkeit.
Das alte Jahr war uns so lieb geworden,
Es trug mit uns so manches stille Leid,
O darum wird's so bang uns im Gemüthe,
Als ob ein Freund auf ewig von uns schiede.

Denn mußt' auch uns manch Lebensglück erblassen,
Erscheint der Schmerz doch sanfter jetzt und mild;
Hat es uns doch auch manches Glück gelassen
Und manchen unsrer Wünsche uns erfüllt! —
Dort aber naht sich uns in finstern Massen
Das neue Jahr, ein ernstes Nebelbild, —
Wer schaut hinein in die verborg'nen Grüfte,
Wer ist's, der uns den dunkeln Schleier lüfte?

Gott ist's! O schaut zu ihm am Jahresmorgen,
Er führt euch Alle auf der rechten Bahn;
Wer ihm vertraut, ist immerdar geborgen,
Bricht einst auch Sturm und Wogendrang heran! —
Wohl bringt das neue Jahr euch neue Sorgen,
Doch wird euch auch manch stille Freude nah'n,
Und wollt ihr glücklich sein, so hört die Lehre:
Lebt immer so, als ob's das letzte wäre!

Ueber den Tennessee-Fluß.

Eine Episode aus dem amerikanischen Kriege.

(Schluß.)

Eben ging man daran, das Local zu einigen, als er die Bemerkung eines Wächters hörte, man müsse sich eilen, da die Aerzte bald kommen würden. Nun war der Augenblick für den Spion gekommen, zu handeln, oder er war verloren. Mit matter Stimme flehte er den nächststehenden Wächter an, ihm ein Stückchen Papier und Schreibzeug zu geben, was er auch alsbald erhielt und worauf er einige Zeilen schrieb und dann das Papier ruhig in die Tasche steckte.

Während des Auskehrens verließen mehrere Reconvalescenten ihre Lager und ihnen schloß sich Cutter ungehindert an. Auf die Krücken gestützt durchhinkte er das Zimmer und begab sich in den daranstoßenden Garten, wo er sich bald hier, bald dort, anscheinend in der größten Ermattung, niederließ. So erreichte er das Thor, wo ihn eine Schildwache anrief, der er das vorher von ihm geschriebene Papier einhändigte, worauf stand:

„Man lasse Vorzeiger dieses, John Warren, passiren. Derselbe begibt sich in meinem Auftrage zu dem 34. Georgia-Regiment.

Capt. Clint. Haslett,
Commandant der Comp. A. 34. Georgia-Regiment „Im Hospital."

„Dies ist zwar nicht ganz ordnungsgemäß," bemerkte die Schildwache, „wird aber schon seine Richtigkeit haben. Schnurrig ist's freilich, daß sich der Capitän einen lahmen Boten aussucht."

„O, das hat seine Ursache," war die Antwort, „denn was ich für den Capitän zu besorgen habe, kann eben kein Anderer thun," und dabei hinkte er weiter.

Dieses Papier nebst seiner Uniform, dem lahmen Beine und den Krücken verschafften ihm auch freie Passage bei den übrigen Posten und endlich — endlich war er außerhalb der Lager am Ufer des Flusses angelangt.

Hier wartete er, im Gebüsche versteckt, bis eine Patrouille vorüber war, dann ent-

Digitized by Google

lebigte er sich seiner Krücken, Schindeln, Bandagen, sowie seiner Uniform bis auf die Unterkleider und warf sich dann mit einem mächtigen Sprunge in die Wellen, wo er unter dem Wasser fortschwamm, bis er beinahe die Mitte des Stroms erreicht hatte.

Die Patrouille, durch das Plätschern im Wasser aufmerksam gemacht, sandte dem kühnen Schwimmer bei dessen Auftauchen einige Kugeln nach, welche ihn nicht trafen, und ohne weitere Beschwerde erreichte Cutter das unionistische Lager, wo er alsbald dem Befehlshaber Nachricht von seiner Mission gab. —

Der feindliche Ueberfall wurde zur festgesetzten Zeit versucht; aber anstatt unvorbereiteter Massen fanden sich die Rebellen kampfbereiten Colonnen gegenüber und mehr als 1000 derselben wurden gefangen.

Eine moderne Tragödie.

Der Norddeutschen Allgemeinen wird durch einen Privatbrief folgender furchtbare Vorfall mitgetheilt, der sich in San Joan do Rei, in der brasilianischen Provinz Minhas Geraës zugetragen haben soll, und welcher sehr an den unfreiwilligen Vatermord des Oedip erinnert.

Vor einigen Jahren bebauten Antonio Magelhaëns und seine Frau Margerida eine kleine Fazenda in der Nähe von Pilas de Taipa, am Parchiba-Fluß. Ihr einziger Sohn, Melchior, ein junger, vortrefflicher Mensch von achtzehn Jahren, half ihnen bei der Arbeit, die kleine Familie lebte glücklich und einig. Eine entsetzliche Prophezeihung zerstörte dies Glück. Melchior beging die Schwäche, eine alte Mulattin, welche sich mit Wahrsagen abgab, um seine Zukunft zu befragen, und die noch größere Schwäche, an ihre Prophezeihung zu glauben. „Sie werden Ihren Vater und Ihre Mutter tödten!“ hatte die alte Frau ihm gesagt. Melchior betete seine Eltern an. Von diesem Augenblick an hatte er nur noch die eine Idee, weit fort über den Ocean zu gehen, um sie nie wieder zu sehen und um jeden Preis das Verbrechen zu vermeiden, an das er nur mit Schaudern denken konnte. Ohne Wissen seiner Eltern schiffte er sich ein, wurde Matrose, Arbeitsmann, Kaufmann; in keiner Unternehmung hatte er Glück, und wie durch eine unwiderstehliche Gewalt nach Brasilien zurückgezogen, kehrte er nach sechsjähriger Abwesenheit dorthin zurück, aber er ließ sich in einer entfernten Provinz nieder, zu Passagem, bei San Joan do Rei, in der Provinz Minhas Geraës. Er veränderte seinen Namen und wurde Feixos, d. h. Aufseher der Feldarbeiter in einer Fazenda. Seine Thätigkeit, seine Intelligenz, seine Kenntniß des Landbaues zogen bald die Aufmerksamkeit auf ihn. Der Besitzer der Fazenda war Wittwer und hatte eine Tochter, welche für Melchior eine starke Zuneigung faßte; der junge Mann liebte sie auch und wurde ihr Gatte. Zwei Jahre lang ging Alles gut; die Ehe war glücklich. Melchior hatte seine Eltern nicht vergessen, aber er zitterte schon bei dem Gedanken, sie wiederzusehen, und bewahrte deßhalb sorgfältig sein Geheimniß. Dieser Gedanke und eine Eifersucht, zu der seine Frau ihm durchaus keinen Grund gab, verliehen ihm einen etwas düsteren Charakter, aber er blieb doch stets ein tüchtiger Mann und ein guter Gatte. Unterdeß führte der Zufall den alten Magelhaëns und seine Frau, welche schon viele vergebliche Nachforschungen angestellt hatten, auf die Spur des verlorenen Sohnes. Ein Neger, der ihm ehemals angehört hatte, kam durch Verkauf nach der Provinz Mina Geraës, wo er zufällig Melchior wieder traf. Er sprach von seiner Entdeckung mit einem Kaufmann, der von dem Verschwinden des Melchior Magelhaëns gehört hatte, und so kam die Nachricht auch zu den Eltern. Der verlorene Sohn war wieder gefunden. Die greisen Eltern machten sich auf den Weg und kamen nach Passagem, ohne Jemand davon zu benachrichtigen. Sie hatten sich nach Allem genau erkundigt und hofften ihren Sohn zu überraschen; derselbe war aber nicht zu Hause, er war einige Meilen fortgegangen, um Vieh zu verkaufen. Antonio und Margerida gaben sich ihrer Schwiegertochter zu erkennen und erzählten ihr von ihrem Schmerz und ihrer Verzweiflung beim Verschwinden des Sohnes. Die junge Frau

Digitized by Google

nahm sie mit herzlichster Gastlichkeit auf, und da sie müde waren, bot sie ihnen ihr eigenes Bett an, bis ein passendes Zimmer zu ihrer Aufnahme hergerichtet wäre. Da Melchior am Abend zurückkommen sollte, ging sie ihm entgegen, um ihn zu benachrichtigen, und um die Erste zu sein, welche ihm eine, wie sie meinte, so glückliche Nachricht mittheilte. Melchior kam sehr vergnügt zurück; er hatte ein vorzügliches Geschäft gemacht. Um schneller heimzukommen, nahm er einen näheren Weg und durcheilte die Strecke im Galopp. Während seine Frau ihn auf der großen Straße suchte, traf er schon zu Hause ein. Er tritt ein; die Nacht war plötzlich gekommen, wie das in jenen tropischen Gegenden geschieht, wo es keine Dämmerung gibt. Er wendet sich nach der Schlafstube und hört das regelmäßige Geräusch des Athmens. Er glaubt, daß seine Frau sich niedergelegt habe und schlafe. Er streckt die Hand aus und entdeckt zwei Menschen in dem Bett. Er fühlt einen Bart, einen Männerkopf; eine Frau ruht an seiner Seite. Kein Zweifel mehr, er ist verrathen. Der Unglückliche ergreift sein Messer und tödtet beide. Kaum hatte er seine Rache befriedigt, als er die Stimme seiner Frau hörte. Da sie ihren Gatten nicht getroffen, war die junge Fazendera zurückgekommen. Sie zündet eine Lampe an; sie sieht ihren Mann unbeweglich, bleich, mit verwirrten Blicken; sie sieht das Leinen blutig. Die Vorhersagung war erfüllt: Melchior hatte seinen Vater und seine Mutter ermordet! Mit einem Blick hatte er Alles begriffen. Aber die Gemüthsbewegung war zu groß, als daß sein Geist sie hätte ertragen können. Er ist wahnsinnig geworden.

Gemeinnütziges.

(Das Schimmeln von allerlei Sachen zu verhüten.) Stark riechende Substanzen, namentlich die ätherischen Oele, haben die merkwürdige Eigenschaft, die Entstehung des Schimmels selbst dann zu verhüten, wenn sie in sehr geringer Menge angewendet werden. Dinte, Kleister, Leder und Samen haben besonders viel Neigung zum Schimmeln. Dinte bewahrt man durch hineingelegte Gewürznelken vor dem Schimmeln. Dieselben Dienste leistet Lavendelöl oder irgend ein anderes ätherisches Oel. Aetherische Oele verhindern auch das Schimmeln des Leders. Juftenleder ist dem Schimmeln deßwegen nicht unterworfen, weil es mit Birkenöl getränkt ist. Nur ein paar Tropfen eines flüchtigen Oels reichen hin, viele Bücher mit Lederneinbänden vor dem Schimmeln und Dumpfigwerden zu bewahren. Außerordentlich leicht schimmelt der Kleister. Alaun, den die Buchbinder ihm zuzusetzen pflegen, erhält ihn länger brauchbar; aber Terpentinöl erfüllt diesen Zweck noch viel besser. Auch andere stark riechende Oele, wie Lavendelöl, Pfeffermünzöl, Anisöl ꝛc. sind, selbst in geringer Menge, sehr wirksam. Auch um Samen, besonders wenn er weit über die See verschickt wird, vor dem Verderben zu sichern, können ätherische Oele sehr nützlich gebraucht werden.

Lesefrüchte.

Die Natur hat der Frau gesagt: Sei schön, wenn du kannst; weise, wenn du willst; aber sei geachtet, das ist durchaus nöthig.

Gemeinschaftliche Leiden knüpfen zwar die Herzen fester an einander, aber davon sind Mangel und Schulden ausgenommen. Sie machen die Herzen kalt.

Verschiedenes.

(Kirchhofs-Reclame.) Daß man auch in Konstantinopel Reclame, und zwar auf dem Friedhofe zu machen versteht, beweist folgender Fall, dessen Richtigkeit verbürgt werden kann. „In Pera — so erzählt ein Reisender — besichtigte ich den Friedhof, der an schönen und prunkvollen Monumenten reich ist. Ein Grabmal vor allen anderen fesselte meine Aufmerksamkeit durch den Reichthum seiner Verzierungen; der hier begraben liegt, dachte ich, muß zu

Digitized by Google

den ersten Männern der Stadt gehören, und ich begann die Grabschrift zu lesen, deren goldene Buchstaben wie gewöhnlich nichts als Gutes und Lobenswerthes dem Verstorbenen nacherzählten, bis ich auf eine auffallende Lücke kam. Das Datum seines Todes war nicht ausgefüllt. „Wie ist das?" fragte ich meinen Führer. — „Ganz einfach", entgegnete dieser; „der Mann lebt und ist frisch und gesund; er hat sich den Stein vor fünf Jahren setzen lassen, am Tage seiner Hochzeit und der Eröffnung seines Gewölbes." — „Wer ist dieser seltsame Kauz?" — „Sehen Sie, weiter will der Mann nichts, als daß die Fremden, wenn sie unsern schönen Kirchhof besuchen und sein Denkmal sehen, neugierig werden und fragen: „Wer ist dieser seltsame Kauz?" Dann antwortet der Cicerone, der Todtengräber, oder wer sonst bei der Hand ist: „Das ist Mr. B. in Puff-Street, der die beste Schuhwichse und Seife in Pera macht. Sehen Sie, dieser Grabstein hat ein gutes Stück Geld gekostet, aber er reutirt sich."

(Eine Aschenbrödel-Geschichte.) Ein Mädchen in einer Ortschaft des Departements Herault hatte, während es in's Bad ging, einen Schuh verloren, welcher von dem Hunde eines Engländers, der sich in der Nähe befand, aufgeschnappt und dem Herrn apportirt wurde. Es war ein Schuh, der für einen Puppenfüßchen gemacht schien, und dieser Umstand erregte die Neugierde des Engländers derart, daß er nicht ruhte, bis er die Eigenthümerin auffand. Das Mädchen war hübsch und die ganze Gemeinde, der Ortspastor mit eingeschlossen, seines Lobes voll. Denn es ernährte ganz allein durch seiner Hände Arbeit seine alte Großmutter, zwei kleine Brüder und eine kleine Schwester. Der Engländer besuchte die neue Cendrillon oft, verliebte sich in sie und in letzter Woche segnete der Pastor den Ehebund des Mr. James Johnson und der Marguerite Simon.

Der alte Zelter in Berlin, der berühmte Gesanglehrer und Freund Göthes, hatte seine Eigenheiten; es war ihm z. B. ein Greuel, wenn ein musikalischer Gedanke nicht zu Ende gebracht wurde. Einst ging er hinter einem Schusterjungen her, der fort und fort „Schöner grüner, schöner grüner Jungfernkranz" sang und diesen Anfang immer wiederholte. Voll Aerger sie Zelter mit seiner Baßstimme ein: „Beild enblaue Seidel" worauf der Junge sich umdrehte und sagte: „Hör'n Se mal! Wenn Sie den Jungfernkranz singen wollen, fangen Se sich'n och an!" —

Mädchen-Andacht.

Sie kommen in Paaren
Mit lächelndem Mündchen
Mitten durch's Kirchlein,
Liebliche Kindchen.

Trippelnde Füßchen,
Seidne Gewänder,
Wogende Federn,
Fliegende Bänder.

Bekritteln die Hüte,
Bekritteln die Spitzen,
Lassen die Aeuglein
In's Antlitz Euch blitzen.

Flüstern, statt auf die
Predigt zu hören.
Weßhalb sie kommen?
Schwer zu erklären.

Während die Köpfchen
Geh'n in die Runde,
Singen sie Psalmen
Mit rosigem Munde.

Daß sie andächtig,
Glauben wir gern:
Andachtsvoll an die,
Nicht an den Herrn.

Auflösung des Räthsels in Nro. 156:
Futteral.

Redaction, Druck und Verlag von D. Kranzbühler jun. in Neustadt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Förster Buchh.
208
46
140
228
298

Digitized by Google